LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

015.43
B612
1880 2

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

APR – 5 1965

JUN 20 1966

L161— O-1096

Bibliothek
Breslau

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1880.

Zweiter Band.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

KAUFMÄNNISCHE RES. SOCIETÄT
Breslau

Jahrgang 1880.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1880.

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/blatterfurliter1880unse_0

015.43
D612
1880²

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1880.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Gespräche am See. Von Alfred Meißner. I. — Neue Gedichte und Dichtungen. Von Rudolf von Gottschall. — Aus Louis Schneider's Leben. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gespräche am See.

I.

Es war im Hochsommer. Der Zufall hatte uns, eine bunte Gesellschaft, am Ufer eines schönen Sees zusammengeführt. Zu vier oder fünf Familien, die sich schon längere Zeit kannten, war ich als neuer Ankömmling getreten. Wir bewohnten eine und dieselbe Pension und suchten allesammt Zerstreuung und Erholung auf ein paar Wochen in Spaziergängen und Wasserfahrten.

Nachmittags war es wunderschön, ruhig unter den grünen Bäumen der Terrasse zu sitzen, von der man die Aussicht auf eine kleine Bucht hat. Der See, der sich hier verengt, dort erweitert, hatte auf diesem Punkte die Gestalt eines breiten Flusses angenommen. Drüben hob sich das Gestade in sanfter Steigung. Man überblickte Felder, Wiesen, Rebenhügel, von kleinen Dörfern und einzelnen Gehöften unterbrochen. Man sah die Dampfer vorüberziehen, Kähne der Fischer ausfahren. Man sah Scharen munterer Tauchenten da und dort einfallen, sich drehen und wenden, man sah große Möven mit ihren silberweißen Flügeln die Wellen streifen. Das konnte die Aufmerksamkeit stundenlang fesseln.

Wieder saßen wir einmal, sechs bis acht Personen, beisammen. Die Damen lasen. Die meisten Pensionen besitzen eine Bibliothek, deren Benutzung den Gästen freigegeben ist. Das ist eine vortreffliche Sitte, die den Reisenden der Mühe enthebt, viel Lektüre bei sich zu führen und ihm besonders in Perioden des Regenwetters zu statten kommt. Die Bibliothek unsers Gasthofs war ganz ungewöhnlich reich. Zu dem ursprünglichen Bücherstamme des Wirths war allerlei hinzugekommen, was Reisende hier gestiftet oder zufällig zurückgelassen hatten. Altes und Neues war da, bunt durcheinander, aus drei bis vier Literaturen.

Allmählich kam ein Gespräch in Gang. Was verlangt man vom Dichter? Diese Frage war aufgeworfen worden, und eine Flut der verschiedensten Ansichten ergoß sich.

„Ich verlange nicht allzu viel", sagte ein Herr in den mittlern Jahren, der, wie ich mancher seiner Aeußerungen entnahm, eine Stelle in der höhern Diplomatie bekleidet hatte; „denn von jener Poesie, welche einst die Ursprache der Menschheit war, ist ja längst keine Spur mehr unter uns vorhanden. Ich verlange Grazie — vor allem Grazie! das Gefällige. Feinen Scherz, gute Laune, Heiterkeit, die Kunst, geistreich zu unterhalten, die einen grauen traurigen Regentag in einen sonnigen verwandelt. Leider findet man auch das selten —"

„Sie wünschen", erwiderte eine Dame mit seelenvollen Augen, die mir als Frau von Porta bezeichnet worden war, „eine Poesie, die vom Ernste des Lebens ablenkt. Ich will eine, die ihn erfaßt. Was der Dichter erzählt, muß Bedeutung haben."

„Gewiß, das will ich auch", war die Antwort. „Doch selbst philosophische Fragen können, in dichterische Form gekleidet, kurz und anziehend behandelt werden. Heine z. B. —"

„Nur keine müßigen Erfindungen!" fiel dem Sprechenden eine zweite Dame, die Hofräthin, ins Wort. „Ich wünsche in große romantische Perioden der Geschichte eingeführt zu werden. Ich suche das Erhabene —"

„O, nur kein allzu hohes Pathos!" rief der Kreisgerichtsrath, ein kräftiger, munterer Mann von gutem

1161668

Aussehen. „Und nichts, was in die Rumpelkammer des Alterthums gehört. Das bleibt unlebendig, wie man es auch anfasse. Nichts Altdeutsches, keine Stiefel Karl's des Großen — und ebenso wenig Altägyptisches, Altassyrisches . . ."

„Wir sind doch unlängst", bemerkte die Gouvernante, die Begleiterin der Hofräthin, mit einem Blick auf diese, „durch drei dicke Bände aus alter Zeit recht angenehm hindurchgekommen. Kennen Sie das «Haus Hillel»? Max Ring ist ein Autor, der wärmere Aufnahme und mehr Leser verdiente. Sein Werk darf keck den Vergleich mit den so vielgepriesenen Büchern von Georg Ebers aushalten —"

„Zustände aus längstvergangenen Zeiten uns gemüthlich näher zu bringen, wird nie gelingen!" rief der Diplomat. „Die Kunst ist kein Beinhaus, kein Museum, kein staubiges Antiquariat. Die Kunst muß mit der Gegenwart gehen, die Tendenzen derselben in sich aufnehmen —"

„Sie haben gewiß recht!" rief ein junger Mann, den ich „Herr Hofmaler" hatte tituliren hören — an welchem Hofe er malte, weiß ich nicht. „Und schon darum: das Wesentliche an aller Kunstschöpfung ist Glaubwürdigkeit; wo diese fehlt, fehlt jeder feste Boden. Und diese kann nur da sein, wo der Schriftsteller nach Modellen arbeitet. Wo er ihrer entbehren zu können glaubt oder sie nicht gehörig studirt hat, bildet er Puppen. Man sagt, der Dichter könne sich in alle Zeiten versetzen: nicht in solche, die zu weit hinter uns liegen. Lese ich im Walter Scott — was allerdings selten genug geschieht —"

„Die Glaubwürdigkeit seiner Gestalten werden Sie doch nicht ableugnen können?" warf die Hofräthin ein.

„Lese ich im Walter Scott, so sehe ich, daß er in einem Lande lebte, wo sich Typen aus alter Zeit erhalten hatten, und sehe ferner, daß er Originale, die er persönlich gekannt, in altes Costüm gesteckt. Doch wozu die Maskerade? Wozu der Umweg? Frisch ins Leben hinein! Dickens —"

„Sie wollen der Gegenwart entnommene Stoffe", mischte sich ein Herr drein, der bisher noch nicht gesprochen. „Damit, glaube ich, kommt man nicht weit, wenigstens bei uns. Wir Deutsche leben in einer erzprosaischen, philiströsen Zeit. Alle unsere Bildungsanstalten und staatlichen Vorkehrungen arbeiten darauf hin, die Gemüther von jeder Ueberspannung zu befreien und das Leben in ruhige Formen einzudämmen. Das Ziel ist schon erreicht; das Leben bietet keine Elemente mehr für die Dichtung dar. Die Schriftsteller fühlen es; da suchen nun etwelche, romanhafte Situationen und excentrische Figuren einzuflechten, und bringen damit eine Disharmonie in ihr Werk, die jedem freiern Gemüth kund wird. Andere werfen sich, um zu reizen, auf die widerwärtige Wahrheit, bringen Pathologisches, bringen Analysen menschlicher Niedertracht, die im Leser nur ein Gefühl des Ekels und eine unbestimmte Traurigkeit hervorrufen. Das kann schließlich der Zweck der Poesie nicht sein."

„Mir scheint", mischte sich jetzt ein braver ältlicher Herr, Doctor Medenis, ins Gespräch, „daß Sie mit Ihren Einwänden gegen Aufnahme von Stoffen aus der Gegenwart den Gegensatz realistischer und romantischer Richtung hervorheben. Zwischen diesen zwei Richtungen schwankt die Dichtung seit alten Zeiten und wird ewig zwischen denselben schwanken. Auch der Geschmack jedes einzelnen neigt mehr da oder dort hin. Die Schilderung der Gegenwart wird immer eine vorwiegend realistische, die der Vergangenheit eine mehr romantische sein. Wer es nun verstände, beide Richtungen, die realistische und die romantische, zu vereinigen, der hätte auch die Bedenken besiegt, die sich gegen die Schilderungen aus der unmittelbaren Gegenwart kehren. Ich behaupte, daß auch unserer Gegenwart die echt poetischen Elemente nicht fehlen, ja im Gegentheil, daß sie an solchen reich ist. . . ."

„Ich dagegen vermisse die Romantik in der Gegenwart vollständig", entgegnete der frühere Sprecher. „Ich lebe in einer mittelgroßen Stadt, wo alle Vorgänge in die Oeffentlichkeit treten. Ich glaube fest behaupten zu können, daß die Chronik von fünf Jahren dort nicht Stoff zu einem einzigen Roman gibt. . . . Unserm modernen Leben fehlen vollständig zwei Potenzen, von denen die Dichtung lebt: die großen Leidenschaften und die Helden, d. h. die großen außerordentlichen Menschen voll Energie, die den Kampf mit ihrer Zeit aufnehmen. Wer von einem eigentlichen Helden in einem modernen Roman oder einem Drama aus der Gegenwart sprechen wollte, würde sich nur lächerlich machen. . . ."

„Warum? Warum?"

„Weil es keine Helden mehr gibt; weil wir sammt und sonders Bestandtheile geworden sind eines immer mächtiger herrschenden Massenorganismus, des Staats. In einem modernen Roman kann man höchstens von einer Centralfigur, nicht aber, oder nur höchst uneigentlich von einem Helden sprechen —"

„Sollte sich im Streit gegen Drangsal, Lüge, Vorurtheil, herrschendes Unrecht, kurz gegen Hinderniß jeder Art Energie und Intelligenz nicht heute noch so heldenhaft bethätigen können, wie ehedem mit der Faust und dem Schwert?"

„Hm . . .", war die Antwort, „wie erklären Sie sich dann die schreckliche Monotonie der jetzigen Romanproduction, in Frankreich sowol wie bei uns in Deutschland? Dort dreht sich Roman und Drama einzig und allein um die Figur der Gefallenen, sei's als verheirathete Frau, sei's als Prostituirte; — hier leben wir in einer anständigern Welt, doch in einer Welt mit fast stereotypen Figuren, die auch nichts Großes erleben."

„Darum fort aus den Kreisen des uns nur allzu wohlbekannten und wohlcultivirten Europa!" rief die Hofräthin. „Und, wenn wir schon nicht in eine große Vergangenheit zurückgehen wollen, dorthin, wo noch das Elementare durchbricht und zur Geltung kommt! Also ferne Länder, Revolutionen, exceptionelle Zustände, wie ich sie

im Buche finde, das ich eben lese; ich verlange, daß mich die Dichtung bis hart an die Grenzen des Wirklichen führe.... Ich suche im Roman das Außerordentliche: ungestüme Leidenschaften, Größe des Geistes, Stärke des Willens."

Eine Stille von mehrern Secunden folgte dieser Aeußerung, welche die Form einer Explosion hatte. Die Dame hatte im Schrank ein altes Buch: Sealsfield's „Morton", gefunden, und man merkte es ihrem Urtheil an, daß sie von dieser Lektüre kam.

„Ich würde denken: bleibe zu Hause und nähre dich redlich!" meinte die süddeutsche Oberamtmannsgattin. „Ich verzichte gern auf große Leidenschaften und starke Helden: beides ängstigt und beunruhigt mich. Ich will in der Dichtung die Welt wiederfinden, die ich kenne. Ich verlange feine Beobachtung, poetische Darstellung dessen, was um mich vorgeht. Es gibt Poeten, die es verstehen, wie aus einem schmalen Fensterchen einen scharfen Lichtstrahl auf einen ganz umgrenzten Raum zu lenken und uns alles darin, auch das Gewöhnlichste, so zu zeigen, daß es uns neu erscheint. Das sind meine Leute! Sie entdecken für uns Welten in unserer unmittelbarsten Nähe. Ich glaube, Figuren, die im Leben an mir vorübergezogen und meinem Gesichtskreise längst entschwunden sind, wieder zu sehen und wieder zu hören: ich sehe ihr inneres Leben mir klargelegt. Und sehr ausführlich muß ein solches Buch sein, wenn es mir gefallen soll — mindestens drei Bände —"

„O mein Gott, drei Bände! Wann kommt man da durch!" —

„Ein Roman muß breit sein. Ich verlange langsame und vollständige Entwickelung. Dabei — eine Fülle von Personen. . . . Unser modernes Leben ist so complicirt; auch dessen Abbild, der Roman, muß complicirt sein" . . .

„Dem widerspreche ich entschieden!" rief der Diplomat. „Nicht breit! Nicht complicirt! Keine Ueberfülle von Personen! Diese lenkt nur vom eigentlichen psychologischen Probleme ab und verdunkelt es mehr, als sie es erklärt. Uebrigens brauchte man zur Lektüre solch eines Werks zwei, drei Wochen anhaltender und gleicher Stimmung. Wo fände man die in unserm modernen Leben?"

„Ich denke", sagte Medenis, „mit dem Umfang der Bücher ist es so: gute können nie zu lang, schlechte nie zu kurz sein, wie man nie lang genug in guter Luft, nie kurz genug in schlechter verweilt —"

Damit entfernte er sich.

Ich stand, während das Gespräch noch eine Zeit lang hin und her ging, an der Uferterrasse und hatte den See vor mir, wo die Möven spielten.

Quot capita, tot sensus! dachte ich bei mir. Stoffe aus der Gegenwart — und nicht aus der Gegenwart; Stoffe aus der Nähe — und nicht aus der Nähe; große Katastrophen — und bescheidenes Stillleben; breite Entwickelung — gedrängte Kürze! Welche Gegensätze in den Ansichten dieser verehrten Zeitgenossen! Soll man sich darüber ärgern, weil es fast unmöglich scheint, eine größere Anzahl von Stimmen auf ein einziges Werk zu vereinigen, oder soll man sich freuen, weil doch jedes talentvollere Werk, welcher Gattung es auch sei, seine Gemeinde von Liebhabern findet? Ach, nur eine kleine Gemeinde! Welches Genre eine große findet, wissen wir — doch laßt uns darüber schweigen — „laßt mich sie euch nicht nennen, keusche Sterne!" . . . Woher diese Zersplitterung? Sie ist nur das Abbild unserer Zersplitterung in allen andern Fragen. Mich aber soll nichts im Glauben beirren, daß man aus unserer heutigen Welt, aus unserer lebendigen Gegenwart nicht herauszugehen brauche, um ein poetisches Werk zu bilden. Was man auch sage, noch ist, noch heute, das Leben neu und frisch; noch gibt es Schönes zu schauen, Interessantes zu finden; noch ist ein Strahl von Poesie auf unser tägliches Leben zu lenken. Erhaltet mir das Auge und den Blick für die Welt, ihr Götter, und bannt mir den Pessimismus fern vom Gemüth! . . . Es gibt auch noch mannhafte Kämpfer, echte Helden. . . .

Ich ging noch diesen Gedanken nach, als zwei barocke Persönlichkeiten, die unserm Kreise angehörten, mich noch ein komisches Nachspiel erleben ließen.

Die eine dieser Persönlichkeiten war Frau von Porta, die Dame mit den seelenvollen Augen und der hagern Figur — nebenbei gesagt eine Dichterin; die andere war der Professor (der classischen Literatur, glaube ich). Er war schon eine ganze Weile mit Frau von Porta auf und ab gegangen. Er zeigte ein zugleich scheues und bedächtiges Wesen. Schwarz gekleidet, einen Cylinder auf dem Kopfe, hatte er etwas vom Schulmeister an sich und etwas vom bessern Lohndiener. . . .

„Die Debatte geht noch immer fort" — hörte ich ihn sagen.

„Sie haben sich nicht daran betheiligt", meinte seine sentimentale Begleiterin, „und wären doch vor allen andern berufen gewesen, uns das Richtige zu sagen." . . .

„Ich betheilige mich nicht gern an einer Debatte, die nur die Oberfläche der Dinge streift und die Basis ganz übersieht", meinte der Professor im vornehmen Tone. „Jetzt reden sie darüber, was dem Dichter vor allem noth thue? Der eine sagt: Grazie, Anmuth, Witz, Geist; der andere: Leidenschaft, Feuer, Schwung; der dritte: Beobachtung, Tiefe, Scharfsinn; der vierte: Erfindung — was weiß ich! Alles Mögliche wird genannt, aber das, was das innerste Wesen eines Dichters bedingt, hat keiner genannt. . . ."

„Und das wäre?" fragte Frau von Porta ängstlich und neugierig zugleich, das Räthsel zu erfahren.

„Sie fragen? Sie, die es in so ausgezeichnetem Grade besitzen!" entgegnete der Professor — ich hätte nie geglaubt, daß er in seine trockene Stimme diesen Ton schwärmerischer Bewunderung legen könne.

„Ich muß fragen, denn ich weiß es nicht", sagte Frau von Porta. „Sie legen meinen schüchternen Versuchen eine viel zu große Bedeutung bei."

„Sagt Ihnen auch der Wellenschlag dieses Sees

nicht, was ich meine?" antwortete der Professor. „Die Grundlage alles poetischen Schaffens ist — Sinn für Rhythmus."

„Versification, meinen Sie?" hauchte Frau von Porta.

„Rhythmus!" wiederholte der Professor feierlich, sich eiligen Schrittes vorwärts bewegend.

Vom Hause her erklang der längst ersehnte Schall der Tischglocke, die die Gesellschaft zum Abendessen rief.

Und sehen wir uns auch oft — sagte ich zu mir — lange vergeblich nach Helden um, die komischen Originale, scheint es, werden nie aussterben! Damit trat ich ins Haus.

Alfred Meißner.

Neue Gedichte und Dichtungen.

1. Neue Lieder eines fahrenden Gesellen von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind. 1880. 16. 2 M. 50 Pf.

Nie werden Trauben süß und schwer
An Haselbüschen reifen,
Der Distelfink lernt nimmermehr
Wie eine Drossel pfeifen.

Sehnsüchtig klagt im Hollerstrauch
Das Nachtigallenmännchen;
Ich singe nach Vagantenbrauch
Beim Klapp der Deckelkännchen.

Der feilt an einer Elegie,
Der schmiedet eine Fabel;
Ich singe in die Winde, wie
Gewachsen mir der Schnabel.

Ich hab's gelernt im grünen Wald
Beim Rauschen alter Föhren,
Und wem mein Singsang nicht gefällt,
Der braucht nicht zuzuhören.

In diesen einleitenden Liederversen haben wir alles, was sich über diese Sammlung sagen läßt: Motto, Probe, Selbstkritik; derselbe frische, unbefangene Ton geht durch das Ganze; es sind lauter leichtfüßige und kurzathmige Lieder. Naturbilder, Reiseabenteuer, Anekdoten, Sagen lösen sich ab: doch alles ist in gleicher Art behandelt; auch die Sage erscheint leicht geflügelt und nicht mit pomphafter poetischer Schleppe.

Die volksthümliche Lyrik und Epik neuer Zeit, wie sie besonders in den Gedichten von Scheffel und Wolff vertreten ist, hat sich von den romantischen Künsteleien frei gemacht, einen naturwüchsig flotten Ton angeschlagen, der nur wohlthuend wirken kann. Auch Rudolf Baumbach kämpft unter ihren Fahnen, und wir müssen dem Dichter das Zeugniß ausstellen, daß wir nirgends etwas Verkünsteltes und Verzwicktes in seinen Liedern bemerkt haben, daß alle denselben leichten Guß und Fluß einer anmuthig schalkhaften Natürlichkeit zur Schau tragen, und daß einige in ihrem zierlichen architektonischen Strophenbau uns wie Miniaturkunstwerke gemahnen. In ihrem Genre sind sie tadellos und vollendet, so z. B. das folgende niedliche Gedicht, das an Rückert's „Die Göttin im Putzzimmer" erinnert, aber noch reicher an sinnigen Gedanken ist:

Liebchen.

Liebchen heut' in Gesellschaft geht,
Zeigt sich in raschelnder Seide,
Fragt mich, wie ihr das Hütchen steht
Und die Schleppe am Kleide.

Wie ich die schlanke Jugendgestalt
Mustre mit prüfenden Blicken,
Rieselt ein Schauer mir eisig kalt
Plötzlich hinunter den Rücken.

Alles vom Stiefelchen bis zum Hut
Sitzt dir wie angegossen,
Aber wie viel unschuldiges Blut
Ist um dich, Theure, geflossen!

Seidenwürmer wol tausend und mehr
Mußten ihr Leben lassen
Für den Stoff, den du hinter dir her
Schleppst durch die staubigen Gassen.

Für dein zierliches Stiefelpaar
Mußte ein Kälbchen verenden,
Und Hermeline ein Dutzend gar
Mußten die Fellchen dir spenden.

Deine Handschuhe glatt und weich
Gab dir ein blökendes Lämmlein,
Und die Schildkröt' im kühlen Teich
Lieferte dir das Kämmlein.

Walfisch schwamm im eisigen Meer
Fröhlich hin und wider:
Stirb und gib dein Fischbein her!
Liebchen braucht es fürs Mieder.

Pfeilgetroffen ein Elefant
Mußte im Urwald erblassen,
Hat für den Fächer in deiner Hand
Leben und Zähne gelassen.

Sterbend gab dir der Wüstenstrauß
Wallende Federn als Steuer. —
Trinke auch mir die Seele aus,
Reizendes Ungeheuer!

Solche kleine Pointen finden sich häufig in diesen poetischen Schnitzarbeiten; es sind epigrammatische Abschlüsse, doch ohne Heine'sche Böswilligkeit. „Tristan und Isolde" schließt mit dem Vers:

Ich aber schreibe die Schlußmoral,
Gewärtig eures Dankes:
Nimm, Dürstender, nie zu leicht die Wahl
Des Labung spendenden Trankes.

In der „Warnung" erzählt der Dichter, wie die spinnende Ahne ihn gewarnt hat:

„Wenn Buben dich locken,
So folg' ihnen nicht!"

Schon längst schloß der Alten
Die Lippen der Tod.
Ich habe gehalten
Getreu ihr Gebot.

Und ward doch in Gruben
Gelockt und umgarnt —
Ich war nur vor Buben,
Nicht Mädeln gewarnt.

Drei Knaben sehen im Traum die himmelblaue Blume und suchen sie. Der erste findet ein Kästlein mit Geschmeide, der zweite ein mußbraun Mädel; beide kümmern sich nicht mehr um die blaue Blume:

Der dritte, ach, der dritte
Kam nimmermehr nach Haus,
Er sucht die Blume noch heute,
Und sehen ihn die Leute,
So lachen sie ihn aus.

Ergötzlich ist die Schilderung des Käsperletheaters; auch hier fehlt es nicht an einer Schlußmoral:

Stellt mir künftig wer ein Bein,
Weiß ich, wie ich's mache:
Gleich dem tapfern Käsperlein
Schlag' ich drein und lache.

Auch allerliebste Naturbilder finden sich in der Sammlung. Die Metaphern sind bisweilen originell, wie z. B. wenn der Dichter die Winde die Winterhandschuhe ausziehen läßt; aber auch die ausgeführten Allegorien aus dem Naturleben haben ihren Werth, so z. B. wenn er uns die Thätigkeit der Biene schildert, die ihm nur ein Vorbild ist, alle Wirthshäuslein, dürstend nach dem edeln Seim, zu besuchen. Die folgenden Verse sind in der That von duftiger Lieblichkeit:

Aus dem frischen Grün der Au'n
Blickten Aeuglein golden,
Und den Busch am Gartenzaun
Schmückten weiße Dolden.
Röslein stand am Bergeshang,
Quendel auf der Heide,
Und die weiße Winde schlang
Ranken um die Weide.

Sieh, da kam zu guter Stund'
Biene angeflogen,
Hat die Winde bis zum Grund
Durstig ausgesogen.
Drauf zum weißen Hagedorn
Zog sie hin zur Tränke,
Und der blaue Ritterſporn
War die dritte Schenke.

Ohne Rast und ohne Ruh
Flog die emsige Biene:
Vom geleerten Frauenschuh
Ging's zur Balsamine,
Weiter drauf zu Rosmarein,
Augentrost, Gamander —
Wie die bunten Wirthshäuslein
Heißen miteinander.

Einen langen Sommertag
Trank sie, sang und summte,
Bis der Glockenblume Schlag
Feierabend brummte,
Bis die Blumen roth und blau
Ihre Thüren schlossen
Und die Wolken schnöden Thau
Auf die Erde gossen.

In den mehr parodistischen Gedichten finden sich bisweilen etwas zu auffallende Anklänge an Scheffel, so z. B. in dem Gedicht „'Raus", in welchem das aus dem „Gaudeamus" bekannte römisch-germanische Pathos herrscht. Im ganzen wird die Sammlung allen Lesern ein heiteres Genügen gewähren.

2. Wein-Album. Gedichte von Helene von Engelhardt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Glück der Liebe haben seit Sappho hundert Frauen besungen; aber der Wein ist für die weibliche Lyrik bisher ein noli me tangere gewesen. Eine Sappho mit einem Spitz . . . horreur! müßte da die gestrenge Kritik ausrufen. Diese Furcht hat die Frauen bisher abgehalten, der Lyrik der Männer diesen seit Jahrtausenden bevorzugten „Stoff" streitig zu machen. Helene von Engelhardt hat den alten Bann gelöst: sie erscheint mit einer poetischen Weinkarte, auf welcher sich Rheinwein und Maiwein, Ungarwein, Champagner, Marsala, Brosecco und Capo d'Istria finden; alle diese Sorten credenzt uns die vielgewandte und vielgewanderte lyrische Hebe. Und sie lächelt dabei ganz anmuthig, und sie hat ein Recht dazu; denn ihr poetischer Wein ist echt und perlt oft recht munter im Glase. Gute Weine in schlechten Versen würden uns wenig munden; doch die Verse der Dichterin sind gut.

Die Sammlung beginnt mit einem „Bowlenlied", das den Kellermeister in einem alten Kloster feiert, der die Kunst verstand, eine gute Bowle zu brauen:

Und weil die Kunst ja doch so lang
Und gar so kurz das Leben,
So übt der Alte seine Kunst
An jedem Tage eben;
Die Andern sangen Kyrie —
Der Kellermeister lächelt stumm
Und braut mit edlem Eifer stets
Den Trank fürs Refectorium.

Die „Rheinweinhumoreske" beginnt mit dem Vers:

Stoß an! grün muß das Weinglas sein!
Grün, grün!
Grün ist die Myrt' und das Lorberreis,
Des Liebenden Glück, und des Künstlers Preis,
Und grün ist die Rebe, und grün ist der Rhein,
Darum grün muß das Weinglas sein,
Grün, grün!

Weiterhin schließt sich daran eine Feier des Humors, bei welchem uns nur „Adam mit grünem Witz" etwas stört. Das Gedicht „Maienzeit" preist den unmelodisch klingenden Altmeister-Waldmeister. „Sommernachtstraum", „Herbstphantasie" und „Wintermärchen" sind Naturbilder, die nur locker mit der Feier des Weins verknüpft sind. In tadellosen Choriamben ist die folgende „Skolie" gedichtet:

Nütze, o nütze die Zeit, da noch beflügelt der Geist,
Hoch wie die Sonne der Aar, freudig die Wahrheit umkreist;
Da noch das Lied dir entströmt, heiter ein sprudelnder Quell,
Frisch, ungebrochen die Kraft, muthig die Blicke und hell;

Ehe dich drückend gebeugt Sorge und Alter und Leid,
Ehe der Fittich erlahmt — nütze die goldene Zeit!

Hin und wieder geräth die Dichterin in eine etwas burschikose Stimmung, bindet mit den Mönchlein und mit den Philistern an, singt ein Kellerlied, in welchem sie den Keller Esterhazy, den münchener Rathhauskeller feiert, wie sie dann später auch dem nürnberger „Waizenstüble" einen poetischen Gedenkstein setzt; auch die Schlußwendung der ganzen Sammlung erinnert mehr an den Studentenstiefel als an den Blaustrumpf:

So lachte Freude dir und mir,
So lebten wir, so sangen wir,
Eh' wir ad patres gingen.

Doch im ganzen schwingt die Dichterin mit Maß den Thyrsus und läßt das Evoë der bacchantischen Raserei nirgends ertönen. Am meisten fliegt ihr Gelock noch im dritten Abschnitt: „Beim Champagner"; doch überschreitet sie auch hier nirgends das ästhetische und weibliche Maß. Zwei der Gedichte dieses Abschnitts: „Ein Hymnus der Begeisterung" und „Weltuntergang", sind Dithyramben von einem wirklich hochtragenden dichterischen Schwung, der für das Talent der Verfasserin das beste Zeugniß ablegt; besonders das letztere, dessen zweite Hälfte wir hier mittheilen wollen:

Horch! Dröhnen, wie wenn der Himmel brach!
Horch! tausendfältiges Donnergekrach!
Ein Schmettern und Tosen, ein berstender Knall
Rollt hin durch das schauernde Weltenall,
Und rauchende Trümmer und Felsblöcke fliegen,
Als wollten Titanen die Götter bekriegen;
Auflodert ein Feuer zum Himmel gewandt,
Als sollt' er vergehen im Weltenbrand;
Und Trümmer und Felsen, und Fluten und Flammen,
Sie krachen, sie zischen, sie lodern zusammen,
Sie fallen . . . sie schwinden . . . ein wüster Traum —
Zwei Welten getilgt aus dem ewigen Raum!

Verstummet der Stürme wildbrausender Chor —
Still ist's wie zuvor!
Und rings unabsehbar ein Meer des Lichts,
Sonst über uns nichts — sonst unter uns nichts!
Von der Erde, die uns geboren,
Das letzte Leben, das letzte Sein
Im unendlichen Raume verloren —
So treiben wir hin, wir beide allein.

Nun schenk' uns den Becher noch einmal voll,
Den letzten von vielen zu trinken,
Ein Lied noch, ein Jubel ertönen soll,
Dann laß uns im Aether versinken!
Wir sterben im leuchtenden Sonnenroth,
Es naht unsern glühenden Seelen der Tod
Als Genius,
Beim letzten Becher, beim letzten Kuß!

Außer einzelnen nicht ganz taktfesten Reimen, einigen neugebildeten, aber nicht zu Recht bestehenden Wortcompositionen, wie „Unsattsehbar lust'ge Nacht", ist die Form in diesen Gedichten correct, sodaß wir die originelle Sammlung mit gutem Gewissen empfehlen können.

3. Büchlein Kluginsland. Dichter-Weisen und Weisungen von August Silberstein. Zweite Auflage. Wien, Frommе. 1879. 16. 2 M. 40 Pf.

Hier bewegen wir uns nicht auf dem Gebiete der dithyrambischen, sondern auf demjenigen der gnomischen Poesie: es sind meistens Gedankenatome, die auf den Seiten dieses Büchleins zusammengeweht sind; es überwiegt das Epigramm, doch mehr im Sinne orientalischer Spruchweisheit; mehr oder weniger ausgegorene kleine Ghaselen wechseln mit Miniaturbildern von vier bis fünf Reimen: die Gesinnung, aus welcher diese Spruchpoesie aufkeimt, ist eine durchaus edle und humane. Eine kurze Probensammlung mag beweisen, daß diese Lebensweisheit kleine, aber erfreuliche Gedankenfrüchte zeitigt:

Wer ewig will besonnen sein,
Verräth in sich den Thoren;
Will manches im Sturm gewonnen sein,
Das wird gar bald zerronnen sein
Und geht für immer verloren!

Verachtest du die ganze Welt,
Wie wenig Verachtung auf einen fällt;
Jedoch wenn dich die Welt verachtet,
Dann bist du wahrlich schwer befrachtet!

Die Jugend bedürfte der Einsicht, der weisen,
Doch besitzt sie nicht;
Endlich kommt sie reichlich den Greisen,
Doch da nützt sie nicht!

Zur hehren Kunst den Weg, den steilen,
Den mußt du mühsam gehn, nicht eilen;
Doch führen Wege nebenbei
So recht bequem zur Künstelei!

Alles im Erdengeschick
Ist unzulänglich —
Aber das höchste Glück,
Daß es vergänglich!

Ist eine Glocke von Edelmetall,
So wird zu allen Tagen
Selbst das gemeinste Schlagen
Erwecken doch nur den reinsten Schall!

Die kleinen Geister
Verräth ihr Schelten;
Der echte Meister
Läßt andre gelten.

Wer selbst nichts gilt,
Die andern schilt;
Wer selbst ein Meister,
Auch andre preist er.

Nachts, wenn alle schlafen gehen
Und das letzte Licht verfunkelt,
Wird gar helle vor dir stehen
Was der Tag dir hat verdunkelt.
Wehe, wenn dir dein Gewissen
Nicht die Bilder hold verschönet;
Nimmer, trotz der Ruhekissen,
Kommt der Schlaf, so heiß ersehnet!
Richter ist die Nacht, die stille,
Donernd Urtheil spricht ihr Schweigen,

Und die farbenlose Hülle
Schließt sie um den grellen Reigen.
Deine Augen zucken, brennen,
Und vom peinbeladnen Wesen
Nur vernichtend Selbstbekennen
Und die Reue kann dich lösen.
Wenn die Thrän' dann leis' zerdrücket
Und die Kraft besiegt das Bangen —
Tracht', daß du ein Herz beglücket
Eh' die Sonne untergangen!

4. Buch der Freude von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Verfasser dieser Gedichtsammlung hat sich durch Gedankensymphonien im großen Stil: „Der entfesselte Prometheus" und „Renatus", in die Literatur eingeführt. Damit ist von Hause aus der Charakter seiner Dichtweise bestimmt, der sich ebenso wenig in den Tiraillеurgefechten der Lyrik verleugnet wie in den großen Massenformationen geschlossener Dichtungen. Es ist ja in diesem „Buch der Freude", das schon durch seinen Titel gegen den Pessimismus als das letzte Wort der heutigen Denker und Dichter protestirt, vieles was als unmittelbarer Ausdruck der Empfindung erscheint: aber die Metaphysik ist doch die geistige Mutter aller dieser Empfindungen; aus ihrem Reservoir werden die befruchtenden Kanäle herabgelenkt. Freilich macht sich auch hier und dort der Fehler geltend, in den die Gedankenpoesie allzu leicht verfällt, auch in ihren größern Schöpfungen: der Mangel an Anschaulichkeit und Plastik. Es zeigt sich ein Weben und Schweben im reinen Aether des Denkens, wo man in der Lyrik das greifbare Bild in stimmungsvoller Beleuchtung vor sich sehen möchte. Doch ebenso oft ruft der Zusammenklang des aus den Tiefen der Metaphysik herausgegrabenen Erzes mit dem reinen Metall der Empfindung eine feierlich ergreifende Resonanz hervor. Es ist viel Biblisches, Psalmenartiges in diesen Dichtungen; Einzelnes hat einen wahrhaft großen Stil. Schon die Zueignung beginnt wie ein Hymnus an die Göttin Dichtung, die heil'ge, wunderhehre; der Dichter will ihrem Antlitz „anbetend" nahen. In der Regel stehen die Poeten heutigentags mit den Musen auf einem vertraulichern Fuße: von Anbetung ist nicht die Rede, sondern sie verkehren mit ihnen wie mit guten Kameraden im ungenirten Dutzcomment, der mit dem Du des Hymnus nichts gemein hat. Unserm Dichter hat die Muse zugerufen: „Ins Buch der Freude schreibe, was dich quälet"; er spricht von „seiner Schmerzen köstlichstem Gewinn"; das sind schon sehr metaphysische Gegensätze, ein aus dem Pessimismus herausdestillirter Optimismus, im Grunde ja auch der Grundgedanke des „Entfesselten Prometheus". Diejenigen, deren Denken sich in abstracten Gegensätzen bewegt, werden dem Dichter kaum folgen können, wohl aber die Schönheit der dritten Strophe des Gedichts anerkennend mitempfinden:

Du weißt, du weißt: dir war es hingegeben,
Dies heiße Herz, seitdem es fühlend schlug;
Doch heute weih' ich nochmals dir mein Leben,
Und nochmals schwör' ich ab der Erde Trug!
Ich glaub' es fest: nichts mag dir widerstreben —
So weit die Welt, so weit auch reicht dein Flug;
Und wenn dein Flug zum nächt'gen Abgrund dringet:
Der Abgrund selbst — er athmet, leuchtet, klinget!

In dem ersten Gedicht redet der Poet als seine Meister „die Lilien auf stiller Au" und die „Vögel im sonnigen Blau" an: von ihnen wollt' er Weisheit lernen. Die Schlußstrophen des Gedichts haben wiederum tiefsinnigen Gehalt.

Eine Dichtung voll geistiger Tiefe und grandioser, dem Leben des Kosmos entnommener Bilder ist die in freier Rhythmik ergossene Hymne „Genesis". Dagegen ist „Ein Sommertag" mit seinem Liebesidyll wol zu hoch im Ton gegriffen. Ein Gedicht, welches mit den Worten anfängt: „Ich will dich küssen, Mädchen", noch dazu, wenn dies Mädchen eine Tochter des Dorfes ist, verträgt doch nicht den Stil der reimlosen Hymne: das ist ja ein Stoff, wie ihn Hagedorn liebt; er verlangt leichtgeflügelte, gereimte Strophen; der Schluß aber hat die großartigen Metaphern der Ode:

Aber die Sonne ist golden,
Und der Himmel ist blau,
Und es duften die Linden,
Und die Lüfte sind warm —
Und es stürzt ja,
Gleichwie ein überwundnes Weib,
Die blühende Welt
Dem Menschen an das Herz —
Und genug:
Ich will dich küssen, Mädchen!

Ein eigenthümlicher Liebescyklus im dantesken Stil ist „Purgatorio": die Heldin desselben ist eine Lucifera, welche des Dichters Herz in Bann geschlagen, sein Sinnen und Trachten verstört hat, und die er doch in „der Gemeinheit bodenlosen Schlund" werfen muß. Gerade in diesem Gedicht, wo der Dichter mit sich selbst, mit dem Geist des Guten und dem Geist des Bösen ringt, wobei er den letztern in aller infernalischen Majestät erblickt, vermissen wir die Anschaulichkeit: nicht diejenige der anthropomorphisch vorgeführten Licht- und Nachtgeister, aber das Bild der Schönen, um derentwillen im Herzen des Dichters der Kampf zwischen Himmel und Hölle entbrannt ist; es fehlt hier die reale Begebenheit, das Porträt der Heldin. Die Pulse des Dichters schlagen im Fieber; es sind leidenschaftliche Stellen in dem Gedicht, die mit den fortwährenden Anaphoren an den Stil des „Don Carlos" erinnern. Die iambischen Strophen wechseln; es finden sich Sonette darunter, die in eine feste sichere Form gegossen sind, auch hin und wieder Hymnen in freier Rhythmik, wie „Weltbegrüßung". So sehr der Kampf des Herzens hier in eine transscendente Region hineinverlegt ist und mit einem Aufgebot der absoluten Mächte geführt wird, so sehr man sich nach irgendeinem festen Halt sehnt, welcher das irdische Bild uns anmuthend und bezeichnend vorführt: so reich sind die Hymnen an Stellen von jener Prägnanz, wie wir sie bei Dichtern des großen Stils finden, wie die folgende:

Ach, ins Leben dränget,
Es dränget aus dem Leben
Die taumelnden Menschen
Ein stummer Gott,
Und ungebeten
Wie Nacht und Tag
Erreicht sie die erste,
Die letzte der Stunden!

Der Liedercyklus „Das Lied vom Tanhäuser" hat eine von der Sage und bisherigen Dichtung abweichende Gestalt und Tendenz. Der Höllenfürst ist es, welcher dem Ritter Verdammniß droht, wenn er nicht von der Venus läßt; doch Jesus räth ihm, wieder zu dem schönen Weibe zu ziehen. Und als sein Stab zu grünen beginnt, kehrt er zurück zur Geliebten. Das Ganze ist ein Hymnus auf Frau Venus und die Liebe — originell, aber doch der Geist der deutschen Sage auf den Kopf gestellt. Frau Venus als schöne Heidengöttin gehört zu dem überwundenen Olymp, den das Christenthum, ohne sich selbst aufzugeben, nicht restauriren darf.

Prächtig ist das große Chorlied; wie verschieden auch der Inhalt sein mag, es ist in seinem Stil und Schwung dem Lied „An die Freude" verwandt. Es sind schöne Refrains darin:

Ohne Sünde im Verlangen,
Ohne Hoffart im Empfangen,
Im Verlieren ohne Bangen
Ist was uns gefällt.

Oder:

Und wir streiten unerschrocken
Bis des Herzens Pulse stocken,
Und den Kranz in unsern Locken
Läßt uns Freund und Feind.

Der Schlußvers lautet:

Stehet auf! Und das Gedächtniß
Derer sei geehrt,
Die in heiligem Vermächtniß
Sterben uns gelehrt!
Und den Schwur laßt uns erneuen,
Weh und Wunden nicht zu scheuen,
Treu zu sein wie sie, die Treuen,
Und der Meister werth!

Von den übrigen Gedichten erwähnen wir noch die „Rhapsodie", die an großartigen Bildern reich ist, z. B.:

Und laut aus dem Gewölke schollen
Durch alle Fernen
Unzählige Donner —
Und es war, als müßten,
Von den Donnern geschleudert,
Durcheinander rollen alle Sterne
Und alle Sonnen, gleichwie junge Lämmer
Hierhin hüpfen und dorthin.

Es ruhten aber alle Sonnen,
Und unerschüttert,
Lustwandelten die Sterne
Tief unter dem Gewölk.

Der blaue Himmel dehnte sich
In endloser Tiefe,
In endloser Höhe wölbte sich
Der blaue Himmel:
Und selig zwischen den Himmeln
Leuchtete
Des ew'gen Gottes Haupt —

und die neun Sonette „An eine Unbekannte", von denen einige durchaus kunstgerecht sind, wie das folgende:

Sag' an: wie nennt man dich in Menschenreichen?
Ich weiß es nicht — was frommt es auch, zu fragen?
Du sollst den Namen Beatrice tragen —
Denn Namen will nun doch der Mensch und Zeichen.

Bist du's nicht, die den Sänger dort, den bleichen,
Aus Läutrungsflammen und aus Höllenklagen
Zur Höh' geführt vor langen, langen Tagen?
Nun — bist du's nicht: bist du doch ihresgleichen.

Doch wahrlich, wie ihr Auge glänzt das deine:
In dunklem Liebesfeuer, wenn du's senkest,
Und wenn du's hebst, in blauem Himmelsscheine!

Und nun, wie immer du zu heißen denkest,
Nun bist du Beatrice, bist die meine,
Ob du auch keinen zweiten Blick mir schenkest!

Die Lieder und Episteln, die leichtern Arten der Lyrik, leiden etwas an der zu schweren Gedankenfracht und an einem großen Mangel an Beschränkung: die Lieder sind nicht knapp genug, so z. B. das „Nachtlied", das mit echtem Liederklang anfängt:

Wie ist die Welt so leicht, so leicht,
Die erst so schwer gelastet;
Wie nun so sacht der Athem schleicht,
Der erst so bang gehastet!

Es hat des Mondes stiller Glanz
Durchtränkt die träge Erde,
Auf daß sie, aufgelöset, ganz
Zu leichtem Lichte werde.

Wohl ziemt nun nach des Tages Thun,
Dem stolzen, überkühnen,
In Demuth vor der Nacht zu ruhn,
Den thör'gen (?) Stolz zu sühnen.

Nun, da genug der Busen schwoll
Von fliegenden Entwürfen,
O süß ist's jetzt und wonnevoll,
Das seufzende Bedürfen! —

aber dann allmählich zu sehr ins Breite sich ergießt; oder die Lieder enden mit allzu tiefsinnigen Wendungen, wie das Gedicht: „Rast", dessen Refrain sich musikalischer Gestaltung empfiehlt, mit einem Hoch auf den Tod! Auch in den längern Episteln ist der leichte conversationelle Ton nicht getroffen; obschon der Dichter ihn mehrfach anzuschlagen versucht.

Im ganzen aber trägt diese Sammlung das Gepräge eines ins Tiefe gehenden Geistes, dessen dichterische Begabung für den großen Odenstil zweifellos ist.

Rudolf von Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Aus Louis Schneider's Leben.

Aus meinem Leben. Von Louis Schneider. Zweiter und dritter Band. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 14 M.

„Der glückliche Louis Schneider" — wie er während seines Lebens so oft genannt worden — hat als Dahingeschiedener um so unerwarteteres Unglück gehabt. Nicht weil auch er nicht dem Urtheil der Ueberlebenden, der Nachwelt, in die sofort unerbittlich die bisherige Mitwelt sich wandelt, entgehen konnte — diesem allgemeinen Schicksal kann sich kein Irdischer entziehen! Aber sein berühmtes Glück hat doch nicht verhindern können, daß man ihn gleichsam sozusagen herausgegriffen hat als den zur Kennzeichnung für die Nachwelt geeignetsten Repräsentanten einer ganzen Klasse, besser einer ganzen Partei oder, wenn das zu hochgestimmt klingt, einer Coterie von Persönlichkeiten.

Wir denken in erster Linie hierbei an die kürzlich durch den Druck veröffentlichten und nicht mit Unrecht als eine diplomatisch-historische Enthüllung von größtem Belang und eminenter Tragweite erachteten preußischen Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen, welche auf dem Titel der betreffenden Broschüre sich harmlos genug und vieldeutig „Berlin und Petersburg" benennen. In diesen „Beiträgen" spielt auch Louis Schneider eine nicht wenig hervortretende Rolle, und zwar wird er, wie gesagt, minder als einzelne Person denn als Species, als Typus hingestellt. Man nehme z. B. die folgenden Worte: „Louis Schneider's Verhalten während der Jahre der deutschen Krisis war nicht das Vorgehen eines einzelnen, durch royalistischen Uebereifer misleiteten Mannes — es war typisch für die Auffassung preußisch-russischer Beziehungen, welche in einer weitverbreiteten und einflußreichen Klasse preußischer Patrioten Geltung hatte. Wie Schneider, dachte die gesammte Partei der Leute, denen die Partei über das Vaterland, das scheinbare Interesse der Krone über das wahre und dauernde Interesse des Staats ging. In dem Berlin der letzten vierziger und der ersten funfziger Jahre ist es ein öffentliches Geheimniß gewesen, daß die Fraction, welche sich die conservative nannte, ihre Parole an den Vorabenden wichtiger Entscheidungen aus dem russischen Botschaftshotel holte, und daß der Herr dieses Hauses, Baron Meyendorff, trotz seiner notorisch österreichischen Gesinnung (er war ein Schwager des Grafen Buol) auf Beamtenthum und Gesellschaft der preußischen Hauptstadt seinerzeit Einflüsse geübt hat, wie russische Minister sie seit den letzten Tagen der königlichen Republik Polen in fremden Ländern nicht mehr besessen hatten."

So weit jene Broschüre, und wenn man nun daran festhält, daß der Typus, wörtlich und ursprünglich genommen, dasjenige ist, was ein Gepräge *verleiht*, nicht was ein solches *annimmt* und bekommt, so wird man einräumen müssen, daß mit diesem Urtheil über Schneider, eine typische Person und Erscheinung gewesen zu sein, ihm genug Ehre angethan ist. Sie stehen doch immerhin als politische Partei in der preußischen Staats- und Verfassungsgeschichte, diese specifisch „Schwarz-Weißen und Russophilen".

Aber in Wirklichkeit war Schneider gerade einer der am wenigsten politisch Denkenden, auf politischem Standpunkt Befindlichen, von politischen Motiven Geleiteten und Getragenen unter ihnen, sondern seine Anschauungen waren rein persönlich beeinflußt, durchaus subjectiven Ursprungs. Theils flossen sie aus seinem guten Herzen, aus der Gemüthlichkeit, dem Sentiment des Localpatriotismus, theils aus seinem „beschränkten Unterthanenverstand". Denn daß dieser letztere in ihm waltete und sehr mächtig war, beweisen seine Memoiren aufs überzeugendste.

Im ersten Bande der Memoiren versteckte sich das noch; da schilderte er seine Schauspielerlaufbahn, da schrieb er die Erinnerungen, die anekdotischen Erlebnisse und Einfälle eines Bühnenkünstlers. Anders im zweiten und dritten Bande, wo der königliche Vorleser, der Hofmann das große Wort führt. Wir brauchen blos auf Schneider's Schimpfereien über das „Schandjahr 1848" (!), über die „revolutionären Ideen" und auf den „gottlosen Vaterlandsschwindel" (wörtlich!), worunter er die deutschen Einheitsbestrebungen verstand, deren Sieg er zu seinem großen Verdruß noch hat erleben müssen, hinzuweisen! Er wurde ganz weich in diesem Punkt. Daß er im Jahre 1848 nicht die schwarz-roth-goldene Cocarde tragen wollte und dafür einmal sogar den thätlichen Mishandlungen eines Pöbelhaufens Unter den Linden ausgesetzt war', mag hingehen — aber daß er in Versailles im Jahre 1870 und 1871 einen Bismarck dadurch zu strafen gedachte, daß er denselben nicht grüßte, überhaupt „nicht bemerkte" und ignorirte, das würden wir auf andere Berichte hin nicht geglaubt haben.

Wenn man sagt: Schneider war, nachdem ihn sein in Landwehrmännerversammlungen und an andern Orten außerhalb der Bühne sehr aggressiv und im Ton des offenen Haranguirens geäußerter Royalismus auf den Bretern unmöglich gemacht, Vorleser des Königs geworden, so sagt man damit im Grunde zu wenig oder zu viel. Er wurde auch als eine Art Commissionär, Vermittler, Factotum des Hofs benutzt. Galt es z. B. eine capriciöse Theaterprinzessin geschmeidig zu machen, eine Hochstaplerin, eine vornehme Bettlerin zu beseitigen oder zu befriedigen, so mußte das durch Schneider's hierfür geschickte Hände gehen. Spaßmacher bei Hofe blieb er noch lange. Noch 1851 konnte ihn Zar Nikolaus nach Warschau „befehlen", weil er Friedrich Wilhelm IV. auch dort seine bequemen Sanssouci-Stündchen schaffen wollte. Und nicht genug: Schneider wurde auf dieser plötzlichen Fahrt auch als Hofkurier verwendet. Mit einem 65 Pfund schweren Felleisen auf dem Rücken

oder den Knien saß er im Coupé, fragte pflichtschuldigst auf jeder Station nach etwa dort gesammelten Briefschaften und kann nicht umhin, von dem Aufenthalt in Myslowitz selbst zu erzählen:

„Ein junger, entschieden noch nicht ausgeschlafener Postbeamter ließ mich mein hierarchisches Abhängigkeitsverhältniß fühlen. Mit außerordentlicher Geringschätzung behandelte der nicht ausgeschlafene Mann von der Feder den leider ebenfalls nicht ausgeschlafenen Mann vom Felleisen und drückte den Stachel der Unterordnung, wenn auch nur der vorübergehenden, tief in das Fleisch des Gelegenheitskuriers."

Die Harmlosigkeit und Naivetät, mit welcher der „Herr Hofrath" dergleichen vorträgt, ist in der That erstaunlich.

Aber gehen wir nun vom Verfasser des Buchs auf das Buch als solches selbst über. In dieser Beziehung kann man denn freilich nicht verschweigen, daß die gewiß nahe genug gelegte Erwartung, Aufklärungen hervorragender und ernster Art über die Zeitgeschichte durch die Schneider'schen Memoiren zu empfangen, keineswegs erfüllt wird. Wer historische oder politische Enthüllungen und Aufschlüsse, wer nur schätzbares geschichtliches Material zu bekommen gehofft hat, ist entschieden getäuscht. Einzig und allein das anekdotische Interesse wird wahrgenommen und das feuilletonistische Bedürfniß, nicht aber ein wissenschaftliches befriedigt. Freilich hängt das mit der doch immerhin nur subalternen Stellung zusammen, welche Schneider bei Hofe und zu den beiden Königen (Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., dem jetzigen Kaiser) eingenommen hat. Beiläufig höchst charakteristisch ist es, daß der Verfasser auch in seinen spätern Aufzeichnungen stets nur vom „König", von seinem „königlichen Herrn" spricht. Der 18. Januar 1871, die Kaiserproclamation und Huldigung im Schlosse zu Versailles, scheint in seinem Gedächtniß gar nicht zu existiren. Das Deutsche Reich paßte eben, mit einem derben Ausdruck, nicht in Schneider's Kram. Er gehörte zu jenen Particularisten, die Preußen sind und sein wollen, doch nicht Deutsche.

Es liegt uns fern, Schneider zu verkleinern, seine Vorzüge und guten Eigenschaften zu miskennen. So hat er, schon als alter Soldat, der ja aus keinem mehr herausgeht, einen gewissen persönlichen Muth in kritischen Augenblicken, die sogenannte augenblickliche Courage, besessen und sie z. B. 1848 in den lärmenden Auftritten seiner letzten Bühnenabende bewährt. Das alles möge in den Anfangskapiteln des zweiten Bandes nachlesen, wer speciell dafür sich interessirt. Der unmöglich gewordene Schauspieler wurde, dank dem offenbar vorhanden gewesenen, wenn schon in seiner Entstehung nicht recht begreiflichen Faible des russischen Kaisers Nikolaus für den „königlich preußischen Unteroffizier im 20. Landwehrregiment", berliner Correspondent für petersburger amtliche Zeitungen und Organe, wovon eine gewisse Spionage, eine gewisse Spitzelfunction, die wir immerhin recht harmlos auffassen wollen, untrennbar war, namentlich in den damaligen Zeit- und Machtverhältnissen; außerdem aber machte König Friedrich Wilhelm IV. ihn zu seinem „Vorleser".

Daß Friedrich Wilhelm IV. die Schuld trug an dem „finis veteris Borussiae", wie Schneider sich ausdrückt, blieb für ihn als ausgemachte Thatsache zwar immer bestehen; doch trübte ihn das den Blick nicht so sehr, daß er nicht in weiterer Folge der Zeit ein Charakterbild des Königs zu entwerfen vermocht hätte, welches wir als in der That sprechend gelungen erachten. Er äußert sich also:

Ich habe die allerverschiedensten Gelegenheiten gehabt, den König zu hören und zu beobachten. Bei feierlichen Staatsvorgängen, auf dem Throne und am Theetisch in der Familie, bei Besichtigungen, Ceremonien, vor der Front seiner Truppen und auf einsamen Spaziergängen — immer war er geistreich, bedeutsamster Rede mächtig, wohlwollend, voll der besten Absichten, der blendendsten Entschlüsse, der edelsten Regungen. Sein Wissen war allerdings nur encyklopädisch, aber unendlich reich nach allen Richtungen hin, und überall übte er eindringliche Kritik, die nur in seltenen Fällen nicht gleichzeitig eine wohlwollende war. War er heftig und aufbrausend gewesen, so fühlte man ihm das Herzensbedürfniß an, auch wieder gut zu machen, wenn er weh gethan. Ganz im Gegensatz zu seinem Bruder Wilhelm verlor der König leicht das ruhige Gleichgewicht, enthusiasmirte sich schnell für einen Gedanken, der ihm nachher in seinen praktischen Folgen unangenehm wurde und den er ebenso schnell wieder fallen ließ. Er war durch und durch eine poetische Natur, und zwar in dem ganzen Gegensatz, in welchem sie zu einer praktischen Natur steht. Eben weil er durchaus anders war als sein Vater und sein ältester Bruder, mußte ihm natürlich praktisch vieles misrathen, was seinem Vorgänger und seinem Nachfolger gelang, und man kann diesen merkwürdigen Charakter und diese ungewöhnliche Begabung nicht mit Gerechtigkeit beurtheilen, wenn man ihn nicht in der Nähe und nicht in seinem Privatleben beobachtet hat.... Die streng sittliche Natur des Königs wies jede Zweideutigkeit, jeden Scherz mit unsittlicher Pointe zurück, auf das entschiedenste zurück, und niemand durfte es in seiner Gegenwart wagen, Laseives zu sagen; die ganze Atmosphäre, welche den König umgab, war eine durchaus sittliche, und Leichtfertiges durfte sich in seiner Nähe nicht brüsten. Ich war einige mal Zeuge, wie der König bei Manövern und Jagden in sehr lustiger Gesellschaft ein freies Wort nach dieser Richtung hin sehr empfindlich durch ein „Pfui!" zurückwies und den bestürzten Erzähler merken ließ, daß er dergleichen nicht hören wolle.

Wenn man die Alexander von Humboldt betreffenden Seiten in Schneider's Buche liest, so wird man nur wieder bestätigt finden: „zwei Seelen" wohnten in des berühmten Mannes Brust, eine große und auch eine recht kleine. Die letztere ist es, welche denn auch dem Urtheil Schneider's verfällt. Er schreibt:

Niebuhr (Friedrich Wilhelm's IV. Cabinetsrath, des Historikers Sohn) war ein treuer Diener seines königlichen Herrn, Humboldt aber kein treuer Freund seines so unerschöpflich gnädigen königlichen Freundes. Daß er falsch gegen jedermann war, weiß jetzt die Welt.... Gleich das erste mal, wo er sich zu mir voll Malice, doch mit leiser Stimme, süß und verbindlich lächelnder Miene über den Geheimen Hofrath Tieck (Ludwig Tieck) aussprach, stand ich starr und wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen sollte. Der König hatte nämlich zu Potsdam in der Straße am Obelisken das ehemals Wittmeyer'sche Haus expreß für Tieck zur Wohnung einrichten lassen. Tieck bezog diese Wohnung nur im Sommer, und als er während des Sommers 1848 in Berlin bleiben mußte, es aber für die damaligen so schwierigen Verhältnisse in Sanssouci wünschenswerth erschien, für den

Generaladjutanten von Rauch eine Wohnung ganz in der Nähe des königlichen Wohnsitzes zu haben, schrieb der Hofmarschall Graf Keller an Tieck und ließ anfragen, ob es sein Befinden gestatte, daß er im Herbst noch nach Potsdam herüberkäme; wenn nicht, sei es wünschenswerth und nothwendig, daß ein Generaladjutant des Königs die Wohnung beziehe. Unvergeßlich sind mir nun die Worte, mit denen mir Humboldt die abschlägige Antwort Tieck's mittheilte: „Was sagen Sie nur dazu? Schlägt der alte Narr das dem König ab! Es ist zwar kein Vorzug, wenn sich Sanssouci noch mehr mit Generaladjutanten bevölkert, aber er hätte doch bedenken sollen, daß Seine Majestät sich aus seinen Vorlesungen nichts macht, und daß er die Wohnung nur für ehemalige Verdienste erhalten hat." So sprach Humboldt von einem seiner intimsten Freunde. Was mich selbst betrifft, so befand sich unter den von Tieck hinterlassenen Papieren, die auf den Wunsch seiner Tochter Karl von Holtei ordnete, folgender mir von letzterm zu Gebote gestellter Brief Humboldt's an erstern: „Theuerer, verehrter Freund! Ich habe heute auf mehrere Correspondenzen des vortrefflichen Dr. Böttticher freundlichst geantwortet. Der Mann träumt poetische Vorlesungen, da wo die «größte Wonne» (wir hatten sie noch gestern) das jämmerliche Pathos und die bühnenhistorischen Späßchen des patriotischen und militärischen Schauspielers Schneider sind. Ich gehe unter, Sie rettet geistig Ihre Einsamkeit." Ich sah in meinen Aufzeichnungen aus den Vorleseabenden nach, aus welcher Zeit das Briefchen wol herrühren könne, da es kein Datum trägt. Die Anführung der Anerbietungen eines (sic!) Dr. Böttticher zu poetischen Vorlesungen und der Ausruf des Königs: „Es ist meine größte Wonne, wenn Schneider uns etwas vorliest!" brachten mir denn auch sofort die Ueberzeugung, daß dieses Katzenpfötchen Humboldt's um dieselbe Zeit mich kratzte, als er seinen „theuern, verehrten Freund" Tieck in der Unterhaltung mit mir einen „alten Narren" nannte. Noch mehr, wenn Varnhagen von Ense geglaubt hat, Humboldt sei wenigstens für ihn ein ehrlicher Freund gewesen, so war er ebenso getäuscht über ihn wie die Tausende, welche das während seiner Lebenszeit nicht für möglich gehalten haben. Zu mir sagte Humboldt einmal, als er gehört, wie Kaiser Nikolaus russisch mit mir gesprochen: „Varnhagen treibt ja auch Russisch. Vielleicht will er bei den Russen seine diplomatischen Talente verwerthen, weil hier doch niemand etwas von ihm wissen will." Was kann den bevorzugten, beneideten, über alles Kleinliche so erhaben gestellten Mann zu einer solchen Doppelzüngigkeit und Perfidie bewogen haben? Wenn je ein Mensch keinerlei Grund dazu hatte, so war es Alexander von Humboldt.

Es ist ein über 100 Seiten füllendes Kapitel, welches speciell dem „Vorleser" Schneider von unserm Autobiographen gewidmet ist. Er hat treu an der Gewohnheit gehalten, von den Vorkommnissen jedes Leseabends sich Aufzeichnungen zu machen, und so wollen wir hier wenigstens eine Auswahl dieser, wie oben bemerkt, mehr oder minder anekdotischen Souvenirs geben:

Am 4. December 1848 kam eine Depesche über die Abdication des Kaisers Ferdinand (von Oesterreich) zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph. Ich las gerade eine historische Skizze über Kurfürst Friedrich II. mit den eisernen Zähnen, welcher bekanntlich ebenfalls abdicirt hat, als der König, schon unwillig über die sonst verbetene Unterbrechung, die Depesche öffnete. Natürlich hielt ich sofort inne. Der König wurde blaß, sein Gesicht nahm einen ungewöhnlich ernsten Ausdruck an; schweigend und nach kurzem Nachdenken reichte er die Depesche der besorgten Königin, stand auf und zog sich zurück. Die Königin theilte den Inhalt der Depesche mit und folgte dann dem König. Die Gesellschaft und ich mußten indessen soupiren und nach dem Souper zusammenbleiben, da die Majestäten möglicherweise noch einmal zurückkommen konnten; um 11 Uhr kam der Hofmarschall und entließ uns. —

Auffallend war, daß der König in der ersten Zeit jeden Abend, dann aber nur hin und wieder die Königin fragte: „Elise, was soll Schneider lesen?" Wenn dann die Königin aus den vorgeschlagenen Sachen etwas wählte, so kam es doch selten dazu, sondern es wurde irgendetwas anderes befohlen. Die Königin merkte das sehr bald und erwiderte später gewöhnlich auf das Anerbieten: „Was Du willst, lieber Fritz, mir ist alles gleich willkommen." Es verdient auch bemerkt zu werden, daß der König, wenn die Königin nicht anwesend war, nie in demselben Zimmer lesen ließ, wo die Vorlesungen in Gegenwart der Königin stattfanden. Auch in dieser Beziehung hatte der König stets die zarteste Rücksicht für seine Gemahlin. —

Während der Vorlesung eines neuen Gedichts von Scherenberg sprachen einige Damen des Hofes flüsternd miteinander. Der König fuhr plötzlich auf und verbat sich jede Störung. Später kam noch einmal der Fall vor, daß junge Hofdamen an einem Nebentisch etwas laut sprachen, worauf der König ihnen zurief: „Stille da hinten die Weiber!" —

Am 15. März 1851 hatte ich aus alten Actenstücken und Originalbriefen Friedrich Wilhelm's I. einen Aufsatz über die Veranlassung zum Bau des Vernezobre'schen, jetzt Prinz Albrecht'schen Palais vorzulesen und der König dabei geäußert: „Das ist so hübsch, daß die Birch eigentlich ein Stück daraus machen müßte!" Gleich am nächsten Tage begab ich mich zu Frau Birch-Pfeiffer, theilte ihr den Ausspruch des Königs sowie das literarische Material mit, und sie ergriff die Idee mit solcher Lebhaftigkeit, daß ich schon am 10. Mai das fertige, später oft gegebene Stück „Wie man Häuser baut" den Majestäten vorlesen konnte. Als ich dem König meldete, daß das Stück fertig sei, befahl Allerhöchstderselbe in einer besondern Ordre von Ludwigslust aus, wo die Taufe des Erbgroßherzogs von Schwerin stattgefunden hatte, daß die Vorlesung sogleich nach der Rückkehr erfolgen solle. —

Am 19. und 20. October 1854 fanden Vorlesungen im Jagdschlosse Letzlingen statt. Der König wählte unter allen Vorschlägen des Programms, das vorzugsweise Jagdliches und Erheiterndes enthielt, etwas Historisches: „Die Brandenburger in Ungarn", und die ermüdeten Jäger mögen sich schwer dabei gelangweilt haben. Doch mußte an beiden Abenden daraus gelesen werden, und der König sagte am zweiten Abend beim Weggehen: „Ich danke Ihnen ganz besonders für den heutigen schönen Abend!" Ich kann diese auffallende Wahl nur dadurch erklären, daß die königlichen Prinzen am ersten Abend schon vor dem Eintreffen Seiner Majestät das Programm durchgelesen und dann den König darauf aufmerksam gemacht hatten, daß ich sehr viel Lustiges mitgebracht, worauf sie besonders neugierig seien. Dann geschah gewöhnlich gerade das Gegentheil.

Die sämmtlichen Programme dieser Vorleseabende und deren Beilagen werden nach Schneider's Tode, der das letztwillig verfügt hatte, wol an das königliche Hausarchiv abgeliefert worden sein. Im ganzen waren es 415 Vorleseabende, und ihr letzter fand am 28. September 1857 statt, also als der König schon, von seiner letzten Krankheit ergriffen, seiner Geisteskräfte nicht mehr mächtig war. Auf die einzelnen Programme näher einzugehen, verwehrt uns freilich die Rücksicht auf den Raum; es müssen einige Worte betreffs des Zuhörerkreises genügen. Abgesehen von den zur königlichen Familie sowie zu dem Hofstaat und der militärischen Begleitung gehörigen Herrschaften ist nie-

mand öfter zugegen gewesen als Humboldt: an etwa 80 Abenden. Am häufigsten nächst ihm der Geheime Cabinetsrath von Niebuhr, sodann der Leibarzt Dr. Grimm und der Polizeipräsident von Hinckeldey; mehrmals der Generaldirector der Museen von Olfers und der Architekt Stüler; einige mal der Bildhauer Professor Rauch und der Maler Hensel; vereinzelt die Professoren Leopold Ranke, Lepsius, Curtius, der Maler Grahl, der Dichter Raupach. Es überwogen die Militärs und Diplomaten. Fast alle Namen von Bedeutung aus dem Kreise König Friedrich Wilhelm's IV. sind in der Liste der Anwesenden verzeichnet; einmal, am 23. April 1856, ist auch „Oberst Baron von Moltke, militärischer Begleiter Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm", einmal, am 31. August 1854, „der Bundestagsgesandte von Bismarck-Schönhausen" unter den Zuhörern gewesen.

Das stofflich in der That sehr interessante bühnengeschichtliche Kapitel „Mlle. Rachel, 1850, 1852" können wir hier, als anderweit schon sehr bekannt geworden und vielfach nachgedruckt, übergehen, und dürfen wir uns nunmehr zum dritten Band wenden, mit andern Worten: zu Schneider's Stellung am Hofe und in der Umgebung des Nachfolgers Friedrich Wilhelm's IV., des Königs und jetzigen Kaisers Wilhelm. Allerhöchstdessen Vorleser im frühern Sinne ist er nicht geblieben; es gab fernerhin keine Schneider'schen „Vorleseabende" zur Unterhaltung, zum gebildeten Zeitvertreib. Vorleser des Königs blieb er zwar, aber ganz buchstäblich genommen: er las vor dem König die Zeitungen, die Tagesliteratur, und berichtete ihm darüber, hielt sozusagen Vortrag darüber vor ihm oder erstattete schriftlichen Bericht. Außerdem versah er die Arbeiten für des Königs Privatarchiv, sammelte Allerhöchstdessen autobiographische Aufzeichnungen, Erinnerungen und Aussprüche, und ward nicht minder zu verschiedenen vertrauten Commissionen und Handleistungen benutzt, worunter — wie zu beiderseitigem Ruhm nicht unbemerkt bleiben darf — Werke des Wohlthuns, der Humanität und Nächstenhülfe nicht in letzter Reihe standen. Darauf bezieht sich ein hübsches Wort Schneider's: „Der Kaiser hat mich zu seinem Geheimrath ernannt, damit dies alles nicht an die große Glocke gehängt, sondern geheim gethan werde."

Im dritten Bande gelten der Zeit König Wilhelm's nun noch zwei Kapitel, die von den Feldzügen 1866 und 1870/71 handeln. Schneider begab sich nämlich im Gefolge Seiner Majestät, respective dem Allerhöchsten Hauptquartier zugetheilt, nach Oesterreich und nach Frankreich, um vom Kriegsschauplatz officiell für den „Staats-Anzeiger" und privatim auch noch für die „Neue Preußische Zeitung" zu berichten. Mit der Person des Königs hatte er schon deshalb fortdauernd, wenigstens was den Feldzug von 1870/71 anlangt, zu verkehren, weil ihm gewöhnlich die Schlachtberichte dictirt, oder die Materialien, die Unterlagen dazu geliefert und seine hierauf gestützten und dann der Allerhöchsten Genehmigung unterbreiteten Darstellungen zur Absendung in die Heimat und zur Veröffentlichung dort überlassen wurden. Auch der Zeitungs-, Brief- u. s. w. Vortrag hörte nicht auf im Felde. In dem beifolgend mitgetheilten Gespräch mit französischen Damen charakterisirt er selbst seine Obliegenheiten. Schneider befand sich in Varennes und erzählt von dem dortigen Aufenthalt:

Während mein Pferd gefüttert wurde, ging ich auf dem großen Platz der Vorstadt spazieren und gedachte der Gefangennehmung Ludwig's XVI. auf seinem Fluchtversuch hier in Varennes durch den Postmeister. An einem großen Hause hörte ich Kichern und Flüstern weiblicher Stimmen hinter den zwar geschlossenen, aber durch die querstehenden Bretchen doch durchsichtigen Jalousien. Mädchenstimmen stritten sich, was ich wol für eine Sorte von Feind sein könne: „Aumonier, médecin, apothicaire" waren die einzigen wahrscheinlichen Erklärungen. Es machte mir Spaß, diesem Geplapper zuzuhören, und die Inschrift des Hauses: „Pensionat de jeunes filles", klärte mich über die Persönlichkeiten auf. Ich trat daher an die Jalousien heran und sagte: „Pardon, mes dames! Ni apothicaire, ni aumonier, mais bien le rédacteur des bulletins des batailles de Sa Majesté le Roi de Prusse!" Das Gelächter verstummte; bald darauf öffnete sich aber eine der Jalousien, und eine ganz erträgliche Unterhaltung entspann sich. Die Mädchen waren außerordentlich neugierig, den König, vor allen Dingen aber den Grafen Bismarck zu sehen, und erkundigten sich eifrig nach den Kennzeichen ihrer Equipagen. Es waren dies die einzigen jungen Mädchen aus bessern Ständen, welche ich während der ganzen Campagne gesehen. Ueberall wurden sie sorgfältig den Blicken der Prussiens entzogen; selbst wenn man am Familientische aß, blieben die Töchter des Hauses in einem Versteck. Wäre eine Lehrerin, eine Supérieure in der Nähe gewesen, so würden auch die jungen Mädchen dieses Pensionats schwerlich die Jalousie geöffnet haben. Mein „apothekerhaftes" Aussehen mochte sie aber wol zutraulich gemacht haben.

So etwas klingt freilich, und leider, viel vortheilhafter für Franzosen und Französinnen, als das für uns, was Schneider gleich am Anfange des Feldzugs beklagt:

Einen sehr widerwärtigen Eindruck empfing ich sowol in Sanct-Ingbert als in Saarbrücken, wo „keusche deutsche Jungfrauen" sich nicht entblödeten, mit französischen Leichtblessirten und Gefangenen zu scherzen und zu liebäugeln. Nie habe ich Aehnliches von Französinnen gegen preußische Soldaten gesehen, und es thut mir leid, diesen Vergleich aussprechen zu müssen. An den Fenstern des Lazareths in Sanct-Ingbert war dieses Kokettiren der deutschen Mädchen besonders ekelhaft.

Wir kennen aus der Heimat, den Barackenlagern der Gefangenen und den Erfrischungsstationen auf den Bahnhöfen in damaliger Zeit leider nur zu viel dergleichen. Ganz entsprechend ist jenem Verhalten der französischen gebildeten Familien das Erlebniß Schneider's in Pont-à-Mousson. Er erzählt es recht anmuthend:

Für mich hatte der Fourier trefflich gesorgt. Ein abgesondert liegendes, wohleingerichtetes Haus, mitten in einem gut cultivirten Obst- und Blumengarten, erwartete mich. Eine alte Bonne führte mich in ein höchst elegantes Schlafgemach mit einem Bett, dessen Seidenpfühle mit Spitzen besetzt und mit höchstem Luxus decorirt waren. Ich erkundigte mich bei der Bonne nach den Verhältnissen des Hauses und hörte, daß der Eigenthümer, ein noch junger Mann, große Weinberge besitze und sich erst vor wenigen Wochen verheirathet habe. Die junge Frau sei aber bei Annäherung der Herren Preußen zu ihren

Aeltern im Süden gereist. „Also ist dieses Luxusbett wahrscheinlich das Bett der Frau vom Hause?" — „Oui, Monsieur!" — „So sagen Sie dem Herrn vom Hause, er möge mir irgendwo anders ein Bett aufschlagen lassen, ich hielte es für undelicat, dieses Prachtbett zu benutzen. Schreiben wolle ich hier, aber nicht schlafen." Ganz entzückt rapportirte die Bonne meine Weigerung; der Herr kam selbst, sich zu bedanken für diesen Trait de délicatesse, und gab sich die ersinnlichste Mühe, mir sein Haus angenehm zu machen. Indessen sollte ich in dem sumptuosen Boudoir auch nicht lange schreiben; denn plötzlich kam der Fourier und kündigte dem Wirth auch noch den Prinzen Luitpold von Baiern an, zu dessen Gunsten ich denn mein Boudoir räumte und mich parterre installirte.

Was im ganzen dieses Schneider'sche Tagebuch, oder wie sonst wir es nennen wollen, aus dem Feldzuge von 1870 anlangt, so wird, wie oben schon angedeutet, in der Hauptsache eben nur anekdotisches Material herbeigebracht. Nicht wird in diesen Blättern „die Weltgeschichte gemacht", wir stehen nicht auf der Bühne der Ereignisse selbst, sondern gleichsam nur hinter der Scene und haben den Anblick der Coulissen, des Podiums, auf dem die großen historischen Actionen sich abspielen. Daß es recht interessant auch in dieser (immerhin in den bestimmten Grenzen sich haltenden) Coulissenwelt zugeht, erscheint wol nur natürlich. Nehmen wir z. B. Schneider's Verweilen im Lager von Châlons:

Nirgends habe ich das Sic transit gloria mundi ergreifender illustrirt gesehen als hier und in Saint-Cloud. Im Pavillon des Kaisers wie in dem der Kaiserin dieselbe Devastation! Dagegen war der große Saal des Offiziercasinos noch in wenigstens erträglichem Zustande, und die Küche mit allen ihren glänzenden Batteries noch in voller Arbeit, freilich nicht mehr für den kaiserlichen Hof, sondern für die das Lager bewachenden deutschen Truppen. Mit dem ganzen Geschick, welches die Franzosen nun einmal dafür haben, waren die kleinen Chalets, Blockhäuser mit nur einem Zimmer und Schlafkammer, für die Generale der Umgebung und die Hofbeamten hergestellt und eingerichtet. Auch hier war theils die Unordnung, theils die Zerstörung arg, namentlich alle Matratzen, Teppiche, Gardinen, Geräthschaften fortgeschleppt und die Möbel zerschlagen, kurz, das kleine Fleckchen Erde, auf dem diese Gruppe von Häusern und Häuschen isolirt sich erhebt, wußte nach allen Richtungen hin vom Kriege zu erzählen. Als der König eintraf, war ich mit meiner Besichtigung schon fertig, und hatte mir aus dem Schlafzimmer der Kaiserin einen herabgerissenen metallenen Ring von ihrer Bettgardine und aus dem Zimmer des Kaisers ein Stück Papier mit der gedruckten Bezeichnung „Service de l'empereur" zum Andenken mitgenommen.

In Versailles wohnte Schneider dicht neben der Präfectur, der Wohnung des Königs, in dem Gebäude der frühern Post bei einer Dame Le Duc, die, von aristokratischem Zuschnitt in ihrer ganzen Art, kränklich durch theilweise Lähmung war. Hier blieb er 153 Tage installirt — die Mitbewohner des Hauses sind der königliche Stallmeister Rieck und Hofrath Taglioni nebst dem Assistenzarzt des Hauptquartiers gewesen — und hat 150 Tage lang, einen Tag wie alle Tage, zu Mittag Kohlsuppe (soupe aux choux) und ein Stück Rindfleisch, allerdings abwechselnd zubereitet, verspeist. Trotz des bewegten Lebens ringsum, das er natürlich aus nächster Nähe beobachten konnte, war sein persönliches Dasein in Versailles ein sehr einförmiges. Hören wir seine Schilderung:

Herbst und Winter stand ich täglich, auch wenn die Nacht Störungen gebracht hatte, um 6 Uhr auf und ging, angekleidet (stets auch im Felde mit Frack und weißer Halsbinde), sofort zum König. Bis derselbe aus seinem Schlafzimmer ins Arbeitszimmer trat, wartete ich im Zimmer des dienstthuenden Kammerdieners. Entweder trank ich hier, während der Kammerdiener sich beim König befand, oder wenn ich vom König herauskam, Thee aus der königlichen Küche. Bei Majestät eingetreten, stand ich vor dem Tische, an welchem er seinen Kaffee trank. Die Photographie dieses Zimmers in der versailler Präfectur ist ja allgemein bekannt, und ich stand fünf Monate lang an jedem Morgen, meist bis 9 Uhr, genau da, wo der Photograph bei der Aufnahme gestanden hat. Während der dunkeln Wintermorgen stand neben dem Kaffee eine Lampe auf dem Tisch, und ich war gezwungen, beim Vorlesen das Blatt zwischen die Lampe und den Kopf des Königs, fast über das Kaffeeservice zu halten, sodaß dadurch eine seltsame Gruppe entstand, die mich oft in Verlegenheit setzte. In der ersten Zeit waren es zu Versailles Nachrichten aus der Heimat und dem übrigen Europa; als aber hin und wieder, zuletzt sogar regelmäßig, Zeitungen aus Paris kamen, Auszüge aus diesen, welche ich vorzulesen hatte. Da ich jede Notiz, die ich vorlesen wollte, vorher roth anstrich und die sämmtlichen gebrauchten Zeitungen von dort mitgebracht und der Sammlung des Kaisers einverleibt habe, so kann man sich auch jetzt noch überzeugen, wie vollständig der Kaiser über alle Vorgänge unterrichtet war.... Hatte ich, gewöhnlich um 9 Uhr, geendet, so stieg ich in den unterdessen angespannten Wagen und begann meine Runde zum Oberst Grafen Waldersee, zum Feldpolizeidirector Stieber, zum General von Werder, unsern Militärbevollmächtigten in Petersburg, zum Dr. Hassel (den officiösen Berichterstatter aus der Umgebung des Kronprinzen), zur Post, in das Proviantamt und zu einem der englischen Correspondenten, und zuletzt immer in das Quartier des Prinzen Karl, wo ich aber des Morgens nie ihn selbst, sondern den Hofmarschall Grafen Dönhoff sprach. So kam ich jeden Tag reich mit Neuigkeiten, Nachrichten und Zeitungen versehen nach Hause zurück, kochte mir nun selbst meinen Thee und aß während ganzer fünf Monate rohen Schinken dazu, den ich der königlichen Küche verdankte. Dann ging es an die Arbeit, damit alles zum Abgange der Post für die Zeitungen, für Frau und Kind und für den „Feldsoldatenfreund" fertig war. Ließ sich dann Zeit gewinnen, so besuchte ich wol auf eine halbe Stunde die Galerien im Schloß. Einige Monate nahm auch das Ordnen der Saint-Cloud-Bibliothek in einem Hinterzimmer der Präfectur in Anspruch. Während eines frugalen Mittagsmahles kamen die Reporter und Correspondenten. Dann ging es wieder an die Arbeit und abends, meist einen Tag um den andern, zum Thee beim Prinzen Karl. Einige Wochen lang gab ich abends dem Grafen Waldersee Unterricht im Englischen.

Wie die Weltgeschichte selbst nicht, wie speciell Politik nicht gemacht wird in diesem Memoirenwerk, so werden darin sozusagen auch nicht die Schlachten selbst geschlagen. Man hört ihr Geräusch gleichsam nur von fern, und hier und da fällt ein interessantes Streiflicht in Form einer Glosse, einer Reflexion auf das sich damals im Kriegstheater Abspielende. Mit einer solchen Betrachtung wollen wir hier schließen:

So wenig ich ausging, fehlte ich doch nie bei dem großen Zapfenstreich, der jedesmal dem Eintreffen einer Siegesnachricht folgte und so ziemlich das ganze Personal des Hauptquartiers vor der cour d'honneur der Präfectur versammelte. Es waren das Momente höchster Begeisterung. Freilich standen sie oft in schroffstem Gegensatz zu den Nachrichten, die ich am Morgen überbracht und über die ich besorgte Urtheile gehört; denn die Dinge standen doch manchmal wesentlich anders, als sie in den Zeitungen zu lesen waren, namentlich zur Zeit der Kämpfe um Orléans und bei Le Mans. Wer wollte leugnen, daß wir bei aller Tüchtigkeit, Bravour und Verdienstlichkeit doch auch ein unverschämtes Glück gehabt! Die feindlichen Generale waren zum Theil mit einer Blindheit geschlagen, die in der Kriegsgeschichte ihresgleichen sucht, und die Masse der von den Franzosen begangenen Fehler überwiegt bedeutend die Zahl unserer Erfolge und gelungenen Combinationen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In einer zweiten vermehrten Auflage ist die Schrift von Emerich du Mont: „Das Weib. Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen, dessen erste Auflage in d. Bl. 1879, Nr. 17 besprochen worden. In der neuen Auflage wurde das Buch um drei Briefe vermehrt und an manchen Stellen nicht unwesentlich verändert. Du Mont spricht sich in geistvoller Weise besonders über den Gegensatz von Mann und Weib aus, und wenn auch manche Kapitel des Werks nicht über die feuilletonistische Plauderei hinausgehen, so enthalten doch andere auch tiefere philosophische Gedanken.

— Von Otto von Leixner's „Illustrirter Literaturgeschichte" (Leipzig, Otto Spamer) liegen uns 21 Lieferungen vor die uns bis in unsere classische Epoche führen. Die letzte Lieferung behandelt Goethe's Entwickelungsgeschichte. Da das Werk sich dem Abschluß naht, so werden wir bald in der Lage sein, ein eingehendes Urtheil über dasselbe zu fällen. — Von der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts", von Ludwig Salomon (Stuttgart, Levy u. Müller), die wir auch nach ihrer Vollendung eingehender besprechen werden, liegt uns die fünfte Lieferung vor, welche die Porträts Julius Rodenberg's und Karl von Holtei's bringt, während der Text sich besonders mit den jungdeutschen Autoren Heinrich Laube und Karl Gutzkow beschäftigt.

— Von der „Illustrirten Weltgeschichte für das Volk" (Leipzig, Otto Spamer) sind 39 Lieferungen erschienen, welche die Weltgeschichte bis zur Zeit des Khalifats und der Karolinger führen. Das Werk ist mit Bildern reich ausgestattet, wobei die Umsicht zu loben, mit welcher die Werke der historischen Malerei, soweit sie irgend in den Rahmen passen, für die Illustrationen benutzt sind.

— Ein neues in Lieferungen erscheinendes Werk mit Illustrationen ist das „Frauenleben der Erde", geschildert von Amand von Schweiger-Lerchenfeld (Wien, A. Hartleben's Verlag). Die vorliegenden Lieferungen beschäftigen sich mit den kaukasischen, arabischen und persischen Frauen. Die Illustrationen sind theils culturgeschichtliche Genrebilder, theils ethnographische Porträts, welche eine Art von Schönheitsgalerie in dem Werke bilden werden. Der Stoff ist jedenfalls interessant; über die Tendenz spricht sich das Programm in folgender Weise aus: „Das Werk «Frauenleben der Erde» fußt durchweg auf ethnographischer Unterlage. Wohl ergab sich hin und wieder Anlaß, in die Abhandlungen historische Reminiscenzen einzuflechten, namentlich bei jenen Völkern, die sich einst einer glänzenden Cultur erfreuten, und deren heutige traurige Zustände sonach dem Leser Gelegenheit zu allerlei anregenden Reflexionen geben. Im großen und ganzen aber ist das Werk bestrebt, in einer Reihe von farbigen Bildern alle jene Erscheinungen zu schildern, die mit dem weiblichen Theil der Erdbewohner mittelbar oder unmittelbar verknüpft sind. Außer dem Lebenslauf des Weibes von der Wiege bis zum Grabe, einschließlich des Ehelebens, der socialen Stellung des Weibes bei den verschiedenen Völkern, der Kindererziehung, der häuslichen Beschäftigung u. dgl. ist in dem Werke auch großes Gewicht auf die Durchgeistigung des Stoffgebiets gelegt. Lieder, Romanzen und Poesien aus allen Zeitepochen, welche ihrem Inhalt nach in den Rahmen des behandelten Gegenstandes passen, sind hier und dort in die Schilderungen eingewoben. Dadurch gewinnt die Darstellung, die eine gewisse Monotonie befürchten lassen könnte, an poetischem Schwunge, des eigenthümlichen Reizes gar nicht zu gedenken, der an solchen schöngeistigen Kundgebungen der verschiedenen Völker haftet."

Aus der Schriftstellerwelt.

Wir veröffentlichen den nachfolgenden „Aufruf zu einem Gutzkow-Denkmal", zu welchem die Anregung von dem Allgemeinen deutschen Schriftstellerverein ausging:

Unter den in den letzten Jahren gestorbenen Schriftstellern ist keiner, der so hervorragende und tief eingreifende Wirkung auf die deutsche Literatur ausgeübt hat wie Karl Gutzkow. Als geistiger Führer des jungen Deutschland bahnte er für die Literatur eine neue Richtung an, welche mit den letzten Nachklängen der romantischen Schule brach und dem realen Geiste zu seiner Geltung verhalf. In seinen Kritiken wehte der Geist einer philosophisch durchbildeten Weltanschauung, dem nur das Höchste genügt, und seine Schöpfungen auf dem Gebiete des Dramas sind zum Theil bereits Geisteseigenthum aller Gebildeten geworden und werden ihre hohe Bedeutung behalten, solange wir überhaupt ein deutsches Drama haben. Auf dem Gebiete des Romans hat er gleichfalls durch den Roman das Nebeneinander und durch die meisterhafte Darstellung ganzer Culturepochen und einzelner Geistesströmungen eine neue Bahn eingeschlagen und für lange Zeit auf dieses Gebiet der Literatur bestimmend eingewirkt. Karl Gutzkow gehört unbestritten zu den Säulen und Zierden der deutschen Literatur; er hat sich in seinen Werken selbst ein unvergängliches Denkmal gesetzt und durfte dreist das Horazische Wort: „Exegi monumentum aere perennius", auf sich anwenden. Allein für die Nachwelt würde es als ein Zeichen der Undankbarkeit erscheinen, wenn sie die Verdienste des Todten nicht in einem allen sichtbaren Monumente zur Anerkennung brächte. Für diejenigen, welche Gutzkow's Werke kennen, bedarf es eines solchen Zeichens nicht; allein für die Tausende, die nur seinen Namen kennen und für die heranwachsenden Geschlechter soll es ein Hinweis sein, daß Deutschland nicht allein große Dichter besitzt, sondern daß es deren Andenken auch ehrt. In einer Zeit, in der allerorten Denkmale errichtet werden, geziemt es sich, der Dichter nicht zu vergessen, die das Schwert des Geistes siegreich schwangen und deren Triumphe dem ganzen Volke dauernd zum Segen und Ruhme gereichen. Die Unter-

zeichneten sind gern bereit, Beiträge zu einem Gutzkow-Denkmal entgegenzunehmen und werden seinerzeit über den Empfang Rechnung ablegen.

Justizrath Dr. Karl Braun-Leipzig. Theaterintendant Emil Claar-Frankfurt a. M. Verlagsbuchhändler H. Costenoble-Jena. Hofburgtheaterdirector Franz Freiherr von Dingelstedt-Wien. Dr. Rudolf Döhn-Dresden. Dr. Ernst Eckstein-Leipzig. Theaterdirector Dr. August Förster-Leipzig. Dr. Karl Frenzel-Berlin. Dr. Friedrich Friedrich-Leipzig. Professor Dr. Richard Gosche-Halle. Geh. Hofrath Dr. Rudolf von Gottschall-Leipzig. Hofschauspieldirector Friedrich Haase-Berlin. Dr. Franz Hirsch-Leipzig. Generalintendant Botho von Hülsen-Berlin. Verlagsbuchhändler Otto Janke-Berlin. Dr. Alexander Jung-Königsberg i. Pr. Dr. Hermann Kletke-Berlin. Dr. Heinrich Laube-Wien. Professor Dr. Moritz Lazarus-Berlin. Dr. Arthur Levysohn-Berlin. Generalintendant August Freiherr von Loën-Weimar. Professor Dr. Karl Menzel-Bonn. Dr. Johannes Nordmann-Wien. Dr. Hermann Presber-Frankfurt a. M. Johannes Proelß-Leipzig. Generalintendant Gustav zu Putlitz-Karlsruhe. Emil Rittershaus-Barmen. Dr. Hermann von Schmid-München. Richard Schmidt-Cabanis-Berlin. Verlagsbuchhändler S. Schottländer-Breslau. Dr. Levin Schücking-Sassenberg in Westfalen. Dr. Hermann Schulze-Delitzsch-Potsdam. Rechtsanwalt Albert Träger-Nordhausen. Hoftheaterintendant Dr. Feodor von Wehl-Stuttgart. Oberlandesgerichtsrath Ernst Wichert-Königsberg i. Pr.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Kleinere Schriften aus dem Nachlasse. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Aus Italien. Pressburg, Heckenast's Nachfolger. 8. 6 M.

Anderssohn, A., Die Theorie vom Massendruck aus der Ferne in ihren Umrissen dargestellt. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 3 M.

Auerbach, B., Brigitta. Erzählung. Stuttgart, Cotta. 8. 4 M.

Baethgen, F., Anmuth und Würde in der alttestamentlichen Poesie. Ein Vortrag. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 1 M.

Bartsch, K., Sagen und Gebräuche aus Meklenburg. 2ter Bd.: Gebräuche und Aberglaube. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 M.

Baumstark, C. E., Zum kirchlichen Frieden. Eine wissenschaftliche Behandlung der gegenwärtigen kirchlichen Streitfragen. Straßburg, Schultz u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Bellesheim, A., Giuseppe Cardinal Mezzofanti. Ein Lebensbild aus der Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Bernard, J., Zwei Herzen und ein Schlag. Epische Dichtung. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 80 Pf.

Bloch, J. S., Quellen und Parallelen zu Lessing's „Nathan". Vortrag. Wien, Gottlieb. 8. 1 M.

Blochwitz, J., Farbenspiele. Aesthetische und kulturgeschichtliche Betrachtungen. Leipzig, Schlicke. 8. 2 M. 40 Pf.

Brunnemann, K., Maximilian Robespierre. Ein Lebensbild nach zum Theil noch unbenutzten Quellen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Collins, Wilkie, Welkes Laub. Roman. Autorisirte Uebersetzung. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Conrad, M. G., Parisiana. Plaudereien über die neueste Literatur und Kunst der Franzosen. Breslau, Schottländer. Gr. 8. 4 M.

Dekamerone vom Burgtheater. Wien, Hartleben. 8. 3 M. 60 Pf.

Dyherrn, G. Freih. v., Auf hoher Flut. Gedichte. Breslau, Kiepert. 8. 4 M.

— — Hochlands-Novellen. Breslau, Kiepert. 8. 4 M.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 125: Aug' in Auge! Roman von M. von Roskowska. — Nr. 126: Die Blutbuche. Kriminal-Novelle von E. von Waldow. Berlin, Behrend. 8. à 1 M.

Engelhardt, O., Lied von der Rudelsburg. Eine Thüringer Sage. Mit einem Cyclus von Balladen und Romanzen. Stuttgart, Metzler. 16. 1 M. 60 Pf.

Eunen, H., Die Olympische Gesellschaft zu Köln. Ein Beitrag zur Kölner Literaturgeschichte der Neuzeit. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 M.

Feddersen, M., Was ist die Aufgabe der bildenden Kunst? Dresden, Gilbers. 8. 1 M. 20 Pf.

Förster, R., Farnesina-Studien. Ein Beitrag zur Frage nach dem Verhältniss der Renaissance zur Antike. Rostock, Stiller. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Forstner, R., Der Durchgang der Venus. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Gasparin, Gräfin, Camilla. Erzählung. Mit einem Vorwort von A. Ebrard in Erlangen. Autorisirte Uebersetzung. Barmen, Klein. 12. 1 M. 20 Pf.

Gebauer, Frau Emma, Tropfen des Lebens, gesammelt. Leipzig, Baldamus. 12. 2 M.

Gescher, Geschichte des 1. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 13 während des Feldzuges gegen Frankreich 1870/71, nebst einer kurzen Uebersicht über die Jahre 1872/79. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von F. Bamberg, A. Brückner, F. Dahn ꝛc. herausgegeben von W. Oncken. 18te Abth.: Geschichte von Hellas und Rom. Von G. F. Hertzberg. 2ter Bd. Berlin, Grote. Gr. 8. 3 M.

Goethe-Gedenk-Buch. Achern. 16. 1 M. 50 Pf.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. 1ster Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 10 M.

Golowin, I., Der russische Nihilismus. Meine Beziehungen zu Herzen und zu Bakunin, nebst einer Einleitung über die Dekabristen. Leipzig, L. Senf. 8. 2 M. 25 Pf.

Güdemann, M., Geschichte des Erziehungswesens und der Cultur der Juden in Frankreich und Deutschland von der Begründung der jüdischen Wissenschaft in diesen Ländern bis zur Vertreibung der Juden aus Frankreich. (X.—XIV. Jahrhundert.) Nebst handschriftlichen Beilagen. Wien, Hölder. Gr. 8. 6 M.

Hagen, E. v., Das Wesen der Senta in Richard Wagner's Dichtung: „Der fliegende Holländer". Hannover, Schüßler. Gr. 8. 5 M.

Heckel, C., Friederike von Sesenheim. Idyllisches Drama. München, Merhoff. 8. 1 M.

Heimgarten deutscher Dichtung. Ein Almanach vom Oberrhein. Herausgeber: F. Geßler, L. Auerbach. 1ster Jahrg. Lahr, Schömperlen. 12. 5 M.

Heinzelmann, R., Dramatische Werke. 1ster Thl. Berlin, Lassar. 8. 1 M. 50 Pf.

Höfler, C. Ritter v., Papst Adrian VI. 1522—1523. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 M.

Israel und die Gojim. Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage. Leipzig, Grunow. 8. 3 M. 50 Pf.

Kallenberg, R., Die Naturwissenschaften und die Culturentwickelung der Menschheit. Freiberg, Eugelhardt. 4. 75 Pf.

Knauer, G., Seele und Geist und das Phantom der „Ichlichkeit". Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Koch, J. L. A., Psychiatrische Winke für Laien. Stuttgart, Neff. 12. 1 M. 20 Pf.

Kraus, C., Clarissa. Eine Erzählung aus der Rococco-Zeit. Mainz, Kirchheim. 8. 4 M.

Lange, J. P., Vom Oelberge. Geistliche Dichtungen. 2te Sammlung. Bonn, Hochgürtel. 8. 3 M.

Lohmann, B., Von der Nordsee bis zum Waldkater. Reise-Eindrücke aus den Sommer-Ferien 1879. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportage-Vereins. 8. 1 M. 20 Pf.

Lorm, H., Der ehrliche Name. Aus den Memoiren einer Wiener Jüdin. Roman in 2 Bdn. Dresden, Pierson. 8. 8 M.

Marlitt, E., Im Schillingshof. Roman in 2 Bdn. Leipzig, Keil. 8. 9 M.

Michell, G., Melitta und Elisabeth. Schauspiel. Weimar, Weißbach. Gr. 8. 2 M.

Mises, H., Ueber die reactionäre Strömung unserer Zeit. Wien, Rosner. Gr. 8. 60 Pf.

Münz, B., Die Keime der Erkenntuisstheorie in der vorsophistischen Periode der griechischen Philosophie. Wien, Konegen. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Muth, R. v., Heinrich von Veldeke und die Genesis der romantischen und heroischen Epik um 1190. Eine kritische Abhandlung. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M.

Nitsche, F., Der Gesang in der Volks- und Bürgerschule, seine Bedeutung und Behandlung. Prag, Tempsky. Gr. 8. 50 Pf.

Nitschmann, H., Iris. Dichterstimmen aus Polen. Auswahl und Uebersetzung. Leipzig, Friedrich. 12. 3 M.

Nordhüsche Rieme unn Biller. Nordhausen, Haacke. 1879. Gr. 4. 25 Pf.

Petöfi's poetische Werke. Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer herausgegeben von L. Aigner. 1stes Heft. Budapest, Aigner. 8. 60 Pf.

Prittwitz-Gaffron, C. v., Emanuel Geibel. Vortrag. Reichenbach i. Schl., Kuh. Gr. 8. 1 M.

Proschko, Hermine C., Unter Tannen und Palmen. Historische Erzählungen. Wien, Manz. 8. 2 M. 40 Pf.

Pulszky, F., Meine Zeit, mein Leben. Autorisirte Ausgabe. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. 7 M.

Rabus, L., Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Logik bei den Deutschen und die logische Frage. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 3 M.

Raimand, J., Die Wallfahrt nach Moresnet. Dichtung. Aachen, Barth. 12. 50 Pf.

Ranke, L. v., Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813. 2te Auflage der in dem Werke „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg" den eigenhändigen Memoiren Hardenbergs beigegebenen historischen Darstellung des Herausgebers. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Renleaux, C., Dichtungen. Opus 4. „Italische Sonette". Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 1 M.

Rosegger, P. K., Aus meinem Handwerkerleben. Beiträge zur Charakteristik der Aelpler. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 6 M.

Scheffer, R., Ein Besuch im Oberammergau. Beschauliches und Erbauliches von den dortigen Passionsspielen. Ein Vortrag. Essen, Bädeker. 8. 60 Pf.

Scherzer, K. v., Die deutsche Arbeit in fremden Erdtheilen. Vortrag. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 50 Pf.

Schleich, M., Italische Apriltage. Erinnerungen aus einer confessionslosen Romfahrt. Leipzig, Hirth. 8. 2 M.

Schönfeld, P., Dichtungen. Stuttgart, Metzler. 12. 2 M. 40 Pf.

Semper, H., Gottfried Semper. Ein Bild seines Lebens und Wirkens mit Benutzung der Familienpapiere. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Siebenlist, A., Schopenhauer's Philosophie der Tragödie. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. 10 M.

Stangl, C., Spaziergang nach Nordamerika. Reiseerlebnisse, zur Belehrung und Unterhaltung geschildert. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dramatische Werke

von

Rudolf Gottschall.

Elftes und zwölftes Bändchen.

11. **Auf rother Erde.** Drama in fünf Aufzügen.
12. **Der Vermittler.** Lustspiel in vier Aufzügen.

Jedes Bändchen geh. 1 M. 50 Pf.
Beide Bändchen geb. in 1 Bande 4 M.

Zwei neue Dramen des Dichters, ein vaterländisches Schauspiel und ein modernes Lustspiel, welche bereits an verschiedenen größern Bühnen zur Aufführung gelangten, jetzt aber zum ersten mal im Druck erscheinen.

Die hiermit abgeschlossene Sammlung von Rudolf Gottschall's „Dramatischen Werken", 12 Bändchen, kostet geh. 18 M., geb. (in 5 Bänden) 22 M.; jedes Bändchen einzeln geh. 1 M. 50 Pf.

Die Bändchen 1—10 enthalten:

1. **Pitt und Fox.** Lustspiel in fünf Aufzügen.
2. **Mazeppa.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
3. **Die Diplomaten.** Lustspiel in fünf Aufzügen.
4. **Der Nabob.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
5. **Katharina Howard.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
6. **König Karl XII.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
7. **Herzog Bernhard von Weimar.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
8. **Die Welt des Schwindels.** Geschichtliches Lustspiel in fünf Aufzügen.
9. **Amy Robsart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
10. **Arabella Stuart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Soeben erschien **Catal. 164** m. antiquar. Bücherlagers, enthaltend „Auswahl von werthvollen Werken aus allen Wissenschaften" u. versende solchen sowie m. Fachcatalog auf gefl. Verlangen gratis und franco.

B. Seligsberg's Antiq.-Buchhandlung
in Bayreuth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die jüdischen Frauen

in der Geschichte, Literatur und Kunst.

Von

M. Kayserling.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Der bekannte Verfasser bietet hier eine auf gründlicher Quellenforschung beruhende Galerie der Frauen jüdischen Stammes aus alter und neuer Zeit, welche vermöge ihrer Lebensstellung oder ihres Wirkens und Duldens der Geschichte angehören, sowie solcher, die auf dem Gebiete der Literatur und Kunst Bemerkenswerthes geleistet haben. Gebildete Frauen und Mädchen erhalten damit eine sehr werthvolle, gewiß hochwillkommene Gabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unter den Olivenbäumen.

Süditalische Volksmärchen.

Nacherzählt von

Woldemar Kaden.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 20 Pf.

Unter diesem Titel macht Woldemar Kaden, der bewährte Kenner von Land und Leuten Italiens, den Märchenschatz des italienischen Volks dem deutschen Publikum zugänglich. Ein die Sammlung einleitender Essay orientirt den Leser über die Herkunft der erzählten Märchen sowie über ihr Verhältniß zu unsern deutschen Sagen und Märchenstoffen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Weib.

Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne.

Von

Emerich du Mont.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Das geistvolle, elegant geschriebene Buch ist mit großem Beifall aufgenommen worden und liegt nun bereits, kaum ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen, in einer vom Verfasser durchgesehenen und wesentlich vermehrten zweiten Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Heinsius'
Allgemeines Bücher-Lexikon.

Sechzehnter Band,

die von 1875 bis Ende 1879 erschienenen Bücher enthaltend.

Herausgegeben von **Otto Kistner.**

Erste und zweite Lieferung.

4. Jede Lieferung 3 M., auf Schreibpapier 4 M.

Ein neuer, die 1875—79 erschienenen Bücher umfassender Band des bekannten, schon 1793 begründeten, für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrlichen Katalogwerks.

Bei Abnahme der sämmtlichen bis jetzt vorliegenden wie auch einzelner älterer Bände des Werks werden wesentlich ermäßigte Preise gestellt.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 7.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 8. Juli 1880.

Inhalt: Neue Gedichte und Dichtungen. Von Rudolf von Gottschall. (Fortsetzung.) — Populäre Geschichtsbücher. Von Hans Prutz. — Neue Romane. Von Theodor von der Ammer. — Ein neuer englischer Shakspeare-Commentar. Von David Asher. — Zur Orthographiefrage. Von Daniel Sanders. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Gedichte und Dichtungen.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

5. Murillo. Ein Lied vom Guadalquivir von Ernst Eckstein. Leipzig, Eckstein. 1880. 8. 2 M.

Der Dichter dieses „Liedes vom Guadalquivir" kennt das schöne Land des Weins und der Gesänge aus eigener Anschauung: es ist daher erklärlich, daß diese Künstlernovelle in Versen ein warmes, lebendiges Colorit zur Schau trägt. Die üppigen Gefilde Andalusiens mit ihrem Duft und Reiz, wie die öden Hochebenen, „der Mancha schweigende Todtengruft", sind mit einer Anschaulichkeit geschildert und in so stimmungsvoller Weise, wie nur der Reisende zu schildern vermag, der den Eindruck jener Gegenden selbst in sich aufgenommen hat. Es hieße die Thätigkeit der schöpferischen Phantasie einseitig beschränken, wenn man ihr nicht die Macht zutraute, auch ohne eigene Anschauung aus fremden Schilderungen heraus lebensvolle Bilder landschaftlicher Scenerie zu gestalten. Jean Paul, der nie Hesperiens Boden betreten, hat uns ein Landschaftsbild des Lago-Maggiore geschaffen, das von dem Kundigen ebenso correct und getreu, wie magisch erhellt durch den Zauber der Phantasie gefunden werden muß, und Schiller hat in seinem „Wilhelm Tell" Schweizerlandschaft und Schweizerleben mit einer Objectivität geschildert, als ob er es lange Zeit studirt hätte: gleichwol hat sein Fuß nie das Alpenland betreten. Doch die großartige Intuition von Geistern ersten Rangs kann nicht als Regel aufgestellt werden; dann aber fehlt auch diesen Schilderungen ein zweites Etwas, das Tüpfelchen auf dem i, in Bezug auf die volle Anschaulichkeit; es wird sich hier und dort eine leere Stelle finden, welche die Phantasie allein nicht auszufüllen vermag. Daher wird der Dichter die Gegenden, die er vorher als wandernder Tourist besucht hat, gewiß in lebendigster Weise schildern können.

„Murillo" ist ein poetisches Blatt aus der Entwickelungsgeschichte des Genies, das zu allen Zeiten mit Gegnern und Hindernissen jeder Art zu kämpfen hatte, ehe es siegreich durchgedrungen ist; ja es gibt Genies, denen die Anerkennung der Mitwelt nur zaghaft entgegenkam, denen erst die Nachwelt die unvergänglichen Ruhmeskränze wand. Auch der Künstlerknabe aus Sevilla hatte schwere Kämpfe zu bestehen, ehe sein Name Ruhm gewann.

Wir sind also in Sevilla:

> Von Andalusien tönt mein Sang ...
> Marktschiffe gleiten den Strom entlang;
> Des Ufers Gärten und schattige Grotten
> Scheinen der Mittagspfeile zu spotten.
> Palmen breiten die wehenden Fächer
> Ueber tausend besonnte Dächer,
> Und hoch aus der Häuser verworrenem Chor
> Ragt frei ein herrlicher Thurm hervor,
> Erlaucht, als müßten ihm Alle dienen:
> Die schlanke Giralda der Mosleminen.
> Längst entwichen die blinden Heiden,
> Spaniens christliche Wuth zu meiden;
> Aber Sevillas Glockenthurm
> Trotzte dem wilden Glaubenssturm,
> Trotzte des Hasses giftigem Dunst,
> Ein Denkmal echter, heiliger Kunst.
>
> Frühling war es im weiten Gau;
> Um der Agaven blasses Blau
> Drängten die üppigen Anemonen
> Zärtlich die feuergefüllten Kronen.
> Die Bienen summten, die Käfer schwirrten
> Durchs lauschige Grün verschämter Myrten,
> Und trunken glühte die weiche Luft
> Von Lebenswonne und Blütenduft.
>
> Ja selbst die Gasse, die enge, schmale,
> Im lauten Viertel der Kathedrale,
> Wo starr sich Mauer an Mauer preßt,
> Sie strahlte, als gält' es ein Königsfest.

In jedem Patio blühten die Rosen,
Fontainen spielten mit süßem Kosen,
Und alles blickte so froh und frei
Und grüßte selig den jungen Mai.

Der arme Knabe, in dem sich früh der Trieb zur Kunst regt, malt auf schlechten Leinwandfetzen Blumenkränze, den Thurm Giralda mit seiner Fahne, Engelsköpfchen u. s. w. Zwei Maler von Ruf bemerken und verspotten den jungen Künstler; eine schöne, hohe Dame, Maria de Cabrera, kauft von ihm ein Heiligenbild: sie wird zur ersten Muse des Dichters. Von ihr und einem andern Maler empfohlen, wandert er nach Madrid zum Meister Velasquez; doch vorher nimmt er Abschied von der Schönen, die sein Herz ganz erfüllt hat:

Schon regt sich's droben am Altan ...
Was hast du, fiebernder Esteban?
Ja wohl, sie ist's, die Wonnereiche,
Die Blumenschöne, die Engelgleiche ...
Es rauscht des Kleides schneeige Pracht:
So tritt sie hinaus in die stille Nacht.

O welch ein Bild! Durch Baum und Strauch
Fächelt ein luftig kühler Hauch,
Und, leise schauernd, mit zarter Hand
Schließt sie am Busen das leichte Gewand ...
Ein blauer Mantel, faltenreich,
Rollt von den Schultern voll und weich,
Und ob der eignen Pracht erschrocken
Beben die aufgelösten Locken.
So steht sie da, die Heilige, Reine,
Glanzumflossen im Mondenscheine
Und schaut empor ins ewige Blau,
Verzückt wie Unsere Liebe Frau,
Da einst durch Gottes ewige Gnade
Als Bote ihr der Engel nahte ...

Kennt ihr das Werk, so hehr und mild,
Das wunderholde Madonnenbild?
Saht ihr die Heilige von Madrid?
Auf Wolken schwebt ihr leichter Schritt;
Voll zarter Scheu, voll heiliger Lust,
Preßt sie die Hände vor die Brust.
Sie hebt verklärt den Blick, den süßen,
Der Halbmond flimmert ihr zu Füßen,
Und alles leuchtet rings und strahlt ...

So hat Murillo sie gemalt
Als Fürst der Kunst in spätern Tagen,
Da er den Kranz davongetragen.
Das Bild des Mädchens am Altane,
Das er geschaut im trunknen Wahne,
Es sank dem Künstler unbewußt
Als höchstes Urbild in die Brust;
Denn traun, es ist der Liebe Art,
Daß sie das Ewige offenbart.

Der vierte Gesang schildert die Wanderung des Knaben durch die öde Mancha, der fünfte seine Errettung, als er vor Uebermüdung zusammengebrochen: da rettet ihn ein greiser Herr, der in einer Carrosse vorbeifährt: Graf Cabrera, der Schwiegervater jener Schönen von Sevilla. Im sechsten finden wir den Knaben bei Velasquez, der das Genie desselben alsbald herausfindet, jede erwachende Regung der Selbstsucht besiegt und ihn als seinen Schüler heranbildet. Drei Jahre sind entschwunden und der Knappe ward zum Kampfgenossen. Auch an Frauenhuld fehlt es ihm nicht; doch die stolze Fürstin von Saragossa, die ihm ihre Liebe zuwandte, rührte nicht sein Herz, das treu für Beatrix Cabrera schlug. Da erfahren wir im siebenten Gesang, daß er ein großes Bild vollendet. Es war die Kunde gekommen, bei einem Erdbeben habe der schlanke Thurm der Giralda zwar geschwankt, er sei aber nicht gestürzt, dank dem Schutz der Madonna, welche zwei Heilige, Santa-Justa und Santa-Rufina, hingesendet, den Thurm zu halten. Diese Sage begeisterte Murillo zu einem großen Gemälde, das er, wie wir in den letzten Gesängen erfahren, in seiner Vaterstadt, in die er zurückgekehrt war, ausstellte. Jetzt wird Murillo gefeiert; der König und alle Großen kommen, das Bild anzuschauen und zu bewundern. Die beiden neidischen Collegen in Sevilla, deren Urtheilsspruch der König anruft, sprechen sich freilich in gehässiger, herabsetzender Weise aus:

Da neigte sich schmunzelnd Valdez Leal:
„Nur weil's mein König mir befahl,
Sei denn ein offenes Wort geredet,
Das ehrlich rügt und frei befehdet.
Herr, dieses Jünglings kecke Hand
Ist kunsterfahren und wohlgewandt.
Er weiß den Pinsel klar zu führen,
Durch Farbentöne gar sanft zu rühren;
Er zeichnet gut und wahr zumeist:
Doch ach, es fehlt der höhere Geist;
Des Genius echter Odem fehlt,
Der all das Todte erst beseelt.
Das ist der Halbheit echte Norm:
Sie wirkt nur einzig durch die Form.
Durch Tand und eitles Colorit
Reißt sie die blöde Masse mit.
Doch ob man juble allerwärts,
Sie labt die Sinne und nicht das Herz."

Energischer noch lautet das Verdammungsurtheil des zweiten Concurrenten:

Herrera legte wie unbewußt
Die fiebernde Hand auf die linke Brust
Und senkte mit ehrfurchtsvoller Geberde,
Beschämung heuchelnd, den Blick zur Erde.
„Ich fleh' Euch", sprach er mit Thränen fast,
„Daß Ihr's in Gnaden mir erlaßt,
Den Landsmann, der zum ersten mal ...
Fürwahr, Herr König, Ihr macht mir Qual!
Wollt nicht den schönen Triumph zerstören,
Nicht jetzo auf meine Stimme hören,
Die, was Freund Valdez Euch gesagt,
Zögernd zu überbieten wagt ...!
Doch klänge hier jedes Lob wie Spott:
Das Bild ist schlecht, verzeih' mir's Gott,
Und daß die Menge den Tand bewundert,
Ist Schmach und Schande fürs Jahrhundert,
Ist Schmach und Schande für Kron' und Reich,
Ist wahrlich ein Schurken- und Narrenstreich!"

Desto wärmer, begeisterter lautet die Anerkennung des Meisters Velasquez. Bei dem nächsten Hoffest erhält dieser und mit ihm sein Schüler vom König selbst den goldenen

Lorber; doch auch die Liebe lohnt den jungen Künstler; Beatrix befestigt ihm ein abgepflücktes Myrtenzweiglein am Kleid:

„Dein König", sprach sie hold erregt,
„Hat dir den Kranz aufs Haupt gelegt,
Um dich vor allem Volk zu ehren:
Ich will dies Zweiglein dir bescheren!
Das soll im stillen dich leise mahnen,
Von deines Hochflugs luftigen Bahnen
Zurückzukehren zum Erdengrund,
In diese Arme, an diesen Mund.
Der Glanz ist öde, der Ruhm ist kalt
Ohne der Liebe Allgewalt.
Drum halt' es fest im treuen Sinne:
Des Genius Schwester ist die Minne.
Nur aus der Liebe heiligem Schose,
Nur aus dem Herzen stammt das Große;
Das Beste, was der Künstler gibt,
Ist Abglanz dessen, was er liebt.
Ich fühl's, ich weiß es; tief und klar
Ward mir's im Innern offenbar.

So will ich jetzt und allerwegen
Dein Herz in heißer Minne pflegen,
Mich deinem Dienst getreulich weihn
Und dein mit Leib und Seele sein!"

Sie schwieg. Durch dämmernder Wolken Flor
Flammte das Frühroth hell empor.
Und mit des Glückes Jubellaut
Umfing Murillo seine Braut.

Wie reich das Colorit, wie fließend die Verse dieser Dichtung sind, das beweisen die mitgetheilten Proben. Romanhafte Spannung darf man von diesen ersten Kapiteln einer Künstlerbiographie nicht erwarten, aber das Aufstreben des Genius nach den Kränzen des Ruhms und der Liebe ist, auf dem Hintergrunde spanischer Landschaft und spanischen Lebens, mit Wärme und Schwung der Empfindung geschildert.

6. Cancionero. Spanische Gedichte. Uebersetzt von Edmund Dorer. Leipzig, T. O. Weigel. 1879. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Bunte Blätter. Gedichte von Edmund Dorer. Leipzig, T. O. Weigel. 1878. 8. 1 M.

Nach Spanien, wie Eckstein's „Murillo", führt uns auch der „Cancionero"; nur sind es hier Klänge und Reime aus Spanien, Gedanken- und Empfindungsblüten, von dem Uebersetzer zum Kranze gewunden. Die spanische Lyrik auch der besten Dichter enthält für uns ein gut Theil Gongorismus, hervorgegangen aus der Ueberschwenglichkeit der Phantasiefülle und einer gewissen sonoren Rhetorik, welche dem spanischen, etwas pomphaften Volkscharakter eigen ist. Wir können es an dieser Sammlung nur hervorheben, daß die Auswahl eine geschmackvolle ist und der Uebersetzer nichts mit aufgenommen hat, was jenen Gongorismus in einer uns störenden Weise zur Schau trägt. Die Proben gehören dem ältern Spanien an: am reichhaltigsten ist aber der überaus productive Dramatiker Lope de Vega vertreten, der nicht nur die Dramen aus dem Aermel schüttelte, sondern, einherschlendernd über die Blumenwiesen der Lyrik, auch hier zahlreiche Blüten zum Kranze flocht. Was Lope de Vega charakterisirt, der oft glückliche Wurf bei der Vergeudung seines Talents, das zeigt sich auch in seinen Sonetten: einzelne sind in der That von lobenswerther architektonischer Gliederung und sinnvollem Gehalt, z. B.:

Die Enttäuschung.

Das Traumschloß schwand, das in der Lüfte Spiel
Mein eitler Geist entwarf mit stolzem Streben;
Er wollte zur Vollendung sich erheben,
Als er zertrümmert auf die Erde fiel.

Die Sonne wählte kühn er sich zum Ziel
Und weihte ihren Strahlen ganz sein Leben,
Daß in der Glut er thöricht, froh ergeben
Gleich blinden Sonnenblumen sich gefiel.

Nur wenn wir, bittre Wahrheit, dich begehren,
Bist du geliebt; dich haßt, der dich gefunden,
Denn statt zu heilen, öffnest du die Wunden.

O würde doch der Trug des Irrthums währen!
Denn wenn der Wahrheit stets der Tod entspringt,
Ist Irrthum besser, der uns Leben bringt.

Wem fallen bei diesem Sonett nicht die Schiller'schen Verse ein:

Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.

Von dem andern großen spanischen Dramatiker, Calderon, finden sich Gedichte wie „Melancholie und Frühling", sinnig, wenn auch etwas zu blumenreich, oder das folgende, in welchem aus allegorischen Arabesken zuletzt doch ein epigrammatischer Gedanke hervortritt:

Das Bild einer Todten.

Wohl haben Tod und Liebe heiß gerungen,
Wer es vermöchte, mächtiger zu sein,
Da beider Pfeile stets mit gleicher Pein
Der Freiheit und des Lebens Herz durchdrungen.

Der Liebe wäre fast der Sieg gelungen;
Sie schuf sich eine Schönheit hehr und rein,
Doch Tod, er löschte ihren goldnen Schein;
Die Liebe schien, die Schönheit so bezwungen.

Als Liebe nun im Nachtheil sich befunden,
Erschuf durch Kunst sie neu der Reize Macht,
Die wirkungslos des Todes Hand bedrohte.

Der Liebe ward der Lorber jetzt gewunden:
Nur Lebende beherrscht des Todes Macht,
Die Liebe aber Lebende wie Todte.

Die zwei Gedichte von Ponce de Leon, welche die Sammlung eröffnen: „Das Leben des Weisen" und „Die Sirene", athmen horazischen Geist und erinnern an das classische Muster des Dichters von Venusinm. Zahlreich sind die Gedichte von Francisco de Rioja, einem der besten classischen Lyriker Spaniens, die Dorer übersetzt hat. In seinen Gedichten findet sich eine Verherrlichung der kräftigenden Macht schwerer Schicksalsschläge. So schließt das Sonett „Im Unglück" mit den Versen:

Sieh, wie die Rebe nackt im Staube liegt,
Bis sie, verwundet von des Winzers Stahl,
Mit grünem Glanz und Purpurfrucht sich schmückt!

Sagunt, das muthvoll seine Qual besiegt,
Hat nicht verherrlicht Wall noch Volkes Zahl,
Mit ew'gem Ruhm hat Unglück es beglückt.

Und das Sonett „Der Schmerz" hat die Schlußverse:

Sieh, wie der Thon, den auf der Scheibe dreht
Im Schwung des raschen Rads die kund'ge Hand,
Gestalten wechselnd rastlos untergeht.

Bis er der Luft, dem Wasser widersteht,
Wie bleibt er schwach! Doch stets im Feuer fand
Die Stärke er und seine Form Bestand.

Außerdem finden sich Gedichte von Ines de la Cruz, den beiden Argensola, Virues, Quevedo u. a. Die Volkspoesie ist durch Seguidillas und Coplas vertreten. Der Uebersetzer sagt in der Vorrede:

Die Seguidillas werden zu dem Tanze des Landes gesungen und begleiten die Schönheit seiner Bewegungen und die Anmuth der Tanzenden, wie schimmernde Schmetterlinge einen von der Frühlingsluft bewegten Blütenzweig umflattern. Coplas nennt der Spanier vierzeilige kleine Lieder, die noch jetzt wie vor langer Zeit Berg und Land seiner Heimat durchklingen. Sie sind nicht veraltet und können nicht veralten, denn sie sind Kinder des Herzens, das sie mit dauernder Jugend beglückt. In diesem Sinne sagt ein Schriftsteller: „Für mich ist jede Copla ein Kapitel aus der Geschichte eines Herzens."

Von den mitgetheilten Coplas sind viele recht pikant:

Die Orangen und die Liebe
Gleichen ganz auffallend sich,
Sind sie noch so süß, sie schmecken
Stets ein wenig bitterlich.

Träumte nachts, daß mich zwei Neger
Tödten wollten;
Waren deine schönen Augen,
Die mir grollten.

Junge Mädchen, wie man sagt,
Sind das Paradies der Thoren —
Nun, ich will ins Paradies,
Geh' auch mein Verstand verloren.

Die Uebersetzung bedarf nach den mitgetheilten Proben kaum des Lobes: selbst die schwierige Reimstrophenform des Sonetts mit ihren Anforderungen an den Gleichklang ist meistens mit Glück bewältigt. Die Coplas und Seguidillas geben sich leicht und ungezwungen.

Diese Vorzüge der Form finden sich natürlich noch mehr in Dorer's eigenen Gedichten: „Bunte Blätter". Eine gereifte Weltanschauung, ein harmonischer Sinn spricht aus ihnen; sie bewegen sich meistens in den Kreisen der Reflexion; selten, auch nicht in den Oden, trägt den Dichter ein höherer Schwung, und mit zwei Ausnahmen fehlt auch seinen Liedern die leichtgeflügelte Haltung, der Schmelz, die Sangbarkeit. Sie sind gleich den Sonetten die Frucht feinsinniger Weltbetrachtung, welche mit Gedanken und Empfindungen Federball spielt, und die Vierzeiler sind ganz nach dem Muster der spanischen Coplas gedichtet: es fehlt nicht an Bildern und Gedankenspielen, an lyrischen Euphuismen.

Die Sonette sind sehr zahlreich; obschon man hier und dort einem Gedanken, einem Bilde anmerkt, daß es nur herangezogen ist, um den Zwang der vier Reime zu erleichtern, so ist doch die architektonische Gliederung der meisten Vierzehnzeiler tadellos. Blumen und Sterne spielen übrigens darin eine große Rolle, wie in der dramatischen Lyrik Calderon's, wie überhaupt die Bildersprache nicht immer durch Prägnanz sich auszeichnet, sondern sich bisweilen in selbstgenügsamen Phantasiespielen ohne tiefern Gedankeninhalt ergeht. Als Probe theilen wir das folgende Sonett mit:

Wahres Eigen.

Oft dünkt die Lieb' uns arm nach äußerm Schein,
Doch liegt in ihr des Reichthums Schatz verborgen:
So taucht aus bleicher Luft der goldne Morgen,
So ruht in dürft'gem Grund der Edelstein.

Nur was du liebest, nennst mit Recht du dein;
Was Denken dir errang, was dir in Sorgen
Der Arm erschafft, kann die Natur nur borgen,
Das wird Besitz, nicht Eigenthum dir sein.

Was du gedacht, mag dir das Sein versüßen,
Was du erwarbst, das magst du froh genießen,
Nur was du liebst, darfst glutvoll du umschließen.

Und was du liebst, muß ganz sich dir ergeben;
Es waltet fort und fort in deinem Leben,
Wie Sonnenglut im Feuersaft der Reben.

Hier noch einige deutsche Coplas von Edmund Dorer:

Rosen gibt es ohne Dornen;
Aber Dornen hegt der Weg,
Der zu ihnen führt auf rauhem,
Mühevollem Alpensteg.

Der Blumenstaub wird in dem Mund
Der Biene Honigseim,
Der Liebsten Kuß in Dichters Mund
Zu süßem Lied und Reim.

Golden strahlt ins Herz die Liebe,
Hegt es Trauer oder Wonne:
Lächelnd glüht durch Rosenzweige
Und Cypressennacht die Sonne.

Auch in Leid und Trennung waltet
Ungeschwächt der Liebe Muth,
Wie der Sonne Himmelsglut
Hinter Wolken nicht erkaltet.

8. Gedichte von Victor Blüthgen. Leipzig, Schloemp. 1880. 8. 5 M.

Wir haben Victor Blüthgen's Novellen vor kurzem in d. Bl. besprochen: seine Gedichte zeigen dieselbe Physiognomie: der sanfte, graziöse Zug ist in ihnen vorherrschend, der gefällige Ausdruck der Empfindung; die Richtung geht nicht auf das Schwungvolle, eher ist sie dem kindlich Harmlosen zugewendet, wie der letzte sehr reichhaltige Abschnitt beweist: „Im Kinder-Paradies", in welchem allerlei Neckisches, Spielendes, echt kindlich Gedachtes und Empfundenes sich findet, und gleichsam ein buntes Bilderbuch mit Schnecken, Putthühnerchen, Störchen, Puppen, Miezekatzen, Dorfgreten, Taubentruden, und

dazu mit Liedern, denen es an schnurrigen und drolligen Refrains nicht fehlt, vor uns aufgeschlagen liegt.

Bisweilen freilich schlägt der Dichter auch Klänge der schwunghaften Hymnen- und Odenpoesie an, so im „Lied der Bacchantin", dessen erste Strophe lautet:

Ju Evoë! Im Taumelgenusse,
Thebegeborner, sing' ich dein Lied,
Während von deinem Feuerkusse
Mir die jauchzende Seele glüht.
Dich verehr' ich im schallenden Reigen,
Dir mit lose geschürzter Schar
Pflückt' ich die Frucht aus Granatenzweigen,
Flocht ich die Rebe ins flatternde Haar.
Evoë!
Lasset die Cymbeln ertönen,
Lasset des Schönen
Schmetterndes Lob in die Wälder dröhnen:
Evoë Bacchos!

Eine Rhapsodie im Stil der Byron'schen Gedankenpoëme auf biblischer Grundlage ist „Lilith": das ist neuerdings ein Lieblingsstoff der Poeten geworden, von Adolf Böttger bis Hermann Lingg. Die Lilith Blüthgen's ist die mohammedanische Eva:

Uralt ist sie,
Das Weib Adams,
Des Menschenvaters,
Das ihn verführt,
Wollust heischend:
Da fiel auf sie
Der Fluch von Allah.
Blutlos,
Ein Schemen,
Durchirrt sie die Nacht
Jahrtausende her,
Ein Schrecken der Männer.
Liebe sucht sie,
Nahend im Traum,
Ein Schönheitswunder.
Aber nicht füllt sich
Das leere Herz
Mit warmem
Purpur des Lebens,
Und wer sie herzet,
Erstarren muß ihm
So Blut wie Mark.

Es ist eine Ballade in kurz angebundenen Rhythmen, wie sie der Hymnus liebt: Lilith ist der blutsaugende Vampyr, verflucht, tausend Jahre hindurch sich selbst zu verzehren und dann wieder, auf drei Tage erlöst, das Glück der Liebe zu gewähren. Diesmal ist ein Wüstensohn, Jakuf, ihr Opfer. Der Grundton ist düster und stimmungsvoll; doch die Darstellungsweise erhebt sich nicht zum großen Stil der Ode.

Der „Nächtliche Waldgang" erinnert an Schiller's „Spaziergang", auch an Herwegh's „Gang um Mitternacht". Es ist der Monolog eines Furchtsamen, der durch ein Kieferdickicht zur Nachtzeit wandelt, den die Furcht vor Räubern und Gespenstern plagt und der in jeder Regung des tiefdunkeln Waldes ein Schreckniß erblickt. Das Gedicht ist im Grunde eine Humoreske, doch die Darstellungsweise ist weniger humoristisch als schildernd.

Die eigentliche Domäne des Dichters ist das leichte gefällige Lied; in den Abschnitten „Blätter der Liebe", „Stimmungen und Bilder" finden sich diese zum Theil in leichtern, anmuthenden Klängen. Hier hat der Ausdruck des Dichters oft etwas, was ohne Aufdringlichkeit an die Goethe'sche Sangesweise anklingt. Wir theilen zwei dieser leichtgeflügelten Gedichte hier mit:

Woher?

Wie der Wasserlilie Kelch
Leuchtend auf den Wellen schwanket,
Während in dem Schos der Wasser
Sich ihr stiller Stengel ranket:

So, ein lichtes Wunder, schwimmt
Träumerisch mir im Gemüthe
Ueber tiefen, dunklen Fluten
Meiner Liebe weiße Blüte.

Ihre Wurzel sah ich nie;
Heimlich sproßten ihre Triebe:
Wie sie plötzlich sich entfaltet,
Wußt' ich eins nur — daß ich liebe!

Schlimme Ahnung.

Flüchtig ist dein Kuß, Geliebte,
Schwebend streift er meine Lippen,
Wie die kleinen Wasserschwalben
Von des Flusses Fläche nippen.

Präge fester auf den Mund mir
Der Gewißheit holdes Siegel,
Denn mich dünkt, die kleinen Schwalben
Sind ein böser Zukunftsspiegel!

Dunkler färben sich die Blätter,
Bald beginnt des Herbstes Reise —
Und die Schwalben ziehn von dannen,
Und der Fluß erstarrt zu Eise!

Einzelne Lieder, wie „Nachspiel", sind allerdings durchaus heimisirend. Hin und wieder stört uns auch eine Wendung, wie in den Versen:

Runzle die Stirn und sprühe Geist
Und wende mir den schönen Rücken —

gerade dieser schöne Rücken. Hin und wieder erscheint das Bild zu pomphaft für den Gedanken, wie in der Strophe: „Frag' mich nicht um mein Geheimniß", die Schlußzeilen:

Laß mir meinen trüben, wilden,
Sturmgepeitschten Ocean.

Für das Geheimniß ist dies Bild wohl ungeeignet, aber auch für die Stimmung des Dichters, welche dies Geheimniß hervorruft, ist es zu großartig. Desto gelungener und prägnanter sind die Schlußverse des Gedichts:

Mehr als alle Lorberkränze,
Die der Weise sich erwirbt,
Gilt dem Dichter eine Thorheit,
Die noch ungeboren stirbt.

„Der Witwer" und „Vielleicht" sind stimmungsvolle Lebensbilder. „Im Alten Park" athmet landschaftliche

Rococopoesie, wie einige Gedichte Gaudy's und Sallet's. Das Gedicht beginnt mit den Strophen:

Sommerglut! Ein tief Ermatten
Schläfert ein das Grün,
Durch des Parks krystallne Schatten
Flammt der Sonne Glühn.

Fern im Winkel, wo zum Weiher
Sich die Treppe senkt,
Wehn wie ungesehne Schleier
Lüftchen, dunstgetränkt.

Unten spült die klare Welle
Ueber Platten sacht;
Droben glänzt ein Lustbau helle,
Ulmenüberdacht;

Und am Treppenfuß Figuren
Aus versunkner Zeit —
Ueberall verwehte Spuren
Alter Herrlichkeit.

Eine allerliebste Rococo-Studie ist das Gedicht: „Die Gratulantin".

So findet sich in dieser Sammlung manches Anmuthende: eine pietätvolle Gesinnung, welche besonders die Erinnerungen der Kindheit mit Liebe pflegt, ist in ihr so unverkennbar wie warme Empfindung und Sinn für harmlos Heiteres, das sich uns freundlich in anmuthenden Bildern bietet.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Populäre Geschichtsbücher.

1. Geschichte des deutschen Volks in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höhern Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung von David Müller. Achte verbesserte Auflage. Besorgt von Friedrich Junge. Berlin, Vahlen. 1880. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Wie groß noch immer das Bedürfniß einer wirklich volksthümlichen Darstellung der deutschen Geschichte ist, welche in knapper, aber ansprechender Form, ohne gelehrtes Detail, aber voll lebendiger Anschaulichkeit ein übersichtliches Bild von der Gesammtentwickelung unsers Volks gibt, das beweist der außerordentliche Erfolg, welcher den gelungenern unter den Versuchen zur Lösung dieser Aufgabe zutheil geworden ist, so namentlich auch die Thatsache, daß die zuerst 1864 erschienene „Geschichte des deutschen Volks" von David Müller nunmehr nach noch nicht ganz sechzehn Jahren bereits in achter Auflage vorliegt und damit, wie sich aus einer Notiz des Verlegers ergibt, in nicht weniger als 54000 Exemplaren verbreitet ist. So viel man gegen eine ganze Anzahl von Einzelheiten wird einwenden können — sowol vom wissenschaftlichen Standpunkt als auch von dem der populären Geschichtschreibung und namentlich von dem didaktischen —, niemand wird leugnen können, daß in diesem Buche viel glücklicher als in den meisten ähnlichen Werken nach der Lösung der gestellten, nicht eben leichten Aufgabe gestrebt worden ist. Der warme patriotische Ton, welcher die ganze Darstellung durchklingt, die schöne nationale Gesinnung, die aus der Darstellung der deutschen Vergangenheit spricht, legen noch heute ein wohlthuendes Zeugniß ab von der Zeit des begeisterten nationalen Aufschwungs, in welcher das Buch in der Hauptsache seine endgültige Gestalt erhielt und in weiten Kreisen Freunde und Anhänger gewann. Der Verfasser hat diesen reichen Erfolg sich einen Antrieb sein lassen zu unausgesetzt nachbessernder und ergänzender Arbeit an seinem Werke; er hat manche von den Schwächen allmählich entfernt, welche bei aller Anerkennung der Gesammtleistung demselben doch in seiner ursprünglichen Gestalt anhafteten. Nachdem David Müller, der seine Stellung an einer höhern Lehranstalt Berlins 1872 zumeist auf Grund des mit diesem Buche erzielten Erfolgs mit der einer Professur am karlsruher Polytechnikum vertauscht hatte, im Herbst 1877 während des Drucks der siebenten Auflage gestorben war, hat Professor F. Junge die Besorgung der achten Auflage übernommen und sich der in solchem Falle immer ziemlich heiklen Aufgabe mit Takt und Geschick entledigt: ohne die geistige Einheit des von Anfang an so recht aus einem Guß entstandenen Buchs zu stören, hat er im Einzelnen vieles gebessert, manches sachlich Schwache herausgearbeitet, veraltete Ansichten beseitigt und zu knapp gehaltene Partien ihrer Bedeutung gemäß weiter ausgeführt. So wird das Müller'sche Buch auch in dieser seiner neuen Gestalt Beifall finden und neue dankbare Leser und Freunde gewinnen. Denn auf einem beschränkten Raum — auf nicht ganz 500 bequem gedruckten Seiten — führt es in einheitlicher und lebensvoller Weise die Geschichte des deutschen Volks von der Urzeit bis zur Errichtung des neuen Deutschen Reichs im Jahre 1871 durch; mit richtigem Takt sind — was ja namentlich in den ältern Zeiten bisweilen seine Schwierigkeiten hat — die wirklich wichtigen Momente, die einen Fortschritt in der Gestaltung des deutschen Volkslebens bezeichnen, hervorgehoben und das unnütze Beiwerk, das manches Buch dieser Art ganz um sein Gleichgewicht bringt, geschickt beiseitegeschoben; namentlich aber übertrifft das Müller'sche Buch von jeher und auch in dieser neuen Gestalt alle seine Concurrenten durch die unausgesetzte Berücksichtigung und nicht blos eingehende und erfolgreiche, sondern auch geschmackvolle Behandlung aller culturgeschichtlichen Momente: Kunst und Literatur nicht allein — in den ältern Zeiten durch geschickt ausgewählte Dichterstellen in der unmittelbarsten Weise veranschaulicht —, sondern auch das gesellschaftliche und wirthschaftliche Leben und die durch dessen Wandlungen

bedingten Aenderungen in Sitte und Art des deutschen Volks werden hier eingehend und in durchaus sachgemäßer Weise behandelt.

Nach alledem erscheint das Müller'sche Buch denn vorzugsweise geeignet, zur Einführung in eine genauere Bekanntschaft mit der deutschen Geschichte und zur Weckung und Nährung vaterländischen Sinnes nicht blos bei dem heranwachsenden Geschlecht mit Erfolg zu wirken, sondern es wird namentlich auch Leuten reifern Alters, welche sich, ohne umfängliche und mehr oder minder auf eine gewisse geschichtliche Vorbildung berechnete Werke zu studiren, die deutsche Geschichte in ihrer Gesammtheit in einem knapp umrissenen, aber farbenreichen und lebendig bewegten Bilde wieder einmal vor Augen stellen wollen, die gewünschte Belehrung, sowie auch Anregung und Genuß bereiten. Dagegen können wir nicht verhehlen, daß uns die Verwendung desselben an höhern Lehranstalten, d. h. der Gebrauch desselben als Leitfaden für den geschichtlichen Unterricht, aus mehr als einem Grunde nicht empfehlenswerth erscheint, hauptsächlich deswegen nicht, weil neben einem Buche wie diesem der Vortrag des Lehrers, auf den doch beim historischen Unterricht alles ankommt und der das A und O desselben sein soll, in seiner Bewegung viel zu sehr behindert ist und auch die Stellung und Gruppirung des Stoffs, die je nach der Art und dem Verständniß der Schüler und je nach den Beziehungen, welche sich gerade zu andern angrenzenden Lehrfächern darbieten, wechseln muß, von vornherein zu gebunden erscheint, als daß darin die Individualität des Lehrers zu ihrem Recht kommen könnte.

2. Die Erzbischöfe von Mainz. Nebst der politischen und militärischen Geschichte der Stadt. Von J. H. Hennes. Dritte vermehrte Auflage. Mainz, Diemer. 1879. Gr. 8. 6 M.

Da uns diese Geschichte der mainzer Erzbischöfe in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht bekannt geworden ist, so vermögen wir nicht zu sagen, inwieweit die vorliegende dritte Auflage als eine vermehrte bezeichnet werden kann. Aus einer beiliegenden Notiz ersehen wir, daß in derselben die Geschichte der Stadt Mainz eine größere Berücksichtigung gefunden habe, ja daß das Buch in seiner jetzigen Gestalt den Mainzern eine Quelle zur Kenntniß der Geschichte ihrer Vaterstadt sein soll. Wie es uns scheint, darf das aber doch nur in einem sehr beschränkten Sinne behauptet werden: denn die Notizen, welche gelegentlich über die innere Entwickelung und die äußere Gestaltung von Mainz gegeben werden, sind so verstreut und auseinandergerissen, daß sie sich nicht zu einem einheitlichen und übersichtlichen Bilde zusammenfügen. Auch in Bezug auf die politische und kirchliche Geschichte des Erzbisthums muß die gleiche Ausstellung gemacht werden. Das aber hat seinen Grund zumeist darin, daß das eigentlich biographische Element allzu sehr in den Vordergrund gerückt ist, indem der ganze große Zeitraum, durch welchen es die Entwickelung des Erzbisthums Mainz zu verfolgen gilt, gegliedert wird nicht nach allgemein anerkannten Perioden der politischen oder der Kirchengeschichte, sondern nach der doch rein äußerlich theilenden Reihenfolge der mainzer Erzbischöfe. Die ganze Darstellung bekommt dadurch etwas Zerstücktes, Zerrissenes und leidet an Wiederholungen, da natürlich unter jedem Erzbischof sowol seine Stellung zu dem Reiche und der Kirche seiner Zeit, zu dem Klerus und der Bürgerschaft von Mainz als auch seine Sorge für die Stadt und seinen kirchlichen Sprengel und seine Bauthätigkeit u. a. m. besprochen werden muß. Aufgefallen ist uns ferner die fast vollständige Vernachlässigung der neuern historischen Literatur: ohne dieselbe würden manche Abschnitte ein ganz anderes Aussehen bekommen haben.

3. Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Siebenter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 6 M.

In einem weit höhern Sinne als die vorgenannten Werke darf der seit seiner Begründung schnell in einem weiten Leserkreise eingebürgerte „Neue Plutarch" den volksthümlichen historischen Schriften zugezählt werden, in Bezug auf die Tendenz sowol, welche er durch die in ihm vereinigten, namentlich auch nach der formellen Seite aufs sorgsamste ausgearbeiteten Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten verfolgt, als auch in Bezug auf den günstigen Erfolg, den er damit schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit erreicht hat.

Der vorliegende siebente Theil des „Neuen Plutarch" enthält nur zwei Biographien: bei weitem der größte Theil desselben wird eingenommen von einem Lebensbild Napoleon's I., welches Arthur Kleinschmidt zum Verfasser hat. Die Massenhaftigkeit des darin zu bewältigenden Stoffs und die welthistorische, unsere Zeit noch so nahe berührende Bedeutung dieses thatenreichen Lebens rechtfertigen vollkommen eine solche Abweichung von der sonst in dem „Neuen Plutarch" üblichen Raumvertheilung. Glücklich scheint auch uns der Verfasser dieser Arbeit die Gefahr vermieden zu haben, allzu tief in militärische Dinge einzugehen und, was so leicht hätte begegnen können, allzu viel Nachdruck auf die Thaten des Soldaten und des Feldherrn zu legen. Ohne diese Seite zu vernachlässigen, kam es vielmehr hier gerade darauf an, die Entwickelung dieses Giganten mit dem Hintergrunde der militärischen und politischen Sturm- und Drangzeit, welcher derselbe den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, so zu zeichnen, daß diejenigen Züge aus dem Wesen desselben als die eigentlich charakteristischen hervortreten, welche ihn als eine in ihrer Art einzige weltgeschichtliche Erscheinung kennzeichnen, und an die man sich bei der sittlichen Beurtheilung desselben in erster Linie zu halten haben wird. In diesem Sinne dürfen wir die Kleinschmidt'sche Biographie Napoleon's I. als eine wohlgelungene bezeichnen, welche nicht blos bei dem größern Publikum eine dankbare Aufnahme finden, sondern auch denjenigen Männern von Fach nicht unwillkommen sein wird, welche auf einem beschränkten

Ranme einmal die Totalität dieses gewaltigen Lebens dargestellt zu sehen wünschen, über das so viel geschrieben ist und noch immer geschrieben wird. Als ein Verdienst darf es dabei für den Biographen in Anspruch genommen werden, daß er in vollem Verständniß für die Gigantengröße seines Helden doch den allein maßgebenden sittlichen Maßstab für die Beurtheilung des Handelns und der Persönlichkeit desselben niemals aus dem Auge verliert, vielmehr scharf und nachdrücklich hinweist auf die schweren moralischen Gebrechen, welche demselben anhaften und die nur eine von nationaler Eitelkeit verblendete Tradition wegzuleugnen versuchen konnte. Mit Recht bemerkt Kleinschmidt in Bezug hierauf über den Antheil, den Napoleon selbst an der Entstehung dieses Fabelgewebes noch von Sanct-Helena aus gehabt hat:

Im Gegensatz zu den Werken eines Friedrich II., die der Wahrheit so schön die Ehre geben, sind seine Arbeiten auf den Effect berechnet; er ist Schauspieler und liebt ebenso sehr die unwahre eigene Verherrlichung wie die gehässige Verkleinerung des Feindes. Eine Lügenliteratur ohnegleichen ist dann von Sanct-Helena in die Welt gegangen, um Napoleon auf Kosten der Wahrheit begeisterte Verehrer zu gewinnen: während er nicht mehr daran denken konnte, seinem Kerker zu entfliehen, wollte er die Geschichte imperialisiren und zu seiner Magd erniedrigen.

Auch in dem, was er über die mit Napoleon's Tode beginnende Apotheose desselben bemerkt, wird man Kleinschmidt nur beistimmen können. Er sagt:

Für Frankreich aber wurde er mit seinem Tode eine fleckenlose Größe; es begann ein Napoleon-Cultus, wie er selbst in den Tagen seines höchsten Glanzes nicht in Geltung war, und auch Italien betrachtete ihn, eifersüchtig auf Frankreich, als seinen größten Sohn. Von allen Schlacken befreit erhob man ihn auf die Altäre; er wurde zum Gott, dem nur eine besondere Priesterschaft fehlte; Poesie und Malerei wetteiferten in seiner Apotheose; auf allen Jahrmärkten Frankreichs verherrlichten ihn die Troubadours des Volks, die Orgelmänner und Bänkelsänger; Béranger wurde um seiner Ruhmesgesänge willen der Liebling der Nation, und die kaiserlichen Veteranen sind durch ihre Erzählungen von dem kleinen Corporal, der sie in Krieg und Tod geführt, eine Macht in dem erregten Volke geworden.... Selbst der bisher mehr legitimistische Süden gab sich mit vollen Zügen der Legende und Mythe Napoleon's hin, der Bonapartismus wurde der gefährlichste Gegner der Legitimität.

Die Macht dieser Napoleonischen Legende war es, welcher Napoleon III. den Thron verdankte; sie war das beste Erbtheil, welches der 1870 entthronten Dynastie in die Verbannung folgte. Und eben deshalb

blieb der Bonapartismus noch immer eine Macht, und alle Regierungen Frankreichs mußten mit ihr rechnen. Die Republik ruhte auf den kaiserlichen Grundlagen, ihre Lebensfähigkeit war daher einzig abhängig von dem Stande der napoleonischen Angelegenheiten, von dem auswärtigen Frankreich in Chislehurst. Napoleon III. starb im Exil, aber der Dynastie blieb sein einziger Sohn, „das Kind von Frankreich", wie ein Augapfel gehütet von seiner großen Partei. Kriegslorber zu erwerben, wurde ihm von früher Jugend auf zum Hausgesetz gemacht, und da nach dem unglücklichen Ausgange des deutsch-französischen Kriegs ihm keine Macht die Reihen ihrer Truppen auf europäischem Boden öffnete, so sandte die Partei den kaiserlichen Prinzen nach Afrika, um als Freiwilliger im britischen Heere gegen die Zulus zu kämpfen. Englands Gastfreundschaft aber, so schmählich an Napoleon I. misbraucht, sollte auch für Napoleon IV. tödlich werden. Der 5. Mai 1821 und der 1. Juni 1879 sind die dies atri der Napoleoniden: Sanct-Helena und das Zululand sind ihre Todtenstätten.

Für einen bedenklichen Irrthum aber würden wir es halten, wenn mit diesen Worten gesagt sein sollte, daß auch die Napoleonische Legende nun todt sei: wer mit den Zuständen Frankreichs aus eigener Anschauung näher bekannt ist, der wird vielmehr wissen, daß der bestrickende Zauber derselben nach wie vor fortwirkt, und daß der gefährlichste Feind, welchen die neue französische Republik zu bekämpfen haben wird, noch immer auf dieser Seite wird gesucht werden müssen.

An zweiter Stelle gibt in dem siebenten Theil des „Neuen Plutarch" dann Moriz Carriere eine meisterhaft entworfene Skizze von dem Leben und Wirken Peter Cornelius', deren Eingangsworte man gleichsam als ihr Motto betrachten kann, als das Thema, welches die Darstellung des Weitern immer nur neu variirt:

Hoheit des Sinnes, Tiefe und Ernst der Lebensansicht sind die Grundbedingungen des großen Stils; die Kraft des Charakters gibt der Energie der Handführung ihr Gepräge; das feste Herz ist der Quell der echten Kunst.

Voll feinsinnigen Verständnisses für den größten Maler der neuen Zeit schildert uns Carriere denselben als Epiker und Dramatiker zugleich, der es vermochte, seine Gedanken zu versinnlichen, schwungvoll kühn und formbestimmt in den Anschauungen, als einen Bahnbrecher und Anfänger, nicht einen abschließenden Vollender, einen Anfänger aber, der den größern Nachfolger noch nicht gefunden hat. Vortrefflich feiert Carriere in Cornelius einen von den Männern, die in schwerer Zeit den Glauben an das Ideal aufrecht hielten und das deutsche Wesen von der Ausländerei zur Selbstbestimmung beriefen, die uns ein Volksbewußtsein wiedergewannen und wie Schiller und Fichte geistige Befreier und Herolde neuer nationaler Größe wurden. Indem er die Werke recht eigentlich aus dem Leben des großen Künstlers hervorwachsen läßt und sie als eine natürliche, ja bis zu einem gewissen Grade naturnothwendige Frucht desselben begreifen läßt, eröffnet Carriere für manche derselben ein ganz neues Verständniß und lehrt weite Kreise in Cornelius einen der erhabensten Meister der Kunst verehren.

Hans Prutz.

Neue Romane.

Wir haben es heute mit einigen Fabrikaten für belletristische Journale und Zeitungsfeuilletons zu thun, denen gegenüber eine schablonenhafte Milde übel angebracht wäre:

1. Um ein Herz. Novelle von C. Falk. Stuttgart, Hallberger. 1879. 8. 4 M.

Der einbändige Roman spielt in Rußland. Mancher Leser, der diese Modebelletristik kennt, wird jetzt schon wissen, welche Personen in dem Roman auftreten werden. Da ist die elegante russische Aristokratin mit interessanter Langeweile, schlechten Grundsätzen und übeln Launen, der noch interessantere Fürst und Tscherkessenoberst, der wenig spricht, wenig thut, aber eben dadurch interessant zu sein scheint: nebenher läuft eine deutsche Gouvernante und der gute Geist des Romans, die Schwester jener Aristokratin, ein edler Backfisch. Die ganze Geschichte dreht sich darum, daß die Heldin, um den Fürsten noch ferner an sich zu ketten, ihn mit ihrer Schwester, die erst aus dem Kloster kommt, verheirathet. Der Fürst lernt aber seine junge Frau lieben, und die Heldin ist die Dupirte. Die Charaktere haben einen flüchtigen Anstrich bald von Turgenjew, bald von Detlef; die Saloneinrichtungen u. dgl. werden sehr fashionable geschildert; fashionable galop, mit gewissen eleganten Allüren ist auch der Stil. Das Buch, aus dem ein Talent, wenn auch gerade kein tiefdenkendes, erkennbar ist, erscheint uns als der Typus moderner Dutzendbelletristik. Lesbar geschrieben, auch für den ärmsten Verstand nicht zu tief, mit genauer Kenntniß vornehmer Verhältnisse kokettirend, was gewissen Lesern imponirt, enthält es eigentlich gar nichts, was daran erinnern könnte, daß der Roman das Werk eines künstlerischen Gedankens sein soll, und wenn man es gelesen, hat man nur das Bewußtsein, ein paar Stunden „todtgeschlagen" zu haben.

Noch schlimmer steht es mit dem Roman:

2. Am Scheidewege. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. Berlin, Grosser. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Derselbe mag wol in Leihbibliotheken sein Unterkommen finden, ist aber für die literarische Kritik ohne Werth. Da haben wir zunächst in dem Helden, dem Redacteur Versen, einen Mann, von dem uns gesagt wird, daß er bedeutend sei. Wir finden nur, daß er überall sehr unnatürlich bombastisch auftritt. Die Heldin, Gräfin Hermine Alten, verliebt sich in ihn mit telegraphischer Geschwindigkeit, und dieses Liebesverhältniß entwickelt sich in einer Weise, welche auf die junge Dame ein von der Verfasserin jedenfalls nicht beabsichtiges zweifelhaftes Licht wirft, indem dieselbe ohne zwingend motivirten Anlaß sehr emancipirt auftritt. Ihr Vater, der Graf, benimmt sich gegen den Redacteur, während dieser sein Gast ist, in einer derartig brutalen Weise, daß die gräfliche Verfasserin ein solches Bild eines Standesgenossen wol nicht entworfen hätte, wenn jene Scene nicht gerade aus der Verlegenheit helfen mußte, ebenso wie das den Roman abschließende Duell, das auf die denkbar unwahrscheinlichste Weise zu Stande kommt.

Besseres bietet, obwol in der Anlage verfehlt:

3. Im Frühroth. Roman von Konrad Telmann. Drei Bände. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 16 M.

Der Verfasser will einen Zeitroman schreiben und polemisirt in dem sehr volumінösen Werke seitenlang gegen die Recensenten, indem er ihnen neben andern Sünden den Mangel an Verständniß für den Zeitroman zum Vorwurf macht. Sein Haß gegen Recensenten geht so weit, daß einer seiner Helden, der barocke Doctor Knispel, seinen Hund Recensent nennt. Was die Aufgabe des Zeitromans anlangt, möchten wir Konrad Telmann bemerken, daß sie unmöglich darin bestehen kann, seitenlang von Fortschrittspartei und Nationalliberalismus zu sprechen oder schöngeistige Jeremiaden anzustimmen. Der Zeitroman muß die Zeit in der Charakteristik der Personen und in bezeichnenden Handlungen derselben darstellen. Ueberdies dünkt uns der Held Bernhard Fels ein bombastischer Schwätzer zu sein; derselbe spricht im ganzen Buche kein natürliches Wort, sondern geht immer auf Stelzen, wie er denn der Comtesse Aglaja gegenüber sofort eine kaum genießbare Weisheit zur Schau trägt. Diese Aglaja selbst ist nicht uninteressant gezeichnet, aber ihrer psychologischen Entwickelung fehlt es an logischer Consequenz; sie zeugt nur von der Willkür des Autors.

Die übrigen Figuren sind meist bekannte Gestalten, wie sie in diesem und jenem Roman auftreten, so der Doctor Knispel und die Offiziere. Auch das Hofleben, das geschildert wird, ist nicht original und bekundet die Unkenntniß mit den thatsächlichen Lebensverhältnissen der betreffenden Kreise.

Ein bedeutender Ansatz zum guten Zeitroman findet sich nur in der realistisch düstern Katastrophe Dankmar's und seiner Gattin Sara. Damit bekundet uns der Autor, daß er Begabung besitzt. Im ganzen macht sein Werk, im Gegensatz zu den beiden vorgenannten, den Eindruck ernsthaften Strebens, welches aber noch ganz bedeutender Läuterung und Selbstkritik bedarf, um Lobenswerthes zu leisten.

Nach diesen kritischen Strafgerichten, die uns beinahe in den Ruf eines „übelgelaunten Recensenten" bringen könnten, dürfte es auf den Leser um so erfreulicher wirken, wenn wir ein Buch mit vollster Wärme loben können.

Dies ist der Fall bei dem einbändigen Roman:

4. Sunehild. Historische Novellen von Maria Lenzen geb. di Sebregondi. Köln, Bachem. 1879. 8. 3 M. 30 Pf.

Unverkennbar offenbart sich die kirchliche Richtung des Werks, dieselbe kommt aber in einer Weise zur Geltung,

welche nur anerkennende Beurtheilung finden kann. Ohne tendenziöse Excurse schreibt die Verfasserin ein ebenso poesievolles als interessantes Epos des Christenthums im Stil der bekannten „Fabiola", doch, wie uns bedünken will, mit größerm künstlerischen Vermögen. Das Buch ist das weitaus beste Erzeugniß der neuern katholischen Belletristik.

Konstantin, der spätere „Große", zieht nach einem Feldzuge gegen germanische Stämme triumphirend in Treviris, dem alten Trier, ein. Unter den Gefangenen, die er mitführt, befindet sich unter andern der junge Germanenfürst Askarich, einer der feindlichen Führer, nebst seiner Schwester Sunehild. Konstantin's Liebling Valerius entbrennt in Liebe zu der jungen und schönen Sunehild. Konstantin aber will sie mit ihrem Bruder und den andern Gefangenen in der Arena den wilden Thieren vorwerfen, um sich durch dieses Schauspiel bei dem Pöbel populär zu machen. Valerius, der sie retten will, geräth nun in einen religiösen Conflict. Sie wäre sofort gerettet, sobald sie die Frau eines Römers, seine Frau wird. Allein er, ein Christ, hat seinem Vater das Versprechen gegeben, nie eine Heidin zu heirathen. Die Verfasserin wendet hier eine spitzfindige Nuance an. Der Vater hat ihm das Versprechen zwar abverlangt; ehe er aber antworten konnte, war derselbe gestorben. Doch fühlt sich Valerius schon dadurch gebunden. Alle andern Mittel, Sunehild zu retten, sind vergebens, selbst der hochherzige Entschluß, auf sie zu Gunsten eines Freundes zu verzichten, scheitert daran, daß Sunehild demselben ihre Hand verweigert. Zu etwaigen Bekehrungsversuchen ist keine Zeit. Die Handlung spielt innerhalb weniger Tage, und Sunehild hängt an ihren heimischen Göttern. Endlich aber hilft ein würdiger Priester das Dilemma lösen. Er meint, wäre des Valerius Vater am Leben, unter solchen Verhältnissen würde dieser selbst ihm die Heirath gestatten. Dadurch fühlt sich Valerius von seinen Zweifeln befreit, Sunehild wird gerettet und sein Weib, während ihr Bruder allerdings in der Arena stirbt.

Aus diesem kurzen Résumé dürfte schon ersichtlich sein, daß die erwähnte spitzfindige Nuance sich zu einem Compositionsfehler gestaltet. Vom Standpunkt der natürlichen Moral konnte Valerius seine Sunehild ungehindert heirathen. Auch aus der Verschiedenheit des Glaubens ergibt sich kein ernstlicher Conflict, sonst würde ihn der Priester nicht so einfach lösen können. Wir haben es also nur mit einer wenn auch edeln, subjectiven Spitzfindigkeit zu thun, welche sich nicht zur Höhe des objectiven Conflicts, eines thatsächlichen Widerstreits erhebt, wie er allein Gegenstand poetischer Darstellung im Roman sein kann. Aus persönlichen Meinungen eines Helden läßt sich kein Roman construiren, es muß ein Widerstreit, ein Gegensatz des Helden zu äußern Verhältnissen gegeben sein. Die Verfasserin hätte aber diese Subtilität ihres Helden benutzen können, wenn sie dieselbe um einige Töne vertieft, ihr eine mehr ins Gewicht fallende Grundlage verliehen hätte, z. B. das dem Vater wirklich gegebene Versprechen. Dann aber hätte der ganze Stoff tragisch gestaltet werden müssen. In der jetzigen Gestalt wirkt das Ende des schönen Buchs als Enttäuschung. Die Darstellung der keuschen Liebe Sunehild's zu Valerius ist ein Meisterstück feinsinniger Seelenmalerei. Dankenswerth ist es auch, daß die Verfasserin den Charakter Konstantin's sehr scharf in andern Zügen darstellt, als dies von katholisirenden Schriftstellern meist geschieht. Hier und da fällt die Sucht nach alterthümlichen Redewendungen auf; sonst ist der Stil männlich kraftvoll, ohne Ueberschwenglichkeiten poetisch wirkend. Die Localschilderungen, plastisch und von reichem Colorit, zeigen genaue Kenntniß des Zeitalters. Wir haben es hier jedenfalls mit einer literarischen Erscheinung von Bedeutung zu thun, wie sie nicht gerade häufig geboten wird.

Ein anderes vortreffliches Buch tritt uns in:

5. Zur Wald- und Wasserfreude. Novelle von Theodor Storm. Berlin, Paetel. 1880. 16. 3 M.

entgegen. Das Buch gehört in seiner Eigenart zu den lieblichsten Blumen der modernen Novellistik. Storm läßt sich gern gehen. In den epischen Erzählerton mischen sich Elemente beschaulicher Reflexion. Aber er verbindet die letztern oder verwebt sie, besser gesagt, mit dem thatsächlichen Inhalt seiner Geschichte in so anmuthiger Weise, daß, weit entfernt zu ermüden, sie vielmehr als Reize erscheinen, die wir nur ungern missen möchten. Es rührt dies daher, daß seine Reflexion etwas Lebendiges an sich hat. In seinen Naturschilderungen herrscht Bewegung, seine Charakteristik der Personen ist von sprechender Plastik, eben weil er sich Zeit läßt, sie nach allen Seiten in verschiedener Beleuchtung zu betrachten, ihren Sonderzügen nachzuspüren. Daß er dabei nicht schwerfällig wird, macht den Werth seiner tiefpoetischen Eigenart. Die Geschichte, die er erzählt, ist einfach in ihrem Kern, poetisch und wahr zugleich; sie bewegt, spannt, obwol oder vielleicht weil man Bekanntes der eigenen Erfahrung darin erkennt.

Die Ironie des Schlußsatzes ist charakteristisch für Storm nicht nur, sondern für die Richtung der neuesten Novellistik überhaupt. Die Heldin der Geschichte ist spurlos verschwunden, nachdem der, der sie geliebt, sich mit einer Andern verlobt hat. Dieser, der spätere Landvogt Wulf Feddersen, findet jedes Jahr bei der Actenrevision den Act über die Verschollene:

> Aber er hat gar viele Acten und zu Hause eine blonde Frau und viele Kinder; bevor er noch den Weg vom Amtslocal nach seiner Wohnung zurückgegangen ist, haben diese Erinnerungen ihn schon längst verlassen.

Ein seltsames Buch ist:

6. Liebeswogen. Silhouetten aus dem Herzensleben von Karl Böttcher. Mit einem Vorwort von Hieronymus Lorm. Wien, Wallishauser. 1879. 8. 2 M.

Hieronymus Lorm hat ein Vorwort dazu geschrieben. Ein wilder, kraftgenialisch anmuthender Pessimismus be-

gegnet uns in den losen novellistischen Skizzen. Wir fühlen uns davon mächtig gefesselt, weil sie die Spuren eines Talents und, was noch mehr heißen will, eines kühnen Geistes zeigen. Aber sie machen doch im ganzen den Eindruck, als säße man in später Nachtstunde in der Weinstube neben einem verwilderten Genie, das, von der Flasche angeregt, seiner Bitterkeit Luft macht. Der Autor könnte unsers Erachtens Bedeutendes leisten, würde er sich einmal zu einem abgerundeten, harmonischen Kunstwerke sammeln.

Hier sollen aber noch einige Proben aus dem seltsamen Buche angeführt werden:

Ein Geruch des Todes schwebt durch die Erde. Bis ans Himmelsgewölbe schlägt der Qualm und Lärm des Leids, bis ans sternenstrahlende, herrlich funkelnde Himmelsgewölbe — und immer noch duftet's nach Glück, nach frühlingsseligem, schäumendem Glück so selten. Hol' der Teufel diese ewig alte, von Jahrhundert zu Jahrhundert erbende Wahrheit, diese alte abgeleierte Melodie, wenn sie nur nicht so bitter ernst wäre und sich immer wieder aufdrängte.

Oder:

Ein kleiner Sarg stand auf dem Tisch. Es schlief ein Kind darinnen, so tief, so fest, so ewig. Die Wangen waren bläulich gelb, die Lippen violett, die Augen fest geschlossen. Nur die Locken waren goldigblond geblieben.

Oder:

Es ist ein schreckkaltes, aber auch angstglühendes Gefühl, welches das Herz erfaßt, wenn im Gerichtssaal — während alles athemlos lauscht, daß man fast die Uhren ticken und die Pulse pochen hört — ein verdammendes Urtheil verkündet wird und auf einmal aus einem Galeriewinkel ein markerschütternder, herzzerreißender Schrei den schwülen Raum durchgellt ... oder wenn man ahnungslos urplötzlich auf einer abgelegenen, umbuschten Parkbank einen Mann im Todesstarren und daneben den sechsläufigen Revolver findet.

Ein solches Gefühl durchbebte mich, als ich nachts 2 Uhr, verstört, staub- und schmutzbedeckt, das blendend weiße Hemd auf der Brust aufgerissen, Augen und Wangen fieberhaft brennend, nach Hause kam und mich, ermüdet vom Singen, Lachen, Scherzen und aufgeregt vom Champagner, in einen Fauteuil warf. ...

7. Ein versenktes Eden. Romanische Erzählung aus Adelsberg von L. Wasserburger. Wien, Konegen. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Autor benutzt die in unserer Literatur höchstens in Jugendschriften noch angewandte Kunstform des Märchens in durchaus glücklicher Weise zu einer ethisch gehaltvollen und mit warmer Phantasie ausgestatteten Erzählung, welche den Wundern der Adelsberger Grotte ihre erste Anregung verdankt.

8. Die Waldmärchen. Von Walter Pohlmann. Halle, Niemeyer. 1879. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

und ebenso:

9. Vielliebchen. Ein Märchen aus der Ritterzeit von C. Friedrich. Karlsruhe, Bielefeld. 1880.

sind harmloserer Natur.

10. Steinsmühlen. Erzählung von G. Evers. Norden, Soltau. 1880.

Wie die früher vom Referenten besprochenen Werke desselben Autors, zeigt auch dieses ein bedeutendes Talent für volksthümliche Erzählung, bringt aber pietistische Tendenzen zu aufdringlich zur Geltung.

Theodor von der Ammer.

Ein neuer englischer Shakspeare-Commentar.

Shakspeare, sein Entwickelungsgang in seinen Werken. Von Edward Dowden. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Wilhelm Wagner. Heilbronn, Henninger. 1879. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Der Uebersetzer des hier angezeigten Werks, der selbst hervorragender Shakspeare-Forscher war, ist leider auf seiner wissenschaftlichen Reise in Italien vom Typhus ergriffen worden und in der Blüte seiner Jahre und Manneskraft demselben zum Opfer gefallen. Mit der vorliegenden Arbeit hat er noch im vorigen Jahre die deutsche Literatur um ein gediegenes Werk bereichert, und es dürfte dieses wol seinem Namen eine bleibende Stätte darin sichern. Jedenfalls überragt es seine übrigen, wenngleich ebenfalls werthvollen Leistungen. Selbständiges hat er, soviel uns bekannt, mit Ausnahme seiner Abwehr gegen die Schrift „Shakspeare und die neueste Kritik" (Hamburg 1874), durch die er sich als gründlicher Kenner auf diesem Gebiete bekundet hat, wol nichts weiter geschaffen; hingegen war er im Ediren altclassischer, byzantinischer und englischer Dichter (z. B. Marlowe und Scott) und deutscher Classiker für englische Schulen äußerst thätig und hat in letzter Zeit auch mehrere neugriechische Werke ins Deutsche übertragen. Auch das „Shakspeare-Jahrbuch" hat vielerlei Beiträge von ihm aufzuweisen, die in den Spalten d. Bl. seinerzeit von uns gewürdigt worden sind. Heute nun ist es unsere zwar angenehme, aber zugleich traurige Pflicht, über seine letzte Leistung zu berichten, was nicht ohne Wehmuth geschieht, da wir dem Verstorbenen befreundet waren und im persönlichen Verkehr mit ihm, bei einem zufälligen Zusammentreffen in einer Sommerfrische vor mehrern Jahren, Gelegenheit hatten, sein gediegenes Wissen, gepaart mit außerordentlicher geistiger Regsamkeit und Frische, so wie seine ungewöhnliche Beherrschung des englischen Idioms, in das er sich durch längern Aufenthalt in England eingelebt hatte, kennen zu lernen. Ganz besonders muß noch seine erstaunenswerthe Arbeitskraft gerühmt werden, die ihn selbst in seinem Sommeraufenthalt nicht ruhen ließ; denn die ihm da vergönnte Erholung benutzte er, von den Schulpflichten entbunden (er war Professor am hamburger Johanneum), stets zur Bearbeitung irgendeines Classikers in einer der vorher genannten Sprachen.

Das Dowden'sche Werk, dessen Uebersetzung Wagner dem deutschen Publikum gleichsam als sein Vermächtniß hinterlassen hat, ist wol das beste, welches seit Coleridge jenseit des Kanals über Shakspeare zu Tage gefördert worden. Aus Vorlesungen entstanden, welche der Verfasser, Professor an der Universität Dublin, im Frühjahr 1874 im Trinity-College daselbst gehalten, reiht es sich auch den besten deutschen Commentaren über den großen Dramatiker an. Es ist reich an neuen Gesichtspunkten, eigenartig und gediegen. Dowden schöpft überall aus dem Vollen, und jede Seite seines Buchs ist ebenso von Kenntniß des Dichters wie von derjenigen der gesammten einschlagenden englischen, amerikanischen und — eine große Seltenheit bei Engländern — deutschen und allgemeinen Literatur gesättigt und durchdrungen. Kein Wunder, daß ein solches Buch sofort nach seinem Erscheinen Aufsehen erregte, von der Kritik in England, Deutschland und Frankreich aufs günstigste beurtheilt worden und innerhalb eines Zeitraums von nur fünf Jahren vier starke Auflagen erlebt hat. Der Verfasser hat sich bemüht, aus Shakspeare's Werken ein Bild von des Dichters Persönlichkeit und seinem Entwickelungsgange zu gewinnen, und ist wol der erste Ausländer (Stapfer's von uns ebenfalls in d. Bl. besprochenes französisches Werk datirt vier Jahre später), der deutsche Forschung, von Goethe bis auf die neueste Zeit herab, bei der Lösung seiner Aufgabe berücksichtigt, theilweise benutzt und ehrend anerkannt hat.

Schon im Vorworte zur ersten Ausgabe jedoch verwahrt er sich gegen den etwaigen Verdacht des Lesers, er habe gesucht, den Dichter mit einer seiner dramatischen Gestalten zu identificiren. Dies lag ihm fern. Das vielfach verschlungene Wesen Shakspeare's enthielt zwar, meint er, einen idealen Liebhaber wie Romeo (und wer die Sonette gelesen, werde dies ohne Schwierigkeit zugestehen); es enthielt auch einen speculativen Verstand wie den Hamlet's. Der vollständige Shakspeare wäre aber sowol Romeo wie Hamlet unähnlich. Es gehe gleichwol aus vielen Stücken hervor, daß Naturanlage und Vernunft sich in ihm bekämpften, und in allen seinen spätern Werken beobachten wir, wie er sich bemüht, eine sehnsuchtsvolle Neugier in Betreff der geheimnißvollen Probleme des menschlichen Daseins niederzuhalten. Deshalb, behauptet Dowden, habe ein potentieller Romeo und ein potentieller Hamlet in Shakspeare gelegen, wobei er diese Namen als die Vertreter gewisser Geistesrichtungen oder Gewöhnungen aufgefaßt zu sehen wünscht. Ebenso wenig wie mit Romeo oder Hamlet will er Shakspeare mit Prosper identificiren, obgleich seine Stimmung in den Stücken seiner Schlußperiode diejenige Prospero's sei. Es würde nicht leicht sein, den großen Magus von solchen dienstbaren Geistern bedient sich vorzustellen wie Falstaff, Junker Tobias von Rülp und die Amme aus „Romeo und Julia".

Die Einleitung bildet das erste Kapitel: „Shakspeare und das Zeitalter der Elisabeth". Das zweite behandelt: „Die Entwickelung des Geistes und der Kunst Shakspeare's"; die vier nächsten Kapitel handeln insbesondere von den Dramen „Romeo und Julia", „Hamlet"; von den englischen Historien; von „Othello", „Macbeth", „Lear", und von den Römerdramen. Das siebente Kapitel ist Shakspeare's Humor gewidmet, während das achte und letzte mit seinen letzten Stücken sich beschäftigt.

Als Probe der Behandlungsart und des Stils des Verfassers sowie zugleich der vortrefflichen Uebersetzung des Heimgegangenen folge hier eine Stelle aus dem Kapitel über „Shakspeare's Humor":

> Shakspeare, der das Leben weiter und weiser sah, als irgendein anderer der Seher, durfte lachen. Es ist angenehm, sich dies zu vergegenwärtigen, denn dieser Umstand trägt das Seine dazu bei, um uns von der Herrschaft eifernder und engherziger Naturen zu befreien, welche, weil sie die eine Hälfte der Wirklichkeiten unsers Daseins begriffen haben und die andere Hälfte leugnen, eine ausschließliche Autorität beanspruchen. Shakspeare durfte lachen. Wir müssen aber noch weiter fragen: was war es denn, worüber er lachte? und wie nahm sich sein Lachen aus? Es gibt gerade so viele Arten des Lachens, als die gemeinsame Seele der Menschheit an ihren Brechungen die humoristischen Gebilde der Welt abspiegeln kann.

Nachdem Dowden dann Hogarth's Darstellung einer Gruppe in dem Parterre eines Theaters während der Aufführung eines derben Lustspiels oder einer Farce beleuchtet und der verschiedenen Arten des Lachens bei Aristophanes, Juvenal, Rabelais, Cervantes, Molière, Milton, Voltaire, Addison, Fielding, Sterne und Swift besprochen hat, fährt er also fort:

> Wie sollen wir in diesem Chaos des Lachens, des freudigen sowol wie des schreckhaften, das Lachen Shakspeare's unterscheiden? Zuerst einmal ist der Humor Shakspeare's, wie sein ganzes Genie, vielseitig. Er bindet sich als Dramatiker nicht an eine einzige Anschauung des menschlichen Lebens. Wenn wir einen Roman von Charles Dickens aufschlagen, wissen wir von vornherein, daß wir zu einem Uebermaß der Philanthropie verurtheilt sind; wir wissen, wie der Verfasser betonen wird, daß wir alle gute Freunde sein müssen, daß wir alle uns als Brüder ganz berauscht fühlen müssen von dem Entzücken, einander zu besitzen. Wir sind darauf gefaßt, daß er die brüderliche Rechte Mann, Weib und Kind entgegenstreckt; wir sind auf einen wahren Rausch der Herzensgüte vorbereitet. Was wir von diesem Lehrer lernen können, ist die Lection, daß (mit Ausnahme einiger unvermeidlichen und unglaublichen Ungeheuer von Grausamkeit) jedermann, der auf dem Wege der Natur von dem Samen Adam's abstammt, seiner eigenen Anlage gemäß zu jeder liebenswerthen geneigt ist. Shakspeare hat außerordentlich viel gutherzigen Frohsinn; ihm machte behender Witz und der gesunde Sinn einer Rosalinde ein ganz besonderes Vergnügen. Er kann einen Narren ebenso zärtlich schaukeln, wie eine Amme, die ein neugeborenes Kind zu warten versteht, mit ihrem Kleinod umgeht. Aber Shakspeare verpflichtet sich durchaus nicht, immer ganz überschwenglich liebenswürdig zu sein. Mit Jaeques kann er auf die Welt schimpfen, während er sich merkwürdig von allem tiefgehenden Interesse für ihre Angelegenheiten fern hält; mit Timon kann er sich auf die Welt mit einer Wuth stürzen, die derjenigen Swift's durchaus nichts nachgibt, und kann in Mann und Weib Wesen sehen, die gerade so widerwärtig sind wie der Yahoo. Mit andern Worten, Shakspeare's Humor ist, wie sein ganzes Genie, dramatisch.

Doch ein Commentar zu Shakspeare wird wol vor allem in seiner Auffassung des „Hamlet" sich bewähren und darauf geprüft werden müssen. Da es aber des Raumes wegen nicht möglich ist und überhaupt nicht unsere Absicht sein kann, hier das ganze Kapitel auszuschreiben, so möge sich der Leser wiederum mit einer bloßen Probe begnügen. Sie enthält natürlich den Kernpunkt der Auffassung Dowden's und thut zugleich seine anständige Art zu polemisiren dar. Er sagt:

Wenn Goethe's Beurtheilung des Stücks bei all ihrer Vortrefflichkeit doch die Kritik in einer Richtung irreführte, indem durch sie die Aufmerksamkeit beinahe zu ausschließlich auf die innere Natur Hamlet's gelenkt wurde, so lag in den Beurtheilungen Schlegel's und Coleridge's die Gefahr, die Kritik nach einer andern Seite hin irrezuführen, indem nämlich hier eine übermäßige Bedeutung einem einzigen Elemente in dem Charakter Hamlet's beigelegt wurde. Schlegel sagte: „Das Ganze soll zeigen, daß ein grübelndes Nachdenken, welches alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That zu erschöpfen sucht, die Thatkraft lähmen muß." Es ist richtig, daß Hamlet's Willenskraft durch seine Sitte, zu genau über das Ergebniß nachzudenken, gelähmt wurde, und es ist wahr, wie Coleridge sagte, daß wir in Hamlet eine große, eine beinahe übermäßige Verstandesthätigkeit und einen verhältnißmäßigen Widerwillen gegen wirkliches, daraus sich ergebendes Handeln sehen. Aber Hamlet ist nicht ausschließlich oder hauptsächlich ein Verstandesmensch; seine Krankheit liegt ebenso tief in seinem Gefühlsleben und in seinem Herzen wie in seinem Gehirn. Wenn sich alle seine Gefühle in Gedanken umsetzen, so ist es nicht weniger wahr, daß alle seine Gedanken von seinem Gefühl durchdrungen sind. Hamlet als einen Menschen mit vorwiegender Reflexion darstellen und sein sich sehnendes empfindsames Herz außer Acht lassen, heißt das ganze Stück unzusammenhängend und unverständlich machen.

Es erübrigt nur noch, ein Wort über die Uebertragung selbst zu sagen. Wir glauben es dem Verstorbenen gern, wenn er in der Vorrede sagt, die Uebersetzung sei, offen gestanden, eine schwierigere Arbeit gewesen, als man sich von vornherein wol vorzustellen geneigt sei. Dowden, fährt er fort, schreibt kein Macaulay'sches Englisch: keine schön gedrehten, mehr durch den Wortstrom als durch die Wucht des Gedankens imponirenden Sätze. Alles sei bei ihm individuell, original ausgedrückt. Oft sei sein Englisch der Art, daß man es bei einem Fremden, wenn er englisch zu schreiben sich unterfinge, als unenglisch bezeichnen würde. Dabei besitze dieser Stil aber einen ganz besondern Reiz, weil er eben so durchaus eigenartig sei. Hier wolle jedes Wort in seiner bestimmten Färbung erfaßt und wiedergegeben werden, und das sei häufig gar nicht leicht, da doch schließlich auch eine lesbare Uebertragung resultiren solle. Inwiefern ihm dies gelungen sei, mögen andere, sagt er, entscheiden: er habe sich redlich bemüht.

Wir, die wir dies Werk im Original gelesen und mit dessen schwerfälligem, oder wie Wagner ihn nennen würde, wuchtigem Stil zu kämpfen gehabt haben, die wir aber auch die Schwierigkeit einer guten Uebersetzung, selbst bei zwei so verwandten Sprachen wie Englisch und Deutsch, aus eigener Erfahrung vollständig zu würdigen gelernt haben, die wir alle Uebersetzung überhaupt, namentlich bei den mangelhaften Hülfsmitteln für dieselbe, geradezu für eine Kunst ansehen, können ihm das Zeugniß ausstellen, leider nur ins Grab hinein, daß er durch seine Arbeit Vorzügliches geleistet und das Werk Dowden's lesbarer gemacht hat, als es im Original ist. Nur hier und da hätte man vielleicht ein deutsches statt des Fremdwortes und z. B. das üblichere „Phänomen" statt des bei ihm allerdings folgerecht dreimal auf einer und derselben Seite gebrauchten „Phänomenon" gewünscht. Daß ebendaselbst „Sündfluth" statt der neuern wissenschaftlichen Schreibart „Sintflut" vorkommt, darf wol der von ihm zur Entschuldigung „kleiner Variationen in der Schreibung" angeführten Thatsache auf Rechnung gestellt werden, daß er die Uebersetzung nicht selbst niedergeschrieben, sondern dictirt hat. Sardello auf Seite 76 ist wol nur Druckfehler für Sordello. Es ist dies der einzige, der uns aufgestoßen ist. Nach Gewohnheit wollen wir nicht unterlassen, das freilich dem Original nachgeahmte und nachbearbeitete Register gebührend anzupreisen.

David Asher.

Zur Orthographiefrage.

1. Regeln und Wörter-Verzeichnis für die deutsche Rechtschreibung. Wien, im kaiserlich-königlichen Schulbücher-Verlage. 1879.
2. Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch an den bayerischen Schulen. In amtlichem Auftrage bearbeitet. München, Expedition des kgl. Central-Schulbücher-Verlags. 1879. 8. 15 Pf.
3. Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Schulen. Herausgegeben im Auftrage des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin, Weidmann. 1880. 8. 15 Pf.
4. Die Schreibung der Deutschen Sprache. Ehrerbietigste Vorstellung und Bitte an den Hohen Reichstag des Deutschen Reiches von Seiten des Freien Deutschen Hochstiftes. Zweite Auflage. Frankfurt am Main, Freies Deutsches Hochstift. 1880. Gr. 8. 80 Pf.
5. Die Reichsorthographie. Zur Orientirung in dem Streit über Möglichkeit und Nützlichkeit einer einfachen Rechtschreibung. Von F. W. Fricke. Wiesbaden, Schellenberg. 1880. 8. 30 Pf.
6. I. Ist es ratsam die sog. deutsche schrift und die groszen anfangsbuchstaben der nomina appellativa aus unseren schulen allmaehlich zu entfernen? II. Die majuskeltheorie der grammatiker des neuhochdeutschen

von Johann Kolrosz bis auf Karl Ferdinand Becker. Zwei abhandlungen von August Hagemann. Berlin, Mrose. 1880. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

7. Die orthographische Frage. Flugschrift von Karl Kaerger. Berlin, H. S. Hermann. 1880. Gr. 8. 50 Pf.
8. Zahlenangaben zur Orthographie-Reform. Ein Beitrag zum Kampf ums Dasein der Dehnungsbuchstaben von C. Keil. Halle, Hendel. 1877. Gr. 8. 50 Pf.
9. Praktische Bedenken gegen die Fassung (nicht gegen den materiellen Inhalt) der Regeln für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauche in den preußischen Schulen von J. Lattmann. Klausthal, Grosse. 1880. Gr. 8. 30 Pf.
10. Eine Kaiser-Wilhelm-Hochschule für die deutsche Sprache. Petition an Se. Majestät unsern Kaiser sowie an den Deutschen Reichstag und eine Abhandlung über diese Frage sowie über die bisherigen, preußischen, Sanders'schen Rechtschreibungen u. s..w. von Ernst Leistner. Leipzig, Expedition des Allgemeinen Literarischen Wochenberichts. 1880.*)
11. Ueber Ortografie-Reform und Shreibung der Se- und She-Laute fon A. Reyer. Wien, Alfred Hölder. 1879. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
12. Geschichte und Gesetze der Deutschen Rechtschreibung. Zur Orientirung für weitere Kreise von Hans von Wolzogen. Leipzig, Schloemp. 1880. 8. 1 M.

In Vorstehendem habe ich buchstäblich genau die Titel von zwölf orthographischen Schriften angeführt.

An die Spitze gestellt sind die jüngst von Staats wegen eingeführten drei verschiedenen Schulorthographien, chronologisch geordnet nach der Reihenfolge ihrer Einführung. Für Würtemberg bestand bekanntlich schon seit Jahren eine solche amtliche Schulorthographie unter dem Titel: „Regeln und Wörterverzeichniß für die deutsche Rechtschreibung, zum Gebrauch in den württembergischen Schulanstalten amtlich festgestellt" (zehnte Auflage, Stuttgart 1879).

Die andern Schriften sind alphabetisch nach den Namen der Verfasser geordnet, und hier hätte ich vielleicht auch die von mir selbst im vorigen und in diesem Jahre veröffentlichten orthographischen Schriften hinzufügen können oder sollen; doch beschränke ich mich darauf, den Titel der zuletzt erschienenen herzusetzen.

13. Kurzgefaßtes Hilfsbuch der Rechtschreibung für deutsche Schulen von D. Sanders. Vierte, um die abweichenden amtlichen Feststellungen für die bairischen, die österreichischen, die preußischen und die würtembergischen Schulen vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 75 Pf.

Eine kritische Beleuchtung und Würdigung der hier aufgeführten Schriften würde weit über den mir in d. Bl. vergönnten Raum hinausgreifen; auch müßte ich dabei das wiederholen, was ich über die einheitliche deutsche Rechtschreibung in verschiedenen Aufsätzen entwickelt und begründet habe. Es scheint mir daher angemessener, diejenigen Leser, welche meine Ansichten in dieser Angelegenheit kennen zu lernen wünschen, auf den Aufsatz zu verweisen, den ich in „Westermann's Illustrirten deutschen Monats-Heften" (Mai 1880) unter dem Titel „Die orthographische Frage" veröffentlicht habe. Hier habe ich auch die außerdem von mir im vorigen und in diesem Jahre über diese Angelegenheit veröffentlichten Aufsätze namhaft gemacht, bis auf einen inzwischen im „Deutschen Montags-Blatt" vom 5. April 1880 erschienenen, worin ich — zur Ergänzung des in der Westermann'schen Zeitschrift enthaltenen Aufsatzes — die acht Hauptpunkte aufgezählt, in denen, zur Erreichung einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung, noch eine Einigung zwischen den vier verschiedenen amtlichen Schulorthographien und der von mir vertretenen gemeinsamen Hausorthographie von 425 Firmen des Druckgewerbes herbeizuführen ist.

Ich wiederhole hier (verkürzt) den Schluß meines Aufsatzes in den „Westermann'schen Monatsheften":

So unerquicklich und trostlos nun auch diese Zustände des Zwiespalts und der Zerrissenheit auf den ersten Blick erscheinen, so bieten sie doch bei näherm Hinblick die tröstliche Aussicht, daß sich aus ihnen hoffentlich sehr bald die allseitig sehnlichst herbeigewünschte Einheitlichkeit entwickeln werde.

Denn erstens stehen im großen und ganzen sämmtliche genannten fünf Orthographien übereinstimmend auf dem von der Minderheit in der orthographischen Conferenz eingenommenen Standpunkt der ursprünglichen Raumer'schen Vorlage....

Daher handelt es sich zweitens nur um eine beschränkte Anzahl von Punkten, für die es allerdings noch der Einigung bedarf....

Und letztens — aber nicht als Letztes — hat sich die Ueberzeugung von der Schmählichkeit und Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände an maßgebender Stelle so entschieden Bahn gebrochen, daß wir ihrer rechtzeitigen Ordnung und Regelung von Reichs wegen wol entgegensehen dürfen.

Zu diesen Worten, die geschrieben wurden, ehe der bekannte Stephani-Rickert'sche Antrag im Reichstage auf der Tagesordnung stand, will ich nur noch bemerken, daß dort allerdings die Mehrheit den Antrag ablehnte, daß aber unter allen für die Ablehnung Stimmenden kein einziger sich rein für die amtliche preußische Schulorthographie aussprach, daß vielmehr ausdrücklich erklärt wurde, die Ablehnung erfolge, weil nach Ansicht der Mehrheit der Reichstag nicht befugt sei, sich in die von dem Unterrichtsminister eines Einzelstaats für den Unterricht dieses Staats getroffenen Anordnungen zu mischen, daß aber dagegen der Vertreter des Reichskanzlers für diesen ausdrücklich das Recht in Anspruch nahm, die nöthigen Schritte zur Herbeiführung einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung zu thun.

Und so darf man denn wol an der Hoffnung festhalten, daß wir auf diesem Gebiet endlich aus dem Zustande der vielspaltigen Zerrissenheit zur Einheitlichkeit gelangen werden.

Daniel Sanders.

*) Von Nr. 10 sind mir bisjetzt nur die ersten 5 Bogen von dem Verfasser einzeln zugegangen.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Nach Laube's Rücktritt waren verschiedene Gerüchte über die Zukunft des wiener Stadttheaters in Umlauf gesetzt worden. Die gleichzeitige Krisis an den Hofbühnen hatte den Rücktritt Jauner's zur Folge, und bereits verkündeten die Zeitungen, daß er sich der verwaisten Bühne an der Seilerstatt annehmen werde. Es handelte sich nach diesen Mittheilungen nur noch um die Unterschrift unter den abgeschlossenen Vertrag, und zwar sollte Jauner als angestellter Bühnenleiter der Actiengesellschaft noch einmal das verfahrene Unternehmen in das rechte Gleis zu bringen suchen. Doch diese Unterschrift blieb aus, Jauner trat zurück, und wieder wurden über die Zukunft des Unternehmens die verschiedenartigsten Conjecturen laut. Man sprach von Friedmann, von Mitterwurzer, bis der Welt ein fait accompli verkündet werden konnte. Das Stadttheater ist verpachtet an Herrn Bukowicz, den volksthümlichen Komiker, der zu den Lieblingen des wiener Publikums gehört; der Pachtcontract ist eigener Art: die Pachtsumme steigert sich von Jahr zu Jahr. Zum Oberregisseur ist Mitterwurzer ernannt, der aus dem Ensemble der Burg ausgeschieden ist. Das Repertoire soll in Zukunft die Mitte halten zwischen der Tragödie und der Posse, das bürgerliche Schauspiel, das französische Sittendrama und das Lustspiel pflegen. Dem zweiten Theater der großen österreichischen Hauptstadt gegenüber, dessen Existenz immerhin für die dramatische Production sehr erfreulich und ersprießlich war, sodaß man für Berlin ein ähnliches Stadttheater ersehnen möchte, sind einige fromme Wünsche gewiß nicht unberechtigt. Wenn Laube sich vermaß, mit der Aufführung classischer Tragödien dem Burgtheater Concurrenz machen zu wollen, so war dies jedenfalls unberechtigt: dagegen würde es nicht weniger einseitig sein, wenn das Trauerspiel, das dichterische Drama von Haus aus von dieser Kunststätte verbannt bliebe. Die Burg kann nicht der dramatischen Production auf diesem Gebiet gerecht werden; ein bis zwei Nummern bezeichnen auf dem Repertoire derselben durchschnittlich in der Saison die Zugeständnisse an die moderne tragische Muse; mit desto offenern Armen wird in neuester Zeit dort das an der Grenze des Schwanks stehende Lustspiel aufgenommen. Auch sind manche Stücke durch Censurrücksichten von den Bretern des Burgtheaters ausgeschlossen. Deshalb gehört es zur Mission des Stadttheaters, nicht das classische Repertoire der Tragödie, aber das moderne Trauerspiel zu pflegen: es hat ja auch bisher mit manchen derartigen Dichtungen, wie neuerdings Fitger's „Hexe", schöne Erfolge errungen. In Fräulein Frank, Herrn Mitterwurzer und andern Darstellern sind auch jetzt die geeigneten Kräfte für die Tragödie vorhanden. Wir hoffen daher, daß das Stadttheater auch dieser Mission nicht untreu werden wird. Dagegen wäre die französische Sittenkomödie wol auf die Werke der hervorragenden Dramatiker einzuschränken. Der deutsche Boulevardfanatismus, der die Aera Laube's kennzeichnet und alle zerbrochenen und zersprungenen Töpfe, wenn sie nur auf der Drehscheibe der pariser Collaborateurs Gestalt gewonnen haben, auf die deutschen Bühnen schleppte, müßte doch endlich auf den Aussterbeetat gesetzt werden.

Nachdem Baron von Hofmann die Generalintendanz der wiener Hoftheater übernommen hat, ist die artistische Direction beider Bühnen, des Burgtheaters und des Operntheaters, dem Baron von Dingelstedt übertragen worden, der ja das letztere schon mehrere Jahre hindurch geleitet hatte, ehe er an die Burg übersiedelte. Bei diesem erweiterten Kreise des Wirkens kann Dingelstedt wol kaum wie bisher die intimere Leitung des Schauspiels in die Hand nehmen: er wird seine Kraft daher wol aufsparen für die Inscenirung größerer Cyklen. In Sonnenthal, der zum Oberregisseur des Burgtheaters ernannt worden ist, hat er einen tüchtigen Stellvertreter gefunden.

— Das Lustspiel von G. F. Triesch: „Neue Verträge", welches von der münchener Preiscommission mit dem Lustspielpreise ausgezeichnet worden ist, hat inzwischen mehrere Aufführungen erlebt und ist am wiener Burgtheater und am frankfurter Stadttheater gegeben worden. Bei Lustspielen werden die Entscheidungen der Preiscommissionen immerhin eher respectirt als bei Trauerspielen, bei denen jede Preisvertheilung nur ein Schlag ins Wasser ist. Den gekrönten Lustspielen gegenüber salutirt man wenigstens die Flagge: sie gehen mit raschem Lauf über zahlreiche Bühnen; ein Dauerlauf ist in der Regel nicht zu verzeichnen. Auch das Lustspiel von Triesch wird sich kaum zu einem Löwen der Saison aufschwingen. Die Handlung ist etwas durchsichtig und dafür sehr gedehnt, und der Handelsvertrag gibt Anlaß zu allerlei staatswirthschaftlichen Auseinandersetzungen, die in einer Zeit, in welcher die innere Politik zur Nationalökonomie geworden war und in allen parlamentarischen Versammlungen national-ökonomische Collegia gelesen wurden, wol ein gewisses „Actualitätsinteresse" hatten, aber mit der Poesie und dem Humor wenig gemein haben. Das Talent des Autors wird vielleicht bei einem andern Stoff sich energischer bewähren.

Bibliographie.

Bezaure, G. de, Auf dem „Blauen" Flusse. Reise in das westliche China. Autorisirte deutsche Uebersetzung von T. Schwarz. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Biedermann, G., Philosophie als Begriffswissenschaft. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Die Lebensweisheit. Prag, Tempsky. Gr. 8. 6 M.

Camoens, L. de, Sämmtliche Gedichte. Zum ersten male deutsch von W. Stork. 1ster Bd.: Buch der Lieder und Briefe. Paderborn, F. Schöningh. 8. 5 M.

Centner, L. R., Heiteres aus dem technischen Leben. Mit vielen Original-Illustrationen. Wien, Perles. 12. 2 M. 40 Pf.

Chaucer's ausgewählte kleinere Dichtungen. Im Versmaasse des Originals in das Deutsche übertragen und mit Erörterungen versehen von J. Koch. Leipzig, Friedrich. 12. 2 M.

Conrad, M. G., Pariser Kirchenlichter. Didon. Loyson. Skizzen. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M.

Decurtins, Das Somvixer Passiousspiel. Vortrag. Chur. 1878. Gr. 8. 40 Pf.

Eisler, M., Die Judenfrage in Deutschland. New-York. Gr. 8. 2 M.

Falke, J. v., Costümgeschichte der Culturvölker. 1ste Lfg. Stuttgart, Spemann. Hoch 4. 1 M. 50 Pf.

Fernhain, E. v., Ungetauft. Ein Bild aus der Vergangenheit für die Gegenwart. Norden, Soltau. 8. 2 M. 50 Pf.

Hauke, F., Die Lehre von der Ministerverantwortlichkeit. Eine vergleichende Studie zum österreichischen Staatsrechte. Wien, Hölder. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Hiller, F., Künstlerleben. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 6 M.

Lammert, G., Zur Geschichte des bürgerlichen Lebens und der öffentlichen Gesundheitspflege, sowie insbesondere der Sanitätsanstalten in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Cultur und Medicin. Regensburg, Wunderling. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Lesurques. Drama. Nach: „Le courrier de Lyon". Frankfurt a. M., Boselli. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Lennan, M. B., Schillergarten. Eine systematisch geordnete Blumenlese aus Schiller's sämmtlichen Werken. Dortmund, W. Crüwell. 1879. 8. 1 M. 50 Pf.

Lübke, W., Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 400 Holzschnitten. 1ste Lfg. Leipzig, Seemann. Lex.-8. 2 M.

Mayr, R., Beiträge zur Beurtheilung G. E. Lessing's. Wien, Hölder. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Moser, G. v., Lustspiele. 9ter Bd.: Harun al Raschid. Lustspiel. 10ter Bd.: Der Bibliothekar. Schwank. Berlin, Behr. 8. à 3 M.

Odysseus bei den Reskriptophagen. Ὀδυσσεὺς πρὸς ῥεσκριπτοφάγους ἀφιξις. Neu aufgefundenes Bruchstück eines Gesanges der Odyssee, übersetzt von Nonymnos. Marienwerder, Kanter. 16. 50 Pf.

Weddigen, F. H. C., Die patriotische Dichtung von 1870—71 unter Berücksichtigung der gleichzeitigen politischen Lyrik des Auslandes. Eine literarhistorische Studie. Essen, Silbermann. Gr. 8. 3 M.

Winterfeld, A. v., Neue Garnisongeschichten. Soldatenhumor. 10ter u. 11ter Bd. Jena, Costenoble. 12. à 1 M.

Wittmann, H., Fabulirtes. Erzählungen und Skizzen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 4 M.

Wolf, A., Geschichtliche Bilder aus Oesterreich. 2ter Bd.: Aus dem Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung. (1648—1792.) Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

Herausgegeben von

Philipp Leopold Martin.

Mit zahlreichen Illustrationen

von E. Specht, R. Friese, R. Kretschmer, A. Göring, H. Braune, L. Martin jun. u. A.

In ungefähr 50 Heften. Preis des Heftes 30 Pf.

Erstes bis drittes Heft.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere", ein populär-wissenschaftliches Werk ersten Ranges, wird 2 Bände umfassen und in ungefähr 50 Heften erscheinen. Der Text ist vom Herausgeber in Verbindung mit Professor Knauer, Dr. Heincke und Dr. Rey bearbeitet, die Zeichnung der in Holzschnitt ausgeführten Illustrationen von den namhaftesten Thiermalern entworfen, der Preis ungewöhnlich niedrig gestellt.

In allen Buchhandlungen sind die erschienenen Hefte nebst Prospect zu haben und werden Bestellungen auf das Werk angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Balkan-Haiduken.

Ein Beitrag zur innern Geschichte des Slawenthums.

Von

Georg Rosen.

8. Geh. 5 M. 50 Pf.

Das vorliegende Buch des mit den Zuständen der Balkanhalbinsel genau bekannten Verfassers, langjährigen deutschen Generalconsuls zu Jerusalem und Belgrad, kommt zu sehr passender Zeit, da es von dem bulgarischen Volke, welches im russisch-türkischen Kriege eine so wichtige Rolle spielte, neue und ganz merkwürdige Kunde gibt. Es behandelt das in Bulgarien eingewurzelte Haiduken- oder Räuberwesen, den Ursprung und die Folgen desselben, und hebt namentlich seinen engen Zusammenhang mit dem Panslawismus und mit den orientalischen Wirren hervor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Predigten

von

Clemens Friedrich Brockhaus,

weil. Pastor an der St.-Johanniskirche in Leipzig, Lic. th., Dr. phil. und außerordentlichem Professor an der Universität daselbst.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Vorliegende Sammlung von Predigten kommt zunächst dem Wunsche zahlreicher Freunde des Verstorbenen entgegen, doch werden sich auch weitere Kreise, Theologen wie Laien, an denselben erbauen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Charaktere aus Goethe's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg.**

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Octav-Ausgabe.

Zweite Auflage. In 20 Lieferungen 12 M. Gebunden in Leinwand 15 M., in Leder 18 M.

Die beliebte und bereits vielverbreitete Octav-Ausgabe der „Goethe-Galerie" von Pecht und Ramberg, welche die sämmtlichen 50 Blätter der Quart-Ausgabe, in verkleinertem Maßstabe neu in Stahl gestochen, nebst dem vollständigen erläuternden Texte enthält, liegt nun in zweiter Auflage abgeschlossen vor und ist zu obigen außerordentlich wohlfeilen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In demselben Verlage erschien:

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg. Funfzig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. **Octav-Ausgabe.** Zweite Auflage. In 20 Lieferungen 12 M. Geb. in Leinwand 15 M., in Leder 18 M.

Lessing-Galerie. Charaktere aus Lessing's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht. Dreißig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht. **Octav-Ausgabe.** Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. in Leinwand 10 M., in Leder 12 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Gedichte

von

Julius Sturm.

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

In den Gedichten Julius Sturm's bekundet sich ein innig empfindendes Gemüth und echt deutscher Sinn verbunden mit wahrhafter Religiosität. Diese innern Vorzüge sowie die einfache, aber stets gewandte und anmuthige Form sichern ihnen die dauernde Gunst zahlreicher Leserkreise.

Von dem Dichter erschien ferner in demselben Verlage:

Fromme Lieder. Erster Theil. Neunte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Fromme Lieder. Zweiter Theil. Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Gedichte. Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Für das Haus. Liedergabe. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Zwei Rosen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 1 M. 60 Pf.

Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M.

Spiegel der Zeit in Fabeln. Geh. 1 M. 60 Pf. Geb. 2 M. 40 Pf.

Gott grüße dich! Religiöse Gedichte. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICH KÖNIGLICHE HOF- UND STAATSBIBLIOTHEK

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 15. Juli 1880.

Inhalt: Gespräche am See. Von Alfred Meißner. II. — Neue Gedichte und Dichtungen. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Zur Welt- und Lebensanschauung. Von Rudolf Doehn. — Zur Geschichte der Reformation. Von Ferdinand Moesch. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Gespräche am See.

II.

Den dritten Tag schon wohnte ich in der Pension am See. Es wurden wieder, wenn die Gesellschaft beisammen war, literarische Fragen verhandelt; niemand wußte, daß ich selbst der Gilde der Schreibenden angehöre. Welchen prickelnden Reiz hat doch das Incognito! Man hört Dingen, die uns aufs nächste angehen, wie ein Nichtbetheiligter zu; man hört und erfährt, wie die Leute denken, länft aber fortwährend Gefahr, dabei auch über sich selbst die ungeschminkteste Wahrheit zu vernehmen. Das würzt die Sache. Man begreift, daß Monarchen, nachdem sie alles Gute durchgekostet, das Incognito lieben.

Was mir jedesmal am fremden Orte ein Incognito schafft und es erfolgreich schützt, ist meine schlechte Handschrift. Der Name, den ich ohne jede böse Absicht und mit bestem Können ins Fremdenbuch eintrage, wird nie richtig gelesen und erscheint in der Fremdenliste in den possirlichsten Verkleidungen, oft so, daß ich selbst ihn kaum wiedererkenne. Nun aber wird die Fremdenliste von den Pensionsbewohnern regelmäßig studirt; sie ertheilt ja Nachricht über Stand und Namen der Neuangekommenen. Diesmal hieß ich Dr. Medenis; der Leser hat diesen Namen schon kennen gelernt. Ich ließ mir ihn gefallen. Wer mit einem so wohlklingenden Namen nicht zufrieden ist, muß sehr unbescheiden sein.

Wieder war die Debatte am Gesellschaftstische unter den grünen Bäumen lebhaft entbrannt. Wir waren diesmal weniger Personen. Auch Frau von Porta fehlte. Man stritt darüber, inwiefern sich die Persönlichkeit eines Schriftstellers aus seinen Büchern erkennen lasse. Der Diplomat hatte behauptet, er kenne den Charakter eines Autors ganz genau, nachdem er ein paar Bände von demselben gelesen.

„Da dürften Sie nicht selten irre gehen", meinte die Hofräthin. „Seine Manier werden Sie kennen, aber nicht sein Wesen. Wie er sich gibt, werden Sie sehen; aber nicht, wie er ist. Der Schriftsteller gibt sich in seinen Büchern meines Erachtens nicht wie er ist, sondern wie er scheinen möchte."

„Das ist sehr paradox!" erwiderte der Diplomat. „Ich halte ein Buch für den Spiegel des Geistes, der es hervorgebracht, und zwar für einen noch klarern und ausdrucksvollern als die beste Photographie, von der doch jeder, der Oberflächliche wie der Einsichtigste, Schlüsse zieht auf Naturell und Anlage. Es heißt zwar, dem Menschen sei die Sprache gegeben, seine Gedanken zu verbergen, doch wenn daran überhaupt etwas Wahres ist, vom Schriftsteller gilt dieser Spruch gewiß nicht."

„Hm!" meinte die Hofräthin in langgezogenem Tone. „Aus Büchern wollen Sie wahre Aufschlüsse über Charakter und Wesen des Verfassers erhalten? Nehmen wir ein naheliegendes Exempel: Frau von Porta. Sie ist Dichterin. In ihren Gedichten, wie in allen Gedichten, wird sehr viel stehen von Sternen, die sich in Wellen spiegeln, von Blumen, die ins Wasser herabnicken, von blauem Aether und jungen Nachtigallen. Werden Sie aus diesen Producten die Frage beantworten können, ob Frau von Porta eine fürsorgliche Mutter ihrer Kinder, eine gute Hausfrau ist, ob sie der Medisance fern bleibt, ob sie wohlthätig oder karg, offen oder versteckt ist?"

„Zu viel dürfen wir nicht erfahren wollen", war die Antwort; „indeß werden auch die Gedichte der Frau von Porta, so mangelhaft sie immer seien, doch manches Wahre über den Charakter der Verfasserin offenbaren. Nun habe ich aber nicht das poetische Stammeln eines Dilettanten, sondern das Werk eines wirklichen Dichters im Auge. Der Pfuscher allerdings sagt uns nur, daß er

eigentlich nichts zu sagen hat; aber je reicher und eigenthümlicher der Dichter ist, desto mehr von seiner innern Welt wird er uns offenbaren. . . .“

„Wie er sich gibt, werden Sie sehen, aber nicht, wie er ist. Werden Sie aus Alexander von Humboldt's «Ansichten der Natur» herauslesen, daß er, wie wir jetzt aus Hofrath Schneider's Memoiren erfahren, ein höchst maliciöser und doppelzüngiger Herr war, dem nicht zu trauen? Sie dürften ihn für ein in die Schönheit der Natur ganz versenktes Gemüth erklären. Doch da fällt mir ein viel schlagenderes Exempel ein. Ich las dieser Tage Almquist's «Amalie Hillner». Alles darin ist fein, sinnig, von nervöser, fast weibischer Zartheit — man glaubt da und dort Jean Paul vor sich zu haben. Dennoch war der Rector Almquist ein höchst unheimlicher Charakter, an welchem mehr als der bloße Verdacht eines Giftmordes hängt. Die Geschichte wird Ihnen bekannt sein. . . .“

„Gewiß. Doch mit solchen Ausnahmen, mit dem Auftreten solcher Ungeheuerlichkeiten heben Sie die allgemeine Regel nicht auf. Daß es ganz besonders widerspruchsvolle Naturen, daß es unaufrichtige und durch und durch verlogene gibt, ist nur selbstverständlich. Doch, beim Himmel, solche Naturen sind eine verschwindende Minderzahl. Daß man heucheln, daß man sich schminken und färben kann vor dem Publikum in Büchern wie vor dem Erscheinen in großer Gesellschaft, ist sicher. Auch in Büchern wird Toilettenkunst betrieben, wie man sich denn auch auf Stunden in der Soirée den Schein der Jugendlichkeit verleihen, sogar dem Auge einen erhöhten Glanz geben kann. Aber die Täuschung wird vor keinem erfahrenen Auge vorhalten; der Einsichtigere wird bald erkennen, was Wahrheit, was Täuschung ist. Sie haben mich auf Alexander von Humboldt verwiesen. Halten Sie seinen Stil für natürlich? Erkennen Sie nicht das Gemachte, Geschraubte, Akademisch-Kalte in seinen Schilderungen, ja in jedem seiner wohlgedrechselten Sätze? Dagegen Almquist, den Sie mir auch vorgeführt, ist ein problematischer Charakter voll Falsch, Tücke, Heimlichkeit. Indessen ist dieser Charakter, der fortwährend eine Larve zu tragen scheint, doch offener, als man wol denken möchte. Das Verbrechen, das er begangen und das ihn aus seinem Vaterlande trieb, hat er, lange bevor er es begangen, mit ganz ähnlicher Weise des Vorgehens in einem seiner Bücher geschildert. Lesen Sie seine „Tintomara“ und die Stelle über den Arsenik.... Doch das führt zu weit. Ich sage nur so viel: Heuchelei und Täuschung ist für den Einsichtigen in Büchern auf die Länge und im großen gar nicht durchführbar. Herzenswärme oder Herzenskälte, Gemüthsweichheit oder -Härte, Neigungen, Richtungen, hohe oder niedere Gesinnung werden schließlich immer durchschlagen und einen Rückschluß auf die innere Natur des Autors gestatten. Vollends wenn die Gefühle in die einfache Sprache der Natürlichkeit gekleidet sind, da hängt kaum noch ein durchsichtiger Schleier über der Persönlichkeit....“

„Wenn dies der Fall wäre“, replicirte die Hofräthin, „warum sagt man so oft, daß man sich nur an die Werke halten, den Dichter aber nicht kennen lernen soll? Er selbst wirke so oft repulsiv, während seine Bücher uns anziehen? Ich kenne Leute, welche mit Dichtern bekannt geworden und sie im Leben unpoetisch, dürr und frostig gefunden haben. Verstandesmenschen haben Leidenschaftliches geschrieben. Autoren, die ein moralisch correctes Leben geführt, haben Bücher veröffentlicht, die man der Jugend nicht in die Hand geben darf; andere, die ein regelloses Leben führten, haben ganz moralische Bücher verfaßt. Von Autoren komischer und humorvoller Bücher wird, wie von den Komikern auf der Bühne, gesagt, daß sie meist Melancholiker seien. Wie reimen Sie das mit Ihrer Behauptung zusammen?“

„Sie nehmen also an, daß der Dichter geben könne, was er nicht hat? Würden Sie nicht selbst lachen, wenn man Ihnen sagte, Nikolaus Lenau habe im Grunde auch heitere frohe Gedichte schreiben können, und Julius Rosen plage sich mit philosophischen Fragen? Doch das werden Sie nie hören, weil es nicht möglich ist. Es ist vielleicht schon vorgekommen, daß ein ruheliebender Conservativer revolutionäre Brandschriften, und ein frivoler Weltmann Andachtsbücher geschrieben, doch ist es wol selten genug. In der Regel ist der Dichter eine freie und offenherzige Natur; die poetischen Figuren seiner Bücher sind Verkörperungen seiner mannichfachen Gedanken. Er ist der Vater seiner Gestalten und stattet sie mit seinen eigenen Eigenschaften aus. Wie könnte der feste und markige Gestalten zeugen, der matt und willensschwach wäre? Freilich, wenn Sie den Dichter, der vor zwanzig oder dreißig Jahren feurige Liebeslieder geschrieben, heute noch sich mit blonden Locken und blitzenden Augen malen, werden Sie, wenn er Ihnen entgegentritt, enttäuscht sein. Er selbst ist gealtert, indeß seine Verse jung geblieben. Ja es ist möglich, daß Sie einen melancholischen Lustspieldichter, einen trübsinnigen Komiker finden. Er hat eben den Maskenball in sich und braucht ihn nicht draußen zu suchen. Oder — seine lustige Zeit ist vorüber. Shakspeare, wiewol er später den «Macbeth» und den «Timon» schreibt, muß die geniale Heiterkeit gekannt haben; sonst hätte er die Eastcheap-Scenen nicht geschrieben. Und ebenso muß die liebenswürdige Schalkheit, die uns aus Haydn'schen Streichquartetten anlacht, einmal in seinem Gemüth gewesen sein. Sagen Sie also, wenn Ihnen ein Dichter im Leben begegnet, der nicht dem Bilde entspricht, das Sie sich nach seinen Werken von ihm gemacht haben, daß nicht alles in ihm zur Erscheinung kommt, oder daß das Leben ihm gewisse Eigenschaften genommen; keinesfalls aber, daß er deren stets entbehrte. Er muß erfüllt sein von der Liebe, die er zeigt, und von der Energie des Hasses, die wir an ihm gesehen haben.“

„Ich gebe Ihnen nur theilweise recht, Doctor Medenis“, entgegnete die Oberamtmännin. „Ich denke, es gibt zweierlei Production: solche, in die sich die Persönlichkeit hineinmischt, und solche, an der sie weniger oder gar keinen Theil hat. Die erste Gattung ist die Lyrik,

die andere das Drama und der Roman. Wie stände es, wenn auch da der Dichter sein Eigenes gäbe? Er müßte auch die Anlage zum Bösen haben, weil er uns die mannichfachsten Intriguen vorführt und den Verbrecher selbst auf seinen geheimsten Wegen begleitet —"

„Gewiß hat er die", warf der Angegriffene ein. „Wie ließe sich ein Knoten schürzen ohne Intriguengeist? Natürlich hätte er das Geschick, Lebensfäden zu verwirren und wieder zu entwirren, aber eben die Gedankenarbeit zieht ihn davon ab, es in der Wirklichkeit zu thun...."

„Ich denke mir den Dichter mehr wie einen Schauspieler. Er zeigt alles; aber es berührt ihn nicht. Vor ihm tanzen die Gestalten; er ist an ihrem Leben nicht mitbetheiligt. Fühlte er alles, was er schildert, es müßte ihn aufreiben."

„Oder", sagte die Hofräthin, diese Ansicht verstärkend, „ich denke mir ihn wie einen Architekten. In diesem Jahre baut er ein Schauspielhaus, im nächsten Jahre eine Kirche. Muß man ein Jude sein, um eine Synagoge zu bauen? Gewiß nicht. Semper hat die Synagoge in Dresden gebaut, sie ist der Typus für alle spätern ähnlichen Constructionen geworden, und ebenso rührt das Katexochen-Judenstück unserer Epoche von einem Nichtjuden, Gutzkow, her."

„So ist es!" mischte sich der Professor hinein, der bisher vornehm geschwiegen. „Romandichter — wenn wir überhaupt den Romanschreiber einen Dichter nennen können — und Schauspieldichter sind Maler. Sie drücken nur aus, was ist, nicht aber das, was sie sind. Wer hat je vom Maler verlangt, daß er sich selbst male? Die Werke zum Spiegel des Charakter machen wollen, widerspricht allen ästhetischen Principien. Das Kunstwerk muß objectiv sein, der Künstler hinter seinem Werk ganz verschwinden."

„Und ich sage: je größer der Dichter, um so mehr werden die Werke den Stempel seiner Eigenart tragen. Es ist nicht wahr, daß uns der Maler im Bilde nur die Dinge zeigt; er zeigt uns in jedem derselben auch seine Eigenart. Wenn er nicht selbst in seinem Werke erscheint, wenn diese einzig nur Darstellungen der Dinge sein sollen, wie kommen Sie dazu, schon von ferne, bevor Sie noch die Pinselführung des Nähern geprüft, vor jedem Rubens zu sagen: ein echter Rubens! vor jedem Rembrandt: ein echter Rembrandt! Nicht nur daß jeder Zug eines großen Werkes die Signatur des Meisters an sich trägt, seine eigenthümliche Geisteswelt kündigt sich schon von ferne an. Michel Angelo's Jüngstes Gericht hat gar viele Figuren. Keine gleicht der andern, jede ist sie selbst, d. h. die Person, die sie vorstellen soll, und doch kann keine Figur von einem andern als Michel Angelo herrühren. Welcher von Shakespeare's energischern Versen könnte auch von einem andern als von Shakespeare sein?"

„Ich sehe Frau von Porta daherkommen, der ich eine Mittheilung zu machen habe", sagte der Professor aufspringend, „sonst würde ich Ihre Ansicht, die grundfalsch ist, sofort widerlegen."

„Das will ich getrost erwarten", war die Antwort; „doch bis das geschieht, bleibe ich dabei, daß am Kunstwerk alles Ausfluß des Geistes ist, von dem es stammt. Mensch und Schriftsteller leiden keine Scheidung. Was er mittheilt, geht aus seinem Leben, Denken und Fühlen hervor. In seinen Dichtungen, hat ein mir sehr nahestehender Schriftsteller gesagt, muß der Dichter, in seinen Darstellungen der Künstler leben; vermißt man ihn selbst, seine Persönlichkeit, sieht man nur die Dinge, dann steht es schlimm" ....

„Und dennoch müssen Sie zugeben, daß der Dichter sein Bild zerstören würde, wenn er Züge von sich hineinmischte", meinte die Frau Oberamtmann. „Ich meine, er gliche dann dem Bildhauer, welcher der Porträtbüste, die er formen soll, beliebige Linien seiner Herzensdame liehe. Das würde einen unleidlichen Zwiespalt erzeugen und die ganze Persönlichkeit aufheben" ....

„Die Sache steht doch anders", war die Antwort. „Nicht fremde Züge trägt er hinein, nur sein eigenes Auge hat er mitgebracht, und durch das sieht er die Gestalt. Dies so und so gebaute Auge, das sich in einer gewissen Entfernung aufstellt, empfängt das Bild. In diesem Künstlerauge reflectiren sich die Dinge. Und wie sie sich reflectiren — das ist das Bedeutsame, das Entscheidende. Es tritt nun der künstlerische Verstand dazu, der den großen Charakter, das bedeutende Ereigniß aus der Verschlingung der Wirklichkeit herauszunehmen versteht, der das Wesentliche steigert, das Unwesentliche fallen läßt, die Verbindungen von Ursache und Wirkung hervorhebt. Das und nichts weiter nennen wir künstlerische Schöpferkraft. Wenn wir den See, an dessen Ufer wir heute gesellig beieinander sind, verlassen haben werden, wird jeder von uns auf seine Weise von den dort verlebten Tagen erzählen. Der See vor uns wird je nach dem Auge des Erzählers die oder jene Farbe gehabt haben: für den Glücklichen wird er blauer, für den Unzufriedenen grau gewesen sein. Jeder von uns wird Porträts liefern, und die treuesten, ähnlichsten, lebenswahrsten der, der das schärfste Auge hat. Nun sind aber die einzelnen Porträts minder wichtig als das geistige Resultat, das Gesammtbild, das ein bedeutender Geist aus allen zusammenstellt. So und nicht anders" —

Die Tischglocke begann so fanatisch zu läuten, daß kein Wort mehr zu verstehen war.

Alfred Meißner.

Neue Gedichte und Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 28.)

9. Der Goldschmied zu Bagdad. Ein morgenländisches Märchen. — Am Kochelsee. Ein Elegien-Cyklus. — Die Cicaden. Eine Geschichte in Terzinen. Von Emil Taubert. Leipzig, A. Krüger. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.
10. Ein Mutterherz. Erzählung in Versen von Emil Taubert. Leipzig, A. Krüger. 1880. 12. 1 M.

Emil Taubert entwickelt, wie diese Titel beweisen, eine große Productivität auf dem Gebiete der poetischen Erzählung. Dabei kommt ihm eine reiche Phantasie zu statten sowie die Gewandtheit in Beherrschung dichterischer Formen. Alle diese Dichtungen tragen ein gleichartiges Gepräge; ihre Fehler sind nicht Fehler der Armuth, sondern des Reichthums. Alle enthalten glänzende Schilderungen, wir möchten sagen ein üppiges Colorit, besonders was die landschaftliche Scenerie betrifft; ebenso sind die Stimmungsbilder der Seele oft schwunghaft und empfindungsvoll gestaltet. Dagegen sind die Tragebalken und Tragepfeiler der Handlung oft überwuchert von den phantasievollen Umrankungen; die eigentliche Begebenheit tritt nicht immer durchsichtig und in spannender Folge hervor. Die Eigenartigkeit des dichterischen Stils besteht in einer reichen, glänzenden Bildlichkeit; doch abgesehen davon, daß dieselbe hier und dort allzu üppig ins Kraut schießt und es daher an den Verschlingungen der Katachresen nicht fehlt, finden sich neben einzelnen genialen Bildern auch manche geschmacklose. Die ursprüngliche Begabung des Dichters ist jedenfalls eine reiche zu nennen, welche nur der Kunst der Beschränkung bedarf, während Phantasiearmuth, mag sie sich recken und strecken wie sie will, es doch niemals zu etwas Rechtem bringen kann.

„Der Goldschmied zu Bagdad" ist eine Geschichte aus dem Orient. Der Held derselben hatte über seinem Laden das stolze Motto angebracht:

Nichts auf der Welt, das kühner ist
Und stärker als die Männerlist.

Diese Inschrift wird von einer Schönen erblickt, die selbst für die verschlagenste der Frauen gilt; nicht blos die Inschrift erblickt sie, sondern auch den Meister, an den sie sofort ihr Herz verliert. Sie besucht dann diesen; sie erzählt ihm, der von ihrer Schönheit begeistert ist, daß der eigene Vater sie für ein häßliches Scheusal ausgibt, und als ihren Vater nennt sie den Großkadi und Oberrichter. Bei diesem Besuch hat sie auch das Herz des Goldschmieds gewonnen, der sich sofort zum Kadi begibt und um die Hand seiner Tochter anhält. Dieser ist offenherzig genug, statt seine Waare um jeden Preis loszuschlagen, die Häßlichkeit seiner Tochter in allem Detail auszumalen und den Werber zu warnen. Vergebens, das Herzchen wird ihm angetraut; sie ist ebenso boshaft wie häßlich; er erkennt zu spät die grenzenlose Täuschung; er führt sein Weib einer Gauklerbande zu, lehrt sie equilibristische Künste; sie paßt zu den häßlichen Thiergestalten. Dann aber scheidet er sich von ihr und vermählt sich der Geliebten, die er gleichwol für ihre List zu züchtigen sucht. Mag immerhin jetzt am Ladenschild die Inschrift prangen:

Nichts auf der Welt, das kühner ist
Und mächt'ger als die Frauenlist —

er führt sie nicht in den Laden ein; er spielt den Verarmten; er schleppt sie mit sich in die Entbehrungen der Reise; in dürftige Schenken, zuletzt zu den Gauklern, wo sie sogar im Tanz ihre Reize zeigen soll. Einer der misgestalteten Gesellen, der sie für sich gewinnen will, wird von ihm schwer gezüchtigt, eine Meuterei der andern energisch zurückgewiesen, wobei er mit Heldenkraft einen Bären erlegt. Dennoch flieht die Geliebte zur Nachtzeit aus seinem Zelt auf einem Kamel in die Wüste. Dort findet die fast Verschmachtete des Kadi buckeliges Töchterlein, und diese führt auch den Goldschmied wieder mit ihr zusammen. Nun ist die Probezeit vorüber, die Liebenden sind glücklich; die Unglückliche aber verschwindet in der Wüste. Der Spruch am Laden des Goldschmieds lautet nun:

Nichts auf der Welt, das mächt'ger ist
Als Frauen- und als Männerlist;
Allmächtig aber ist die Liebe.

Dieses Märchen hat etwas traumhaft Groteskes, abenteuerlich Buntes. Es spielt eben im Orient! Abendländisches Gefühl würde mancherlei darin verletzen; es sind eben vorüberfliehende Bilder einer Laterna-magica. Die eigentliche Glanzstelle des Gedichts ist die Schilderung des Wüstenrittes auf dem Kamel. Vieles klingt wol an Freiligrath an; vieles aber ist auch originell, wie die phantastische Darstellung des Heuschreckenschwarms, der die Reiterin umkreist

Was je der Steppe durstiger Mund
Hinabgeschlürft mit gier'ger Zunge,
Das regt sich mit gespenstigem Sprunge
Vor ihr im trauervollen Rund.
Vermummte Schattenkaravanen,
Die einst der Glutwind hingerafft,
Ein langer Zug verschollener Ahnen,
Steigt aus der Scholle loser Haft.
Rings auf Kamel und Dromedar
Auftauchen düstre Muselmänner;
Ihr ist's, als würde sie gewahr,
Erzitternd unter ihr, der Renner.
Er senkt das Haupt, die Zotten sträubend,
Gewaltiger mit den Füßen stäubend.
Und rings, auf schaurigen Gerippen
Von Thieren, näher braust's heran;
Des Sandmeers losgelöste Klippen
Fegt flutend ein Orkan hindann.
Und immer toller, grauser, wilder
Stürmt athemlos der Zug vorbei:
Zum Knäul verwirren sich die Bilder
Der wesenlosen Reiterei.

Ihr ist's, als ob mit finsterm Schweigen
Ihr Gatte dort die Gerte schwingt,
Daß wirbelnd ihn der Todesreigen
Umkreist und taumelnd sich verschlingt.
Sieh! Hart am Wege weiße Knochen,
Gebleicht, des Todes Meilenstein!
Will wieder an die Rippen pochen
Ein Herz und zittert sich hinein?
Ihr ist's, als ob Glied und Gelenke
Sich suchend raffe das Skelet
Und krachend in die Fugen renke,
Was es entscharrt dem sand'gen Bett;
Es wächst und baut sich singernd drauf
Die Schulter, Haupt und Nacken auf;
Und emsig trabt es ihr zur Seite,
Hascht ihres Thieres Zaum im Lauf
Und klettert an des Höckers Breite
Und strauchelt, stürzt — und schwingt sich auf.
Schon streckt der buhlende Genoß
Die Langhand nach der Reiterin: —
Ein Schrei! Es schüttelt sich das Roß,
Und steht, und kniet sich schnaubend hin.
„Gib, Allah, Allah, gib mir Gnade!" —
Und über ihr im schwarzen Flug
Stürmt fort die Geistercavalcade —
O, das ist mehr als Sinnentrug!
Berittne Wolken sperren dicht
Des letzten Sternes tröstend Licht;
Es reckt sich zischend in den Bügeln,
Es klirrt und summt und summt und klirrt,
Es saust mit abertausend Flügeln
Und schwirrt und stürzt und stürzt und schwirrt.
Und dann wird's still! — Vorbei die Wolke.
Wie sie sich scheu im Sattel hebt,
Folgt staunend sie dem Flügelvolke,
Das fern und ferner irr entschwebt.
Fahr wohl, Heuschreckenkaravane,
Die schwärmend aus der Wüste schießt
Und über dürrer Steppen Plane,
Ein Regenschauer, sich ergießt!
Fahr wohl, verzehrender Erguß,
Des Wüstenmangels Ueberfluß!

Das Eigenartige der Darstellungsweise zeigt sich schon in dieser Probe: bei farbenreicher Malerei ein oft verwirrender Bilderreichthum. Von allzu gewagten und geschmacklosen Tropen finden sich sonst nicht wenig Proben. Der Gaukler, der zur Nachtzeit die Schöne bedroht, stöhnt:

Nicht eh' du hier geruht,
Eh' deines Busens stürmische Brandung
An diese knochigen Klippen schlägt,
Den Schaum aufwühlend der Gewandung
Mein Arm nicht deine Fülle wägt,
Eh' rast' ich nicht!

Dieser Schwulst erinnert an Lohenstein'sches Colorit. Von dem Heuschreckenschwarm heißt es:

Dein Mekka, die zerriebne Scholle,
Vernimmt dein surrendes Gebet,
Wo spitz und schlank der glutenvolle,
Der Minaret der Halme steht.

Die Heuschrecken werden mit Mekkapilgern verglichen. Doch diese zerstören und zerreiben doch nicht, was sie anbeten, und das Adjectiv „glutenvoll" paßt weder auf die Minarete noch auf die Halme. Wenn die Schöne zum Bazar eilt, wird sie „ein traumhaft wallender Linienschwung" genannt. Das ist doch eine seltsame Personification. Wir könnten eine große Zahl von Stellen anführen, die nach einer oder der andern Richtung gegen den geläuterten Geschmack verstoßen:

Und tropfend wirft sich in den Schos
Die weltverlorenste der Thränen,
Um, heiß durch des Gewandes Falten
Den Lauf sich wühlend, zu erkalten....

O Nachtmusik, Sang der Sirenen,
Wenn knisternd sich die Pfühle dehnen,
Verführerisch das Lager rauscht.

Oft ist das tertium comparationis verschwommen, wie wenn ein Arm mit den Wasserfällen des Tigris verglichen wird:

Nein, wie ein Strom von Elfenbein
Wallt dieses Armes volle Pracht
Aus des Gewandes wolk'ger Nacht.
Er tritt und sprüht im Mondenschein
Hervor aus unterirdischem Lauf
Und schließt der Berge Pforten auf.
Er fließt herab in stolzen Fällen
Ins weiche Bett der schönsten Hand,
Ein Tigris, der in Silberschnellen
Hoch vom Gebirg die Ebne fand.
Und dann in fünffach schwellender Mündung,
Mit deiner Finger sanfter Ründung,
Gießt er sich in der Schönheit Meer.
O wohl dem Busen, der, bedrängt
Von wallenden Schauern, ihn empfängt
Mit liebeathmendem Begehr!

Wir zweifeln nicht, daß der Dichter selbst die überwuchernden Ranken mit der kritischen Gärtnerschere beschneiden wird bei einer zweiten Auflage. Die eingelegten Lieder sind ja klar und durchsichtig. Durch wesentliche Kürzungen könnte die Dichtung nur gewinnen.

Der orientalische Stoff mag die farbenprunkende Haltung, die üppige Farbengebung bei geringer Plastik der Schilderung einigermaßen entschuldigen. Das ist nicht der Fall bei der zweiten Erzählung: „Am Kochelsee", einer Novelle in Versen und zwar in Distichen, ein Maß, das schon auf antike Gestaltungsweise hinweist, während die Handlung selbst in moderner Zeit spielt. Diese Distichen haben zunächst metrische Plastik; sie sind vortrefflich gebildet, der Trochäus kommt nur ausnahmsweise vor, meistens nur wo er sich nicht vermeiden ließ, bei Namen wie z. B. Walchensee; sonst behauptet der Spondeus sein gutes Recht. Ein Dichter, der wie Emil Taubert Goethe's „Römische Elegien" ins Lateinische übersetzt hat, erregt gerechte Erwartung, daß er ein Meister des Versbaues sei. Doch die antike Form wirkt auch regelnd auf den Gehalt ein; das phantastisch Verschwommene wehrt sie ab schon durch ihr symmetrisches Gleichmaß. Es finden sich wol auch hier einzelne Bilder, die fremdartig gemahnen, etwas seltsamer Art sind; auch ist der novellistische Zusammenhang nicht so ganz durchsichtig, und gleich in der ersten

Elegie muß man genau aufpassen, um zu unterscheiden, was dem Dichter im Traum oder im Wachen passirt; aber im ganzen sind diese Distichen von schönem und farbigem Gepräge, und die dichterische Sprache ist besonders in den landschaftlichen Schilderungen von großer Anmuth und Prägnanz. Es ist eine Novelle am See. Wie viele Gedichtcyklen von Paul Heyse, Lenthold, Schanz, Grosse wählten diese Scenerie, mögen es nun die bairischen oder italienischen Seen sein mit ihrem pittoresken Hintergrunde. Paul Heyse's Novelle „Die Hochzeitreise nach dem Walchensee" spielt an und auf einem Nachbarsee, den auch Taubert in den Bereich seiner Landschaftsmalerei gezogen hat. Doch concurriren die beiden Dichter hierin durchaus nicht: es wäre verlorene Mühe, sich aus der Heyse'schen „Novelle in Versen" ein Bild dieses schönen Sees und seiner entzückenden landschaftlichen Scenerie gestalten zu wollen. Für Heyse ist die novellistische Begebenheit so sehr die Hauptsache, daß er alle Decorationsmalerei, aber auch alle stimmungsvolle Lyrik verschmäht, welche aus dieser schönen Natur gleichsam in die Handlung hereinweht. Bei Taubert ist es umgekehrt: hier tritt die epische Gliederung der Begebenheiten vollständig zurück gegen die Landschaftsmalerei und die Naturempfindung.

Das Liebesidyll spielt an und auf dem schilfdurchwachsenen Kochelsee, durch den die Loisach dahinströmt:

Leuchtend durchfließt den geselligen See ein Flüßchen, die Loisach;
Ruhigen Laufs und gelind schlingt es den Pfad durch die Flut.
Sichtbar zeichnet sich ab sein Wasser; die flüssigen Ufer
Zittern und geben, nur leis wallend, dem Strom das Geleit.

Der Dichter liegt träumend im Gebüsch am Ufer, da sieht er ein Boot, aus welchem eine blondgelockte Schöne steigt. Sie hascht sich im Spiel mit ihrem Begleiter:

Jetzt biegt jene zur Seite das Laub des geräumigen Busches,
Welcher mich barg, und späht kichernd und kenchend hinaus.
Dann, noch immer das Haupt rückwärts gewendet, betritt sie
Arglos den lauschigen Platz, den das Gebüsch mir gewölbt.
Regungslos, wie gebannt von dem unerklärlichsten Zauber,
Lieg' ich am Boden; sie setzt leicht mir den Fuß auf die Brust.
Hastig den Saum des Gewands erhasch' ich und drück's an die Lippen:
Erdwärts blickt sie und fährt, heftig erschrocken, zurück.
„Bin ich die Schlange, die so dich erschreckt auf blumigem Pfade?
Sieh, nur ein bittender Blick ringelt zu dir sich hinauf!
Siegerin, setze den Fuß noch einmal auf die Brust des Besiegten:
Schnell'rer Triumph ward nie auch Amazonen verliehn!"
Also sprach ich; hinaus stürmt jene mit glühenden Wangen,
Nimmt des Begleitenden Arm, der am Gebüsche sie sucht.

Er macht ihre Bekanntschaft an der Table-d'hôte: es ist eine Schauspielerin, die mit ihrem Bruder hier verweilt und mit einem Hauptmann, der um ihre Hand wirbt. Es entspinnt sich zwischen dem Dichter und der Schönen ein zartes Liebesverhältniß; jene erste Begegnung im Gebüsch gibt Anlaß zu allerlei neckendem Spiel des Esprit: mit Hygiea, mit Kleopatra wird sie verglichen, die ihm zuerst den Fuß auf die Brust gesetzt. Bei Fahrten über den Kochelsee, bei dem Lagern am Wasserfall des Kesselbergs entfaltet sich immer mehr die wachsende Neigung. Da reisen der Bruder und der Graf nach München. Der Dichter benutzt ihre Abwesenheit zu einer Tour auf den Herzogstand, die recht anmuthig beschrieben ist. Das Maulthier spielt dabei eine idyllische Rolle, und das hereinbrechende Gewitter erhöht die Romantik der Partie. Damit hat aber das Glück der Liebenden seinen Höhepunkt erreicht. Am Fuße des Bergs finden sich der Bruder und der Hauptmann wieder ein: jetzt wird die Handlung nach Urfeld, ans Ufer des weit großartigern Walchensees verlegt. Um den Bruder vom Untergange zu retten, muß die Schwester dem Hauptmann ihre Hand reichen. Das schreibt sie dem Geliebten, der verzweifelt ins unwegsamste Hochgebirge sich verliert. Zurückkehrend, erfährt er in Mittelwalde die Kunde von einem Duell; nach der Erzählung darf er nicht zweifeln, daß die Duellanten seine Bekannten vom Kochelsee sind. Der Hauptmann hat die Braut plötzlich im Stich gelassen; der Bruder fordert ihn und wird erschossen. Der Dichter eilt an die Stätte des Unheils: das Mädchen hat inzwischen den Tod gesucht und gefunden in den Fluten des Kochelsees.

So prächtig die Situationsmalerei und die Stimmungsbilder in dieser Dichtung sind, so locker erscheint doch das Gefüge der Begebenheiten, so lückenhaft die Motivirung, selbst wenn wir entschuldigend erwägen, daß der Dichter nur das eigene Erlebniß lebendig erzählt, und nur flüchtig berichtet, was er durch Hörensagen erfährt. Wenn eine tragische Katastrophe uns ergreifen soll, so müssen wir sie hereindrohen und allmählich hereinbrechen sehen: wir dürfen nicht von außen an sie herantreten wie an einen Unfall, von dem uns die Zeitungen berichten. Wir erfahren aber nur in drei Distichen die Ursache des Duells:

Drüben in Kochel geschah Unheil! Ein bairischer Hauptmann
Hatte vor Wochen im Bad sich mit der Schönen verlobt,
Doch als er endlich erfleht und ertrotzt ihr zögerndes Jawort,
Trat er, des Sieges gewiß, seine Trophäen in Staub.
Nicht mehr reizte den Frechen der Anmuth köstlicher Reichthum:
Nicht den Besitz, nur den Sieg strebte der Eitle sich an.
Schmerzvoll klagte die Maid, daß sie frühere, treuere Liebe
Ließ um den Grafen. Ergrimmt hörte der Lauscher das Wort.
Wißt, aus München daher rief nun der Verbrecher sein Mädchen
Schnöd an den See! Herzlos höhnt und beschimpft er die Braut.
Forderte drauf ihn der Bruder der Maid. Wo der flüchtige Wild'rer
Einst sich erschoß, wie das Kreuz meldet, geschah das Duell.

Der Hauptmann hat nicht den Besitz, nur den Sieg erstrebt: diese Motivirung muß doch viel eingehender aus dem Charakter heraus entwickelt werden, wenn sie nicht schwach erscheinen soll. In Bezug auf solche Motivirungen hat eine Novelle in Versen keinen eximirten Gerichtsstand: sie muß uns wie eine Novelle in Prosa Rede stehen. Davon abgesehen, wird jeder die Schilderungen dieser Dichtung mit lebendiger Theilnahme lesen: einige ihrer Distichen gehören zu den schönsten, die in neuer Zeit gedichtet worden sind. Wie farbenreich das Bild des Walchensees im Mondschein:

Da schwebte der silberne Vollmond
Ueber den Wassern und warf, ankernd, den gleitenden Strahl.
Freundliche Leuchte, du glühst hoch über der funkelnden Fläche,
Aber die Tiefe durchdringt nicht dein ergründender Glanz.
So auch leuchtest du mir in die Seele, doch ach, in die Tiefe
Meiner Gedankennacht fällt nicht dein friedlicher Trost.
Alles verwebst du in dämmernden Traum mit den goldenen Fäden,
Und wie ein Geisterzug schimmert das ferne Gebirg,
Schimmern die Riesengestalten der Höhn, Titanen der Urzeit,
Die an die Kette des Strahls fesselt der siegende Mond.
Weiß vom Karwendelgestein hinfließen die streifigen Nebel,
Aber der dürstende Wald hält mit den Wipfeln sie fest.
Rinnendes Gold ist die Flut und dort schwarzdüstere Schlacke,
Welche vom lichten Metall sondert die läuternde Glut.
Still an die Kiesel nur schlägt, schlaftrunken, in schüchternem Anlauf
Rings das Wasser, besorgt, daß es die Weiden nicht weckt.
Aber sie schweben, sie lösen sich los von der klammernden Wurzel;
Zitternd im Lichte bewegt sich das verzauberte Blatt.

Den „Römischen Elegien" sind die mythologischen Stuckaturen nachgebildet, welche hier und dort den Bau der Dichtung schmücken: es finden sich decorativ-antike Reliefs, wie die Mythe von Eros und Anteros, die uns wie eine in den Distichen schön ausgeprägte Gemme gemahnt. Dazwischen finden sich Reflexionen in einer oft nicht minder prägnanten Form:

Zweifel ist alles! Ob Regengewölk, ob blauender Himmel?
Oftmals irrte dein Blick, kundigster Wetterprophet!
Zweifel ist alles, und alles ist Wahn! Was heute gewiß ist,
Wandelt der Morgen bereits in ein betrügliches Nichts.
Wahrheit schauten die Ahnen, die uns ein kindlicher Irrthum,
Unserer Thorheit lacht, weiser, der Enkel Geschlecht.
Fremd ist das Wesen der Dinge dem Sterblichen. Wenige kennen
— Aber auch sie nur halb — forschend ihr eigenes Selbst.
Neben dem Menschen hinwandelt der Mensch ein Räthsel; es löst es
Innigster, seligster Bund, Freundschaft und Ehe nicht auf.
Wer, ach, ergründet ein Herz? Wer steuert, ein wissender Lootse,
Ohne Gefahr und Verrath über die gleißende Flut?
Sicher ist nichts als der Wechsel, der Tod und die tägliche Mühsal,
Die mit verschwisterter Noth schrecken das Menschengeschlecht.
Aber es löst sich in schweres Getröpfel die zweifelnde Wolke, —
Ach, und in Thränen zerrinnt meiner Empfindungen Nacht!

Hier und dort freilich findet sich auch eine allzu gewagte oder geschmacklose Metapher, doch sehr selten sind diese falschen Steine in dem funkelnden echten Bilderschmuck, z. B.:

Deiner Gestalt anmuthige Höhe nur raubt das Gewölk nicht...

O wie umrahmen, ein bräutlicher Kranz, schaumweiß ihr die Locken
Nun des stillen Gesichts wellengeläutert Oval!...

— In die schleppende Furche des Kieles
Sät' ich den Schmerz, und er warf schäumige Blasen empor.

Die dritte poetische Erzählung: „Die Cicaden, eine Geschichte in Terzinen", ist auch eine Novelle in Versen und ebenfalls eine Liebesnovelle, die an den Ufern eines Sees spielt: nur ist es diesmal ein italienischer See, der Lago di Garda, dessen Schönheiten der Dichter in seinen Terzinen verherrlicht.

Die Handlung dieser Erzählung ist sehr einfach: an dem einst durch Catull geweihten Gestade der Halbinsel Sermione wird ein deutscher Maler durch die Liebe zu einem italienischen Fischermädchen zurückgehalten, das indeß, im Hause eines mailänder Kaufmanns erzogen, eine über ihren Stand hinausgehende Bildung genossen hat. Margherita sucht, von Leidenschaft entbrannt, den geliebten Maler zu fesseln: die Kunde von der schweren Erkrankung der Mutter ruft ihn nach Norden. Die Geliebte weiß alle weitern Botschaften ihm zu unterschlagen, verbirgt ihn vor einem befreundeten deutschen Arzt, der ihn aufsuchen kommt, verheimlicht ihm einen schwarzgesiegelten Brief, flüchtet von der Halbinsel Catull's mit ihm in eine Felseneinsamkeit mehr im Norden des Sees, wohin ein Dampfer sie entführt. Dort bei einer Bootfahrt verliert sie den Brief im Kahn: der Freund findet ihn, ist außer sich vor Schmerz, erzürnt über die Verheimlichung; jetzt will er um jeden Preis zurück. Als sie sich davon überzeugt hat, sucht sie und findet sie mit ihm den gemeinsamen Tod, indem sie das Boot in die Strudel lenkt, welche der Wassersturz des Ponalfalls in dem See erregt.

Auch hier würde eine Verstärkung der Motive das Interesse an der Katastrophe erhöht haben. Der Maler erklärt, in kurzer Zeit zurückkommen zu wollen, und diese Versicherung ist ja doch nicht so unglaubwürdig in unserer Zeit, wo man in 24 Stunden von Verona bis München reisen kann. Margherita glaubt ihm nicht, und deshalb die tragische Katastrophe, die im übrigen in der Art des äußern Vorgangs derjenigen der vorausgehenden poetischen Erzählung allzu ähnlich ist. Hier müßten offenbar stärkere Motive einsetzen, welche die Ueberzeugung, der Freund werde nicht zurückkehren, zu stützen vermögen; irgendeine Mittheilung des Arztes an Margherita, daß sehr langes Verweilen des Malers in der Heimat durch die Verhältnisse geboten ist, oder ähnliches. Die Cicaden bilden eine Art von Chor, freilich nur in sehr skizzirter Weise.

Die Terzinen dieser Dichtung sind durch italienische Ritornelle und deutsche Volkslieder mehrfach unterbrochen. Das Colorit ist wieder trefflich; den Distichen des Dichters geben wir indeß den Vorzug vor seinen Terzinen. Als Probe der letztern theilen wir hier eine interpolirte Apostrophe an die Liebe mit, die, wenn sie auch nicht frei ist von einzelnen Ueberschwenglichkeiten und Katachresen, wie das „steuernde Meer", doch einen vollen dithyrambischen Ton athmet:

O Liebe, bist du Lust denn oder Leid?
Als aus dem Schaum emporwuchs Aphrodite
In anmuthreicher Götterherrlichkeit,

Da wallten auf des weiten Meers Gebiete,
Da schwoll die See in trunkner Ueberschwemmung,
Daß ihr Berauschtsein sie dem Strand verriethe,

Da brach die Wog' im Ueberdrang die Dämmung
Und athmet' auf und ab in Ebb' und Flut,
Dem Odem gleich in seliger Beklemmung.

So drängt und schwillt in jugendlicher Glut
Und überflutet des Verstandes Molen
In der Empfindung Ueberschwang das Blut.

O wildes Meer, dein wallend Athemholen
Wogt sehnsuchtsvoll wie Aphrodite's Brust,
Kränzt sie der Lenz mit Rosen und Violen.

Ach, wer vom Liebsten trennen sich gemußt,
Empfindet ganz dein aufgeregtes Walten,
Getaucht in süßer Schmerzen bittre Lust.

Bringt Lieb' auch Leid, wer möchte sich enthalten?
Aus tiefsten Sehnens schwangrem Wellenschos
Steigt ewig neu, in wechselnden Gestalten,

Die hehre Göttin, ewig schön und groß.
Lieb' ist das Meer, das diese Welt umbrandet,
Allmächtig steuernd und doch steuerlos.

O glücklich, wer im goldnen Hafen landet!
Doch glücklich auch, wer, wann der Sturm zerwühlte
Die Flut, an nackten Klippen scheiternd strandet!

Elend nur ist, wer nie die Liebe fühlte!

Diesen drei Dichtungen schließt sich eine vierte, in einem selbständigen Büchlein erschienene an: „Ein Mutterherz", eine Proletariernovelle, gedichtet in iambischen Achtzeilern ohne den Reimschmuck der ottave rime. Der Stoff erinnert an die Hebbel'sche, von der Tiedge-Stiftung mit dem Preis gekrönte Dichtung „Mutter und Kind". In beiden Gedichten ist es der Schmerz der Mutter um ein verlorenes Kind, was gewissermaßen den poetischen Grundaccord bildet. In beiden Dichtungen wird das Kind fortgegeben, um den Lebensunterhalt und äußere Vortheile dafür zu gewinnen. Die Mutter Hebbel's erobert sich das Kind wieder; bei Taubert findet die Mutter auf dem Sterbebette in Paris den verlorenen Sohn, der als Arzt vergeblich sie zu retten kommt. Episodisch eingefügt ist die Liebe der armen Margaretha zu einem gefeierten Virtuosen: doch obschon diese Liebe erwidert wird, so ist doch die Liebe zum Sohne mächtiger, und sie entsagt ihrer Neigung. Den Geliebten findet sie dann als Bettler in Paris wieder. Die Gefühle der Mutter sind oft mit großer Wärme und Innigkeit geschildert. Für das gewählte Versmaß und die Darstellungsweise spreche die Einleitung:

Laut heult der Sturm durch nachtumwölkte Gassen
Und rüttelt wild an Giebel, Thür und Thor
Und pocht und fordert grimm, ihn einzulassen,
Und scheucht die Schläfer aus dem Traum empor.
Den Jammer nahm der Sturm auf seine Flügel,
Des Kindes Wimmern und der Mutter Schrei,
Und jagt sein rabenschwarzes Roß vorbei
Und reckt sich fester auf im ehrnen Bügel.

Dort, wo die Häuser bröckeln im Verfalle,
Wo unter Windes Tritt die Stiege schwankt,
Die Luft im engen Hof, in engrer Halle,
Wie in gepreßter Brust der Odem, krankt,
Wo Armuth sich und Elend eingenistet,
Kein Feuer mild den Frost der Nächte bannt,
Wo einsam, unermuthigt, ungekannt
Verzweiflung herbergt und den Hunger fristet:

Dort, wo die Finger gern, die starren, klammen,
Der Winter in die Mauerfugen preßt,
Wenn er, vertrieben von des Reichthums Flammen,
Die Glut des flackernden Kamins verläßt,
Wo nach der Unschuld, die so schlecht vergittert,
Verwegnen Auges das Verbrechen schielt,
Kein sonnig Lächeln um die Lippe spielt,
Die nur des Athems eis'ger Hauch umzittert: —

Dort ruht im dumpfen, niedrigen Gemache
Die kranke Frau bei trüber Kerze Schein,
Und stiebende Karfunkel weht vom Dache
Der Wind durchs schlecht verklebte Fenster ein.

Der Dichter zeigt in diesen vier Erzählungen großen Phantasiereichthum und Schilderungstalent: es läuft zwar manches Ueberschwengliche mit unter, doch die Klärung kann einem an altclassischen Mustern gebildeten Dichter nicht schwer fallen.

11. Auf einsamer Höh'. Novelle in Versen von Karl Caro. Breslau, Trewendt. 1878. Gr. 16. 2 M.

Auch diese Novelle in Versen trägt das Gepräge dichterischen Talentes; es ist ein warmer Pulsschlag der Empfindung, der diese reimlosen fünffüßigen Jamben, diese modernen blancs-vers beseelt.

Auf einsamer Höh' steht das Haus des alten Walter: zwei junge Maler, Brüder und Söhne eines Vaters, der mit diesem Walter eng befreundet war, kehren, auf einer Reise nach Italien begriffen, dort ein. Zwei Schwestern finden sie dort: die ältere, Anna, die jüngere, Elisabeth; letztere von seltener Schönheit. In beiden Brüdern entbrennt gleichzeitig die Leidenschaft für diese; doch nur die Liebe des jüngern, Richard, wird von dem schönen Mädchen erwidert. Ulrich fühlt sich dadurch dem Bruder aufs äußerste entfremdet; ein Gefühl wie Neid, ja Rachsucht regt sich in ihm. Die Brüder unternehmen es, das hohe Schneehorn zu besteigen. Dabei verunglückt Richard, indem er in einen tiefen Abgrund stürzt. Ulrich, in dessen Brust sich gerade bei dieser Bergfahrt die feindlichsten Gedanken gegen den Bruder regten, ist außer sich vor Verzweiflung und klagt sich selbst an der Leiche des Bruders an. Elisabeth erkrankt schwer infolge ihres tiefen Schmerzes; sie sucht Trost, indem sie als Krankenpflegerin in den Krieg zieht. Auch Ulrich ist als Reiter ins Feld gerückt; er wird in der Schlacht schwer verwundet und stirbt in Elisabeth's Armen.

Die Schilderungen sind warm und lebendig:

Durch Tannendickicht stieg der Pfad empor.
Die finstergrünen Kronen kaum durchdrang
Ein Strahl des Mondes, aber jetzt erschloß sich
Der Wald, und sie betraten weiche Matten,
Und dicht vor ihnen jählings ragt' aus schwarzen
Felsmassen, funkelnd, ein gigantischer,
Lichtblauer, wildzerklüfteter Krystall
Zum dunkeln Himmel auf, der Schneehorngletscher. —

Und nun verließen sie die Welt der Blumen.
Ein Strauch von späten Alpenrosen noch,
Die hier am Weg so lang geharrt, den Wandrern
Der Blumen letztes Lebewohl zu bieten;
Dann nahm der Felsen Trümmerwelt sie auf.
Hier wehte nicht des Schlummers traute Stille;
Des Grabes ew'ges Schweigen wohnte hier,
Eine Todtenstadt, gemieden und vergessen.
Scheu stockte hier die Stimme in der Brust,
Ja selbst der Schritt des Fußes klang gedämpft.
Doch Richard ängstigt' nicht die dumpfe Stille.
Im Herzen tönten ihm die Worte nach
Elisabeth's wie goldne Harfenklänge.
Sein Auge sah die kahlen Felsen nicht;
Es schweifte durch die aufgeschlossnen Weiten
Des Himmels; standen droben doch die Sterne,
Die Wang' an Wange er mit ihr geschaut.
Doch nein, sie standen nicht, sie schwebten hin
In sanftbewegtem Reigen durch den Aether
Und fügten sich zu Kränzen aneinander
Und senkten langsam sich zur Erde nieder
Und schmiegten sich in dunkle Mädchenlocken
Als Diadem und schlangen als demantnes
Geschmeide sich um einen schlanken Hals,
Und nun verloschen sie im keuschen Licht
Der weißen Brust, — doch wie vom Himmel sanken
Die Sternenketten, da umschlangen sie
Auch ihn mit ihren Kränzen, und er gab
Dem weichen Druck der Fesseln nach und sank
— Und sank an ihre Brust, und durch die Nacht,
In die ihr schwarzes Haar ihn duftig hüllte,
Strahlten ihn ihre dunkeln Augen zärtlich an. —
Und nun betraten sie das Eis der Gletscher,
Die Zwingburg von Krystall, die unbezwungne,
Des düstern Winterkönigs; ew'ger Schnee
Bedeckt' die stillen Gassen, ew'ger Schnee
Die mächt'gen Höfe; hier ertönte nie
Singvögleins Lied, kein bunter Strauß fiel nieder
Je auf die schimmernden Straßen, eine Welt,
Erhaben, prächtig und sich selbst genug
In ihrer starren, freudelosen Oede
Wie ein Tyrannenthron. — Da aber Richard
Darüber hin im blauen Mondlicht schritt,
Da sproßt' es unter dem Sonnenglanz der Liebe,
Das harte Schneefeld ward zum blüh'nden Walde
Schimmernder Lilien, die im Hauch des Nachtwinds
Wankten und schwankten, und die Silberkelche
Erklangen in leiser, zärtlicher Musik
Und hauchten mit der geliebten Stimme Laut:
Ich liebe dich — auf ewig — ewig — ewig!

Daß der Jambus in effectvoller Bewegung aus der engen Bahn seines Rhythmus bricht, sich daktylisch gestaltet und die Zahl der Füße vergißt, auf denen er zu laufen hat: das ist vollkommen berechtigt, da sonst die Eintönigkeit des blanc-vers ermüdend wirken würde. Das rechte rhythmische Gefühl beweist der Dichter stets bei diesen Abweichungen. Weniger ist eine gewisse Ueberschwenglichkeit zu billigen, welche Caro mit Taubert gemein hat und die z. B. in den mitgetheilten Proben mit den Sternen ein allzu lebhaftes Phantasiespiel treibt, man könnte fast sagen, mit ihnen poetischen Federball spielt. Aehnliche Stellen finden sich nicht selten in der Dichtung, z. B.:

Im ersten, heißen Kuß der Liebe schlugen
Die Himmelsflammen zweier jungen Herzen
Zusammen, daß die lichte Flammensäule
Purpurn empor zum blau'n Krystallgewölbe
Des nächt'gen Himmels und zur Silberscheibe
Des Mondes lohte und verwandelt wieder
Zu Millionen Rosen niederfiel
Auf Brust und Locken zweier Glücklichen.

Diese in Rosen niederregnenden Himmelsflammen der Liebe sind doch ein zu kühnes Feuerwerk der Phantasie. Die Dichtung ist reich an Reflexionen: so ist z. B. dem „Krieg" eine Reihe von Betrachtungen gewidmet, die mehrere Seiten füllt; doch bewegt sich die Darstellung dabei stets in lebendiger Anschaulichkeit und Bildlichkeit.

Rudolf von Gottschall.

Zur Welt- und Lebensanschauung.

1. Scherben. Gesammelt von einem müden Manne. Zwei Bände. Zürich, Verlags-Magazin. 1878. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.
2. Studien über das Glück in der Ehe. Von Eugen von Mannesherz. München, Fritsch. 1879. 8. 2 M.
3. Stimmungsbilder aus dem Vermächtniß einer alten Frau. Von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin". Leipzig, Reißner u. Ganz. 1879. 8. 4 M.
4. Erkenne dich selbst. Von Hermann Opitz. Leipzig, Mutze. 1880. 8. 1 M.

Die unter dem Titel „Scherben" vorliegenden Erzählungen und Skizzen eines „müden Mannes" (Nr. 1) sind höchst eigenthümliche Herzensergüsse, Schilderungen und Reflexionen, die unzweifelhaft nicht wenige werthvolle Perlen enthalten, wenn dieselben auch häufig unter pessimistischem Schutt und weltschmerzlicher Asche verborgen liegen. Nicht alle Leser, namentlich nicht diejenigen, denen das Leben noch frisch und freudig entgegenlacht, oder solche, die ungebrochenen Muthes den Stürmen des Schicksals trotzen, werden die nicht immer reinen und glänzenden Scherben von dem „Kehrichthaufen am Wege" aufheben und sie zu einem Ganzen zu formen versuchen. Auch will es uns bedünken, daß der Inhalt der in Rede stehenden Schrift für jüngere Leute, vorzugsweise für Frauen und Mädchen, durchschnittlich in keiner Weise zuträglich und geeignet ist, da er, statt ästhetisch bildend und sittlich kräftigend zu wirken, nur zu häufig ein heimliches pessimistisches Gift in sich birgt, welches leicht erregbare, überspannte und schwache Naturen noch mehr, als sie es vielleicht ohnehin schon sind, verwirrt und entnervt. Allem Anschein nach schildert der dem düstersten Pessimismus ver-

fallene Autor vielfach seine eigenen Erlebnisse; heißt es doch in dem als Vorwort dem ersten Bande vorangedruckten Märchen unter anderm also:

Ihr Scherben, ihr traurigen Scherben —, einst waret ihr ein gutes Gefäß, ein sauberes Gefäß, und konntet den wol erfreuen, der euch ansah. Nun seid ihr zerbrochen und liegt als Schutt in dem Kehricht — traurige Scherben, ihr seid das Bild meiner Seele. Diese Seele war auch einmal jung und fröhlich und kraftvoll, ein Gefäß, das bereit stand, alles in sich aufzunehmen, was schön war und herrlich und groß, um dann mit seinem Inhalt durstige Menschen zu erquicken, zu laben; aber da kam das Leben, und mit harter Hand faßte es das zarte Gefäß meines Menschen und füllte es bis zum Rande mit Elend und Jammer und Leiden, daß es klirrend zerbrach. Traurige Scherben, ihr seid wie die Stücke meiner zerrissenen Seele. Auch sie sind in den Kehricht geworfen, auch sie liegen unter Schutt und Trümmern begraben, und ich trauere. Traurige Scherben, wie ich euch aufnehme aus Schmuz und Verwesung — möchte doch einmal eine freundliche Hand auch die Scherben meiner Seele mitleidig sammeln, vielleicht daß man sieht: diese Scherben — sie sind nicht rein, nicht zierlich anzusehen und lieblich; haben sie doch so lange im Kehricht gelegen, unter Asche und Schmuz, sind es doch Scherben, aber einst waren sie ein Gefäß, nicht übel gearbeitet, mit mancherlei Zierath versehen, geschaffen, um manches Menschenaug' zu erfreuen — Jammer, o Jammer, daß sie so traurig zertrümmert!

In dieser sich selbst an- und beklagenden Weise geht es mehrere Seiten, oft in wörtlichen Wiederholungen fort, und diese Wiederholungen, wir müssen es gestehen, wirken auf uns mehr ermüdend als ergreifend und erschütternd, und fast beschleicht uns der Argwohn, daß die „Scherben" nicht von einem alten, lebensmüden Manne, der sich nach „Ruhe" und dem „Ende seiner Wanderung" sehnt, geschrieben sind, sondern von einem blasirten jungen Greise, der das Leben in zu vollen Zügen genossen hat, sich jetzt elend und schwach fühlt und nun, wie das wol öfter vorkommt, mit einer gewissen Wollust in seinen Schmerzen wühlt, dabei aber das Interesse und das Mitleid anderer, glücklicherer und besserer Menschen wachrufen möchte.

Der erste Band enthält, außer dem erwähnten Märchen und einer geistvollen Einleitung zu einer Geschichte, welche die in manchen hocharistokratischen Kreisen herrschenden Vorurtheile in ergreifender Weise und mit großer psychologischer Feinheit schildert, fünf Erzählungen, die allerdings mit dem gewöhnlichen Moralcodex schwer in Einklang zu bringen sind, sich aber durch eine originelle und lebhafte Darstellung von starken Gefühlskämpfen auszeichnen. Heben wir zwei dieser Erzählungen: „Kain" und „Der Muth der Sünde", besonders hervor.

Die Geschichte „Kain" führt uns einen ebenso egoistischen wie phantastischen Sonderling vor, der am Vorabend seines Todestages — er soll nämlich am nächsten Morgen auf dem Schaffot durch Henkershand sein Leben enden — sich als „letzte Gnade" Tinte und Feder und Lord Byron's „Kain" ausbittet. Dieser Sonderling, der mit Glücksgütern gesegnet, aber von Jugend auf von der größten Menschenscheu erfüllt war, die im Laufe der Zeit in einen grenzenlosen Haß und in eine mit Gleichgültigkeit gegen die ganze Welt gepaarte Verachtung aller Mitmenschen ausartete, wurde schließlich durch seine Phantasie, wie er selbst in der in seinen letzten Lebensstunden niedergeschriebenen Biographie sagt, zum Mörder gemacht, zum Mörder an seinem eigenen Bruder. Das Hauptmotiv zu dieser blutigen That war Eifersucht; aber der Mörder hatte selbst zuvor den ersten Gatten seiner Frau im Duell getödtet und sie dann geheirathet. Ueber die Gemüths- und Geistesrichtung dieses Brudermörders geben die Worte Aufschluß, in denen er die Gründe anführt, die ihn zum Niederschreiben seiner Selbstbiographie veranlaßten; dieselben lauten also:

Weshalb schreibe ich das alles, weshalb schreibe ich überhaupt? Ich habe niemand, an den ich dies abschicken könnte, keinen Menschen, den es schert, was ich in meinen letzten Stunden gedacht habe — Gott sei Dank, keinen Menschen! Gott — ist das nicht köstlich! Selbst für Leute wie ich, diese Redensart. Keinen Menschen — meine Aeltern sind todt, meinen Bruder erschlug ich, meinem Weibe brach der Jammer das Herz, Kinder habe ich keine — noch einmal Gott sei Dank! Ich hätte mich verabscheut, wenn ich einem dieses unseligen Geschlechts das Leben gegeben. Nun, wo bleiben die Freunde? Freunde — pah, mit dieser freundschaftlichen Lüge habe ich mich ebenso wenig geschleppt als mit jener andern — jener Gotteslüge. Also warum schreibe ich dies? Für mich selbst und nur für mich selbst! Ich habe das immer so gehalten. Wenn etwas in mir dunkel war, dann schrieb ich es hin; über dem Niederschreiben ward es mir verständlich und klar. So bin ich, ohne daß ich es wollte, Schriftsteller geworden. Man hat meine Bücher gedruckt; ob man sie las — was ging das mich an! Ich schrieb; wenn ich es geschrieben hatte, war ich fertig mit der Sache; sie war todt, und ich vermochte eine Zeit wieder weiter zu leben. Dieser Rettungsmethode will ich bis zu meinem Tode getreu bleiben.

Ein würdiges Gegenstück zu diesem blutigen pessimistischen Nachtgemälde ist die andere, „Der Muth der Sünde" betitelte Erzählung, welche der Verfasser mit einer eigenthümlichen Selbstironie als „eine unsittliche Geschichte" charakterisirt. Der Inhalt derselben ist kurz folgender: Ein gewisser Lucius, der Universitätsfreund des „alten, müden Mannes", lernt auf der Insel Helgoland einen höchst achtbaren Mann, der in der Geschichte Ernst genannt wird, und dessen ebenso schöne und geistreiche wie leidenschaftliche Frau, Carla, kennen. Er trifft mit ihnen wiederholt zusammen in London, im südlichen Europa und in Deutschland, und bald faßt Carla eine glühende Liebe zu ihm. Anfangs widersteht er, um so mehr, als Ernst sich gegen ihn in schweren Stunden als hülfsbereiter, thatkräftiger Freund bewährt hat; aber die Lockungen und die Reize Carla's, die mit einem Selbstmorde droht, bringen ihn schließlich dazu, dem Mann, der ihm Gutes gethan, der ihm fest und ahnungslos vertraute, sein theuerstes Gut, seine Frau, zu rauben und mit derselben, obschon sie von Ernst gerichtlich nicht geschieden ist, fernerhin als Gattin zu leben. Ueber die allgemeine Verurtheilung, die ihn deshalb traf, setzte er sich mit leichter Mühe hinweg; auch Ernst's tiefer Kummer rührte ihn nicht lange; er raisonnirte in späterer Zeit dem „müden Manne" gegen-

über, der kein Wort des Tadels gegen ihn zu äußern wagte, also:

Ich vertheidigte mich nicht. Ich würde auch heute mich nicht vertheidigen, solltest du es verlangen. Es mußte so kommen. Nie kam ein Augenblick der Reue; niemals, auch nicht in meinen geheimsten Gedanken wünschte ich, es wäre ungeschehen geblieben. Wenn ich es heute noch in meiner Hand hätte, ich würde heute so handeln, wie ich damals gehandelt: das habe ich gethan; richtet mich, verdammt mich, ich kann es ertragen. Ja, ich kann es ertragen; es kostet mich keinen Kampf, keinen Schmerz. Ich ließ die Menschen mich verdammen, ich ließ sie über mich herfallen, einen nach dem andern, und ich konnte lächeln, und mein Herzschlag war ruhig wie in jener Stunde, da ich Carla mit mir hinwegnahm, von ihrem Kinde, von ihrem Gatten, von ihrer Familie. Willst du hören, wie ich das Wort ausspreche, das mich reinigen kann — ich sage es dir nicht. Willst du mich auch verurtheilen — wohl, thu' es! Verlasse auch du mich, verdamme auch du mich. Geh'. Kein Wort hält dich zurück. Ich kann auch das ertragen, ich lächle auch jetzt. Ich habe den Muth der Sünde gehabt, das hat mich stark gemacht, das hat mich zum Manne gemacht. Diese That ist die einzige gute That meines Lebens. Ich danke dem Schicksal, daß es mir diese That gönnte. Sie hat meinem Dasein einen Inhalt gegeben, meinem Leben die Weihe. Der Idealist in mir ist gestorben, aber der Mensch in mir lebt. Du hast die Spuren ernsten Leidens in meinem Gesicht gesehen. Du hast vielleicht die Spuren für das Leiden selbst gehalten. Ich kann sie nicht hinwegleugnen, ich will es auch nicht; sie sind da, mögen sie bleiben. Ich habe gekämpft, aber ich habe gesiegt; ich war elend, aber nun bin ich glücklich. Und Carla ... du hast sie gesehen. Auch sie ist, was ich bin, auch Carla ist glücklich. Es war ein schöner Lebenszweck, diesem gebrochenen Dasein eine Stütze zu werden. Ich legte sie an meine Brust, und an meiner Brust wurde sie wieder gesund, lebte sie wieder.

Wir können einen solchen „Muth der Sünde", der die Mutter ihrem Kinde und die Frau ihrem Manne raubt, in verbrecherischer, treuloser Weise raubt, und sich einer solchen That, ohne die geringste Reue zu empfinden, als einer „guten That" rühmt, in keiner Weise rechtfertigen, auch nicht stillschweigend, wie es der anonyme Verfasser thut. Wir meinen vielmehr mit Spinoza, daß jeder Sieg über wilde Leidenschaften die klare Erkenntniß der Dinge und Verhältnisse fördert und ein inneres Behagen schafft, welches geistigen und moralischen Gewinn anzeigt. Gerade gegenüber dem ebenso schwächlichen wie genußsüchtigen Pessimismus, der auch in unserer Zeit, getragen durch sociale, politische und philosophische Strömungen, sich so vielen Boden erobert hat, wäre Spinoza's kräftiger Hinweis auf den thatfrohen Optimismus sehr am Platze. Die ewige Klage über die Schlechtigkeit der Welt, über die gänzliche Nichtigkeit aller idealen Bestrebungen entnervt; dagegen gewinnt auch der Einzelne durch thatkräftiges Mitarbeiten an dem Wohl des Ganzen.

Wie es scheint, blickt der „müde Mann" in dem zweiten Bande seiner „Scherben" etwas hoffnungsvoller in die Zukunft. Wohl schildert er auch hier die Schattenseiten der Menschheit in den grellsten Farben; aber obschon ihm „Nichtsein edler dünkt als Sein", so möchte er doch zum Glück des werdenden Geschlechts nach seinen Kräften und in seiner Weise beitragen. Er läßt sich daher in der Einleitung unter anderm also vernehmen:

Seht, da erhebt es sich vor uns, ein starker, fest gegründeter, festgemauerter Bau — die Zukunft des Menschengeschlechts! Das schöne Werk ist noch nicht vollendet, kaum daß der Anfang gethan; aber es wird vollendet werden, und dann wird es köstlich sein, ein stolzes, edles, königlich Bauwerk! Nationen, auf! Nationen, erhebt euch zur Arbeit! ... Zur Arbeit, Reiche, Länder und Völker! Der König auf seinem Thron, der Bauer auf seiner Scholle, hier sind sie sich gleich, sind sie sich gleich in der Arbeit. Tragt hinzu! Bringt herbei! Jeder nach seinen Kräften, jeder, so sehr er kann, so gut er kann. Bei diesem Werke wird auch das Wenige zum Etwas. Arbeitet! Arbeitet! ... Menschen, ihr erbaut euere Welt, Menschen, ihr erbaut euer Glück! Arbeitet! Und wer nicht Meister sein kann, werde Geselle; es muß auch Handlanger geben, und auch Handlanger sind ehrliche Männer. Zukunft des Menschengeschlechts, erbaue dich stark, thürme dich auf, werde groß und gewaltig! Ein Baustein zu dem heiligen Werk einer menschenwürdigen Menschheit — nein, kein Stein, nichts Ganzes, nur Scherben, aber doch vielleicht gut genug, um als Mörtel zu dienen, mehr soll die Gabe des Sammlers nicht bedeuten. Möchte es das Letzte sein, was der Müde von seiner zertrümmerten Seele zu geben hat; dann aber, hat er sich keine neue Seele erarbeitet, hat er mit neuer, ganzer Seele nichts Besseres zu geben, wol, mag er für immer verstummen.

Schon der Stil in diesem sonderbaren Appell zur Arbeit charakterisirt in gewissem Grade die ganze Arbeit des Verfassers der „Scherben". Mag der Autor, wie er selbst in der Einleitung zum zweiten Bande von sich behauptet, „ein ehrlicher Mann" sein: die Mittel, welche er zur Besserung der Menschheit angewandt hat, sind in höchstem Grade problematischer Natur. Wir können ihm den Vorwurf der Effecthascherei und des allzu häufigen Wiederholens derselben Gedanken und derselben Worte und Ausdrucksweisen nicht ersparen, ganz abgesehen von der unsichern, sprunghaften, nicht selten auch widerspruchsvollen Darstellung. Ein krankhafter, pessimistischer Sinn macht sich in dem ganzen Werke zu sehr geltend, und häufig in dilettantenhafter Manier, sodaß dasselbe trotz vielen Gedankenblitzen und poesievollen psychologischen Feinheiten zur Förderung einer gesunden Lebensanschauung und eines reinen edeln Geschmacks nicht sonderlich beitragen kann.

Einen ganz andern Stempel als die vom müden Manne gesammelten „Scherben" tragen die „Studien über das Glück in der Ehe" (Nr. 2). Der pseudonyme Verfasser, welcher sich selbst als einen bairischen Richter bezeichnet, legitimirt sich zur Behandlung des von ihm gewählten Themas im Vorwort als neunzehnjähriger Ehemann; er hat — das beweist seine Arbeit auf jeder Seite — die Gebiete der Religion, der Geschichte, des Rechts, der Poesie und der Philosophie vielfach durchstreift und sucht seine Ausführungen und Behauptungen durch zahreiche Citate aus den verschiedensten Schriftstellern aller Zeiten und aller Völker zu begründen. Der Zweck, der ihn bei der Abfassung und der Veröffentlichung seines Buchs leitete, war kein theoretischer, sondern ein ethisch-praktischer; er kennzeichnet, gestützt auf das Privilegium des ridendo dicere verum, einerseits die bösen Störenfriede des Ehelebens

mit Witz und Humor, während er andererseits das Glück einer musterhaften Ehe mit gebührendem Lobe hervorhebt.

Die Schrift zerfällt, außer dem Vorwort und dem Schluß, in fünf Kapitel, von denen das erste geschichtliche und rechtliche Betrachtungen über das Institut der Ehe enthält, wie es bei den alten Griechen und Römern, den Juden, den Indern, den Mohammedanern, den alten Germanen, im Mittelalter und in der Neuzeit sich darstellt. Das zweite Kapitel trägt als Motto den Ausspruch von H. W. J. Thiersch: „An den unwürdigen oder edeln Vorstellungen von der Ehe kann man den sittlichen Werth oder Unwerth eines Menschen mit Sicherheit erkennen", und bringt die Anschauungen älterer und neuerer Philosophen und Theologen über die Ehe. Im dritten Kapitel werden die Plagegeister in der Ehe, deren der Autor nicht weniger als fünfundzwanzig aufzählt, einzeln besprochen. Nachdem im vierten Kapitel die Ehelosigkeit behandelt ist, werden im fünften die guten Geister in der Ehe, deren wiederum fünfundzwanzig aufgeführt sind, näher charakterisirt. Wir können das kleine Buch im wesentlichen nur als einen glücklichen Wurf bezeichnen, da dasselbe vorwiegend frisch aus dem Leben und der Erfahrung schöpft und nicht nur das Herz, sondern auch den Verstand mitreden läßt.

Die „Stimmungsbilder aus dem Vermächtniß einer alten Frau" (Nr. 3) sind von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" geschrieben, die trotz ihrer pessimistischen Lebensanschauung vorzugsweise von der „Perfectibilität" des Lebens redet und mit Wärme zur Thätigkeit für dieselbe auffordert. Nicht mit Unrecht nimmt die ästhetisch und philosophisch gebildete Verfasserin für sich in Anspruch, was ein geistreicher Kenner des Alterthums von den Griechen sagt: „Ihre Lebensanschauung war pessimistisch, aber ihr Temperament optimistisch". Trotz mancher Verwandtschaft mit den „Scherben" des müden Mannes sind die „Stimmungsbilder" doch durchweg in einem edlern Tone gehalten, und die mehrfach eingestreuten extremen Aeußerungen eines gewissen Weltschmerzes vermögen den Flügelschlag einer poetisch gestimmten, human empfindenden Seele nur wenig zu hemmen. Die einzelnen Aufsätze behandeln von einem entschieden freiheitlichen Standpunkt aus ästhetische, religiös-philosophische, sittliche, sociale und politische Fragen, wobei die Verfasserin zu dem Schluß kommt, daß es die Aufgabe des Menschen sei, den Gott in sich zu enthüllen, zu dessen Ebenbild, wie es heißt, wir geschaffen sind. In diesem Sinne sagt die Verfasserin in dem letzten, „Unter Göttern wandeln" betitelten Artikel:

> Den Gott in uns zu enthüllen, das ist der rothe Faden, welcher durch die Geschichte geht, das ist das Ziel des geheimnißvollen Zugs, welcher sich immer wieder Bahn bricht und sich aus einer Form in die andere flüchtet, wenn die erste dem Schicksal alles Vergänglichen unterliegt. Ist das nicht in dem erhabensten Mythus, welcher sich je um eine menschliche Gestalt schlang, ausgedrückt? Am Kreuze starb die vergängliche Form, und der im Leiden und im Liebesopfer erlöste Gott stieg auf in die Freiheit, aus der er stammte. Der blinde Drang, welcher nur nach Dasein und Genießen verlangt, muß sich wie ein gebändigter Leu zu den Füßen des Weisen niederlegen, welcher, aus der Unruhe des Vergänglichen erlöst, in tiefer Ruhe die Sonne untergehen sieht. Wie aber wird uns zu Muthe, wenn wir diese Anforderung hören und auf die uns umgebende Welt sehen, in welcher Hunger und Elend jammern, Haß und Mord wüthen, Kleinheit und Hohlheit sich breit machen in verächtlichem Wohlleben? Wer ist der Tröster in diesem Chaos des Weltlebens, wo ist die Zufluchtsstätte, in der wir vorahnend die Möglichkeit und die Seligkeit der Erlösung des gefangenen Gottes in uns feiern? Der Genius ist der Tröster, die Kunst ist die Zufluchtsstätte. Der Genius, welcher als ein Bote aus dem Reich der Ideale uns unser eigenes Denken und Empfinden mit der Fackel herrlicher Offenbarungen beleuchtet. Die wahre, reine, hehre Kunst, insbesondere die dramatische, von der Musik verklärte, in welcher wir das Mysterium der Erlösung in den tragischen Helden miterleben. Und wir besitzen das, wir haben die Tröster, wir haben die Zufluchtsstätte. Ist das nicht unermeßlich viel? Ja wir haben noch mehr, wenn wir mit Ernst und Wahrhaftigkeit den Blick nach innen richten und den Gott in uns suchen. Er ist da, in uns allen, und ruft nach Erlösung, nach Befreiung aus dem engen Gefängniß. Er will wieder auf Erden wandeln, ein Gott unter Göttern. Ihr könnt ihn befreien, ihr könnt ihn erlösen, wenn ihr nur ernstlich wollt.

Zum Schluß noch einige Worte über das kleine, „Erkenne dich selbst" betitelte Büchlein von Hermann Opitz (Nr. 4). Der Autor, welcher unsers Wissens Prediger in einem sächsischen Städtchen ist, hat auf 93 Seiten eine Anzahl von Sprüchen und Gedankenspänen zusammengestellt, die zur Förderung einer „einheitlichen Welt- und Lebensanschauung" beitragen sollen. Diese Sprüche, die theils von dem Verfasser selbst, theils von bedeutenden Autoren stammen, sind unter sechs Hauptrubriken vertheilt und betreffen: 1) „Das Einzelleben"; 2) „Das gesellige Leben"; 3) „Das Berufsleben"; 4) „Das häusliche Leben"; 5) „Das öffentliche Leben"; 6) „Das politische Leben". Im ganzen darf die getroffene Auswahl als eine gelungene bezeichnet werden, wenn auch den einzelnen Weizenkörnern viel Spreu beigemischt ist. Wir lassen als Proben zwei Beispiele aus dem Kapitel „Das öffentliche Leben" folgen. Der Verfasser selbst sagt: „Die öffentliche Meinung ist eine Gerichtsbarkeit, die wir nie völlig anerkennen, aber auch nie völlig zurückweisen dürfen." Ein Spruch von Rothe lautet: „Wie sehr du auch Pessimist bist, wie sehr es dir auch scheinen mag, als wenn im öffentlichen Leben alles auf eine gemeine Klugheit ankäme und hinausliefe: das Vertrauen laß dir niemals rauben, daß unter allen Umständen ein Mann, der mit redlichem, lauterm Herzen sein Leben an einen guten Zweck setzt, Großes wirken kann."

Rudolf Doehn.

Zur Geschichte der Reformation.

Servet und die oberländischen Reformatoren. Quellenstudien von H. Tollin. Erster Band. — A. u. d. T.: Michael Servet und Martin Butzer. Berlin, H. R. Mecklenburg. 1880. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

In dem vorliegenden ersten Bande seines dritten Essay über Servet berichtet der Verfasser in kerniger Sprache über des Spaniers Beziehungen zu den oberländischen Reformatoren und begibt sich dabei auf ein weniger problematisches Gebiet als in den beiden vorangehenden, wovon der erste „Luther und Servet" (Berlin 1875), der zweite „Melanchthon und Servet" (Berlin 1876) behandelte. Jeder Servet-Kenner weiß, daß der „aragonesische Recke" eine Zeit lang in Straßburg mit den großen Reformatoren des Elsaß, Martin Butzer und Wolfgang Capito, in persönlichem Verkehr gestanden hat; zu beurtheilen aber, was die Straßburger dem Spanier und was dieser den Straßburgern geleistet hat, dafür fehlt es an jeglicher Vorarbeit; denn die Orthodoxie des 16. Jahrhunderts verbrannte nicht nur Servet, 27. October 1553, in Genf zu Asche, sie vertilgte auch seine Werke und verwischte mit peinlichster Sorgfalt seine Fußspuren im Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Deshalb kann der Verfasser den vorliegenden Band, dessen zweite Folge sich mit Capito beschäftigt, nur als einen biographischen Essay bezeichnen. Das Interesse an diesem ersten Bande liegt aber nicht sowol darin, daß Augsburg, Koburg und Straßburg der Schauplatz der geschilderten Vorgänge sind, oder daß mit umfassender Klarheit und mit logischer Schlußfolgerung die Vorgänge sowie die Wandlungen Servet's und Butzer's dargelegt werden, sondern darin, daß die von beiden vertretene Sache eingehend behandelt wird.

In seinen Beziehungen zu Martin Butzer zeigt sich Servet nicht als Sektirer, sondern als Kirchenmann; nicht als Separatist, sondern als entschiedener und besonnener Freund der Union. Er wollte keine Sekte stiften: dennoch fand er Feinde ringsum; auch nannte er nie einen, noch wurde ihm je einer nachgewiesen, der in seine Sekte übergetreten wäre. Er steht einsam da wie ein Fragezeichen an die Jahrtausende, und immer taucht er nur auf, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Obschon er in drei Processe verwickelt war, zu Paris, zu Vienne und zu Genf, wußte man jahrhundertelang von dem genfer Proceß nur durch Calvin selbst, bis Rilliet zuerst das genfer Original einsah, abschrieb und theilweise veröffentlichte, wozu Saisset und Baum das Fehlende ergänzten. Aber auch gegenwärtig noch fehlt es an allem Anhalt für viele wichtige Thatsachen in seinem Leben, und so ist man es gewohnt, in Servet's Biographie die Vermuthung dem äußern Zeugniß vorangehen zu sehen. Auch der Verfasser leidet in seinem Werke darunter, daß er nichts Unzweifelhaftes zu bringen vermag, und will erst gründlichere Forscher anregen, Besseres an Stelle mancher gewagten Annahme zu setzen.

In den Archiven der École de médecine zu Paris befindet sich eine Urkunde (25. Febr. 1537 a. P., d. h. 1538), worin Servet Michael der Villanovaner, von Nation ein Hispanier, oder wie er sagte, Navarrese, doch von hispanischem Vater erzeugt, genannt wird (Kahnis' „Zeitschrift", 1875, S. 547). Er war geboren 1511 zu Tudela (Hilgenfeld's „Zeitschrift", 1878, Kap. II). Vor dem Gericht zu Vienne sagte er eidlich aus, daß er seit seinem 14. oder 15. Lebensjahre Diener des (in Religionssachen unumschränkt herrschenden) Hofkaplans und Beichtvaters Karl's V., Juan de Quintana, war, dem er als Amanuensis diente. Mit Quintana kam er im Jahre 1530 nach Augsburg zum Reichstag. In dem genfer Verhör vom 23. August 1553, wo es sich um die Antecedentien Servet's handelte, spricht er von seinem Vaterlande, seinem Geburtsort, seiner Familie, seinem Vater, seinen Studien. Nach Hervorhebung der toulouser Bibelfindung (1528) spricht er von seinem Aufenthalte in Basel, Straßburg und Hagenau und beruft sich dabei auf seine biblischen Unterredungen mit Butzer, Capito und Oekolampadius. Das ist alles, was man Bestimmtes von ihm kennt.

Martin Butzer selbst, der Leutepriester von Sanct-Aurelien zu Straßburg, der eifrige Schüler des großen Erasmus von Rotterdam, stand damals als Zwinglianer im Ruf eines Gegners der Lehre von der Dreieinigkeit, wol nur weil Erasmus als Antitrinitarier galt; sicher ist nur, daß er im Sinne Zwingli's sprach, lehrte und schrieb; im Herzen aber war er hinsichtlich der Abendmahlslehre mit Luther einverstanden. Ueberhaupt wird Butzer vielfach der Vorwurf der Inconsequenz gemacht; doch muß bei ihm der Politiker vom Theologen unterschieden werden. Als Politiker ist er erst erasmisch, dann bernisch, dann marburgisch, darauf augsburgisch und so fort; er wurde immer lutherischer, d. h. trinitarisch-orthodoxer. Als Theologe hielt er zu allen Zeiten fest am alleinigen Gott, am Gottmenschen Jesus Christus und an Gottes geistig belebender Kraft. Diese biblisch-theologische Stellung Butzer's führte ihm den Spanier zu; doch war auch Servet hierin Butzer's Schüler, so kann doch Butzer nicht im eigentlichen Sinne Servet's Lehrer genannt werden.

In Straßburg und in den Oberlanden, ja selbst in England, wurde Butzer der Gestalter des Kirchenwesens, und heute gilt er als der erste berufene Vertreter der evangelischen Union. Sein Ruf als Schriftgelehrter brachte Servet in persönlichen Verkehr mit ihm; wann aber dieser Verkehr begann, läßt sich nur vermuthen. Aus gewichtigen Gründen verlegt der Verfasser diesen Moment in die Zeit des augsburger Reichstags, wo sich beide gefunden haben mögen, zwischen dem 23. Juni 1530 und Ostern

1531. Das Verhältniß zwischen beiden wurde bald ein intimes.

Servet's, als des einzigen Spaniers, Uebertritt von Juan Quintana zu Martin Butzer war, wie Malvenda sagt, für den Protestantismus ein größerer Ruhm als der Uebertritt von 20000 Deutschen. Michael Serveto-y-Reves opferte dabei eine reiche Vergangenheit, eine genuß- und ehrenvolle Gegenwart und eine höhere Zukunft. Er wußte, daß auf Leugnung der Dreieinigkeit der Scheiterhaufen stand, und dennoch entschloß er sich, alles zu opfern. Warum sich aber Servet nicht an Melanchthon, oder an Johann Brenz von Schwäbisch-Hall, an den gelehrten nürnberger Rector Joachim Kammermeister, an Urban Rhegius, an Andreas Osiander, und gerade an Butzer anschloß, das weist der Verfasser in scharfsinniger Deduction erfolgreich nach.

Bisjetzt meldeten die Luther- und Servet-Forscher nichts darüber, daß Servet Luther in Person gehört habe, und doch geht aus einem Ausspruche Servet's in einem Schreiben an Oekolampadius hervor, daß es thatsächlich der Fall war und zwar in Butzer's Begleitung zu Koburg, von wo sich Luther am 5. October 1530 fortbegab. Es muß dies also in der Zeit vom 15. Juni bis 5. October 1530 erfolgt sein; allerdings von Augsburg aus und nur infolge eines Gewaltrittes, wozu indeß Butzer und Servet wol fähig waren. Ueber die Zusammenkunft berichtet Butzer zuerst:

Ich habe — schreibt er nach Straßburg — den Mann befunden, daß er wahrhaft Gott fürchtet und die Ehre Gottes von Herzen sucht. Er ist aber doch also gesittet, daß er durch Ermahnen erst beweglicher wird. Also hat ihn uns Gott geschenket, und also müssen wir uns sein gebrauchen. Es wird der Kirche kein Frieden zustehen mögen, es sei denn, daß wir in diesem Manne viele Dinge dulden. Je mehr wir wollen, daß er rein schreibe, desto minder müssen wir ihn warnen und ermahnen. Und deß minder sein Hyberboles (be-) schuldigen. Stillschweigend, so er Freund ist, werden sein Exceß gebessert so wir etwas züchtiger eben dieselben Ding' fürtragen. Ich sahe, daß die ganze Sache darauf hinauslaufe: eine geschickte Auslegung unserer Einigkeit zu machen, also daß dafür gehalten werde, Luther habe nichts nachgelassen.

Auch auf Servet war der Eindruck, den Luther's Persönlichkeit machte, ein großartiger und entscheidender. Der Entdecker des Blutkreislaufs, Harvey's Wegebereiter, war ein scharfer Beobachter. Ueber Butzer findet sich in seinen Schriften kein Lob; von Luther aber sprach er die folgenden denkwürdigen Worte:

Luther ist eine solche Excellenz im Reich des Glaubens, daß er nicht erschrickt, wie groß auch die Gefahr sein mag, in der er steht. Alle Gewalten der Hölle und des Todes und des Satanas weiß er zu besiegen. Den Gewalten des Himmels und der Erde aber gibt er durch seine Glaubenskraft wirksamen Befehl. Die Engel läßt er vom Himmel herniedersteigen, daß sie in jeder Einsamkeit und Muße, in der er verlassen lebt, ihm dienen. Und nicht ich möchte an solchen Thatsachen zweifeln. Denn gegen die Gläubigen vermag die Hölle nichts, wie sie auch gegen Christum nichts vermochte. Und so sehr sind die Gläubigen Theilhaber des Reiches Christi geworden und seiner Macht, daß sie, was Christus that, alles auch thun sollen, wenn sie nur Glauben haben an ihn.

Wir eilen zum Schluß, um unsere Leser nicht zu ermüden, und verweisen diejenigen, welche die gelehrten Forschungen Tollin's näher interessiren, auf dessen werthvolles Werk. Nur der Antithese zwischen Butzer und Servet hinsichtlich der Union müssen wir noch gedenken, weil sie besser als alles andere die beiden Männer in ihrem Wirken und ihrem Endziel charakterisirt.

Butzer und Servet wollten beide die Union; indeß der Spanier wollte sie auf anderm Wege und innerhalb anderer Grenzen als der Deutsche. Butzer wollte die Union gründen auf eine mit seltenem diplomatischen Geschick, unter steter Rücksichtnahme auf die jedesmaligen Machtverhältnisse ausgekünstelte, von allen Parteien nach Belieben ausdeutbare Formel; Servet, die Form freigebend, wollte sie gründen allein auf die Bibel. Butzer wollte seiner Vaterstadt Straßburg durch seine Unionsformel eine Rechtsbasis schaffen im Deutschen Reich und ihre Machtsphäre erweitern; Servet hingegen, unbekümmert um Römerthum, Griechenthum, Lutherthum und Zwinglianismus, wollte die kirchlichen Parteien zusammenschließen in dem trinitarisch noch ungebundenen Glaubensgeist und Glaubensleben der ersten christlichen Jahrhunderte. Butzer, im Gegensatz zu Rom, wollte die Union beschränken auf die beiden evangelischen Lager; Servet, im Gegensatz gegen das Antichristenthum des Papstes, wollte in die Real-Union mit aufnehmen einerseits die vom Menschenjoch befreite gesammte katholische Kirche, andererseits alle positiven Elemente des sektirerischen Separatismus. Butzer wollte nichts glauben, was nicht Zwingli und Luther zugleich bekannten; Servet wollte nichts glauben, was nicht Christus lehrt.

In Butzer und Servet verkörpert sich der Gegensatz zwischen der trinitarisch-protestantisch-juristischen Formel-Union und der atrinitarisch-apostolisch-sittlichen Real-Union: ein Gegensatz, dessen sich beide Männer nicht immer bewußt waren, der aber heute seine neue Bedeutung, ja eine fast unendliche Tragweite gewinnt.

Es wäre eine Täuschung, wollte man den Werth des vorliegenden Buchs Tollin's in den oft weitschweifigen Berichten über Servet's Auftreten in Deutschland suchen, oder in den zuweilen sehr gewagten Muthmaßungen über dessen Verkehr und Stellung gegenüber den oberländischen Reformatoren überhaupt. Dieser Werth liegt tiefer und ist nur dem sichtbar, der sich auf den Standpunkt des überzeugungstreuen Kirchenmannes und des gründlichen und gewissenhaften theologischen Forschers, als welchen sich Tollin jederzeit erweist, zu stellen vermag.

Ferdinand Moesch.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Zeitschrift „Unsere Zeit" (Leipzig, F. A. Brockhaus) schreitet in ihrer neuen Gestalt rüstig vorwärts und erfreut sich wachsender Anerkennung, auch in den Revuen des Auslandes. Ihrer Aufgabe getreu, ein Culturgemälde der Gegenwart zu entwerfen, steht ihr nach wie vor das Zeitgeschichtliche sowol in Bezug auf die politischen Ereignisse als auf Literatur, Kunst, Industrie und Wissenschaft in erster Linie, und es ist das Streben der Redaction, nach allen Seiten hin einen durchaus objectiven kritischen Standpunkt zu wahren, in der Politik keiner Partei blinde Heeresfolge zu leisten und auf den andern Gebieten, besonders auf demjenigen der Literatur und Kunst, sich keiner Clique oder Coterie anzuschließen, sondern unbefangen alles Tüchtige zu fördern, jedem Verdienst gerecht zu werden, aber der übertreibenden Reclame gegenüber die Würdigung von vielfach Ueberschätztem auf das rechte Maß zurückzuführen.

Der jetzt abgeschlossene erste Halbband des Jahrgangs 1880 beweist, daß die Redaction den verschiedensten Interessen der Gegenwart in gleicher Weise gerecht zu werden sucht. Unsern „Blättern" am nächsten liegen die literarischen Interessen. Eine literarische und theatralische Revue in jedem Semester mißt alle an sich hervorragenden Erscheinungen und solche, die von sich sprechen machen, wenn ihr innerer Werth auch nicht im Verhältniß steht zu ihrem äußerlichen Ruf, mit dem Maß einer unparteiischen und wohlwollenden Kritik, der es vorzüglich darauf ankommt, ein lebendiges Bild der besprochenen Schöpfungen der Literatur und der Eigenart der dichterischen Talente darzubieten. In gleichem Geist sind die literarischen Essays gehalten: „Adolf Friedrich Graf von Schack als Dichter" von Albert Moeser ist ein farbenreiches Porträt des münchener Poeten; in „Karl von Holtei" gibt der Herausgeber d. Bl. eine eingehende Biographie des jüngstverstorbenen Dichters, des Seniors der schlesischen Poeten und eines der letzten Ausläufer der romantischen Schule. „Das neue deutsche Lustspiel" sortirt die Werke unserer neuesten Molières, hebt die Talente in jeder Branche hervor, warnt aber zugleich vor der wachsenden Verflachung. J. J. Honegger entwirft einen Lebensabriß des talentvollen schweizer Dichters Heinrich Leuthold und veröffentlicht einige bisher unbekannte Gedichte desselben. „Ein französischer Sensationsroman" ist ein Artikel des Herausgebers, welcher Stellung nimmt zu der neuesten hypereynischen Production Emile Zola's. Ein literarischer Essay behandelt Ludmilla Assing und damit zugleich Varnhagen von Ense. Das Gebiet der bildenden Kunst ist ebenfalls durch eine Revue vertreten und durch mehrere selbständige werthvolle Essays: „Hans Makart" und „Anselm Feuerbach" von Friedrich Pecht, „Eine Weltausstellung in Berlin" von Julius Lessing, welchen sich in dem jüngst ausgegebenen ersten Juliheft ein erster Artikel von Max Schasler über „Moderne Wandmalerei" anreiht. Der Philosophie sind mehrere Artikel gewidmet: „Der Aberglaube in der Wissenschaft" von Wilhelm Wundt, „Schopenhauer's Theorie der Musik" von Kurt Bruchmann und vor allem „Kant als Vater des Pessimismus" von Eduard von Hartmann. Dieser Artikel gab Julian Schmidt jüngst Veranlassung zu einer Polemik in der „National-Zeitung", in welcher er Eduard von Hartmann's Anschauungen über Kant's Pessimismus einzuschränken sucht. Kant sei zwar der Ueberzeugung gewesen, wie auch die Hartmann'schen Citate bewiesen, daß, wenn der Zweck des Lebens das dauernde Glück aller Individuen sei, dieser Zweck verfehlt sei; aber er erkenne diese Ansprüche des Eudämonismus nicht an. In diesem kleinen Essay erwähnt Julian Schmidt, daß „Unsere Zeit", seitdem sie in neuer Form erscheine, manche sehr schätzbaren Beiträge enthalte, z. B. eine meisterhaft erzählte kleine Novelle von Wichert: „Ewe". Außer dieser Novelle brachte die Zeitschrift noch die spannende, in ihrem dalmatinischen Colorit sehr lebensvolle Erzählung von E. Vely: „Josa Dario", welche in einer Uebersetzung in die in Florenz erscheinende „Rivista internationale" überging, und die psychologisch interessante Novelle von Otto Roquette: „Wer trägt die Schuld?" eine Studie über ein gewagtes Problem. Das erste Juliheft bringt den ersten Theil einer Novelle von Olga Ernst: „Die beiden Scheikhs", welche zur Zeit des Untergangs des Janitscharenregiments in Konstantinopel spielt und ein intensives nationaltürkisches Colorit zur Schau trägt. Bisweilen bringt „Unsere Zeit" auch Gedichte; wir erwähnen darunter das stimmungsvolle Gedicht von Albert Moeser: „Das Grab im Passeierthal", und das römische Stimmungsbild „Ovid" vom Herausgeber d. Bl.

Wie früher, so hat „Unsere Zeit" auch in ihrer neuen Gestalt es sich zur Aufgabe gemacht, eine Chronik der politischen Ereignisse zu sein, und zwar im Gewande fesselnder Darstellung. Den Faden des zeitgeschichtlichen Zusammenhangs hält die Politische Revue fest, die in jedem Heft erscheint; außerdem finden sich geschichtliche Uebersichten, wie: „Zur innern Geschichte Norwegens seit 1814", „Die Diplomatie im Orient seit Beendigung des russisch-türkischen Kriegs" von Sigmund Hahn, „Deutsche und Czechen im Verfassungs- und Culturkampf"; oder das Geschichtliche wird an die Porträts hervorragender Persönlichkeiten angeknüpft, wie in der historisch-politischen Parallele: „Beaconsfield und Gladstone" von Friedrich Althaus", „Parlamentarische Größen Oesterreichs" von Walter Rogge; oder ein genauer Kenner von Land und Leuten entwirft ein bedeutsames Situationsbild, wie Hermann Vambéry von der „Neuesten Phase der anglo-russischen Streitfrage in Centralasien"; oder ein Augenzeuge berichtet über Selbsterlebtes, wie das in dem Artikel „Der Krieg in Südamerika" der Fall ist. Auf dem Gebiete der Archäologie, soweit es neue Entdeckungen auf demselben gilt, zählt die Zeitschrift Größen ersten Rangs, wie Heinrich Schliemann und Ernst Curtius, zu ihren Mitarbeitern; ebenso auf dem der Naturforschung, wie Karl Vogt u. a. Belehrend, alle neuesten Entdeckungen berücksichtigend ist der Artikel von Wilhelm Meyer: „Die Familie der Sonne." Auch an unterhaltenden Reiseskizzen und an Essays über neue Schriften, wie über „Metternich's Memoiren", fehlt es der Zeitschrift nicht, welche, um Jahrzehnte älter als alle Conenrrenzunternehmungen, an Frische und Vielseitigkeit mit ihnen wetteifert.

Bibliographie.

Holstein, H., Das Drama vom verlorneu Sohu. Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas. Halle, Hendel. Gr. 4. 2 M. 50 Pf.

Janko, W. Edler v., Fabel und Geschichte. Eine Sammlung historischer Irrthümer und Fälschungen. Wien, Gerold's Sohn. 8. 4 M.

Jellinek, G., Die rechtliche Natur der Staatenverträge. Eiu Beitrag zur juristischen Construction des Völkerrechts. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M.

Kempner, Friederike, Antigonos. Trauerspiel. Berlin, Hermann. 8. 2 M.

Kreiss, Theophilosophie. Vereinigung der Theologie u. Philosophie. 1ster Bd. Grundzüge der Theophilosophie. 1ste Lfg. Berlin, Mrose. Gr. 8. 1 M.

Kübel, R., Ueber das Verhältniss vou Glauben und Werken bei Jacobus. Tübingen, Fues. 4. 3 M.

Opel, J., Die Vereinigung des Herzogthums Magdeburg mit Kurbrandenburg. Festschrift zur Erinnerung an die 200jährige Vereinigung, herausgegeben im Namen der historischen Commission der Provinz Sachsen. Halle, Hendel. Lex.-8. 3 M.

Ostermann, W., Die Grundlehren der pädagogischen Psychologie. Oldenburg, Schulze. 8. 1 M. 20 Pf.

Reuleaux, H., Das singende Thal bei Thronecken. Ein Hochwaldräthsel. Koblenz, Deukert & Groos. Gr. 8. 1 M.

Sociale Fragen und Antworten. 10tes Hft. Die englischen Gewerkvereine. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriften-Verlag. 8. 30 Pf.

Anzeigen.

Im Verlage von **Richard Mühlmann** in **Halle a/S.** ist soeben erschienen:

Was ist Kultur?

Vortrag
von **Dr. Chr. Muff,**
Professor an der lateinischen Hauptschule zu Halle.
Preis 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Quer durch Afrika.

Von
Verney Lovett Cameron.
In zwei Theilen.
Mit 156 Abbildungen in Holzschnitt, 4 Facsimiletafeln und einer lithographirten Karte.
8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

Cameron's Schilderung seiner weltberühmten Reise von der Ostküste bis zur Westküste des äquatorialen Afrika, das bedeutendste Reisewerk der Gegenwart, wird hier in einer autorisirten, mit Abbildungen und Karten reich ausgestatteten Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Der zweite Theil, welcher das Werk abschließt, übertrifft den ersten noch bei weitem an Interesse, da er durch bisher gänzlich unbekannte, vor Cameron von keinem Europäer betretene Gegenden führt und so unsere Kenntniß von Innerafrika in erheblichster Weise fördert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von
Ferdinand Gregorovius.
Fünf Bände.
8. Jeder Band geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Fünfte Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Vierte Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Vierte Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Dritte Auflage.
5. Band: **Apulische Landschaften.** Zweite Auflage.

Gregorovius' „Wanderjahre" enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände lehrt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. (Separatausgabe aus den „Wanderjahren in Italien".) 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji. Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. — Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theodor Große. 4. Eleg. cartonnirt 7 M.

Die Grabmäler der römischen Päpste. Historische Studie. 8. Geh. 3 M. 60 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Soeben erschien:

Auf der Wahlstatt des Lebens.

Roman
von
Erich Hohenziel.

In 8°. in elegantester Ausstattung Mark 5.—.

Das durch ein eigenartiges Geschick in frühster Jugend voneinander getrennte, erfahrungsreiche Leben eines interessanten Geschwisterpaares, ihr Eintreten und geistiges Durchkämpfen „auf der Wahlstatt des Lebens" bildet den Hintergrund der Erzählung, aus welcher in wirkungsvollster Weise Charaktere, wie sie unsere Zeit hervorbringt, und die durch sie ihre Eigenthümlichkeiten empfangen, hervortreten. Schilderungen des Verfalls eines mächtigen Adelshauses, das Leben und Denken deutschen, ehrenhaften Beamten- und Bürgerthums wechseln mit reizvollen Darstellungen aus dem Studentenleben in Strassburg und Heidelberg und den Abenteuern einer amerikanischen Schauspielerin. Durchdrungen vom Geiste echter Poesie, die verkörpert in der lieblichen Figur Lili's uns entgegentritt, fesselt die in der gewähltesten Sprache geschriebene Erzählung vom Anfang bis zum Ende.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich.**
Verlagsbuchhandlung.

Bilder aus dem englischen Leben.

Studien und Skizzen
von Leopold Katscher.
In 8°. M. 6.—.

Diese Bilder bieten eine Reihe gründlicher, anschaulicher, streng wahrheitsgetreuer und dabei anziehender, elegant geschriebener Schilderungen aus dem Leben Englands und speciell Londons, die nicht allein den nach England Reisenden höchst willkommen sein werden, sondern die auch den Daheimbleibenden ein treffliches Bild englischen Lebens bieten.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich.**
Verlag des Magazin für die Literatur des Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erziehung als Wissenschaft.

Von
Alexander Bain.
8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 45. Band.)

Die Ansichten über Theorie und Praxis des Unterrichtswesens, welche der englische Gelehrte Alexander Bain in diesem Werke entwickelt, haben auch für jeden deutschen Pädagogen hervorragenden Werth. Fast alle auf dem Gebiete der Erziehung gegenwärtig zur Discussion stehenden Fragen finden hier unparteiische, lehrreiche und anregende Beleuchtung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Akademische Lesehalle Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 22. Juli 1880.

Inhalt: Schriften zur neuern und neuesten deutschen Literatur. Von Robert Boxberger. — Ein italienischer Poet. Von Rudolf Kulemann. — Belletristik. Von Lina Vagt. — Zur Kunde des classischen Alterthums. Von J. Mähly. — Statistische Literatur. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften zur neuern und neuesten deutschen Literatur.

A Jove principium! Mit Altmeister Goethe fangen wir an. Denn vielen wird es wie mir gehen, daß sie in dem sogleich zu nennenden Buche zunächst nach Goethe's Beziehungen zu dem Adressaten der mitgetheilten Briefe forschen. Es sind:

1. Briefe von Benjamin Constant, Görres, Goethe, Jakob Grimm, Guizot, F. H. Jacobi, Jean Paul, Klopstock, Schelling, Madame de Staël, J. H. Voß und vielen andern. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlaß des Ch. de Villers, herausgegeben von M. Isler. Hamburg, O. Meißner. 1879. Gr. 8. 5 M.

Wir wollen deshalb auch ohne weiteres den Goethe'schen Brief mittheilen. Er lautet:

Ihr freundlicher Brief, mein werthgeschätzter Herr, lag auf meinem Tisch, als die Adjutantur der französischen Generale bei mir eintrat, um Quartier zu machen. Durch die Adresse wurde ich diesen Männern bekannt, die sich sehr freundlich gegen mich bezeigten und mir in diesen bösen Tagen manches Gute erwiesen. Ihnen also, mein werthester Herr Villers, bin ich außerdem, daß Sie mich im ästhetischen Sinne bei Ihren Landsleuten eingeführt haben, auch noch eine Einführung ganz anderer Art schuldig, von der ich Sie zu benachrichtigen, wofür ich zu danken nicht unterlassen wollte.

Ihren kleinen Aufsatz (Anmerkung des Herausgebers: „Erotique comparée, ou Essai sur la manière essentiellement différente dont les poètes français et allemands traitent l'amour", 1807) habe ich mit Vergnügen und Beschämung gelesen, wobei es mir ein nicht geringer Trost war, zu sehen, daß dasjenige, was man geleistet hat, für etwas gehalten wird, in einem Augenblick, wo man kaum Hoffnung fassen kann, etwas weiter zu leisten.

Nehmen Sie für diese letzte Sendung sowie die frühern, zu welchen ich geschwiegen habe, meinen aufrichtigen Dank, und erhalten mir eine fortdauernde Theilnahme.

Weimar, den 11. November 1806.

Goethe.

Wer war nun der Adressat? Der Herausgeber gibt uns über seine Persönlichkeit nach schon gedruckten Quellen ein dankenswerthes Résumé. Er war einer von den Franzosen, welche die Stürme der französischen Revolution und die spätere Napoleonische Gewaltherrschaft aus ihrem Vaterlande über den Rhein getrieben hatten, und die aus Haß gegen das Bonapartische Franzosenthum sich mit Liebe in das Studium desjenigen Volks versenkten, welches, wie sie ahnten, der Genius der Geschichte dazu ausersehen hatte, dem Napoleonischen Schwindel für immer ein Ende zu machen: von den Franzosen also, die für ihre Landsleute die Vermittler des deutschen Geistes zu werden suchten.

So schreibt er an die ihm hierin geistesverwandte Leidensgefährtin Frau von Staël 1802:

Combien je m'estimerais heureux, Madame, si une correspondance suivie me permettait de vous faire connaître de plus près ces Allemands, qui par malheur pensent et s'expriment dans une langue qui vous est étrangère, qui sont les véritables Grecs de l'Europe, chez qui seuls la science est organisée, dont les productions enfin sont empreintes de cette melancolie que vous leur avez attribuée avec tant de justesse, et qui est mille fois supérieure à l'arlequinerie de la plupart de nos beaux esprits.

Den 4. November 1765 zu Bolchen in Lothringen geboren, 1781 Secondelieutenant bei der Artillerie zu Toul, später nach Straßburg versetzt, 1792 nach Deutschland emigrirt, im Königreich Westfalen selbständig für die Erhaltung des deutschen Unterrichtswesens thätig, endlich als Professor der französischen Literatur zu Göttingen angestellt, wurde er nach Wiederherstellung des Königreichs Hannover von dem König Georg IV. aus noch nicht ganz aufgeklärten Gründen, vermuthlich aus Franzosenhaß, in seinem Amte nicht bestätigt. Die erlittene Kränkung zog ihm ein Nervenfieber zu, welches ihn den 25. Februar 1815 dahinraffte.

Das Buch bietet, sowol was Persönlichkeit als was Zeitumstände betrifft, eine höchst lehrreiche und anziehende

Lektüre. Für letztere, die Zeitumstände, scheint mir, besonders mit Rücksicht auf die Gegenwart, von höchstem Belang die Schilderung der straßburger Universitätsverhältnisse in einem Briefe von 1811, von Isaak Haffner, Professeur de Théologie à l'Académie protestante de Strasbourg, einer mir sonst nicht bekannten Persönlichkeit. Ein merkwürdiges Selbstbekenntniß einer bekannten Persönlichkeit, Kotzebue, ist das folgende; er schreibt: Schwarzau, den 18. December 1809:

Ich würde mich ganz glücklich fühlen, wenn ich die ganze andere Literatur sammt meiner Schöngeisterei beiseite werfen und mich blos der Geschichte widmen dürfte, für die ich glühe. Sie werden mich vielleicht fragen, warum thun Sie das nicht? — und gern antworte ich Ihnen als einem Freunde, der vielleicht nach meinem Tode noch ein Wort für mich sprechen wird: ich bin nicht arm, aber auch nicht reich, ich habe elf eigene Kinder zu versorgen, ein zwölftes hat ein guter Nachbar mir zur Erziehung anvertraut, und einem dreizehnten, der Tochter eines unglücklichen Freundes, der sich ins Wasser stürzte, habe ich Vater zu sein versprochen. Ich muß für meine Witwe sorgen. Ich muß für dritthalbhundert Leibeigene sorgen, deren Schicksal zu erleichtern mir um so mehr Pflicht ist, da ich so oft und laut über die Tyrannei der hiesigen Erbherren gesprochen und geschrieben habe. Darum schleiche ich so oft aus Mismuth an mein Pult, darum schreibe ich oder fabrieire ich vielmehr eine Komödie, indem ich vor Begier brenne, Geschichte zu schreiben; denn diese bezahlt mir niemand, jene wird mir gut bezahlt. Es gab eine Zeit, wo ich dramatischer Dichter mit Leib und Leben war und mehr noch um des Vergnügens willen, welches ich an meinem Schreibtisch genoß, als um des Ruhmes willen, am wenigsten um Geld daraus zu gewinnen. Jetzt aber — es ist ein trauriges Bekenntniß — aber ich meine doch, es schändet mich nicht; denn wenn Sie den Engel kennten, den ich das Glück habe, meine Frau zu nennen, und wenn Sie meine liebenswürdigen Kinder und Pflegekinder kennten, Sie würden mir gewiß verzeihen, daß ich um meiner Familie willen dann und wann zum literarischen Fabrikanten herabsinke.

Wenn man an Kotzebue's Ermordung denkt, so regt einem auch folgende Stelle desselben Briefs sonderbare Gedanken an: „Sollte nicht eine Zeit kommen — ach, ich hoffe sie kaum! — wo ich das Schicksal des Buchhändlers Palm nicht mehr zu befürchten hätte, wie gern würde ich Deutschland wiedersehen!"

Villers' Nachlaß hat schon mehrern Gelehrten zur Benutzung offen gestanden; für die sorgsame Auswahl und Veröffentlichung gebührt dem Herausgeber Dank.

2. Ansichten über Aesthetik und Literatur von Wilhelm von Humboldt. Seine Briefe an Christian Gottfried Körner (1793—1830). Herausgegeben von F. Jonas. Berlin, Schleiermacher. 1880. 8. 3 M.

Mit diesem Buche treten wir in den Freundeskreis von Goethe's Nebenbuhler Schiller ein, oder vielmehr: W. von Humboldt sowol wie Gottfried Körner vermitteln zwischen Schiller und Goethe, wie Villers zwischen Deutschen und Franzosen. Zugleich kann das Buch als eine willkommene Ergänzung dienen zu den neuerdings veröffentlichten Briefen Alexander's an seinen Bruder, denn während hier die Briefe Wilhelm's fehlen, besteht das vorliegende Buch, vom Anhange abgesehen, nur aus Briefen Wilhelm's; die seines Correspondenten sind nicht aufzutreiben gewesen. Wilhelm's Briefe wurden dem Herausgeber zum Behufe der von ihm beabsichtigten Lebensbeschreibung G. Körner's von Wilhelm's Tochter, der Frau Staatsminister von Bülow, übersandt mit der Erlaubniß, sie zu veröffentlichen, wofür wir beiden zu Dank verpflichtet sind. Von der Discussion einiger Fragen der Kant'schen Erkenntnißtheorie wendet sich der Briefwechsel bald dem speciellen Felde der Aesthetik, der theoretischen Erkenntniß besonders der Poesie zu, analog mit der Wendung, die Schiller's Genius, von dem wir hier überall „einen Hauch verspüren", im Jahre 1795 von der Philosophie zur Poesie nahm.

Während Schiller 1794 noch in Stuttgart weilt, aber bald in Jena zurückerwartet wird, schreibt Humboldt:

Auf Schiller bin ich begierig. Auf dem Wege, auf dem ich ihn sonst kannte und der dem Ihrigen nahe kommt, müßte er die Kantische Theorie, jene Entwickelung des Begriffs der Schönheit in den vier nach den Kategorien geordneten Grundsätzen widerlegen, und dies, gestehe ich frei, halte ich für unmöglich.

Schiller's Urtheil über G. Körner ist auch das Humboldt'sche:

Kaum weiß ich noch einen Einzigen, dem die Beurtheilung von Werken des Geistes und noch mehr die der Köpfe mit so vielem Recht angehörte als Ihnen. Nie, das ist ein aufrichtigstes Geständniß, vereinigt sich vielleicht wieder eine so kalte Parteilosigkeit und eine so große Vielseitigkeit, die jeder Eigenthümlichkeit ihr volles Recht läßt, mit den übrigen zu diesem Geschäft erforderlichen Eigenschaften. Vorzüglich ist mir immer, besonders bei Schiller's Arbeiten, Ihre Strenge ehrwürdig gewesen, da sie so rein und unmittelbar aus den höchsten Forderungen des Ideals entspringt.

Später vereinigten die „Horen" die drei Freunde Körner, Schiller und Humboldt, und sie kritisiren sich gegenseitig die dazu einzuliefernden oder darin erschienenen Arbeiten. So schreibt Humboldt den 7. Mai 1795 über seinen eigenen Aufsatz im zweiten Stück der „Horen" 1795: „Ueber den Geschlechtsunterschied":

Für Ihr Urtheil über meinen ersten Aufsatz, das ich aus Ihrem Brief an Schiller (vom 16. Januar 1795) sah, danke ich Ihnen sehr. Er hat sonst viel Unglück gehabt, vorzüglich scheint man ihn für mystisch zu halten. Ein Urtheil von Kant (das ich mir aber zurückerbitte) aus einem Briefe an Schiller lege ich bei, und Erhard soll sich noch stärker ausgedrückt haben. Man scheint zu glauben, daß ich die Sache transscendent genommen habe. Leid thut es mir, daß man die Charakterschilderung und vorzüglich die Methode, die Charakterseiten in systematischer Vollständigkeit aufzuzählen, sie aus Einem Begriff abzuleiten und auf Einen zurückzuführen, so übersieht. Gewiß ist es, daß er im Vortrage große Fehler haben muß. Kant's Urtheil geht mir sehr durch den Kopf. Zwar sucht mich Schiller zu trösten, aber besser ist's immer, keinen Trost zu bedürfen. Was sagen Sie zu dem Aufsatz über männliche und weibliche Form? (Stück 3 und 4 der „Horen" 1795) vorzüglich zum Ende? Mit dem Stil werden Sie zufriedener sein. Er dankt Schiller's Bemerkungen und seiner in der That unaussprechlich geduldigen Güte sehr viel.

Als nun Schiller aus der „dürren Heide" der philosophischen Speculation wieder hinaustrat auf die „schöne grüne Weide" der Poesie, da fühlen auch die beiden Freunde

sich wie von einem Zauberbann erlöst und begleiten ihn mit der äußersten Spannung auf dem Wege zur Sonnenhöhe classischer Schöpfungen. So schreibt Humboldt den 23. November 1795:

Die Freude über Schiller's poetische Productionen theile ich völlig mit Ihnen. Auch mir scheinen sie ein untrüglicher Beweis seiner wieder mehr gestärkten innern Kraft und seiner hergestellten Gesundheit. Sie haben eine meiner interessantesten Beschäftigungen in den vergangenen Monaten ausgemacht und mir manche neue Aufschlüsse über Schiller's Genie gegeben, manches ältere Urtheil dagegen auch aufs neue bestätigt. Das Reich der Schatten („Das Ideal und das Leben") und die Elegie („Der Spaziergang", beide in den „Horen" erschienen) sind unstreitig die beiden schönsten Stücke darunter, und die gehaltvolle Tiefe des erstern und das poetische Leben des letztern zeigen auf eine wunderbare Weise den Umfang und die Vielseitigkeit des Geistes, dessen Früchte sie sind. Je länger ich mit Schiller umgehe, desto merkwürdiger und origineller erscheint mir seine intellectuelle Individualität, und ich weiß niemand in alten und neuen Zeiten, der mit ihm verglichen werden könnte. Da er, wie Sie wissen, gern mit seinen Freunden über sich raisonnirt, seine mannichfaltigen Werke mir so vielfältige Veranlassung über ihn nachzudenken geben, und er mich selbst mehr als einmal zu ausführlichen Urtheilen aufforderte, so habe ich dadurch nach und nach ein Bild von ihm in mir entworfen, dem, glaube ich, an Wahrheit in den Hauptzügen nichts und an Vollständigkeit nur so viel fehlt, als bei einem so vielseitigen, sich immer in wechselnden Gestalten wieder neu reproducirenden Genie nothwendig fehlen muß. Nur ist die Schwierigkeit, dies Bild bestimmt in Worten auszudrücken, freilich unendlich groß. Das letzte, worauf sich alles zurückführen und woraus sich alles erklären läßt, könnte man vielleicht die Alleinherrschaft des Geistes, der innern Kraft nennen, die ihn sowol gegen die äußern Einwirkungen des Zeitalters, die Umstände u. s. f., als gegen die innern der Sinnlichkeit, der bloßen Empfänglichkeit, des bloßen pathologischen Charakters frei bewahrt, und selbst in der Art, wie die Natur auf ihn einwirkt, ein selbstbestimmtes eigenes Verhältniß festsetzt. Dadurch unterscheidet er sich so sehr von allen Alten, denen er doch wieder so nahe ist, dadurch von den Neuern, die ihrem Geist, wie z. B. Goethe, folgen, dadurch von allen andern unter den letztern, die wie Shakspeare, Ariost u. s. f. einen verschiedenen Weg, aber immer einen gehen, der mehr der Natur als der Freiheit angehört. Auf Schiller's Wege, glaube ich, liegt der höchste Gipfel der Dichtkunst, aber ich wage nicht zu sagen, ob auch ein erreichbarer? Gewiß aber ist es, daß, weil dieser Weg zugleich die höchsten Forderungen an das Genie des Dichters und an den Geschmack seiner Leser macht, man noch oft in der That mit höchstem Unrecht, aber dem Schein nach mit großem Recht an Schiller's Dichterberuf zweifeln wird.

So urtheilt ein Humboldt über die Schwierigkeit, Schiller zu verstehen, während es zu gewissen Zeiten in der Kritik Mode war, ihn für einen Jugendschriftsteller à la Nieritz auszugeben. Als Schiller sich dem Hauptwerk seines Lebens, dem „Wallenstein", zuwendet, schreibt Humboldt, Jena, den 7. März 1797:

Mit herzlicher Freude packte ich neulich das Goethe'sche Gedicht („Hermann und Dorothea") für Sie ein, liebster Freund, im Vorgefühl des Genusses, den es Ihnen verschaffen würde. Gewiß kommt es auch Ihrem Urtheil nach Goethe's besten frühern Producten gleich, und sein episches Genie zeigt sich hier schon in seiner vollen Größe. Er ist jetzt in der Mitte der Arbeit der letzten Gesänge und denkt sie noch hier zu vollenden; Schiller scheint — denn gesehen habe ich noch nichts davon — mit gleichem Glück mit seinem „Wallenstein" beschäftigt, und ich habe eine unendlich interessante Existenz zwischen ihnen beiden, wie sie beide jetzt gerade in dem Feuer der Composition sind. Besonders ist es ein reichlicher Anlaß, über die epische oder tragische Bestimmung beider zu dissertiren, und dies führt uns gewöhnlich tief in das Wesen der Tragödie ein.

Dann ergeht sich Humboldt auf eigene Faust über das Wesen der verschiedenen Dichtungsgattungen. Doch ich würde so bald nicht fertig werden, wollte ich alle die schönen Stellen herausschreiben, welche ich mir angezeichnet habe; ich hoffe, man hat schon gesehen, daß das Buch einen Schatz von solchen enthält. Nur noch ein Urtheil über Schiller aus dem Jahre 1811 mag hier stehen:

Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich niemand so billig und gerecht war als er, obgleich vor keinem Richterstuhl niemand so sehr sein volles Recht empfing, doch eigentlich alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen mußte. Er konnte alle und richtig und allseitig beurtheilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreise hätte verdrängen können und er noch immer im Durchschauen aller gleich groß geblieben wäre, weil sein gewöhnliches Leben vom Moment seines Erwachens bis zum Abend so war, daß er alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die Besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub unter sich ließ.

Also der prosaische Commentar zu dem Goethe'schen:

Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Wir treten nun in die Periode der Romantik, und da eins ihrer größten Verdienste darin besteht, uns das Vorzüglichste aller Literaturen durch musterhafte Uebersetzungen zugänglich gemacht zu haben, so wollen wir zunächst einer Schrift erwähnen, welche dieses Verdienst der Jetztzeit unserer Literatur abspricht:

3. Die Uebersetzungsseuche in Deutschland. Von Eduard Engel. Leipzig, Friedrich. 1879. 8. 80 Pf.

Es ist ja, Gott sei Dank, nicht mehr ganz so schlimm bestellt um unsere Literatur wie vor 120 Jahren, als Lessing seinen Feldzug gegen die Mittelmäßigkeit derselben in den „Literaturbriefen" begann und zunächst nur schlechte Uebersetzungen abzukanzeln vorfand. Unsere Uebersetzer haben die Sprache, die fremde wie die eigene, mehr in der Gewalt, und außerdem sorgen internationale Verträge zum Schutz der Autorenrechte dafür, das fabrikmäßige Uebersetzen einigermaßen zu beschränken. Dennoch ist die Klage des Verfassers durchaus nicht unberechtigt, und es ist sehr zu wünschen, daß, wie Reuleaux' Klage über die „billigen und schlechten" Fabrikate der deutschen Industrie auf der Ausstellung zu Philadelphia uns den Triumph zu Sydney errungen hat, so auch unsere deutsche Uebersetzungsindustrie die Ausstellungen dieser Schrift beherzige. Zunächst fällt einem natürlich die Massenproduction der Romanübersetzungen ein, und man höre den satirischen Zornausbruch über dieses Leihbibliothekenfutter:

Kann man sich nun aber etwas Unsinnigeres denken, als sich an dieses Publikum („ehemalige Schülerinnen höherer und

höchster Töchterschulen") mit Uebersetzungen zu wenden? Wozu wird denn das arme deutsche Mädchen von ihrem achten bis zum achtzehnten Jahre (denn auf die höhere Töchterschule folgt der sprachliche „Cerele") mit Französisch und wieder Französisch gedrillt, wenn sie nachher nicht einmal einen simpeln Roman im Original genießen kann? Aus der Systematik, mit welcher den armen Mädchen das Französische eingetrichtert wird, meistens in einer jammervollen Aussprache, ließe sich fast der Schluß ziehen, als beabsichtigten die meisten Aeltern, ihre „höhern Töchter" zu einstmaligen Zimmerkellnerinnen in schweizer Hotels oder zu Gesellschaftsdamen in russischen Familien auszubilden, was doch schwerlich das höchste Ideal der deutschen Frauenerziehung bezeichnen dürfte.

Den Uebersetzungsunfug macht er überhaupt für das schlechte Deutsch verantwortlich, welches seiner Ansicht nach in ganz Deutschland gesprochen und geschrieben wird:

In keinem Lande deelamirt man so viele sentimentale oder pathetische Lieder „an die Muttersprache" wie in Deutschland, aber die deelamirte oder gesungene Liebe zur Muttersprache bleibt eben eine rein platonische. Von der Schulbank bis zur Universität, vom letzten Bezirksverein bis zum deutschen Parlament, vom idyllischen Localtageblättchen bis zum hochofficiellen Reichsanzeiger wird täglich und stündlich in sprachlichen Dingen mehr gesündigt, als in einem Menschenalter gut zu machen ist.

Er geht dann zu dem heikeln Kapitel der Uebersetzungen und Bearbeitungen fremder, besonders französischer Dramen über, welches bei Gelegenheit der Aufführung des „Fils naturel" von Dumas Vater und Sohn schon dem „Kladderadatsch" einmal den Stoßseufzer auspreßte:

Wenn der Vater mit dem Sohne
Stücke unter der Kanone
Schreibt, daß sich Paris ergötzt,
Und sie werden von bekannten
Hoftheaterintendanten
Um die Wette übersetzt,
Dann ade, ade, ade —
die dramatische Kunst.

Es ist ein mit Händen greifbares Zeichen gänzlicher Geschmacklosigkeit, wenn manche deutsche Theaterdirectoren, so wie zwei Hunde einen fetten Knochen, ein echt französisches Stück einander abjagen, welches in Deutschland ungefähr ebenso verständlich ist wie Fritz Reuter's urdeutsche Späße in einem Salon des Faubourg Saint-Germain.

Deshalb will aber der Verfasser nicht „deutschthümeln", und mit dem Schluß seines Aufsatzes wird sich jeder einverstanden erklären:

Daß die wahrhaft lesenswerthe Literatur des Auslandes keinen Schaden leiden wird, daß nach wie vor das höher gebildete Publikum in Deutschland — und nur an dieses wenden wir uns — seinen Bedarf an geistiger Nahrung ohne nationale Bornirtheit, ohne Chauvinismus sich so verschaffen wird wie jetzt, nämlich an der lautern Quelle des Originals von allem Guten das Beste wählend, dafür bürgt der deutsche Charakter, dafür bürgt Deutschlands ganze literarische Vergangenheit, die, verschwindend kurze Perioden abgerechnet, leuchtendes Zeugniß ablegt für den gesundesten Weltbürgersinn.

4. Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von W. Frommel und Friedrich Pfaff. Die romantische Schule in Deutschland und in Frankreich. Von Stephan Born. Heidelberg, C. Winter. 1879. 8. 60 Pf.

Eine höchst dankenswerthe Erörterung des himmelweiten Unterschiedes zwischen zwei gleichbenannten Richtungen der deutschen und der französischen Literatur. Der Verfasser hätte auch die Bemerkung Levin Schücking's mit verwerthen können („Jahrbuch der Literatur", Bd. 1, Hamburg 1839): „Wer mag leugnen, daß sich die neueste französische Romantik an unserm (E. T. A.) Hoffmann entzündet habe?"

5. Der zerbrochene Krug von Heinrich von Kleist. Für den Schulunterricht dargelegt von Christian Semler. Leipzig, Wartig. 1879. 8. 80 Pf.

6. Heinrich von Kleist und Der zerbrochene Krug. Neue Beiträge von Karl Siegen. Sondershausen, Faßheber. 1879. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Verfasser des letztern Werks ist ein Kleist-Apostel, und es ist dem unglücklichen Dichter wohl zu gönnen, daß er, der sich während seines Lebens vielfach durch die Theilnahmlosigkeit seiner Zeitgenossen in seinem dichterischen Streben gehemmt sah, wenigstens nach seinem Tode auf dem Theater, in der bildenden Kunst und in der Literaturgeschichte gebührende Anerkennung findet. Die Detailforschungen des Verfassers sind jedenfalls sehr verdienstlich zu nennen; denn alles, was einmal geschehen ist, sagt Lessing's Biograph Danzel irgendwo, ist auch werth, gewußt zu werden; ja Lessing selbst hat bekanntlich einen Theil seines Lebens solchen mühsamen und undankbaren Forschungen, die der Ignorant kurzweg ein für alle mal mit der Bezeichnung „Mikrologie" abthut, gewidmet. Auch weiß ich sehr wohl, daß ein solches liebevolles Sichversenken in Einzelforschungen über einen Dichter meist aus einer aufrichtigen Begeisterung für dessen gesammtes Wesen und Schaffen hervorgeht, und diese ist doch gewiß wenigstens höchst ehrenwerth; nur darf es uns ein solcher Enthusiast nicht übel nehmen, wenn wir nicht jederzeit einstimmen in die schmetternden Klänge seiner panegyrischen Trompete, und in dieser Lage gestehe ich mich Heinrich von Kleist und besonders seinem „Zerbrochenen Krug" gegenüber zu befinden. Wie panegyrisch aber der Verfasser mit seinem Helden verfährt, wolle man aus folgender Probe ersehen.

Der Verfasser gibt uns zunächst eine sorgfältige und deshalb dankenswerthe Entstehungsgeschichte des Stücks. Es liegt hier bekanntlich der Fall vor, dessen ich mich sonst nur aus Uhland's „Schenk von Limburg" erinnere, daß der Dichter nicht durch eine Erzählung oder ein Erlebniß, sondern durch ein Gemälde zu der Dichtung angeregt worden ist. Die lieblichste Figur seines Dramas aber, das Evchen, conterfeite er nach Siegen's Ansicht nach einem Schweizer-„Mädeli", welches ihn im Mai 1802 auf der Aarinsel im Thunersee bediente:

Für uns unterliegt es gar keinem Zweifel, daß jenes „Mädeli", das einzige fühlende Wesen, welches in dieser Einsamkeit ihm stets liebevoll waltend zur Seite stand, zu dem Evchen im „Zerbrochenen Krug" Modell gesessen, und daß der Dichter ihr in diesem Evchen, der poetischsten, freundlichsten Erscheinung der ganzen Dichtung, ein Denkmal setzen wollte, für welches in der That das aere perennius zutreffend ist.

Goethe's Benehmen gegen Kleist's Stück, dieses nach Siegen's Ansicht ewige Meisterwerk, wird höchst naiv so entwickelt:

Deshalb Goethen größere Bühnenunkenntniß als unserm Kleist zuzuschreiben, haben wir noch gar nicht nöthig. Man denke sich nur den alternden Goethe, wie ihm, zwar noch nicht in völliger Klarheit, aber doch schon unverkennbar ein Dichterstern erster Größe entgegentritt, ein hochstrebender Jüngling, der selbst sich geäußert hatte, er wolle dem Altmeister noch den Kranz von der Stirn reißen!

Siegen erscheint das Fiasco des Kleist'schen Stücks beinahe als eine Perfidie Goethe's; das ist denn doch etwas zu arg! Der Verfasser des Werks Nr. 5, Ch. Semler, bezeichnet Siegen's Ausgabe des Stücks, wie die Verlagshandlung auf dem Umschlag bemerkt, „geradezu als bahnbrechend", und Siegen bleibt ihm den Dank dafür nicht schuldig. Er gibt eine Analyse des Werkchens Nr. 5, der wir zu unserer Orientirung Folgendes entnehmen:

Nachdem der Verfasser uns in aller Kürze über die Schicksale dieses Lustspiels berichtet hat, von dem er erklärt, daß er es schon lange fast alljährlich mit Schülern von 17—20 Jahren lese, spricht er den jedenfalls berechtigten Wunsch aus, es möge doch neben unsern classischen deutschen Dichtungen in den Oberklassen aller unserer Gymnasien und Realschulen erster Ordnung interpretirt werden, in welchem Gedanken er die ganze Abhandlung geschrieben habe; denn durch die reifere Jugend gerade werde am leichtesten allmählich ein Publikum großgezogen werden, welches den Werth der Dichtung voll zu würdigen verstehe. Dann fährt Semler fort: der „Zerbrochene Krug" sei recht wohl geeignet, neben Shakspeare's Lustspielen eine Grundlage zu bilden für die Entwickelung des Wesens des Komischen, welches letztere Element leider aus übertriebener Aengstlichkeit auf unsern Schulen noch zu spärlich gepflegt werde. Das wahrhaft Komische aber (wie es unser Lustspiel in so reicher Fülle aufweist!) sei das beste Gegengift gegen den Misbrauch mit dem Komischen, und darin eben liege seine sittliche Bedeutung für die Erziehung. In dieser Pflege des Komischen aber ständen wir bedauerlicherweise z. B. hinter den Engländern noch zurück, wiewol unsern deutschen Dichtern die komische Ader keineswegs fehle. Nach einer kleinen Ausstellung heißt es dann, wie zu erwarten war: „Im übrigen aber verdient Semler für seine lichtvolle Darstellung des ganzen Sachverhalts das vollste Lob."

Dieses Lob will ich ihm denn auch nicht weiter streitig machen; dagegen muß ich, als Lehrer sowol wie im Interesse unserer Literatur, entschiedene Verwahrung gegen die Zumuthung Semler's einlegen, das Stück solle auf höhern Schulen als Klassenlektüre dienen. Ich bin mir bewußt, in der Behandlung sexueller Verhältnisse durchaus nicht prüde zu sein, denn irgendwo muß ja doch einmal der Mythus von den kinderbringenden Störchen beiseitegeschoben werden; ich gehe keiner gelegentlichen sexuellen Anspielung bei irgendeinem Dichter geflissentlich aus dem Wege —, aber ein Stück in einer Klasse zu erklären, das auf einem unsittlichen Abenteuer aufgebaut ist, das, muß ich gestehen, würde ich doch nicht für passend finden. Um meine Meinung über das Stück kurz zu sagen: ich finde den Gang der Handlung vortrefflich, aber die Grundlage taugt nichts, und deshalb bleibt der Hauptcharakter trotz aller Komik unerquicklich. Nächtliche Fensterabenteuer sind bekanntlich in der Schweiz, in welcher Kleist die ersten Eindrücke für sein Stück bekam, nichts Seltenes; aber höchst selten haben sie wol eine so unsittliche Grundlage wie dieses. Auch Lessing's Lustspiel „Die Juden" ist deshalb verfehlt, weil die frivole Behandlung des Raubanfalls Unbehagen erweckt. Wie kann man es wagen, eine solche Komik, bei der einem immer schwüler zu Muthe wird, in die heitern Höhen des Shakspeare'schen Humors hinaufzupanegyrisiren! So arm, wenn es denn doch einmal ein Lustspiel sein soll, ist unsere deutsche Literatur wahrlich nicht, und wenn es der Verfasser nun einmal nicht mit dem Grundsatz hält, daß „für die Schule das Beste gerade gut genug ist", und es verschmäht, sich mit Lessing's „Minna von Barnhelm" oder Schiller's „Wallenstein's Lager" etwas näher bekannt zu machen, was hat er gegen Gutzkow's „Zopf und Schwert", oder ein anderes Stück, welches zu nennen mir hier freilich eine äußere Rücksicht verbietet? Aber hören wir nun, wie sich Semler selbst behaglich über die Resultate seines, nach unserer Ansicht, perennirenden pädagogischen Fehlgriffs ausspricht:

„Der zerbrochene Krug" ist nicht gerade leicht; mit flüchtigem Lesen dringt man nicht durch die Schale in den wohlschmeckenden Kern ein. Ich habe diese Erfahrung gar oft bei Bekannten gemacht, am häufigsten in der Schule. Ist das Buch in den Händen der Schüler, so treibt die Neugier, es rasch vor der langsam voranschreitenden Interpretation durchzulesen. Fast keinem gefällt es. Nun vertheilen wir die Rollen, und die Erklärung geht bis in die einzelnen Sätze, Gleichnisse, volksthümlichen Redensarten u. s. w. Wir sind noch nicht zur Mitte vorgedrungen, so stellt sich bei den meisten die volle Freude ein, die gegen den Schluß in Jubel ausbricht. Dann wird das Stück in Einem Zuge zum zweiten mal gelesen und eine Unterbrechung höchstens durch das Verbessern des Vorlesens herbeigeführt. Erst jetzt tritt mit dem klaren Verständniß des Details das ungestörte Genießen ein, und die Klasse erhält einen begeisternden (!) und wahrscheinlich dauernden Totaleindruck.

Arme Klasse! Ich fürchte sehr, sie freut sich weniger über das Stück als über die Erklärung des Stücks. Und mancher mag auch hierbei an das Schiller'sche Epigramm auf Manso denken: „Amor als Schulcollege."

Robert Boxberger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein italienischer Poet.

Ausgewählte Gedichte von Giosuè Carducci. Metrisch übersetzt von B. Jacobson. Mit einer Einleitung von Karl Hillebrand. Leipzig, Friedrich. 1880. Gr. 12. 3 M.

Karl Hillebrand rechnet sich in seiner Vorrede das Verdienst an, „vor sechs Jahren die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums zum ersten male auf Giosuè Carducci gelenkt zu haben". Zur Steigerung dieses Verdienstes dient dann die fernere Bemerkung, „daß er sich so weit vorwagte, Carducci einen der bedeutendsten, vielleicht den ersten unter den Dichtern zu nennen, welche Europa seit dem Tode Heinrich Heine's hervorgebracht". In der That sehr gewagt! Also Heinrich Heine der Generalissimus der neuern europäischen Poesie, und nach dessen Tode Giosuè Carducci! Wie stimmt indeß zu dieser Carducci eingeräumten Stellung des Vorredners Bemerkung:

Aus allen seinen Gedichten spricht ein cholerisches Temperament, und bei seinen Trivialitäten merkt man noch dazu die Absicht: er will die gesitteten Leute scandalisiren; daher sie denn auch meist einen Duft haben, der gesunden Geruchsnerven noch weniger zusagt als heikler Wohlanständigkeit.

Carducci ist ohne Zweifel ein Dichter, das heißt, um uns hier an die Etymologie des Wortes zu halten, er weiß den abstracten Gedanken zu verdichten, sodaß dieser sichtbar wie Materie erscheint, die aber durch das mit ihr vermählte Licht keine bloße Materie mehr bleibt. Vergleichsweise zu reden: der Edelstein ist verdichtete und durchlichtete Materie, die bei Rückert sogar zu reden beginnt. Beispiele dafür sind bei Carducci genug vorhanden:

Jetzt schnaubt das Unthier aus der metallnen Brust,
Keucht, schüttert, sperrt rothglühende Augen auf
Und schleudert weit in Nacht und Nebel
Gellendes Pfeifen, dem Raum zum Trotze.

Oder:

Dunkle Wolken brau'n auf dem Appennin, und
Von den Bergen rings und den kleinern Hügeln
Blickt voll ernster Größe das weite, grüne
Umbrien nieder.

Das weite Umbrien concentrirt oder verdichtet sich gleichsam zu einer Person, welche vom Berg herab sich selber objectivirt und herrlich anschaut.

Freilich paßt bei Carducci auch wol der Gedanke nicht immer zu der Form, die ihm der Dichter gibt. So heißt es in der ersten Strophe des Gedichts „In einer gothischen Kirche":

Steil wachsen Marmorschafte in langen Reihn
Empor, gewalt'ge, und wie sie weit und weiter
In heil'ge Dämmerung hinabziehn,
Gleichen sie einem Gigantenkriegsheer,
Das gegen Unsichtbares gerüstet steht.

Wie? gegen Unsichtbares? Wir denken: gegen das Sichtbare oder Materielle gerüstet, um, unbehindert davon, das Ideelle zu gewinnen:

Ruhig hinan steigt Wölbung an Wölbung.

Aber die Wölbung steigt anfangs nicht, sondern die Säule oder, um hier ein Gleichniß zu gebrauchen, der Blumenstengel, welcher aus der Vereinzelung heraus seinen Kelch oder seine Wölbung zu den andern Kelchen gesellt, als sichtbares Symbol der unsichtbaren Harmonie des Universums. Beiläufig gesagt, müßte statt „weit und weiter" stehen: weiter dort.

„Mit raschem Schwunge" jetzt steigen die Wölbungen aufwärts:

So in der Zwietracht und dem barbarischen
Aufruhr der Menschheit steigen zu Gott empor
Verlassne angstbeklommne Seelen,
Daß sie in ihm sich vereinigt fänden.

Aber in den langen Reihen geordneter Marmorschafte, den Verleiblichungen geistiger Objecte, ist keine Zwietracht und kein Aufruhr, sondern fest und sicher steigen sie empor, um das Ziel zu erreichen:

Ich fordre Gott von euch, o ihr Säulen, nicht,
Von euch, ihr hohen Wölbungen, nicht — mein Ohr
Erspäht das Nahen eines kleinen
Schritts, der das ruhende Echo aufstört.

Der kleine Schritt nun ist der eines jungen Mädchens, Namens Lydia, welche, hübsch faßbar einer ahnungsvollen Erhabenheit gegenüber, sogar symbolisch genommen werden kann: im antikmetrischen Gewande als personificirte Reaction des antiken Classicismus gegen die Romantik, wie denn Carducci sonst auch die alten lyrischen Metren, das sapphische, das alcäische, das asklepiadeische, in die italienische Sprache einzuführen suchte, „hauptsächlich", wie der Vorredner bemerkt, „auch wol darum, um gegen die schlotterig-bequeme metrische Form der Zeitgenossen zu reagiren". So heißt denn ein Gedicht Carducci's: „Classisch und Romantisch", wo Luna im Gegensatz zu Helios Stellvertreterin des Romantischen ist:

Und nun im Camposanto! Da verbreitet
Dein Licht sich voll und frei,
Daß es mit Todtenbein und Schädel streitet,
Wer von euch weißer sei.

Ich hasse dich, zuchtlose Nonne droben,
Dein Antlitz dumm und breit,
Du unfruchtbare Frömmlerin dort oben
Im weißen Priesterkleid.

Im Zwielicht oder in der Weiße des Mondes verschwimmen allerdings die charakteristischen, von der antiken Poesie gezeichneten Merkmale, wogegen die Romantik nicht selten auf pure Confusion hinausläuft. Aber man darf die Grenzen nicht zu scharf ziehen. Im Gegensatz zu der in die Höhe oder Tiefe sich hineinspitzenden gothischen Kirche läuft die Decke des antiken Tempels parallel mit der Erdfläche, d. h. die Idee oder dasjenige, was jenseit der Decke sich befindet, wird als nicht existirend abgewiesen.

Mag man die Idee Zwielicht, absolute Weiße, das Unsichtbare nennen, so viel ist gewiß, daß sie das aus dem Innersten quellende Princip bleibt, welches, wenn auch noch so viele Formen dahinschwinden, mit unverwüstlicher Gestaltungskraft immer neue Formen schafft. Die antike Kunst zerfiel, da sie sich den transscendenten Einflüssen entzog. „Was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig."

O fahre wohl, semitischer Gott! Mir ist
Dein Heiligthum nur endlosen Todes Reich.

Gekreuzigt, kreuzigst du nun die Menschheit und
Erfüllst die Luft mit trüber Entsagung rings:
Doch freudig glänzt der Himmel, lachen
Grünende Fluren, und Liebe glüht aus

Den Augen Lydia's.

Die niedliche, kleingefußte Lydia! Zwar beruft sich Carducci auf Dante, welcher Beatrice ebenfalls im gothischen Dome sah, aber Dante spricht nicht von ihren kleinen Füßen, nicht von dem lieblichen Lockenhaar, nicht von der Liebe, wie sie aus den Augen Lydia's glühte.

Uebrigens werden die Juden oder Semiten, wie sie heutzutage genannt werden, dagegen protestiren, daß ihr Gott gekreuzigt sei, der ja in sublimer monotheistischer Transscendenz bleibt. Nur der Gott der Christen sei in seinem angeblichen Sohne oder Messias gekreuzigt worden, was den Juden erniedrigend scheint, wie auch Carducci, nur daß er den christlichen Gott mit dem semitischen verwechselt. Das „Kreuz" kann man jedoch nicht mit einem „O fahre wohl!" oder sonstigen wegwerfenden Redeweisen so ohne weiteres abthun. Leiden und triumphiren! Der Soldat, welcher im Angesichte des Feindes sich mit Tornister und Schnappsack davonmacht, kreuzigt sich freilich nicht, läßt aber die Idee gekreuzigt werden, insofern sie im Vaterlande erscheint, das zu Grunde geht, wenn viele seinem Beispiel folgen. Das ist vom christlichen Kreuz der Sinn, der sich jedoch dem Verständniß Heine's, Carducci's sowie der Semiten entzieht.

Der Vorredner bemerkt: „Der Dichter ist nie größer, als wenn er, den Localton anschlagend, sich aufs Besonderste beschränkt: denn er bedarf der Beschränkung, wenn er nicht allgemein werden, der Rhetorik anheimfallen soll." Ganz recht! Aber trotz der Rhetorik wollen wir doch in dem Besondersten das Allgemeine oder die Idee nicht vermissen. Carducci gibt nicht selten goldene Formen oder Gefäße, die er aber mit sehr subjectivem, kritikbedürftigem Pathos füllt, das uns nicht erkennen läßt, um was es sich denn eigentlich oder wesentlich handelt. So in dem prächtigen Fragment der Schlacht von Legnano. Das Verhältniß Mailands zum Kaiser Barbarossa war das der Decentralisirung zur Centralisirung. Beide Gegensätze mit ihrer Berechtigung stießen rücksichtslos aneinander. Auf die Trümmer weist der Held des Fragments hin, ohne die geringste Hindeutung auf die Vermittelung zweier Extreme in der Einheit des nicht despotischen, aber auch nicht zügellos herrschenden Staates. Was mit diesen aus der Einheit sich losreißenden, particularistischen, meist welfisch gesinnten Städten Italiens geschah, beweisen die Visconti, Sforza, Polenta, Bonaccorsi, Grimaldi und viele andere Einzelherren oder Tyrannen, welche über sie kamen. Es fehlte ihnen der Kaiser oder König oder die Höhe des alle Einzelheiten trotz besonderster Ausprägung in sich einigenden Ganzen. Nicht ohne Grund schrieb Dante sein Buch „De monarchia".

Wir müssen uns auf vorstehende kleine Analyse beschränken, die jedoch zur Ermäßigung des excentrischen Urtheils dienen mag, Carducci sei vielleicht nach Heine's Tode der erste unter den Dichtern Europas.

Daß Carducci außer den hier übersetzten 36 Gedichten noch andere schrieb, wissen wir; sie werden aber nicht so sehr hervorragen, daß wir nicht auch erstere als Maßstab seiner Würdigung nehmen dürften.

Uebrigens wird man gern unterschreiben, was der Vorredner über Carducci Lobendes sagt.

Die Uebersetzerin bewährt auch hier wie früher bei der Uebertragung von Dante's „Vita nuova" viel Meisterschaft. Falsche Reime sind nicht da, ausgenommen ein einziger, wenn wir nicht sehr irren, nämlich „Frieden" und „hüten". In den verschiedenen antiken Odenformen jedoch finden wir metrische Verstöße. Da finden sich Daktylen wie: „ewig bleibt's", „Regenguß", „Hohn scheint der", „leise wall(end)"; Choriamben wie: „von Rom wohin", „maifrischen Trift". In einem Gedicht sapphischer Form heißt es:

Aus Galiläa
Stieg zum Capitol ein Fremdling, warf ein
Kreuz u. s. w.

Statt dessen müßte stehen:

Stieg ein Fremdling zum Capitol und warf ein
Kreuz u. s. w.

Was das Sachliche anbelangt, so müßte „stiernackiger" statt „stierarmiger" Danton stehen. Stiere haben keine Arme.

Blumen lachen herauf vom Grunde des silberklaren Clitumnus und spielen „in dem Abglanz härterer Diamanten". Das soll doch wol heißen: das Wasser ist Abglanz härterer Diamanten. Dann aber setzt der Comparativ voraus, daß auch das Wasser hart wie Stein sei. Also dürfte stehen: in dem Abglanz blitzender Diamanten.

Doch genug hiervon.

Aus einem der schönsten Gedichte Carducci's: „Maremmenidylle", theilen wir als Probe der Uebersetzungskunst der Verfasserin folgende Stelle mit, welche Beziehung hat auf die Erinnerung des Dichters an ein in frühern Jahren von ihm geliebtes Landmädchen:

Wo weilst du, sprich? — Gewiß, nicht unbegehrt
Und einsam seufzest du; — des Dörfchens Stille
Hegt dich als Frau und Mutter froh-geehrt.

Denn blühte nicht der Hüften stolze Fülle
Dem einst'gen Gatten und die Jugendschöne
Des Busens in des Mieders enger Hülle!
Gewiß erzogst du kräftig-kühne Söhne
An deiner Brust; jetzt schwingen sie gewandt
Sich wol aufs wilde Roß an starker Mähne! -
Mit deinem Kranz von Blumen in der Hand,
Wie schön, o Mädchen, warst du in den Wogen
Des hohen Korns, das rings in Aehren stand.
So froh und stattlich! Stolze Wimpern bogen
Sich um die blauen Augen, tief und groß,
Aus denen feurig schnelle Blitze flogen.
Kornblumen gleich in goldner Aehren Schos,
So strahlten sie, umrahmt von reicher Fülle
Des blonden Haares, und dich selbst umfloß
Weithin Hochsommerglut mit heißer Stille;
Nur im rothfunkelnden Granatbaum lachte
Gedämpftes Licht durch grüne Blätterhülle.

Wie seiner eignen stolzen Göttin brachte
Der Pfau dir seine Huldigung und schrie,
Wenn er für dich sein prächtig Schweifrad machte.
Ach und seitdem! Wie kalt und dunkel, wie
Verdrießlich Tag um Tage mir vergingen!
Weit besser war's, ich freite dich, Marie!
Weit besser, in den wirren Buschwald dringen
Dem Büffel nach, der lauernd glotzt und säumt
Und wieder sucht ins Dickicht zu entspringen,
Als peinlich mühsam Vers an Vers geleimt!
Weit besser, rüstig schaffend sie vergessen,
Als ew'gen Weltenräthseln nachgeträumt. —
Jetzt bohrt sich in mein Hirn mit stetem Fressen
Der grimme Holzwurm, der Gedanke heißt!
Trübsel'ge Dinge schreib' ich, und indessen
Verdarben Herz und Muskeln durch den Geist.

Rudolf Kulemann.

Belletristik.

1. Pförtner Jugend. Eine Portenser Historie. Nach dem Berichte seines Freundes Wolrad Ayrer niedergeschrieben von Friedrich Kenner. Leipzig, Barth. 1879. 8. 4 M.

Während man zu einer Zeit, wo die Idee eines Kunstwerks alles galt, etwas exclusiv und aristokratisch in Bezug auf den Stoff einer erzählenden Dichtung war und sich gern mit einem conventionell geheiligten engen Bezirk begnügte, ist heute der dichterischen Feder jede Sphäre recht für die Entfaltung eines luftigen Phantasiegebildes. Der Zug nach Realismus, der das entscheidende Merkmal für unsere Literaturepoche gegeben hat, erweiterte ihr Reich.

Vor uns haben wir hier die Welt der Schule, und indem wir sie an der Hand des Verfassers durchgehen, erkennen wir, daß sie nicht geeignet ist, die von ihm vorausgesetzte Vorbedingung zu erfüllen. Er muthet uns zu, Gestalten zum Mittelpunkt einer ernsten Erzählung anzunehmen, denen zur Würde eines Helden alles fehlt. Ein Schüler ist ein Wesen, das sich an eine gegebene Bahn anempfinden soll, eine Zwitternatur, die halb eine durch die Grammatik vermittelte hochideale Welt, halb sich selbst mit aller seiner Unreife gibt; er ist gleichsam nur eine Form, in die der Quell der traditionellen Bildung geleitet wird, ein Boden, in dem das Saatkorn des Gedankens erst Frucht treiben soll. Noch ist er ohne eine feste, ganze Individualität; noch ist er kein Charakter, der Gestalt angenommen hat. Seinen Expectorationen die Würde der Worte eines Helden in einer Epopöe geben wollen, wie hier geschieht, berührt fremdartig. Alles, was halb, was unfertig ist, muß in der Dichtkunst humoristisch und nicht pathetisch erfaßt werden.

Was hier wie unter dem Regenschirmdach der lateinischen und griechischen Stücke ihrer Studienbücher geschieht, zeigt uns Wolrad Ayrer und Gerhard Tannen, der eine empfindsamer Urgermane, der andere ein Stoiker der Alten, wie sie lieben und leiden, wie sie eine von einem stiefmütterlichen Minotaurus bewachte Jungfrau befreien, und wie sie endlich in den zaubervollen Hain von Eros und Anteros eingehen. Das Buch, dessen Inhalt in Schulpforta und am Rhein spielt, hat auch sonst viel Ausgeklügeltes und Manierirtes.

2. Vergib und Vergiß. Preisgekrönte Novelle. Von Ernst Lingen. Köln, Bachem. 1879. 8. 4 M.

Bei dieser Novelle, deren Stoff dem gewöhnlichen alltäglichen Leben entnommen ist, die aber kein alltäglicher Kopf gestaltete, erinnert man sich dessen, was die eigentliche Aufgabe einer Dichtung sei. Bei aller Mannichfaltigkeit der Erscheinungen soll sie das Einheitliche einer Idee nicht aus den Augen verlieren; sie soll im Endlichen das Unendliche zeigen, indem sie das Bild des Ganzen in engen Rahmen faßt. Wie das Bunte und Vielgestaltige sich mit dem eint, was, wie Goethe sagt, „die Welt im Innersten zusammenhält", das soll sie anschaulich machen. Das gelang dem Verfasser oder vielmehr der Verfasserin sehr wohl. In ihrer Erzählung finden wir, was so vielen modernen Darstellungen auf dem Gebiete der Belletristik abgeht, einen consequent durchgeführten kunstvollen Plan. Die Fabel ruht auf der Erkenntniß des ewigen Wechsels aller Dinge, seien es Charaktereigenthümlichkeiten, seien es Gefühle; alles schreitet fort, entwickelt sich, bildet und formt sich, verändert sich, steigt und fällt. „Vergib und vergiß", das will hier als eine ethische Maxime, als Resultat aller Erfahrungen aufgefaßt sein.

Die Novelle beginnt sinnig mit einer Unterhaltung der beiden Hauptpersonen, der Freunde Otto und Karl, worin Vergangenheit und Zukunft anklingen, und bietet damit eine Art Prolog dar; handelnd manifestiren sie später das, was aus ihren Worten herausgetönt hat. Der Conflict

entsteht, als Otto, der selbstbewußte Mann der That, und Karl, der contemplative, sich selbst mistrauende Künstler, Liebe zu Karola, einem naiven Naturkinde, fassen. Des erstern Selbstliebe beendigt den Conflict gewaltsam damit, daß er sich ihr als Bräutigam aufzwingt. Während er die Situation beherrscht, weil seine Individualität sich ihr stets gewachsen glaubt, wird Karl, der ewig schwankend, unentschlossen den Moment der That versäumt, hin und her geschoben. Fremde übernehmen die Rolle des Schicksals für ihn. Erst gibt ihn Otto für den Anbeter der schönen Ottilie aus und entledigt sich damit des Rivalen; dann muß ein belauschtes Gespräch nach Jahren zur Handhabe dienen, um ihn zum Gatten der sich hoffnungslos verzehrenden Karola zu machen. Wie der Herzensbund Otto's und Karola's, der unter falschen Voraussetzungen geschlossen worden war, lebendig wird und Trennung und Verkennung überwindet, das zeigt uns der Autor im Laufe seiner Novelle. Das Naturkind Karola reift vor unsern Blicken, wird zu einem bewußt handelnden, denkenden Weibe; das übermäßige Selbstgefühl Karl's wird durch harte Prüfungen herabgedrückt. Die Schule des Lebens gleicht hier einem Garten, in dem der Autor als Gärtner die zu üppig wuchernden Pflanzenschößlinge beschneidet, damit er zum Schlusse gesunde Bäume aufweisen kann. Dieses schöne, trotz aller Einfachheit und Alltäglichkeit fesselnde Werk eines begabten Schriftstellers, leidet nur an einem Fehler: es ist etwas gedehnt und es waltet darin eine schönrednerische Breite vor, die zuletzt ermüdet; auch ist die Episode fast zu ausgiebig behandelt.

3. Martin Luther und Graf Erbach. Historische Erzählung aus der Reformationszeit von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1879. 8. 5 M. 60 Pf.

In die deutsche Vergangenheit wollen die Geschichts- und Lebensbilder einführen, deren Reigen ein Stück Reformationsgeschichte eröffnen soll. Billig steht unter den deutschen Heldengestalten Martin Luther voran, diese Verkörperung des deutschen Genius, dieser Mann, in welchem alle großen Eigenschaften harmonisch sich zur schönen Einheit zusammenfinden. Belehrung wollen diese Geschichts- und Lebensbilder geben, aber nicht im nackten, hüllenlosen Dahererzählen des Geschehenen, sondern im Gewande der Unterhaltung, in welchem die Figuren warm werden und Farbe bekommen, in welchem auch die ganze Zeit in einem ausgeführten runden Bilde vor die Augen des Betrachtenden tritt. Dramatisch soll sich die Erzählung fortbewegen und — die biographische Darstellung novellistisch sich gestalten.

Mit diesen Worten kündigt in der Vorrede der Verfasser seine Absicht an. Er verspricht, wie mich dünkt, zu viel. Diese Eigenartigkeiten wußte ein Walter Scott seinen historischen Romanen zu geben.

4. Die Herrin von Ibichstein. Roman von F. Henkel. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1879. 8. 6 M.

Der Roman behandelt die Geschichte eines jungen, eigenartigen Mädchens, Esther von Tossen, des Abkömmlings einer verarmten Adelsfamilie. Im Beginn führt er uns auf das sehr defecte Familienbesitzthum Tossen, ein Landgütchen, das den Stammsitz der Familie darstellt. Sofort mit dem Eintritt in die Erzählung bemerken wir überrascht, daß sie das Werk eines nicht gewöhnlichen Talentes ist. Der fließend pointirte Dialog, die Grazie und Präcision von Darstellung und Wort zeigen sich von Hause aus als Vorzüge des oder vielmehr der Schriftstellerin, denn auch hier haben wir vielleicht mit einer Dame zu thun. Mit dem Fortschreiten der Fabel tritt die Heldin in eine Bahn, welche die Kraft eines begabten Autors herausfordert, und wirklich sehen wir, wie sich diese immer glänzender offenbart. Eine exclusive Sphäre, ein Fürstenhof mit seinen hergebrachten Umgangsformen, nimmt Esther von Tossen auf. Wie verfehlt sind meistentheils die Schilderungen einer so ausschließlich nur für auserwählte Sterbliche offenen Welt! Wir glauben mit der Vermuthung nicht zu irren, daß unser Autor sie aus eigener Anschauung kennt. Der Hof mit seiner Conversation, seinem Wesen, seinem Nichts und Etwas scheint uns sehr treu gezeichnet zu sein; nicht einen Roman, sondern Memoiren über Ereignisse, die vom Zufall romanhaft angehaucht sind, glaubt man zu hören. Nimmt man einzelne Charaktere heraus, so erstaunt man über ihre scharfe Zeichnung. So z. B. Prinzessin Leonie, der Prinz, die Hofdame Ernestine, dann auf Tossen Tante Sophie, Tante Vielliebchen, der Blinde, endlich Esther selbst, der Advocat Günther, oder das Fräulein von Uërn, oder Herr von Costar: wie das lebt, wie das hineinzieht in den Kreis seines Daseins, wie das interessirt, wie das fesselt! Was so häufig versucht wird, hat dieser Autor fertig gebracht: er hat wirkliche Menschen geschaffen.

5. Von Rhein und Mosel. Gesammelte Novellen von E. Leonhart. Köln, Bachem. 1879. 8. 4 M. 20 Pf.

Das Buch enthält vier Novellen: „Gertrud", „Onkel Richard", „Die beiden Brüder", „Ein Myrtenzweig". Die erste gibt die Geschichte eines jungen Mädchens vom Ausgange aus der Heimat bis zur Einfahrt in den Hafen der Ehe. In der zweiten bildet die Herzensgeschichte einer Nichte und eines Onkels, die sich zum Schlusse vermählen das Sujet. In der dritten spielt sich eine ins bürgerlich alltägliche Leben übersetzte Copie der feindlichen Brüder aus Schiller's „Braut von Messina", aber ohne tragischen Ausgang ab. Der Myrtenzweig in der vierten endlich, welcher aus dürrem Reise sprießt, ist das Sinnbild einer Liebe, die nach langem vergeblichen Plänkeln den Feind herauslockt und die Walstatt behauptet.

Wie unliebenswürdig ist doch die Kritik. Was mit einem so liebenswürdig redseligen Selbstvertrauen dargeboten wird, das nimmt sie nicht entgegen wie die Veilchen im Frühling, sondern sie schickt sich an, es auf seinen Werth hin zu prüfen! Die an Lebenserfahrung junge Verfasserin — wir wissen nicht, ob damit auch ein jugendliches Lebensalter verbunden ist —, ohne freien und großen Blick, prude und manierirt, ganz in den Anschauungen

wohlanständiger Töchterschulen und Pensionate mit sorgfältig beschnittenen wissenschaftlichen Disciplinen befangen, wendet uns gewiß empört den Rücken, sobald wir mit ästhetischen Bedenken kommen. Wir sind gar nicht so gefühllos, so ungebildet und wenig salonmäßig, eine derartige Ablehnung nicht schmerzlich zu empfinden. Gestatten Sie uns also, die Glacéhandschuhe anzuziehen und mit aller Höflichkeit Sie zu ersuchen, die Kunst für ein Gebiet anzusehen, auf dem ein großartiger Gesichtspunkt und nicht der gewöhnliche Kappzaum der guten Lebensart den psychologischen Problemen gegenüber zur Geltung kommen soll.

6. Dänische Volksmärchen. Nach bisher ungedruckten Quellen erzählt von Svend Grundtvig. Uebersetzt von Adolf Strodtmann. Zweite Sammlung. Leipzig, Barth. 1879. 8. 4 M.

Alles Vortheilhafte, was über die erste Sammlung dieser Volksmärchen gesagt worden ist, trifft auch hier zu: sie sind naiv erzählt und gut übersetzt.

Lina Vagt.

Zur Kunde des classischen Alterthums.

1. Frauengestalten der griechischen Sage und Dichtung von Lina Schneider. Mit 18 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, Fernau. 1879. Gr. 8. 9 M.
2. Griechische und römische Literaturbilder für die gebildete Frauenwelt. Von H. Normann. Zweiter Theil: Römische Literaturbilder. Mit einem Titelstahlstich und vier Holzschnitten. Leipzig, Brandstetter. 1879. Gr. 8. 5 M.

Mit dem Verfasser des zweitgenannten Buchs haben wir uns im vorigen Jahre beschäftigt, als seine „Griechischen Literaturbilder" erschienen waren; wir können darum hier um so kürzer sein, als die Art, wie er seine Aufgabe diesmal gefaßt und gelöst hat, dieselbe ist, auch in den Fehlern. Für einen solchen müssen wir es beispielsweise halten, daß er nicht für gut gefunden hat, nur die besten von den vorhandenen Uebersetzungen zu wählen. Unter seinen Uebersetzern sind Namen und unter den gebotenen Stücken sind Proben, welche den heute gestellten, und mit vollem Recht gestellten Anforderungen nicht mehr standhalten; wo z. B. ein Geibel und Bacmeister eingetreten sind für Horaz, da muß der alte Voß, muß auch Binder u. a. das Feld räumen. Wer diese Forderung misachtet, liefert eben nicht die richtigen Literaturbilder, weil er ja nicht für Gelehrte schreibt, die jeden Augenblick den Originaltext präsent haben, sondern für Gebildete, sogar in erster Linie für Frauen, denen man eine Vergleichung mit dem Original nicht zumuthen oder auch nur zutrauen kann. Wie abschreckend nimmt sich für ein taktfest geschultes Ohr folgende Anfangsstrophe aus:

> Wie rollen flüchtig, Posthumus, Posthumus,
> Die Jahr' hinunter! Frömmigkeit bringet nicht
> Den Runzeln und dem Drang des Alters
> Zögerung, noch unbezwungnem Tode!!!

Hier wäre es nöthiger gewesen nachzufeilen, als an dem alten Horaz selbst herumzumäkeln und die moderne Weisheit zum hundertsten mal (und stets wieder ohne alle Befugniß) auf den Markt zu bringen, daß „ein Horazisches Gedicht selten aus einem Guß" sei, „selten mit Wärme und Harmonie der Farben geschaffen" (!), „vielmehr" seien „die Fugen und Risse der Composition, die Absprünge und harten Uebergänge sowol in den Oden als in den raisonnirenden Werken häufig"! In der Bemängelung der Oden hat sich seit Hofmann-Perlkamp der Leser viel müssen gefallen lassen, beinahe so viel als der gute Horaz in der Beeinträchtigung seines Eigenthums, und sie sind ja in der That nicht durchaus und nicht alle makellos — jetzt kommt Herr Normann und flickt ihm auch da etwas am Zeuge, wo er sonst für kanonisch galt! Daß Herr Normann auch hier sich „in Gesellschaft" befindet, macht die Sache nicht besser. Horaz wird ihm diese Kritik viel weniger verzeihen, als Messala Corfinus (sic!) die doch wol nur zufällige Entstellung seines Namens. Und so wollen wir denn scheiden mit dem Verse Juvenal's: „Gehe, wem Auslands Metz' mit gesticketer Haube gelüstet!"

In Nr. 1 hat die Vorsteherin des Victoria-Lyceums in Köln, Lina Schneider, ihre an dieser Anstalt gehaltenen Vorträge in der für die Herausgabe nothwendig gewordenen Bearbeitung in Buchform erscheinen lassen. Ihr Zweck war, die (classischen) Kunstwerke zu erklären, d. h. die Ideen klar zu legen, welche die Alte Welt damit verbunden hat, also eine an der Hand der Dichter durchgeführte Illustration antiker Bildwerke, welche Heroinen und berühmte Frauen des griechischen Alterthums zum Gegenstande haben. Dazu waren aber, sollte Anschaulichkeit erreicht werden, auch graphische Illustrationen nöthig, und zwar hat die Herausgeberin diese Illustrationen nicht beschränkt auf das Kunstwerk in alter Zeit, sondern sie glaubte auch die Leistungen der neuern Zeit herbeiziehen zu sollen „mit besonderer Rücksicht auf die Verschiedenheit der Auffassung in den verschiedenen Epochen und auf die Individualität der Künstler, der Dichter als anregende Künstler mitbegriffen", und so gelangt sie bis auf die Neuzeit hinab. Die nichtantiken Darstellungen sollen also gleichwol die richtige Auffassung der echten antiken Kunstwerke unterstützen, sollen gleichsam eine Umsetzung des geschriebenen Textes in das gezeichnete Bild sein; wir sollen beispielsweise an dem schönen Holzschnitte der Leukothea Robert Cauer's (die Holzschnitte sind, beiläufig gesagt, alle prachtvoll ausgeführt) ungefähr denselben Athem antiken Geistes verspüren, wie er aus dem antiken Bilde der Niobe

im Palazzo degli Uffizi zu Florenz uns entgegenweht. Vielleicht hätte die Herausgeberin etwas deutlicher also gesprochen: sie beabsichtige, bekannte Frauengestalten des Alterthums durch Text und Bild uns so wieder vorzuführen, wie sie von dem Geist der Dichter (Epiker, Lyriker, Dramatiker) oder der darstellenden Künstler (Bildhauer und Maler) angeschaut und geschaffen worden seien; daneben habe sie auch, um „die Gestalten auch als Menschen von Fleisch und Blut zu zeichnen, Bemerkungen über Lebensweise, Sitte, Kleidung u. s. w. der alten Griechen schmückend eingestreut". Diese Frauengestalten nun werden, wo es sich thun ließ, als Segmente der betreffenden Sagenkreise behandelt; so fallen z. B. unter den Sagenkreis des trojanischen Kriegs hier acht: Thetis, Helena, Hecuba, Kassandra, Polyxena, Andromache, Hermione, Penthesilea. Leider sind die Angaben der Verfasserin nicht immer zuverlässig. Sie läßt z. B. den Telemachus die Hermione, Menelaus' und Helena's Tochter, „heimführen als sein Gemahl" — davon wissen die Alten durchaus nichts; ebenso wenig richtig ist, daß Helena „in der Odyssee freiwillig dem Paris folgt, während sie in der Iliade gewaltsam entführt wird". Dann, wenn durchaus auch von der Symbolik und Mythologie die Rede sein mußte und Lessing's Wunsch, „eine Mythologie der Tragiker zu besitzen", noch nicht realisirt ist, hätte billigerweise erwartet werden dürfen, daß unter den Deutungen, denen der Begriff der Helena hat unterliegen müssen, die einzig richtige, daß sie nämlich ein Mondwesen und mit Selene sprachlich und sachlich identisch sei, nicht weggeblieben wäre, während ja die Creuzer'schen und andere Phantasien vom Weltei und von der „weiblichen Potenz in der heiligen Dreizahl alles Erschaffenen" erwähnt werden. Auch falsche Citate laufen mit unter (z. B. S. 344, „Odyssee" I, 32. 33) und falsche Schreibungen (Helena Dentritis), aber auch, was schwerer ins Gewicht fällt, falsche, d. h. nicht antike, Anschauungen. So muß, wenn wir die Penelope zu sehen bekommen, wie sie ihrem geliebten abwesenden Odysseus einen Brief schreibt in weiches Wachs — Worte der Sehnsucht! — dagegen protestirt werden. Der schlichte Einfall Ovid's darf nicht für antik !gelten, und wenn er angeführt werden sollte (was wir bezweifeln), so verdiente auch das Ungehörige desselben gehörige Betonung, sonst könnte irgendein Leser oder eine Leserin gar glauben, daß uns der gute alte Homer diese moderne Sentimentalität auftischt!

Auch über Nausikaa, die neuerdings so oft und zur Unzeit und in ganz schiefer Art besprochene, ergeht sich die Verfasserin und meint, der Dichter, Homer, habe diesen Charakter gebraucht, um den Helden vor seiner Heimat noch recht zu heben, im vollen Glanz leuchten zu lassen. Das kann man sich gefallen lassen; aber falsch, grundfalsch ist es, wenn sie beifügt: Homer opfert ihm dieses jugendlich reizende Wesen. Davon ist bei Homer keine Spur zu erblicken. Es sei offen gesagt: an diesen und ähnlichen Entstellungen des Nausikaa-Charakters ist Goethe's im Entwurf stehen gebliebene „Nausikaa" schuld, freilich auch seine Erklärer (unter diesen in allerneuester Zeit auch W. Scherer in Straßburg, der die Goethe'sche Skizze mit Fleisch und Blut auszufüllen versuchte) und die unverhältnißmäßige Wichtigkeit, welche sie dem Goethe'schen Entwurf beigelegt haben. Mag es auch wie ein Sacrilegium, ein Frevel am Allerheiligsten sich ausnehmen, wir wagen gleichwol zu sagen: Goethe hat den Entwurf darum nicht ausgeführt, weil er zur Einsicht kam, daß die darin enthaltene Stimmung und Färbung der Homerischen Auffassung völlig incongruent, wir dürfen auch sagen nicht antik sei. Die ganze Tragik, die ja sogar mit einem Selbstmord enden sollte, ist in den Homer hineingeheimnißt! Von einer sich regenden hoffnungslosen Liebe zu dem ältern Manne findet sich bei Homer keine Spur; das ganze anmuthige, aber aller Tragik entbehrende Verhältniß zwischen der naiven, von Sentimentalität auch keine leise Spur an sich tragenden Fürstentochter zu Odysseus ist so sehr blos episodisch behandelt, daß Nausikaa nicht einmal beim Abschied des Dulders zugegen ist. Der Dichter bekümmert sich gar nicht mehr um sie, so wenig als Odysseus selbst! Unsere Verfasserin dagegen weiß von einer rührenden Abschiedsscene ein Langes und Breites zu erzählen, als ob sie das dreizehnte Buch der „Odyssee" in „völlig verbesserter und vermehrter Auflage" vor sich hätte: wie Alkinous auf des Odysseus Bitte (welcher ahnte, was sie fern hielt) die Tochter herbeiruft, wie diese erscheint langsamen Schrittes und Odysseus ihr den herrlichen Sohn Telemachus zum Gemahl anträgt, wie sie schweigend verharrt und die Mutter, im Gegensatz zum Vater, dagegen protestirt, bis endlich Odysseus sich des Leides der Nausikaa erbarmt und „mit dem Sohne wiederzukehren" vorschlägt; wenn dieser selbst des Königs Knien naht und die Werbung ausspricht, „dann erst soll sie entscheiden".

Dieser Phantasie, die zwar von Goethe herstammt, aber ganz so dargestellt wird, als sei sie im Homer zu lesen, gibt nun die Verfasserin folgenden Abschluß: „Die Alten erzählen nicht viel vom Scheiden einer Seele aus der blühenden Oberwelt. Auch von Nausikaa's frühem Ende wird nichts berichtet. Aber sie muß früh geschieden sein von der Erde (!). Die liebliche Mädchenblume kann ihrer ersten Liebe nicht untreu geworden sein. Wie ein verstimmtes, krankes Vöglein u. s. w. . . ." Gegen solche Verkennung und Verzeichnung, und wenn selbst ein Goethe die Veranlassung dazu gegeben hat, muß kräftig protestirt werden.

Im übrigen wollen wir gern anerkennen, daß das Buch mit Geschick, Kenntniß und Geschmack angelegt, sauber und glatt geschrieben und ganz dazu angethan ist, in gebildeten Frauen die Liebe zum Schönen zu fördern.

3. Odysseische Landschaften von Alexander Freiherrn von Warsberg. Dritter Band: Das Reich des Odysseus. Wien, Gerold's Sohn. 1879. 8. 8 M.

Wir haben den beiden ersten Bänden des eigenthümlichen Buchs bei ihrem Erscheinen bereits ein Denkzeichen

auf den Weg gegeben, oder vielmehr deren zwei, ein auszeichnendes und ein warnendes. Es ist keine Veranlassung vorhanden, den dritten Band anders zu behandeln. Der Verfasser — an Reiselust, Reiseerfahrung, Menschenkenntniß ein zweiter Odysseus, dem er übrigens auf Schritt und Tritt nachgeht — verfügt über ein ungewöhnliches Erzählungs- und Schilderungstalent. Begeisterung ist sein Hauptviaticum, Entdeckungsdrang sein Ideal — wehe dem, der sich von seinen Zaubertönen verlocken läßt; es geht ihm wie so manchem Seefahrer vor Odysseus mit den Sirenen. Zwar bleichen seine Gebeine nicht am Strande — aber seine Unbefangenheit, seine Nüchternheit ist dahin! Der Verfasser schaut mit den Augen eines Dichters, statt wenigstens das eine Auge dem Kritiker zu reserviren, und wer ihm unbedachtsam folgt und des Weges nicht achtet, dem löscht er unversehens die kritische Lampe und führt ihn ins Waldesdickicht und beweist ihm, daß hier heiliger Boden und heilige Reste aus der Zeit des Homer, des Odysseus und der Penelopeia, daß hier eine „odysseische Landschaft" sei. Und der Mann, in seiner blind gläubigen Begeisterung, bespöttelt Schliemann's Orakelsprüche und meint: „schade, daß es diesem Gelehrten nicht eingefallen, uns auch mit den Schweinen des Odysseus bekannt zu machen"! Er hat nicht daran gedacht, daß, wenn hier wirklich ein Versäumniß des eifrigen Trojaforschers vorliegt, gemäß seiner ganzen Art und Anlage keiner so geeignet wäre, das Unmögliche zu finden, das nie Dagewesene nachzuweisen und das Unterlassene nachzuholen wie gerade er. Allerdings, wer sich über die Wunderlichkeiten dieser Spürsucht, dieses Pfadfinderthums, dieses homerisch-antiquarischen Hypercultus mit seiner liebenswürdigen Zuversichtlichkeit hinwegsetzen kann, der findet in des Verfassers Schilderungen des modern griechischen Lebens Genuß genug. Ja auch der gelehrte Theologe geht nicht leer aus, wenn er zwischen den wuchernden „Blättern" auch die spärlichern „Früchte" zu pflücken weiß. Er wird lächeln, keineswegs zürnen, wenn er den nicht gerade höflichen Trumpf ausspielen sieht: „weil der Nietzsch (sic!) und Nägelsbach und Welcker und andere Alexandriner den Homeros mit advocatischen Kniffen anfechten, sind sie seinem Glauben ferner geblieben, als es der Aberglaube heute noch im Orient ist" (war nicht Welcker auch ein wenig an Ort und Stelle?). Wenn der gewissenhafte Forscher, allerdings die Nüchternheit selbst und keine poetisch erfindsame Natur, in seiner auf Autopsie beruhenden Schilderung Ithakas behauptete, daß hier alles anders sei und anders gewesen sein müsse, als es uns im Homerischen Phantasiebilde entgegentrete, so findet der phantasiereiche Verfasser im Gegentheil alles, tutti frutti, exact und aufs Haar noch so, wie es zur Zeit Homer's und immer gewesen, den Wald „mannichfach", d. h. Oliven, Birnbäume, Mandeln, Cypressen, Lorbern, Steineichen; den Wein „dunkelglühend" (das sind doch gewiß zwei höchst charakteristische und zwingende Indicien), „und wenn Forscher den Getreidebau, die Befruchtung durch Regen und Thau und die Rinderzucht für Ithaka leugnet, so meine ich, man soll nur den einen Winter und das Frühjahr dort zubringen, um die Insel dann in strahlender Fruchtbarkeit im Beginn des Sommers zu sehen". Sollte es nicht, um letztere Erfahrung zu machen, genügen, erst im Sommer zu kommen und die Insel in Augenschein zu nehmen?! Der Philologe wird ferner lächeln über den „Taygeton" (sic!), die „Iphigenie auf Tauris" (sic!), die „Blume des Schlafes", von welcher Telemachos umhüllt war („Odyssee", I, 437), statt von der Flocke des Schafes (das könnte ja ein bloßer neckischer Druckfehler sein!), und über den wirklich unglücklichen Versuch Schliemann's, auf der Hochfläche des Aëtos den Palast des Odysseus zu erbauen (ohne daß wir deswegen dem Versuch des Freiherrn von Warsberg ein schmückenderes Epitheton geben können); er wird sich auch schwerlich imponiren lassen durch die nagelneue Weisheit, welche in den „sogenannten Etruskern" phönizische Einwanderer, und in den sogenannten cyklopischen Mauern nicht blos phönizischen Baustil (das wäre so weit ganz in der Ordnung), sondern ein von phönizischen Kaufleuten importirtes ägyptisches Fabrikat erblickt; noch weniger von den bedenklichen Schrauben, womit der gute Homer, weil es nun einmal zur angenommenen Localität schlechterdings nothwendig ist, gezwungen wird, sein „Ost" als „West" und sein „West" als „Ost" zu erklären, da doch damals „die Himmelsgegenden noch nicht so scharf und schroff abgegliedert waren" (welch naiver Euphemismus!); er wird es dem Verfasser, der uns versichert, daß „viel mehr Menschen am Fernweh als am Heimweh sterben", und daß auch ihm „nur der erstere Tod droht", von Herzen gönnen, daß er nicht den mindesten Zweifel hegte, die Heimat des Odysseus vor Augen zu haben, und daß Homer das Land so geschildert, wie „er (der Verfasser) es nun sah und Homer es auch gesehen"; ja, er wird ihm sogar den süßen Glauben gönnen, daß „der köstliche Wohlgeruch, der über allen griechischen Landen und auch auf den Küsten von Kleinasien ausgebreitet ist, Reste des vielfältig verschütteten, auf die Erde herabgeträufelten Nektars und der Ambrosia der göttlichen Mahlzeiten sei", und daß wir uns das göttliche Ithaka als „durch den directen Schöpfungsact eines Gottes" entstanden zu denken haben. Als nun gar auf Ithaka ihm als Name eines Mädchens „Penelope" ans Ohr traf, als er erfuhr, daß „Odysseus" und „Telemachos" dort zu Land ganz gewöhnliche, landläufige Namen seien, als ferner — was willst du noch mehr? — der moderne Gastfreund ihn frug: „Wer und woher der Männer? Wo hausest du?" — kann es ihm da eine fühlende Brust verargen, wenn er realen Homerischen Boden unter sich fühlte, verargen, wenn er den Sohn eines Einheimischen, „betroffen durch seine Schönheit", für Athene nimmt, und „auch heute noch nicht ganz ohne Zweifel ist, ob er nicht wirklich ein Gott war"? Alles, alles, bis auf das unscheinbarste Detail herab, ist jetzt noch so, wie es einst zur Zeit Homer's gewesen! „Ganz so völlig ho-

merisch, bis in die Silben gleichlautend die Einschiffung und Fahrt (des Verfassers) nach Ithaka", selbst das „Stillsitzen" ganz homerisch, und homerisch das Wort „gleichfarbig dunkel, schwarz und hochgeschnäbelt", sodaß er sich „ganz als heimkehrender Odysseus fühlen konnte".

Und in dieses süße Träumen und Schwärmen hinein braust dann wieder mit einem mal ein recht kräftig-realistischer Windzug, wie z. B. wo der Verfasser einen Anlauf nimmt gegen die conventionellen Ehen, insbesondere unter Verwandten, und der freien wirklichen Liebe, d. h. dem Mittel zur Erzielung gesunden Nachwuchses, ein begeistertes Hoch bringt. Sehr wahr sind einzelne Bemerkungen über homerische Art und Kunst wie die über die sogenannten Epitheta ornantia, welche dem Verfasser in ihren stereotypen Wiederholungen vorkommen wie der sinnbildliche Gebrauch gewisser Gestalten in den ägyptischen Wandhieroglyphen (ganz ungegründet ist dann allerdings wieder der Schluß auf „ägyptisch-homerische Verwandtschaft"). Auch was über Homer's Wahrheit und Natürlichkeit gesagt wird, ist, wenn auch nicht neu, doch richtig empfunden und gut ausgedrückt. Es schadet nämlich gar nichts, wenn man, statt sich in allgemeinen Phrasen über Homer's kanonische Vortrefflichkeit und Vorbildlichkeit zu ergehen, die speciellen Eigenschaften, die ihn zu jenem Range erheben, dem Leser ad oculos demonstrirt, in der Art etwa und nach den grundlegenden Principien, wie wir sie in Lessing's „Laokoon" vorfinden. Unsere Poetiken können nicht so ins Einzelne eingehen, als es zu wünschen wäre. Schädlich ist es freilich, wenn auf sogenannte Schönheiten förmlich Jagd gemacht wird, wie dies auch dem Verfasser hier und da passirt, ihm nicht weniger als gewissen Schulausgaben, die dagegen an wirklichen eminenten Schönheiten kühl und lautlos vorüber zu gehen pflegen. Wer sich alles modernen Ballastes, insofern dieser mit der antiken Empfindungssphäre contrastirt, völlig entledigen und so vor den Gebilden der Alten stehen könnte wie weiland der meerentronene Odysseus vor Nausikaa, wer die volle Naivetät seiner Jugend sich zurückerobern könnte, das wäre der richtige Mann und Held, der uns das goldene Vlies des Homer-Verständnisses aus dem dunkeln Schacht des Unverstandes, des Aberglaubens, des Vorurtheils und der Gefühlsschwächlichkeit zurückzuholen im Stande wäre. Von diesem Heldenthum fühlt aber der auch nicht die leiseste Spur, welcher — und bekannte Philologen befinden sich in diesem Falle — den ersten Gesang der „Odyssee" für einen sehr entbehrlichen, ja ungeschickten spätern Zusatz erklären will! Unser Verfasser hat daher entschieden recht, wenn er gerade auch hier die Geschicklichkeit im Mechanismus des Gedichts bewundert: „Das Epos beginnt in medias res (sic!) auf Ithaka, wo es uns wieder hinführt und als heiteres, alles versöhnendes Schauspiel abschließt." Wir müssen dem Verfasser auch (trotz der leider allgemeinen Ansicht, die sich durch das höhere Alter, die ursprünglichere Reckenhaftigkeit und den großartigern Stoff der „Ilias" bestechen läßt) durchaus recht geben, wenn er wegen „der größern künstlerischen Mache (sic!), Berechnung im Aufbau, Verflechtung und Schürzung des Knotens, Spannung und Entlassung des Zuhörers" die „Odyssee" für das überlegenere Kunstwerk hält.

F. Mühly.

Statistische Literatur.

1. Handbuch der Statistik von M. Block. Deutsche Ausgabe, zugleich als Handbuch der Statistik des Deutschen Reichs von H. von Scheel. Leipzig, Veit u. Comp. 1879. Gr. 8. 6 M.
2. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Herausgegeben vom kaiserlichen statistischen Amt. Erster Jahrgang. 1880. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Die statistische Handbuchliteratur ist durch diese beiden Bücher wesentlich und in sehr willkommener Weise bereichert worden. Das erstgenannte erfüllt den Zweck, für das größere gebildete Publikum, insbesondere auch für Studirende als Einführung in die Statistik zu dienen, mit den wichtigen Problemen und Streitfragen derselben bekannt zu machen, die Entstehung und den Werth der statistischen Ziffern beurtheilen zu lehren, zugleich besonders in der Statistik des Deutschen Reichs zurechtzuweisen und deren Ergebnisse mitzutheilen. Das zweite bringt den wichtigsten Inhalt aller Gebiete der amtlichen Reichsstatistik, nach gleichen Gesichtspunkten zusammengestellt, für eine Reihe von Jahren und wird fortan regelmäßig jährlich neben den beiden bisherigen Veröffentlichungen des kaiserlichen Statistischen Amts: „Statistik des Deutschen Reichs" und „Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs", erscheinen.

Das „Handbuch der Statistik" folgt nur in den ersten beiden Abschnitten: „Geschichtlicher Theil", der eine kurze Uebersicht der Entwickelung der statistischen Thätigkeit gibt, und „Theoretischer Theil", in welchem die wissenschaftlichen Aufgaben der Statistik, insbesondere auch die Sterbetafeln behandelt werden, dem französischen Original; der dritte Abschnitt: „Die Praxis der Statistik", ist zum großen Theile, der vierte: „Die Ergebnisse der Statistik", gänzlich eigene Arbeit des deutschen Herausgebers. In der Beschreibung der statistischen Praxis lernen wir die Organisation der Aufnahmen unter besonderer Berücksichtigung der wichtigsten derselben, nämlich der Volkszählungen, kennen; in den „Ergebnissen der Statistik" ist der Nachdruck auf diejenigen Ziffern gelegt, welche über die Bevölkerungsverhältnisse und die wirthschaftlichen Zustände des

Deutschen Reichs und seiner größern Staaten Auskunft geben. Internationale Vergleiche sind nur in denjenigen Punkten angestellt, wo sie nach der Lage des Materials unbedenklich schienen; insbesondere in der Bevölkerungsstatistik. Das französische Originalwerk enthält derselben freilich viel mehr, von denen jedoch ein großer Theil sich bei genauerer Prüfung als nicht stichhaltig herausstellen dürfte. Auch pflegt Block keine Quellen zu citiren, aus denen man seine Angaben verificiren kann; in der deutschen Bearbeitung fehlen die Quellenhinweise nicht; auch sind die Zahlen daselbst durch Bemerkungen über ihre Entstehung und ihren Werth erläutert.

Internationale statistische Vergleiche haben jedenfalls nur dann Werth, wenn wirklich materiell gleichartige, auf gleiche Weise gewonnene und gleich sichere Zahlen vorliegen; das ist aber auf den allermeisten Gebieten der Statistik noch nicht der Fall, trotz aller frommen Wünsche der internationalen statistischen Congresse. Selbst bei den scheinbar so einfachen bevölkerungsstatistischen Aufnahmen ist noch keine Gleichmäßigkeit erreicht. Nur ein Beispiel: man zeichnet in Deutschland wie in Frankreich die „Todtgeborenen" auf. Man findet in Frankreich mehr Todtgeborene unter den Geborenen als in Deutschland. Man sollte nun dem gesunden Menschenverstande nach denken, über den Begriff „todtgeboren" könne doch wol kein Zweifel sein, und man könne die französische und deutsche Todtgeburtenziffer vergleichen und daraus schließen, daß das Ueberwiegen derselben in Frankreich von irgendwelchen natürlichen oder socialen Ursachen herrühre. Das wäre indessen vollkommen falsch. Die Sache liegt einfach an den ungleichartigen Aufnahmen: in Frankreich wird nämlich als „todtgeboren" jedes Kind registrirt, welches bis zur Meldung der Geburt an den Civilstandsbeamten gestorben ist, in Deutschland nur das „vor oder in der Geburt verstorbene" Kind. Da nun die ersten Stunden und Tage des Lebens für viele Neugeborene auch schon das Leben wieder abschließen, so erhöht der kleine Zeitraum, der zwischen der Geburt und der Meldung beim Standesbeamten liegt, die Zahl der „Todtgeborenen" bedeutend, und so kann es sein, daß in Frankreich weniger Todtgeburten vorkommen, obwol ihre statistische Ziffer höher ist. Ferner sollte man bei internationalen Vergleichen mehr, als es zu geschehen pflegt, die Sicherheit der Ziffern berücksichtigen. Es ist z. B. klar, daß über die Ausdehnung der Weizencultur in den Vereinigten Staaten bei den dortigen Verhältnissen nur Schätzungen vorliegen können, die vielleicht um die Hälfte zu hoch oder zu niedrig sind; während man bei uns zu Daten kommen kann, die viel weniger von der Wirklichkeit abweichen. Und dann gibt es noch Statistiker, welche das internationale Vergleichsgeschäft so weit treiben, daß sie Zahlen über Rußland mit solchen über den Canton Zürich vergleichen, der in jenes Kaiserthum mit seinen unendlichen Boden- und Völkerverschiedenheiten der Volksmenge nach etwa dreihundertmal, der Fläche nach noch viel mehr mal aufgeht.

Es dürfte also das „Handbuch der Statistik" nicht so unrecht gethan haben, sich auf internationale Vergleiche nicht allzu viel einzulassen, sondern vorzüglich Deutschland im Auge zu behalten. An dieses Buch, welches den Leser in gelungener Weise in die Statistik einführt, schließt sich als willkommene Ergänzung das amtliche „Statistische Jahrbuch" für das Deutsche Reich an, welches einem wirklichen Bedürfnisse aller derjenigen, die sich mit den öffentlichen Angelegenheiten des Reichs beschäftigen, in bester Weise entgegenkommt. Die statistische Centralstelle des Reichs hat sich, unter der Leitung des Geheimen Oberregierungsraths Dr. Becker, seit der kurzen Zeit ihres Bestehens (seit 1872) durch ihre gediegenen Leistungen vortheilhaft bekannt gemacht und fügt denselben mit diesem Jahrbuche eine neue hinzu. Das Jahrbuch gibt in gedrängten Tabellen Auskunft über sämmtliche Zweige der Bevölkerungsstatistik, über die Statistik der Landwirthschaft, der Industrie, der Waaren-Ein- und -Ausfuhr, der Verkehrsanstalten, sowie über einige Zweige der politischen und Finanzstatistik. Ein Abschnitt ist Berechnungen der Verbrauchsmengen von wichtigen Producten, wie Taback, Salz, Bier, Branntwein, Eisen u. s. w., gewidmet. Die Nachweise beziehen sich, soweit dies thunlich, nicht nur auf das Reichsgebiet im ganzen, sondern auch auf die einzelnen Staaten (für Preußen auch Provinzen). Zwei kartographische Darstellungen, die Bevölkerungsdichtigkeit und die Vertheilung der evangelischen und katholischen Bevölkerung betreffend, sind dem gut ausgestatteten Werke beigegeben, das sich als unentbehrliches Nachschlagebuch auch beim größern Publikum gewiß rasch einbürgern wird.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Seit dem 5. Juli hat in München ein Cyklus von Mustervorstellungen deutscher Schauspielkunst begonnen, wie ihn seinerzeit Dingelstedt an dieser Bühne zuerst ins Leben gerufen hat. Der Intendant Baron von Perfall und der Schauspieldirector Possart haben die namhaftesten deutschen Schauspieler an der Isar versammelt, um dort dem Publikum einen Cyklus classischer Dramen vorzuführen. Die deutsche Journalistik ist durch eine überaus große Zahl von Berichterstattern vertreten; natürlich spielt auch die Kritik der Feuilletons in allen Farben, und es ist schwer, irgendein kritisches Facit aus ihnen zu entnehmen. Wir sind keine Anhänger der Theorie des Ensemble à tout prix; denn ein noch so gut eingespieltes Ensemble von Mittelmäßigkeiten wird nie im Stande sein, eine geniale Dichtung in genialer Weise wiederzugeben. Das Ensemble ist für jede Kunstleistung, die aus dem Zusammenwirken mehrerer Kräfte hervorgeht, eine unerläßliche Bedingung; aber an und für sich vermag es nicht, das höchste Ziel der Kunst zu erreichen. Etwas an-

deres ist es mit einem Ensemble von „ersten Kräften"; dies vermag ganz gewiß das Ideal künstlerischer Darstellung zu verwirklichen. Insofern ist der Gedanke Dingelstedt's ein fruchtbarer und das Streben der münchener Intendanz, ihn von neuem zu verwirklichen, durchaus anzuerkennen.

Wenn man indeß manche ungünstige Berichte über diese münchener Aufführungen liest, so muß man sich fragen, wie es geschehen kann, daß der Gesammteindruck dieser oder jener Aufführung hinter der berechtigten Erwartung zurückbleibt, die man von ihr hegen muß. Sind die „ersten Kräfte" nicht alle Kräfte ersten Ranges? Gibt es darunter Darsteller, die ihrem Ruf nicht entsprechen? Oder fehlt einzelnen Meistern der darstellenden Kunst, die gewöhnt sind, stets im vollen Licht, im Vordergrund der Aufführung zu stehen, die Gabe, sich in das Ensemble einzufügen? Hätten sich, während wir bisher einem Ensemble ohne erste Kräfte zu begegnen pflegten, jetzt in München erste Kräfte vereinigt, die nicht fähig wären, sich zu einem Ensemble zu verschmelzen? Oder fehlte die Zeit, ein solches Ensemble zu bilden, indem die Eigenart hervorragender Künstler sich nicht so leicht und nicht so rasch zu einem solchen harmonischen Gesammtbilde zusammenfügt?

Auf alle diese Fragen werden eingehende Kritiken von competenter Feder später wol Auskunft geben. Von den bisherigen Vorstellungen werden diejenigen des „Hamlet" mit Sonnenthal in der Titelrolle, des „Clavigo", ebenfalls mit Sonnenthal (Clavigo), Marie (Fräulein Wessely) und Carlos (Herr Possart), ebenso die des „Nathan", den Herr Lewinsky spielte, am meisten gerühmt. An „Wallenstein's Lager" und „Die Piccolomini" hatte die Kritik manches auszusetzen. Was Barnay betrifft, so ist uns dies unverständlich; denn wir halten seinen Wallenstein für eine vortreffliche Leistung, für uns um so anerkennenswerther, als die Darsteller dieser Rolle fast ausgestorben sind.

Wir haben gegen die Mustervorstellungen bisher nur einen Einwand: das ist das ausschließlich classische Repertoire, das nur zu Gunsten Heinrich von Kleist's einmal durchbrochen worden ist. Wir meinen, daß durch solche Beschränkung der Dichtung des letzten halben Jahrhunderts und damit der Entwickelung unserer Nationalliteratur Eintrag geschieht. Ein paar neuere Werke, etwa „Uriel Acosta", „Graf Essex", die „Nibelungen" Hebbel's, hätten doch bei dem Publikum die Ueberzeugung lebendig gehalten, daß die deutsche „Classicität" nicht ein für allemal einen Abschluß gefunden hat, daß die Entwickelung der dramatischen Dichtung und der Bühne nach wie vor in lebendigem Fluß ist. Mögen unsere Classicitätspuristen auf dem Büchermarkt ihre Rolle spielen: die Bühne aber, die sich auf eine bestimmte Epoche der Dichtung in ihren Vorführungen beschränken wollte, würde sich damit selbst zur Stagnation verurtheilen; denn gerade das Theater bedarf des unmittelbaren Lebens der Gegenwart, des fortwährenden Zusammenhangs mit den schöpferischen Talenten der Dichter. Und was von der Bühne im allgemeinen gilt, das muß auch von solchen Festvorstellungen gelten, in denen sie das Höchste ihrer Leistungsfähigkeit zur Schau stellt.

— Am berliner Victoria-Theater ist nun auf dreigetheilter Mysterienbühne der erste und auch der zweite Theil des Goethe'schen „Faust" in der Einrichtung von Otto Devrient zur Aufführung gekommen, welche von Weimar her schon weiten Kreisen bekannt ist. Der Erfolg war ein lebhafter: der zweite Theil von Goethe's „Faust" als Dichtwerk allein könnte in keiner Weise so zündend wirken; vieles darin ist eine harte Nuß für die Commentare, der Zusammenhang des Ganzen schwer verständlich, am wenigsten auf den ersten Blick; und doch verlangt ein Bühnenabend ein solches Verständniß. Der lebhafte Beifall galt vor allem der Inscenirung, den prächtigen Decorationen und Gruppirungen, galt der musikalischen Ausschmückung, den Chor- und Sologesängen, den Ballets und Aufzügen, also jenen Vorzügen eines Schaustücks, wie sie ja am Victoria-Theater, wenn man das Höchste mit dem Niedrigsten vergleichen darf, auch dem „Schafhatzl", der „Eselshaut" und andern Ausstattungsstücken zutheil geworden sind, bei denen man auf die Handlung nicht achtet, weil sie auf einem zu niedrigen Niveau sich befindet, wie umgekehrt im zweiten Theil des „Faust" auf einem zu hohen.

Bibliographie.

Baum, Mathilde, geb. Böckel, Johann Wilhelm Baum. Ein protestantisches Charakterbild aus dem Elsaß. 1806—1878. Bremen, Brnns. Gr. 8. 1 M.

Berichte während einer Reise um die Erde 1877/78 von F. P. Hamburg, Jenichen. Gr. 8. 3 M.

Bosboom-Toussaint, Frau, Major Franz. Roman. Deutsch von St. Born. Leipzig, Schulze u. Co. 8. 3 M.

Danzel, T. W., und G. E. Guhrauer, Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. 2te berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. v. Maltzahn und R. Boxberger. 1ste Lfg. Berlin, Th. Hofmann. Gr. 8. 1 M.

Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit. 1ster Thl.: Präliminarien. Mit einem offenen Briefe an Herrn R. von Bennigsen als Vorwort. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Fischer, K., Heinrich v. Treitschke und sein Wort über unser Judenthum. Ein Wort zur Verständigung. M. Gladbach, Schellmann. Gr. 8. 80 Pf.

Flegler, A., Geschichte der Demokratie. 1ster Bd. Altertum. Nürnberg, Rösel. Lex.-8. 9 M.

Franke, J. H., Die Wissenschaft vom physischen, geistigen und sozialen Leben auf der Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung. Ein ärztlicher Wegweiser zur Kunst vernunftgemäßen Lebens in gesunden und kranken Tagen. 1ste Hälfte. Berlin, Wortmann. Gr. 8. 4 M.

Frantz, C., Schelling's positive Philosophie, nach ihrem Inhalt, wie nach ihrer Bedeutung für den allgemeinen Umschwung der bis jetzt noch herrschenden Denkweise, für gebildete Leser dargestellt. 2ter allgemeiner Thl. Die Philosophie der Mythologie. Köthen, Schettler. Gr. 8. 4 M.

Fried, R., Führer nach Oberammergau zum Passionsspiele 1880. Nebst genauer Beschreibung der Starnberger und Ammer-Seegegenden, von Partenkirchen und Garnisch. Nach officiellen Quellen bearbeitet. Mit einer Karte und dem Plan des Passionstheaters. München, J. A. Finsterlin. 16. 1 M. 20 Pf.

Gizycki, P. v., Ueber das Leben und die Moralphilosophie des Epikur. Halle. 1879. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Grünbaum, M., Ueber die Publicistik des dreissigjährigen Krieges von 1626—1629. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Hitzigrath, H., Die Publicistik des Prager Friedens [1635]. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Höffding, H., Die Grundlage der humanen Ethik. Aus dem Dänischen. Bonn, Strauss. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hölscher, U., Zur Einführung in das Studium der altfriesischen Rechtsquellen. Bützow. 4. 1 M. 50 Pf.

Leonhardt, W., Atina. Tragisch-dramatisches Gedicht in 3 Thln. Berlin, Heinicke. 12. 75 Pf.

Leterrier, E., und A. Vanloo, Die hübsche Perserin. Komische Oper. Musik von Ch. Lecoq. Deutsche Bearbeitung von F. Zell und R. Genée. Textbuch. Berlin, Fürstner. 8. 50 Pf.

Lewald, Fanny, Helmar. Roman. Berlin, Janke. Gr. 8. 6 M.

Meilhac, H., und L. Halévy, Arien und Gesänge aus Carmen. Oper nach einer Novelle des Prosper Merimée. Musik von G. Bizet. Nach Anordnung der königlichen General-Intendantur. Berlin, Fürstner. 8. 50 Pf.

Muncker, F., Lessings persönliches und literarisches Verhältnis zu Klopstock. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 5 M.

Osthoff, G., Die liberalen Lehrer der modernen Schule nach ihrem eigenen Bekenntniß und Geständniß. Frankfurt a. M., Fösser. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Popp, F., Lied vom Kaiser Friedrich Barbarossa und vom Pfalzgrafen Otto v. Wittelsbach. Eine Festgabe zum 700jährigen Wittelsbacher Jubiläum. Nördlingen, Beck. 12. 1 M.

Steinbrecher, O., Führer zum Oberammergauer Passionsspiel. München, Kellerer. 16. 70 Pf.

Steub, L., Aus Tirol. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 3 M. 50 Pf.

Storck's, F., Poetische Schriften. Kalleroden. Plattdeutsche Gedichte und Erzählungen heitern und ernsten Inhalts in bergisch-wupperthaler Mundart. 5tes Hft. Elberfeld, Faßbender. 8. 50 Pf.

Storm, T., Drei neue Novellen. (Eekenhof. Im Brauer-Hause. Zur „Wald- und Wasserfreude".) Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Tscharner, B. v., Die bildenden Künste in der Schweiz im Jahre 1879. Kunstchronik. Bern, Dalp. 8. 1 M.

Uhl, F., Die Botschafterin. Roman. 2 Bde. Berlin, Paetel. 8. 6 M.

Ulichs, L., Griechische Statuen im republikanischen Rom. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 80 Pf.

Umlauff von Frankwell, V. Ritter, Heimatsklänge. Gedichte. Wien, Braumüller. 16. 2 M. 80 Pf.

Vischer, R., Kunstgeschichte und Humanismus. Beiträge zur Klärung. Stuttgart, Göschen. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Zacharias, O., Die Gefährdung der socialen Wohlfahrt durch die zu frühen Eheschließungen der Besitzlosen. Hirschberg, Heilig. Gr. 8. 60 Pf.

Zais, E., Beiträge zur Geschichte des Erzstifts Mainz. Wiesbaden, Feller u. Gecks. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1880. Erster Band.

8. Geh. 9 M. In Salon- oder in Bibliotheksband 11 M.

„Unsere Zeit", als eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen anerkannt, außerdem die wohlfeilste, ist in halbjährlichen Bänden oder in monatlich erscheinenden Heften (vierteljährlich 4 M. 50 Pf.) zu beziehen. Ihr Inhalt, aus zeitgeschichtlichen Aufsätzen, politischen, literarischen, artistischen, naturwissenschaftlichen Essays, Novellen, Reiseskizzen u. s. w. bestehend und von den hervorragendsten Autoren der Gegenwart verfaßt, darf bleibenden Werth für sich in Anspruch nehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kleiner italienischer Briefsteller

zum Studium für Deutsche.

Mit Worterklärungen und Anmerkungen

herausgegeben von

Johann Lardelli.

8. Geh. 1 M.

Mit diesen 100 ausgewählten Briefen aus der Privat- und Handelscorrespondenz, zum Theil den besten Schriftstellern entnommen, bietet der Herausgeber ein treffliches Hülfsmittel zur Bildung im italienischen Briefstil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Leben Jesu.

Von

Ernest Renan.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage

nach der sechzehnten Auflage des Originals.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das berühmte Werk des französischen Gelehrten und Akademikers Renan hat auch in Deutschland neben Strauß' „Leben Jesu" vielfache Beachtung und Verbreitung gefunden und wird stets als ein wichtiger Beitrag zur Auffassung des Christenthums für Theologen wie Nichttheologen hervorragendes Interesse bewahren. In die vorliegende vierte Auflage der autorisirten deutschen Ausgabe sind zahlreiche spätere Zusätze des Verfassers aufgenommen worden.

In demselben Verlage erschien:

Renan, Ernest. Die Apostel. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M. — Paulus. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. — Der Antichrist. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Schopenhauer-Literatur.

Versuch einer chronologischen Uebersicht derselben.

Von

Ferdinand Laban.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Bibliographische, nach den Erscheinungsjahren geordnete Vorführung der Schriften von und über Schopenhauer sowie Nachweis derjenigen Stellen in Werken und Journalen, wo auf Schopenhauer Bezug genommen wird: eine Arbeit von großem Werth für jeden, der sich mit diesem Philosophen beschäftigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

MODERN AMERICAN LYRICS.

Edited by

Karl Knortz and **Otto Dickmann.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine sehr reichhaltige Anthologie, in welcher alle neuern amerikanischen Dichter mit ihren besten Gedichten vertreten sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus West-Afrika.

1873—1876.

Erlebnisse und Beobachtungen

von

Hermann Soyaux.

Zwei Theile.

Mit einer Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat als Mitglied der Deutschen Expedition nach Südwest-Afrika Gelegenheit gehabt, über Bodengestaltung, Vegetation, Thierwelt, klimatische Verhältnisse der westafrikanischen Küstenländer sowie über den Charakter und die Zustände der eingeborenen Bevölkerung viele neue interessante Beobachtungen zu machen, die er in frischer, farbenreicher Anschaulichkeit mitzutheilen weiß. Sein Werk nimmt somit neben andern Publikationen über die genannte Expedition einen durchaus selbständigen Platz ein und bereichert in fesselnder Weise unsere Kenntniß von dem dunkeln Welttheil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Recht des Lebenden.

Roman von

Levin Schücking.

Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Wie jedes neue Werk, womit Levin Schücking die Lesewelt beschenkt, darf auch dieser soeben erschienene, spannende und geistvolle Roman aus seiner Feder der freundlichsten Aufnahme sicher sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

K. U. U. WISSCHE BIBLIOTHEK Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 29. Juli 1880.

Inhalt: Literarische Plaudereien. Von Rudolf von Gottschall. — Schriften zur neuern und neuesten deutschen Literatur. Von Robert Boxberger. (Beschluß.) — Jules Verne's neueste Werke. Von J. J. Honegger. — Erzählende Dichtungen. Von Karl Bartsch. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Plaudereien.

Wenn man die verschiedenartigen Urtheile auch solcher Kritiker, deren Competenz anerkannt ist, über Kunst- und Literaturwerke miteinander vergleicht, so kann man zu der Ansicht kommen, daß das Ideal der Kritik unerreichbar in die Ferne gerückt ist. Die Verwirrung der Meinungen im Publikum muß sich um so mehr vergrößern, je mehr der Glauben an die kritische Autorität schwindet. Dabei gewinnt nur die von allen Kritikern verworfene Geschmacklosigkeit, die nur auf das augenblickliche Vergnügen ausgeht. Die Kritik: tel est mon plaisir, die nach rein persönlichem Gefallen und Misfallen entscheidende Kritik wird sich um so behäbiger breit machen, je mehr auch die Fachkritiker sich solcher Maßstäbe zu bedienen scheinen. Gleichwol muß das Ideal der Kritik immer von neuem als das erstrebenswerthe, wenn auch wegen des Hereinspielens subjectiver Elemente nie ganz zu erreichende Ziel den Urtheilenden vorgeführt werden.

Es gibt einen der Optik entnommenen Ausdruck, der dieses Ideal vielleicht am treffendsten bezeichnet. Man nennt die Linsengläser und Fernrohre, durch welche man die Gegenstände ohne alle entstellenden farbigen Ränder erblickt, achromatisch, und so möchten wir auch die „achromatische Kritik" als die ideale bezeichnen. Wenn aber die Ansicht Newton's, der die Aufhebung einer solchen Farbenzerstreuung für unmöglich hielt, längst durch die Dollond und Fraunhofer, durch die Vereinigung der Flintglas- und Crownglaslinsen, durch die vollkommen rein hergestellten Glasarten widerlegt ist: so wird die achromatische Kritik dagegen stets unerreichbar bleiben, weil sich eben die kritischen Objectiv- und Oculargläser mit vollkommener Reinheit nicht herstellen lassen; es werden immer zerstreute Farben des subjectiven Meinens und Beliebens mithereinspielen, und das Crown- und Flintglas, welche beide das Licht ungleich stark brechen, die Farben verschiedenartig zerstreuen und so diese Wirkung gegenseitig aufzuheben vermögen, werden sich in einem und demselben kritischen Fernrohr nicht zu einem ganz farblosen Linsensystem vereinigen lassen.

Einem mathematischen Problem gegenüber ist solche von keinem leisen Farbenschimmer getrübte Objectivität möglich, dem Kunstwerk und der dichterischen Schöpfung gegenüber aber nicht; denn diese bewegt sich nicht im reinen Licht der Erkenntniß, sie trägt das Gepräge eines individuellen Geistes, dessen höchste Gestalt das schöpferische Genie ist; und so ist es auch nicht anders möglich, als daß das individuelle Moment auf der andern Seite, auf der Seite der Empfangenden und Beurtheilenden, ebenfalls in dem Farbenspiel der Sympathien und Antipathien sich geltend macht. Auch jede geistige Persönlichkeit strömt ein nervöses Fluidum aus, in dessen Kreis sich andere Geister mehr oder weniger behaglich fühlen.

Wenn wir gegenüber der Kritik der Gegenwart und ihrer Zerfahrenheit verzagen möchten, so zeigt uns ein Blick auf die Vergangenheit, daß dies niemals anders gewesen, auch nicht in der Blütenepoche unserer Literatur. Schiller war gewiß einer der ehrlichst strebenden Geister unserer Nation, ein Dichter, der die ästhetischen Studien nicht blos als ein Praktiker zu seiner Orientirung betrieb, sondern der sie an der Quelle aufsuchte, in den Tiefen der philosophischen Systeme: und doch, welch einseitiges Urtheil, das von der Nachwelt keineswegs gutgeheißen wurde, fällte er über Bürger's Gedichte. Dieses Urtheil wurde gefärbt durch die Lichtbrechung seines eigenen Genies. Seinem ästhetischen Naturell war das volksthümlich Derbe zuwider, sein Bildungsgang wies ihn auf den classischen Adel der Formen; so konnte er einem Dichter wie Bürger nicht gerecht werden.

Wie aber erging es Schiller selbst? Die Romantiker waren gewiß geniale Leute, auch ehrlich in ihren Ueber-

zeugungen, und welche wegwerfenden Urtheile fällten sie über Schiller's Dichtungen. Die geistreiche Karoline Schlegel, nachher Karoline Schelling, durch den ehelichen Bindestrich nacheinander mit zwei großen Namen unserer Literatur verknüpft, fiel vor Lachen über Schiller's „Lied von der Glocke" fast vom Stuhl, wie sie selbst erzählt. So abgeschmackt kam ihr ein Gedicht vor, welches das deutsche Volk selbst seitdem als besonderes poetisches Nationaleigenthum verehrt. Der romantische Dunstkreis hatte zu verdämmernde Farben, um die Klarheit des Schiller'schen Genius ungetrübt in sich aufnehmen zu können.

Und gar der ehrliche Nicolai in Berlin, der Phantasmagorist der Goethe'schen „Walpurgisnacht", wie sträubte er sich gegen die Anerkennung unserer classischen Geister! Nicolai war ein verständiger, keineswegs urtheilsloser Mann; er hat sich durch seine „Allgemeine deutsche Bibliothek" große Verdienste um die Entwickelung unserer Literatur erworben; aber in das ästhetische Fächerwerk seines Gehirns paßte nichts, was groß und bedeutend angelegt war; das mußte er für sein Prokrustesbett gewaltsam verkürzen.

Wie mannichfach aber ist das Farbenspiel der Neuzeit, das die kritischen Oculargläser trübt! Wir erinnern nur an die Julian Schmidt-Freytag'sche „Grenzboten"-Kritik ... wie oft sah man da den moralischen Piepenbrink statt des ästhetischen Kunstrichters. Die ganze Schmidt'sche Literaturgeschichte zeigt uns fortwährend ethische Farben hereinspielend in das ästhetisch-kritische Urtheil, und zwar oft bis zu vollständiger Trübung desselben.

Als complementäre Farbe trat die realistische hinzu, die zwar der ästhetischen Iris angehört, aber sich in bedenklicher Weise isolirt hatte. Dem Idealismus gehörten ja alle jene Verirrungen der Phantasie an, welche eine hausbüchen gesunde Kritik zu zersetzen suchte. Hätte sie auch noch Goethe über die Klinge springen lassen; sie wäre wenigstens consequent gewesen. Seitdem versteckt sich der ganze kritische Mob, der für Poesie kein Verständniß hat, dem die ew'gen Melodien sich nicht durch die Glieder bewegen, hinter dem „Realismus".

Dann kommt das politische Farbenspiel! Der Kritiker heftet an das Bret vor seinem Kopfe irgendeine Bi- oder Tricolore und wüthet gegen alles, was nicht diese Farben trägt. Gegenwärtig haben sogar die sehr zufällig zusammengewürfelten politischen Parteien ihre Leibpoeten, welche einige Sessionen hindurch vorhalten, bis die Partei sich irgendwo oder irgendwie verschmolzen oder zersplittert hat. Dann wird auch die in den Parteiblättern gepriesene Unsterblichkeit ihrer Poeten eine „Frage der Zeit".

Am buntesten, alle Objectiv- und Oculargläser mit dicken Rändern überströmend, ist das Farbenspiel der Espritkritik, der es ja überhaupt nicht auf klare Erkenntniß des Objects, sondern nur auf die Regenbogenpracht der eigenen Geistreichigkeit ankommt. Diese Kritik ist in Deutschland nicht von so altem Datum; sie ist neufranzösischen Ursprungs und mit dem Feuilleton von Frankreich herübergekommen. Die jungdeutsche Schule, Heine an der Spitze, hat zuerst eine witzige Kritik, bei welcher auf dem Witz selbst der Nachdruck liegt, bei uns in Schwung gebracht; doch waren einzelne Autoren jener Schule, wie Gutzkow, dabei sehr ernst und überzeugungstreu, ganz im Stil Börne's, der eine witzige Ader besaß, dem aber doch das Sachliche in erster Linie stand. Dazu kamen aber die Witzspielereien Saphir's, der in Berlin ja einen breiten Boden gefunden hatte. Der Witz als Selbstzweck wurde auf den Thron gehoben. Was konnte dabei herauskommen? Der Witz nährt sich in erster Linie von dem Skandal; gleichgültig ist ihm die Sache, die Wahrheit; er ist, wie Jean Paul sagt, von Haus aus ein Gottes- und Geistesleugner. Auch eine im Grunde chevalereske Gesinnung wird von dem Witz zu allerlei Ausschreitungen verführt. Die Espritkritik wird wenig loben; denn es ist schwer, im Lob Esprit zu zeigen und witzig zu sein; sie wird mit Vorliebe tadeln, entweder Hervorragendes herunterzerren und sich darüber stellen, wie Falstaff über die Leiche Percy's, oder sich Untergeordnetes hervorsuchen, um damit ein keckes Spiel zu treiben.

Das schlimmste Farbenspiel der Kritik ist aber dasjenige, in welchem die Ränder des Ocular- und Objectivglases durch Schmutzfarben gebildet werden. Es ist kein erfreuliches Zeichen, daß dieses Farbenspiel in jüngster Zeit so zugenommen hat. Ein in die Gosse getauchtes Bild von Saphir wäre der Fetisch, der in manchem Redactionszimmer angebetet werden müßte.

Wenn sich eine „achromatische Kritik" auch nur annäherungsweise erreichen läßt, so bleibt sie doch das Ideal, dem nachzustreben die Pflicht aller derjenigen ist, welche den Aufschwung unserer Literatur, die Anerkennung des echten Talents zu fördern suchen.

Rudolf von Gottschall.

Schriften zur neuern und neuesten deutschen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 30.)

7. Chronika eines fahrenden Schülers. Von Clemens Brentano. Fortgesetzt und vollendet von A. von der Elbe. Heidelberg, C. Winter. 1880. 8. 4 M.

Wenn man sich von vornherein der Gedanken an das gewöhnliche Treiben fahrender Schüler, die in den polizeilichen Verordnungen auf gleiche Stufe mit Zigeunern, Quacksalbern, Bettelmönchen und andern Vagabunden gestellt wurden, entschlägt, so wird man mit herzlicher Freude das Brentano'sche Bruchstück lesen und sich an der ungekünstelten, vom Herzen kommenden und darum auch zum

Herzen sprechenden Frömmigkeit, der „Johannes"-Seele des Helden erquicken. Wahrscheinlich hat dieselbe aber für fromme Katholiken noch besondere Reize, die wir Protestanten nur durch Reflexion nachempfinden können. Deren Dank also besonders hat sich der geschickte Verfasser der Fortsetzung, die mir ganz in dem ursprünglichen Geist des Fragments gehalten scheint, verdient; doch wollen auch wir ihm den unserigen nicht vorenthalten. Brentano bricht sein Fragment so früh ab, daß sich Fortsetzung und Schluß unmöglich errathen lassen; auch wüßte ich nicht, daß er sonst irgendwelche Andeutung über die Fortsetzung gegeben hätte. Der Verfasser hatte also freie Hand; aber er hat sich, wie gesagt, mit Verständniß und Liebe in Brentano's Geist hineingedichtet und so ein einheitliches Ganzes geschaffen, welches wir besonders frommen katholischen Müttern empfehlen wollen. Obgleich ich das Fragment früher gelesen hatte und jetzt darauf achtete, wo wol der neue Bearbeiter einsetzen möchte, konnte ich doch keine Ungleichheit des Tons finden und mußte Brentano's Werke nachschlagen, um die Arbeit des Fortsetzers herauszufinden. Der Leser versuche selbst, ob er aus dem Folgenden den Schluß von Brentano's Arbeit herausfinden kann:

Da trank der Laurenburger nochmals und sprach: „Wahrhaftig, in Gottes Segen soll man den Wein legen, in Gottes Segen soll man des Weines pflegen, in Gottes Segen gedeihet der Wein auf allen Wegen. Das Faß, aus dem Frau Ida diesen Krug gefüllt, muß mir ebenso gut werden. Ihr müßt mir wol erlauben, daß ich es mit Euch hier oben austrinke, Kilian, da es mir so wohl bei Euch geschmeckt." Da dankte mein Vater dem Ritter herzlich und sprach: „So Ihr einen armen Mann nicht verschmäht, will ich Euern Zuspruch hoch in Ehren halten, aber Ihr müßt dann auch von meiner Wasserquelle hier trinken, da fließt auch Gottes Segen drin." Nun schied der Ritter freundlich von uns mit den Seinen, und ich ging mit dem Vater in unser einsames Häuslein, worin die Mutter nicht mehr war.

Ich begann nun mit allem Fleiß danach zu trachten, daß ich des Mütterleins Walten erlerne, auf daß es meinem Vater nicht gar sehr an dem gebreche, was er zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft gebrauchte.

Sicherlich hab' ich alles gar einfältig angegriffen, da ich doch noch ein ungeschicktes kleines Mägdelein war, aber mein Vater erkannte den guten Willen, und der mochte ihn erfreuen; denn er war in dieser Zeit absonderlich innig und freundlich zu mir. Nicht allein bemühte ich mich sein zu warten, ich versuchte auch, ihm Trost und Erheiterung zu bieten.

Wenn ich zu ihm trat, ihn zu liebkosen, nahm er mich auf seine Knie und sprach zu mir von der Güte und Treue meiner lieben seligen Mutter. Wie eindringlich und beweglich wußte er mir ihren milden, edeln Sinn zu schildern, der seine eigentliche Heimat in jenem Lande der Seligen gefunden habe, zu dem ihre Seele erhöhet sei. Schier mit Andacht lauschte ich seinen Worten, und der Vorsatz, ihr ähnlich zu werden, wuchs in mir auf. Ja wie ein süßes Lied zogen die Schilderungen ihres Wesens und ihres Aufenthalts in einer bessern Welt in mein Herz.

Der Verfasser hat übrigens auch Brentano's Text leise und jedenfalls mit sehr schonender Hand überarbeitet.

In die neueste Literatur führt uns ein:

8. Zur Literatur der Gegenwart. Bilder und Studien von Adolf Stern. Leipzig, Schlicke. 1880. 8. 6 M.

Das Buch enthält, wie dies jetzt immer mehr Modeform wird, eine Reihe von hier zusammengedruckten, früher zerstreut veröffentlichten Essays, die sich den bessern dieser Gattung in der deutschen Literatur durch Formschönheit und Gediegenheit des Inhalts zur Seite stellen. Sie haben folgende Titel: „Ludwig Tieck in Dresden" (1873); „Wilibald Alexis"; „Friedrich Hebbel" (1877—78). Dieser Aufsatz, der zuerst im November 1877 in der Beilage der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschien, als Besprechung des damals neu erschienenen biographischen Werks von Emil Kuh, hat eine gewisse literarische Berühmtheit dadurch erlangt, daß er Karl Gutzkow die Handhabe zu seinem „Dionysius Longinus", der letzten unter seinen vielen Streitschriften, bot. Die Handhabe, nicht die Veranlassung; denn diese bot das Buch von Kuh selbst, oder noch genauer gesagt, dessen Inhalt: Friedrich Hebbel. Aber Hebbel war todt, Kuh war todt, doch Gutzkow bedurfte durchaus ein lebendes Object für seine seit vielen Jahren aufgesammelte Galle, und so erkor er sich Adolf Stern zum Opfer seiner Rache. Gutzkow kleidete seinen Angriff gegen einen allerdings empörenden Ausspruch Hebbel's über ihn in seinem Tagebuche, der durch Kuh's Unvorsichtigkeit zu Tage gekommen war (nach neuerdings gleichfalls sehr beliebter Manier, wo man z. B., um an Einem Juden sein Müthchen zu kühlen, über das Judenthum in der deutschen Literatur herzieht), in einen Angriff gegen das Autodidaktenthum in unserer Literatur, da die meisten unserer Literaten früher Handlungscommis gewesen seien. Stern antwortet in höchst sachgemäßer Weise, was seine Person betrifft, mit dem Beweise der Unwahrheit dieses Vorwurfs: „Er (Gutzkow) hätte mit einer kurzen brieflichen Erkundigung, mit einem Blick in das «Conversations-Lexikon» seines Schwagers J. H. Meyer sich alle diese Bekümmernisse ersparen können." Jedenfalls um zu zeigen, daß ihn der „Longinus" durchaus nicht gegen Gutzkow's Verdienste verblende, schrieb er dann seinen Aufsatz über diesen 1879. Mich interessirte darin besonders folgende Stelle:

Der Geschmack auch des gebildeten Publikums in Bezug auf die erzählende Literatur ist ein so wechselnder, unsicherer, die innern Gründe, aus denen der Erfolg oder Miserfolg erwächst, sind noch so wenig klar erkannt, daß natürlich die Zufälligkeiten, durch welche die Gutzkow'schen erzählenden Schriften stärkern Beifall gefunden haben, über ihren Werth und Unwerth nicht entscheiden können. Es wird die Aufgabe einer künftigen, sehr eingehenden Kritik sein, die erzählenden Schriften Gutzkow's unter einem ganz andern Gesichtspunkte zu prüfen. Sie wird den ursprünglichen, zeugenden Gedanken jedes einzelnen Werks oder, wo ein solcher fehlt, den äußern Anlaß desselben auf seinen Werth und seine Keimkraft hin zu prüfen haben. Sie wird die Ausführung des Autors mit seiner Idee vergleichen und erst dann das Recht gewinnen, das Verhältniß, in welchem die Einzelleistung zur allgemeinen erzählenden Literatur steht, in Erwägung zu ziehen. Bei diesem Verfahren allein ist es möglich, gegen den Autor gerecht und gegen die Forderungen der Kunst nicht blind zu sein.

Jede künftige Biographie, ja jede eingehende Kritik Gutzkow's wird mit dem Hintergrunde der deutschen und der euro-

päischen Zeitgeschichte in den dreißiger und vierziger Jahren gedacht werden müssen. Das scheint an sich leicht und ist gleichwol unsaglich schwierig. Denn es handelt sich, wie gesagt, nicht darum, aus Thatsachen, Zuständen und auf der Zeitbühne agirenden Charakteren, sondern aus vorhanden gewesenen Befürchtungen, Hoffnungen und Combinationen die Eigenart des Schriftstellers zu erklären und für zahlreiche Gedankenreihen seiner Schriften Verständniß zu gewinnen.

Die beiden folgenden Aufsätze behandeln Eduard Mörike und Franz Dingelstedt, und der letzte ist ein Freundschaftsopfer, den Manen des zu früh dahingeschiedenen „Peter Cornelius, des Dichters und Musikers", 1874 dargebracht, von dem er in der Vorrede sagt:

Die Einschaltung des kleinen Erinnerungsblattes an Peter Cornelius, die mir ein tiefes Herzensbedürfniß war, wird mir verziehen werden, obschon der poetische Musiker weder ein großer Dichter noch ein namhafter Schriftsteller war. Sein ganzes Verdienst kann nur ein musikalischer Kritiker würdigen; ich möchte ein Bild der reinen und liebenswürdigen Natur des Frühgeschiedenen bewahren.

Dafür wird ihm gewiß jeder, der Peter Cornelius kannte, von Herzen Dank wissen. Von seiner poetischen Befähigung entwirft er folgendes Bild:

Sie war eine doppelte, eine durchaus naive, die ihm gestattete, für jedes tiefere Empfinden, jede Wallung seines Herzens den eigenthümlichen und dennoch schlichten Ausdruck im Liede zu finden, daneben eine geistreich schlagfertige, an Byron und andern Lyrikern geschulte, welche er namentlich in poetischen Episteln bethätigte. Als Handschrift cireuliren eine ganze Reihe dergleichen, unter denen sicher viele des Drucks mehr werth wären als manche Produetionen der Gegenwart, die den Anspruch von Kunstwerken erheben. Alle prächtigen Eigenschaften dieses liebenswürdigen Talents, dem die ganze Tonleiter vom guten Spaß bis zur feinsten Ironie, von der carikirenden Schilderung bis zum Pathos des dramatischen Moments zu Gebote standen, in sich schließend, würden diese poetischen Episteln an Freunde, Kunstgenossen und mancherlei Persönlichkeiten, mit denen ihn sein wechselvoller Lebenslauf in Verbindung brachte, von übermüthigen und wehmüthigen Stimmungen und von der Wirkung der äußern Welt auf eine in sich begnügsame Künstlernatur lebendiges Zeugniß ablegen.

Es ist dies, wie jeder, der ihn kannte, bestätigen wird, die volle Wahrheit. Ich will aus der Erzählung eines weimarer Freundes nur einen kleinen Beweis von seinem glücklichen dichterischen Improvisationstalent geben. Er hatte mit Liszt, einem Fremden zu Ehren, eine ziemlich lange Abendsitzung gehalten, bei der auch der Champagner nicht geschont worden war. Den andern Tag wollte er nach Rudolstadt fahren, und da er die Post verschlafen hatte, bestellte er Extrapost und besuchte bis zu deren Ankunft jenen Freund, dessen Schwestern ihn baten, ihnen doch etwas in das Stammbuch zu schreiben. Obgleich ihm nun von der gestrigen Sitzung die Haare, wie die Thüringer sagen, noch gewaltig weh thaten, so setzte er sich doch an den Schreibtisch und fing an, ohne sich lange zu besinnen:

Champagner ist 'ne feine Kost
Und mundet allen Leuten;
Ich fahre mit der Extrapost,
Was hat das zu bedeuten?

Und so rasselte die Feder weiter, bis der Wagen heranrasselte und den „allzeit fertigen" liebenswürdigen Stegreifdichter entführte.

9. Robert Griepenkerl, der Dichter des „Robespierre". Biographisch-kritische Skizzen von Otto Sievers. Mit mehrern bisher ungedruckten Gedichten und Briefen. Wolfenbüttel, Zwißler. 1879. 8. 3 M.

Der Verfasser hat es gewagt, das Andenken an einen Dichter wieder wach zu rufen, der bei seinen braunschweiger Landsleuten wegen der Verirrungen seiner letzten Lebensjahre noch in ziemlichem Verruf steht. Daß man in dem übrigen Deutschland von diesen Verirrungen wenig erfuhr, kam daher, daß man sich überhaupt um den Dichter des „Robespierre" leider wenig mehr bekümmerte, da es ihm nicht gelungen war, durch spätere gleich geniale Schöpfungen den Ruf seines Talents lebendig zu erhalten, und diese Vernachlässigung von seiten Deutschlands (nur die Fürsten von Weimar und Gotha machen eine rühmliche Ausnahme, vermochten aber auch nicht, dem Dichter eine sorgenfreie Stellung zu verschaffen) legte wieder ihrerseits den Grund zu jenen Verirrungen. Man kann sagen, Griepenkerl ging nicht blos daran zu Grunde, daß sein Ruhm ein blos ephemerer war, sondern er ging überhaupt an seinem Ruhme zu Grunde. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die Männer, die sich durch Vorlesungen des „Robespierre" oder durch Schriften über ihn um die Verbreitung seines Ruhms bemühten, irgendwelche Schuld an diesem Untergange trügen. Und doch enthält dieses voreilige In-die-Trompete-Stoßen die Warnung: man solle einen Dramatiker nicht gleich wegen einer einzigen guten Leistung über Schiller hinaus und an Shakspeare's Seite heben, denn auch Schiller ist, was er ist, nicht blos durch „Wallenstein", und Shakspeare nicht blos durch „Hamlet", sie sind es durch alle ihre Werke zusammen. Der Verfasser charakterisirt unsern Dichter so:

Griepenkerl besaß ein warmes Herz voll Liebe und Freundschaft, voll Humanität und Großmuth; die Nattern des Hasses, der Verachtung, oder gar des Neides haben es selten gefährdet. Es genügte ein nur geringer Grad von Liebenswürdigkeit, um ihn gefangen zu nehmen; und wer von ihm verabscheut werden wollte, mußte es arg genug treiben. Er ist sein Leben lang ein Kind geblieben, schwach und der Führung bedürftig, voll eitler Hoffnung und leerer Illusion, voll Luftschlösser und Phantasiegebilde, aber auch harmlos und heiter, liebenswürdig und voll Glauben an die Menschen — trotz aller schlimmen Erfahrungen, trotz aller bittern Enttäuschungen.

Rührend ist das Ende seines Lebens, welches er im Hospital zu Braunschweig fand:

Am 16. October 1868 trat in der Frühe der Krankenwärter zu ihm ins Zimmer, überreichte ihm einen Brief und entfernte sich dann. Als er nicht lange nachher zurückkehrte, fand er ihn todt. Der Brief war seinen Händen entfallen. Er lag uneröffnet auf der Erde. Derselbe wurde Griepenkerl's Bruder Erich zugleich mit der Trauerkunde überbracht. Er trug die Aufschrift: „Seiner Wohlgeboren dem dramatischen Dichter Herrn Dr. Griepenkerl", und kam aus München vom Intendanten des königlichen Hof- und Nationaltheaters Baron von Perfall. Griepen-

kerl wurde darin aufgefordert, seine künftigen dramatischen Schöpfungen einzuschicken. Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß die Erregung, welche den kranken Dichter beim Lesen der Adresse und des Poststempels, bei dem Gedanken, daß vielleicht jetzt noch von München die Erlösung komme, ergriff, einen Herzschlag herbeiführte.

Leider hatte er durch seine Verirrungen auch das Lebensglück seiner Braut, die nicht von ihm ließ, untergraben. Ehre ihr und Friede seiner Asche!

Heute aber — so schließt unser Verfasser — pilgere ich still und allein zu seiner Ruhestätte mit meinem einfachen Kreuze der Erinnerung, dessen spärliche Blüten bethaut sind mit den Thränen seiner Familie, seiner wenigen Freunde und seiner einzigen Freundin, und lege ihn auf sein Grab, seiner Vorzüge gedenkend, seine Fehler verzeihend, sein Unglück beklagend. Das ist der einzige Standpunkt, der uns zukommt, uns Staubgeborenen, die wir Sünder sind allzumal. Amen!

10. Sealsfield-Postl. Bisher unveröffentlichte Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie. Herausgegeben von Victor Hamburger. Wien, Rosner. 1879. 8. 2 M. 40 Pf.

Sehr dankenswerthe Mittheilungen über den „großen Unbekannten", der, bekanntlich ein aus Oesterrich entlaufener Mönch, in Amerika eine neue Heimat fand, zwischen welcher und der Schweiz er beständig seinen Aufenthalt wechselte, sein ganzes Leben lang das strengste Incognito über seine Vergangenheit wahrte und schon dadurch das Interesse seiner deutschen Zeitgenossen wach erhielt. Zwar wird man im Ernst ihn weder mit Walter Scott noch mit Cooper, diesen beiden Classikern des culturhistorischen Romans, auf gleiche Stufe stellen dürfen; dazu ist die Form seiner Romane der culturgeschichtlichen Tendenz zu sehr untergeordnet, die Charaktere sind nur der Handlung, und die Handlung ist nur der Idee wegen da; auch ist die Darstellungsweise zu ungleich; aber der kühne Wurf des Ganzen und die Ausführung einzelner Theile verrathen allerdings die Hand des Meisters. Wem wird je in seinen „Bildern aus Texas", oder wie der Roman heißen mag, die Gestalt des doppelten Mörders Joe wieder aus dem Gedächtniß schwinden! Es ist unglaublich, wie der Mann in den ersten zwei Jahren, in welchen er einen großen Theil Amerikas durchreiste, die Augen offen gehabt haben muß, welch erstaunliches culturgeschichtliches Material er zusammentrug. Seine Persönlichkeit mag nicht gerade eine sehr liebenswürdige gewesen sein; aber doch muß man dem Verfasser Dank wissen für alles, was er zur Aufklärung derselben in diesem Buche beigesteuert hat. Es enthält zunächst eine gut geschriebene Biographie, dann eine kurze Skizze seiner Werke und an Briefen einen an Brockhaus, dreizehn an Cotta und achtzehn an H. Erhard, Inhaber der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Robert Borberger.

Jules Verne's neueste Werke.

Jules Verne's Schriften. Autorisirte Ausgabe. Band 31: Die fünfhundert Millionen der Begum. — Band 32: Die Leiden eines Chinesen in China. — Band 33 und 34: Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts. Wien, Hartleben. 1880. 8. Jeder Band 2 M. 70 Pf.

Es herrscht in Verne's naturbeschreibenden Romanen von Anfang bis zu Ende, vom ersten bis zum letzten Werke — und ihrer sind bis dahin in deutscher Uebertragung nicht weniger als 30 Bände — ein und dieselbe Manier; es sind überall die gleichen Hülfsmittel, die er in Scene setzt; höchstens im Grad verschieden, hier und da abgeschwächt. Ins Spiel treten überall seine drei specifischen Factoren: interessante, prächtig entfaltete Naturbilder ersten Ranges aus allen Gebieten der Erde und des Himmels; kunstvoll berechnete technische Apparate, die ihm zumeist unter der Hand zu excentrischen Wundergebilden werden; Charaktere mit ausnahmsweisen Eigenschaften und Kräften und wunderbarem Glück in hochromantischen Wagnissen. O Deus ex machina!

Diese erste Erzählung ist wieder einmal eine der gewaltsam phantasiegetragenen und phantastischen Bildungen, mit denen er nur so spielt, eine um die andere aus seinem erstaunlich fruchtbaren Kopfe herausschüttend. Die eigenthümliche Fiction ist folgende: Der französische Medicaner Dr. Sarrasin wird auf einmal Erbe einer ungeheuern Summe, indem es sich erweist, daß ein älterer Anverwandter weiblicher Linie, der als Offizier einst nach Indien gegangen und dort eine unermeßlich reiche Begum (indische Fürstin) geheirathet, keine directen Erben hinterlassen hat, sodaß auf französischem Boden einzig unser Doctor als erbberechtigter Verwandter auftreten darf. Nun zeigt sich allerdings ein Rival. Das ist der jenenser Professor Schultze, der als Schwesterenkel ebenfalls Anspruch auf die riesige Erbschaft macht. Die beiden Gegner, denen das Glück so zum Dache hereingefallen, lassen es nicht zum Proceße kommen, indem der Franzose gutmüthig genug ist, zu gleichen Partien zu theilen, und jeder streicht gemüthlich über eine Viertelmilliarde ein. Jetzt erst beginnt die Haupthandlung. Was mit den riesigen Schätzen machen? Der Franzose, der vollkommenste philanthropische Idealist, der sich denken oder finden läßt, bestimmt seinen Antheil zur Verwirklichung der großartigsten humanitären Ideen. Er erbaut auf unabhängig amerikanischem Boden eine groß angelegte und hochherrliche Musterstadt der Gesundheit, Wohlfahrt und Tugend, welche der Welt ein bis dahin nie dagewesenes praktisches Vorbild darstellt, um alle ihre Begriffe zu reformiren und die glückliche Aera einer künftigen Civilisation des Friedens und Segens einzuleiten; Franceville ist eine Schöpfung, wie sie bis dahin höchstens in

einem romantisch idealistischen Gehirn hat aufsteigen können. Nun tritt aber sofort der Geist des Bösen hinzu, und es beginnt der alte ewige Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman. Der arge deutsche Exprofessor wendet all seine diabolisch ausgebildete Erfindungskraft und den ungeheuern Reichthum an, um Franceville, das ihm gleich sehr des Ursprungs wie der Idee wegen ein Dorn im Auge ist, zu zerstören. Er gründet auf dem gleichen Boden und wie jenes als selbständigen Staat sein Riesenetablissement Stahlstadt, ein viertausendfaches Krupp'sches Werkstättenlabyrinth, und läßt da die ungeheuersten, raffinirtesten Mordwerkzeuge gießen, um mit ihnen Franceville und alle seine Bewohner auf einen Schlag so gründlich zu vernichten, wie es etwa der Feuer- und Aschenregen des Vesuv mit den antiken Schicksalsstädten Pompeji und Herculanum gemacht hat. Der Sieg bleibt aber auch hier, wie immer bei der ebenso excentrisch wie gutartig gestimmten Einbildungskraft unsers Autors, dem Recht und der Tugend. Marcel Bruckmann, ein Elsässer, ist das Werkzeug der Vergeltung. Es gelingt ihm, in die innersten Geheimnisse Stahlstadt's und seines Erbauers einzudringen, den furchtbarsten Gefahren und dem unmittelbar lauernden Tode zu entrinnen und dann seine Kenntnisse zur Rettung von Franceville zu verwenden. Indessen kommt der Stahlkönig mitten in seinem furchtbaren Spinnennetze durch die eigenen Zerstörungsversuche um; das Etablissement fallirt und zerfällt, und was davon wiederhergestellt, aus dem unerhörten Krach gerettet werden kann, das machen sich Bruckmann und Sarrasin zum Schutze ihrer philanthropischen Ideen dienstbar.

Da hat denn in der That Verne wieder einmal alle Quellen seiner schrankenlos erfinderischen Einbildungskraft springen lassen; nicht sowol im Bau von Franceville, das nur die mächtig erweiterte Ausführung anderweitig schon aufgetretener Gedanken ist, als vielmehr in der Darstellung des riesigen Vernichtungswerkes Stahlstadt, seines Begründers und seiner Ideen im Aufbau des Schreckens. Man nehme die ganze Schilderung der, 50000 Arbeiter in geschlossen militärischer Ordnung und Absonderung beschäftigenden Eisenstadt mit ihren strahlenförmig auslaufenden Sectionen, den unterirdischen Röhren, Gängen und Minen, den geheimnißvollen, unzugänglichen Centralanlagen, die im Stierthurm, seinem Laboratorium und seinen Apparaten gipfeln. Es gemahnt uns an die Riesenidee eines bösen Geistes: kolossal, kalt und finster trotz des meilenweiten tropischen Palmengartens in der Mitte, den der natürliche Brand eines mächtigen Kohlenbeckens unter dem Boden ewig mild erhält. Alles ist ungeheuer, erdrückend; es fröstelt uns an wie ein vernichtend hereinragendes Räthsel. Und drinnen gibt es nun Geheimnisse wie die folgenden: das größte Belagerungsgeschütz der Welt, als Hinterlader eingerichtet, mindestens 300000 Kilogramm schwer, aber mittels seines sinnreichen Mechanismus durch ein Kind zu regieren, bestimmt, geladen zu werden mit Schießbaumwolle und einem Zusatze von acht Zehntel ihres Gewichts von kohlensaurem Natron. Das Geschütz kann höchstens zwei Schüsse abgeben; wahrscheinlich springt es durch die Gewalt des Pyroxils schon beim ersten, und dann kostet der Schuß eine Million. Aber das ist nicht zu viel; der König von Stahlstadt hat diesen Schuß dafür berechnet, eine Milliarde zu zerstören, nämlich Franceville. Doch mehr noch, und ganz Neues. Man stelle sich folgende Geschosse vor:

Es waren ungeheuere Tuben von 2 Meter Länge und 1 Meter 10 Decimeter Durchmesser, äußerlich mit einem Bleimantel überzogen, um genau in die Züge der Seele des Rohrs zu passen, an der Rückseite mit verbolzter Stahlplatte verschlossen und an der Spitze mit länglich stählerner Spitze versehen, die in einen Percussionszünder auslief.... Der innerste Theil besteht aus einer langen Spindel von Glas, die mit Eichenholz überkleidet und unter dem Druck von 72 Atmosphären mit flüssiger Kohlensäure geladen ist. Beim Niederfallen erfolgt die Explosion der Umhüllung und die Flüssigkeit kehrt in den gasförmigen Zustand zurück. Die Folge davon ist eine Kälte von ungefähr 100 Grad in der Umgebung und gleichzeitig die Beimischung einer enormen Menge Kohlensäure zu der Atmosphäre. Jedes lebende Wesen, das sich im Umkreise von 30 Meter um die Stelle der Explosion aufhält, wird ebenso durch Kälte getödtet wie durch das Gas erstickt. Ich nehme nur 30 Meter an, um eine Basis für die Berechnung zu gewinnen; die Wirkung erstreckt sich aber höchst wahrscheinlich noch viel weiter, vielleicht auf einen Umkreis von 100—200 Meter. Dazu kommt, daß die Kohlensäure infolge ihrer specifischen Schwere, welche die der Luft bedeutend übertrifft, sich lange Zeit in den untern Schichten der Atmosphäre aufhält; die todesdrohende Zone behält also ihre vergiftenden Eigenschaften noch mehrere Stunden nach der Explosion, und jedes Geschöpf, das sich in diese hineinwagt, geht rettungslos zu Grunde. Ja, ja, das ist ein Kanonenschuß, der auf die Dauer ebenso wie im Augenblick wirkt.... Bei meinem System gibt es keine Verwundete mehr, nur noch Todte!

Nun denken Sie sich eine hinreichende Anzahl meiner Feuerschlünde auf eine belagerte Stadt gerichtet! Rechnen wir ein Stück auf jede Hektare Oberfläche, das gibt auf eine Stadt von 1000 Hektaren 100 Batterien zu je 10 Geschützen. Nehmen wir ferner an, diese alle wären in günstiger Stellung und sicher gerichtet, dazu ruhige Luft, und nun erfolgte durch eine elektrische Leitung das Signal zum Abfeuern ... binnen einer Minute athmete auf einer Fläche von 1000 Hektaren kein lebendes Wesen mehr! Ein wahrer Ocean von Kohlensäure hätte die Stadt überschwemmt!

Als Ergänzung hierzu dient die Schilderung der Projectile aus Gußstahl, die selbst wieder als Kanonen wirken. Genug!

Dies betrifft das Kapitel der technischen Erfindungen; aber auch das Handeln ist ebenso consequent wie jene Constructionen, von eiserner Logik. Als Schultze seinem Günstling Marcel, der ihn durch eine Art berechneter Ueberrumpelung zum Aufdecken seiner Geheimnisse gebracht hat, die letzten seiner Absichten enthüllt, da sagt er ihm mit eiserner Ruhe: Jetzt mußt du sterben; wer gesehen und gehört was du, der darf nicht mehr leben. Und er hält Wort; er klingelt und überweist den bisherigen Vertrauten und Mitarbeiter seinen zwei Riesen zum geheimnißvollen Tode. Nun folgen die sich überstürzenden Ereignisse, eine wild dahinbrausende Hetzjagd: der durch

Marcel verursachte Brand des Modellsaals, seine raffinirt ausgedachte Flucht, die von ihm geleitete Bewaffnung und Vertheidigung von Franceville, wobei jener Riesenschuß nicht trifft, da zufolge unrichtiger mathematischer Berechnung das Projectil mit dieser Anfangsgeschwindigkeit nicht mehr auf die Erde zurückkehren kann, sondern ins Unendliche hinausschweift; endlich die Erklärung des Bankerotts von Stahlstadt, der gewaltsame Untergang des Stahlkönigs und das Aussterben seines Riesenwerks: es ist eine ununterbrochene, spannende Kette von Gewaltstücken, eine einzige heftige Erregung, und doch hingeworfen mit jener geradezu erdrückenden Ruhe der alles ermessenden Berechnung und Folgerichtigkeit, in welcher wol das Haupthülfsmittel der Wirkung beruht, welche Verne fast unwillkürlich und wider Willen hervorruft; es ist die Mathematik des Ungeheuerlichen.

Ich kann mich nicht enthalten, noch in den Hauptzügen die Scene von Schultze's Tod anzuführen, wie Marcel und sein Genosse, die keck in das nun leblos gewordene Labyrinth hineingedrungen, sie durchs Medium einer ungeheuern glänzenden Glaslinse überschauen:

Da lag Herrn Schultze's geheimes Laboratorium offen vor ihnen. Das intensive Licht, welches wie aus der Laterne eines Leuchtthurms durch die Glaslinse strahlte, rührte von einer doppelten elektrischen Lampe her, die in ihrer luftleeren Glocke noch immer fortbrannte, da ein mächtiger galvanischer Strom sie ununterbrochen ernährte. Mitten in dem Zimmer und in blendendem Glanze saß, durch die Strahlenbrechung der Linse enorm vergrößert — ähnlich einer Sphinx aus der Libyschen Wüste — eine regungslose menschliche Gestalt. Rings umher bedeckten Sprengstücke eines Geschosses den Boden. Hier war kein Zweifel möglich.... Da saß Herr Schultze, noch immer erkennbar an dem schrecklichen Hohnlachen um den Mund wie an den weißen Zähnen, aber Schultze in Riesengestalt, den die Explosion einer seiner furchtbaren Mordwaffen gleichzeitig erstickt und durch eine entsetzliche Kälte versteinert hatte. Der Stahlkönig beugte sich ein wenig über seinen Tisch, mit einer Riesenfeder, welche mehr einer Lanze gleichkam, in der Hand, und schien zu schreiben. Ohne den stieren Blick seiner erweiterten Pupillen und die Unbeweglichkeit des Mundes hätte man ihn wol für lebend halten können. Wie die Mammuths, welche man zuweilen im Eise der Polarländer findet, ruhte diese Leiche hier, seit einem Monat jedem menschlichen Auge entrückt. Neben derselben befand sich noch alles in gefrorenem Zustande, die Reagentien in den Probirgläsern, das Wasser in den Recipienten, das Quecksilber in den Thermometerkugeln.... Wie konnte sich dieser fürchterliche Zufall überhaupt ereignen? Marcel errieth das sehr bald, als er erkannte, daß die auf dem Fußboden zerstreuten Sprengstücke des Geschosses aus kleinen Glasscherben bestanden. Die innere Umhüllung, welche die flüssige Kohlensäure in den erstickenden Geschossen des Herrn Schultze enthielt, bestand mit Rücksicht auf den furchtbaren Druck, den sie auszuhalten hatte, aus sogenanntem gehärteten Glas, einem Product, das die Widerstandsfähigkeit des gewöhnlichen Glases um das Zehn- und Zwölffache übertraf. Jenes nur erst kurze Zeit bekannte Erzeugniß leidet eben an einem bisher noch nicht völlig erklärten Fehler, dem nämlich, daß es, wahrscheinlich infolge einer Molecularveränderung seiner Substanz, manchmal ohne jeden nachweisbaren Grund, gleichsam von selbst explodirt. Vielleicht mochte auch der ungeheuere innere Druck dazu beigetragen haben, das in des Stahlkönigs Laboratorium gelangte Geschoß zu zersprengen. Die plötzlich befreite Kohlensäure erzeugte dann, streng nach physikalischen Gesetzen, indem sie wieder in Gasform überging, eine unerträgliche Erniedrigung der umgebenden Temperatur. Auf jeden Fall mußte die Wirkung dieses Unfalls eine wahrhaft blitzartige sein. Herrn Schultze überraschte der Tod in derselben Stellung, die er im Moment der Explosion innehatte, indem er durch eine Kälte von über 100 Grad unter Null sofort mumificirt wurde.

Da ist an frappanten Beispielen die ganze Manier dargelegt, in welcher Verne zeichnet, wenn er alle Gewalt seiner seltsamen Erfindung und Phantasie auf Einen Punkt concentrirt; und damit ist mehr gezeigt und gesagt als mit allen schwachen theoretisch-kritischen Reflexionen Wir stehen da mitten im Laboratorium seines Geistes.

Es bleibt aber von dieser Schrift noch etwas ganz Besonderes anzumerken, das ist die Tendenz. Denn Zufall wird man es doch wahrlich nicht heißen wollen, daß der Vertreter des guten, der Welt der Zukunft Frieden und Glück verheißenden Princips ein Franzose, der des Bösen aber ein Deutscher, und der genial erfinderische Kopf, der die Zwecke des letztern ergründet und durchkreuzt, ein Elsässer ist. Wir legen übrigens darauf kein Gewicht.

Der bei weitem zahmern Klasse von Verne's Schöpfungen fällt die zweite unserer heutigen Erzählungen zu. Die Geschichte ist in zwei Sätzen diese: Kin-Fo, ein sehr reicher und unthätiger Chinese, ohne Lebenszweck, immer vom Glücke verhätschelt, wird so vollständig apathisch und abgestumpft, daß ihm das Leben nichts mehr gilt. Dazu kommt, daß ihm gemeldet wird, die californische Bank, bei der er all sein Vermögen deponirt, habe fallirt; er sei sonach zum armen Manne geworden. Um sich wenigstens einmal noch eine besondere und kräftige Herzenserregung zu schaffen, läßt er seinen Freund und Erzieher, den Philosophen Wang, schwören, daß er seinen lebenssatten Schüler innerhalb eines bestimmten Zeitraums auf eine ganz beliebige Art tödten wolle. Unterdeß hat sich Kin-Fo bei einer Lebensversicherungsanstalt für eine sehr hohe Summe versichert, ferner in eine schöne Dame verliebt und zugleich die Kunde erhalten, daß die Nachricht von dem Bankerott jener Bank falsch, ein Börsencoup war und er viel reicher ist als zuvor. Alles das und die fortwährende heftige Gemüthsbewegung, die ihn wegen jenes eigenthümlichen Abfindens mit Wang beherrscht, ändert seine Dispositionen, und er möchte nun hundert Jahre leben. Ueberdies läßt ihn jene Versicherungsanstalt, für die er so großen Werth hat, durch zwei ihrer gewandtesten Agenten unausgesetzt Schritt auf Schritt überwachen, damit ihn bis zum fälligen Rechtstermine ja kein Unfall treffe. Wang, der gar nicht daran denkt, sein unsinniges Versprechen zu erfüllen, entflieht, und nun geht erst die eigentliche große Action an, nämlich die Hetzjagd durch ganz China. Der Schüler will um jeden Preis seinen Mentor wiederfinden, um ihm klar zu machen, daß die Karten nun ganz anders liegen, daß er geheilt und jener seines Versprechens entbunden sei; die beiden Agenten sind seine

argusäugigen Begleiter. In einer fernen Stadt finden endlich die drei ihren Flüchtling auf und verfolgen ihn; er aber entwischt und läßt seinem Schüler zurückmelden: „da ich mich nicht entschließen konnte, mein unseliges Wort zu halten, d. h. dich zu tödten, hab' ich Hand an mich selbst gelegt, vorher aber meine Vollmacht dem Lao-Sheng (das war einer der bekanntesten und gefürchtetsten unter den Taï-Ping, d. h. den ehemaligen Aufständischen gegen die regierende Dynastie, nach ihrer Besiegung meist Räuber) übertragen, und er wird seine Mission gewiß erfüllen." Nun ist die Lage nur um so gefährlicher; die Jagd geht von neuem an, um jenen Räuberhäuptling aufzufinden. Jenseit der großen Mauer fällt Kin-Fo in die Hände des Räubers; dieser will sich nicht aufklären lassen, droht ihm mit geheimnißvollem Tode, läßt ihn gebunden zu Land und Wasser weiter transportiren, und schließlich — findet sich Kin-Fo in seinem reichen und prachtvollen Heim zu Schanghai mitten unter seinen Freunden, Wang inbegriffen, und bei seiner Braut.

Die scharfe Lection, des Philosophen berechnetes Werk, hat gefruchtet; die mehrmonatliche gewaltsame Aufregung und die scheinbar drohenden Schicksalsschläge haben alle Blasirtheit verjagt; der alte Kin-Fo ist begraben und ein neuer herausgewachsen, der den Werth des Lebens kennt und ihm auch Bestimmung und Arbeit gibt. Die ganze Erzählung ist sonach nichts anderes als die schlagende Illustration zu dem uralt ewig wahren Satze: das wechsellos ungetrübte Glück erträgt der Sterbliche nicht; wem die Götter wohlwollen, dem schicken sie Prüfungen. Ebenso offen liegt der schriftstellerische Zweck, welchen Verne mit der Hetzjagd verbindet: das ist die Zeichnung von Natur und Volk des vielberufenen Reichs der Mitte, von Sitten und Producten, von dem Leben zu Land und zu Wasser, nach allen Richtungen, im Innern und an den äußersten Grenzen, kurz, das Entwerfen eines anschaulich umfassenden Bildes.

Verne liebt nun einmal knapp und bestimmt hingeworfene Zeichnungen, in denen sich eine bis zur Raffinirtheit getriebene Einzelkenntniß von allerlei fernliegenden Gegenständen und Seenerien ausspricht. So hier gleich im ersten Kapitel das Bild vom Speisesalon eines Reichen in China und die künstlich gastronomische Zerlegung einer üppig arrangirten Mahlzeit von nicht weniger als 150 Gängen und allen denkbaren Delicatessen des verwöhnten Haut-goût. Aehnlich ein stattlicher Hochzeitszug. Unter den eigenartigen Sitten des Volks ist mit besonderer Genauigkeit alles verfolgt, was sich auf den Tod und die weit getriebene Verehrung der Todten bezieht: ein Leichenacker mit seinem eigenartigen Anblick, die Rückführung der Leichname aus Amerika, Ankauf und Aufbewahrung des Sarges u. a. m. Chinesische Städte-, Strom- und Landschaftsbilder, so von Shanghai und dem Yomun (Herrschaftssitz oder Herrenhof) eines Reichen daselbst, andere Bilder aus der für uns immer noch etwas fabelhaften Reichshauptstadt Peking u. s. w., folgen sich in starker Zahl. Soun, der eine nicht unbedeutende Rolle im Stücke spielt, auch die des Schalksnarren, ist das perfecte Musterbild eines echt chinesischen Dieners mit einer ordentlichen Portion gutmüthiger Trägheit und Gleichgültigkeit.

Das unter allen am meisten romantische Abenteuer ist die Meerfahrt auf einer chinesischen Dschonke und die Flucht unserer Hauptpersonen von dieser aufs offene Meer hinaus, als dieselben dahinter gekommen, daß ihr Fahrzeug, diesmal zum Transporte von Leichen bestimmt, von einer Anzahl Räuber besetzt ist, die sich recht scharfsinnig statt der herausgeworfenen Todten in die Särge einquartirt haben und dann die Schiffsmannschaft umbringen. Die abenteuerliche Fahrt gibt unserm Autor den gesuchten Anlaß, seine gewandte und auf allen Gebieten bewanderte, geradezu erstaunliche technische Kenntniß und Schilderungsgabe zu bewähren, indem er genau auf den Rettungsapparat des Kapitäns Boyton eingeht, welcher mit seiner Kautschukkleidung und allem künstlichen Zubehör aus den mit ihm bekleideten Personen perfecte Meerwanderer macht. In der vorigen Erzählung war es der Galibert'sche Minenapparat.

Scharf abschneidend, kommen wir von dem originellen Romanschriftsteller auf den kühlen Geschichtschreiber zu sprechen. „Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts" (2 Bde.) bilden die einfache Fortsetzung oder zweite Abtheilung eines größern Werks, das in seinem ersten Abschnitte den Titel trug: „Die Entdeckung der Erde" (Bd. 29 und 30 seiner Schriften), und in seinen drei Partien als Geschichte berühmter Reisen und berühmter Reisender zu nichts weniger bestimmt ist, als die vollständige Geschichte der geographischen Forschungen und Reisen aller Zeiten zu liefern, die kühnen und erfolgreichen Unternehmungen unsers Zeitalters als abschließenden dritten Theil inbegriffen. Selbstverständlich macht dieses Object ein hochbedeutendes Stück Culturgeschichte aus und zwar eins der allerinteressantesten und anziehendsten. Unser Autor verfährt in seiner Bearbeitung so kühl und gemessen wissenschaftlich, daß wir auch nicht einen Zug mehr von dem phantasiereichen Romantiker vor uns haben; diese strenge Mäßigung und Zucht berührt uns fast wie ein psychisches Phänomen. Ich werde über seine Geschichtschreibung sehr kurz sein, fast nur den Inhalt anzeigen; das wenige, was über seine specifische Manier auf diesem Boden zu sagen nothwendig erscheint, ist in d. Bl. bei Anlaß jener ersten Abtheilung bereits gesagt worden.

Der Ernst der Geschichtschreibung ist schon darin angezeigt, daß den Entdeckungsfahrten unter dem Titel „Astronomen und Kartographen" ein Kapitel vorausgeschickt ist, welches die Fortschritte in den gelehrten Kenntnissen des Himmels und der Erde, in den Forschungsmethoden und Darstellungsmitteln behandelt. Danach geht dann das Werk in folgender Ordnung vor. Zunächst sind die englischen Kaperkriege im 18. Jahrhundert berührt: Wood-Rodger und Anson; der erstere greift auf Juan Fernandez

den ausgesetzten Matrosen Alexander Selkirk auf, dessen Geschichte zu der berühmten und beliebten Literaturerscheinung der Robinsonaden Stoff gegeben hat. Danach werden die Vorläufer Cook's behandelt, das sind: der Holländer Jakob Roggeveen, der englische Commodore Byron, die englischen Kapitäne Wallis und Carteret, der große Franzose Bougainville mit eigenthümlich interessanter Laufbahn. Den ersten Band schließen die drei Reisen Cook's, des größten Seefahrers im 18. Jahrhundert, bis zu seinem bekannten gewaltsamen Tod auf den Sandwichinseln. Auch dies ist eine der merkwürdigsten, man möchte sagen schicksalsbestimmten Carrièren; denn daran denken wir doch wol nur mit Befremden zurück, daß der mächtige Entdecker der neunte Knabe des Dienstknechtes einer Bäuerin gewesen und ohne andern als den primitivsten Unterricht einem Krämer in die Lehre gegeben war.

Der zweite Band führt zunächst die Thaten französischer Seefahrer vor: die Entdeckungen Bouvet de Lozier's in den südlichen Meeren; die Expedition des Lapérouse; die Reise des Kapitäns Marchand. Darauf folgt eine lange Reihe von Einzelthatsachen, die mit den leitenden Häuptern gesondert sind nach den drei Erdtheilen: Afrika, wo die relativ erst geringern, vorbereitenden Schritte gethan werden zu den riesigen Dingen, die auf diesem schicksalsschweren, verhängnißvollen Boden unser 19. Jahrhundert durchgeführt; Asien; Nord- und Südamerika.

Was die Lektüre bei aller strengen und knappen Abgemessenheit des Tons interessant macht, das sind weniger noch die Abenteuer der kühnen Segler als die mannichfachen und in ihrem Tone höchst verschiedenen Natur- und Volksschilderungen, welche jenen ältern Beobachtern, manchmal den ersten Betretern oder doch Zeichnern eines andern Erdstrichs, entnommen sind. Ich erinnere nur an das so viel gefeierte Eiland Tahiti. Diese Dinge nehmen größern oder geringern Reiz an je nach dem Talente des Malers.

J. J. Honegger

Erzählende Dichtungen.

In einem gewissen Zusammenhange mit dem unverkennbar abnehmenden Interesse des lesenden Publikums an der Lyrik steht vielleicht das neuerdings stärkere Hervortreten der erzählenden Poesie, die der nach Unterhaltungsstoff begierigen Lesewelt entgegenkommt. Mir liegen wieder drei epische Dichtungen vor, jede von anderm Charakter. Zwei von ihnen vertreten das romantische Genre, während die dritte dem Gebiete der Idylle angehört.

1. Uto mit dem Tüchlein. Ein Lied aus Kaiser Rothbart's Tagen. Von Alexander Spitz. Mainz, v. Zabern. 1878. 8. 9 M.

Die Dichtung führt uns in die glänzende Zeit Friedrich Barbarossa's. Es ist kein geringes Wagniß, einen mittelalterlichen, aus Geschichte und Sage zusammengewebten Stoff in einem so umfangreichen Gedicht zu behandeln und dabei die Hoffnung auf einen zahlreichen Leserkreis festzuhalten. Das Wagniß wird noch größer, wenn man bedenkt, daß der Dichter durch das ganze große Gedicht die eine Form der modernisirten Nibelungenstrophe hindurchführt. Ich kann nicht sagen, daß ich die Wahl dieser Form glücklich finde. Uhland, der in ihr doch wol der Meister ist, hat sie doch immer nur in Gedichten von beschränktem Umfange gebraucht; das umfangreichste ist sein „Eberhard der Rauschebart". Der „Uto mit dem Tüchlein" aber übertrifft das „Nibelungenlied" an Länge um ein Bedeutendes. Wenn ich gleichwol hinzufüge, daß es trotz dieser ungünstigen Form dem Verfasser gelungen ist, für seinen Stoff zu erwärmen und unser Interesse an seiner Erzählung festzuhalten, so ist damit, meine ich, ein nicht ganz kleines Lob ausgesprochen. Der Dichter, das sieht man, hat sich am altdeutschen Epos gut geschult und überhaupt der Zeit, die er uns vorführen will, ein mehr als oberflächliches Studium gewidmet.

Der jugendliche Held, Uto, wächst in der Waldeinsamkeit auf, bei einem Greise, von dem er nicht ahnt, daß er sein Großvater ist, in jenem Theil des Hundsrück, der „hohe Soon" heißt. Dieses Aufwachsen abgeschieden von der Berührung mit der Außenwelt gemahnt sofort an die Erziehung des jungen Parzival. Ein Spielmann, der sich dahin verirrt und ein Lied vom Rothbart singt, weckt in des Knaben Brust die erste Sehnsucht nach der Welt und nach Ritterthum, gerade wie in Parzival's Seele die drei ihm im Walde begegnenden Ritter. Der Knabe erlegt einen den Wald beherrschenden Bären, das ist seine erste Heldenthat. Nun hat sich gerade an jenem Tage die junge Agnes von Rheinstein beim Blumenpflücken im Walde verirrt; sie trifft Uto vom Bären verwundet, und wird von ihm nach der väterlichen Burg zurückbegleitet, wo der seltsame Knabe Lachen und Staunen zugleich erweckt, gerade wieder wie Parzival bei seinem ersten Erscheinen an König Artus' Hofe. Am andern Tage bringt Agnes' Vater, Walbert, Uto zu seinem vermeintlichen Vater, in welchem er mit Verwunderung den todtgeglaubten Hermann von Stahleck erkennt.

Jetzt erfährt auch Uto seine Abstammung. Stahleck hatte im Dienste der Staufen Konrad und Friedrich alle seine Söhne bis auf einen verloren, mußte aber, weil er, den Landfrieden brechend, den ihm feindlichen Bischof von Worms bekämpfte, die Schmach des Hundetragens erdulden. Darüber war sein Sohn Sigbert so in Zorn gerathen, daß er mit gezücktem Schwert auf den Kaiser losprang und dafür aus dem Reiche verbannt wurde. Er ging zu den Normannen nach Unteritalien, gewann sich dort ein Weib

und fand im Kampfe mit den Griechen sein Ende. Sein Sohn war Uto, den der Großvater aufsuchte und in die Heimat mitnahm.

Ritter Walbert von Rheinstein bittet sich Uto aus, um ihn auf seiner Burg zu erziehen. Gern gewährt es der Alte, der nicht lange die Trennung von dem geliebten Enkel überlebt. Auf Rheinstein wächst Uto mit andern Jünglingen heran, unter denen der böse Gilgen von Lorch sein Nebenbuhler um Agnes' Liebe wird.

Bei des Rothbart's Fest in Mainz (1184) erscheint auch Walbert und mit ihm die jungen Edelknappen. Der Dichter läßt hier neben den Turnierkämpfen auch einen Wettkampf im Gesang stattfinden, an welchem sich alle namhaften Dichter jener Zeit betheiligen. Da treten auf: der Kürnberger und Dietmar von Eist, König Heinrich selbst, des Kaisers Sohn, der Schenk von Limburg, der junge Walther von der Vogelweide im Geleite Herzog Leopold's von Oesterreich, Wernher von Tegernsee, der Spervogel, der Pfaffe Konrad, der Dichter des Rolandliedes, Wolfram von Eschenbach, der Pfaffe Lamprecht, der Dichter des Alexander, und endlich der große Unbekannte, der Dichter des Nibelungenliedes, der den Schluß macht, alle durch sein Lied bezaubert, dann aber ungesehen verschwindet, sodaß infolge dessen keiner den Preis bekommt.

Die Gesellschaft ist etwas bunt, und mit der Chronologie hat es Spitz nicht gerade genau genommen, indem er Dichter, die nahezu um ein Jahrhundert auseinanderliegen, wie den Pfaffen Konrad und den Schenk von Limburg, nebeneinander auftreten läßt. Doch das könnte als dichterische Freiheit entschuldigt werden. Bedenklicher erscheint mir, daß hier sämmtliche auftretende Dichter sich der Nibelungenstrophe bedienen und daß demgemäß die Producte der verschiedensten Lyriker in diese Form umgegossen werden. Und dies Umdichten ist nicht gerade immer schön. So werden die reizenden, hier mit Unrecht dem Wernher von Tegernsee beigelegten Verse: „Ich bin dein, du bist mein, deß sollst du gewiß sein" u. s. w. zu folgender Strophe umgedichtet:

Du meine reine Eine, die Liebste mein, ich grüß',
Ich bin dein, du meine, deß sollst du sein gewiß;
Bist mir im Herz beschlossen. Ich hab' das Schlüsselein
Dazu verlor'n, drum mußt du allzeit darinnen sein —

wo der Reim „grüß : gewiß" ebenso unschön ist wie das harte „im Herz", abgesehen von dem gezierten Ausdruck der ersten Zeile. Nach dieser Strophe geht dann Wernher in wenig motivirter Weise auf das ihm ebenso mit Unrecht beigelegte „Marienleben" über.

Bei dem Fest hat Uto sich ausgezeichnet und die Ritterwürde nebst dem Tüchlein als Wappen vom Kaiser erhalten. Er gewinnt Agnes zum Weibe und erbaut sich auf dem ihm vom Kaiser verliehenen Grund und Boden eine Burg, die Falkenburg.

Noch vor Jahresfrist nach seiner Vermählung nimmt er an des Rothbart's Kreuzzuge theil, der im Anschluß an die geschichtlichen Quellen, doch auch hier mit Einflechtung von vielen romantischen Zügen (auch der „Alte vom Berge" fehlt natürlich nicht), bis zu des Kaisers Tode uns vorgeführt wird. Hervorheben will ich zunächst die Episode „Wie sie nach Gran zu König Bela kamen". Die Verlobung des Kaisersohnes Friedrich von Schwaben mit Margarethe, der Tochter König Bela's von Ungarn, ist vom Dichter durch das „Nibelungenlied" angeregt worden und entspricht der Verlobung Giselher's mit Rüdiger's Tochter auf der gastlichen Burg Bechlaren. Der Dichter selbst läßt uns darüber nicht im Zweifel, wenn er die Episode schließt:

Des Spielmanns Lied im Heere zu seinem Lobe klang.
Dem milden Markgraf Rüd'ger verglich ihn der Gesang,
Bei dem die Wormser Recken die gleiche Huld gewahrt,
Als sie zu Etzeln ritten auf stolzer Todesfahrt.

Auch der Zug durch den Bulgarenwald und durch das Land des verrätherischen Griechenkaisers gemahnt an den Zug der Burgunder durch Baiern, und einzelne Stellen erinnern sogar wörtlich daran, wie:

Am zweiten Morgen sah man beim Troß rückschauend Staub:
Das waren Serbierscharen, die zogen aus auf Raub.

Wir wollen den jungen Helden nicht durch alle Abenteuer seiner Kreuzfahrt begleiten, sondern nur noch erwähnen, daß er, nach Ueberwindung aller Fährlichkeiten und Gegner, glücklich zu Hause ankommt und auch hier die Intriguen seines erbittertsten Feindes, des Gilgen von Lorch, zu vereiteln weiß, sodaß alles in Freude und Glück abschließt.

Wie in einzelnen Zügen der Erzählung die Dichtung sich mit dem altdeutschen Epos berührt, so steht auch die Sprache einigermaßen unter altdeutschem Einfluß; doch nicht so, daß man sie deswegen alterthümelnd nennen könnte. Ich erinnere nur an Wendungen wie:

Bevor von lichter Farbe er wackre Kämpen schied . . .

Was ich von kühnen Degen im Streite je gesehn . . .

Und war es noch so herrlich, das dünkt mich all ein Wind,
Wie damals ich gewahrte Frau Judith's Heldenkind. . . .

Das Kleid vor ihren Brüsten ward all von Thränen naß . . .

Freude er gewann . . .

Laß dir befohlen sein,
Da ich von hier muß scheiden, die liebe Traute mein . . .

Schneller Konrad . . .

Als er vom Strande abstieß, da sah man Augen thaun;
Laut weinten bei dem Abschied die Männer und die Fraun . . .

Aber eine ungeschickte Nachahmung des Alten ist:

Zuletzt bot sie dem Vater zum Kuß sein süßes Kind;
Das faßte nach den Waffen, als lind er's streichelnd minnt.

Auch in der Behandlung des Verses ist das altdeutsche Versprincip einigermaßen beibehalten, indem sich der Dichter gestattet, in einem Worte die Senkung auszulassen: „Den kostbaren Quell"; „Den Landfrieden ließ er"; „Die Kleinode waren"; „Der Burgmannen Trost"; „Der Mundschenk des Kaisers"; „Bei dieser Schwertleite"; „Des schwertgrimmen Mannes"; vereinzelt auch zwischen zwei

Worten, so z. B.: „Der Tod ward gewaltig, als Kampfgier war entfacht."

Man kann das nur billigen, denn es trägt dazu bei, den Rhythmus etwas weniger eintönig zu machen. Mitunter ist auch, an lyrisch gefärbten Stellen, der Cäsurreim angewendet, so in dem Liede des Spielmanns und in dem Liede, das Friedrich von Husen in den Mund gelegt ist. Absichtliche Häufung der Reime findet sich an folgender Stelle:

Willst baden du? o kühle die Schwüle in der Flut,
Selbst in der Kühle fühle des Paradieses Glut.

Der Vers ist im allgemeinen nicht ungeschickt behandelt, doch fallen einzelne Härten, namentlich in der Cäsur, auf. Unnöthig hart ist:

Der flog mit Sturmeseil dann zurück ins deutsche Reich.
Ich pflanzt' darauf mit Zittern —

statt des so naheliegenden Ich pflanzte drauf.

Als er in Hengstens Flanken die goldnen Sporen stieß —

ist außerdem sprachlich unrichtig. Ebenso:

Ein deutsches Eisen stand ihm in dem verruchten Herz . . .

Sucht dankbar noch sein Auge den Greis, der ihn verdarb . . .

Dem Mensch zum Eingang diese, zum Ausgang jene Thür . . .

Sehr ungeschickt ist der Strophenübergang:

Dort saß bei ihren Aeltern wie lauter Sonnenschein
Schön Agnes. Alle waren, die Frauen wie der Wirth . . .

Schlecht gebaute Cäsuren sind z. B.:

Zu blonden Locken stand der dem stolzen Degen gut . . .

Zu Fuß, zu Roß, und macht in Johannes' Nähe Halt . . .

Du wußt' Johannes, daß dies des Lebens letzter Tag . . .

Und Uto war's, als legt auf sein Herz der Tod die Hand.

Falsch angewendet ist das Wort „Tyostiren", das der Verfasser viersilbig braucht.

Der gelungenen Stellen sind viele; sehr schön ist unter anderm die Episode von Isanbald, welche den sechsundzwanzigsten Gesang ausfüllt. Als Probe eines zusammenhängenden Stücks wähle ich eine kurze Stelle aus der Paradiesschilderung des Assassinen:

Aus dunklem Kerker trat ich, gelockt von Duft und Klang;
Da rauschten auf die Töne zu vollem Jubelsang,
Und eine Jungfrau nahte, umstrahlt von Himmelsglanz,
Doch Erdenlust im Auge, im Haar den Rosenkranz.

Des schlanken Leibes Fülle umspielt ein leicht Gewand.
Mit Goldgefäßen winkte mir ihre weiße Hand;
Sie sprach und leise hob sich dabei die junge Brust:
Willkommen, Freund, genieße mit uns des Himmels Lust!

Es schenkt dem Erdensohne des Paradieses Wein
Die liebdurchglühte Houri in goldne Schale ein.
Sie reichte mir die Schale, ich führte sie zum Mund,
Ich trank die würz'ge Gabe und leerte bis zum Grund.

Ein warmer Wonneschauer durchrieselt meinen Leib,
Mit Flammenaugen lächelt mich an das schöne Weib;
Mein Herz ward eine Sonne, und Feuer ward mein Blut,
Und unauslöschlich wogte durch meine Seele Glut.

Zu einer nahen Laube von Rosen und Jasmin
Zog, meine Hand ergreifend, die Houri sanft mich hin,
Wo eine andre Jungfrau, und, wahrlich wundersam,
Noch schöner als die erste, uns schon entgegen kam.

In noch höherm Grade ein romantisches Gedicht ist

2. Vom Tigris bis zum Ganges. Episches Gedicht in fünf Büchern von Emil Baumeister. Brandenburg, Wiesike. 8. 2 M.

zu nennen. Der Verfasser hat sich der gereimten achtfüßigen Trochäen bedient, deren er je vier Verse zu einer Strophe vereinigt. Die Reime sind durchgehends weiblich. Nun ist nicht zu leugnen, daß der fortwährende weibliche Reimausgang etwas Weichliches und der deutschen Sprache nicht Angemessenes hat. Und so ist denn auch der Gesammteindruck des Gedichts: es mangelt ihm an Kraft. Nicht an dichterischer Fähigkeit, denn diese tritt namentlich in den landschaftlichen Schilderungen recht hübsch zu Tage. Aber der Verfasser läßt dem schildernden und beschreibenden Element zu viel Spielraum. Gleich das erste Buch beginnt mit der längern Schilderung einer „Sommernacht am Tigris". Mirza, die Tochter des Khalifen von Bagdad, kommt im Palmenhain des Palastes mit dem geliebten Selim, einem Jüngling niedern Standes, zusammen. Die Liebenden werden von dem als Derwisch verkleideten Khalifen überrascht. Auf das Gnadeflehen Mirza's stellt der Khalif als Bedingung seiner Zustimmung die Erwerbung eines wunderbaren Kästchens, das ihm einst ein indischer Gossein angeboten hatte. Selim, im Begriff Abschied von Bagdad zu nehmen, um sich auf die Suche zu machen, wird der Befreier einer von Räubern überfallenen Jungfrau, deren Vater, in mancher Kunst und Wissenschaft erfahren, sich aus Dankbarkeit dem Retter zur Verfügung stellt und ihm Belehrungen und Aufschlüsse über den Besitzer des Kästchens gibt. Nachdem Selim erfahren, daß derselbe jetzt am Nil verweile, kommt er zunächst in die Wüste; hier wird wieder ein ganzer Gesang mit der Schilderung der Wüste ausgefüllt. Selim hat sich einer Karavane angeschlossen, die vom Samum überrascht wird. Alle gehen unter bis auf Selim, der, nachdem er lange weiter geirrt, bewußtlos niedersinkt. Inzwischen ist Mirza von Räubern entführt und nach Indien gebracht worden; ein indischer Prinz hatte sich in sie verliebt und ließ sie entführen. Dies entnimmt sie aus dem Gespräch der Räuber, da sie durch eine Sklavin früher etwas Indisch gelernt hat. Selim, aus seiner Ohnmacht erwachend, hat den täuschenden Anblick einer Fata-Morgana, die mit aller sinneberückenden Pracht geschildert wird und wieder einen ganzen Gesang einnimmt, an dessen Schluß der Jüngling sich zum Todesschlafe niederlegt.

Geschlafen wird überhaupt in dem Gedicht ziemlich viel, und gewöhnlich ist der Verlauf der, daß am Ende eines Gesanges Held oder Heldin einschlafen und, wo sie wieder vorkommen, noch in diesem Zustande verharren. So gleich der Anfang des zweiten Buchs:

Während in der Wüste Selim schläft —

am Schlusse des Gesanges:

Der Häuptling ....
Sinkt bewußtlos jetzt zur Erde von des Schlafgotts Arm umschlungen.

Der nächste Gesang beginnt: „In der Wüste schlummert Selim", und nach einiger Zeit in demselben Gesange: „Selim liegt in tiefem Schlummer". Im folgenden Gesange am Schluß heißt es von der Heldin: „So entschläft sie süß und harmlos." Der nächste Gesang beginnt: „Todtenähnlich schlummert Selim", und etwas weiter noch immer: „Schlummert er gar viele Stunden". Der nächste Gesang beginnt wieder:

Mirza schlummert an der Quelle; Stunde schwindet hin um Stunde.

Im folgenden Gesange „schlummert Selim im Gezelte". Am Anfang des dritten Buchs sinkt „schwere bleierne Ermattung auf Mirza's Augenlider"

Und des Schlafgotts ehrne Bande schlingen sich um ihre Glieder.

Im folgenden Gesange: „Selim schlummert". In dem nächsten Gesange „erwacht der Greis vom Schlummer".

Doch kehren wir von diesem Excurs in das Reich des Schlafgottes zu der Erzählung zurück. Mirza entflieht, während die trunkenen Räuber eingeschlafen sind. Selim, vom Schlaf erwacht, gelangt endlich in eine Oase, ist aber nahe daran, hier Hungers zu sterben. Mirza ist inzwischen in Gefahr, die Beute eines Tigers zu werden, als eine Schlange sich auf denselben stürzt. Während des Kampfes beider Thiere entkommt sie. Selim wird von einem Beduinenmädchen aufgefunden und zu ihrem Stamme gebracht. Mirza wandert indessen weiter, und der Dichter benutzt hier die Gelegenheit, um uns, gänzlich unmotivirt, einen indischen Büßer vorzuführen, der mit der Handlung gar nichts zu thun hat und nur als Staffage dient. Inzwischen hat Selim die Liebe Fatme's, der Tochter des Beduinenhäuptlings, gewonnen, dadurch aber die Eifersucht Heykar's, der Fatme liebt, erweckt. Selim soll ermordet werden, Fatme erfährt es und rettet ihn, indem sie mit ihm flieht. Während der Zeit schwebte Mirza — ein neues Intermezzo! — in Gefahr, von einer Brillenschlange getödtet zu werden, als ein Ichneumon zu ihrer Rettung erscheint, eine Doublette des Tiger- und Schlangenkampfes. Selim hat inzwischen, nachdem er von Fatme sich verabschiedet, einen vom Samum im Sande vergrabenen Sterbenden mit Wasser erquickt und zum Danke von ihm einen Zauberring erhalten, mit dessen Hülfe er einen Geist citirt, der ihn nach Kairo versetzt (den Namen Kairo braucht der Dichter immer dreisilbig mit dem Tone auf i). Mirza hat inzwischen einen schlafenden Braminen, den eine giftige Cobra tödten wollte, durch einen Hieb auf das Reptil gerettet und findet zum Dank Pflege in seinem prächtigen Palaste. Selim sucht in Kairo die Wohnung Hussein's auf (so heißt der Inhaber des Kästchens), erfährt aber, daß derselbe nach Indien gezogen sei. Er läßt sich von einem Geiste nach Indien versetzen. Doch endlich wird er nach manchen Zwischenfällen wieder mit Mirza vereinigt. Natürlich läßt sich der Dichter nicht entgehen, uns als weitere Episode eine indische Witwenverbrennung vorzuführen; ein anderer Gesang ist der Schilderung der Mondnacht auf dem Himalaja gewidmet; wieder eine lange Stelle beschreibt eine Mondnacht am Ganges. Mirza und Selim treten nun vor den Khalifen, Selim mit dem Kästchen. Als aber der Khalif in dem Kästchen nichts findet als einen Zettel mit den Worten:

Richtig, eines Traumes Schatten ist der Mensch; er lebt im Glücke
Und auch nicht; sein stolzes Wähnen, es zerbricht wie Glas in Stücke.
Heut Khalif und morgen Bettler; jedem schlägt des Schicksals Stunde:
Selbst der Thron des Khalifates steht auf ungewissem Grunde —

da läßt er erzürnt Selim in Ketten werfen. Doch das Wort des Kästchens hat sich erfüllt; der Schlußgesang führt uns den gestürzten und zum Bettler gewordenen Khalifen vor und endet mit einem idyllischen Bilde: das junge Paar, Selim und Mirza, mit zwei Kindern, bei ihnen der große Khalif, fern von Bagdad in einem abgeschiedenen Thalgrund:

Allah, eines Traumes Schatten ist der Mensch (er flüstert's leise),
Und sein Glück wie Glas zerbrechlich; jetzt erkenn' ich's, fromm und weise.
Allah, hart traf deine Hand mich; doch du hast den Pfad gewiesen
Mir zur Weisheit und zum Glücke: hoch sei deine Huld gepriesen.

Die Dichtung leidet an nicht unerheblichen Mängeln, vor allem an einer gewissen Monotonie der Erfindung und der Motive, an einer Neigung zur Decorationsmalerei, dem Hineinverflechten von Dingen und Zügen, die mit der Handlung nichts zu thun haben; auch das beständige Hin- und Herspringen in den kurzen Gesängen wirkt sehr ermüdend und eintönig.

Ungetheiltes Lob dagegen verdient:

3. An den Menschen ein Wohlgefallen. Pfarrhausidyll von Joseph Victor Widmann. Zweite umgearbeitete Auflage. Zürich, Schmidt. 16. 2 M. 50 Pf.

Es ist eine Idylle im besten Sinne des Wortes. Der Inhalt ist kurz dieser. Heinrich, der Sohn des Pfarrers von Schönthal, das in der Schweiz liegend gedacht wird, kehrt beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs (1870) in seine Heimat zurück ans Heidelberg, wo er Theologie studirt hat:

Heute kehrt' er zurück aus der Stadt am silbernen Neckar,
Wo die Musen dem Dichter begegnen auf schattigem Waldpfad
Oder am alternden Thurm; sie lieben das stolze Gemäuer
Jener schicksalskundigen Burg, die von Epheu umsponnen
Wie ein gigantisches Bild vergangener mächtiger Zeiten
Ueber der wimmelnden Stadt sich erhebt, wo in farbigen Mützen

Deutschlands Jugend mit durstigen Zügen aus zweierlei Bechern,
Aus dem schäumenden Becher der Lust und jenem der Weisheit,
Himmlischen Nektar schlürft. Doch jetzt war plötzlich zerstoben
All das buntbebänderte Volk, bevor noch die Männer,
Die unendliches Wissen verbreiten auf hölzernem Hochsitz,
Ihre Curse vollendet. Denn Wolken, die lange schon düster
Rings den Himmel des Volkes belastet, sie hatten auf einmal
Mit entsetzlichem Blitze geboren den schmetternden Kriegsruf,
Der vom andern Ufer des ruhig fließenden Rheinstroms
Gellend herüberschlug und mächtig erregte die Deutschen.

Es ist gerade Sonntag, als er zu Hause ankommt, während des Gottesdienstes; er hört durch die offenen Fenster der Kirche die Predigt des Vaters, eilt aber, um keine Störung zu verursachen, in das Pfarrhaus, wo er zu seiner Ueberraschung von einem schönen, ihm gänzlich fremden Mädchen empfangen wird. Von der heimgekehrten Familie vernimmt er, daß Lenore eine Waise aus Deutschland sei, die sie ins Haus aufgenommen. Ihr Vater war im badischen Aufstand (1849) gefallen; die Mutter hatte sich in die Schweiz geflüchtet und dort das Kind geboren, sie war dann in der Schweiz geblieben, wo sie mit ihrer Hände Arbeit ihr Leben fristete. Am andern Morgen nach Heinrich's Ankunft ziehen schweizerische Soldaten, die zum Schutze der Grenze bei dem Ausbruch des Kriegs aufgeboten sind, durch Schönthal; ein Feldarzt, der im Pfarrhause Quartier genommen, ein schöner, stattlicher Mann, erweckt durch ein paar galante an Lenore gerichtete Worte die Eifersucht Heinrich's, der sich bereits der Liebe zu dem Mädchen bewußt wird. Gleich am folgenden Tage, als der unliebsame Gast fort ist, sucht er zu erfahren, woran er ist, und erklärt sich in der Laube des Pfarrgartens gegen Lenoren, wird aber von ihr, welche die eigene Neigung zu ihm niederkämpft, zurückgewiesen. Heinrich, von Eifersucht hingerissen, macht eine Anspielung auf den vermeintlichen glücklichern Nebenbuhler und scheucht dadurch das gekränkte Mädchen erst recht in sich zurück, sodaß sie entflieht. In diesem Augenblick gänzlicher Niedergeschlagenheit erhält er von einem Freunde einen Brief mit der Einladung, ihn zu besuchen. In dem Gefühl, daß nur Trennung sein Unrecht gegen Lenoren sühnen könne, reist er sogleich ab, ohne sie wiederzusehen. Inzwischen ist sich auch Lenore ihrer Liebe völlig klar geworden, aber sie will auch jetzt noch widerstehen und beschließt, als Krankenpflegerin nach Deutschland in die Nähe des Kriegsschauplatzes zu gehen. Sie theilt den Plan den Pflegeältern mit, die ihn durchaus billigen. Der Pfarrer selbst bringt sie nach Heidelberg zu Frau Feuerbach, denn diese ist deutlich erkennbar an den Worten:

Eine treffliche Frau, die jetzt dort schaltet und waltet
Als die erste von allen, die solchem barmherzigen Werke
Ihre Hände geweiht. Sie trägt den rühmlichen Namen
— Einen der edelsten Namen in allen germanischen Gauen —
Der mit prächtigem Klange gemahnet an feurige Fluten
Und zum Sinnbild wahrlich geworden den Männern des Hauses,
Denn sie strömen den glühenden Geist in glänzender Fülle
Reichlich in Werke der Kunst und in Werke der ernstesten Weisheit.
Als gewaltiger Kenner des Rechts erwarb sich der Ahnherr
Bleibenden Ruhm; doch titanischer strebten nach Größerm die Söhne,
Niemals bebend zu schauen das Bild der entschleierten Wahrheit.
Aber die Musen und Grazien haben am meisten geliebt doch
Den jetzt lebenden Enkel des herrlichen Stammes, den Maler*),
Dem kein größerer heute mit Recht sich stellet zur Seite.

Bald nach ihrer Abreise kehrt Heinrich zurück, erschrocken hört er, was mit Lenoren geschehen, und nun, seine Liebe offen bekennend, will er ihr nacheilen. Die Mutter macht ihn darauf aufmerksam, daß einer Verbindung mit Lenoren die Verschiedenheit der Confession im Wege stehe, auch daß sie keine Schweizerin sei; sie erreicht damit nur so viel, daß er nicht ungestüm vorwärts will, sondern sein Schicksal in die Hand der Mutter legt. Er begibt sich zum Abschluß seiner Studien nach Bern:

Nicht wird tadeln der Vater den Wunsch, daß dort ich beschließe
Meine akademische Laufbahn. Treffliche Männer
Wirken daselbst im freiesten Sinne; von einem besonders,
Der mit germanischem, nimmer ermattendem Fleiße durchdenket
Alle die kühnen Gedanken des Paulus, erzählte mein Freund mir.
Diesen zu hören verlangt mich am meisten.

Deutlich ist hier Holsten gekennzeichnet, damals in Bern, jetzt in Heidelberg wirkend.

Vier Monate überspringend, führt uns der Dichter in die Weihnachtszeit; Heinrich kehrt zu den Seinen in den Ferien zurück und betritt mit den jüngern Geschwistern die strahlende Weihnachtsstube, in der er aber zu seinem Staunen für sich nicht die kleinste Gabe und Ueberraschung bemerkt. Da macht ihn der Vater aufmerksam, über dem Christbaum nicht das Christkind zu vergessen. Nicht ahnend, welchen Sinn diese Worte haben, schaut er auf:

Da — Wunder der Wunder —
Welche weiße Gestalt stand dort in der Mitte des Bogens,
Der, zur Decke sich wölbend, vom Zimmer trennt den Alkoven?
Wallend umfloß ein duftiger Schleier die fremde Erscheinung,
Doch jetzt wogte der Schleier, jetzt hoben sich Arme, jetzt blickte,
Hold wie ein Engel des Himmels und werth zu scheinen ein Christkind,
Aus dem leichten Gewölke Lenore, die züchtige Jungfrau.

Die treffliche Frau, in deren Pflege Lenore gegeben worden, hatte der Mutter alles geschrieben: daß Lenore, die sich ihr anvertraut, Heinrich's Liebe erwidere. Da reiste der Pfarrer selber nach Deutschland und brachte Lenoren als bestes Weihnachtsgeschenk. Der Segen der Aeltern vereinigt das liebende Paar, und zum Schluß spielt die Mutter auf des Vaters Wunsch

Jenen entzückenden Weihnachtsgesang aus Händel's Messias,
Wie zu den Hirten im Felde sich nahen die himmlischen Scharen,
Singend die Worte, die würdig ertönen von Lippen der Sel'gen:
Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden! . . .

*) Der Maler Anselm Feuerbach ist inzwischen auch verstorben.
D. Red.

Doch was sangen die himmlischen Scharen auf Bethlehems Fluren
Weiter? Den Menschen ein Wohlgefallen! O dieses erfüllt auch.
Seht, euch Beide hat die Natur mit Gaben gesegnet:
Kraftvoll männliche Bildung gewährte sie dir, o mein Heinrich,
Weiblich holdselige Schönheit dir, du blühendes Mädchen.
Wohlgefällig blicken auf euch die Menschen, und Gott selbst
Freut sich des herrlichen Paars. Doch ihr nun schaffet und wirket,
Daß auch wohlgefällig vor Gott sich zeige der Wandel
Eueres ferneren Lebens!

Wie Goethe „Hermann und Dorothea" auf dem Hintergrund eines bedeutenden geschichtlichen Ereignisses aufbaute und dadurch das Idyll auf eine höhere Stufe hob, so ist als würdiger Nachfolger des großen Vorbildes Widmann denselben Weg gegangen. Das Hineinziehen der großen Thaten der letzten Jahre verleiht der Dichtung unzweifelhaft ein erhöhtes Interesse. In plastischer Rundung heben auf diesem Hintergrunde die Gestalten sich ab. Dem Dichter stehen für alle Schattirungen die entsprechenden Farben zu Gebote, die ernsten ebenso wie die heitern Töne. Auch in der Schilderung der Nebenfiguren und nebensächlichen Züge zeigt sich ein glücklicher Humor; ich will beispielsweise den Einzug der schweizerischen Soldaten anführen, oder die folgende Schilderung des Postboten:

Er steuerte mächtig
Gegen die schützende Laube, die dichte, im Garten des Pfarrers,
Seltsam setzend die Säbelbeine, die schwächlich und kurz nur,
Doch genügten dem Boten der Post, da nur wenige Briefe
Stets empfingen die Leute des Städtchens: nicht brauchten sie wahrlich
Einen geflügelten Hermes; der hinkende Lorenz erfüllte
Wacker sein Amt; auch lobte man sehr, daß er viermal im Jahr nur
Still und vergnügt sich betrank, genau einhaltend die Tage:
Erst zu drei König, zu Ostern dann, und am Montag nach Pfingsten,
Endlich am dritten August, dem Tage, wo rühmlich vor Jahren
Gegen die aristokratische Stadt sich wehrten mit Waffen
Schönthals Bürger, befreiend das Land von der städtischen Herrschaft.

Auch andere als politische Dinge versteht der Dichter trefflich in sein Idyll zu verweben: so die Berathung eines neuen Gesangbuchs, worüber der Pfarrer beherzigenswerthe Worte spricht.

Das einzige, was ich auszusetzen hätte, ist die stellenweise etwas nachlässige Behandlung des Hexameters. Wenn hier bei einer dritten Auflage, die der anmuthigen Dichtung nicht fehlen wird, der Dichter nachfeilen wollte, könnte es nichts schaden; es würde den Genuß nur erhöhen, den jedem Leser diese reizende Idylle gewährt.

Karl Bartsch.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Es ist sicherlich ein Mann von Geist, der Herr G. Valbert von der „Revue des deux mondes", dessen Namen wir kürzlich, bei Besprechung seines Aufsatzes über „Die Judenfrage in Deutschland" unsern Lesern zum ersten mal vorführten. Und welche Vielseitigkeit und Productivität! Keine Monatsnummer der pariser Zeitschrift, die nicht einen Artikel aufweist aus seiner universal-kosmopolitischen Feder. Kein Stoff ist fremd für ihn: militärische Fragen sind ihm geläufig wie belletristische. Heute schreibt er über eine tiefeinschneidende sociale Frage mit demselben Esprit, mit dem er morgen die biographische Skizze eines Dichters, eines Malers, eines Schauspielers entwirft. Er kennt alles, er weiß über alles zu plaudern, ihm ist nichts verborgen. Nichts, mit Ausnahme der Geschichte, die ihm Nebensächlichkeit, Bagatelle ist, der man eine Nase drehen darf. Wie schade! Es wäre so angenehm, hierüber von G. Valbert einmal Bestimmteres zu hören. Wir meinen die ernste, wahre, unparteiische Geschichte, die keine Nationalität, kein „Wir" und „Uns" kennt, die allein durch die Lupe strengster Objectivität die geheimsten Fibern der Völker aller Zeiten und Länder zu zergliedern sucht. Nicht als mangele es in Valbert's Schriften an geschichtlichen Hinweisungen. Im Gegentheil, es ist Ueberfluß vorhanden; aber sie sind wie ein brillantes Feuerwerk, das zischend und prasselnd aufleuchtet, um kurz darauf die Nacht um so dunkler erscheinen zu lassen.

Heute ist es das Leben Louis Schneider's, das er sich zum Vorwurf nimmt, des berliner Schauspielers, des Vorlesers dreier preußischer Könige, des Hofraths, des Russenfreundes, den der Kaiser Nikolaus „beinahe" umarmt hätte, des Feindes Bismarck's, den er — aus Rache — nur beiläufig in seinen Memoiren erwähnt („Revue des deux mondes", 1. Juni 1880, „Un comédien devenu conseiller de cour"), Louis Schneider's, des „Soldatenfreundes", der in Begleitung König Wilhelm's I. den Feldzügen „von 1866 und 1870 beiwohnte und welcher der Meinung lebte, ein König von Preußen sei von seiner Höhe herabgestiegen, indem er Kaiser von Deutschland wurde". Wir haben nicht nöthig, hier auf das Leben Louis Schneider's näher einzugehen; nach seinem kürzlich erfolgten Tode brachten alle deutschen Blätter, illustrirte wie nicht illustrirte, alle Einzelheiten daraus. Gewiß aber faßte es niemand diesseit des Rheins von derjenigen Seite auf, wie G. Valbert von der „Revue des deux mondes". Schneider ist sein Held, seine Autorität. Und warum? Weil er den Reichskanzler gründlich haßt, weil er in seinen Erinnerungen („Aus meinem Leben", von Louis Schneider, 3 Bde., Berlin, Mittler u. Sohn) bei Besprechung des Feldzugs von 1870 den Franzosen manches Willkommene sagt; weil er es offen ausspricht, daß „keusche deutsche Jungfrauen" vor seinen Augen mit französischen Gefangenen geschäkert und Allotria getrieben, was seiner Ueberzeugung nach „keine Französin" sich „je" mit unsern Soldaten erlaubt hätte; weil Louis Schneider, der es ja ganz genau wissen mußte, erklärt, daß die Deutschen 1870 den Franzosen gegenüber ein „unverschämtes Glück" hatten. Das ist Louis Schneider, der „Soldatenfreund", der berliner Hofrath und gewesene Schauspieler, und das ist auch G. Valbert von der „Revue des deux mondes", bei dem jeder persona grata ist, der dem französischen Chauvinismus Complimente macht.

Wie völlig verschieden davon tritt uns die von Emile Montégut in derselben Nummer der „Revue des deux mondes", unter dem Kapitel „Esquisses littéraires", verfaßte biographische Skizze des am 24. Februar 1879 zu Paris verstorbenen Literarhistorikers und geschichtlich-philosophischen Schriftstellers Saint-René Taillandier, dieses besonders durch seine Arbeiten über Deutschland auch bei uns hochgeschätzten Gelehrten entgegen.

Taillandier ward ein seltenes Los zutheil. Von Jugend auf — er war 16. December 1817 zu Paris geboren — heftete sich das Glück an seine Fersen, wie andere das Misgeschick und die Enttäuschung unausgesetzt verfolgt. Lange gefeierter Professor an der Universität zu Montpellier, kam er zur rechten Stunde auf den für ihn wie geschaffenen Lehrstuhl der französischen Literatur an der Sorbonne zu Paris. Als Schriftsteller unablässig hochgeschätzt, ward er Mitglied der Akademie, ohne den sprichwörtlichen Neid seiner Mitbewerber zu erregen, und erfuhr alle Auszeichnungen, die überhaupt einem Gelehrten zutheil werden können. Von exemplarischer Ehrbarkeit, reich an Mitgefühl für alle, die ihm näher traten, geistreich und zartfühlend im Umgange, ist er das vollendetste Bild eines Mannes der Wissenschaft.

Was Taillandier für sein Vaterland war und was er namentlich auf dem Gebiete der neuern deutschen Geschichte leistete, konnte uns aus keiner geeignetern Feder mitgetheilt werden als durch die Emile Montégut's. Hier ist alles Objectivität, auch wo sich ihm Ursache böte, von seinem Eigenen hinzuzuthun, um dem Gemälde etwas mehr Farbe und Ton zu geben. Montégut verschmäht solche Mittel; und so ist auch er das vollendete Bild eines Kritikers. Allerdings war sein Object ein besonders günstiges, und nur schwer würde es ihm geworden sein, Mängel daran zu entdecken, es sei denn etwa in den ersten Arbeiten aus Taillandier's literarischer Thätigkeit, als dieser, im Verein mit einem Studiengenossen und in Nachahmung Dante's, ein langes, jetzt vergessenes Gedicht „Béatrice" schrieb. Das Thema dieses Gedichts ist nichts anderes als die Hoffnung auf die einstige Vereinigung der Wissenschaft mit den Glaubenslehren, und diese Hoffnung belebte Taillandier sein ganzes Leben hindurch, beseelte ihn in allen seinen Werken.

Die im Jahre 1849 unter dem Titel „Histoire de la jeune Allemagne" zusammengefaßten ersten Studien Taillandier's über Deutschland sind heute noch von hohem Werthe und bilden für jeden eine anziehende Lektüre. Doch tritt darin die Subjectivität des Autors noch zu viel hervor; es ist darin noch zu viel aus directer Anschauung Hervorgegangenes, und das stürmische Wesen des heißblütigen jungen Gelehrten tritt noch zu sehr zu Tage. Erst die 1853 in zwei Bänden erschienenen „Études sur la révolution en Allemagne" zeugen von jener nüchternen Anschauung, die den Geschichtsforscher allein zu befriedigen vermag. Hier ist er einfacher Zuschauer, selten tritt er persönlich ein; er läßt vielmehr die Ereignisse für sich sprechen.

Die Geschichte des frankfurter Parlaments bildet den umfangreichsten und wol auch den interessantesten Theil der „Études sur la révolution en Allemagne", jenes Parlaments, dessen Abenteuerlichkeit, Fehler und Inconsequenzen heute keinem Geschichtskundigen unbekannt sind. Von Anfang an bis zu seinem Schlusse bietet es ein verworrenes Bild dar, und heute, nachdem die Ereignisse von 1870—71 in so unerwarteter Weise eine Neugestaltung der Dinge in Deutschland hervorbrachten, ist es wol gestattet, mit einem gewissen Lächeln die Vorgänge jener merkwürdigen Zeit zu durchdenken, einer Zeit, die ganz dem jugendlich unfertigen Charakter des damals die Einheit anstrebenden deutschen Volks entsprach. Nun gut, während bei uns sich alles fortreißen ließ vom Taumel der ersehnten Freiheit und der nahe gerückten Einheit aller deutschen Staaten, sehen wir jenseit des Rheins, in einem Lande, das selbst von den heftigsten Wehen durchzuckt wird, einen Gelehrten mit voller Ruhe dem Gange unserer Bestrebungen und Hoffnungen folgen, so zwar, daß, wenn man davon abstrahirt, daß es eben ein Zeitgenosse war, der diese „Études" schrieb, was die absolute Parteilosigkeit nothwendig ausschließt, dieses Werk, und darin die Schilderung der Vorgänge im und während des frankfurter Parlaments, den hervorragendsten Platz in der Geschichte jener Zeit einnimmt. Manches des darin Gesagten wird den deutschen Vaterlandsfreund schmerzen, denn das Messer ist schonungslos angesetzt, wo es gilt, die geheimen Schäden aufzudecken; allein wo es die Wahrheit ist, was durch des Autors geistreiche Feder dargelegt wird — und es ist dies zum weitaus größten Theil der Fall —, da kann und darf uns heute eine solche Schonungslosigkeit nicht erzürnen. Taillandier kannte und liebte Deutschland und die Deutschen, freilich nur insoweit ein Franzose beides lieben kann, aber er ist hierin mehr Kosmopolit als jeder andere seiner Landsleute.

Von nicht geringerm Werthe als die genannten beiden Werke sind Taillandier's historische Studien, die er unter dem Titel „L'Allemagne et la Russie" während des Krimkriegs veröffentlichte. Damals herrschte in Frankreich gegen Deutschland im allgemeinen und gegen die preußische Regierung insbesondere eine große Erbitterung. Man konnte nicht begreifen, wie eine so große Friedensliebe sich mit so viel Gefälligkeit gegenüber der so offen ausgesprochenen Eroberungspolitik Rußlands vereinbaren lasse. Saint-René Taillandier ließ es sich angelegen sein, diese scheinbar zweideutige Politik zu erklären, und er zeigte dem französischen Volke deren Ursprung, welcher allerdings in nichts anderm zu suchen ist und war als in der politischen wie geistigen Verwandtschaft dieser beiden Großmächte Europas.

Wir enthalten uns, weiter auf Taillandier's literarisches Wirken einzugehen, da wir uns nur vorgesetzt hatten, dessen geistige Beziehungen zu Deutschland hervorzuheben. Nur eines Werks desselben sei hier noch Erwähnung gethan, das indirect auf Deutschland Bezug hat: wir meinen seine Biographie des „Herzogs Moritz von Sachsen". Während Karl von Weber in den seinerzeit aus dem dresdener Hauptstaatsarchiv ans Licht gezogenen Documenten hauptsächlich den deutschen Theil des Lebens des Herzogs Moritz behandelte, stellte ihm Taillandier in seinem Werke das Leben Moritz' gegenüber nach dessen Adoption als Sohn Frankreichs. Herzog Moritz bezeichnet für Frankreich den Wendepunkt der militärischen Geschichte; er war der letzte Heerführer im Geiste des alten französischen Régime, sodaß man oft versucht wird, die Zeit zu vergessen, in der er lebte, und in ihm eher einen Zeitgenossen als einen Nachfolger der Feldherren des vorangegangenen Jahrhunderts zu erblicken. Für die Franzosen war er gleichsam die Fortsetzung der Regierung Ludwig's XIV. Wie sehr Taillandier sein Augenmerk auf Deutschlands Politik, Geschichte und Literatur richtete, beweist ferner noch seine gediegene und mit trefflichem Commentar versehene Uebersetzung des „Briefwechsels Goethe's mit Schiller". Und so bildet in fast allen seinen Werken Deutschland den Ausgangspunkt seines Studiums, eine Thatsache, die uns wol veranlassen darf, in Saint-René Taillandier einen der Unserigen zu betrachten, der, wie sich oft genug in seinen Schriften zeigt, hinter der Maske französischer Eigenliebe eine warme Zuneigung zu unserm großen Vaterlande und seinen Bewohnern im Herzen trug.

Bibliographie.

Lindenschmit, L., Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Uebersicht der Denkmäler und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. 1ster Thl. Die Alterthümer der Merovingischen Zeit. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzstöcken. 1ste Lfg. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Hoppe, J. I., Die persönliche Denkthätigkeit. Eine Erkenntnisstheorie mit Widerlegung Kant's. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 4 M.

Jókai, M., Rab Ráby. Roman in 3 Bdn. Mit Illustrationen von J. Jantó. Preßburg, Stampfel. 8. 10 M.

Junker v. Langegg, F. A., Midzuho-gusa. Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan. 1ster Bd.: Vasallentreue. (Chiu-shin-gurano-bu.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 4 M. 50 Pf.

Spielhagen, F., Quisisana. Novelle. Leipzig, Staackmann. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mersener Bockreiter
des 18. und 19. Jahrhunderts.
Ergänzender Beitrag zur Geschichte des Deutschen Gaunerthums.
Von **F. Ch. B. Avé-Lallemant.**
8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Von dem Verfasser des ausgezeichneten Werks „Das Deutsche Gaunerthum" (4 Thle., Preis 30 M.) wird hier eine neue Schrift geboten, welche den merkwürdigen Proceß gegen die im vorigen Jahrhundert unter dem Namen „Mersener Bockreiter" bekannte Räuberbande nach bisher undurchforschten Quellen darstellt und eine Fülle besonders für Criminalisten, Polizeibeamte, Theologen, Culturhistoriker und Socialpolitiker höchst interessanter Thatsachen ans Licht fördert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Plutarch.
Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.
Herausgegeben von
Rudolf von Gottschall.
Siebenter Theil.
8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Die unter dem Titel „Der Neue Plutarch" erscheinende Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten seit dem Zeitalter der Reformation bis zur Gegenwart ist bereits ein beliebtes Haus- und Familienbuch geworden und findet immer weitere Verbreitung. Der soeben erschienene siebente Theil bietet die Lebensbilder Napoleon's I. und des Malers Peter Cornelius, ersteres von Dr. Arthur Kleinschmidt, letzteres von Professor Moriz Carriere verfaßt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.
Mit Einleitungen und Worterklärungen.
Herausgegeben von **Karl Goedeke** und **Julius Tittmann.**
Dreizehnter Band.
Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland.
Vierzehnter Band.
Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig.
8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Der 1. bis 12. Band der „Deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts" enthalten:
1. **Liederbuch** aus dem sechzehnten Jahrhundert.
2. 3. **Schauspiele** aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2 Theile.
4.—6. **Hans Sachs'** Dichtungen. 3 Theile.
7. **Sebastian Brant**, Das Narrenschiff.
8. 9. **Georg Rollenhagen**, Froschmeuseler.
10. **Teuerdank.**
11. **Thomas Murner**, Die Narrenbeschwörung.
12. **Schwänke** des sechzehnten Jahrhunderts.

Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

VETUS TESTAMENTUM GRAECE
IUXTA LXX INTERPRETES.
Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis uberrimis instruxit
Constantinus de Tischendorf.
Editio sexta.
Prolegomena recognovit collationem codicis Vaticani et Sinaitici adjecit
Eberardus Nestle.
2 tomi. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Tischendorf's weitverbreitete Ausgabe der Septuaginta erscheint in der vorliegenden sechsten Auflage mit einem sehr wichtigen und umfänglichen Supplement, enthaltend die von Dr. Eberhard Nestle gewonnenen Resultate seiner Collation des Vaticanischen und des Sinaitischen Codex. Auch der Text selbst ist vielfach verbessert und so der kritische Werth des Werks namhaft erhöht worden.

Novum Testamentum Graece.
Ad editionem suam VIII. criticam majorem conformavit, lectionibusque Sinaiticis et Vaticanis item Elzevirianis instruxit
Constantinus de Tischendorf.
8. Geh. 4 M. Geb 5 M. 50 Pf.

Diese Ausgabe des griechischen Neuen Testaments schliesst sich an Tischendorf's Ausgabe des Alten Testaments innerlich wie äusserlich an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.
Begründet von F. von Raumer.
Herausgegeben von **W. H. Riehl.**
Fünfte Folge. Neunter Jahrgang.
8. Geh. 6 Mark.

Der vorliegende neue Band dieses beliebten Sammelwerks bringt in seinem politisch-geschichtlichen Theil Darstellungen aus der Geschichte Oesterreichs und Rußlands, die bei den gegenwärtigen Beziehungen Deutschlands zu jenen beiden Mächten besondere Wichtigkeit erlangen. Auch die culturgeschichtlichen Beiträge werden das Interesse der Leser fesseln, namentlich die Geschichte der Anschauungen über das Duell bei den verschiedenen Nationen Europas.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 8.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

FINNISCHE RESIDENZ Paasto

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 5. August 1880.

Inhalt: Zur Geschichte des Socialismus und Communismus. Von Rudolf Doehn. — Die letzten Hefte des preußischen Generalstabswerks. — Neue Romane und Novellen Adolf Glaser's. Von Julian Weiß. — Zur deutschen Sagenkunde. Von Anton Schlossar. — Neue Aphorismen von Georg von Oertzen. Von Friedrich von Goeler-Ravensburg. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte des Socialismus und Communismus.

Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika. Von Heinrich Semler. Leipzig, Brockhaus. 1880. Gr. 8. 7 M.

Seit längerer Zeit gärt es in allen Culturstaaten; in allen ist ein unruhiges, vorwärts drängendes Element vorhanden, das laut nach neuen socialen Formen ruft. Die anfänglich so wenig beachtete socialistische Bewegung schlägt jetzt hohe Wogen; sie regt alle Gesellschaftsklassen auf, und alle denkenden Menschen beschäftigen sich mit dieser brennendsten aller Zeitfragen. Neue, anscheinend neue Theorien tauchen auf, werden weiter entwickelt, bekämpft, verworfen und wiederum in den Vordergrund gerückt; eine berghohe Literatur über den Socialismus hat sich bereits angesammelt. Aber seltsam: blendende Theorien werden aufgestellt und mit beachtenswerther Geistesschärfe vertheidigt, doch selten nur wirft man einen Blick rückwärts und fragt: Ist denn diese angeblich neue Theorie auch wirklich neu? Ist nicht ihre praktische Verwirklichung bereits versucht worden? Hat sich nicht gezeigt, daß sie abstracte Menschen voraussetzt, d. h. Menschen, wie sie in der gedachten Vollkommenheit auf Erden gar nicht existiren? Obschon sich die Socialistenführer der Gegenwart für eminent praktische Männer halten oder doch als solche gelten möchten, so sind sie in Wahrheit im besten Falle nur sich selbst betrügende Träumer. Die europäischen Socialistenführer betonen in ihrer Mehrzahl zwar stets, daß sie mit dem Communismus nichts zu thun haben; auch die Wissenschaft unterscheidet scharf zwischen Socialismus und Communismus. Sie lehrt: beide verlangen die Vertheilung der irdischen Güter, aber der Socialismus nach Maßgabe der Leistungen, der Communismus nach Maßgabe der Bedürfnisse des Einzelnen. Diese theoretische Unterscheidung kann indeß, wie die Erfahrung gezeigt hat, bei der Verwirklichung socialistischer Ideen niemals aufrecht erhalten werden. Die Grenzlinien verwischen sich, und langsam und unmerklich, wie der Tag zur Abenddämmerung wird, geht der Socialismus in Communismus über. Die amerikanischen Socialistenführer, welche sich rückhaltsloser aussprechen dürfen als ihre europäischen Collegen, machen denn auch meistens kein Hehl daraus, daß das Endziel ihres internationalen Socialismus der Communismus ist. Es wäre nun wol zu wünschen, daß in jedem Culturstaate ein Historiker die Aufgabe übernähme, die praktischen Versuche, welche dort auf socialistischem oder communistischem Gebiete gemacht worden, sachlich und der Wahrheit gemäß zusammenzustellen, damit gewissermaßen eine Weltgeschichte des Socialismus geschrieben werden könnte. Ein solches Werk dürfte die Menschheit eindringlich darüber belehren, welche Wege nicht zur irdischen Glückseligkeit führen: eine Erkenntniß von nicht zu unterschätzendem Werthe für den Frieden und die Culturaufgaben der Völker.

Heinrich Semler, der Verfasser des obengenannten Buchs, hat nun den Versuch gemacht, das, was er über die praktische Wirksamkeit von Socialisten und Communisten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in Erfahrung bringen konnte, möglichst übersichtlich und wahrheitsgetreu zusammenzufassen. Er wollte, nach seiner eigenen Erklärung, nicht sowol eine Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte socialistischer Theorien in Amerika schreiben, als vielmehr vorzugsweise Thatsachen vorführen. Leider mußte, wie er selbst in dem Vorworte zu seiner Arbeit zugesteht, seine Darstellung zum Theil lückenhaft bleiben; denn wie reich auch die socialistische Literatur Amerikas ist, wie viele werthvolle Beiträge namentlich die Shakers zu derselben geliefert haben, eine vollständige Geschichte

der communistischen und socialistischen Experimente jenseit des Atlantischen Oceans hat keiner der Zeitgenossen aufgezeichnet. Erst lange nachdem das letzte Fourier'sche Experiment von der Bildfläche verschwunden war, begann Noyes, der Prophet der Oneidagemeinde, die Geschichtsfragmente dieser Unternehmungen zu sammeln, um sie in seinen zahlreichen Schriften zu verwerthen. Ihm verdankt denn auch H. Semler das meiste Material. Wenn der Verfasser einzelne Gemeinden als „socialistische", andere als „communistische" bezeichnete, so darf man dieselben dadurch nicht als in der scharf begrenzten wissenschaftlichen Bedeutung dieser Worte charakterisirt ansehen. Unternehmungen, wie die der Fourier'schen Epoche, welche mehr nach socialistischem als communistischem System organisirt waren, hat er socialistische genannt, während er diejenigen Experimente, die mehr communistische als socialistische Züge trugen, als communistische hinstellte. Bei einigen Experimenten mochte es in der That schwer zu erkennen sein, welches der beiden Systeme überwog. Der Verfasser hat aber — und das darf nicht außer Augen gelassen werden — nicht nur aus Büchern oder aus mündlicher Tradition allein geschöpft, sondern er hat sich in vielen Fällen über das, was er beschrieb, durch den Augenschein unterrichtet.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind seit ihrer Unabhängigkeitserklärung ein Laboratorium gewesen, in welchem socialistische und communistische Experimente aller erdenklichen Art, mit Ausnahme der zwangsweisen Durchführung socialistisch-communistischer Lehrsätze durch den Staat, gemacht worden sind. Diese Versuche sind so zahlreich gewesen, daß es selbst den eifrigsten Sammlern auf diesem Gebiete nicht gelungen ist, sie alle zu registriren; und dabei war das Dasein mancher dieser Schöpfungen so kurzlebig, daß keine Tradition davon übriggeblieben ist, daß dem Forscher kein Leichenstein mehr zeigt, wo eine stolze Hoffnung begraben liegt. Nur die wichtigsten dieser Experimente haben eine Geschichte hinterlassen, und diese zeigt uns, daß wir in der Hauptsache vier Epochen in der socialistisch-communistischen Bewegung der Nordamerikanischen Union zu unterscheiden haben: die Owen'sche, die Fourier'sche, die spiritualistische und die internationale, welche letztere, zumeist aus Deutschland, Frankreich und England über den Ocean verpflanzt, sich noch in ihren Jugendtagen, in ihrem ersten Gärungszustande befindet. Außerdem gibt es allerdings noch einige Mittelsorten, die schwer zu rubriciren sind. Der Verfasser hat nun hiernach sein Werk in sechs Hauptabschnitte eingetheilt, welche folgende Ueberschriften tragen: 1) „Die Owen'sche Epoche"; 2) „Die Verbindungsglieder"; 3) „Die religiösen Communistengemeinden"; 4) „Die Fourier'sche Epoche"; 5) „Die spiritualistischen Gemeinden"; 6) „Die internationale Epoche". In einem Anhang wird dann noch die Constitution der sogenannten Zoaristen und kleinere Communistengemeinden besprochen.

Vor der Owen'schen Bewegung, die mit dem Jahre 1824 anhebt, bestanden zwar auch schon communistische Gemeinden; dieselben waren jedoch Unternehmungen, welche von Ausländern im Auslande geplant und nur nach den Vereinigten Staaten verpflanzt wurden, weil die Führer hofften, dort bessere Lebensbedingungen für ihre Schöpfungen zu finden als in ihrem Heimatlande, und weil sie aus Fanatikern zusammengesetzt waren, welche in erster Linie von ihren religiösen Ideen und in zweiter Linie erst von dem auf ihren religiösen Dogmen basirenden Communismus zusammengehalten wurden. Außerdem haben sie niemals Propaganda machen wollen; sie haben niemals eine Bewegung hervorzurufen gesucht, die ihre Kreise über die ganze Republik der Vereinigten Staaten ziehen sollte. Still und abgeschlossen von dem wilden Welttreiben wollten sie nur ihren religiösen Betrachtungen leben; sie wollten Familien sein, die geräuschlos und bescheiden durch dieses „irdische Jammerthal" gingen und keinen andern Lebenszweck im Auge hatten, als ihre Seelen zu retten. Zu diesen religiös-communistischen Gemeinden zählen namentlich die durch den Würtemberger Georg Rapp und dessen Adoptivsohn Friedrich Rapp gegründete Gemeinde Economy in Beaver County im Staate Pennsylvanien und die durch Joseph Bäumeler, ebenfalls aus Würtemberg, zu Zoar im Staate Ohio gestiftete Separatistengemeinde. Die Rappisten, welche im Anfang dieses Jahrhunderts nach Amerika gingen, gründeten zuerst in Butler County in Pennsylvanien eine Colonie, die sie Harmony nannten. Hier blieben sie bis zum Jahre 1814, um dann auf Geheiß ihres Führers eine wärmere Gegend aufzusuchen, und zwar an den Ufern des Wabash im Staate Indiana, wo sie ein Dorf bauten, das sie New-Harmony nannten und dessen wilde Umgebung sie bald in blühende Gärten und wogende Aehrenfelder umwandelten. Ihr Vermögen und ihre Zahl wuchs; allein wegen Streitigkeiten mit ihren Nachbarn gaben sie im Jahre 1824 New-Harmony, das sie an Robert Owen verkauften, auf und zogen nach Pennsylvanien zurück, wo sie sich in dem erwähnten Beaver County niederließen. Seit 1807 haben die Rappisten oder „Harmonisten", wie sie gewöhnlich heißen, das Cölibat eingeführt; außer dem Dorfe und der Gemarkung Economy besitzen sie auch noch an andern Plätzen Grundeigenthum und sind, obschon ihre Anzahl in steter Verminderung begriffen ist, Mitbesitzer bedeutender Kohlenbergwerke, Petroleumquellen, Eisenbahnen und Fabriken. Die Messerfabrik zu Beaverfalls, vielleicht das größte derartige Etablissement in den Vereinigten Staaten, gehört zum weitaus größten Theile diesen friedlichen, harmlosen Communisten, deren Gesammtvermögen man auf sechs Millionen Mark zu schätzen geneigt ist. Wol haben die „Harmonisten" es verstanden, überall, wo sie sich niederließen, aus der Wildniß einen blühenden Garten zu schaffen und öde Flächen mit Obstgärten, Weinbergen und üppigen Kornfeldern zu bedecken; aber sie haben trotzdem nicht vermocht, den Verfall ihrer Gemeinde aufzuhalten. Der Verfasser sagt in dieser Beziehung:

Dafür (d. h. für den Verfall der Gemeinde) gibt es keinen wahrheitsgetreuern Beweis, als wenn man die begeisterte Schilderung des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, der vor einem halben Jahrhundert die Harmonisten besuchte, vor Augen, die heutigen Zustände von Economy vorurtheilsfrei prüft. Herzog Bernhard sagt, daß er die Gemeinde im Zustande des hoffnungsvollsten Gedeihens angetroffen habe. Sie hatte 1000 Mitglieder; ihre sämmtlichen Häuser waren bewohnt, ihre Werkstätten voll bemannt. Fast unglaublich klingt es, daß diese Communisten — zum überwiegenden Theile schlichte würtembergische Bauern — ein schönes Museum und eine kostbare Gemäldesammlung besaßen und der Pflege der Musik große Aufmerksamkeit widmeten. „Sechzig bis siebzig Mädchen", so sagt der Herzog, „waren in einem Fabrikraum um ihren ehrwürdigen Patriarchen versammelt und sangen in anziehendster Weise geistliche und weltliche Lieder. Tiefbewegt beobachtete ich diese interessante Scene. Die Fabrikloeale", so sagt er weiter, „wurden im Winter vermittels Röhren geheizt, die mit der Dampfmaschine in Verbindung standen und von ihr mit Dampf gespeist wurden. Alle Arbeiter hatten ein sehr gesundes Aussehen und gewannen meine Sympathie durch die warmherzige Freundlichkeit, mit welcher sie ihr Oberhaupt, den alten Rapp, grüßten. Es berührte mich auch sehr angenehm, daß ich auf allen Maschinen Vasen mit frischen, wohlriechenden Blumen stehen sah. Die Reinlichkeit, welche überall herrschte, war eines vollen Lobes werth." So weit der Herzog, von dem wir erfahren, wie einst Economy war. Wie es jetzt ist, das zeigt uns ein Besuch in der interessanten Colonie, wo zwar noch dieselbe Reinlichkeit herrscht, von welcher Herzog Bernhard spricht, in welcher sich aber in allem übrigen große Veränderungen vollzogen haben. Viele Häuser sind unbewohnt, die Fabriken stehen still, weder Baumwoll-, Woll- noch Seidenwaaren werden mehr fabricirt. Das Museum ist längst verkauft, die Organisationen zur Pflege der Musik leben nur noch in der Erinnerung fort, und die Stimmen singender Mädchen erfreuen nicht mehr das Ohr des Besuchers, wie zur Zeit des Herzogs Bernhard. Die 1000 Mitglieder sind auf 100 reducirt, und von diesen sind wenige unter 60 Jahren, während mehrere in hohem Alter stehen. Der gegenwärtige Patriarch der Gemeinde, Jakob Henrich, ist 73 Jahre, sein Substitut, Jonathan Lenz, 70 Jahre alt.

Fragt man nun, ob die älteste der Communistengemeinden in Nordamerika einen nennenswerthen oder ermunternden Erfolg gehabt hat, so lautet die Antwort hinsichtlich der Anhäufung von Reichthümern bejahend, hinsichtlich der Propaganda für den Communismus aber verneinend. Fünfundsiebzig Jahre lang ist sie ihren Principien unentwegt treu geblieben; aber sie hat keine Anziehungskraft auszuüben vermocht, und nun sind ihre Tage gezählt. Mit Rapp senkten die Harmonisten ihren guten Genius ins Grab; mit ihm erlosch die schöpferische Kraft der Gemeinde, und nach seinem Heimgange begann der Zerbröckelungsproceß, der noch bis zum heutigen Tage fortdauert.

Die Separatisten in Zoar verdienen ihren Namen in doppelter Beziehung, denn sie sagten sich von Kirche und Staat los, die nach Bäumeler's Lehre zusammen „das große Babylon bilden, das niedergeworfen werden wird, wie es in der Offenbarung geweissagt worden ist". Sie landeten im August 1817 in Philadelphia und wanderten unter Bäumeler's Führung vier Monate später nach Ohio, um die Landstrecke, welche sie dort gekauft hatten, in Besitz zu nehmen. Alle communistischen Gemeinden widmen dem Gartenbau und der Obstcultur eine besondere Aufmerksamkeit, und die Separatisten machen keine Ausnahme von dieser Regel. Zoar ist ein hinter Obstgärten verstecktes Dörfchen, das den deutschen Besucher lebhaft an die freundlichen, idyllischen Dörfer im südwestlichen Deutschland erinnert. Wie Economy, so hat auch Zoar einen öffentlichen Park, der von Fremden häufig besucht wird. Außer diesem allgemeinen, mit Blumen reich geschmückten Vergnügungsplatz gibt es aber in Zoar nichts, was auf den Schönheitssinn der Separatisten deutet. Seit 1834 hat die communistische Zoargemeinde keinen nennenswerthen Zuwachs erhalten. Die Versorgung mit des Leibes Nahrung und Nothdurft geschieht dort in der Weise, daß Brot ohne Beschränkung vertheilt wird, dagegen wird jeder Familie je nach ihrer Kopfzahl eine gewisse Quantität Fleisch, Kaffee, Zucker, Butter u. s. w. zugewogen; doch wird dabei durchaus nicht zu genau verfahren, und wenn eine Familie von auswärts Besuch bekommt, so schickt sie einfach in die Krämerei und läßt sich holen, was sie nöthig hat. Die Regierung dieses kleinen religiösen Communistenreichs hat einen etwas demokratischen Zuschnitt, wie diejenige der Harmonisten, welche nur einen Präsidenten und Vicepräsidenten haben. Drei Verwaltungsräthe regeln alle Angelegenheiten von Zoar und ernennen auch nach Gutdünken die Aufseher, oder wie sie in Zoar genannt werden, Unterbeamten. Der aus drei Personen bestehende Verwaltungsrath ist jedoch einem Fünfercomité für sein Thun und Lassen verantwortlich, und dieses Comité wird als die höchste Centralgewalt der Gemeinde betrachtet, an welche auch von den Entscheidungen des Verwaltungsraths appellirt werden kann. Ein gewisser Ackermann ist der gegenwärtige Patriarch, er ist auch einer der drei Verwaltungsräthe und soll nicht mehr Gewalt haben wie seine beiden Collegen; doch ist er in Wirklichkeit der Selbstherrscher von Zoar, dessen Joch übrigens leicht und dessen Regierungssystem von echter Menschlichkeit dictirt ist. Früher huldigten die Zoarseparatisten dem Cölibat; allein seit vier Jahrzehnten ungefähr haben sie dies Princip aufgegeben, und zwar aus dem Grunde, weil sie glauben, nur in ihren eigenen Kindern echte und rechte Communisten erziehen zu können. Sie wollen die Aelternliebe, den „Aelternegoismus", wie sie sagen, aus den Herzen tilgen, aber es gelingt ihnen oft nur zu schlecht. Der Zahl nach schmilzt die Zoaristengemeinde gerade so zusammen wie die Harmonistengemeinde; sie hat auch nur Erfolg mit der Anhäufung irdischer Güter.

Was nun die obenerwähnte Owen'sche Epoche anbetrifft, so agitirten Robert Owen, sein Sohn Robert Dale Owen und Frau Frances Wright, nachdem sie den Harmonisten New-Harmony abgekauft hatten, in Wort und Schrift so unermüdlich und so lange, bis sie bei der großen politischen Partei der Demokraten einen gewissen Einfluß erlangten. Das Jahr 1826 bezeichnet, wie der Verfasser ausführt, den Culminationspunkt der Begeisterung für praktische Versuche im Socialismus auf amerikanischem Boden, die von

da an zu erlöschen begann. Die Owen'sche Bewegung selbst aber hat im Jahre 1830 ihre mächtigsten Wellen geschlagen. Dann begann sie ihre Zugkraft zu verlieren, bis sie im Jahre 1842 durch den Fourierismus von der Schaubühne verdrängt wurde. Die Fourier'sche Bewegung, an deren Spitze Männer wie Horace Greeley und Albert Brisbane standen und welcher ein Blatt wie die neuyorker „Tribune" längere Zeit diente, nahm in hohem Grade nationale Dimensionen an. Brisbane's Buch „The social destiny of man" („Die sociale Bestimmung des Menschen"), welches im Jahre 1840 erschien, rief eine gewaltige Aufregung im amerikanischen Volke hervor, in welchem durch das Shakerthum, das, wie der Autor hervorhebt, auch auf Europa zurückwirkte, der Boden für religiösen Socialismus und Communismus schon seit 1776 und früher vorbereitet war. Wie tief der Fourierismus in alle Schichten der Bevölkerung eingriff, geht schon daraus hervor, daß seine hervorragendsten Führer auch zugleich Häupter der nun erloschenen, aber einst mächtigen politischen Whigpartei waren. Diese beiden großen socialistischen Bewegungen standen sich übrigens in ihren Zielen nicht diametral gegenüber, wie man vielleicht anzunehmen geneigt ist, wenn man nur ihr theoretisches Geplänkel verfolgt. Die Erweiterung des Familienbegriffs über seinen gegenwärtigen Rahmen hinaus auf das ganze Volk: das ungefähr war die Grundidee, über welche sich beide Parteien einig waren und welche auf einen starken Bruchtheil des amerikanischen Volks eine bezaubernde Wirkung ausübte. Der Owenismus bereitete den Weg für den Fourierismus, und fast dieselben Männer, welche Owen zugejubelt, wurden auch von der Begeisterung ergriffen, die der Fourierismus hervorrief. Der Verfasser meint daher auch, daß man in gewisser Beziehung die beiden Bewegungen als Eine auffassen könne, sodaß die erste große Epoche des amerikanischen Socialismus von 1824—46, wo der Fourierismus vollständig erlosch, dauerte.

Parallel mit dem Owenismus und Fourierismus entwickelte sich die vorwiegend religiöse Bewegung der specifisch amerikanischen „Revivals" oder Wiedererweckungen. Netleton und Finney waren für die Revivals, was Owen und Fourier für den Socialismus waren. Netleton arbeitete Finney vor, obgleich er ihm opponirte; es bestand also genau dasselbe Verhältniß zwischen den beiden Männern, wie zwischen Owen und Fourier. „Die Begeisterung in beiden Bewegungen machte zu gleicher Zeit dieselben Fortschritte. Netleton's Agitation war, wie diejenige Owen's, etwas gemäßigt und local, während Finney wie Fourier fast die ganze Nation mit sich fortriß. Das Revival begann schon 1817, während Owen, wie wir gesehen haben, erst 1824 die nach ihm benannte Bewegung hervorrief; aber von da liefen beide Bewegungen nebeneinander her und boten seltsam ähnliche Erscheinungen." Im Laufe der Zeit nahmen die Revivalisten den Socialismus zur Hülfe und suchten durch ihn ihrem System einen festern Halt zu geben.

Dem Revivalismus verwandt ist der Spiritualismus, dem auch Robert Dale Owen und manche Fourieristen huldigten und der gegenwärtig die Reise um die Welt zu machen scheint. Der Verfasser bespricht fünf spiritualistische Gemeinden: die Mountain Cove Community, die Brocton Community, die Bruderschaft des neuen Lebens, die Shakergemeinden und die sogenannten Perfectionistengemeinden zu Oneida und Wallingford. Alle diese Gemeinden sind mehr oder weniger auf socialistisch-communistischer Basis gegründet und haben das Familienleben zerstört.

Was die Shakergemeinden anlangt, so leitet unser Autor deren ursprüngliche Entstehung eigentlich von Frankreich her. Als nämlich das 18. Jahrhundert anbrach, da tauchten die sogenannten „französischen Propheten" auf, die auch Spiritualisten waren und im Stande zu sein vorgaben, merkwürdige Offenbarungen verkünden zu können. Es waren Visionäre, die gewöhnlich unter heftiger körperlicher Aufregung ihre Offenbarungen in feuriger Sprache mittheilten. Diese von den französischen Propheten ausgehende Bewegung verbreitete sich bald über andere Länder; namentlich aber schlug sie in England Wurzeln. Im Jahre 1747 bildete eine Anzahl Quäker, welche die Gabe der spiritualistischen Offenbarung zu besitzen behaupteten, eine Gesellschaft mit Jane und James Wardley als Führer. Die Mitglieder wurden in ihren Versammlungen manchmal von mächtigem Zittern ergriffen; oft mußten sie unwillkürlich Lobgesänge anstimmen oder vor Freude jubeln und springen. Zuweilen zitterten und bebten ihre Glieder, sie mußten andauernd marschiren und andere Operationen vollziehen, „zu welchen der Drang kam und ging, wie die Wolken, die ein gewaltiger Sturm über den Himmel jagt". Diese seltsamen Exercitien gaben ihnen den Namen „Shakers" (von shake, d. h. zittern, beben, schütteln), welchen sie bis zum heutigen Tage tragen. Verfolgungen blieben nicht aus; aber diese vermehrten, wie so oft in ähnlichen Fällen, ihre Anzahl. Anna Lee, die bald nach ihrer Aufnahme in die Gesellschaft ein hervorragendes Mitglied wurde, behauptete 1770, während sie im Gefängniß saß, eine große Offenbarung von Christi Königreich und Ruhm, von des Menschen Fall und seiner Erlösung gehabt zu haben, die begleitet gewesen wäre „von einer Flut von Gottes Macht, die durch ihre Seele gegangen sei, wie ein Quell lebendigen Wassers". Von dieser Zeit an wurde sie als „Mutter in Christus" anerkannt und Mutter Anna genannt. Vier Jahre später wurde ihr die Offenbarung, nach Amerika zu gehen, um dort die wahre christliche Kirche zu gründen. In Amerika angelangt, predigte sie mit Eifer ihre Lehre, wurde aber nach wenigen Jahren ebenfalls gerichtlich verfolgt und in das Gefängniß geworfen. Als sich aber für Mutter Anna die Gefängnißthore wieder öffneten, begab sie sich mit wenigen Anhängern nach Massachusetts und Connecticut. Ihre Reise kann als ein wahrer Triumphzug für das Shakerthum angesehen werden. Sie starb im Jahre 1784, neun-

undvierzig Jahre alt. Ihr nächster Nachfolger war ein gewisser James Whittaker, dem jedoch bald der begabte Organisator der Shakergemeinde und der Dogmatiker des Shakerismus folgte, Joseph Meacham, ein geborener Amerikaner. Die Shakerkirche, so lehrte dieser Mann, ruht auf vier Grundpfeilern: jungfräuliche Reinheit, christlicher Communismus, Bekennung der Sünde und Trennung von der Welt. Da die Shakers im Cölibat leben, so können sie sich nur durch Proselyten Zuwachs verschaffen. In den weitaus meisten Fällen ist es aber nicht religiöse Ueberzeugung, welche für sie Proselyten macht, sondern das sichere sorglose Heim, welches sie bieten. Von den vielen tausend Kindern, die sie adoptirt haben, sind nur wenige in den Gemeinden geblieben, nachdem sie ihre Volljährigkeit erreicht hatten. Selbst die begeistertsten Shakers gestehen zu, daß ihr System auf ein ganzes Volk keine Anwendung finden könne, daß es höchstens für Auserwählte tauglich sei. Jedes Shakerdorf ist nur ein modificirtes Kloster, und so wenig selbst ein bigotes Volk jemals Gefahr lief, daß der Staat, den es bewohnte, zu einem großen Kloster wurde, ebenso wenig kann ein nach andern socialen Formen ringendes Volk jemals Gefahr laufen, von dem Shakersystem in Fesseln geschlagen zu werden. Keine der neuen Communistengemeinden hat sich die Shakers zum Vorbild genommen; keine ahmt ihre ascetischen Tendenzen nach; keine versteigt sich zu der Ungeheuerlichkeit, eine verschwindende Minorität zum Beherrschen einer willenlosen Majorität zu bestimmen und zu erziehen. Nur eine ganz beschränkte Anzahl Menschen kann durch religiösen oder spiritualistischen Fanatismus zusammengehalten werden, und wenn die Zahl der Shakers einst 6000 ausmachte, so ist sie jetzt mindestens auf 2400 herabgesunken.

Nach den Shakergemeinden behandelt der Verfasser die Entstehung, die Principien und die gegenwärtigen Verhältnisse der sogenannten Perfectionistengemeinden zu Oneida und Wallingford. Perfectionisten nennen sich die Mitglieder dieser beiden Gemeinden, weil sie glauben, sie hätten den Communismus perfectionirt, d. h. vervollkommnet, und in Wahrheit bilden sie auch den äußersten linken Flügel der amerikanischen Communistenarmee. Gründer und Oberhaupt der beiden Gemeinden ist John Humphrey Noyes, der fast ebenso heftig angegriffen wurde wie der Mormonenpapst Brigham Young, der sich aber auch mit derselben Schärfe, wie dieser, vertheidigte, da er eine sorgfältige Erziehung genossen hat. Noyes wird von den Perfectionisten als die „Verkörperung eines höhern christlichen Lebens" oder, um es in verständlicherer Sprache auszudrücken, als ein Mittelwesen zwischen Mensch und Engel, als ein permanentes „Medium" betrachtet. Kein Communistenführer ist hoffnungsvoller in Bezug auf die Zukunft des Communismus gewesen, keiner war in Wort und Schrift thätiger für die Verbreitung communistischer Ideen als er. Außer einer ganzen Bibliothek, in welcher er seine Ideen und Lehren niedergelegt hat, war es namentlich das vielgelesene Wochenblatt „American Socialist", durch welches er Propaganda für den Communismus zu machen suchte. Aber auch die Schar seiner Gläubigen schmilzt immer mehr zusammen, sodaß er, wie jüngst amerikanische Blätter meldeten, gegenwärtig selbst an dem Bestand seiner Gemeinden verzweifelt. Ein Verdienst hat sich allerdings Noyes um die Menschheit erworben: er hat ihr den praktischen Beweis geliefert, daß auch religiöse und spiritualistische Fanatiker nicht gegen die Naturgesetze anzukämpfen vermögen, und daß die extrem-communistische Forderung der Zerreißung aller Familienbande nicht allein unsittlich, sondern daß deren Ausführung auch unmöglich ist.

Was nun schließlich noch die internationalen Socialisten und Communisten anlangt, so werden sie von dem Volke der Vereinigten Staaten sicherlich nur so lange geduldet werden, als sie nicht praktisch an den Staat die Forderung stellen, ihr Programm zwangsweise durchzuführen. Wir können daher dem Internationalismus nur ein sehr ungünstiges Prognostikon stellen; was er bisher zu Tage gefördert, ging über das Niveau der Phrasen und Gemeinplätze nicht hinaus. Jedenfalls kann seine Geschichte auf amerikanischem Boden, wenn er überhaupt noch eine solche haben wird, erst viel später geschrieben werden.

Wir schließen die Besprechung des höchst zeitgemäßen und verdienstvollen Buchs von Heinrich Semler mit dessen eigenen Worten:

> Unser Urtheil über die noch in Amerika bestehenden Communistengemeinden möchten wir in folgende Worte zusammenfassen. Wir haben es hier mit praktischen Versuchsstationen des Communismus zu thun, und es wird durch sie unumstößlich bewiesen, daß freie Menschen und der Communismus zwei unvereinbare Dinge sind. Nur wo Menschen, auf eigenes Denken und Handeln verzichtend, sich gefügig dem Willen einer Einzelperson unterordnen, und wo dazu noch ein Religionssystem tritt, welches diese Einzelperson als von Gott besonders begnadet, ausgezeichnet und geheiligt erscheinen läßt, ist ein communistisches Zusammenleben möglich, jedoch auch hier nur, wenn die Mitgliederzahl eine sehr beschränkte bleibt. Diese Communistengemeinden haben große Aehnlichkeit mit Klöstern, wenn bei ihnen auch der Menschlichkeit und den Pflichten gegen die Natur etwas mehr Rücksicht getragen wird und sie namentlich den Barbarismus der Geschlechtertrennung nicht adoptirt haben. Einzelne Menschen mögen in solchen Communistencolonien Glück, Ruhe und Vergessenheit finden: die Menschheit als solche aber kann zu ihrer Entwickelung unbedingt der individuellen Freiheit nicht entrathen.

Rudolf Doehn.

Die letzten Hefte des preußischen Generalstabswerks.

Der Deutsch-Französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Kriegs gegen die Republik. Heft 16: Die Ereignisse bei der II. Armee vom Beginn des Jahres 1871 bis zum Waffenstillstand. Heft 17: Die Ereignisse bei der I. Armee vom Beginn des Jahres 1871 bis zum Waffenstillstand. Mit Plänen und Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 10 M.

Um nach der wochenlangen angestrengten Thätigkeit und nach dem siegreichen Zurückwerfen der 2. französischen Loirearmee unter Chanzy hinter den Loir in der ersten Hälfte des December 1870 der II. Armee einige Ruhe zu gewähren, die sie nach jeder Richtung in den Stand setzte, dem Feinde mit erneuten Kräften entgegentreten zu können, waren ihre Hauptkräfte in der Mitte des Monats nach Orléans und in dessen Nähe zurückgezogen worden, während das 10. Corps mit der 1. Cavaleriedivision Vendôme und Blois besetzte und die Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg im Westen von Paris bei Chartres Stellung nahm.

Als gegen Ende December die Franzosen vor diesen beiden Heerestheilen erhebliche Streitkräfte zu entwickeln begannen, entstand bei der obern Heeresleitung die Vermuthung, es sei ein gleichzeitiger Vorstoß von Le Mans und Bourges auf Paris beabsichtigt. Wollte man den getrennten feindlichen Armeen von Bourbaki und Chanzy gegenüber die Vortheile der innern Linien ausnutzen, so war ein schneller, mit allen verfügbaren Kräften ausgeführter Angriff auf den nächsten gefährlichsten Gegner geboten; daher wurde dem Prinzen Friedrich Karl am 1. Januar 1871 telegraphisch vom König befohlen, den westlich des Loir sich fühlbar machenden französischen Heerestheilen entgegenzurücken.

Die Ereignisse, welche in Ausführung dieses Befehls bis zum Eintritt des Waffenstillstandes bei der II. Armee sich zutrugen, bilden den Inhalt des vorliegenden sechzehnten Hefts des Generalstabswerks und werden in der bekannten bündigen, klaren Fassung in fünf Abschnitten dargestellt.

Der erste derselben umfaßt die Operationen bis zum Vorabend der Schlacht von Le Mans. Von der Ansicht ausgehend, daß die erheblichen Streitkräfte des Feindes nur in der Absicht vor Vendôme entwickelt worden wären, um seine rückwärtigen Erholungsquartiere zu sichern, hielt das Obercommando in Orléans es nicht für unwahrscheinlich, daß die Franzosen das Nachlassen der Kälte abwarten würden, bevor sie zu neuen Operationen schritten, und hoffte, falls der Vormarsch der Deutschen verborgen blieb, den Gegner in seinen Quartieren überraschen zu können. Demgemäß hatten die Theile des 10. Corps in Vendôme sich abwartend zu verhalten und die Stellung unter allen Umständen zu behaupten, inzwischen sollten bis zum 6. Januar das 10. Corps bis Monloire, südwestlich Vendôme, vorrücken, das 3. Corps nach Vendôme aufschließen und den daran gelegenen Azay-Abschnitt erreichen, das 9. Corps, dessen eine Division (die 25.) in Orléans blieb, mit der 2. Cavaleriedivision nach Morée am Loir nordöstlich von Vendôme gelangen, das 13. Corps (17. und 22. Division) mit der 4. Cavaleriedivision bei Brou eintreffen, wobei ihm befohlen war, eine starke Abtheilung aller Waffen auf Nogent le Rotrou am Huisnebach, also in die Richtung auf die linke Flanke des Feindes, zu entsenden. Die Sicherung der rechten Flanke der Armee hatte die 5. Cavaleriedivision zu übernehmen.

Diesen Anordnungen wurde bis zum anberaumten Tage nachgekommen, wobei nur auf den äußersten Flügeln Gefechte mit den weit vorgeschobenen starken Abtheilungen der 2. Loirearmee stattfanden. Diese stand, wie deutscherseits vorausgesetzt war, im übrigen mit dem größten Theile des 16., 17. und 21. Corps bei Le Mans, und mit ihr allein hatte General Chanzy zu rechnen, nachdem er, vergeblich auf ein allseitiges gleichzeitiges und sofortiges Vorgehen gegen Paris dringend, die Nachricht erhalten hatte, daß die 1. Loirearmee den Zug nach Osten unternommen habe, wovon auch dem Prinzen Friedrich Karl am 6. Januar abends Mittheilung aus Versailles zuging.

Vom Loir aus wollte dieser concentrisch nur auf den großen Straßen gegen Le Mans vorgehen, und bestimmte für die vier Corps Richtungspunkte, die anderthalb bis zwei Meilen von diesem Ort entfernt lagen.

Am 6. Januar begannen der befohlene Vormarsch und die damit verknüpften viertägigen Kämpfe auf den verschiedenen Anmarschlinien; diese hatte wegen des dichten Anbaues des Geländes und wegen der vielen zerstreuten massiven Pachthöfe und Schlösser, wegen der zahlreichen Parkanlagen, Hecken, Gräben und Wälle fast ausschließlich die Infanterie durchzuführen, die Cavalerie konnte nur auf den Straßen wirksam werden und die Artillerie kaum in Batterien auftreten.

Während das 10. Corps wegen der Beunruhigungen in seiner linken Flanke sowie wegen Ungunst des Wetters und Terrains in den ersten Tagen und auf dem rechten Flügel das 13. Corps infolge erheblichen Widerstandes die befohlenen Marschziele nicht erreichten, war in der Mitte das 3. Corps, hinter sich das 9. Corps, in siegreichem Vordringen geblieben und am 9. Januar in den Besitz von Ardenay gelangt und keilartig in die Stellung des Feindes eingedrungen. Trotzdem es nun in der Voraussetzung, daß General Chanzy eine Schlacht hinter dem Huisne annehme, wünschenswerth erschien, die Flügelcorps in gleiche Höhe mit dem Centrum heranzuziehen, faßte Prinz Friedrich Karl, damit der dadurch entstehende Aufschub dem Feinde zur Vereinigung seiner noch zerstreuten Kräfte nicht zugute komme, das die größern Erfolge versprechende kühnere Vorgehen ins Auge, um so mehr, als fünf bis sechs der feindlichen Divisionen durch die ungün-

stigen Gefechte mehr oder weniger erschüttert waren und die zwei dem 10. Corps gegenüberstehenden Divisionen voraussichtlich kaum der Hauptstellung bei baldiger Entscheidung sich anschließen konnten. Die Befehle des Prinzen-Feldmarschalls für den 10. Januar führten dann zu der dreitägigen Schlacht bei Le Mans, deren Verlauf im zweiten Abschnitt geschildert wird. Am 10. Januar dringt das 3. Corps in breiter Ausdehnung nach hartem Ringen, wobei es dem Feinde 5000 Gefangene und 5 Mitrailleusen und Geschütze nimmt, bis nahe an Le Mans vor, ohne Anschluß an die Flügelcorps zu haben, die auch an diesem Tage die gesteckten Marschziele nicht erreichen. Am 11. Januar setzt das 3. Corps den Angriff mit allen Kräften derart fort, daß es mit seinem linken Flügel das Heranrücken des 10. Corps erleichtert, während das 9. Corps die Deckung seiner rechten Flanke gegen das Plateau d'Auvours übernimmt, und ist abends bis in das Herz der feindlichen Hauptstellung vorgedrungen, abermals auf sich selbst angewiesen, da das 13. Corps noch über eine Meile rückwärts an beiden Ufern des Huisne hartnäckigen Widerstand fand und das 10. Corps nach dem Abbiegen auf die mehr westlich befindliche Straße nach Le Mans nur mit seinen Vortruppen bis auf eine halbe Meile sich der Vorstadt Pontlieue genähert hatte. Als nun trotz großer Erschöpfung der Truppen und des geringen Mannschaftsstandes sowie Mangels an Offizieren am 12. Januar das 13. Corps mit beiden Divisionen auf dem jenseitigen Huisneufer vorging und dabei von einem Theil des 9. Corps unterstützt wurde, welches mit dem andern Theil die Höhen von Auvours völlig in Besitz nahm, und das 3. und 10. Corps die Angriffsbewegung gegen das nahe Le Mans fortsetzten, zogen gegen Mittag die Franzosen vor dem 3. Corps nach Pontlieue ab, das 10. Corps aber drang unaufhaltsam mit dem zurückweichenden Feinde in diese Vorstadt ein und nahm mit Theilen des 3. Corps nach heftigem Widerstande am Abend Besitz von Le Mans, wobei zahlreiches Fuhrwerk abgeschnitten wurde.

In den siebentägigen Kämpfen waren von der II. Armee, die in den viertehalb Armeecorps und vier Cavaleriedivisionen fast nur die Hälfte ihrer Stärke vom 1. August 1870 besaß, mit einem Verlust von 200 Offizieren und 3200 Mann dem Feinde über 20000 Gefangene, 17 Geschütze, 2 Fahnen und reiches Kriegsmaterial entrissen worden.

Im dritten Abschnitt finden wir die Unternehmungen und Kämpfe verzeichnet, welche die zur Ausbeutung des Siegs bei Le Mans am 13. Januar begonnene Verfolgung der feindlichen Armee nach sich zog, und sehen, daß dadurch bis zum 18. Januar die in westlicher Richtung auf Laval und Mayenne zurückweichenden drei französischen Corps mit ihren Trümmern hinter die Mayenne gedrängt und für längere Zeit außer Wirksamkeit gesetzt wurden.

Der vierte Abschnitt führt die Ereignisse auf, welche durch die erfolglosen Vorstöße des Feindes gegen Briare, Tours und Blois herbeigeführt wurden, während der fünfte Abschnitt die letzten Vorgänge an der Sarthe erwähnt, wo außer Recognoscirungsgefechten der Cavalerie ernstere Unternehmungen nicht mehr erfolgten und am 31. Januar die Feindseligkeiten eingestellt wurden.

Dem Hefte sind drei vortrefflich ausgeführte Pläne beigefügt, und den in den Text eingefügten Skizzen verdankt der Leser eine leichte Orientirung.

Das in schneller Folge nach dem sechzehnten erschienene siebzehnte Heft gibt, wie jenes von den Vorkommnissen bei der II. Armee, ebenso von den Ereignissen bei der I. Armee in der Zeit vom 1. Januar 1871 bis zum Waffenstillstand ein abgeschlossenes klares Bild.

Wir finden beim Beginn des Jahres das 1. Armeecorps mit dem größten Theil seines Bestandes und einer Garde-Cavaleriebrigade bei Rouen, um feindlichen Unternehmungen an der untern Seine entgegenzutreten, während 20 Meilen davon an der Somme der General von Goeben an der Spitze des 8. Corps, der 3. Reservedivision, 3. Cavaleriedivision und einer Garde-Cavaleriebrigade Amiens schwach besetzt hielt, die Einschließung von Péronne vollzog und mit den übrigen Kräften zum Schutz dieses Unternehmens nördlich der Festung in einem Bogen von Bienvilliers-au-Bois über Bapaume bis gegen Saint-Quentin stand, wo die 12. Cavaleriedivision sich anschloß.

Diese Aufstellung des Generals von Goeben war zwar durch die an der Hallue geschlagene französische Nordarmee noch nicht beunruhigt worden, jedoch lagen Anzeichen vor, die einen baldigen Vorstoß derselben aus der schützenden Festungslinie erwarten ließen, ebenso war vom Führer des 1. Corps, General von Bentheim, die Annäherung des Feindes mit starken Kräften auf beiden Ufern der untern Seine festgestellt worden. Nachdem General von Manteuffel bei dieser Sachlage an der Seine das 44. Regiment mittels der Eisenbahn als Verstärkung nach Rouen entsandt hatte, wollte er die durch den Fall von Mezières freigewordene 14. Division an das 8. Corps heranziehen. Inzwischen war über diese schon anderweitig verfügt worden, und sie schied aus dem Verbande der I. Armee, nachdem sie die Festung Rocroy zur Uebergabe genöthigt hatte. Da die 12. Cavaleriedivision zeitweilig eine andere Bestimmung erhalten hatte, als die Patrouillen des Generals von Goeben diesseit der französischen Festungslinie mehrfach auf feindliche Truppen gestoßen waren, ordnete derselbe für den 2. Januar eine Verstärkung des rechten Flügels an. Am Morgen dieses Tags rückte General Faidherbe mit dem 22. Corps rechts, mit dem 23. Corps links gegen den linken Flügel und die Mitte der preußischen Stellung vor und gelangte bis dicht an dieselbe. Seine Absicht, am 3. Januar mit allen Kräften gegen Bapaume vorzudringen, führten zu der Schlacht, in welcher es nach hartnäckigem Kampf dem General von Goeben gelang, unter Festhaltung des Ortes durch Einwirkung der Flügelabtheilungen, den Feind zum Aufgeben der errungenen Vortheile zu zwingen. Die Kämpfe des Tags und die strenge Kälte der folgenden Nacht hatten die theilweise noch

wenig kriegsgewohnten französischen Truppen derartig erschöpft, daß General Faidherbe es vorzog, am 4. Januar den Rückzug anzutreten. Als die deutschen Vorposten die demgemäß erfolgte Räumung der Dörfer meldeten, war auch die 15. Division schon im Begriff, die Bewegung hinter die Somme auszuführen, da eine unmittelbare Erneuerung des Kampfes wegen der Nothwendigkeit der Ruhe für die Truppen und des Mangels an Artilleriemunition nicht erwünscht war. Wenn infolge dieses Umstandes die Franzosen Gelegenheit genommen haben, sich den Sieg bei Bapaume zuzuschreiben, so leuchtet ein, wie ungerechtfertigt ein solches Unterfangen und ein solcher Schluß ist, wenn man erwägt, daß sie ihren Zweck, Péronne zu entsetzen, durch diese Kämpfe nicht erreicht hatten.

Während die 15. Division sich westlich Péronne hinter der Somme erholte, nahm die 3. Reservedivision mit der Cavalerie vorwärts der Festung Stellung; die 3. Cavaleriedivision ging wieder bis Bapaume vor, die 12. Cavaleriedivision hatte inzwischen wieder in Saint-Quentin Anschluß an das 8. Corps genommen. Da festgestellt wurde, daß die französische Nordarmee vorwärts Arras stehen geblieben sei, also bereit schien, einen neuen Entsatzversuch von Péronne zu unternehmen, so führte General von Goeben zur Sicherung der Einschließung desselben nach einem Ruhetage die 15. Division über die Somme vor, stellte sie seitwärts der Straße von Arras so auf, daß er den Vormarsch des Feindes zu flankiren vermochte, und verstärkte das Einschließungscorps. Auf die Meldung jedoch von der Aufstellung der gesammten feindlichen Armee hinter ihren Vorposten und auf die Nachricht von einem beabsichtigten Angriff auf Amiens hin entschloß sich General von Goeben, nun seine Truppen hinter der Somme bereit zu halten, wohin er vorläufig nur die 3. Reservedivision westlich von Péronne entsendete, und wartete die Unternehmungen des Feindes ab. Inzwischen wurde diese Festung sowol mit Feld- als auch mit Belagerungsgeschützen so wirksam beschossen, daß sie am 9. Januar capitulirte und am 10. Januar ihre Besetzung erfolgte. Hierdurch besserte sich die Lage der I. Armee, welche infolge der Abberufung des Generals von Manteuffel nach einem andern Kriegsschauplatz unter die Befehle des Generals von Goeben getreten war, wesentlich; außerdem waren sechs Bataillone und zwei Batterien nach Amiens zu den dort befindlichen drei Bataillonen und zwei Batterien herangezogen worden; überdies wurde noch eine Brigade der Maasarmee zur Verstärkung des rechten Flügels mittels der Eisenbahn bereit gehalten. General von Goeben ließ in Ausführung seines Beschlusses vom 9. Januar, die fernern Angriffe hinter der Somme abzuwarten, die Uebergänge über diese und die Hallue besetzen und stand am 13. Januar mit der 15. Division unter Festhaltung von Bray hinter der Somme, mit der 3. Reservedivision zwischen dieser und Péronne, während die 16. Division nebst einer Cavaleriebrigade sich östlich der Festung ausdehnte und die rechte Flanke bei Saint-Quentin durch die 12. Cavaleriedivision gedeckt wurde. Inzwischen begann General Faidherbe am 11. Januar seinen Vormarsch, besetzte Bapaume und ließ dann nach kurzem Stocken der Vorbewegung infolge der Nachricht vom Falle Péronnes die vier Divisionen seiner Armee sich staffelweise auf der Straße nach Amiens folgen, wobei die vorderste bis Saint-Albert gelangte. Da die angestellten Recognoscirungen dem General Faidherbe die Schwierigkeiten eines Angriffs der Sommelinie zeigten und er zudem telegraphisch angewiesen wurde, die demnächstigen Anstrengungen der pariser Armee zur Sprengung der Fesseln der Einschließung durch Beschäftigung des Feindes zu unterstützen, so glaubte er dies am besten durch eine Bedrohung der deutschen Verbindungen zu erreichen, und beschloß, sogleich auf Saint-Quentin vorzugehen. Bereits am 15. Januar hatte sich die Brigade Isnard von Cambrai aus gegen diesen Ort gewendet. Als General von Goeben hiervon Nachricht erhielt, war es, um rechtzeitig alle Streitkräfte am entscheidenden Punkt zu haben, für ihn von der größten Wichtigkeit, zu wissen, ob die feindliche Hauptmacht im Vorgehen auf Amiens bleiben oder sich vereint mit der Brigade Isnard gegen Saint-Quentin wenden werde. Zunächst erhielt die 12. Cavaleriedivision den Befehl, nach Ham auszuweichen, wenn sie sich nicht zu halten vermöge, während die 16. Division dem Feinde in die Flanke stoßen sollte.

Am 16. Januar brach die französische Armee in östlicher Richtung auf; die Meldungen hiervon, und daß Saint-Albert seit dem 16. Januar verlassen sei, erhielt General von Goeben am 17. Januar, für den er, um zu voller Klarheit über die Absicht des Gegners zu gelangen, einen Angriff auf Saint-Albert angeordnet hatte, bevor die Bewegungen zur Ausführung kamen. Nunmehr trat auch er sofort den Abmarsch in östlicher Richtung an. Da es vor allem darauf ankam, die Einschließung von Paris vor Störungen zu bewahren und die Eisenbahnverbindungen zu schützen, ließ der General die Bewegungen auf beiden Seiten der Somme ausführen, um dem Feinde sowol in der Fronte begegnen, als auch ihn in der Flanke angreifen zu können. Auf dem südlichen Ufer wurde die 12. Cavaleriedivision östlich von Ham vorgeschoben, die 15. Division und südlich von ihr die 3. Reservedivision marschirten bis nahe an die Somme südlich Péronne; rechts davon ging am nördlichen Ufer die 16. Division nach Ham, auf dem linken Flügel rückte eine combinirte Division des 1. Corps nebst einer Cavaleriebrigade vor; eine Armeereserve von drei Bataillonen nebst einer Batterie, wegen der Annäherung des 13. deutschen Corps an Rouen abgegeben, folgte auf dem südlichen Ufer.

Am 18. Januar schob General von Goeben im weitern Vorrücken seine Kräfte näher zusammen; die 15. Division und die Truppen des linken Flügels (General von der Gröben) mußten direct auf Saint-Quentin vorgehen, die 12. Cavaleriedivision hatte südlich um diesen Ort, über ihn herumgreifend, vorzurücken, während die 16. Division

und 3. Reservedivision ihren Marsch bis Jussy und Ham (südwestlich und südlich Saint-Quentin) fortsetzen sollten.

An demselben Tage gedachte Faidherbe seine Corps bei Saint-Quentin zu vereinigen; dazu sollte das 22. Corps südlich dieser Stadt die Somme überschreiten und dann Stellung nehmen, das 23. Corps auf geradem Wege nach der Stadt rücken und mit der Brigade Isnard dort und nördlich Quartier nehmen; eine Brigade wurde zur Deckung des Rückzugs auf die Straße nach Cambrai gewiesen.

In Ausführung dieser beiderseitigen Anordnungen stieß die 15. Division auf die Nachhut des französischen 22. Corps; nach hartnäckigem Gefecht, wobei die Truppen des Generals von der Gröben auf dem linken Flügel eingriffen, wurden jene aus den besetzten Dörfern getrieben und ebenso wie die vom 23. Corps vorgeführten Divisionen zurückgedrängt. General von Kummer bezog mit der 15. Division und den Truppen des linken Flügels zwei Meilen westlich von Saint-Quentin Quartier, die 16. Division, 3. Reservedivision und 12. Cavaleriedivision erreichten ungehindert ihre Marschziele südlich Saint-Quentin, die Armeereserve Ham.

Für den 19. Januar war General von Goeben zum Angriff entschlossen, der seine Streitkräfte auf dem Schlachtfelde selbst vereinigen sollte; General Faidherbe entschied sich dafür, den feindlichen Angriff in einer Stellung, Front nach zwei Seiten, abzuwarten, um so glücklichenfalls die Freiheit der Bewegung wieder zu erhalten.

Dem vom General von Goeben gegebenen Befehl gemäß rückte den 19. Januar der General von Kummer gegen das westlich Saint-Quentin stehende 23. Corps vor, während von Süden her General von Barnekow gegen das 22. Corps vorstieß; der zähe Widerstand sowol im Westen als auch im Süden wurde zuerst hier nach heißem Kampfe aller drei Waffen infolge Eingreifens der Armeereserve überwunden, und nach Wegnahme des Bahnhofs drangen um $5\frac{1}{2}$ Uhr die siegreichen Deutschen über die verbarrikadirte Kanalbrücke in die Stadt und griffen dort die im Westen derselben noch standhaltenden Theile des 23. Corps im Rücken an. Während diese in Gefangenschaft geriethen, gelang es dem 22. Corps und den auf dem rechten Flügel kämpfenden Brigaden des 23. Corps, bei rechtzeitigem Aufgeben des Kampfes und beim Einbrechen der Dunkelheit in guter Ordnung den Rückzug excentrisch nach Norden und Nordosten anzutreten.

Der Sieg wurde mit einem Verlust von 96 Offizieren, 2304 Mann erkauft; der Feind verlor 3000 verwundete, 9000 unverwundete Gefangene und 6 Geschütze. Zur Ausbeutung des Siegs setzte am 20 Januar General von Goeben seine ganzen Kräfte auf drei divergirenden Wegen ein und befahl fünf Meilen weit zu marschiren. Trotz dieser energischen Maßregel gelang es nicht, den Feind zu erreichen. Derselbe hatte, wie aus den Meldungen hervorging, sich nach der nördlichen Festungsgruppe Lille-Douai-Valeneiennes zurückgezogen, und so war anzunehmen, daß die Nordarmee fürs erste Ernstliches nicht unternehmen werde. Nach vergeblichen Versuchen, Cambrai und Landrecies zur Uebergabe zu veranlassen, beschloß General von Goeben, seine Armee allmählich hinter die Somme zurückzuführen; dort nahm sie am 29. Januar Stellungen ein, in denen dem etwaigen Hervorbrechen des Feindes mit Erfolg entgegengetreten werden konnte. An der untern Seine scheiterten die Unternehmungen des Gegners auf beiden Ufern: am südlichen durch einen kräftigen Vorstoß des 1. Corps aus Rouen, am nördlichen durch das bloße Vorgehen unserer Vortruppen. Völlige Sicherheit auf dieser Seite schaffte das von Alençon auf Rouen vormarschirende 13. Corps, welches dort am 29. Januar eintraf und das 1. Corps ablöste. An diesem Tage traf die Nachricht vom Waffenstillstand ein.

Dem Heft ist ein vortrefflicher Plan der Schlacht bei Saint-Quentin sowie vier kleine Kartenskizzen zum Verständniß der Schlachten und Gefechte beigegeben; in den Text eingedruckte Skizzen veranschaulichen die Stellungen der Armeen in den Tagen vom 16. bis 19. Januar.

Neue Romane und Novellen Adolf Glaser's.

1. Wulfhilde Ein Roman aus dem 13. Jahrhundert. Von Adolf Glaser. Berlin, H. W. Müller. 1880. 8. 5 M.

Das neueste Werk Adolf Glaser's ist vor kurzem erschienen. Es trägt den Titel: „Wulfhilde. Ein Roman aus dem 13. Jahrhundert." Der rühmlichst bekannte Autor entrollt uns darin zahlreiche interessante Bilder aus einer längst vergangenen Zeit. Die alterthümelnden Romane sind heutzutage Mode geworden, und wenn mein persönlicher Geschmack auch durch diese Romane keineswegs befriedigt wird, so muß ich doch gestehen, daß es mir ungleich lieber ist, wenn ein moderner Schriftsteller seinen Stoff in der deutschen Geschichte sucht, als wenn er alte Aegypter eine Hauptrolle in seinen Romanen spielen läßt.

Wenn man die Gattung der alterthümelnden Romane anerkennt, so muß man das neue Werk Glaser's als eins der hervorragendsten dieses Genres bezeichnen. Ich will mir nun gestatten, eine kurze Skizze des Inhalts zu geben. Wulfhilde ist die Tochter einer angesehenen Frau, jedoch ein Kind, das einer nicht vom Priester gesegneten Liebe sein Leben verdankt. Sie wird einer Alten, die in dem Rufe steht eine Hexe zu sein, zur Erziehung übergeben, und hier wächst nun das Kind zur blühenden Jungfrau heran. Wulfhilde ist schön, jedoch von jener zarten, lieblichen Schönheit, welche nur edlere Naturen begeistern kann. Sie hat nicht volle rothe Wangen und starke plumpe Formen, sie ist schön wie die Göttin der Grazie.

Unter solchen Verhältnissen kann es wol niemand befremden, daß sich im zweiten Buche des Romans ein heißblütiger, edler und ganz köstlich gezeichneter junger Ritter in die schönen Augen Wulfhildens verliebt. Udo von Brachfeld, ein rauflustiger Ritter, der für den mittelalterlichen Communismus, für das Raubritterthum nämlich lebhaft eingenommen ist, unternimmt einen Raubzug. Er will Kaufleute überfallen und ihnen ihre Waaren abnehmen. Ehe er aber mit den Kaufleuten zusammentrifft, bietet sich ihm auf seinem Wege eine sonderbare Scene dar. Zwei alte häßliche Weiber zanken und schreien, und die eine der alten Vetteln wirft ihrer nicht minder reizenden Schwester vor, sie sei eine Hexe, welchen Vorwurf die andere Streitende mit demselben Rechte zurückgibt. Ein junges Mädchen, Wulfhilde, sucht die beiden geifernden Weiber zu beruhigen, aber die Beredsamkeit des Mädchens, die überhaupt keine allzu große ist, wie der Roman beweist, hat keinen Erfolg, und die beiden alten Frauen liegen sich alsbald in den Haaren und beginnen nachher einen förmlichen Faustkampf. Diese Scene entlockt dem wilden Udo ein lautes Gelächter, aber sein junger Begleiter, Dietmar von Kalmburg, ist von dem Anblick der reizenden Wulfhilde ganz bezaubert. Wulfhilde selbst ist, obwol ihr die wortlosen und nur durch die Blicke der Augen dargebrachten Huldigungen ganz angenehm sind, bei dem Anblick des jungen Ritters kalt geblieben; doch bald nachher, als sie den Freund Dietmar's, den bescheidenen fleißigen Heinrich von Summera, kennen lernt, steht es anders um ihr Herz. Sie verliebt sich in den liebenswerthen Heinrich, und in ihrer kindlichen Naivetät ahnt sie nicht einmal, daß die Liebe in ihr Herz gezogen, und die beseligende Empfindung in seiner Nähe weiß sie sich nicht zu erklären. Wie anders sind doch unsere modernen Mädchen. Diese wissen oft, daß sie lieben werden, ehe sie noch lieben.

Wulfhilde hat viele Schicksalsschläge zu erdulden. Ihre Großmutter, bei welcher sie sich aufhält, wird verfolgt, und beide fliehen miteinander. In einem Walde findet sie König Heinrich, und geblendet von der Schönheit des Mädchens, das er in einer reizend erfundenen Scene zum ersten mal erschaut, nimmt er Wulfhilde mit auf die Burg des Grafen Lupesch, wo sich der König gegenwärtig aufhält und in Saus und Braus seine Tage verlebt. Auch die alte Gunda (die Großmutter) folgt ihr, und da man die Alte für eine Hexe hält, so wird sie bald in Haft genommen und auf ein bischöfliches Beobachtungszimmer gebracht. Wulfhilde bleibt allein und nach vielen schrecklichen Stunden, unter denen diejenige, in welcher sie Heinrich wieder begegnet, der sie für die Buhlerin des Königs hält, gewiß die schrecklichste ist, entflieht sie, rettet aber dem gutherzigen Heinrich (den sie nach wie vor innig liebt, ohne sich über ihre Herzensgefühle Rechenschaft geben zu können) sehr wichtige Familienpapiere. Heinrich ist nämlich ebenfalls aus adelichem Geschlecht, obwol auch er ohne Mitwissen der Kirche zur Welt gekommen. Er ist, wie so mancher andere Bastard in der Geschichte, ein genialer Kopf, und durch eisernen Fleiß bringt er es schließlich so weit, daß er dazu auserkoren wird, den Bau des kölner Doms zu beginnen. Nach vielen Mühseligkeiten werden die beiden edeln Kinder der Liebe ein glückliches Paar.

Der Fabel dieses Romans kann ich nicht meinen vollen Beifall geben, denn es ist zu wenig Handlung darin. Einzelne Stellen sind zu breit ausgeführt, und wenn sie auch von großem Studium und vielen Kenntnissen Zeugniß geben, so scheinen sie mir doch nicht in einem Roman am Platze. Doch anerkennenswerth sind auch die Vorzüge des neuen Buchs. Vor allem andern ist die Charakterisirung des Helden geradezu ausgezeichnet. Heinrich und Dietmar sind prächtig geschildert, Udo geradezu köstlich gezeichnet. Man sieht diesen grimmigen Degen förmlich vor sich stehen und ergötzt sich an seinen starken Wuthausbrüchen und an seiner weniger starken Eßlust. Wulfhilde ist kein kleines Cabinetstück der Charakterzeichnung, und als trefflich darf die Gunda gelten, welche mit all ihren heidnischen Gebräuchen und Gewohnheiten virtuos geschildert ist. Mich persönlich hat die Figur des wandernden Spielmanns Guntram am sympathischsten berührt. Wenn der lustige Bursche von seiner blauen Blume erzählt, welche seine ganze Sehnsucht bildet, sein ganzes Fühlen und Denken beherrscht, da muß wol jeden eine wehmüthige Empfindung erfassen. Daß das Buch eine Fülle glänzender Gedanken und tiefer Sentenzen enthält, versteht sich bei der gründlichen Bildung Glaser's von selbst; einzelne Theile, wie z. B. Ueberfall der Raubritter, Auftritt Guntram's, Wulfhilde's erste Begegnung mit dem König sind geradezu selten schön stilisirt. Es darf erwartet werden, daß dieses Werk, das sich über das Durchschnittsmaß unserer neuen Romane erhebt, einen großen Leserkreis finden wird. Ich kann nicht schließen, ohne den Wunsch ausgesprochen zu haben, Glaser möge uns bald einen modernen Roman schenken. Daß ihm glänzende Fähigkeiten zu Gebote stehen, hat er schon mehr als einmal und in „Wulfhilde" von neuem bewiesen.

2. Aus dem 18. Jahrhundert. Culturgeschichtliche Novellen von Adolf Glaser. Leipzig, Foltz. 1880. Gr. 8. 4 M.

Die Belletristik Deutschlands ist bekanntlich der Mode unterworfen. Die Salon-, die Bauern-, die Gouvernanten-, die Judenromane und Novellen haben wir überstanden, und wir begannen in den letzten Jahren eine glücklichere Richtung einzuschlagen. Man fing an, das Leben so zu schildern, wie es ist.

Da kam plötzlich eine neue Geschmacksrichtung über das deutsche Lesepublikum. Es fand auf einmal an Geschichten Gefallen, welche in der grauen Vorzeit spielten, und je weiter zurück in der Zeit die Helden und Heldinnen waren, desto besser gefielen sie. Ein Roman, welcher die Liebesgeschichte von Adam und Eva behandelt hätte, würde zweifellos den größten Beifall gefunden haben.

Diese alterthümelnde Mode herrscht auch heute noch; sie hat den allerdings zweifelhaften Vorzug, daß zahl-

reiche Leser auf diese Weise Geschichte lernen können. Ich habe durchaus nicht die Absicht, einem der alterthümelnden Dichter ein Blatt aus seinem Lorberkranz reißen zu wollen, ich gehöre gewiß zu den aufrichtig bewundernden und fleißigen Lesern des „Ekkehard", und doch muß ich offen gestehen, daß ich die allerneueste Mode unserer belletristischen Literatur gern entbehren würde.

Adolf Glaser zählt, wie wir schon in „Wulfhilde" sahen, jedenfalls zu den talentvollsten Vertretern dieser Richtung, und sein „Schlitzwang" gehört nach übereinstimmenden Urtheilen hervorragender deutscher Kritiker zu den besten Erzeugnissen dieser Moderichtung. Glaser's Novellen behandeln nicht die graue Vorzeit, sondern spielen — wie schon der Titel sagt — auf dem culturgeschichtlichen Hintergrunde des 18. Jahrhunderts. Im Titel wäre mir die Bezeichnung „culturgeschichtliche Erzählungen" lieber gewesen, denn genau genommen, kann keine der sechs Geschichten, welche das Buch enthält, Anspruch auf die Bezeichnung Novelle machen.

Die erste Erzählung des Glaser'schen Buchs ist „Henriette", von dem Verfasser selbst als ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert bezeichnet. Derselbe erzählt von dem Liebesleid Ebert's (des Freundes unsers Klopstock) und seiner angebeteten Henriette von Töpffer. Die beigegebenen Originalbriefe sind zum Theil ungemein interessant zu lesen, denn sie geben uns ein Bild von den seltsamen Vorurtheilen jener Zeit. Da dieser Roman nicht an einem Ueberfluß der Handlung leidet, so ist die große Anzahl der oft nicht inhaltreichen Briefe, welche der Herausgeber gewiß nur in der besten Absicht veröffentlicht, nicht gut zu heißen.

Ungemein sorgfältig ist die zweite Erzählung des Buchs: „Georg Benda", ausgeführt. Es wird uns darin Franziska Benda und ihr Bruder Georg geschildert. Einzelne Stellen in diesem Theil des Werks sind ganz vorzüglich gelungen, namentlich die Schilderung der Generalprobe zur Passionsmusik Galuppi's, die Charakteristik des brummigen Kapellmeisters Stölzel und die Scene im Theater. Das Lebensbild Georg Benda's ist mit vieler Sorgfalt verfaßt.

An diese Erzählung schließt sich die Geschichte vom „Klopfgeist zu Dibbesdorf". Dieselbe behandelt das Ereigniß, welches sich im Spätherbst und im Winter des Jahres 1767 zu Dibbesdorf zugetragen und die ganze benachbarte Stadt Braunschweig in das genannte Dorf gelockt haben soll. Der Bericht über die wunderbaren Dinge, welche dieser „Klopfgeist" ausgeführt hat, ist dem „Braunschweiger Anzeiger" entnommen, welcher aber erst etwa funfzig Jahre später über diesen Fall berichtet. Heute, wo wir lebhafter als je uns für den Spiritismus interessiren und Mr. Slade mit seiner Kunst auf Reisen geht, ist dieser Theil des Werks von höchstem Interesse. Es wird da erzählt, daß der Klopfgeist aus dem vergangenen Jahrhundert sich schon so ziemlich auf alle die Dinge verstand, welche unsere allerneuesten Klopfgeister vollführen. So sagt der Bericht:

Fragte man nach der Zahl der anwesenden Personen, die in der Stube so dicht aufeinanderlagen wie die Heringe in der Tonne, so klopfte es so viel mal, als Menschen vorhanden waren. Das „Klopfeding" signalisirte auf das genaueste fremde Leute, die auf der Diele standen und die Stube noch nicht betreten hatten, bezeichnete auf vorgelegte Fragen durch Zuklopfen die Farbe ihrer Haare und Kleider, und gab ebenso richtig ihren Stand und ihr Gewerbe an.... Ein Bürger, der sich mit einem großen Beutel Pfennige hatte nach Dibbesdorf fahren lassen, glaubte den Klopfgeist in die größte Verlegenheit zu setzen, wenn er den Beutel mit der Frage: wie viel Pfennige darin wären? hinhielt. Es klopfte sechshunderteinundachtzig mal. Der Bürger ließ sich die Mühe nicht verdrießen, die Kupfermünzen zu überzählen, und siehe, die angegebene Summe war richtig. Der Klopfgeist klopfte aufs richtigste einem Bäcker die Zahl der Zwiebacke, die er am Morgen gebacken, einem Kaufmann die Ellen Band, die er gestern abgemessen, einem andern Kaufmann die Geldsumme, die er vorgestern auf der Post empfangen hatte.

Eine große Zahl derartiger Mirakel wird erzählt, und geradezu köstlich ist die Schilderung der hohen Gerichtsbehörde, welche den Klopfgeist ausfindig machen wollte. Hochkomisch ist ferner jene Scene, in welcher ein Küster in den Vordergrund tritt und den „unsaubern Geist" beschwören will, worauf aber das „Klopfeding" nur um so lustiger fortlärmt. Eine geistreiche Abhandlung über den spiritistischen Humbug leitet diese Erzählung ein.

Unter dem Titel „Ein Anempfinder" werden uns die Lebensschicksale des aus der Literaturgeschichte bekannten Paul Moritz erzählt, dem Goethe mehr Aufmerksamkeit und Wohlwollen schenkte, als er verdiente. In dieser Erzählung Glaser's tritt manchmal ein recht liebenswürdiger Humor zu Tage und die wenig erquickliche Jugendgeschichte des Helden wird uns in anmuthender Weise mitgetheilt. Hierauf folgt „Ein Wunderkind". Eine kurze Erzählung, welche mehrere Personen in den Vordergrund stellt. Da ist vorerst Großmann der Theaterdichter, dann Seyler der Theaterdirector und schließlich Friederike Unzelmann, welch letztere in der Theatergeschichte einen bekannten Namen hat, zu nennen. Die Lust und Liebe der kleinen Friederike zur Bühne wird geschildert und dadurch bewiesen, daß der „Theatertenfel" des 18. Jahrhunderts sich von seinem gegenwärtigen Vertreter, welcher junge Mädchen auf die Bühne lockt, nicht wesentlich unterscheidet.

Den Schluß des Buchs bildet „Eine deutsche Sappho". In dieser Schlußerzählung erfahren wir einiges über die Lebensschicksale von Anna Luise Karsch, welche meiner Meinung nach auf den Namen einer deutschen Sappho durchaus keinen Anspruch machen darf. Die von Glaser reproducirten Briefe dieser einst vielgenannten Dichterin wirken eher komisch als erhebend.

Jedenfalls ist diese Novellensammlung Glaser's interessant und lesenswerth.

Julian Weiß.

Zur deutschen Sagenkunde.

Die deutsche Volkssage im Verhältniß zu den Mythen aller Zeiten und Völker, mit über tausend eingeschalteten Originalsagen von Otto Henne-Am Rhyn. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Wien, Hartleben. 1879. Gr. 8. 9 M.

Den unermüdlichen Bestrebungen der Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm hat das deutsche Volk die erste im Jahre 1816 erschienene Sammlung seiner Sagen zu verdanken. Diese beiden Forscher waren es, welche damit gewissermaßen die deutsche Sagenkunde begründet, welche die Wege gewiesen hatten, auf denen man in der Folge wandeln sollte und mußte, um zu nutzbringenden Resultaten zu gelangen. Und in der That begann man die Wichtigkeit dieser Gattung von Volksüberlieferung für viele Kreise der Wissenschaft bald überall einzusehen. Ist es doch die Sage, welche so viele Spuren und Reste aus der Urgeschichte eines Volks erhalten hat, die oft allein gewisse historische Hypothesen bestätigen können; die Sage ist es, welche uns die Wandlungen in den Ideen des Volkes klar legt, welche uns die Kraft desselben im Festhalten des Alten, Unvergessenen ersehen läßt, welche uns auf die Gleichartigkeit gewisser Volksstämme hinweist und welche zur Kenntniß des Culturlebens vergangener Zeiten sowie nicht minder der ethnographischen Entwickelung eines Stammes oft die wichtigsten Documente darbietet. Manche Aehnlichkeit weist die Volkssage mit dem Volksliede auf, dessen noch nicht verklungene Weise ebenfalls bis in eine frühere Zeit zurückreicht und das ebenfalls das Volksgemüth genau zu charakterisiren vermag. Immerhin aber sind die Lieder des Volks an gewisse Grenzen gebunden, in zeitlicher Hinsicht insbesondere durch die Wandlung der Sprache, mit deren vollständiger Umänderung auch das kunstvollere Lied beinahe ganz verschwindet. Aus diesem Grunde sind die meisten der in deutschen Gegenden gebräuchlichen Volkslieder keineswegs so alt wie die Sagen, welche sich auf denselben Gebieten, freilich oft nur in einzelnen Bruchstücken gleich den Ruinen des einstigen Schlosses, erhalten haben.

Nach dem Vorgange der Gebrüder Grimm, welche die „Deutschen Sagen" überhaupt gesammelt hatten, machten sich die Forscher bald daran, mehr ins Detail einzugehen und die einzelnen deutschen Territorien genauer zu untersuchen. Die Ausbeute, welche diese Forschungen lieferten, war überraschend reich. Es bildete sich bald eine ganze Literatur von Sagensammlungen, die den unerschöpflichen Stoff zu Nachweisen auf den Gebieten aller möglichen Wissenschaften darboten und die Sagenforschung selbst zu einer wirklichen Wissenschaft erhoben. Von den verschiedenen zahlreichen deutschen Sammlungen seien hier nur erwähnt: die Arbeiten Müllenhoff's über Schleswig-Holstein, Birlinger's und Meier's über Schwaben, Gräsſe's über Sachsen, Niederhöffer's und Bartsch's über Mecklenburg, Wolf's über Hessen, Kuhn's über die Sagen der Mark, Panzer's bairische Sagen, die treffliche Sammlung der Schweizersagen und Legenden von Rochholz und Lütolf, Vernaleken's Werke über Oesterreich, Zingerle's und Alpenburg's Sagensammlungen Tirols, neuestens Krainz' Sammlung der steirischen Sagen u. s. w. Man sieht aus den noch verhältnißmäßig wenigen hier angeführten Sagensammlungen, daß bereits alle größern deutschen Territorien von den berufensten Männern nach ihren Volkssagen durchforscht worden sind, und daß Grimm's Vorbild erfreulich viel Nachahmer und zwar Nachahmer im besten Wortsinne gefunden hat, zum reichen Gewinn der Wissenschaft. Trotzdem besaß man lange kein Werk, welches die Hauptresultate von dem neu Gesammelten vereinigt und eine Uebersicht über das Ganze gegeben hätte, bis vor einer Reihe von Jahren Henne-Am Rhyn mit seinem Buche über die deutsche Volkssage auftrat, und damit ein Werk geschaffen hatte, das gewissermaßen einem Bedürfnisse entgegenkam, und das wenigstens den eigentlichen mythologischen Sagenstoff in geradezu erschöpfender Weise, soweit dieser Ausdruck überhaupt zulässig ist, behandelt. Dieses Buch tritt nun in seiner zweiten umgearbeiteten Auflage vor die Oeffentlichkeit und hat nicht nur eine praktische Umgestaltung darin erfahren, sondern auch bedeutende Vermehrungen gegen die erste Auflage. Gewissermaßen den Grundstock des Ganzen bilden die reichlichen Sammlungen, welche durch vierzig Jahre Dr. Anton Henne, der bekannte schweizer Dichter, Historiker und Publicist, aus Schriften und aus dem Leben veranstaltet hat, und die nun, von dem Sohne, dem gelehrten Culturhistoriker Otto Henne-Am Rhyn, in ein System gebracht und bearbeitet, den vorliegenden stattlichen Band bilden. Selbstverständlich hat Otto Henne-Am Rhyn die einschlägige Literatur bis auf die jüngste Zeit herab im wissenschaftlichen Sinne benutzt.

Was das erwähnte System anbelangt, so weiß der Verfasser, wie in seinen rühmlichst bekannten großen eulturgeschichtlichen Compendien, vor allem demselben eine treffliche Uebersichtlichkeit und eine geschickte Gliederung zu verleihen. Er stellt sich auf den mythologischen Standpunkt. Die deutsche Sage und die deutsche Mythe sind ja so ziemlich identisch, und wenn wir die bis heute überlieferten Sagen in unsern Gauen betrachten, so lassen sich so vielfache Beziehungen auf die eigentliche mythische Zeit zurückführen, es treten uns aus den alten heidnischen Zeiten so viele Gestalten der Götter- und Helden-, der Geister- und Dämonenwelt darin entgegen, daß wir schon hieraus die Wichtigkeit ersehen, welche sagenhafte Ueberlieferungen für die Kenntniß längst vergangener Ansichten und Zustände unsers Volks haben. Die drei großen Haupttheile des Werks behandeln denn auch im ersten Buche die Naturmythe, im zweiten Buche die Dämonenwelt, und im dritten Buche die Götter- und Heldensage. Was die also in den Vordergrund tretenden religiösen

Sagen anbelangt, so wurden naturgemäß nur „solche des Polytheismus (da der Monotheismus nicht auf natürlicher, sondern auf ethischer Grundlage ruht)“ berücksichtigt, und irgendeine „religiöse“ Beziehung haben sämmtliche Sagen des Werks insofern, als sich Henne-Am Rhyn hier hauptsächlich auf die Ergründung der Beziehungen zwischen Natur und Religion (im erwähnten polytheistischen Sinne) verlegt hat, es ihm also nicht darum zu thun ist, Sagen aus der wahren Geschichte, das heißt solche, die auf eigentlichen historischen Begebenheiten fußen, einzubeziehen. Man ersieht daraus die engere Begrenzung des Werks, welche allerdings dem Ganzen dadurch auch einen besondern Werth für die Kenntniß der deutschen Mythologie verleiht, das uns die im Volksgeiste bis auf heute erhaltenen Reste alten Glaubens klarlegt.

Um auf den eigentlichen Inhalt näher einzugehen, so erhalten wir in der Einleitung vor allem die genaue Bestimmung des Begriffs der Sage überhaupt und eine Art Geschichte der deutschen Sage in der angedeuteten Richtung insbesondere. Der Verfasser macht uns mit den ältesten Sagenbestandtheilen bekannt und weiß in klarer bündiger Weise das gesammte alte deutsche Sagengebiet zu umschreiben. In dem ersten Buche, über die „Naturmythe“, betritt er einen engern Kreis. Mit den Schöpfungssagen beginnend, geht er zuvörderst auf das Gebiet der unbelebten Natur über; die Gestirne, Sonne und Mond, die Meteore (die feurige Kugel), die Elemente fallen in den Rahmen seiner Betrachtung. Es folgt sodann die Pflanzenwelt (die Gärten der Sage, man denke z. B. an das Rosengartengebirge in Tirol), ein Abschnitt, in dem besonders die Partien über Blumen und Bäume sehr anmuthig behandelt sind. Die weitern Abschnitte dieses Buchs sind der belebten Natur gewidmet. Den Gruppen der Thierwelt, die unter den Titeln: „Die kriechenden Thiere“, „Die fliegenden Thiere“, „Die Jagdsäugethiere“ und „Die Haussäugethiere“ behandelt sind, folgen einige Kapitel über „Die Ansammlungen von Thieren“ (die wilde Jagd, die Viehheerde und das Alpdrücken u. dgl.).

Schon in den letztbehandelten Gestalten liegt der Uebergang zur „Dämonenwelt“, welche in dem zweiten Buche zur Behandlung kommt. „In den Gestalten der Dämonen, welche die Volkssage schuf und welche den Uebergang von den verehrten Thieren zu den eigentlichen Göttern bilden und mehr gescheut und gefürchtet als angebetet wurden, lebten die Thiere noch fort, aber sie wichen immer mehr und zuletzt völlig von der menschlichen Form.“ Die Geschichte der Dämonenwelt, welche Henne-Am Rhyn nun entwirft, führt uns die Wassergeister (Nixen), die Vegetationsgeister (Walddämonen, Korndämonen), dann die verschiedenen Gattungen der Zwerge, darauf die Riesen und endlich die Hexen, Feen, Zauberer und in den Gestalten von Tod und Teufel die in der Sage verkörperten Schicksalsmächte vor. Mit den letzten zwei Gestalten geht schon auf das Gebiet der christlichen Sage über.

Das dritte Buch ist, wie erwähnt, der „Götter- und Heldensage“ gewidmet, und hier bewegt sich der Verfasser ganz auf dem Gebiete der alten deutschen Götterlehre, deren Beziehungen zu den Göttergestalten des orientalischen und griechischen Alterthums nicht übergangen werden. Die vier Abschnitte dieses Buchs charakterisiren die Titel: „Die Götter“, „Die Schatten der Götter“ (Gespenster), „Die Götter als Helden“ (insbesondere auch der Nibelungen-Mythos), „Das Ende“ und „Die Wiedergeburt“. In den Partien über den Weltuntergang und Antichrist erscheint wieder die christlich-germanische Sage berührt. Einige Abhandlungen und Gedichte über die Heidenfeuer, das Muoltahee in Oberriet, den Stadtpfeifer von St.-Gallen und die Höllenfahrt Istar's beschließen das, wie man schon aus dieser Inhaltsangabe sieht, überaus reichhaltige Buch.

Obgleich sowol der ursprüngliche Sammler als auch Otto Henne-Am Rhyn selbst den größten Theil der nicht aus gedruckten Werken geschöpften Sagen in der Schweiz zusammengebracht, hat die ganze Arbeit dennoch keineswegs einen localen Charakter; denn die übrigen mit herangezogenen Sagen beweisen hinlänglich, daß ganz die nämlichen mythischen Züge wie in der Schweiz auch in allen andern Ländern, so weit deutsche Einwirkung stattgefunden hat, ja man kann sagen im gesammten Gebiete des indogermanischen Sprachstamms angetroffen werden. Die Reichhaltigkeit des in dem Werke enthaltenen Materials ist außerordentlich; die eigentlichen Sagen, durch den Druck von dem Texte des Verfassers unterschieden, sind fortlaufend numerirt, und diese Nummern weisen 1029 dem Buche einverleibte Sagen auf. Die Klarheit der Darstellung läßt, wie man vom Verfasser der „Allgemeinen Culturgeschichte“ erwarten kann, nichts zu wünschen übrig. Auch ist ein alphabetisches Register beigefügt, das für den handlichen Gebrauch des Werks besonders willkommen sein wird.

Anton Schlossar.

Neue Aphorismen von Georg von Oertzen.

Epigramme und Epiloge in Prosa von Georg von Oertzen. Breslau, Trewendt. 1880. 8. 3 M.

In Nr. 41 des Jahrgangs 1878 und Nr. 11 des Jahrgangs 1879 d. Bl. besprachen wir drei Sammlungen von Gedichten und Aphorismen, welche anonym erschienen: „Adam contra Eva“, „Schrullen“ und „Eigene Wege“; der Verfasser derselben ist mit der vorliegenden neuen Sammlung von Aphorismen und Reflexionen aus seiner Anonymität herausgetreten: es ist Georg von Oertzen, der sich durch eine Reihe poetischer und prosaischer Werke

schon längst einen ehrenvollen Platz in unserer deutschen Literatur und zahlreiche Freunde und Verehrer erworben hat.

Was wir in Nr. 41 des Jahrgangs 1878 über Aphorismen im allgemeinen und die beiden erwähnten Sammlungen im besondern sagten, gilt durchaus auch für die vorliegende Sammlung, die des Verfassers hohe Begabung und Meisterschaft auf diesem Gebiete aufs neue erweist. Oertzen hat in dieser Sammlung seine früher in drei Sammlungen erschienenen Aphorismen gesichtet und in theilweiser Neugestaltung vereinigt, und in dieser neuen Gestalt werden sie gewiß nicht weniger Beifall und freundliche Aufnahme finden als „Adam contra Eva" und die „Schrullen".

Der weitaus größte Theil dieser Aphorismen gehört dem Gedankenkreise an, den der Verfasser mit besonderer Meisterschaft beherrscht: Lebensweisheit und Menschenkenntniß sind ihr Thema. Neun Abschnitte des Buchs gehören im wesentlichen hierher; das Ganze ist in elf Abschnitte getheilt, die von poetisch gewählten, aber etwas allgemeinen und unklaren Gesichtspunkten ausgehen, wie die Titel: „Zwischen Denken und Träumen", „Nachwirkungen", „Schlaglichter", „Von Seele zu Seele" u. s. w. erweisen. Ein Theil der in diesen Abschnitten enthaltenen Aphorismen, besonders in „Ideale Anschauungen" und „Schlaglichter", hat Kunst und Literatur, Künstler und Schriftsteller zum Thema; daß der Verfasser auch auf diesem, in den frühern Sammlungen selten behandelten Gebiete Treffliches zu leisten und geistvolle Gedanken zu entwickeln vermag, hat er in den vorliegenden Aphorismen glänzend bewiesen. Noch zwei andere Gebiete hat er in dieser Sammlung mit Erfolg betreten, die Religion (Abschnitt „Religion") und die Politik (Abschnitt „Blicke in die Bewegungen der Zeit"). Seine Ueberzeugung hat er in dem Motto der beiden Abschnitte prägnant so ausgedrückt: „Religion heißt: Gott im Herzen tragen, heißt jedem Gott zu suchen Freiheit lassen"; sein Motto in der Politik ist: „Standhaft, nicht stehen bleibend; steuernd, nicht mit den Wellen treibend." Diesen trefflichen Principien entsprechen die einzelnen daraus entsprungenen Gedanken.

Ueber siebenhundert Aphorismen bringt der Verfasser in dieser Sammlung; siebenhundert und etliche funfzig enthalten die beiden andern Sammlungen: das ist eine seltene Fruchtbarkeit auf diesem Gebiete, und dabei ergeht sich Oertzen durchaus nicht in Wiederholungen, sondern bietet immer wieder Neues und Originelles. Wie bei den früher besprochenen Sammlungen, so ist auch bei der vorliegenden die reiche Abwechselung des Tons, in dem sie gehalten ist, zu rühmen; der hohe Ernst und die Begeisterung sind ebenso gut vertreten wie feiner Humor und funkelnder Witz. Als Beispiele für letztern mögen hier folgende Epigramme Platz finden:

Wem die Gabe der Rede fehlt, dem pflegt leider die Gabe des Schweigens ebenfalls versagt zu sein. —

Gedanken sind zollfrei. Die Mehrzahl der Reisenden oder zu Hause Bleibenden muß alles versteuern, was sie besitzt. —

Der weibliche Tugendstolz ist oft ein etwas magerer Professor der „Aesthetik des Häßlichen". —

Einer zum zweiten male verheiratheten Dame sprach jemand von ihrem Gatten. „Sie reden von meinem seligen Manne", antwortete sie. „Um Vergebung, gnädige Frau, von ihrem unseligen."

Daß auch diese Sammlung durch meisterhafte Behandlung, durch Knappheit, Präcision und Eleganz der Sprache ausgezeichnet ist, brauchen wir kaum mehr hervorzuheben.

Friedrich von Goeler-Ravensburg.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Nach längerer Pause nehmen wir unsern Bericht über ausländische Beurtheilung deutscher Literaturerzeugnisse wieder auf und beginnen zunächst mit der „Saturday Review" vom 19. Juni 1880. Nicht weniger als achtundzwanzig Werke finden hier in engem Rahmen ihre Besprechung. Daß hierbei nicht jedem die verdiente Aufmerksamkeit zugewendet ist, wird nicht überraschen. Solche Recensionen en masse haben stets ihr Bedenkliches, da in wenigen Zeilen der wahre Werth eines Werks nicht zutreffend und einsichtsvoll dargelegt werden kann.

Das erste der besprochenen Literaturerzeugnisse ist der von Hans Delbrück verfaßte vierte Band des von G. H. Pertz begonnenen Werks: „Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau" (Berlin, Reimer). Nach elfjähriger Unterbrechung, zufolge des Todes des genialen Verfassers, setzt Delbrück die Biographie des großen Generalstabchefs Blücher's fort, und es steht zu erwarten, daß er sie in einem fünften Bande zu befriedigendem Ende führen wird. Der dritte Band hatte mit der Vertreibung der Franzosen aus Deutschland 1813 geschlossen; im neuen Bande ist Gneisenau's Antheil an den Feldzügen von 1814 und 1815 geschildert. Delbrück ist ebenso wenig militärischer Schriftsteller wie Pertz; doch wenn auch manche wichtige Details ungebührlich kurz abgefertigt sind, so ist den politischen und rein militärischen Fragen alle Beachtung gewidmet. Daß Delbrück den Feldzug von 1814 vom preußischen Standpunkt aus betrachtet, kann nicht wundernehmen; immerhin behandelt er den Antheil der englischen sowol wie der preußischen Heere an der Schlacht bei Waterloo mit Scharfsinn und Unparteilichkeit. Er tadelt Wellington, daß er es versäumte, Blücher bei Ligny zu unterstützen, und nennt ihn einen General aus der alten Schule; aber er wird seiner meisterhaften Führung der Defensive bei Waterloo vollkommen gerecht. Durch die ganze geschichtliche Episode zeigt sich Wellington als Soldat und fernblickender Staatsmann, Gneisenau nur als Soldat, wenn auch als ganz vorzüglicher. So standen sie beide einander gegenüber, und dies auch erklärt den Bruch zwischen beiden.

Ueber „Das Bündniß von Canterbury: eine Episode aus der Geschichte des Konstanzer Concils", von J. Caro (Gotha, F. A. Perthes), lesen wir Folgendes: Caro's Essay über das Bündniß von Canterbury zwischen Kaiser Sigismund und Heinrich V. von England ist hauptsächlich eine Rechtfertigung des erstern gegen den Vorwurf des Verraths gegenüber Frankreich. Caro ist der Ansicht, Frankreich habe Sigismund zum Bündniß mit England getrieben; seine Absichten seien anfangs vollkommen aufrichtig gewesen, und es gebühre ihm nur der Vorwurf des Wankelmuths, nicht seinem alten Verbündeten, sondern seinem neuen gegenüber, dem nie ein wirklicher Vortheil aus diesem Vertrage erwuchs. Heinrich zeigte auch, daß er Sigismund's Hülfe entbehren könne, und des letztern Besuch in England ist nur wegen des Einflusses bemerkenswerth, den er auf die Verhandlungen des Konstanzer Concils übte.

Von den übrigen geschichtlichen Werken, die eine etwas eingehende Besprechung erfahren, ist besonders hervorzuheben: Philippson's „Geschichte des preußischen Staatswesens vom Tode Friedrich's des Großen bis zu den Freiheitskriegen" (Leipzig, Veit u. Comp.) zweiter Band, welcher hauptsächlich die nach Friedrich Wilhelm's II. Regierungsantritt eingeführten Umgestaltungen in Schule und Kirche behandelt. Als das Gegentheil seines großen Onkels in jeder Hinsicht war Friedrich Wilhelm, obwol ein ausschweifender Fürst, dem Mysticismus sehr zugethan, und er sympathisirte mit der damaligen Reaction gegen die „Aufklärung", die sich in den geheimen Gesellschaften der Illuminaten, Freimaurer und Rosenkreuzer kundgab. Diese Reactionsgelüste repräsentirte sein Minister Wöllner, ein sonderbares Gemisch von Hinterlist und Fanatismus, der seinen Nebenbuhler Zedlitz verdrängte und der preußischen Volkserziehung jene unheilvolle Richtung gab, die für Preußen so charakteristisch wurde während der ersten Jahre der Französischen Revolution. Auch die finanzielle Verwaltung des Landes war schwach und verschwenderisch, wie sich denn überhaupt keine Regierung für Preußen so wenig geeignet erwies als die Friedrich Wilhelm's, wenn auch wenige Fürsten von besserer Absicht beseelt waren.

„Die Culturgeschichte des Judenthums" von Otto Henne-Am Rhyn (Jena, Costenoble) bezeichnet die „Saturday Review" als ein Werk von keinem großen literarischen Werth, welches das innere Merkmal der Ueberhastung an sich trage, um es unter der Gunst der gegenwärtigen (?) antisemitischen Bewegung in Deutschland in Umlauf zu setzen. Gleichwol wird es nützlich genannt als ein Compendium sonst nicht leicht zugänglicher Belehrung. Die Sprache sei ziemlich parteilos, obgleich einige Bemerkungen des Verfassers über die Statistik der Juden in Deutschland eine unvollständige Beherrschung der Grundsätze bürgerlicher und religiöser Freiheit anzeigten. Das Blatt freut sich, sagen zu können, daß sich die Zahl der Juden in London während der letzten achtzehn Jahre nicht verdreifacht hat, wie dies in Berlin geschehen zu sein scheint.

Bibliographie.

Bernheim, E., Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie. Göttingen, Peppmüller. 8. 2 M. 50 Pf.

Brahm, O., Goethe und Berlin. Festschrift zur Enthüllung des Berliner Goethe-Denkmals. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 60 Pf.

Dahn, F., Die Alamannenschlacht bei Strassburg. (357 n. Chr.) Eine Studie. Braunschweig, Westermann. 8. 1 M.

Ecker, A., Lorenz Oken. Eine biographische Skizze. Gedächtnißreden zu dessen 100jähriger Geburtstagsfeier. Durch erläuternde Zusätze und Mittheilungen aus Oken's Briefwechsel vermehrt. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 5 M.

Fleischmann, A., Zur Geschichte des Herzogthums Sachsen-Coburg mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte des Gesammthauses Sachsen und Prinz Friedrich's Josias von Coburg-Saalfeld, kaiserlich österreichischen und des deutschen Reichs General-Feldmarschalls. Vorträge. Hildburghausen, Kesselring. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Fraas, O., Württembergs Eisenbahnen mit Land und Leuten an der Bahn. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Giesebrecht, W. v., Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 5ter Bd. Die Zeit Kaiser Friedrichs des Rothbarts. 1ste Abth. Neuer Aufschwung des Kaiserthums unter Friedrich I. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

Guerber, J., Bruno Franz Leopold Liebermann. Freiburg i/Br., Herder. Gr. 8. 5 M.

Heller, O., Paul Lindau als Uebersetzer. Leipzig, Friedrich. 8. 75 Pf.

Imelmann, J., Anmerkungeu zu deutschen Dichteru. Berlin, Calvary u. Co. Gr. 8. 2 M.

Kant's, I., Kritik der Urtheilskraft. Herausgegeben von B. Erdmann. Leipzig, L. Voss. Gr. 8. 3 M.

Keller, L., Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reichs zu Münster. Nebst ungedruckten Urkunden. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 3 M.

König, E. A., Dunkle Wege. Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 18 M.

Koerting, G., Geschichte der Litteratur Italiens im Zeitalter der Renaissance. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Boccaccio's Leben und Werke. Leipzig, Fues. Gr. 8. 16 M.

Kossuth, L., Meine Schriften aus der Emigration. Autorisirte deutsche Ausgabe. 1ste—5te Lfg. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. à 80 Pf.

Lamartine, A. de, Jocelyn. Tagebuch eines Dorfpfarrers. Eine epische Dichtung. Uebersetzt von Julie Bernhard. Hamburg, Grüning. 8. 3 M. 60 Pf.

Langwerth v. Simmern, H. Frhr., Oesterreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution. Von 1790 bis 1797. 2 Bde. Berlin, Bidder. Gr. 8. 18 M.

Lauth, F. J., Aus Aegyptens Vorzeit. 3tes Hft. Das mittlere Reich: Dynastie XII—XVIII. Berlin, Th. Hofmann. Gr. 8. 2 M.

Lehmann, M., Aurelia oder die Märtyrer von Gorkum. Ein Roman aus der Zeit des Abfalles der Niederlande. Regensburg, Pustet. 8. 3 M.

Loening, E., Die Befreiung des Bauernstandes in Deutschland und in Livland. Riga, Deubner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Luthardt, C. E., Die modernen Weltanschauungen und ihre praktischen Konsequenzen. Vorträge über Fragen der Gegenwart aus Kirche, Schule, Staat und Gesellschaft, im Winter 1880 zu Leipzig gehalten. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 5 M.

Mähly, J., Geschichte der antiken Literatur. 2 Thle. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 4 M. 50 Pf.

Masius, H., Die Thierwelt. Charakteristiken. Mit 171 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 3te vermehrte Auflage. Essen, Bädeker. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Materialien zur neuern Geschichte. Nr. 1: Gedruckte Relationen über die Schlacht bei Lützeu. Halle, Niemeyer. 8. 1 M. 20 Pf.

Maurer, K., Zur politischen Geschichte Islands. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 6 M.

Merk, Geschichte der Stadt Weinsberg und ihrer Burg „Weibertreu". Weinsberg. 12. 50 Pf.

Mertens, C., Die Todtenklage um Hermann v. Mallinckrodt. Paderborn, F. Schöningh. 4. 6 M.

Monrad, D. G., Glaube und Vergebung. Deutsch von A. Michelsen. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M. 40 Pf.

Clericale Moral. Eine antiultramontane Betrachtung. Berlin, Dolfuß. Gr. 8. 50 Pf.

Mücke, Vom ewigen Leben. Zur Verantwortung des christlichen Unsterblichkeits- und Auferstehungsglaubens wider dessen neuere Gegner. Für Zweifelnde, Suchende und Trauernde. Brandenburg, Wiesike. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.

Neuburg, C., Zunftgerichtsbarkeit und Zunftverfassung in der Zeit vom 13. bis 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur ökonomischen Geschichte des Mittelalters. Jena, Fischer. Gr. 8. 7 M.

Noë, H., Die neuesteu Einheitsbestrebungeu auf dem Gebiete der deutschen Orthographie. Wien, Hölder. Gr. 8. 60 Pf.

Palleske, E., Die Kunst des Vortrags. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Pfeifer, J., Neue Gedichte. Meran, Pötzelberger. 8. 2 M.

Pluns, O., Columbus in Santo Domingo oder in Havana? Beiträge zu einer offenen Frage. Hamburg, Gräfe. 8. 80 Pf.

Rabelais' Gargantua und Pantagruel. Aus dem Französischen von F. A. Gelbcke. 2 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 6 M. 50 Pf.

Rade, O., Die psychologischen Grundzüge des Unterrichts in der Muttersprache. Eine psychologisch-pädagogische Skizze. Zschopau, Raschke. Gr. 8. 80 Pf.

Reumont, A. v., Gino Capponi. Ein Zeit- und Lebensbild. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 9 M.

Rösch, G. A., Die Königin von Saba als Königin Bilqis. Leipzig, Barth. Gr. 8. 2 M.

Sauerländer, E., Julian. Trauerspiel. Frankfurt a/M., Diesterweg. 8. 1 M. 60 Pf.

Scherr, J., 1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte. 2te, durchgesehene und vermehrte Auflage. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. 8. 16 M.

Sophokles, Elektra. Drama. Aus dem Griechischen im antiken Versmaaß übertragen von H. A. Feldmann. Hamburg, Grüning. 16. 1 M. 20 Pf.

Steen, A., Die Herolde der Reformation in Frankreich. Frei nach dem Englischen. Bevorwortet von G. v. Zezschwitz in Erlangen. Bremen. 8. 1 M. 75 Pf.

Kleines Theater. Familien- und Vereinstheater. Hft. 53: Die Dummen werden nie all'. Lustspiel von J. Becks. — Hft. 54: Der Schein trügt. Schwank von J. Becks. Paderborn, Kleine. 12. à 45 Pf.

Vischer-Merian, K., Henman Sevogel von Basel und sein Geschlecht. Basel, Schwabe. Gr. 4. 20 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dramatische Werke

von

Rudolf Gottschall.

Elftes und zwölftes Bändchen.

11. **Auf rother Erde.** Drama in fünf Aufzügen.
12. **Der Vermittler.** Lustspiel in vier Aufzügen.

Jedes Bändchen geh. 1 M. 50 Pf.
Beide Bändchen geb. in 1 Bande 4 M.

Zwei neue Dramen des Dichters, ein vaterländisches Schauspiel und ein modernes Lustspiel, welche bereits an verschiedenen größern Bühnen zur Aufführung gelangten, jetzt aber zum ersten mal im Druck erscheinen.

Die hiermit abgeschlossene Sammlung von Rudolf Gottschall's „Dramatischen Werken", 12 Bändchen, kostet geh. 18 M., geb. (in 5 Bänden) 22 M.; jedes Bändchen einzeln geh. 1 M. 50 Pf.

Die Bändchen 1—10 enthalten:

1. **Pitt und Fox.** Lustspiel in fünf Aufzügen.
2. **Mazeppa.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
3. **Die Diplomaten.** Lustspiel in fünf Aufzügen.
4. **Der Nabob.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
5. **Katharina Howard.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
6. **König Karl XII.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
7. **Herzog Bernhard von Weimar.** Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen.
8. **Die Welt des Schwindels.** Geschichtliches Lustspiel in fünf Aufzügen.
9. **Amy Robsart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.
10. **Arabella Stuart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Insel Capri.

Idylle vom Mittelmeer

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Carton. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderungen in Italien" ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

MODERN AMERICAN LYRICS.

Edited by

Karl Knortz and **Otto Dickmann.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine sehr reichhaltige Anthologie, in welcher alle neuern amerikanischen Dichter mit ihren besten Gedichten vertreten sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Schopenhauer-Literatur.

Versuch einer chronologischen Uebersicht derselben.

Von

Ferdinand Laban.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Bibliographische, nach den Erscheinungsjahren geordnete Vorführung der Schriften von und über Schopenhauer sowie Nachweis derjenigen Stellen in Werken und Journalen, wo auf Schopenhauer Bezug genommen wird: eine Arbeit von großem Werth für jeden, der sich mit diesem Philosophen beschäftigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Weib.

Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältniß zum Manne.

Von

Emerich du Mont.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Das geistvolle, elegant geschriebene Buch ist mit großem Beifall aufgenommen worden und liegt nun bereits, kaum ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen, in einer vom Verfasser durchgesehenen und wesentlich vermehrten zweiten Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kleiner italienischer Briefsteller

zum Studium für Deutsche.

Mit Worterklärungen und Anmerkungen

herausgegeben von

Johann Lardelli.

8. Geh. 1 M.

Mit diesen 100 ausgewählten Briefen aus der Privat- und Handelscorrespondenz, zum Theil den besten Schriftstellern entnommen, bietet der Herausgeber ein treffliches Hülfsmittel zur Bildung im italienischen Briefstil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Recht des Lebenden.

Roman von

Levin Schücking.

Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Wie jedes neue Werk, womit Levin Schücking die Lesewelt beschenkt, darf auch dieser soeben erschienene, spannende und geistvolle Roman aus seiner Feder der freundlichsten Aufnahme sicher sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

ASHBURNHAM REFORMATORY PRESS

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 12. August 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Erwin Mansbach. — Dramen und Lustspiele. Von Karl Nissel. — Neuer, neuerer und neuester Humor in Reimen. Von Richard Schmidt-Cabanis. — Aus deutscher Vorzeit. Von Otto Henne-Am Rhyn. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Der Name Wilhelm Hertz erfreut sich innerhalb der jüngern Dichtergeneration eines guten Klanges; er fehlt in keiner der neuern Literaturgeschichten. In allen wird „Lanzelot und Ginevra", ein episches Gedicht in zehn Gesängen, als sein Hauptwerk aufgeführt. Dieses Hauptwerk ist jetzt genau vor zwanzig Jahren erschienen. Dasselbe hat es trotz alles kritischen und literaturgeschichtlichen Lobes in dieser langen Zeit nicht zu einer zweiten Auflage gebracht. Und neuerdings ist sein Preis von den Verlegern Hoffmann und Campe auf eine Mark herabgesetzt. Weshalb ich gerade hier darauf zu reden komme? Nicht speciell, um für Wilhelm Hertz eine Lanze zu brechen, obwol auch das ganz verdienstlich und ein gutes Werk wäre: vielmehr gibt mir das Schicksal dieses Buchs Veranlassung, einen neuen Beleg zu der längst nicht mehr unbekannten Wahrheit ins Feld zu führen, daß ein dichterisches Werk, welches nach Inhalt und Darstellung auf die Gunst der Frauenkreise nicht rechnen darf, in Deutschland keinen Boden findet und literarisch kaum geeignet ist Carrière zu machen. Und wodurch zunächst hat Wilhelm Hertz in „Lanzelot und Ginevra" die Gunst der Frauenkreise verscherzt? Alle Literaturgeschichten reden von der „glühenden Sinnlichkeit" des Dichters und von den „üppigen Schilderungen", welche jenes Epos enthalte. Ich für meine Person muß nun gestehen, daß ich dies nach eigener Lektüre gar nicht so herausgefunden habe; Hertz geht im wesentlichen nicht über die Grenzen erlaubter Schönheitsfreude hinaus, und nur die Prüderie würde eigentlich Anstößiges entdecken können. Aber jenes Wort von den „üppigen Schilderungen" steht nun einmal in den Literaturgeschichten; die Mütter halten sich — und auf ihrem Standpunkt haben sie recht — an das gedruckte Urtheil; ein derartiges Buch ist auf den Toilettentischen junger Mädchen eine Unmöglichkeit; es wird folglich nicht als Geschenk verwendet, es bleibt liegen und nach 20 Jahren wird es zu einem Schleuderpreise hinausgegeben. Freilich könnte man nun sagen: was die Frauenwelt äußerlich vom Kaufe eines solchen Buchs abhält (denn im Stillen und Geheimen sollen unter Umständen auch Damen der Schilderung sinnlicher Scenen nicht abgeneigt sein), das müßte umgekehrt die Männerwelt anziehen und aus deren Kreisen einem derartigen Buche um so zahlreichere Käufer verschaffen. Gewiß, nun schlägt eine Speculation auf die Sinnlichkeit bei einem großen Theile der Männerwelt nie fehl; Liebhaber schlüpfriger Scenen hat es zu allen Zeiten gegeben, und der Erfolg von „Nana" (die übrigens auch von Damen nicht verschmäht werden soll) beweist dies in neuester Zeit auf das schlagendste. Aber auch einen derartigen Erfolg erringt nur die schreibende Lascivität, die ihre Feder direct in den Dienst niedriger Neigungen stellt, keineswegs aber ein wirklicher Dichter, wie Hertz, in dessen Werken, wenn auch unter Umständen glühende, so doch überall künstlerisch geadelte und nie frivole Schilderungen sinnlicher Schönheit und sinnlichen Lebens sich vorfinden. Derartige Schilderungen genügen der eigentlichen Lüsternheit nicht, und was somit an sich ausreicht, die Frauenwelt zurückzuscheuchen, das ist nicht ausreichend, die Männerwelt — nämlich die frivole — anzuziehen.

Und die anständige deutsche Männerwelt? Das ist eben der Punkt, worauf ich kommen wollte und mit dem ich ein Hauptunglück unserer Literatur berühre: die anständige deutsche Männerwelt nimmt an der schönen Literatur einen beklagenswerth geringen Antheil. Ernste Tragödien finden bei der Männerwelt im Theater (Lektüre derselben kommt nicht vor) so gut wie gar kein Verständniß. „Tragödien haben wir zu Hause genug", heißt die oft gehörte Redensart, welche als Entschuldigung dienen soll und nur beweist, daß der Sprecher nicht die blasseste

Ahnung vom Unterschied zwischen dem Tragischen und dem einfach Traurigen hat. Romane überläßt die Männerwelt meistens gleichfalls den Weibern zur Lektüre. Und um eine epische oder lyrisch-epische Dichtung oder gar um eine lediglich lyrische Sammlung sich zu kümmern, hält der größte Theil der heutigen Männerwelt für unmännlich und unter seiner Würde. Es ist mir selbst passirt, daß ich zu einem jüngern Herrn meiner Bekanntschaft (der obendrein meine literarischen Neigungen kannte) zu Besuch kam und denselben bei der Lektüre eines Buchs überraschte, welches er aber angelegentlich zu verbergen suchte, als er mich eintreten sah. Ich ruhte aber nicht, bis er mit dem Buche herausrückte. Und verlegen und erröthend wie ein junges Mädchen brachte er — Geibel's Gedichte zu Tage. Er hatte geglaubt: das sei nur etwas für Backfische, und hatte gemeint, sich dieser Lektüre vor mir schämen zu müssen. Hätte ich ihn bei der Lektüre der „Nana" überrascht, er hätte sich vielleicht nicht geschämt. So verkehrt sind die Begriffe, und das ist sehr bedauerlich für das Gedeihen unserer Literatur, es ist am bedauerlichsten für das Gedeihen der Lyrik. Denn eine Zeit, in welcher die Lyrik lediglich Frauenlyrik sein würde und das Hauptbestreben der Dichter dahin ginge, ihre Verse auf den Horizont weiblicher Empfänglichkeit zu visiren, könnte der eigentlichen Mission der Lyrik durchaus nicht gerecht werden. Das Weiche, Süße und Sentimentale wird in einer solchen Periode überwiegen; das schmachtende Liebeslied in allen Variationen wird im Mittelpunkt der Lyrik stehen; selbst in diesem muß es mit absoluter Züchtigkeit hergehen, die elementare echte Leidenschaft ist verpönt und die gesammte übrige reiche Scala der Empfindung und des in Stimmung umzusetzenden Gedankenlebens wird auf kein Echo zu rechnen haben und deshalb nicht angeschlagen werden. Damit aber kommt der Lyrik alle wahrhafte Größe, Tiefe und innere Bedeutung abhanden; sie wird zahm und paßt für den Nipptisch, hat aber wenig Anwartschaft auf Dauer und Unsterblichkeit und ist schon früher in dieser Gestalt von Gutzkow mit dem Ausdruck Lovely-Poesie richtig gekennzeichnet worden. Eine solche Lovely-Poesie aber wird stets die unausbleibliche Folge sein, wenn sich die lesende Männerwelt von der Lyrik zurückzieht und ihre Erzeugnisse lediglich als Geschenke für die Frauenwelt Verwendung finden.

Im Gegensatz hierzu muß einmal ganz offen ausgesprochen werden, daß die echte und höchste Lyrik eine durchaus männliche Kunst ist und durchaus auf Männer als Leser zu rechnen hat. Ich behaupte durchaus, daß das Höchste und Beste in unsern Lyrikern (auch in Geibel) ganz und gar nicht für Frauen ist, wenigstens vollständig von denselben durchaus nicht gewürdigt werden kann und somit überhaupt nicht gewürdigt wird, wenn es nicht in männlichen Geistern seinen Widerhall findet. Unsere heutige Männerwelt möge also endlich einmal aufhören, mit souveräner Verachtung auf die Lyrik herabzusehen oder in ihrer Lektüre etwas Entwürdigendes zu erblicken, und sie möge endlich einmal unsere Lyriker der fatalen Alternative überheben, entweder — nur für Frauen dichtend — das Beste im Pulte zurückbehalten zu müssen oder — wenn sie ihr Tiefstes geben — von Männern und Frauen ungelesen zu bleiben. Es ist die Pflicht jedes Freundes der Poesie, dieses auszusprechen, und dieser Pflicht habe ich hiermit nachkommen wollen. Dixi et animam salvavi.

Erwin Mansbach.

Dramen und Lustspiele.

Trotz aller Nichtbeachtung und Zurücksetzung von seiten der Bühnen wachsen sie immer wieder nach, wie die Knospen im Mai, die Knospen an dem Baume der deutschen dramatischen Dichtung, und es ist dies ein gutes Zeichen für den Werth des Baums und seine kräftige Markfülle.

Zu den bessern Erzeugnissen der neuern deutschen Dramendichtung zählt:

1. Drohende Wolken. Schauspiel in vier Acten von Julius Wolff. Berlin, Grote. 1879. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Fabrikbesitzer Burckhard führt ein großes Haus und versagt seinem geliebten Weibe Helene keinen Wunsch, selbst da nicht, als der Fall seines Geschäfts in naher Aussicht steht. Helene ist dadurch verwöhnt und hat keine Ahnung, daß an ihrem Ehehimmel drohende Wolken aufsteigen könnten, während derselbe damit schon dicht bezogen ist. Sie fühlt deshalb eine Leere, die sie so gut als möglich auszufüllen bemüht ist und deren Entstehung sie auf falsche Ursachen zurückführt. Sie hat in ihren ersten Blütentagen, lange zuvor, ehe sie Burckhard's Bekanntschaft machte, eine Neigung zu einem Jugendgespielen, Ramdor, gehegt, die zwar unerwidert blieb, aber in ihrer Brust leise fortglühte, eine Altarflamme der Freundschaft. Ramdor ist ein Techniker geworden, der sich einen reichen Schatz von Kenntnissen erworben hat und tüchtig in seinem Fache ist. Er braucht eine Summe Geld, um Versuche anzustellen; er erläßt deshalb in einer Zeitung ein Gesuch um ein Darlehn von 20000 Mark und erhält diese Summe anonym zugeschickt. Seine Versuche gelingen, ja er macht sogar eine Erfindung von weittragender Bedeutung, die ihm reichen Gewinn verspricht und die er zuerst Burckhard zum Kauf anbietet. Dabei trifft er Helene, in deren Brust die Jugendneigung in aller Stärke neu aufflammt. Ramdor will sich dabei seiner Schuld entledigen, die er einem Gutsbesitzer Lindstett zu schulden glaubt, dem er einst das Leben gerettet hat. Aber Helene

hat ihm das Geld zugeſchickt, das ſie von dem Compagnon ihres Mannes, Feßler, einer ebenſo eigenſüchtigen als gierigen gemeinen Creatur, entliehen hat. Feßler hegt eine ſträfliche Neigung zur Frau ſeines Compagnons, auf deſſen Bankrott er hinarbeitet. Durch die dargeliehene Summe, deren Rückzahlung ihm eine Unmöglichkeit für Helene ſcheint, hofft er dieſe für ſich zu gewinnen und verfolgt ſie mit ſeinen Zudringlichkeiten. Aber Helene gelingt es, ſich dieſer drohenden Lage zu entwinden; Lindſtett, an den Ramdor die 20000 Mark zurückzahlen will, ahnt und erfährt durch einen Zufall den rechten Darleiher und den Stand der Burckhard'ſchen Sachlage. Er tritt in ſeiner biedern offenen Weiſe helfend ein, indeß ſich Ramdor in ſeine Tochter Chriſtine verliebt, ein Mädchen voll tiefen Gefühls und reizender Unbefangenheit. Feßler wird entlarvt; Helene findet ſich ſelbſt wieder in der Liebe ihres Gatten; Lindſtett hat Ramdor ſeine Erfindung abgekauft und tritt als Compagnon in Burckhard's Geſchäft, während Ramdor Chriſtinens Hand erhält. Damit iſt der drohende Conflict in beſter Weiſe gelöſt, die drohenden Wolken verſchwinden und heiterer Himmel wölbt ſich über denen, die, zur Selbſterkenntniß gekommen, ihr Lebensglück im eigenen Herzen und gegenſeitigen Vertrauen gefunden haben. Die Motive ſind zwar nicht neu, aber die Handlung iſt gut erfunden und intereſſant, wenn ſie auch ſtellenweiſe weniger complicirt ſein könnte. Die Diction iſt friſch und geiſtvoll, die Charaktere ſind lebenswahr gezeichnet. Wir wollen deshalb von allen kleinlichen Ausſtellungen abſehen und dieſe „Drohenden Wolken" den Bühnenvorſtänden beſtens empfehlen.

Ein ziemlich verfehltes Machwerk iſt:

2. Der Socialiſtenſtaat. Schauſpiel in drei Acten von Karl Walter. Breslau, Leuckart. 1879. Gr. 16. 1 M.

Die Bezeichnung Schauſpiel iſt die am wenigſten geeignete für dieſes dramatiſche Opus, für das ſich eine richtige Bezeichnung ſchwer finden laſſen dürfte. Es iſt eine Satire ſehr unſchuldiger Art, der das nöthige attiſche Salz fehlt, der geiſtige Gehalt, um ſich gegen eine ſchwere Krankheit des Geſellſchaftskörpers wirkſam zu erweiſen. Es iſt ein Wollen ohne Können. Obendrein iſt die Sprache dieſes ſogenannten Schauſpiels in einer Weiſe vernachläſſigt, daß man in dem Werke nur einen verunglückten dilettantiſchen Verſuch erblicken kann.

Daß ſich die gewaltige Schlußkataſtrophe des „Nibelungenliedes" in ein dramatiſches Geſpinſt von geradezu ermüdender Langeweile und trivialer Nüchternheit verarbeiten läßt, beweiſt:

3. Rüdiger von Bechlaren. Ein Trauerſpiel von J. Prott. Regensburg, Manz. 1880. 12. 3 M.

Die eigentliche Handlung dieſes Trauerſpiels vollzieht ſich am Schluß des fünften Actes hinter der Scene; auf derſelben werden nur Reden ohne Saft und Kraft gehalten. Die gewaltigen Recken ſind Phraſenhelden geworden, die vor lauter aufgebauſchten Worten nicht zu Thaten kommen. Es iſt auch nicht der leiſeſte Verſuch von Handlung in dieſen endlos langen Acten aufzufinden; die Helden derſelben winſeln und winden ſich thatenſcheu durch das Trauerſpiel hin, um ſchließlich in glücklicher Verborgenheit hinter der Scene ihr klägliches Ende zu finden. Dabei weht nicht der kleinſte Hauch wahrer Poeſie erquickend durch dieſe Tiraden ohne Inhalt und Würze, ohne Schwung und Begeiſterung. Die trockenſte Proſa iſt in Jamben gezwängt worden, wobei es nicht ohne mancherlei Verrenkungen abgegangen iſt. Der deutſchen Bühne wird dieſes Trauerſpiel allerdings keinen Schaden bringen, da eine Verlebendigung durch dieſelbe ein Ding der Unmöglichkeit iſt. Auch der geduldigſte Leſer legt ſicher ſchon nach den erſten Scenen das umfangreiche Opus beiſeite und greift geſchwind nach dem „Nibelungenliede", um ſeine Lieblingshelden geſund und friſch wiederzufinden.

Das ziemlich unbedeutende Werk eines bedeutenden Dichters iſt:

4. Ein Kampf ums Daſein. Luſtſpiel in drei Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Wien, Rosner. 1874. 8. 3 M.

In dieſem Luſtſpiele iſt zu vieles gemacht und auf Schrauben geſtellt; die Handlung deſſelben iſt theilweiſe unwahrſcheinlich, theilweiſe unmöglich, der ganze Luſtſpielapparat zu complicirt. Das Stück macht den Eindruck, als ob es nur gedichtet worden ſei, um die Heldin deſſelben, Helene, um welche ſich die übrigen Perſonen je nach Erforderniß gruppiren, im beſten Lichte zu zeigen. Und der Charakter der Helene iſt allerdings eine ſehr dankbare Aufgabe für eine Schauſpielvirtuoſin. Daß Sprache und Dialog nichts zu wünſchen übriglaſſen, iſt bei Wilbrandt ſelbſtverſtändlich, der auch einmal eine Niete zwiſchen Treffern zieht, wenn auch dieſe Niete immer noch werthvoller iſt, als eine gute Anzahl der die Bühne der Gegenwart beherrſchenden Luſtſpiele.

Ein dramatiſcher Scherz, der von vornherein von der Möglichkeit einer Bühnenaufführung abſieht, welcher auch der voluminöſe Umfang des Werks entgegenſteht, iſt:

5. Der Waldteufel. Von Max Eyth. Heilbronn, Henninger. 1878. 16. 2 M. 40 Pf.

Man könnte dieſen „Waldteufel" eine Novelle in ſceniſcher Form nennen, eine höchſt ergötzliche humoriſtiſche Federzeichnung, die neben manchem Gelungenen auch viel Verfehltes enthält. Zwiſchen Scenen von ermüdender Breite finden ſich andere ganz vortrefflicher Art, von einer Urſprünglichkeit und Friſche, einer ſo gelungenen Charakterzeichnung, einem ſo funkelnden Eſprit, daß man lebhaft bedauert, das ganze Werk nicht in gleicher Weiſe ausgeführt zu ſehen. Aber aus dem witzfunkelnden Ton des Luſtſpiels ſpringt der Verfaſſer nur zu oft in den trivialen der Burleske über, und leider meiſt unvermittelt. Das verwiſcht die ſchönen Linien des Bildes. Der im Mittelpunkt der Handlung ſtehende Affe weiſt das Werk aus dem Rahmen des feinen Luſtſpiels, überhaupt aus dem Gebiet der Bühne hinaus, auf der man neben Hunden

und Pferden auch genug andere Ungehörigkeiten sieht. Der Autor hat ein unbestreitbar bedeutendes Talent für die Komödie im bessern Sinne, und es ist lebhaft zu beklagen, daß er diesen „Waldteufel" nicht für die Bühne gezähmt hat.

Ihrem Zwecke recht gut entsprechen:

6. Märchenspiele. Für Aufführungen in Schule und Haus bearbeitet von Mertens. Zwei Bändchen. Hannover, Schmorl u. von Seefeld. 1880. 8. 4 M.

Das erste Bändchen enthält Bearbeitungen nach Schauspielen von Tieck und Platen, das zweite Bändchen Bearbeitungen nach Erzählungen von Mörike, Hauff und Grimm.

Diese Märchenspiele sind durchweg mit Liebe zur Sache und Geschick verfaßt und scenisch eingerichtet, sodaß sie der Aufführung in Familienkreisen keinerlei Schwierigkeiten bieten. Der naive Ton des Märchens ist durchweg sorgfältig beibehalten, sodaß das Kind nie aus der Illusion gerissen wird und seine Phantasie gesunde Nahrung erhält, die dem Bau der Idealwelt im Innern Vorschub leistet.

Alle Bestandtheile zu einer Komödie im eigentlichen Sinne des Wortes enthält:

7. Der Zufall. Lustspiel in einem Acte von Johannes Karsten. Grundidee nach Antonio Barrili's Novelle: „Una notte bizzarra". Bremen, Kühtmann u. Comp. 1878. 8. 1 M.

Der Dialog ist frisch, geistvoll und pointereich, die Verse glatt und rein, die Handlung allerdings ein wenig keck für deutsche Anschauungen, doch nie die Grenzlinie der guten Sitte überspringend. Der sicher geführte Rothstift eines bühnenkundigen Regisseurs könnte diesen „Zufall" sehr wohl für die Bühne gewinnen, besonders wenn es ihm gelänge, den Schluß befriedigender zu gestalten. Jedenfalls ist dieser witzige „Zufall" ein würdigerer Lückenbüßer, als eine große Anzahl der geist- und witzlosen Bluetten, die man uns oft genug auftischt.

Unter aller Kritik ist:

8. Wendelin Deichselgrad in Köln. Lustspiel in drei Acten von Sophie Rheinau. Münster, Nasse. 1879. 8. 1 M. 50 Pf.

Wo nichts ist, hat bekanntlich auch der Kaiser das Recht verloren, und wo die bare Talentlosigkeit sich anmaßt, Dramen zu schreiben, da hat die Kritik nichts weiter zu thun, als eine Warnungstafel aufzurichten, und dies geschieht hiermit vor diesem „Wendelin Deichselgrad in Köln", dem würdigen Bruder von „Mürzel's Ritt auf dem Pegasus" derselben Verfasserin.

Eine werthlose Dilettantenarbeit für die Dilettantenbühne ist:

9. Decorirt. Lustspiel in einem Act von Ludwig Bloch. Berlin, Lassar. 1879. 8. 90 Pf.

Wir enthalten uns über dieses poetische Nichts, welches ein Versuch ohne alle Berechtigung ist und jeglichen Interesses entbehrt, jeder weitern Bemerkung.

Die Arbeit eines Dichters von Beruf und Talent spricht zu uns aus:

10. Magda. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Zürich, Verlags-Magazin. 1879. 8. 1 M. 60 Pf.

Edgar Graf von Sina wird von der Baronin Adrienne Clairmont mit Glut und Leidenschaft geliebt. Adrienne ist eine Dame, deren Vergangenheit ein trüber Schleier bedeckt; sie lebt nur um zu lieben und geliebt zu werden. Zwar bricht auch aus ihr zuweilen eine reinere Flamme empor, die aber bald von der Glut der Sinnlichkeit erstickt wird. Edgar ist eine leichtlebige Natur, ohne festen moralischen Kern, ein nur nach Genuß haschender Mensch. Adrienne charakterisirt sich am schärfsten in den zu Doctor Weller gesprochenen Worten:

Ihre Seele ist ein seltsames Gemisch von Leidenschaften, guten und bösen: wie sie Luxus haben muß, Betäubung der Sinne, Raffinement; wie sie verschwenden muß, vergeuden, die Lebensspeise im Hant-goût genießen, so — erbärmlich wie sie ist, könnte sie unter Umständen vielleicht groß empfinden: den Tand hinwerfen, dem elenden Schimmer entsagen und unter Entbehrung vielleicht tugendhaft, gut und unglücklich sein. Manchmal packt es sie: sie möchte gut sein, möchte edel werden — es ist zu spät! Selbst ohne Würde, spielt sie mit der Würde der Männer, die in ihre Nähe kommen und noch solche besitzen. Sie ist kein heiliges Weib — und doch — in ihrer Liebe zu dem Einen könnte sie es sein.

Eine ebenso treffliche Zeichnung seines Charakters liefert Edgar von sich selbst:

Da lebt man: gedankenlos, unwürdig, schlecht! Nicht ein Gefühl in der Brust, das darin zur Gottheit werden könnte, nicht ein Gedanke, der einen Himmel umfaßte. 'S ist eine wilde Jagd nach dem Glück, und was ist's, das sich der wüste Jäger erhetzt: Begierde ohne Genuß, Rausch ohne Ernüchterung, Lust ohne Reiz! Und dabei doch immer die dumpfe Ahnung im Herzen, daß es anders sein könnte, besser. Ja, Ahnung! — aber um Gottes willen kein Bewußtsein, kein Wissen, kein Erkennen! Das wäre ja ein Unglück! Also nur um so sinnloser gepraßt, geschwelgt und vergeudet! Die Welt als Ballsaal aufgefaßt, auf dessen schimmerndem Parquet Wüstlinge mit Dirnen tanzen, das Leben als Orgie, sich selbst als Zecher, für den es nichts Höheres gibt als guten Wein, schöne Weiber und Kameradschaft mit Männern, die nicht weniger gemein sind.

Adrienne hat mit Edgar den Becher des Genusses bis zur Neige geleert, bis er übersättigt sich abwendet und nach einem neuen reinern Gegenstande für seine unlautere Empfindung sucht. Er findet denselben in Magda, als deren Beschützer er aufzutreten Gelegenheit hat. Magda ist eine tiefangelegte Natur, noch unberührt von dem Hauche der Welt, schön, unschuldig, eine Waise. Der Graf verliebt sich in Magda und ihr Herz erschließt sich unter dem sengenden Strahle seiner Neigung zum ersten male der Liebe. Die Baronin Clairmont hat Kunde davon erhalten und will Edgar durch die reine Liebe Magda's retten. Sie gedenkt dadurch ihre eigene Schuld zu sühnen, aber es birgt sich in diesem Entschluß ein dämonisches Etwas, eine Hoffnung auf die Zukunft. Und diese Hoffnung täuscht die Baronin nicht. Edgar heirathet Magda, die ihrerseits von einem neben ihr aufgewachsenen jungen Künstler, Richard Waldau, innig geliebt wird. Der Verlust Magda's wirft die Schatten angeerbten Wahnsinns

über Waldau und läßt ihn in dem Strudel des Genusses Heilung suchen für die Wunden seines Herzens. Adrienne hat sich ihm in die Arme geworfen und ist mit ihm nach Rom gezogen. Dort trifft sie mit Edgar zusammen, der, Magda's überdrüssig, sich nach Adrienne sehnt. Edgar sinkt zum gemeinen Wüstling, zum Spieler herab, der, nachdem sein Vermögen verschwendet ist, sogar falsche Wechsel macht. Er zwingt Magda, als Anlockungsmittel zu dienen, läßt sie gefälschte Karten austheilen, bietet sie selbst einem alten Wüstling als lockenden Preis, zu feig, um sein elendes Dasein selbst zu enden, der Schande zu entgehen. Waldau ist Zeuge der Entwürdigung Magda's und jagt sich in ausbrechendem Wahnsinn eine Kugel durch den Kopf; Edgar will heimlich mit der falschen Spielbeute entfliehen, um sein erbärmliches Leben in Sicherheit zu bringen, als ihm Magda den Weg vertritt und sich vor seinen Augen ersticht, da sie die Last, die ihr Edgar aufgebürdet, nicht länger ertragen kann. Da, von dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit erfaßt, wünscht er als des Mordes Angeklagter seine schwere Schuld zu sühnen, indeß sich Adrienne in Weller's Arme wirft, welcher der fleckenloseste Charakter des Schauspiels ist.

Das ist eben beiderseits keine Sühne. Es ist eine den Athem beklemmende Luft, die dieses Schauspiel durchweht, dessen große Vorzüge wir bereitwillig anerkennen; zu viel Leidenschaft und Sünde, zu wenig erhebende und befreiende Momente. Der vierte Act ist ein Effectstück der crassesten Art, wo das Verbrechen mit der Gemeinheit gepaart auftritt und die Heldin des Dramas entwürdigt wird. Diesen Vorwurf muß der begabte Verfasser als verdienten hinnehmen. Das Drama ist hochpoetisch, es enthält in den ersten drei Acten viel des Guten und Schönen und muß eine große Bühnenwirkung ausüben; aber es ist ein Fehlgriff. Der deutsche Dichter mußte den Versuch von sich weisen, auf dem betretenen Gebiet es den Franzosen gleich thun zu wollen. Er hat es erreicht, hat in der Fülle von Effecten die Franzosen noch überboten, aber das Spiegelbild, das er uns, auf deutschem Boden empfangen, entgegenhält, ist unwahr und erfreut und bessert nicht.

Karl Nissel.

Neuer, neuerer und neuester Humor in Reimen.

1. Baltische Schnurren. Von Rudolf Seuberlich. („Meine Muse", zweiter Theil.) Riga, Kymmel. 1878. 8. 2 M. 25 Pf.
2. Reime und Träume im Dunkelarrest. Von H. Rustige. Stuttgart, Levy u. Müller. 1876. 8. 2 M.
3. „Seid umschlungen Millionen!" Humoristisches Liederbuch von Edwin Bormann. Leipzig, Eckstein. 1879. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Deutsches Jagd-Brevier. Ein Album für Jäger und Naturfreunde von Freiherr Karl Schenck zu Schweinsberg. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1878. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
5. Hortus deliciarum für Freunde deutschen Humors gepflanzt von Ludwig Eichrodt. Sechs Spaziergänge. Lahr, Schauenburg. 1877—79. Gr. 8. 6 M.

Es ist ein eigenthümliches Verhängniß, daß ich — da mir nach längerer Frist wieder einmal die Freude wird, den Lesern d. Bl. etwas über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der humoristischen Literatur erzählen zu können — gleich beim ersten Griff ein Buch zur Hand bekomme, welches, außer allenfalls durch seinen Titel, mit dem, was ich — und mit mir hoffentlich noch recht viele Gesinnungsgenossen — unter Humor verstehe, kaum irgendwelchen Zusammenhang hat! Der Titel des Buchs ist „Baltische Schnurren", der Verfassername Rudolf Seuberlich und der Inhalt sind Anekdoten flachster Art, die am Biertisch — der Rebensaft, selbst in seiner „verklärtesten" Gestalt: als Familienbowle, ist Besseres werth — in schlichter Prosa zum Vortrag gebracht, einen harmlosen Spießbürgerkreis in Entzücken versetzen mögen, deren Bekleidung mit dem poetischen Gewande aber als eine unverantwortliche Verschwendung erscheint, um derentwillen der Autor verdiente, unter lyrisches Curatel gestellt zu werden. Man höre:

Professor Irrig's Ueberschuhe.

Eines Morgens um halb achte
Ging Professor Irrig sachte
In die Aula. — Tiefes Sinnen
Scheint den Guten zu umspinnen;
Einen Regenschirm zwar trägt er,
Doch bis jetzt ihn auf nicht schlägt er,

(man lasse sich die genial durchgeführte Ein-Silbigkeit nicht entgehen!)

Ob es auch gewaltig regnet.
Von Gedanken reich gesegnet,
Fühlt er nur, daß jetzt sein Geist
In den höchsten Sphären kreist.
Ob der Menschheit Wohl und Wehe
Denkt Herr Irrig. — Doch ich sehe,
Dort dem nassen Kehrichthaufen
Kann er nicht vorüberlaufen,
Wenn er nicht zur Seite lenkt.
Und das thut er nicht; — er denkt.
Plumps! Das Unglück ist geschehen,
Irrig kann nicht weitergehen;
Denn sein rechter Fuß, o Schreck!
Sinkt in tiefen, tiefen Dreck,
Eilig zieht er sich zurücke;
Doch nach einem raschen Blicke
Muß er leider jetzt entdecken,
Etwas blieb im Kehricht stecken.
Ach, sein rechter Ueberschuh
Ist verschwunden dort im Nu.
Mit dem Schirm versucht er leise
Nachzugraben rings im Kreise;
Ganz umsonst, der neue Schuh
Fand hier seine ew'ge Ruh. —
Trübe blickt er auf den andern:
Soll er einbeschuht jetzt wandern?

Nein, so mag der Teufel laufen!
Der verdammte Kehrichthaufen,
Der den rechten ihm begraben,
Mag jetzt auch den linken haben.
Und im zornentbrannten Sinn
Wirft er auch den linken hin —

So geht's nun, etwa noch einmal so lang, im gleichen Ton fort, bis man endlich erfährt — daß der Professor den ersten Gummischuh gar nicht verloren und sich also leichtfertig selbst um den zweiten gebracht hat!

Soll das etwa Struwwelpeterpoesie sein, die ich keineswegs vom humoristischen Gebiet ausgeschlossen wissen möchte, so fehlt ihr die Struwwelpeterfrische und vor allem die Struwwelpeterpointe — jene „hohe Schlußmoral", deren Gegensatz zu der hausbackenen Darstellung des Factums selbst so unwiderstehlich zwerchfellerschütternd wirkt. Nach all dem Gesagten könnte man mir eigentlich um dieser ausführlichen Besprechung willen den Vorwurf des „Viel Lärmen um nichts" machen; da aber nimmt Herr Rudolf Seuberlich selbst für mich Partei, der gleichzeitig mit jenen sogenannten „Schnurren" ein Bändchen ernsterer „Lieder und Gedichte" (ebenfalls bei Kymmel in Riga) veröffentlichte, deren eingehendere Beurtheilung zwar nicht in mein Ressort gehört, die aber so unzweifelhaft Erzeugnisse eines echten Dichtergeistes sind, daß es sich um ihretwillen sicher verlohnte, den Autor darauf hinzuweisen, daß „hier die starken Wurzeln seiner Kraft" liegen, daß er hier weiter streben, Besseres, Vollendeteres schaffen möge, statt sein Talent bei der Bebauung eines für ihn sicher unfruchtbaren Feldes abzumartern.

Der Humor ist eben ein Geist „wie andere Geister mehr", und läßt sich weder fesseln noch zur Liebe zwingen!

Einen freundlichen Kuß hat dieser ewig Heitere dem Autor des Büchleins „Reime und Träume im Dunkelarrest", H. Rustige (Nr. 2), auf die Stirn gedrückt. Kriegsliedern pflegen die Herren Verleger in ihren Prospecten es als einen ganz besondern Vorzug nach- oder vielmehr vorzurühmen, daß sie nicht zu Haus hinter dem warmen Ofen oder beim gemüthlichen Lampenschimmer am Schreibtisch, sondern auf dem Schlachtfelde selbst, womöglich mitten im dichtesten Kugelregen geboren seien; nun, einen analogen Vorzug besitzen diese von H. Rustige verfaßten Arrestpoesien sicher ebenfalls. Es spricht sich in ihnen ein so glückliches Gemisch von einem durch die Situation erzeugten Galgenhumor mit übersprudelnder Jugendlust eines neugebackenen Fähnrichs aus, daß man darauf wetten möchte, die in dem Titel genannte Geburtsstätte dieser heitern Dichtungen sei nicht fingirt, und es beruhe auf lauterer Wahrheit, was der „Prolog" über sie berichtet:

Allmählich dämmert's um mich her
Und aus dem großen Sonnenmeer
Fällt spärlich auch ein Tröpflein Helle
In diese dumpfe Marterzelle.

Die Wände rings so öd' und leer,
Sind neu getüncht, wol mir zur Ehr', —
Sie seien, da Papier mir fehlet,
Zu Tagbuchblättern frisch gewählet.

Hervor aus der Verborgenheit,
Mein Bleistift! Komm', halt' dich bereit;
Statt Instructionen und Rapporte
Sollst du jetzt schreiben Dichterworte!

Du hast Verstand und Phantasie,
Und kannst sie brauchen jetzt wie nie;
Du sollst auf dieser Wände Flächen
Al fresco malen — mein Verbrechen.

Du sollst erbarmend spät und früh
Verscheuchen die Melancholie;
Sollst mit mir weinen, mit mir lachen
Und mir die Nacht zum Tage machen.

Sollst, was mir durch die Seele zieht,
Verkünden hier im schlichten Lied,
Sollst offen reden keck und grade,
Doch nicht verzapfen Limonade.

Du weißt, ich lieb' Soldatenkost,
Mein Blut ist junger Feuermost;
Ich schlage drein, wo es am Platze
Und treffe gern Perrük' und Glatze!

Und schießt der Unmuth in das Kraut,
So laß ihn los mit Donnerlaut,
Gib Regen, Sonnenschein und Blitze
Und wenn du Witz hast, gib auch Witze!

Nun, erfüllt des Autors also apostrophirter Bleistift auch noch nicht alle die in ihn gesetzten Hoffnungen, so hegt er doch die letztgedachte Eigenschaft wie gesagt in ganz erwähnenswerthem Maße, und wir sind mit dem „gefangenen Sänger" der Meinung, daß er selbst, auf die Thätigkeit jenes heitern Griffels gestützt,

— — — — — wird nach und nach
Die Dunkelheit verschmerzen;
Sie reißen mir den lichten Tag
Doch nimmer aus dem Herzen!

Sehr beherzigenswerth sind in dem Büchlein — zunächst für die Herren Avantageure — des „alten Profoßen" Betrachtungen über das Wesen des Lieutenants und über die „Stabilität" seiner Stellung im Frieden. Es folgen, bunt durcheinander, Erinnerungen des Verfassers aus seinem jungen Kriegerleben, kurze tragikomische Ausblicke auf die Dächer der Nachbarschaft und deren langgeschwänzte vierfüßige Bewohner, zu denen der Dichter in freundschaftlichster Beziehung steht:

Ja, ich kenn' euch, Tochter, Vater!
Habe schon mit euch gesprochen,
Als dein Weibchen, lieber Kater,
Lag in meinem Stall in Wochen.

Bin Protector euch geblieben,
Schenkt' euch Wurst und meine Gnade;
Jetzt vergeltet ihr mein Lieben,
Bringt zum Dank ... die Serenade!

Natürlich fehlen auch kräftige Seitenhiebe auf den „tyrannischen Vorgesetzten" nicht, dessen Härte der rüstige Rustige diese Kerkerhaft zu verdanken hat, und in welch wilde Phantasien der Zorn ein seiner Freiheit beraubtes Fähnrichsgemüth zu versetzen und zu verhetzen vermag, geht aus den folgenden schaurig-schönen Strophen hervor:

Hier auf der harten Pritsche mein,
Da lernt man hart zu denken,
Da lernt man, sich ins Holz hinein
Auch hölzern zu versenken.

Verdammtes Bett! Die Knochen thun
An allen Ecken wehe;
Ich kann nicht schlafen, kann nicht rnhn,
Wie ich mich wend' und drehe.

Läg' hier mein Lientnant eine Nacht
Auf dieser Tenfelsdiele,
Er wär' am Morgen aufgewacht
Als kolossale Schwiele!

Und endlich:

Was ist ein wackres Kriegerherz
„Blan uniformisiret" —

ohne die Liebe?! Ich muß davon abstehen, all die poesievollen Vergleiche, welche das bekannte Bänkellied als Antwort auf obige schwerwiegende Frage bereit hat, hier wiederzugeben. Es genügt, zu constatiren, daß auch unsers in der Gefangenschaft schmachtenden Helden Brust nicht ehern genug war, dem süß-giftigen Pfeil des geflügelten Gottes Widerstand zu leisten; Amor's Fackel leuchtet sogar bis in seinen Dunkelarrest hinein, und bei ihrem rosigen Licht gräbt er dem Tagebuch „an dieser garst'gen Wand" folgende Zeilen ein, zu denen allerdings Heinrich Heine seinen Segen gegeben hat, die aber immerhin das bekannte Thema sinnig genug variiren, um sie hier wiederzugeben:

Eine junge Rose blüht
Hold im Gartenbeete;
Ihre Lipp' und Wange glüht
Wie die Morgenröthe.

Selbst der lichte Himmel schaut
Zärtlich auf die Blume,
Und der Zephir bringt vertraut
Grüße von der Muhme;

Daß die Muhme Einen weiß,
Der sie gerne küsse,
Und die Rose nicket leis:
Daß sie es schon wisse!

Unter den Humoristen „der jüngsten Schule" hat sich Erwin Bormann namentlich durch seine formgewandten und frischen lyrischen Gaben, die zuerst durch die „Fliegenden Blätter", die „Berliner Montags-Zeitung", den „Schalk" u. s. w. der Oeffentlichkeit dargereicht wurden, in verhältnißmäßig kurzer Frist einen guten Namen erworben. In einem sauber ausgestatteten Büchlein, betitelt „Seid umschlungen, Millionen!" (Nr. 3), liegt nunmehr eine Sammlung jener heitern Poesien vor, von denen einzelne in der That — wenn nicht von Millionen, so doch wol von Tausenden verschlungen werden dürften, die sich in unserer durch die Paprikakost des Wortwitzes und der Zeitsatire arg verwöhnte Epoche noch etwas Geschmack an milderer Humornahrung bewahrt haben.

Eine der charakteristischsten Dichtungen Bormann's ist unbestritten die „De Krone der Schepfung" betitelte „aus dem Dagebuche eines alden Leibzigers"; hat er auch das Original zu seinem „alden Leibziger" unbedingt in Ludwig Eichrodt's unsterblichem „Biedermeier" gefunden, so ist doch schon allein die Saxificirung dieses Spießbürgertypus ein kleines Meisterstück:

So manches Wunder beit das Erdenleben,
Was mächtig eine Dichterseele riehrt;
Allein schon Sophokles hat zugegewen,
Daß dir, o Mensch, der erste Preis gebiehrt.
De Krone awer — setz' ich gleich danewen —
Das is der Mensch, den Leibzig producirt!
Un dieses Kleinod unsrer Muddererde
Besing' ich jetzt von hohem Fliegelferde!

Fers Erste is der Leibz'ger hellisch helle,
Un sei Gemieth is edel, groß un weit.
Denn wenn College Schiller sagt im Telle:
„De braune Liesel kenn' ich am Geleit'" —
Das Leibz'ger Kind erkennst de uff der Stelle
An seiner Hellig- und Gemiethlichkeit.
Dies Erbstick zeigt von Seigling bis zum Greise
Ä jeder Leibz'ger in frabbanter Weise.

Wenn irgend meglich, weeß er „zu genießen
Mit Wehmuth dieses Lewens Unverstand";
Durch Musen läßt sei Dasein er versießen,
Sie sinn (wie Geedhe spricht) ihn „wahlverwandt";
Andächtig ruht er zu der Weisheit Fießen,
Is aufgekleert, human un dolerant;
Engherz'ges Handeln stimmt ihn miß und triewe,
Denn seine Forsche is de Menschenliewe.

Un eine seiner vortheilhaft'sten Seiden —
King Lear bemerkt ganz richtig: „last, not least" —
Das is der Fortschritt, dem zu allen Zeiden
Er Haus un Herz un Dhor un Brust erschließt.
Es is fier ihn ä Urquell reenster Freiden,
Wenn wo was „Neies aus Ruinen sprießt",
Den jungen Keimen wird er Hort und Hieder;
Nischt is ihm mehr als alder Zopp zewider!

Kurzum: ä Menschenschlag grassirt in Leibzig,
Wie ihn kein kiehnster Traum vollkommner treimt.
— De Mähne meines Bägasusses streibt sich,
Stolz weht sei Schweif, un seine Zunge scheimt:
Er ahnt, womit sei Herr de Zeit vertreibt sich,
Er ahnt, was ich gesungen, was gereimt!
Mich selwer awer backt ä wonnig Schauern:
Auch meine Wiege stand in Leibzigs Mauern!

Das ist sächsischer Particularismus in seiner liebenswürdigsten Form — ist der gefährliche, leicht berauschende Trank des Selbstbewußtseins . . . im Vexirglase der Selbstironie credenzt!

Daß der reimfrohe „Kleinpariser" nicht blind in die Vorzüge seines engern Vaterlandes vernarrt ist, sondern weiß, wo Bartel Most holen muß, wenn er anders guten haben will, beweist das folgende sinnige Trinklied, welches statt der „heimischen" meißener Landtraube und statt des „loschwitzer Ausbruchs" den Segen Vater Rheins preisend besingt:

Die Julisonne sendet Glut,
Es duften die Rebenblüten.
Du liebes rheinisches Traubenblut,
Mag dich der Himmel behüten!

Glühe, glühe am deutschen Rhein,
Du heiße Sommersonne!
Der Saft wird Most, der Most wird Wein;
Die Zecher, sie ahnen's mit Wonne.
Viel Schelmenaugen senden Glut
Unter den Rebenblüten.
Du liebes rheinisches Mädchenblut,
Mag dich der Himmel behüten!
Glühet, glühet am deutschen Rhein
Unter den lichten Brauen!
Der Saft wird Most, der Most wird Wein —
Die Mädchen deutsche Frauen! —

Unter den dem Anhang „Festlieder" einverleibten Gelegenheitsgedichten hat mir, trotz des liebenswürdigen Humors der „Entwickelungsgeschichte des deutschen Professors" und trotz der frischen Carnevalstollheit in „Ritter Dietrich's Brautfahrt", am besten das „Kaatsch der Niponfahrer" betitelte Lebewohl an einen scheidenden Freund gefallen, welches, nach einer bekannten Coupletmelodie gesungen, den Abschied des Angedichteten jedenfalls nicht unerheblich versüßt haben dürfte. Es möge hier zu Nutz und Frommen angehender Japanreisender eine Stelle finden:

Wie, nach Japan willst du gehen?
Thue, Kaatsch, uns das nicht an, siehst du wol!
: | : Hör' auf deiner Freunde Flehen, : | :
Kaatsch, du vielgeliebter Mann, siehst du wol!
Denn dort wüthet der Teifun so grimm und so graus,
Und dort ist auch die Erdbeberei noch zu Haus;
Und das ew'ge Feuerspeien,
Und die Bauchaufschlitzereien —
Ach, was kommt dabei heraus? siehst du wol!
Aber Kaatsch läßt sich nicht warnen,
Ahnungsschwere Phantasien, siehst du wol!
: | : Sind es, die sein Herz umgarnen, : | :
Die ihn fort nach Japan ziehn, siehst du wol!
Und er schwimmt auf des Meeres verdächtiger Flut,
Vor ihm legt sich des Teifunes gräßliche Wuth.
Ja, nun wird mir's klar und klarer:
Mit dem Kaatsch, dem Niponfahrer,
Meinen es die Götter gut, siehst du wol!
Wenn ihn tags auf dem Comptore
Yokohama schwitzen läßt, siehst du wol!
: | : Kneipt er abends con amore : | :
Sich in Jeddos Theehaus fest, siehst du wol!
Doch des Nachts, wenn er singend die Straßen durchzieht,
Dringt wol auch zum Palast des Mikado sein Lied.
— Kaatsch, jetzt wird mir für dich bange,
Denn es dauert gar nicht lange,
Bis ihn die Prinzessin sieht, siehst du wol!
Zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Stolze, nie geahnte Lust, siehst du wol!
: | : Bald steht der Palast ihm offen, : | :
Bald sinkt er an ihre Brust, siehst du wol!
Und dann seufzen sie hin, und dann seufzen sie her:
Ach, wenn doch der Papa, der Mikado, nicht wär'!
Nur wenn nachts die Sterne funkeln,
Siehst du ihre Dschonke schunkeln
Liebevoll auf Jeddos Meer, siehst du wol!
Wie sich Kaatschens Augen schlitzen!
Freund, die Liebe wandelt dich, siehst du wol!
: | : Auf den Fersen lernt er sitzen : | :
Gleich dem Japaneserich, siehst du wol!
Und bald geht er ganz auf in japan'scher Cultur,
Und bald tanzt auf dem Scheitel ein Zöpfchen ihm nur:
Asiatisch nur empfindet
Er; vom alten Kaatsch entschwindet
Auch die letzte blasse Spur, siehst du wol!

Aber weh dem Liebesbunde!
Des Verräthers Auge wacht, siehst du wol!
: | : Vom Verhältniß wird die Kunde! | :
Dem Mikado hinterbracht, siehst du wol!
Und in Japan ist schnelle Justiz im Gebrauch;
Wofür wär' der Mikado der Sonnensohn auch!
— Rechne nicht auf Vatermilde,
Gräßliches führt man im Schilde:
Kaatsch, es kostet dich den Bauch! siehst du wol!

Doch die Liebe warnt beizeiten
Vor des Vaters Eigensinn, siehst du wol!
: | : Seht ihr dort den Dampfer gleiten? : | :
Dort fährt Kaatsch mit ihr dahin, siehst du wol!
Nach Europa entführt er die fürstliche Braut,
Und dort werden die beiden zu Gatten getraut.
Deutsch lernt Kaatsch nun wieder sprechen,
Japans Kind lernt's radebrechen —
Und Europa jubelt laut, siehst du wol! —

Geschmackvoll in des Weidmanns Lieblingsfarben (Grün und Gold) gekleidet, präsentirt sich in Miniaturformat des Freiherrn Karl Schenck zu Schweinsberg „Deutsches Jagdbrevier. Ein Album für Jäger und Naturfreunde" (Nr. 4), das der Autor dem Großherzog Ludwig IV. von Hessen und bei Rhein — als „hochherzigem Beschützer des edeln Weidwerks" gewidmet hat.

Man braucht nicht einmal ein Lieblingsjünger des Jagdpropheten Sanct-Hubertus zu sein, um an einzelnen der in diesem Album gesammelten Poesien seine Freude zu haben. Es ist manch frisches, ungekünsteltes Lied darunter, wie es wol der erste Gruß der Sonne durchs Laubgezelt und der würzige Hauch des Morgenwindes auf der Lippe des Jägers wachruft. Vom „Deutschen Waldlied" muthet die erste Strophe:

Im Walde ist gut wohnen,
Im Wald ist Gottes Haus:
Die dichtbelaubten Kronen,
Die strömen Leben aus.
Die Buchen und die Eichen,
Die Fichten ohne Zahl;
Sie decken mit den Zweigen
Das quellenfrische Thal —

uns gar freundlich an, und in dem „Lied im Walde" ist in der That etwas vom Märchenzauber echter Poesie zu spüren.

Manch guter Jägerspruch, in lustige Reime gebracht, findet sich ebenfalls in dem Büchlein, und geht's dabei auch ab und zu etwas holperig her, so muß man bedenken, daß durch den Wald keine Kunststraßen führen, sondern vom weichen, elastischen Rasen es oft unmittelbar auf und über einen knorrigen Knüppeldamm geht!

Im wunderschönen Monat Mai,
Wo alle Knospen sprangen —

und wo es für den vernunftbegabten Zweifüßler die rechte Zeit zur Eröffnung seiner Erholungspromenaden durch Wald und Feld, durch Hain und Flur ist, die sich dann in das glänzende Gewand des jungen Frühlings hüllen — im wunderschönen Monat Mai des Jahres 1877 hatte Ludwig Eichrodt, der liebenswürdige Humorist, der reichbegabte Melodiensänger und glückliche Erzeuger der köstlichen Biedermeier-Figur in den „Fliegenden Blättern", der erholungsbedürftigen Mitwelt seinen „Hortus deliciarum" (Nr. 5) erschlossen. Schon der „Erste Spaziergang" durch diesen Lustgarten voll von köstlichen Poesiegewächsen, von lachenden Unsinnsbeeten und duftenden Zwerchfell-erschütterungshecken erwies zur Genüge, daß man hier einen humoristischen Wunderpark ersten Ranges betreten habe, für dessen originelle Schönheiten nur Unterleibs-leidende von Geburt und Erziehung oder geistige Lein-weber unempfänglich bleiben konnten.

Welch wunderbare Aussicht schon eröffnete Professor Keller auf dem von ihm entworfenen trefflichen Titelbilde. Links droben in der Ecke sitzt der classisch antike Götter-vater mit der ewigen Seidelspenderin Hebe und weist schmunzelnd nieder auf das Pärchen drunten im Mittel-grunde — die himmlische Terpsichore und den irdischen Biedermeier —, wie es Arm in Arm dahinhüpft der Gartenpforte zu, und an dem greisen Biederweisen, an Sokrates vorüber, welcher, als Symbol des höchsten Blöd-sinns — jenes „Amalgam des Urfluidums der Vernunft mit dem Ewig-Bodenlosen!" — auf den Händen geht, dabei aus einer holländischen Thonpfeife hellgrüne Wolken schmauchend.

Drei Jahre und „was drüber" hat es gewährt, bis der Eichrodt'sche „Garten der Ergötzungen" in all seinen (sechs) Theilen von dem mitweltlichen Vergnügling betreten wer-den konnte, aber dies Triennium erscheint eine kurze Frist in Anbetracht der Quantität und Qualität des Gebotenen. Welch bunte witzvolle Pracht umgibt uns, welche Fülle von geistvoller Tollheit winkt uns zu beim Eintritt in diesen heitern Hain und beim Durchwandeln seiner kühlen Schattengänge! Die besten Namen humoristischer Züchter sind in dem überreichen Blumistenverzeichniß vertreten; und daß zwischen den Blättern die Früchte nicht fehlen, leuchtet dem Wanderer fast von jeder Seite eine charak-teristische Illustration von Meisterhand — ich nenne nur Anton von Werner, Ludwig Burger, Camphausen, H. Lü-ders, P. Konewka, A. Oberländer, E. Ille, Gustav Mützel, Grot-Johann, Fischer-Cörlin, Offterdinger, Guthknecht, Klič — entgegen. Der „Hortus deliciarum" (den die Verlagshandlung in ebenso gediegener wie geschmackvoller Weise ausgestattet hat) sollte dem Prospect nach ein Er-gänzungs-Commersbuch im Prachtgewande werden; aber er zeigt jetzt in seiner (vorläufigen) Vollendung', daß er mehr ist als dies: er ist ein deutsches humoristisches Volksbuch geworden, ein Hausschatz für alle, denen in unserer ernsten und schweren Zeit Sinn und Gefühl für die heitere Dicht- und Bildnerkunst noch nicht völlig ab-handen gekommen!

Gern hätte ich aus den glänzendsten und duftigsten Blumen des Eichrodt'schen Lustgartens der guten Laune ein Sträußlein gewunden; aber wo da zuerst erfassen und pflücken?! Die Fülle der frischen Humorblüten ist so reich, daß einem die Auswahl wahrlich schwer fällt! Doch sei es drum: ich greife blindlings zu und biete wenigstens als Abschiedsgruß ein Trifolium schon länger erblühter und jungknospender Blumen.

Göttergespräch.

Von Alfred Meißner.

Sprach jüngst Zeus zum Gott der Diebe:
„Phöbus, dieser junge Mann,
Hat doch Unglück in der Liebe,
Mehr, als man begreifen kann!

„Niemand hat, ich darf es sagen,
In der ganzen Götterschar
Solchen Bogen, solchen Wagen
Und solch goldgelocktes Haar.

„Wenn er durch die Himmelsthüre
Mit dem Sonnenpostzug fährt,
Welcher Gott zeigt mehr Tournüre?
Wer behandelt so das Pferd?

„Dabei singt er, spielt die Leier
Voll Empfindung — hält ein Haus
Am Parnassus — was, zum Geier,
Stellt man an dem Burschen aus?!

„Dennoch von verschmähten Herzen
Singt er, und die Sage geht,
Tragen woll' er seine Schmerzen
Zu den Lämmern des Admet."

Lächelnd Hermes spricht dagegen:
„Göttervater, zürne nicht,
Wenn ich ohne viel Erwägen
Wiederhole, was man spricht.

„Kennst du das von dir erschaffne
Frauenherz und seine List?
Flieht vielleicht die gute Daphne
Just, weil nichts zu fliehen ist?

„Daß der Bart ihm annoch fehlet,
Seltsam ist's und kaum erlaubt;
Oft darob, wie man erzählet,
Schüttelt Aesculap sein Haupt.

„Seine Stimme ist voll Seele —
Ich gesteh's; doch ist's Tenor,
Tönt Sopran aus seiner Kehle?
Unentschieden lauscht das Ohr.

„Alles dies gibt jeden Falles
Manchen Anlaß zu mistrau'n.
Aber noch weit mehr als alles
Dies, bespötteln Eins die Frau'n:

„Täglich tanzt er mit den Musen,
Lose schwebt und fliegt im Wind
Das Gewand um Bein und Busen —
Keine noch bekam ein Kind!"

Trinklied.

Von Friedrich Hornfeck.

Mädchen, vor einem Wort
Hüte dich sehr:
Daß ich nicht trinken soll,
Sage nicht mehr.

Blicke doch rings um dich
In die Natur:
Funkelnden Sonnenstrahl
Trinket die Flur!

Brunnen und Quellen trinkt
Durstig die Au
Und in dem Blumenkelch
Blinket der Thau.

Trinken die Lüfte nicht
Würzigen Duft?
Schau, und der Falter trinkt
Wieder die Luft.

Fliegen die Bienen doch
Durstig ins Feld
Und um die Sonne schwebt
Trunken die Welt.

Ja, selbst die Sonne trinkt
Kühlende Flut,
Wenn sie im Meeresgrund
Rastet und ruht.

Mädchen, drum sag' mir nicht:
Trinke nicht mehr! —
Trinkt doch die ganze Welt
Rings um mich her.

Reiche den Becher mir,
Schenke mir ein;
Bin ja auf Erden sonst
Nüchtern allein!

Don Ranudo oder Die Stunde der Erhabenheit.

Von Ludwig Eichrodt.

Don Ranudo Pimpernello
Wollte einst in Pampeluna
Eine runde Witwe freien —
Donja Schlampa del Kattuna.

Und er schreitet mondbeleuchtet
Zur entzückenden Estrade,
Wo im wundervollen Baumschlag
Sie bewirkt die Promenade.

Welche Haltung, welche Locken!
So was gibt's nicht alle Tage.
Im Costüme des Hidalgo
Naht er ihr mit süßer Frage.

„Euer Antrag, Don Ranudo",
Spricht sie, „macht uns beiden Ehre,
Doch verdächtig gehn Gerüchte
Ueber Eures Beutels Leere!

„Andershin würd' ich mit Euch nur
Durch das edle Leben eilen,
Eure Freuden, Eure Schmerzen,
Eure stolze Wohnung theilen!"

Also tönt die runde Stimme
Wie von zauberischem Cello:
„Gebt mir Wahrheit, Don Ranudo,
Wahrheit, hoher Pimpernello!"

Und Ranudo Pimpernello
Spricht mit spanischem Accente:
„Prüfet selber, ich verachte
Alle schnöden Sparglamente!

„Seht, wie kunstvoll, wie erhaben
Dieser Beutel hier gestickt ist,
Von der Muhme meines Vaters,
Die der Erde nun entrückt ist!

„Leere herrschet zwar, indessen
Nicht der Mammon, Donja Schlampa,
Sondern schöne Kunst erleuchtet
Dieses Daseins öde Rampa!" —

„Alle Achtung", haucht Kattuna,
„Hoch verehr' ich das Gestickte;
Aber, Herr, in Pampeluna
Ist man mehr für das Gespickte!

„Was sie strickte, Eure Ahnfrau,
Hoch verehr' ich's, doch zum Zahlen
Eurer Schulden, meiner Schulden,
Passen spanische Realen." —

„Wenn Ihr so dem Realismo
Huldiget, dem unbestrickten,
So verzicht' ich auf die Ehre;
Aber nehmt den — Ungespickten!

„Nehmt ihn, Donja, zum Gedächtniß",
Ruft Ranudo und verduftet,
„Dieser anmuthreichen Stunde — —
Böses hat er nie gestuftet!" —

„Böses hat er nie gestuftet,
Wenigstens in Pampeluna
Keine Heirath" — stöhnt voll Lyrik
Donja Schlampa del Kattuna.

Und sie bückt sich zu dem Kunstwerk,
Das zu Boden war gefallen,
Leise knirschend stampft die Holde
Mit dem Fuße beim Erkrallen.

Und sie schielet auf das Kunstwerk
Aus verblichner Seid' und Glattsammt
Schiebt's in den brillanten Busen
Und enteilet aufs Versatzamt!

Richard Schmidt-Cabanis.

Aus deutscher Vorzeit.

1. Bausteine. Gesammelte kleine Schriften von Felix Dahn. Erste Reihe. Berlin, Janke. 1879. Gr. 8. 7 M.

Die vorliegende Sammlung behandelt beinahe ausschließlich die Zustände und den Glauben der alten Deutschen vor der Gründung eigener Staaten. Den Anfang macht eine höchst anziehende Monographie des Bernsteins, seiner Geschichte und Gewinnung, die uns mancherlei Ueberraschungen bietet, namentlich in der phantasiereichen Geschichte eines Stücks von jenem urweltlichen Harz, das eine Mücke umschließt. Sehr ergötzlich ist die darauffolgende Besprechung der sogenannten Entdeckungen eines gewissen Wilhelm Obermüller, eines obscuren Gelehrten, der aus

blindem Preußenhaß allen Norddeutschen das deutsche Volksthum abstreitet und sie theils zu Celten, theils zu Slawen oder Finnen, theils endlich zu Zigeunern (!) machen will. Die Czechen sind nach ihm Abkömmlinge ausgewanderter Trojaner, die Sueven Chinesen, die Sachsen die alten Saken! Der Aufsatz „Die Symbolik in der deutschen Mythologie" stellt bekannte Züge des Volksglaubens in anziehender Weise zusammen. Weniger bekannt sind in weitern Kreisen die localen Sagenberichte in „Der Feuergipfel auf dem Kesselberg, ein Beitrag zur Lehre vom Feuer in der deutschen Mythologie". Dieser Artikel zeigt namentlich den Zusammenhang der Schätze, die in den Sagen eine Rolle spielen, mit Feuer und heißen Quellen, die in Bergen verborgen sind; in manchen Sagen haben diese Schätze jedoch auch anderweitige Bedeutungen; namentlich ist an vielen Orten ihr Bezug auf die Gestirne unverkennbar, so z. B. bei dem Nibelungenhort, um welchen sich die Mächte des Tags und der Nacht streiten. „Ueber das Tragische in der germanischen Mythologie" belehrt Dahn seine Leser, daß der Mangel eines rein ethisch aufgefaßten obersten Gottwesens dahin geführt habe, selbst die Götter einem allwaltenden Schicksal zu unterwerfen, wie es sich überwältigend in der „Götterdämmerung" der nordischen Edda kundthut. In „Skepticismus und Götterleugnung im nordisch-germanischen Heidenthum" werden einige interessante Belege dieser Erscheinung nachgewiesen an Recken des Nordens, die nur an ihre eigene Kraft und nicht an die der Götter glaubten. „Wodan und Donar als Ausdruck des deutschen Volksgeistes" zeigen in überraschender Weise, wie in dem ersten der beiden obersten germanischen Götter der Adel, in dem zweiten der Bauernstand personificirt wurde. Obschon beide aus der Natur stammen, hat das Volksbewußtsein sie doch in menschliche Verhältnisse eingepaßt, soweit dies für Götter angeht. Es wird dabei an Beispielen der Sagenwelt gezeigt, wie Wodan nicht nur das Kriegshandwerk, sondern auch den Adel der Bildung als Erfinder des Gesangs, als Spender der Weisheit vertritt.

„Altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart" zeigt, wie das ganze Jahr hindurch in allen christlichen Kirchenfesten und Kirchengebräuchen noch die von den Glaubensboten klug benutzte heidnische Sitte wie ein rother Faden sich hinzieht. Mit den heiligen drei Königen geht die alte Göttin Perchta und das wüthende Heer (die wilde Jagd) Hand in Hand; mit dem christlichen Teufel stehen die heidnischen Hexen in Verbindung. Es wird der Sieg des Sommers über den Winter dramatisch dargestellt; feierliche Umritte an Festtagen erinnern an den reitenden Wodan; Osterfeuer und Ostereier sind altheidnische Bräuche, so die Maibäume, die Kränze und Bäume am Fronleichnamstag u. s. w. Daß Heiligenbilder gleich verehrt und bei Nichterfüllung der Gebote gleich behandelt werden wie heidnische Götzenbilder, ist bekannt, wird aber durch merkwürdige Beispiele noch weiter beleuchtet. Wie sich das Heidenthum jetzt noch fortpflanzt, zeigt unter anderm die neuentstandene „Eisenbahnsage", daß jeder in einen Bahnzug zuletzt Eingestiegene vom Teufel geholt werde, daher immer eine Person weniger aus- als einsteige. Das Zündnadelgewehr hat nach bairischer und österreichischer Sage der Teufel an Bismarck verkauft. Aehnliches erzählt Dahn „Ueber altgermanisches Heidenthum und die christliche Teufelssage". Es wird gezeigt, wie die alten Götter in den Augen der Christen zu Dämonen wurden. Bei den Deutschen speciell haben sich die Charakterzüge der Riesen und Asen im Teufel concentrirt, und zahllos sind die Sagen von Thaten und Ueberbleibseln des letztern, die an solche der Götter und Riesen erinnern.

Von der Mythe zur Geschichte geht nun Dahn über mit dem Aufsatz „Ueber Ursachen, Wesen und Wirkungen der sogenannten Völkerwanderung", die er im weitesten Sinne faßt, in Bezug auf Anfang und Ende über die gewöhnliche Annahme dieser Krisis hinaus. Die letzte Ursache der Wanderung oder vielmehr Ausbreitung deutscher Stämme war die durch Uebergang vom Nomadenthum zu Seßhaftigkeit und Ackerbau herbeigeführte Vermehrung der Bevölkerung Germaniens. Die „Wandernden" hatten kein Ziel und bewegten sich ungemein langsam. Die eigentliche „Völkerwanderung" hat den Grund zu der jetzigen Vertheilung der Völker Europas gelegt. Dem zuletzt genannten Artikel sollte eigentlich der spätere „Ueber die Germanen vor der sogenannten Völkerwanderung" vorangehen, der jenen in vielen Beziehungen ergänzt und namentlich an Aufschlüssen über Rechtsalterthümer, das eigentliche Feld des Verfassers, reich ist. Dasselbe ist zu sagen von dem nächsten Aufsatz „Gesellschaft und Staat in den germanischen Reichen der Völkerwanderung". Selbst für die Jugend sorgt Dahn in den „Geschichten aus der Gothenzeit: Dietrich von Bern und seine Nachfolger". Noch mehrere Aufsätze enthält das schöne und lehrreiche Buch, namentlich Recensionen, deren Besprechung uns aber zu weit führen würde; es enthält für jeden Freund deutschen Wesens wenigstens etwas Befriedigendes.

2. Bilder aus Deutschlands Vorzeit von C. Mehlis. Jena, Costenoble. 1879. Gr. 8. 4 M.

Eine in anziehender, blühender Sprache geschriebene Sammlung novellistisch gehaltener Bilder aus der Geschichte Westdeutschlands, von der Eiszeit bis in das achte christliche Jahrhundert. Das erste dieser Bilder malt eine Rennthierjagd der in ältester Zeit Mitteleuropa bewohnenden einheimischen Stämme, das zweite die Niederlage der im 6. Jahrhundert v. Chr. eingewanderten Celten vor den siegenden Germanen, das dritte die Lebensweise der letztern zur Zeit ihres Fürsten Ariovist, das vierte den Feldzug der Römer in Germanien unter Kaiser Julian dem Apostaten, das fünfte die Wanderung der Burgunder nach Gallien, das sechste eine Scene aus dem Leben der Königin Brunehild, das siebente hat König Dagobert zum Helden und das achte zeigt den letzten Kampf zwischen dem aus-

sterbenden Heidenthum, dem Urchristenthum der Culdeer und dem von Bonifacius vertretenen römischen Primate. Das mit kritischen Anmerkungen versehene Büchlein wird mit Freude und Nutzen gelesen werden.

3. Das Thierreich im Volksmunde. Eine humoristische Naturgeschichte von W. Medikus. Leipzig, Thiel. 1880. Gr. 8. 4 M.

„Allen Freunden geflügelter Worte" ist hier eine Sammlung von Humoresken geboten, von denen jede alles über eine bestimmte Thierart oder Thierklasse im Leben Gesagte und Erzählte zu erschöpfen sucht. Nehmen wir gleich den ersten Abschnitt, „Das Pferd", zum Beispiel, so werden nacheinander vorgenommen: die Namen des Pferdes, dessen Eigenschaften, Nahrung (was sich auf den Hafer, die Krippe u. s. w. bezieht), die bei seinem Gebrauch angewandten Geräthe, wie Zaum, Sattel, Sporn, Steigbügel, das Scheuen der Pferde, das Reiten in allen Gestalten, das Fahren und andere Arbeiten der Pferde, auch nach den Altersstufen, die Pferdezucht, die Farben der Pferde, des Teufels Pferdefuß, die Vergötterung unter dem Bilde des Pegasus. Es folgen in ähnlicher Weise: der Esel, das Rind (das Kalb, die Kuh nebst der Milch und dem daraus Gemachten: Butter und Käse, der Ochse sammt den Hörnern), das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Affe, der Hund, die Katze, die Maus, der Hase, der Fuchs, der Wolf, der Bär, der Löwe. Die Vögel im allgemeinen (mit einer allerliebsten Vignette, deren zwar jeder Abschnitt eine hat, die aber, wenn auch charakteristisch, doch nicht besonders gelungen sind), wobei auch das Fliegen, die Flügel, die Federn u. s. w. ihre Rolle spielen, dann die einzelnen Vogelarten, unter denen besonders die Gans und das Huhn mit dem Ei interessant sind, auch die Eule und die Taube, wie der Storch vielerlei gute Einfälle mit sich bringen. Den Schluß machen die Schlangen und die Fische (Goldfische, Backfische u. s. w.) und ein reichhaltiges alphabetisches Register. Das Buch, wenn auch stellenweise etwas ermüdend, empfiehlt sich durch Belesenheit und Vollständigkeit, volksthümlichen Geist und gesunden Humor.

4. Die Mersener Bockreiter des 18. und 19. Jahrhunderts. Ergänzender Beitrag zur Geschichte des deutschen Gaunerthums. Von F. Ch. B. Avé-Lallemant. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

„Das Deutsche Gaunerthum" von Avé-Lallemant ist eins jener umfassenden Werke, die dem Forscher im betreffenden Fache, wie dem, der Belehrung sucht, unentbehrlich sind. Hier bietet der gelehrte und fleißige Verfasser einen dankenswerthen Anhang über eine der interessantesten Episoden der Culturgeschichte, in welcher sich Aberglauben und Verbrechen die schmutzigen Hände reichen. Der Gegenstand wird namentlich in Verbindung mit der Mythologie abgehandelt und zerfällt daher in zwei Hauptabschnitte: die Bocksgestalt (mythologisch) und der Proceß der Mersener Bockreiter (criminalistisch). Der Bock spielt in vielen Sagenwelten, namentlich aber in der germanischen, eine bedeutende Rolle; im Christenthum ist seine Gestalt auf den Teufel beschränkt worden, der aber noch Körpertheile anderer ehemaliger Opferthiere zu seiner Ausstattung erhielt, z. B. Pferdefuß, Hahnenfeder u. s. w., was aber das Wichtigste ist: zum Verbündeten aller gemacht wurde, die nicht nur nach allgemeinen ethischen Begriffen, sondern namentlich nach den Vorurtheilen des Mittelalters verbrecherisch handelten, wie die Ketzer und die Hexen. Avé-Lallemant findet, auf die Teufelsbündnisse und Hexenproceße habe mehr der zur Zeit der Bulle Innocenz' VIII., welche jene Proceße förmlich autorisirte, und des ihr folgenden Lehrbuchs derselben, des Hexenhammers, blühende Neuplatonismus als der jüdische Rabbinismus eingewirkt. Wir finden das Gegentheil: die platonische Philosophie der von den Mediceern begünstigten italienischen Humanisten war mehr Alt- als Neuplatonismus, hatte einen durchaus heitern, antikisirenden, nicht mystischen und katholisirenden Charakter, und blühte fast nur in Italien, wo gerade die Hexenprocesse sehr wenig Eingang fanden (nur im äußersten Norden, im Mailändischen). Dagegen gründeten sich diese Proceße vorzüglich auf alttestamentliche Stellen, und die rabbinische und die von dieser ausgegangene kabbalistische Richtung legten ein besonderes Gewicht auf das Dasein böser Geister und deren Beschwörung. Interessant ist der Gedanke, daß der Titel des Hexenhammers (Malleus maleficarum) in Verbindung mit einem volksthümlichen Namen des Teufels „Meister Hämmerlin" stehen, welcher von dem Hammer des altdeutschen Gottes Donar (Thor) herrührt, an dessen Stelle der Teufel als Feuergeist vielfach gesetzt wurde. In dem Hexenhammer wird für die Gestalt, unter welcher der Teufel erscheint, um seine Opfer zu verführen, Rutherus genannt, eine barbarische Latinisirung von „Reuter", d. h. Junker, Landsknecht u. dgl. Landsknechte aber waren die allgemeine Plage jener Zeit; im Kriege wie im Frieden sogen sie das Volk aus, plünderten dessen Häuser, verführten Weiber und Mädchen, und wie sie ihrer thierischen Gewohnheiten wegen „Böcke" genannt wurden, so haben sie sicher oft genug die Rolle gespielt, die dann dem Teufel als Verleiter der sogenannten Hexen zugeschrieben wurde. In der That erscheint der Teufel in den Hexenproceßen gewöhnlich als Jäger, Reiter, Soldat, Junker u. s. w. Solche Leute aber hingen offenbar vielfach mit dem damals ebenfalls „blühenden" Gauner- und Räuberwesen zusammen, dem sich so ziemlich alles ergab, was nicht eine höhere oder eine ehrbare Stellung einnahm, und das seiner ganzen Natur gemäß namentlich auch den herrschenden Aberglauben ausbeutete. Vom 17. Jahrhundert an erscheint der Teufel in den Hexenproceßen (wir können augenblicklich nicht nachweisen, ob Avé-Lallemant hier recht hat) nicht mehr als Mann, sondern als Bock, auf dem die Hexen zu ihren Versammlungen und Orgien reiten, oder der den Hexen ihre Buhler bringt. Diese Bockreiterei nun wurde auch den Gaunern zu ihren Zwecken zugeschrieben, und dieser Zug ist es hauptsächlich, durch welchen der den zweiten Hauptabschnitt des Büchleins ausfüllende Mersener Proceß seinen eigenthümlichen Charakter erhielt.

Das Dorf Mersen an der Maas im Limburgischen (damals zu den österreichischen Niederlanden gehörend) stand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in dem Ruf, daß seine Einwohner durchweg eine Gaunerbande bildeten, welche mit dem Teufel im Bunde stehe und mit dessen Hülfe ihre verbrecherischen Thaten vollführe. Man glaubte, die Gauner von Mersen ritten auf teuflischen Böcken durch die Luft, um ihren Raub einzuheimsen, und man nannte jene Räuber deshalb „Bockreiter". War jemand etwas gestohlen, so reiste er ohne weiteres nach Mersen, um es wieder zu bekommen, und der Handel war oft von Erfolg begleitet. Durch einen Schäferjungen, welcher, von seinem Herrn verjagt, unter die Gauner gerathen war und dort allerlei verdächtige Beobachtungen gemacht, die er dann einem Geistlichen offenbarte, wurden die bis dahin lässigen Behörden im Jahre 1781 auf das Treiben der Gauner aufmerksam. Es begann eine Untersuchung, wobei die Geistlichen als Spione und Aufpasser dienten und dem Proceß den Charakter eines Hexenprocesses einzuimpfen suchten. Man inquirirte auf die gewohnte Weise aus den massenhaft Eingezogenen das Bekenntniß der Zauberei heraus. Das Büchlein enthält in dieser Beziehung höchst interessante, oft aber haarsträubende Einzelheiten, deren Mittheilung uns hier zu weit führen würde. Die Sache endete nach gräßlichen Folterungen mit scheußlichen Hinrichtungen im Geschmack jener in der Justiz so barbarischen Zeit. Aber die ganze Maßregel nützte wenig. In der gleichen Gegend trieb seit der Zeit der Französischen Revolution jene zahlreiche Räuberbande ihr Wesen, welche bald die Brabantische, bald die Mersener Bande hieß und zum Anführer den berüchtigten Juden Picard hatte. In Mersen hatte sich dessen ebenbürtiger Stammesgenosse Franz Bosbeck niedergelassen, und dieses Nest wurde von neuem ein Schlupfwinkel frecher Räuber und Gauner und der Schrecken der niederrheinischen Lande. Die Anführer dieser Bande trieben ihr Wesen mehrere Jahre, bis sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts endlich ergriffen und hingerichtet wurden.

5. Deutsche Sagen. Von Heinrich Pröhle. Mit Illustrationen. Zweite neu bearbeitete Auflage. Berlin, Friedberg u. Mode. 1879. Gr. 8. 5 M.

Die erste Auflage dieses geschätzten und reichhaltigen Buchs erschien 1867 und zählte 213 Sagen; die Zahl der letztern ist zwar in der neuen Auflage nur auf 229 vermehrt, und zwar lediglich durch die schon der ersten Auflage in einem Anhange beigegebenen 16 Reformationssagen, also eigentlich gar nicht; dagegen ist der neuen Auflage ein neuer Anhang angefügt, welcher sich über die deutsche Kaisersage verbreitet. Die Bemerkungen am Schluß enthalten viele dankenswerthe Aufschlüsse über die Sagen des Buchs.

6. Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. Von Wilibald von Schulenburg. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 6 M.

Diese an Ort und Stelle aus dem Volksmunde gesammelten Sagen eines von deutscher Bevölkerung eingeschlossenen slawischen Volksstammes, dessen Zunge langsam ausstirbt, haben in ihrem Inhalt durchaus Verwandtes mit den deutschen Volkssagen, stechen aber von ihnen in der Manier der Erzählung wesentlich ab. Während die deutsche Volkssage durchweg klar und durchsichtig ist, hat die wendische, und vielleicht die slawische überhaupt, etwas Dunkles, Orakelhaftes. Die Sammlung beginnt mit Sagen von wendischen Königen; die Wenden sind jedoch nicht besonders stolz auf ihre Könige; sie stellen diese selbst als Räuber dar. Weit mehr Respect zeigen die Wenden vor dem alten Fritz, über den sich mehrere originelle Sagen finden, die zum Theil an sehr alte erinnern, also nur den Namen des großen Preußenkönigs in sich aufgenommen haben. Man wird daher auch an seinem Charakter oft irre, wenn man diese drolligen Erzählungen liest. Der alte Dessauer tritt eigenthümlicherweise als Zauberer auf. Auch Luther und Paul Gerhard haben ihre Sagen. Von dem letztern wird erzählt, daß er in Berlin zum Tode verurtheilt worden! Ebenso soll Friedrich der Große in Rom gefangen gewesen sein! Auch haben die Wenden unter sich selbst curiose Käuze. Der Fischer Krepel aus Leipe fährt mit seinem Kahn, bis er damit an den Himmel stößt; der liebe Gott fragt: „Wer da?" „Krepel aus Leipe." Ein anderes mal kommt Krepel ans Ende der Welt, wo alles mit Bretern zugeschlagen ist u. s. w. Auch bei den Wenden sind die Geschichten von dem als dumm verachteten Jungen, der indeß alles überlistet, im Schwange; aber an die Stelle der reizenden Naivetät des deutschen Märchens tritt nicht selten eine grobe Unflätigkeit (z. B. „Die drei goldenen Haare"). Gespenster spuken bei den Wenden nicht nur um Mitternacht, sondern auch mittags (die Pschesponiza, das Mittagsgespenst). Ein gefürchteter Geist ist auch der Wirbelwind (Wichar), der den Leuten den Kopf verdreht, sie durch die Luft fortnimmt u. s. w. und überhaupt ein unheimliches Wesen treibt. Die Kröte stammt vom Teufel ab und der Krötenkönig trägt eine Krone wie in der deutschen Volkssage der Schlangenkönig, den aber auch die Wenden kennen und von dessen Geschenk sie den Reichthum des Hauses Lynar ableiten und schauerliche Geschichten erzählen. Noch gibt es allerlei seltsame dämonische Wesen, die aber alle etwas Mystisches, Unklares haben. Der Plon z. B. ist eine helle Kugel mit langem Schwanze und fliegt durch die Luft. Er wird auch wie ein Drache beschrieben, verwandelt sich in alles, außer in eine Taube (heiliger Geist) und bringt den Leuten, denen er dient, Geld und Getreide; aber sie müssen sterben. Der Bud ist wie ein Mensch, hat keinen Kopf und das Licht scheint ihm aus der Brust. Oft hat er Mannsfüße, kurze Hosen und blauen Rock und auf dem Rock sitzt die Flamme. Die Bude sind, was die Deutschen Irrlichter nennen. Der Nüx (deutsch Nix) ist meist roth gekleidet und nicht von der melancholischen Gemüthstiefe des deutschen Wassermannes, sondern meist dumm oder boshaft; weniger als von ihm wird von den „Wasserjungfern" (Nixen) erzählt, was in den deutschen Sagen gerade umgekehrt ist. Den „Nachtfuhrmann"

finden wir auch hier im Spreewald, den wilden Jäger (Wodan) als „Nachtjäger" ähnlich wie anderswo, den „Schimmelreiter" (ebenfalls Wodan) als „Reiter ohne Kopf", der auch die Rolle des Reiters der Lenorensage spielt („Liebchen, graut dir nicht? Pferdchen reitet schnell, der Mond scheint so hell"). Weiße und schwarze Männer, verschiedene böse Geister folgen. Die Bužawosez weint, wenn getanzt wird und wo ein getödtetes Kind begraben ist; Opokasowonja sind Vorzeichen, Erscheinungen; die Mürawa ist der Alp (Drude), der Kobud unser Hauskobold (Wichtelmännchen). Die Hexen der Wenden unterscheiden sich nicht von andern. Als Gespenster spuken auch dort Thiere so gut wie Menschen. Der Teufel spielt dieselben Rollen wie anderswo, ebenso die verborgenen Schätze und weiterer verschiedenartiger Aberglaube bezüglich gewisser Zeiten, Oertlichkeiten, Pflanzen, Thiere u. s. w. Eine Anzahl Sagen (Märchen) in der Ursprache mit Uebersetzung und ein alphabetisches Register bilden den Schluß des interessanten und mit großer Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit bearbeiteten wendischen Sagenbuchs.

7. Beiträge zur Geschichte des deutschen Handwerks von Wilibald Koch. Leipzig, Schloemp. 1880. 8. 4 M.

Die in unsern Tagen lebhaft discutirte sociale Frage hat besonders auf das Handwerk allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt und zu dem Streben nach einer Reform oder Wiederherstellung des Innungswesens Anlaß gegeben. Das vorliegende Buch hat durchaus populäre Zwecke und erhebt keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit; doch leistet es mehr als es verspricht, indem es eine ziemlich vollständige Geschichte des deutschen Handwerks liefert, die freilich erst in einem zweiten Bande vollendet werden soll. In anziehender Weise sind die verschiedenen Momente der Handwerksgeschichte zusammengestellt und das bunte Leben der Zünfte mit ihren Gebräuchen (Ceremoniell) und Festen (Schönbartlaufen, Schäfflertanz) bis zu ihrem Verfall im 18. Jahrhundert geschildert. Otto Henne-Am Rhyn.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Mit dem soeben erschienenen zwölften Bändchen hat die im Verlage von F. A. Brockhaus erschienene Ausgabe der „Dramatischen Werke" von Rudolf von Gottschall zunächst ihren Abschluß erreicht. Eine kritische Besprechung der Dramen des Herausgebers in d. Bl. würde selbstverständlich nicht am Platze sein. Um aber über die Tendenzen, welche dem Autor selbst bei Abfassung der einzelnen Dramen vorgeschwebt haben, sowie über die bisherigen Schicksale der vier letzten Dramen einige Auskunft zu geben, theilen wir mit, was der Verfasser selbst in dem einem jeden Drama beigegebenen Nachwort darüber berichtet.

Das Nachwort zu „Amy Robsart", einem Trauerspiel, das inzwischen auch am wiener Burgtheater zur Aufführung gekommen ist, lautet: „Das Trauerspiel «Amy Robsart», welches bereits am Stadttheater zu Leipzig und am Hoftheater zu Weimar die theatralische Feuerprobe mit Glück bestanden hat, lehnt sich in den Grundzügen des dichterischen Plans an den Roman von Walter Scott: «Kenilworth» an, der im wesentlichen ja auch auf geschichtlicher Grundlage ruht. Nur der kühne Anachronismus, durch welchen Walter Scott die in früherer Zeit spielende Ermordung der Amy Robsart mit dem Besuch der Elisabeth in Schloß Kenilworth zusammenbringt, zwingt alle diejenigen Dichter, welche sich des gleichen Anachronismus schuldig machen, auf ihn als auf ihre Quelle zu verweisen. Davon abgesehen, wird eine unbefangene Kritik der vorliegenden Dichtung wol das Zeugniß ausstellen, daß sie vollen Anspruch auf dichterische Selbständigkeit geltend machen kann. Die Heldin ist nicht das schuldlose Opfer, als welches ein Romandichter sie darstellen durfte, ohne gegen die ästhetischen Grundregeln des Romans zu verstoßen. Für das Drama muß der Charakter von Hause aus in eine etwas andere Beleuchtung gerückt werden. Aus ehrgeiziger Liebe zu Leicester gab Amy Robsart ihren Verlobten auf, und der Ehrgeiz von Leicester wird ihr eigenes Verhängniß. Um auf dem Höhenpunkte der Handlung den Bruch mit der Vergangenheit und der Familie scharf hervorzuheben, war vor der entscheidenden Wendung, die in dem Ritt nach Kenilworth liegt, der Besuch des greisen Vaters bei Amy Robsart eingefügt worden. Vor allem mußte aber der Tod der Heldin, welchen Walter Scott in der grausamen Weise, wie ihn die alte Chronik berichtet, darstellt, als eine That freien Entschlusses, auch dem bereuenden Leicester gegenüber, erscheinen, nachdem sich Amy davon überzeugt hat, daß er bereit gewesen, sie zu opfern. Das geschichtliche Pathos liegt diesem Trauerspiel einer geheimen Ehe fern; es ist eine Herzenstragödie auf geschichtlichem Hintergrunde, und ihr spannender Fortgang, den sie der überlieferten Fabel verdankt, schließt eine detaillirtere Schärfe der Charakteristik aus. Gleichwol werden die Charaktere der Amy Robsart und der Elisabeth auch als Rollen sich für begabte Künstlerinnen dankbar erweisen, wie dies auch bei den bisherigen Aufführungen des Stücks der Fall war. Ein früheres deutsches Drama «Kenilworth» war nicht viel mehr als eine Einrichtung des englischen Romans für die Bühne. Dasselbe gilt von dem englischen Drama «Amy Robsart», welches als glänzendes Ausstattungsstück, wobei die Feste von Kenilworth die Hauptrolle spielen, stets neue Reprisen auf den londoner Bühnen erlebt. In dem vorliegenden Drama sind, mit Verschmähung eines hervorstechenden scenischen Glanzes, die Wirkungen nur auf die vereinfachten poetischen Motive der Handlung begründet, denen es allein Erfolg verdanken will."

Am Schlusse von „Arabella Stuart" sagt der Verfasser: „Das Schicksal der liebenswürdigen Arabella Stuart, welche der kleinlichen Furcht ihres Verwandten, des Königs Jakob I., zum Opfer fiel, hat meines Wissens bisher die dramatische Muse noch nicht zu einer Schöpfung angeregt. Mir schien es durchaus tragisch, daß die hohe Geburt und die Thronberechtigung, welche dieselbe gibt, für ein edles weibliches Wesen zum Verhängniß werden. Doch dann durfte das Märtyrerthum des Towers nicht ein willenloses Opfer treffen. Arabella, anfangs fremd jedem Ehrgeiz und jeder politischen Parteiung, muß, wenn sie Heldin eines Dramas werden soll, durch den Eigenwillen des Königs, der sie dazu drängen will, jedes freie Recht des Herzens aufzugeben, dazu fortgetrieben werden, sich an die Spitze der rebellischen Parteien zu stellen und mit dem Schwert in der Hand für ihre Liebe zu kämpfen. Solche That erst kann im Drama ihren Untergang rechtfertigen: das ist die durchgreifende Auffassung, nach welcher die dramatische Gestaltung des Stoffs sich entwickelt hat. Einzelne Motive sind Romanen von James und Walter Scott entlehnt. Wie das Stück, das zur Aufführung am wiener Burg-

theater angenommen ist, sich auf der Bühne bewähren wird, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls ist der Charaktermalerei hier ein größerer Spielraum gestattet als in «Anny Robsart», und die Rolle des Königs Jakob I. dürfte für bedeutende Charakterdarsteller wol als eine originelle Aufgabe nicht ohne Anziehungskraft sein."

Im Nachwort zu dem Drama „Auf rother Erde" heißt es: „Das Schauspiel «Auf rother Erde» ist am leipziger Stadttheater mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Nach dem Eindruck der Vorstellung habe ich mehrere Aenderungen und Milderungen angebracht. Ohne auf den Namen eines geschichtlichen Dramas Anspruch machen zu können, ist das Stück, wie ich glaube, doch von geschichtlichem Geist durchweht; denn es hat zum Mittelpunkt einen der tiefgreifendsten Conflicte der Geschichte des 19. Jahrhunderts, der hier auf vaterländischer Erde spielt, der sich aber in den verschiedensten Ländern und Epochen wiederholt hat: den Conflict zwischen dem Patriotismus und Heimatsgefühl auf der einen, der Begeisterung für neue weltbewegende Ideen, die ein Import des Auslandes sind, auf der andern Seite. Gegenüber den althessischen feudalen Zuständen hatte die Napoleonische Herrschaft einen freiern Zug. Dieser Conflict ist in dem vorliegenden Drama in die Brust des Helden, des Obersten Robert Montane, verlegt; er spiegelt sich aber auch in dem großen Gelehrten Johannes von Müller, der deshalb nicht als eine episodische Figur betrachtet werden darf, wenngleich die Scenen, die sein Charakterbild vorführen, mit der Haupthandlung selbst nur locker verknüpft sind. Diese beruht auf freier Erfindung: nur ein Motiv, die Mishandlung des später als Obersten heimkehrenden Bauersohns, und eine Situation, die Zurückweisung desselben durch den Vater bei dem bäuerlichen westfälischen Fest, sind einem Roman Levin Schücking's: „Der Sohn des Volks", entlehnt. Die westfälische Hofwirthschaft unter Jérôme habe ich mit Discretion behandelt und es vermieden, den König selbst auftreten und in die Handlung eingreifen zu lassen. Das Auftreten der Marie im dritten Act kann unter Umständen von der Regie gestrichen werden. Für den Rückschlag in der Brust des Helden, für die Darstellung der ganzen Zeit war es unerlaßlich, auch ein Bild jenes weltberüchtigten Hoflebens zu geben, durch welches sich deutsches Fürstenthum so wenig berührt fühlen kann wie durch die Darstellung einer orientalischen Satrapen- und Sultanswirthschaft. Der wildleidenschaftliche Charakter des Obersten Robert und der schwunghafte der Valeska werden, wie ich glaube, der Darstellungskunst willkommene Aufgaben sein, sowie auch Johannes von Müller, Oberst Dörnberg, Pigault-le-Brun ihr Gelegenheit bieten zu charakteristischer Gestaltung."

Dem Lustspiel „Der Vermittler" hält der Dichter folgende Nachrede: „Das Lustspiel «Der Vermittler» hat die Runde über viele deutsche Bühnen gemacht; es ist an den Hoftheatern in Dresden, München, Stuttgart, Hannover, Braunschweig, Weimar, Wiesbaden, in Leipzig, Hamburg und an andern Bühnen zur Aufführung gekommen. Der Erfolg war an den einzelnen Theatern verschieden, je nachdem die Darstellung der Titelrolle Interesse erweckte oder die Stimmung des Publikums dem anspruchslosen Werke entgegenkam. In Hannover, Braunschweig und Weimar, wo ich selbst den Aufführungen beiwohnte, war der Erfolg ein durchaus günstiger; dasselbe berichtete mir mein Freund Feodor Wehl aus Stuttgart, wo ein junger talentvoller Schauspieler Löwenfeld die Rolle des Barons Rosen sehr wirksam und eigenartig gestaltet hatte. Das Stück gehört im Grunde der alten Schule des Lustspiels an, welche alle prickelnden Ingredienzien verschmäht und durch Charakterzeichnung und heitere Situationen zu wirken sucht. Durch den Grundgedanken, daß ein wohlwollender Mann, stets auf das Glück der andern bedacht, überall scheitert, wo er dies zu erreichen sucht, aber ohne sein Wollen sein eigenes Glück begründet, wird das Lustspiel in eine fein-ironische Beleuchtung gerückt: es ist die Ironie des Zufalls, der hier einmal Gerechtigkeit übt. Der idyllische Zug, der durch das ganze Werk hindurchgeht, gibt ihm allerdings nicht die Anwartschaft auf den lärmenden Erfolg der heutigentags üblichen Lustspielschwänke mit ihrer Purzelbaumkomik. Außer der Rolle des Barons von Rosen hat diejenige Gretchen's fast überall sich als wirksam erwiesen und den muntern Darstellerinnen lebhaften Beifall eingetragen. So sei das Stück allen Lesern empfohlen, welche den Eindruck der Darstellung, der bei verschiedenen Bühnen stets verschiedenartig und schwankend ist, durch die ruhige Lektüre zu ergänzen oder allenfalls zu corrigiren wünschen."

Die Sammlung enthält außer diesen Stücken das Lustspiel „Pitt und Fox", das Trauerspiel „Mazeppa", das Lustspiel „Die Diplomaten", das Trauerspiel „Der Nabob", die Trauerspiele: Katharina Howard", „König Karl XII.", „Herzog Bernhard von Weimar", und das Lustspiel „Die Welt des Schwindels". Von diesen Werken haben „Pitt und Fox" und „Katharina Howard" den meisten Bühnenerfolg gehabt und sind an fast allen deutschen Bühnen ersten und zweiten Ranges zur Aufführung gekommen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 13. Juli starb im Grand Hôtel zu Paris an einer Lungenentzündung der dramatische Dichter Dr. Arnold Beer. Geboren in Frankfurt a. M. 1835, studirte er Medicin, veröffentlichte auch mehrere wissenschaftliche medicinische Schriften, wandte sich aber später ganz der poetischen Production zu. Seine im Druck erschienenen Dramen: „Simon von Monfort", „Andrea del Castagno", „Phaeton", „Maria von Ungarn", „Hypatia", „Rama", nehmen durchgängig einen hohen, idealen Flug, der es verschmähte, an die realistische Bühne der Gegenwart Concessionen zu machen. Unsere „Blätter für literarische Unterhaltung" haben über die einzelnen Dramen des talentvollen Autors stets eingehend berichtet und wir können hier auf diese Besprechungen verweisen.

Bibliographie.

Bauer, B., Zur Orientirung über die Bismarck'sche Ära. Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 8. 8 M.

Dulk, A., Der Schuster von Heilbronn. Ein Lied im neuen Deutschen Reich. Stuttgart, Loebell. 8. 5 M.

Fuchs-Nordhoff, R. v., Eine anonyme Correspondenz. Lustspiel. Dresden, Pierson. Gr. 8. 1 M.

Gaedertz, K. T., Eine Komödie. Schwank mit Gesang. Musik von G. Lehnhardt. Berlin, Drewitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Hommel, F., Abriss der babylonisch-assyrischen und israelitischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Zerstörung Babel's in Tabellenform. Leipzig, Hinrichs. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Jókai, M., Der Gefangene der sieben Thürme, der Flüchtling. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Der Thurm von Dagö. Der Dämon in Engelsgestalt. Die Poltergeister. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Kaehlig, T., Wanderungen in Mexico. Schilderung von Land und Volk. 2 Bdchn. Würzburg, Woerl. 12. 5 M.

Lindner, A., Das Ewig-Weibliche. Ernste und heitere Beobachtungen über Frauennatur und Frauenleben. Leipzig, Eckstein. 1879. 8. 1 M.

Martens, W., Politische Geschichte des Langobardenreichs unter König Liutprand (712—744). Heidelberg, Koester. Gr. 8. 2 M.

Nagel, R., Der moderne Gespensterglauben genannt Spiritismus. Kurz beleuchtet. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Renan, E., Vorträge. Frei bearbeitet von G. Hessel. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Schultze, E. W., Zwischen Tiber und Spree. Eine Erzählung aus dem Kulturkampf. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 2 M. 80 Pf.

Tecklenburg, Elisabeth v., Schloß Walderode. Eine Erzählung nach dem Leben. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unter den Olivenbäumen.

Süditalische Volksmärchen.

Nacherzählt von

Woldemar Kaden.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 20 Pf.

Unter diesem Titel macht Woldemar Kaden, der bewährte Kenner von Land und Leuten Italiens, den Märchenschatz des italienischen Volks dem deutschen Publikum zugänglich. Ein die Sammlung einleitender Essay orientirt den Leser über die Herkunft der erzählten Märchen sowie über ihr Verhältniß zu unsern deutschen Sagen und Märchenstoffen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reinhold Buchholz'
Reisen in West-Afrika

nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen.

Nebst einem Lebensabriss des Verstorbenen.

Von **Carl Heinersdorff.**

Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Reinhold Buchholz, früher Professor der Zoologie in Greifswald, durch seine wissenschaftlichen Arbeiten der Gelehrtenwelt bekannt, bereiste mehrere Jahre, zum Theil auf Kosten der Humboldt-Stiftung, die Westküste Afrikas und starb kurz nach seiner Rückkehr in die Heimat. Vorliegende Schilderung dieser Reisen nach den von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen bietet die mannichfachste Unterhaltung und Belehrung, für Zoologen aber noch specielles Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Dampfmaschine.

Geschichte ihrer Entwickelung.

Von

Robert H. Thurston.

Bearbeitet und mit Ergänzungen versehen von

W. H. Uhland.

Zwei Theile.

Mit 188 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. in 1 Bande 11 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 43. und 44. Band.)

Das vortreffliche amerikanische Werk des Professor Thurston wird durch die vorliegende Bearbeitung deutschen Ingenieuren und Mechanikern zugänglich gemacht und ist ausserdem allen zu empfehlen, welche sich über die Erfindung und Ausbildung der Dampfmaschine belehren wollen. Als Anhang hat der deutsche Bearbeiter, W. H. Uhland, einen Bericht über die neuesten Constructionen von Dampfmaschinen hinzugefügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Syrisch-römisches Rechtsbuch
aus dem fünften Jahrhundert.

Mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin

aus den orientalischen Quellen herausgegeben, übersetzt und erläutert von

Karl Georg Bruns und **Eduard Sachau.**

4. Geh. 36 M.

Zwei der hervorragendsten berliner Gelehrten, Geh. Rath Dr. Bruns, Professor der Rechte und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und Dr. Sachau, Professor der Orientalischen Literatur, verbanden sich zur Herausgabe dieser syrischen, arabischen und armenischen Texte, denen sie die deutsche Uebersetzung nebst einem literargeschichtlichen und juristischen Commentar hinzufügten. Das Werk ist sowol für die Rechtswissenschaft wie für die vergleichende Sprachkunde von grosser Bedeutung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein verschlossenes Land.

Reisen nach Corea.

Von

Ernst Oppert.

Deutsche Originalausgabe.

Mit 38 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Durch das vorliegende, gleichzeitig in englischer Sprache erschienene Werk werden über die ostasiatische Halbinsel Corea, dieses in strengster Abgeschlossenheit verharrende Land, zum ersten mal eingehende Nachrichten veröffentlicht. Dreimalige Reisen dorthin haben den Verfasser in den Stand gesetzt, eine Darstellung der Geographie und Geschichte, der Productions- und Handelsverhältnisse des Königreichs Corea sowie der Sprache und Sitten seiner Bewohner zu geben, welche unsere geographische Kenntniss vielfach bereichert und zugleich ein eigenthümliches politisches Interesse darbietet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die jüdischen Frauen

in der Geschichte, Literatur und Kunst.

Von

M. Kayserling.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Der bekannte Verfasser bietet hier eine auf gründlicher Quellenforschung beruhende Galerie der Frauen jüdischen Stammes aus alter und neuer Zeit, welche vermöge ihrer Lebensstellung oder ihres Wirkens und Duldens der Geschichte angehören, sowie solcher, die auf dem Gebiete der Literatur und Kunst Bemerkenswerthes geleistet haben. Gebildete Frauen und Mädchen erhalten damit eine sehr werthvolle, gewiß hochwillkommene Gabe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Altphilologische Bibliothek Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 19. August 1880.

Inhalt: Zur biographischen Literatur. — Romane und Erzählungen. Von Friedrich Karl Schubert. — Zur Literaturgeschichte. Von Paul Nerrlich. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur biographischen Literatur.

1. Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck. Eine Geschichte ihres Lebens und ihrer Politik. Von N. Hocker. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin, Grieben. 1879. Gr. 8. 9 M.
2. Kaiser Wilhelm. Fünf Festreden von Joseph Schlüter. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Bismarck's und Moltke's eigene Worte an das deutsche Volk. Ausgewählt von Ernst Leistner. Mit den Porträts in Holzschnitt. Berlin, Bichteler u. Comp. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Pius IX. Ein zeitgeschichtliches Lebensbild von Rudolf Pfleiderer. Heilbronn, Henninger. 1878. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Savonarola. Sein Leben und seine Zeit. Eine historische Studie von C. Sickinger. Würzburg, Wörl. 1877. Gr. 8. 1 M.
6. Schiller als Historiker von Johannes Janssen. Zweite neu bearbeitete Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1879. Gr. 8. 2 M.
7. Zeit- und Lebensbilder von Johannes Janssen. Dritte vielfach umgearbeitete Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1879. Gr. 8. 6 M.
8. Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von Paul Haffner. Erster Band, Heft 5: Gräfin Ida Hahn-Hahn. Eine psychologische Studie von Paul Haffner. Heft 6: Kaiser Friedrich II. Eine Lebens- und Charakterskizze von Matthias Höhler. Frankfurt a. M., Fössner. 1880. Gr. 8. Jedes Heft 40 Pf.
9. Karl Ludwig Schulmeister, der Hauptspion, Parteigänger, Polizeipräfect und geheime Agent Napoleon's I. Von L. Ferdinand Dieffenbach. Eine mit Benutzung zahlreicher, bisher unbekannter amtlicher Actenstücke angestellte historische Untersuchung. Leipzig, Webel. 1879. Gr. 8. 2 M.

Wir haben zwar über den Kaiser Wilhelm und den Fürsten Bismarck bereits mehrere eingehende Schriften, in welchen die zeitgenössische Geschichte mehr oder weniger mit der biographischen Darstellung verwoben ist; aber das Leben dieser beiden Männer ist ein zu reichhaltiges, ihre Wirksamkeit und ihre Leistungen sind zu umfassend und zu monumental, die Zeit, in welcher sie lebten und schöpferisch auftraten, hat der welterschütternden Ereignisse zu viel, als daß nicht, zumal da immer neue Enthüllungen und Beleuchtungen geboten werden, das Leben dieser beiden historischen Persönlichkeiten fast alljährlich eine neue Darstellung finden sollte. Das von N. Hocker herausgegebene Buch (Nr. 1) ist zwar nicht ganz neu, sondern eine zweite Auflage; in dieser aber ist das Werk wesentlich umgearbeitet und erweitert, bis zum Jahre 1879, in welchem Bismarck seine bedeutenden Reden über Steuer- und Zollreform hielt, fortgeführt. Der Verfasser hat das reiche Material, welches theils in der allgemeinen Geschichte, theils in den bisherigen biographischen Darstellungen vorliegt, aufs genaueste studirt, für seine Zwecke trefflich gesichtet und verwendet und gibt uns treue, lebensvolle Geschichtsbilder. Was nur irgend zur schärfern Charakterisirung des Kaisers dient, seien es die eigenen Manifeste, Thronreden und privaten Aeußerungen, seien es die Urtheile bedeutender Männer, wie wir sie in den Briefen des Ritters von Bunsen finden, ist uns hier, und zwar am rechten Orte mitgetheilt. Des Reichskanzlers Jugendgeschichte ist mit Maß und Vorsicht behandelt, aller Nachdruck auf seine Thätigkeit in den Parlamenten, in der Diplomatie und in dem Ministerium gelegt, und Auszüge aus seinen Reden, seiner diplomatischen Correspondenz und aus Privatbriefen werden mitgetheilt, welche uns in den Stand setzen, den Charakter und die Politik desselben klarer zu durchschauen. Hier und dort haben wir eine, wie uns scheint, wichtige Angabe vermißt, so bei der Schilderung des Verhaltens des Prinzen von Preußen während der Märzrevolution in Berlin, wo hervorgehoben werden sollte, wie sehr der Prinz im Interesse der Aufrechthaltung der militärischen Ehre darauf drang, daß die Soldaten erst dann zurückgezogen würden, wenn die Aufrührer die Barrikaden geräumt hätten, und wie er, um

nicht den Schein der Flucht auf sich zu laden, erst dann zur Reise nach London sich entschloß, als ihm ein ausdrücklicher, und zwar schriftlicher Befehl des Königs vorgelegt wurde. Die politische Situation bei der Zusammenkunft des Prinz-Regenten mit Napoleon III. im Juni 1860 ist wol nicht scharf genug gezeichnet. In der Beschreibung des dänischen Kriegs sollte die Notiz nicht fehlen, daß der Plan zum Uebergange auf die Insel Alsen von Moltke, dem Chef des Generalstabes der operirenden Armee, entworfen war, und daß sein weiterer Plan, auch die Insel Fünen zu nehmen, nur an dem Uebelwollen der österreichischen Regierung scheiterte. Eine auffallende Auslassung in den meisten Darstellungen der neuesten Geschichte, namentlich in solchen, welche in preußischen Familien und Schulen Eingang finden sollen, ist die, daß das Regierungssystem Friedrich Wilhelm's IV. nicht mit historischer Objectivität und Wahrheit geschildert, daß namentlich nicht offen und entschieden angegeben wird, welche Fehler in kirchlich-politischer Beziehung bei Abfassung der betreffenden Verfassungsparagraphen im Jahre 1850 und noch mehr bei Ausführung derselben gemacht worden sind, und wie dieses ganze Verfahren den heutigen Culturkampf zur unausweichlichen Folge gehabt hat. Gerade was diesen Punkt betrifft, befolgen mehrere und zwar meist norddeutsche Schriftsteller ein sehr merkwürdiges und zugleich sehr sprechendes Verschweigungssystem.

Die Geschichte der Jahre 1871—79 ist im Vergleich mit der der frühern Jahre etwas zu kurz gekommen. Dies scheint eine Folge davon zu sein, daß der Verfasser in demjenigen Theil seiner Arbeit, welcher eigentlich die Einleitung bildet, zu weit zurückgegriffen hat. Wir haben reichlich hundert Seiten gelesen, bis Napoleon I. glücklich auf Sanct-Helena untergebracht ist, und lesen noch weitere sechzig Seiten, bis endlich der erste Vereinigte Landtag eröffnet wird. Mit diesem beginnt erst die eigentliche Theilnahme der beiden geschilderten Persönlichkeiten an den öffentlichen Geschäften. Endlich vermissen wir noch bei einem Buche, das die Geschichte der Hohenzollern von 1415—1879 behandelt, ein möglichst detaillirtes Inhaltsverzeichniß, durch welches allein das Nachschlagen erleichtert werden kann. Daß trotz dieser Ausstellungen, welche hauptsächlich Aeußerlichkeiten betreffen, das Buch, das sich sehr angenehm liest, viel Anklang gefunden hat, ist durch das Erscheinen einer zweiten Auflage thatsächlich bewiesen.

Die Verherrlichung des Kaisers Wilhelm bildet das Thema der fünf Festreden, welche Joseph Schlüter (Nr. 2) im Laufe des letzten Jahrzehnts gehalten hat. In der ersten bespricht er den Einfluß des Deutsch-Französischen Kriegs auf die deutsche Dichtung und theilt Proben einiger Lieder unserer hervorragenden Dichter mit. Er stellt eine Vergleichung an zwischen der patriotischen Lyrik der Freiheitskriege und der unserer Zeit und findet, daß jene eine mehr individuelle, die dichterische Persönlichkeit wiedergebende Stimmung und Farbe und damit zugleich einen wärmern Gemüthston hat, während die Dichtung unserer Zeit auf einem weit breitern und festern nationalen Grunde ruht. Die zweite Rede gilt der Bedeutung des Sedantags und der Berechtigung der Sedanfeier, die dritte der Feier des vorjährigen Geburtstags des Kaisers, welche dem Autor Veranlassung gibt, die Pflicht- und Berufstreue hervorzuheben und dabei zu constatiren, daß die hohe Auffassung königlicher Pflicht, wie sie das ganze Walten Friedrich's des Großen durchdrang und in ihm in einer Klarheit und Festigkeit zu Tage trat, wie nie vorher in einem andern Lande und durch einen andern Herrscher, unser Kaiser als ein edles Vermächtniß übernommen und zum innersten Eigenthum seiner Seele gemacht hat. In der vierten Festrede spricht der Verfasser von der Goldenen Hochzeitsfeier am 11. Juni 1879, in der fünften von der deutschen Kaiseridee, wie sie sich auf verschiedene Weise, aber durchweg in so begeisterten Accorden im deutschen Liede ausgedrückt hat. Den Schluß des Büchleins bildet eine Schilderung der Kaisertage in der Künstlerstadt Düsseldorf am 5. und 6. September 1877 und die Mittheilung mehrerer Kaiserlieder von Geibel, Jensen, Hoffmann von Fallersleben u. a.

Aus den Reden unserer beiden großen Paladine, Bismarck's und Moltke's, hat Ernst Leistner (Nr. 3) einige besonders denkwürdige Partien herausgehoben und zusammengestellt. Die Broschüre beginnt mit einigen kurzen Aeußerungen über verschiedene Gegenstände und geht dann über zu den Reden über auswärtige Politik, worin besonders die Stellung Preußens und Deutschlands zu Oesterreich und Frankreich besprochen wird, und über innere Politik (Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen, Elsaß-Lothringen, Norddeutscher Bund, Zollverein, Deutsches Reich). Darauf werden die Reden im Culturkampf und Aeußerungen Bismarck's über seine eigene Religiosität, die Reden über die neueste Steuer- und Zollpolitik und die Reden über das Militärwesen im Auszuge angeführt, bei welch letztern begreiflicherweise der große Schweiger in den Vordergrund tritt, während in den politischen, den kirchlich-politischen und den finanziellen Fragen Bismarck ganz oder fast ausschließlich das Wort ergreift. Bei der Auswahl der Reden hat der Herausgeber ein wohlthuendes Maß beobachtet, bei den Auszügen, wie es uns scheint, das Richtige getroffen. Da die parlamentarischen Reden den stenographischen Berichten entnommen sind, dürfen sie auf Zuverlässigkeit Anspruch machen.

Der Hauptgegner der Bismarck'schen Politik, Pius IX., dessen Leben von Rudolf Pfleiderer (Nr. 4) beschrieben wird, war bekanntlich weit mehr ein Mann der Praxis als der Gelehrsamkeit, weit mehr beliebt bei den Frauen als bei den Männern, und begann seine päpstliche Thätigkeit mit liberalen Reformen im Kirchenstaat, um dieselbe als einer der größten Absolutisten, die jemals auf einem Thron saßen, zu beschließen. Der Verfasser schildert die Jugendzeit des Grafen Giovanni Maria Mastai-Ferretti, auf welche seine Mutter den größten Einfluß ausübt, seinen Aufenthalt im Waisenhaus Giovanni in Rom, zu dessen

Subdirector er ernannt wurde, seine Mission nach Chile, sein Wirken als Erzbischof in Spoleto, in welcher Eigenschaft er im Jahre 1831 dem Wüthen der Gregorianischen Reaction gegen die Aufständischen entgegentritt, seine Ernennung zum Cardinal und die Papstwahl von 1846. Der genaue Hergang des Conclave wird uns hier beschrieben, die Geschichte der ersten zwei Regierungsjahre, in welchen die Evviva Pio nono nicht enden wollten, kurz dargestellt, das rücksichtslose und gewaltsame Vorgehen der Demokratie, die Flucht des Papstes und die von dieser datirende Reactionszeit eingehender geschildert. Ueber letztere sagt der Verfasser, daß Pius, dem Einfluß der Jesuiten sich ganz hingebend, die Hauptidee dieses Ordens sich zu eigen gemacht habe, die absolutistische Centralisirungsidee und die päpstliche Unfehlbarkeit, von welchen die erstere auf der letztern hauptsächlich beruhte. Seinen Conciplan theilte Pius schon im Jahre 1864, fast zugleich mit dem Syllabus, den Cardinälen mit. Seit seiner Rückkehr nach Rom faßte er zur Erreichung seines Hauptzwecks zunächst zwei Ziele ins Auge, einerseits die Verbreitung der katholischen Kirche nach außen in protestantischen Ländern und das Uebergewicht derselben über alle andern Confessionen und über jedes weltliche Regiment, andererseits die Abhängigmachung des Episkopats vom päpstlichen Stuhl, die directe, beinahe persönliche Verbindung der Gläubigen mit dem Papst, durch die Beistener des Peterpfennigs, Pilgerfahrten und Deputationen, sowie von seiner Seite durch reichliche Ablässe, Feste und Ansprachen. Großartige Huldigungsacte wurden in Scene gesetzt und ein Papstcultus getrieben, bei welchem zweifelhaft war, wer die Blasphemie höher trieb, die anbetenden Gläubigen, welche den sehr menschlichen Papst dem Gottessohn gleichstellten, oder Pius selbst, welcher in der Ansprache an eine französische Deputation von sich sagte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Der Verfasser der Schrift über Savonarola, C. Sickinger (Nr. 5), bezeichnet es als eine unerhörte Taktlosigkeit, um nicht zu sagen Anmaßung, daß dem Dominicanermönch aus Ferrara bei dem Luther-Denkmal in Worms eine Stelle unter den sogenannten Vorreformatoren: Waldus, Wicliffe und Huß, angewiesen worden ist. Theils findet er, daß Savonarola gar nicht in diese Gesellschaft gehört, theils weiß er letzterer die allerschlimmsten Dinge nachzusagen. Während der deutsche Reformator und die andern Männer, welche auf dem wormser Monument verherrlicht sind, von der Welt als solche gepriesen würden, welche die Fesseln, womit die katholische Kirche die Christenheit zu knebeln verstanden haben solle, sprengten und den Muth hatten, sich von der katholischen Kirche loszureißen und in offene Feindschaft mit ihr zu treten, habe Savonarola in dem Antwortschreiben, welches er auf seine Excommunication hin an Papst Alexander VI. richtete, ausdrücklich erklärt, daß er niemals etwas gegen den katholischen Glauben und gegen das, was die römische Kirche gut heiße, vorgebracht, sich ihrer Zurechtweisung immer unterworfen habe und, so oft es noth thun sollte, sich immer unterwerfen werde. Savonarola sei ein durch und durch katholischer Mönch, ein strenger und sittenreiner Priester, ein gelehrter Theologe, ein glühender Eiferer für die Kirche Gottes, während auf dem Luther-Denkmal sich Männer befänden, welche ihre beschworenen Gelübde und Eide vergessen, ihren katholischen Glauben aufgegeben, ihren Leidenschaften gefröhnt, mit groben Lastern sich befleckt, ihre Kirche bekämpft und ihren Vorgesetzten den Gehorsam aufgekündigt hätten. Daß Luther und Zwingli im Verlauf ihrer reformatorischen Kämpfe den Papst nicht mehr als solchen anerkannt, und vollends, daß sie sich verheirathet haben, erscheint wol dem Verfasser wie ein Abfall von Gott und wie ein Leben in der Finsterniß der Sünde. Daß jene Männer nicht aus eigener Initiative diesen Schritt unternahmen, sondern von der damaligen unverbesserlichen Curie dazu gedrängt, davon sagt der Verfasser nichts. Er hat zwar darin recht, daß Savonarola nicht das Dogma der katholischen Kirche angriff. Wenn aber derselbe in einer Fastenpredigt vom Jahre 1497 diese Kirche eine „feile Dirne" nennt, welche, auf dem Stuhle Salomonis sitzend, alle heranlocke und demjenigen, welcher ihr Geld gebe, die Erlaubniß ertheile, zu thun, was er wolle, denjenigen aber, welcher das Gute wolle, fortjage, und wenn er in seinem Streit mit Papst Alexander diesen nicht mehr als rechtmäßigen Papst anerkannte, weil er durch Simonie und Bestechung zur päpstlichen Würde gelangt sei, und demgemäß in seinen Predigten den Satz aufstellte, daß es erlaubt sei, vom Papst an ein allgemeines Concil zu appelliren und bei letzterm Recht zu suchen (was alles der Verfasser selbst mittheilt), so kommt es uns doch vor, daß dieser Dominicanermönch, dessen Bemühungen vorzugsweise darauf gerichtet waren, die Kirchenzucht herzustellen, die Sitten der Geistlichkeit zu verbessern, Priester und Laien zu vollkommenerer Beobachtung der Gebote des Evangeliums zurückzuführen, die Harmonie des wormser Luther-Monuments durchaus nicht störe. Auch sonst nimmt es der Verfasser mit den geschichtlichen Thatsachen, mitunter auch mit der Logik nicht sonderlich genau. Wenn er behauptet, daß am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts, trotz hier und da herrschender großer Verkommenheit in der Religion, in den Sitten und in der Wissenschaft, gleichwol in den Klöstern und anderwärts ein äußerst reges religiöses und wissenschaftliches Leben geherrscht habe, wofür jene herrlichen Baudenkmale, Kirchen, Waisenhäuser und Hospitäler genügende Beweise seien, so vergißt er, daß die herrlichsten Baudenkmale einer frühern Periode angehören, daß man großartige Kirchen u. s. w. bauen und dabei sehr weltlich leben kann, und daß nach den Mittheilungen von Zeitgenossen das Leben unter den Geistlichen und in den Klöstern ein höchst unchristliches und unmoralisches war, sodaß die Besten unter den damaligen Katholiken eine Reformation an Haupt und Gliedern verlangten. Daß es daneben auch würdige Geistliche, fromme Mönche und Nonnen gab, wer wollte das bestreiten?

In der Schrift „Schiller als Historiker" sucht Johannes Janssen (Nr. 6) nachzuweisen, daß unser großer Dramendichter kein Historiker gewesen sei, daß er die hierfür nothwendigen gründlichen Studien gar nicht gemacht habe und daß seine historische Darstellung des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs voll von subjectiver Färbung sei. Es ist weit weniger auffallend, daß der Verfasser in dieser Weise sich über Schiller ausspricht, als daß er es überhaupt für nöthig findet, in einer Schrift von zehn Bogen ein Thema zu behandeln, worüber längst alle Verständigen einig sind. Sagt ja Schiller selbst, er werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück habe, sich an ihn zu wenden; vielleicht werde er auf Unkosten der historischen Wahrheit mit der philosophischen zusammentreffen; die Geschichte sei überhaupt nur ein Magazin für seine Phantasie und die Gegenstände müßten es sich gefallen lassen, was sie unter seinen Händen würden. Was bedürfen wir eines weitern Zeugnisses? Die Schrift macht überhaupt den Eindruck, daß es dem Verfasser weit weniger darum zu thun gewesen sei, Schiller seines historischen Lorbers, den er noch nie gehabt hat, zu berauben, als darum, die Urtheile unserer bedeutendsten Historiker über Persönlichkeiten und Thatsachen in katholisirendem Sinne zu modificiren und das, was Schiller schwarz gemalt hat, in blendend weißer Farbe erscheinen zu lassen. Er theilt Urtheile zeitgenössischer Edelleute und Gesandten mit, welche den König Philipp II. von Spanien nicht, wie Schiller und neuerdings Motley, als Tyrannen, sondern als eine eminente Friedensnatur bezeichnen; er sieht in der böhmischen Bewegung von 1618, welche den ersten Act des Dreißigjährigen Kriegs bildet, durchaus keine religiösen Motive, sondern nur czechische Umtriebe, nur revolutionäre Auflehnung böhmischer Aristokraten; er findet in dem Charakter des Kaisers Ferdinand II. keine Spur von religiösem Fanatismus, spricht ihn frei von jeder Schuld an dem langjährigen Kriege, nennt ihn einen guten und sehr friedliebenden Fürsten und weiß es nur zu billigen, daß er über achtundzwanzig böhmische Adeliche das Todesurtheil unterschrieb, freilich „mit zitternder Hand und mit Thränen in den Augen". In dieser Weißwaschung eines Philipp und eines Ferdinand, welche zu den größten Heuchlern und zu den hassenswürdigsten Tyrannen, die je auf einem Throne saßen, gehörten, finden wir das eigentliche dieser Schrift zu Grunde liegende Motiv und sind eben deswegen durchaus nicht willens, die Sache noch weiter zu verfolgen.

Den nämlichen Standpunkt vertritt der Verfasser auch in den „Zeit- und Lebensbildern" (Nr. 7), welche dem Centrumsmitglied August Reichensperger dedicirt sind. In dieser Sammlung, welche er Beiträge zur vergleichenden Culturgeschichte nennt, bespricht der Verfasser das Leben und die Briefe des Geographen Karl Ritter, macht Mittheilungen zur Charakteristik Alexander von Humboldt's und zum Lebensgange des russischen Dichters Joukowsky, schildert das Leben der „Culturdame" Karoline Michaelis aus Göttingen und ihrer Freunde, spricht von der Philosophie Schopenhauer's und von dem Kapuzinerpater Franz Borgias Fleischmann aus Niederbaiern, von den politischen und kirchlichen Anschauungen der preußischen Diplomaten Nagler und Rochow, von Dahlmann und dessen Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV., von Bunsen und dessen Verhältniß zu diesem König, von Friedrich Wilhelm's IV. politischen und religiösen Gesichtspunkten und theilt Aeußerungen Gervinus' über Deutschland und dessen Zukunft mit. Der Verfasser zeigt sich wohlbewandert in der zeitgenössischen Geschichte und deutschen Memoirenliteratur, soweit sie ihm zur Charakteristik der obengenannten Persönlichkeiten nöthig war, und veröffentlicht eine Menge brieflicher Aeußerungen derselben als Belege für seine Behauptungen und Urtheile. Mit Vorliebe behandelt er die deutsche Geschichte vom kölner Streit bis zu den Annexionen von 1866. Dem König Friedrich Wilhelm IV., dessen Kirchenpolitik zu der Verworrenheit der neuesten kirchlich-politischen Zustände so viel beigetragen hat, spendet er das höchste Lob für sein Auftreten im Bischofsstreit, für seine Bemühungen um Erneuerung mittelalterlicher Romantik, für sein Festhalten an der „gerechten Sache" des schweizerischen Sonderbundes, für sein Zurückweisen der deutschen Kaiserkrone und seine Anerkennung der traditionellen Superiorität des Hauses Habsburg. Daß der König die Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Maria's ein Götzenfest nannte und im Gegensatz hierzu die gesammte evangelische Kirche zur Ablegung eines gemeinsamen Glaubensbekenntnisses aufrufen wollte, zeigt übrigens dem Verfasser, „wie viel der König von katholischen Dingen verstand".

Die widerwärtigsten Persönlichkeiten sind ihm offenbar der preußische Diplomat und Minister Nagler und Freiherr von Bunsen. Er theilt eine Blumenlese aus Nagler's Briefen mit, in welchen dieser die kölner Angelegenheit eine „Schweinerei", die von „fanatischen Schuften" ausgegangen sei, und den Erzbischof Dunin einen großen, übrigens feigen Hund, einen Lump, einen Schuft nennt, und dem Papst den Wunsch octroyirt, in der Rheinprovinz eine Rebellion aufflackern zu sehen. Anders äußerte sich über diese Verhältnisse der Diplomat von Rochow, wenn er unter anderm schrieb, man finde, daß Preußen im Verlaufe der Dinge sich mehr Blößen gegeben habe, als zu erwarten stand, und daß es sich nachgerade in die mislichste Lage verfahren habe; ein Rückschritt sei unmöglich; da aber Rom ihn ebenso wenig thun könne, so halte man eine Suspension des Streites für das Klügste. Bunsen dagegen, welchen der Verfasser einen der kirchenfeindlichsten und revolutionärsten Wühler unserer Zeit, eine unlautere Persönlichkeit nennt, erklärte im Ministerrathe von 1837, daß von Verhandlungen mit Rom durchaus nichts mehr zu erwarten sei, daß Preußen, wenn es dort etwas erreichen wolle, den Bischöfen gegenüber handeln müsse. Daß Bunsen das Jesuiteninstitut in Sigmaringen als eine ganz Süddeutschland bedrohende und quälende

Räuberhöhle, den Jesuitenorden als die Pest der Menschheit, als die Angriffsbande des Papstthums bezeichnet, wird mit einem ironischen Behagen mitgetheilt. Willkommen sind ihm die Auslassungen des Historikers Gervinus, welcher nach dem Deutsch-Französischen Kriege dem König von Preußen zumuthete, er solle die Annexionen von 1866 aufgeben, die Welfen wieder an das Gestade der Leine zurückführen, Frankfurt wieder zu einer Freistadt, d. h. zu einem Herd süddeutscher Demokratie machen, damit dieser großen und imposanten deutschen Macht ihre ganze Fülle und verlässigste Festigkeit gegeben würde; er solle aus einem absolut gebietenden Militärdictator der Protector eines wahren Bundesstaates werden, ein Zeitalter der Entwaffnung, eine Friedensära einleiten. Was unsere Nachbarn, die Franzosen, dazu sagen, und noch mehr, was sie auf solche Maßregeln hin thun würden, dies zu erwägen und mitzutheilen, hat Gervinus und mit ihm der frankfurter Historiker Janssen vergessen.

Von den Broschüren über den staufischen Kaiser Friedrich II. und über die Gräfin Ida Hahn-Hahn (Nr. 8) hat die erste den Zweck, das Papstthum, die zweite, den Katholicismus zu verherrlichen. Der Verfasser der ersten, M. Höhler, will auf Grundlage der Schriften von Höfler, Böhmer, Hergenröther, Weiß u. a. nachweisen, daß Kaiser Friedrich II. nicht als Vorkämpfer der Freiheit und Wahrheit gegen Aberglauben und Tyrannei zu verherrlichen sei, daß vielmehr die Freiheit, welche man von diesem Kaiser vertheidigt wähne, in Wirklichkeit nichts anderes gewesen sei als ein Cäsarismus, eine kaiserliche Despotengewalt, wie sie nur bei den heidnischen Imperatoren des Abendlandes und bei den mohammedanischen Khalifen des Orients zu finden war. Er gibt uns eine kurze Darstellung der Kämpfe des Kaisers mit den Päpsten Innocenz III., Honorius III., Gregor IX. und Innocenz IV., und legt den Hauptnachdruck darauf, daß Friedrich dem Papst gegenüber in feierlicher Weise eine vierfache Pflicht übernommen und keine erfüllt habe. Er versprach nämlich, niemals die Kronen von Deutschland und von Sicilien auf seinem Haupt oder auf dem Haupt eines seiner Söhne zu vereinigen; die Besitzrechte des Heiligen Stuhls auf den Kirchenstaat und dessen Oberlehnsrechte auf Sicilien zu achten und zu schützen; sich nicht in kirchliche Angelegenheiten zu mischen und namentlich die Wahl zu den geistlichen Aemtern frei zu lassen; einen Kreuzzug zu unternehmen. Wir alle wissen, daß Friedrich weder ein Glaubens- noch ein Tugendheld war, was übrigens auch von nicht wenigen Päpsten zu sagen ist; aber wenn er dies auch gewesen wäre, so war doch der Kampf unvermeidlich; denn Kaiser und Papst, welche beide nach der höchsten Gewalt auf Erden strebten, schlossen sich gegenseitig aus. So wenig ein Papst ein Ghibelline sein konnte, so wenig ein Kaiser ein Gregorianer. Als anerkannter Lehnsherr konnte Innocenz IV. den Kaiser des sicilischen Königreichs verlustig erklären; auf welche Urkunde aber stützte er sich, wenn er ihn auch seiner Kaiserwürde entkleiden wollte? Er beanspruchte freilich für das Papstthum das Recht des Schiedsrichteramts über alle Fürsten der Erde, somit auch das Recht ihrer Einsetzung und Absetzung, und sah die ganze christliche Welt als ein einziges großes Priesterreich an, in welchem der Papst mit unumschränkter Gewalt gebot; aber von wem hatten die Päpste diese theokratische Magna Charta erhalten? Doch nur von sich selbst. Diese Theorie konnte sich nicht lange halten. Zuerst scheiterte das deutsche Kaiserthum daran, ein paar Jahrhunderte nachher das Papstthum selbst. Schon der Kurverein zu Rense (1338) und der darauf berufene Reichstag zu Frankfurt sprachen dem Papst jegliches Recht der Einmischung in die Wahl eines deutschen Königs ab und stellten den Satz auf, daß die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott allein herstamme, daß der von der Mehrheit der Kürfürsten Erwählte ebendamit König und Kaiser sei, auch ohne Anerkennung des päpstlichen Stuhles.

Der Verfasser der zweiten Broschüre, P. Haffner, gibt uns ein Bild von der ruhelosen Thätigkeit der Gräfin Ida Hahn-Hahn, wie sie nach der Scheidung von ihrem Mann anfing zu schreiben und zu reisen, lyrische Gedichte, Reisebeschreibungen und Romane herausgab, in welchen sie heftige Leidenschaften sich austoben und unbefriedigte Herzen sich ausweinen ließ; wie sie dann, übersättigt von der Welt und ihren Genüssen, unter der beichtväterlichen Assistenz des Bischofs Ketteler von Mainz zur katholischen Kirche übertrat und in dem Kloster zum Guten Hirten in Mainz bis zu ihrem Tode lebte (übrigens nicht als, sondern nur wie eine Klosterfrau), an verschiedenen Wohlthätigkeitsvereinen sich betheiligte, aber auch wieder zur Feder griff und als echte Convertitin Propaganda für die alleinseligmachende Kirche machte, indem sie bald Schriften apologetischen Inhalts abfaßte, bald Romane schrieb, die der Verfasser trotz ihrer ihm sehr sympathischen Tendenz doch wegen der gar zu detaillirten Ausschmückung von Liebesabenteuern, in welche geistliche Herren verwickelt werden, durchaus nicht für unbedenklich hält. Ueber die Motive, welche die Gräfin zur Conversion veranlaßten, bemerkt der Verfasser, sie sei katholisch geworden, weil sie mit einem ernsten Sinne für Wahrheit eine unbeugsame Selbständigkeit des Urtheils und einen energischen Willen vereinigte. Das ist ein sonderbares Motiv. Man sollte eher glauben, daß eine so ausgestattete Persönlichkeit die starren Satzungen der katholischen Kirche unerträglich finden und eher von dieser als zu dieser abfallen müßte. Wenn er ihr weiter einen ausgesprochenen Sinn für Innerlichkeit zuschreibt, so sind wir aufs neue in der Lage, fragen zu müssen, warum sie dann zur katholischen Kirche übertrat, die so wenig Innerliches und so viel Aeußerliches hat. Die „subjective Bibelauslegung nebst der auf Concordienformeln gestützten Orthodoxie des Protestantismus" sei ihr sehr anmaßend und gewaltthätig erschienen. Aber ist denn die Bibelauslegung nebst der auf Verfluchungsformeln gestützten Orthodoxie des Katholicismus etwas anderes als eine lediglich subjective, und zwar erst recht?

Sagt dann der Verfasser, jener ernste Sinn für die göttliche Majestät sei die Grundkraft ihrer Seele gewesen, jener Seele, welche, wie Tertullian sage, von Natur aus christlich oder, was dasselbe, katholisch sei, so sollte der Verfasser, bevor er in der alten Kaiserstadt Frankfurt die Identität des Christlichen und des Katholischen proclamirt, bedenken, daß wir noch nicht in Canossa, sondern noch weit über den Alpen drüben sind. Endlich nennt der Verfasser seine übergetretene Gräfin, sofern sie gegen alles, „was sich ihr als sittliche und religiöse Ordnung entgegenstellte, in Wirklichkeit aber nur Satzung menschlicher Willkür war", protestirte, eine echte Protestantin, eine Protestantin im wahren Sinne, und gibt, auf den historischen Ursprung des Namens „Protestant" übergehend, die Erklärung ab, daß die evangelischen Reichsfürsten auf dem Reichstage zu Speier protestirt hätten gegen das Verbot, „ihre Unterthanen zur Reformation durch Gewaltmittel zu zwingen", und sagt, das Wort Protestantismus sei somit historisch gleichbedeutend mit Gewissenszwang. Hier müssen wir dem Verfasser bemerken, daß die Sache sich ganz anders verhält. Auf dem Reichstage zu Speier verlangten die kaiserlichen Commissare, daß der Reichstagsabschied von 1526, wonach in Sachen der Religion und des wormser Edicts jeder Reichsstand so leben, regieren und es halten solle, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue, zurückgenommen werden solle, und die katholische Reichstagsmehrheit, an ihrer Spitze König Ferdinand, setzte den Beschluß durch, daß das wormser Edict da, wo es bisher gehalten worden sei, auch ferner in Kraft bleiben, und daß in denjenigen Ländern, wo man bisher davon abgewichen, keine weitern Neuerungen vorgenommen werden sollten. Gegen diesen der Reformation Stillstand gebietenden Beschluß protestirten fünf Fürsten und vierzehn Reichsstädte im Interesse der Gewissensfreiheit und in Opposition gegen den Gewissenszwang. Es heißt die Thatsachen vollständig verleugnen und die Geschichte völlig verdrehen, wenn man angesichts der schändlichen Gewaltmittel, womit in den bairischen und österreichischen Landschaften die reformatorischen Bestrebungen unterdrückt wurden, behaupten will, jene Fürsten und jene Reichsstädte hätten nur deswegen protestirt, weil man sie habe verhindern wollen, die Reformation durch Gewaltmittel einzuführen. Wir lassen dem Verfasser neidlos seine gräfliche Convertitin, wollen aber uns selbst auch unsere historische Auffassung von Christenthum, Katholicismus und Protestantismus nicht nehmen lassen.

Die Schrift über „Karl Ludwig Schulmeister" von L. Ferdinand Dieffenbach (Nr. 9) hat den Zweck, das Treiben eines feinen, verschmitzten Kopfes, der mehr als einmal in das Räderwerk der Weltgeschichte mit eingriff, zu schildern und zugleich nachzuweisen, wie der große Feldherr Napoleon nicht blos seinem militärischen Genie und der Tüchtigkeit seiner Truppen, sondern auch seinem trefflich organisirten Spionenwesen viel von seinen Erfolgen zu verdanken hatte. Der Verfasser hat, um in das Dunkel dieses Schulmeister'schen Spionenlebens einiges Licht zu bringen, die Mühe sich nicht verdrießen lassen, ein sehr reiches Material an kriegsgeschichtlichen Werken, an Memoiren, Broschüren, Zeitungen u. s. w. durchzuforschen, und hauptsächlich eine Schrift benutzt, die im Jahre 1816 in Leipzig in Baumgärtner's Verlag erschienen ist und den Titel hat: „Bruchstücke aus dem Leben von Charles Louis Schulmeister von Meinau, als angeklagter Hauptspion Napoleon's." Da aber diese Schrift ohne Zweifel von Schulmeister selbst verfaßt, jedenfalls inspirirt ist, so war sie mit Vorsicht zu benutzen, und ließ den Verfasser über viele wichtige Punkte völlig im Unklaren. Infolge dessen erhalten wir auch durch diese Dieffenbach'sche Schrift keinen klaren Einblick in das Treiben des Spions Schulmeister und sind in vielen Dingen auf Conjecturen angewiesen. Dies ist namentlich bei der wichtigsten Periode des Lebens des Spions, bei dem österreichischen Feldzuge vom Jahre 1805, der Fall. Hier tritt Schulmeister als ein bereits ausgelernter, fertiger und meisterhafter Spion auf, und zwar als ein Doppelspion, welcher sich von beiden kriegführenden Theilen, von Napoleon und von den Oesterreichern, bezahlen läßt, hauptsächlich aber für den erstern arbeitet. Es lastet der dringendste Verdacht auf ihm, daß er es war, welcher den unfähigen General Mack dazu veranlaßte, seine Armee so lange in und bei Ulm concentrirt zu halten, bis Napoleon ihn von allen Seiten eingeschlossen hatte und nur Capitulation ihm noch übrigblieb. Mack erhielt nämlich die Nachricht, die Engländer seien bei Boulogne gelandet, im Innern Frankreichs sei eine Empörung ausgebrochen, Napoleon sei bereits auf dem Rückzuge nach dem Rhein begriffen, und war thöricht genug, diese Nachrichten als baare Münze zu nehmen und zu glauben, ihm sei nun die ruhmvolle Aufgabe beschieden, Napoleon auf dessen Rückzuge zu verfolgen. Als er Schulmeister nach Stuttgart schickte, um über die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten sichere Kundschaft einzuholen, kam dieser nicht mehr zurück. Er hatte guten Grund dazu; denn offenbar hatte er auf Napoleon's Veranlassung dem General Mack diese falschen Nachrichten beigebracht. Daß Schulmeister in diesem Feldzuge schon eine solche Virtuosität im Spioniren zeigt und mit dem obersten Leiter der Napoleonischen Geheimpolizei, General Savary, längst vertraut ist, bringt den Verfasser auf den sehr richtigen Gedanken, daß jener sein Handwerk schon seit einigen Jahren, und zwar in engster Verbindung mit Savary, getrieben haben müsse, und die Belege, welche er hierfür anführt, machen das Wahrscheinliche fast zur Gewißheit und weisen auf einen Rheinübergang französischer Truppen im Jahre 1800 hin. Außerdem finden wir Schulmeister in der Stellung eines Polizeipräfecten im Jahre 1805 zu Wien, im Jahre 1807 zu Königsberg, im Jahre 1808 zu Erfurt. Im preußischen Feldzuge überfiel er mit dreizehn berittenen Chasseurs die Stadt Wismar, bemächtigte sich derselben und ließ sich nach französischer Sitte von der Stadt ein ansehnliches „Douceur" geben. Seine letzten Dienste that

er im österreichischen Feldzuge von 1809. Den russischen Feldzug mitzumachen, hatte er keine Lust. Er lebte seither auf seinem luxuriös eingerichteten Landgut Meinau, oder in Straßburg, oder in und bei Paris. Sein Vermögen wurde auf ein paar Millionen Francs geschätzt. Selbst die Kaiserin Josephine und die Königin Hortense besuchten den ehemaligen Spion in seinem elsässischen Tusculanum. Nach Napoleon's Sturz wurde er auf die Beschuldigung hin, daß er an einer Verschwörung zur Wiederherstellung der Napoleonischen Regierung theilgenommen habe, verhaftet und nach der Festung Wesel abgeführt, bald aber wieder freigelassen. In seinem Alter verlor er den größten Theil seines Vermögens. Wie gewonnen, so zerronnen! Interessant ist das Zusammentreffen oder vielmehr der Zusammenstoß, den er im Jahre 1820 mit Joseph Görres in Straßburg gehabt hat.

Romane und Erzählungen.

1. Woahina oder „Gewogen und zu leicht befunden". Eine Südseegeschichte, nach den Aufzeichnungen eines jungen Missionars erzählt von Karl Köhler. Berlin, F. Luckhardt. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Antonio, ein junger Priester, der als Missionar nach Japan reist, erleidet in der Nähe einer Insel Schiffbruch und wird von der schönen Woahina, der Tochter Cataro's, des Angesehensten der Inselbewohner, vom Tode gerettet. Auf dem glücklichen, weltverlassenen Eiland sind die utopischen Träume politischer und religiöser Freiheit verwirklicht; es herrscht Gütergemeinschaft, allgemeines Streben nach Tugend, gegenseitige Liebe und Gerechtigkeit. Die letztere äußert sich gegen einen Spanier, der, ebenfalls als Schiffbrüchiger dahin verschlagen, einen Mord begeht, als scheußliche Lynchjustiz. Zum Dank für die Erhaltung seines zeitlichen Lebens, ist es das erste Geschäft Antonio's, den Seelen seiner Erretter das wahre Evangelium zu verkünden; aber seine Bekehrungsversuche scheitern, er selbst streift nun seine frühern Glaubensvorurtheile ab, wird ein Pantheist wie Cataro — und nimmt Woahina zum Weib.

Der Apostat erhält, als ein Schiff an der Küste der Insel kreuzt, den Auftrag, sich an Bord zu begeben, um zu erfahren, ob das Fahrzeug etwa leck sei und ob die Mannschaft der Hülfe bedürfe. Vergebens beschwört Woahina den geliebten Antonio, bei ihr zu bleiben; er betritt das Schiff, eine Missionsbarke, mit Geistlichen besetzt, von denen einer ihn erkennt. Antonio wird nun, nachdem er seine Abenteuer gebeichtet, festgehalten und bewacht; ein erster Fluchtversuch mislingt; Woahina sucht durch Schwimmen das abfahrende Schiff zu erreichen, Antonio springt ins Meer und stirbt vereint mit ihr. In diese Geschichte sind lange philosophische Abhandlungen, Reflexionen und Gespräche über Religion eingeflochten, welche, da sie nur allbekannte Controversen erörtern und die redenden Personen sich mehr in Gemeinplätzen als in eigenen Gedanken bewegen, an dieser Stelle langweilen. Philosophie und Religion sollten sich in der schönen Literatur nicht den Lehrstuhl und die Kanzel suchen. Sobald sie nicht innig mit der Dichtung verwachsen, sondern wie hier ihr nur angeklebt werden, büßen sie jede Würde ein.

2. Irrfahrt und Heimfahrt. Ein Bild aus der Zeit von Otto Brennekam. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1880. 8. 3 M.

Der Erzähler, streng conservativen Anschauungen huldigend, die auf stramm disciplinirtem Christenthum fußen, zeigt sich um so freier in der Entwickelung der Handlung. Er führt uns in das Schloß des Grafen von Brandau, eines märkischen Landedelmannes von echtem Schrot und Korn, der als Vater für das Wohl seiner Untergebenen sorgt, aber zugleich als Herr auf Zucht und Sitte hält. Dabei unterstützt ihn der junge Pfarrer Johannes, der Jugendspielgenosse seines Sohnes Wolf und seiner Tochter Adelheid. Johannes hat häufig Gelegenheit, zwischen dem genau rechnenden Vater und dem Sohn, der als Offizier der Gardekürassiere in Berlin sehr viel Geld verschwendet, zu vermitteln. Der alte Graf bringt die denkbar größten Opfer, um den Sohn flott zu erhalten — doch die Schulden wachsen immer mehr; schließlich muß der junge Graf den Rock des Königs ausziehen. Er geht nun nach Amerika und erwirbt sich dort mühsam das tägliche Brot.

Dieser Schicksalsschlag schmerzt die gräfliche Familie tief. Johannes erweist sich nun als ein anhänglicher, treuer Freund und Tröster. Wie ehrenwerth steht er da, der arme Sohn niederer Bauern, der seinem Fleiß, seiner Charakterstärke seine Stellung im Leben verdankt, im Vergleich zu Wolf, dem schon die Geburt die Wege zum Glück ebnete und der nun so schmählich scheiterte. Wie aufopferungsvoll erfüllt Johannes die schweren Pflichten seines Amtes, geachtet von hoch und gering! Doch auch er hat ein Leid zu tragen — er liebt Adelheid und muß diese Liebe in tiefster Brust verschließen.

In die Haupthandlung hat der Erzähler verschiedene Lebensbilder und Dorfgeschichten verwebt; er schildert, wie ein hübsches, sittenloses Mädchen von Stufe zu Stufe ins Elend sinkt; wie ein Schwindler, der mit dem letzten Rest seines Vermögens Oekonom wird, nach und nach abwirthschaftet; wie ein junger Schullehrer, der mehr an Liederkränze und Tanzfeste als an seine Berufspflichten denkt, unter den für ihn heilsamen Pantoffel einer ältern Gattin geräth.

Die guten und schlimmen Naturen sind mit sicherer Hand gezeichnet, je nach Verdienst fällt auch ihr Schicksal

aus; doch ist dasselbe mit dem der gräflichen Familie durch kein anderes Band verknüpft, als den überall rathenden und eingreifenden Johannes, der jedoch im Grunde nicht viel erreicht, indem die Dinge meist einen unerwünschten Verlauf nehmen. Dadurch mischt sich in dem edeln Bemühen des Johannes ein unbewußt komischer Zug bei. Dem Zeitbild ermangelt es allzu sehr an Einheit der Handlung. Der Krieg von 1870 gibt der letztern eine plötzliche Wendung. Johannes tritt als Feldpater in die Armee; Graf Wolf kehrt heimlich aus Amerika zurück und macht den Feldzug unter angenommenem Namen mit. Auf dem Schlachtfelde verwundet, fällt er Leichenräubern in die Hände; Pater Johannes rettet ihm das Leben und bringt ihn in ein Spital. Dort erhält Graf Wolf das eiserne Kreuz und wird zum Offizier befördert. Vater und Sohn versöhnen sich — und Adelheid, die ihre Liebe zu Johannes den Aeltern nicht verhehlte, wird dessen Frau.

Eine durchweg achtunggebietende Gesinnung spricht sich in diesem Volksbuch aus. Die religiöse Tendenz tritt manchmal mehr in den Vordergrund als nöthig — doch hält sie sich von Unduldsamkeit frei.

3. Die Heimat im Hochland. Novelle von Elisabeth Klee. Mit Vorwort von Loeber. Breslau, Dülfer. 1880. 8. 4 M.

Consul Gerhard Mussani, der in Amerika den Namen Morgate führte, reist von dort, begleitet von seiner Tochter Marga, nach Meran.

Das Herz dieses Gerhard, der, an einer Lungenkrankheit leidend, nahezu funfzig Jahre alt ist, schlägt seinen schneeweißen Haaren zum Trotz mit feuriger Jünglingsglut. Er will leben, um noch einmal zu lieben. Kennt er doch aus öfterer Erfahrung dieses Höchste der Gefühle! Ehe er Marga's Mutter zum Weibe nahm, hat er eine Edith und eine Lina leidenschaftlich geliebt und als Witwer in Amerika zu Ellen Paste, der Herzensfreundin seines Töchterchens, eine heiße Neigung gefaßt. In Meran treffen nun unvermuthet Gerhard und Marga mit Edith und Irmengard (Lina's Tochter) zusammen; ferner finden sich dort ein: der Architekt Steinhagen, ein Vierziger, Gerhard's Jugendfreund, der Neffe Edith's, Professor Walter Volk, und eine Familie Rittberg, die mit Gerhard Amerika verließ. Später kommt auch Ellen Paste, die mit ihrem wahren Namen Helene Cola heißt, und als solche sich die leidenschaftliche Zuneigung Irmengard's gewann, nach Meran.

Dieser Kreis durchaus edler und äußerst zartsinniger Menschen pflegt nun eine schöne Geselligkeit. Sie sind mehr oder weniger für alles Große und Schöne begeistert; sie bestreben sich, immer vollkommener vor Gott zu werden und sich in christlicher Demuth und Frömmigkeit zu befestigen. Ihre Lippen fließen über in salbungsvollen, süßen Worten — sie sind größtentheils ungewöhnlich gebildet, sehr belesen —, aber leider quillt, was sie sprechen, nicht frisch und natürlich aus ihnen selbst hervor; fast alles ist nur anempfunden, nacherlebt, durch Lektüre vermittelt. Mit Ausnahme von Marga, die in ihrer kindlichen Unbefangenheit mit ihren eigenen Lungen athmet, besitzen sie kein wirkliches Fleisch und Blut, sie fristen nur ein literarisches Scheinleben. Ihre Leidenschaften entfalten sich nicht offen, sondern treten nur zaghaft, verhüllt in das Mäntelchen poetischer oder religiöser Sentimentalität, an das Tageslicht hervor. Dies hindert jedoch die Guten nicht, sich recht inbrünstig auch nach irdischer Liebe zu sehnen, wobei sie jedoch nicht unterlassen, Gott um seinen Beistand anzuflehen. In dieser Umgebung lernt Marga den Ernst des Lebens verstehen; ihr Sinn wendet sich von irdischem Tand ab dem ewigen Gnadenquell zu, und sie wird nun willig die Gattin Steinhagen's, der ihr Vater sein könnte. Der Professor Walter Volk gewinnt durch Vermittelung seiner das Ehestiften nicht verschmähenden Tante Edith die Hand der larmoyanten Irmengard, und Helene Cola entschließt sich, Gerhard's Frau zu werden.

Vorher bittet dieser bei Edith um die Erlaubniß, um Helene werben zu dürfen, und dieser christliche Blaustrumpf, ein höchst unsympathisches Frauenzimmer, antwortet: „Gerhard, mein lieber, theuerer Bruder, nicht wahr, wir wissen, daß alle Dinge möglich sind dem, der da glaubt! Legen Sie Bitten und Hoffen auch hier ganz an das Vaterherz unsers Gottes; thun Sie, wozu es Sie treibt, fragen Sie Helene!“

Frömmigkeit verdient gewiß die höchste Achtung, aber sie hat auch ihre Zeit und ihren Ort. Christus jagte die schachernden Juden aus dem Tempel, aber er hielt meines Wissens auf der Hochzeit zu Cana keine Moralpredigt, sondern sorgte durch ein fröhlich Wunder dafür, daß der Wein nicht fehle. Fast noch mehr als die frömmelnde manierirte Sprache erschwert die Formlosigkeit der Composition die Lektüre dieser Novelle. Man kommt zu lange aus den Einleitungen, aus den Rückblicken auf die Vergangenheit nicht heraus — und hat man es endlich dahin gebracht, in dem psychologischen Vorleben all dieser empfindsamen Gemüther etwas au fait zu sein, und schickt man sich an, der nun hoffentlich beginnenden Entwickelung einer Handlung geduldig zu folgen, so wird man aufs neue ermüdet und aufgehalten durch die Geschichte von Burgen, Sagen, Citaten aus Dichtern, Bibelsprüchen und die eingeschachtelten poetischen Ergüsse der unvermeidlichen Edith.

Die Kritik würde sich einer Unterlassungssünde schuldig machen, wollte sie die gute Absicht und die an sich ganz edle Gesinnung der Verfasserin nicht ausdrücklich anerkennen. Allein die gewaltsame Durchtränkung einer Dichtung mit der stets begrenzten Lehre und dem Sittengesetz einer bestimmten Religion erzielt nicht den erwünschten Effect, den Leser zu erbauen, sondern den gerade entgegengesetzten, und sie zerstört die ewige freie Wahrheit der Poesie, anstatt sie zu kräftigen.

4. Der Katzenjunker. Von Luise von François. Berlin, Gebr. Paetel. 1879. 8. 4 M.

Die Idiosynkrasie, welche einem Junker von Klösterley

den Beinamen der Katzenjunker verschafft, wird folgendermaßen beschrieben:

Beim ersten Anblick that er einen gellen Schrei und dann verfiel er in Convulsionen. Hände und Zähne krampften zusammen, an seinem rechten Ohr entbrannte blutroth ein Mal, das zuvor nicht sichtbar gewesen war, die Lippen färbten sich blau, die gelben Löckchen, wenn sie nicht ganz fest im Haarbeutel zusammen gebunden waren, sträubten sich in die Höhe, eiskalter Schweiß tropfte von seiner Stirn und schließlich stürzte er, wo er eben ging oder stand, ohnmächtig zu Boden.

Dem Leser, den etwa die Neugier plagen sollte, die Ursache dieses angeborenen Widerwillens erfahren zu wollen, wird nun die Lebensgeschichte des Vaters des Junkers sehr weitschweifig erzählt. Derselbe, ein fürstlicher Förster, hat in schon vorgerückten Jahren ein sehr junges Mädchen geheirathet und lebt in einem alten Schlößchen glücklich auf einsamer Heide, bis ein Prinz der Jagd halber zu Besuch kommt und sich sehr auffällig um die Neigung der hübschen Försterin bemüht. In wilder Eifersucht schleicht der Förster dem Prinzen in den Wald nach; schon legt er das Gewehr auf den vermeintlichen Räuber seiner Ehre an — da springt ihm eine Wildkatze auf die Schulter, ihre Tatzen krallen sich in seinen Hals. Der Prinz tödtet nun mit einem Meisterschuß die Wildkatze, und der Förster, nur am Ohr leicht verwundet, kehrt nach Hause zurück; seine Zweifel an der Treue der Gattin schwinden — er schließt sie zärtlicher als je in seine Arme. Der Prinz reist ab, die Försterin trauert darüber; aufs neue erwacht Mistrauen im Herzen des Försters.

Die Geburt eines Sohnes bringt neue Bedenken. Ist er sein oder des Prinzen Kind? Der Förster glaubt das letztere und geht auf Reisen. Als er zurückkommt, gelingt es seiner Frau, ihm seinen ungerechten Irrthum auszureden. Bereuend sinkt er vor ihr nieder — da ertönt ein gellender Schrei, der Schrei eines Kindes. Der kleine Sohn der versöhnten Eheleute windet sich in Krämpfen; ein blutrothes Mal zeichnet sich an seinem rechten Ohr ab, der Narbe gleich, die dem Förster von den Krallen der Wildkatze geblieben. Die Wärterin berichtet, der Anblick einer Katze habe so furchtbar auf den Knaben gewirkt. Jetzt glaubt der Förster, daß er wirklich der Vater des Katzenjunkers ist.

Die Verfasserin theilt mit, daß ihre Großmutter sie mit Problemen gleich dem des Katzenjunkers unterhielt, und daß jene Zeit, in welcher die Enkel noch Muße und Laune hatten, die Erlebnisse der Altvordern nachzuerleben, für einen Erzähler ihres bescheidenen Kalibers die beste sei.

Ich meine, die Großmutter hat mit der Mittheilung dieser Geschichte der Enkelin keinen sonderlich dankenswerthen Dienst geleistet.

5. Von Gott gezeichnet. Roman von Marc. Boyen. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Gutsbesitzer Willmers nimmt Elsa, die verwaiste Tochter eines Jugendfreundes, in seine Familie auf. Dieses Mädchen, mit allen Vorzügen der Seele ausgestattet, ist leider körperlich „von Gott gezeichnet", da ein feuerrothes großes Mal auf einer Wange das sonst wohlgeformte Antlitz entstellt. Doch gewöhnt man sich bald an ihre abschreckende Häßlichkeit. Frau Willmers, eine Kranke in der Einbildung, gewinnt unter Elsa's liebendem Beistand die Gesundheit wieder; die Tochter des Hauses, Marie, ein gutmüthiges, hübsches Mädchen, blickt in bewundernder Ehrfurcht zu Elsa hinauf und der neunjährige Haus Willmers hängt an ihr wie an einer Schwester.

Marie ist dem Vetter Kurt, einem muntern Lieutenant, der mit seinem ernsten Kameraden, dem Hauptmann Bergfeld, zu Besuch aufs Gut kommt, zur Gattin bestimmt. Kurt, obwol ihm Marie gut gefällt, fühlt sich auch zu Elsa, trotz ihrer Häßlichkeit, rasch hingezogen; er widmet ihr ritterliche Galanterie, während Bergfeld sie mit verletzender Kälte behandelt. Marie's Eifersucht erwacht; sie macht Elsa die heftigsten Vorwürfe:

„Meinst du mich wieder mit deinen glatten Worten zu bethören"? — rief Marie in maßlosem Zorne. „O, ich kenne dich, ich kenne deine Falschheit seit vielen Tagen; sei überzeugt, auch die andern sollen dich erkennen lernen. Willst du mir ins Gesicht hinein bestreiten, was meine Augen soeben gesehen haben, wie du die zärtlichsten Händedrücke mit Kurt wechseltest, wie du ihm zuwinktest, als er dich verließ, nachdem er viele Küsse auf deine Hände gedrückt hatte. Ich habe alles, alles gesehen. O, du hast ihn verführt, hast sein Herz mit tausend Künsten mir abwendig gemacht, meine Liebe zu dir verrathen, dies Haus, das sich dir erschlossen hat, beschimpft; doch das Maß ist voll, übervoll. Jetzt, zu dieser Stunde, soll mein Vater erfahren, wie seines theuern Freundes Tochter beschaffen ist."

Elsa fällt ohnmächtig nieder; Kurt eilt hinzu, erfährt das Vorgefallene; er gesteht jetzt Elsa seine Liebe, er ist bereit, sie vom Platze weg zu heirathen. Sie aber erinnert ihn an seine Pflichten gegen Marie — Kurt sieht seine Uebereilung ein; er geht von Elsa weg zu Marie, und diese, froh ihn zu besitzen, verzeiht seinen momentanen Abfall.

Die allzu überstürzte Werbung Kurt's um Elsa's Hand und seine mehr als naive Rückkehr zu Marie schwächt das Interesse des Lesers an der Handlung. Nach und nach überzeugt sich der Hauptmann von dem hohen Werthe des Charakters der häßlichen Elsa, die sich von einem Arzt die Adern öffnen läßt, um ihr Blut einem kleinen Kind, das nur so vom Tode gerettet werden kann, einspritzen zu lassen. Abgesehen davon, daß die Aerzte in neuerer Zeit zu solchen Transfusionen Schafblut verwenden, erscheint mir dieser Beweis der Hochherzigkeit Elsa's zu weit hergeholt. Nach einigen, den Schluß unnöthig verzögernden Episoden wird Elsa die Gattin Bergfeld's.

Der Sieg innerer Vorzüge über äußere, so wünschenswerth an sich, bleibt stets ein schwieriges Thema für die Dichtung; die Leser beiderlei Geschlechts erwärmen sich ungemein schwer für Helden, die abschreckend häßlich sind. In der Wirklichkeit gewöhnt man sich an den Anblick des Häßlichen, in der Kunst niemals.

6. Erzählungen aus der helvetischen Revolution von Jakob Kübler. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. 1879. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Der Erzähler gibt kein Gesammtbild der Revolution, sondern nur einzelne, allerdings charakteristische Scenen, die sich meist in patriarchalischen Pfarrerfamilien oder kleinbürgerlichen Kreisen abspielen und durch jene unwiderstehliche Komik ergötzen, welche in dem Misverhältniß des Könnens der Revolutionäre zu ihrem unklaren Wollen liegt. Der Verfasser verhält sich dabei objectiv, den Commentar seinen Lesern überlassend.

Wie köstlich ist z. B. der Pfarrer, der zwei zu seiner Bewachung commandirte Freiheitsmänner täglich mit Wein bewirthet, während die Weiber dieser Biedermänner den Groll der Pfarrerin mit freiwilligen Liebesgaben für Haus und Küche beschwichtigen. Welch prächtige Figur ist die energische Gattin des allzu sanften Seelenhirten, wenn sie ein Schock halbwüchsiger Jünglinge, die bewaffnet ins Pfarrhaus dringen, eigenhändig zur Thür hinausbefördert. Wie urgesund wirkt die Ohrfeige, womit der Pfarrherr seinen gegen ihn auftretenden, demokratisch gesinnten Sohn an das natürliche Verhältniß zwischen Vater und Kind erinnert.

An vielen Stellen wird der Autor auch den berühmten Tugenden der Schweizer, ihrer Treue und Tapferkeit, gerecht, indem er manchen Zug bewundernswerther Charaktergröße — wobei besonders die Schweizerinnen gut wegkommen — der Vergessenheit entreißt. Dem Anschein nach hat er viel aus mündlichen Ueberlieferungen geschöpft, und die Pietät für diese führt ihn manchmal etwas zu sehr ins Detail; die Lächerlichkeit des die große Revolution nur nachäffenden Spießbürgerthums wird dabei freilich deutlich; allein der Ernst des historischen Hintergrundes der Erzählungen kommt zu wenig zur Geltung. Verlief auch die helvetische Revolution eigentlich resultatlos, indem beim Friedensschluß von 1815 nicht die Freiheit, sondern der beschränkte Cantönligeist siegte, so bleibt doch die Epoche von 1797—1815 eine der unglücklichsten, schrecklichsten und opferreichsten in der Geschichte der Schweiz; man kann sie freilich — wie die Geschichte der ganzen Menschheit — als Tragikomödie auffassen; aber das tragische Element überwiegt dort wie hier das komische hundertfach.

7. Der Traum. Aus dem Leben des Dichterlords von Karl Bleibtreu. Berlin, Schleiermacher. 1880. 16. 5 M.

Der Verfasser dieses Buchs sagt in der Vorrede, daß er das Recht zur Darstellung seines Heros nur aus der Tiefe seiner Verehrung für ihn abzuleiten wagt. Er hätte ein weniger bescheidenes Motiv geltend machen dürfen; denn er besitzt neben der Gabe innigster Anempfindung die viel seltenere, sich so voll und ganz in seinen Helden zu versenken und sich so in ihn hineinzuleben, daß er gewissermaßen aus dessen innerstem Kern heraus seine Entwickelung als Mensch und Dichter deutlich veranschaulichen kann. Schade, daß diese in vieler Hinsicht bedeutende Arbeit ein Fragment blieb. Nur die Jugendjahre sind ausführlich und zusammenhängend behandelt — die erste unglückliche Liebe Byron's zu Marie Chaworth wird eingehend geschildert, dagegen seine Beziehung zur Gräfin Guiccioli, die gewiß von entscheidendem Einfluß auf ihn war, nicht berührt. Von der nur flüchtig erwähnten Verheirathung Byron's an zerfällt das Lebensbild in abgerissene Bruchstücke; der leitende Faden zwischen den nur hingeworfenen Skizzen bricht ab; in hastigen Sprüngen geht es dem Ende zu. Ueberwältigt die riesige Aufgabe den Verfasser? Ich kann es nicht glauben; denn die wirklich ausgeführten Theile seines Gemäldes bekunden eine ungewöhnliche Tiefe der Auffassung, echte Leidenschaft und Begeisterung. Der Stil, manchmal mit Bildern und Citaten etwas überladen, überrascht an vielen Stellen durch Männlichkeit, Knappheit, epigrammatische Würze und reichen Gedankeninhalt. Die häufig im Dialog zur Anwendung kommenden englischen Sätze und Worte geben zwar dem Buch auf die bequemste und schnellste Art das nöthige locale Gepräge; ich würde aber diesem internationalen Sprachengemengsel den ausschließlichen Gebrauch des Deutschen vorziehen.

Bei so großer Befähigung des Verfassers — es lebt entschieden etwas vom Byron'schen Geiste in ihm — wird der Leser die für eine Novelle von vornherein zu breite Anordnung des Stoffs doppelt beklagen, aber auch mit Spannung der Verwirklichung des Plans des Autors, ein umfassenderes Lebensbild durchzuführen, entgegensehen. Gestaltet er dann die Composition einheitlicher, so kann ein großer Erfolg nicht ausbleiben.

8. Prinzeß Marianne. Humoristischer Roman von Hans Wachenhusen. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 3 M.

Die Bezeichnung „humoristisch" wird in der neuern deutschen Literatur irrigerweise als Collectivbegriff auf die Erzeugnisse der heitern Muse überhaupt angewendet. Nach meiner bescheidenen Meinung sind nur jene Bücher „humoristisch", die in scherzhafter Form (absichtlich das Lächerliche betonend) etwas Ernstes sagen. Dieser Fall trifft bei dem vorliegenden Werke des gewandten und vielseitigen Novellisten nicht zu; „Prinzeß Marianne" ist daher nur ein komischer Roman, dessen Wirkung nicht auf der psychologischen Entwickelung der Charaktere, sondern auf der Drolligkeit der äußerlichen Situation beruht; nur die Titelheldin lebt wirklich; die übrigen Personen sind ihre Marionetten, womit sie einen ganz artigen Schwank aufführt.

Prinz Otto, der zweite Sohn eines regierenden deutschen Herzogs, wurde vom Hofe verbannt, weil er sich, verliebt in Comtesse Regina, die Freundin seiner Schwester Marianne, weigerte, eine ihm von seinem Vater zugedachte Fürstentochter zu heirathen. Der in Ungnade gefallene Prinz tritt nun mit Wissen des Generals von Fröhlich und seines Mentors, des Grafen Bornthal, incognito als Lieutenant Otto in die Armee, macht den Krieg gegen Frankreich mit und zeichnet sich durch seine Tapferkeit so hervorragend aus, daß er während des Feldzugs zum Major avancirt. Das ganze Land ist stolz auf den schnell

berühmt gewordenen Helden. Die Damen des Hofs, besonders das schon etwas verblühte Fräulein von Zobelsdorf, schwärmen für ihn und freuen sich, ihn beim Einzuge der siegreichen Truppen endlich von Angesicht kennen zu lernen. Doch der Major Otto hat schon in Straßburg Urlaub genommen — die allgemeine Sehnsucht muß sich noch einige Wochen gedulden. Nach Ablauf des Urlaubs findet sich der Prinz im herzoglichen Schlosse ein; Prinzeß Marianne verhilft ihm zu einem Tête-à-Tête mit seiner geliebten Regina; Herr von Heiden, ein junger Reiteroffizier, seit kurzem Adjutant des Herzogs, wird zufällig Zeuge dieser Zusammenkunft; Marianne, welche wohl weiß, daß Heiden den Prinzen nicht persönlich kennt, gibt nun Regina für des Majors heimlich angetraute Gattin aus. Da Herr von Heiden die Prinzeß leidenschaftlich verehrt, gelingt es ihr leicht, ihm das Versprechen unbedingter Verschwiegenheit abzunehmen. Nun beginnt ein tolles Versteckspiel: der Herzog, die Herzogin, die Hofdame Zobelsdorf, der General, der Graf und der Kammerherr Seeau, welcher nach Regina's Herz und Hand strebt, suchen nun den Major oder den Prinzen. Die verschiedensten Absichten und Interessen kreuzen sich; alle Betheiligten werden mehr oder minder mystificirt; am meisten hat Herr von Heiden auszustehen, der von allen Seiten beauftragt wird, den Major herbeizuschaffen, und nicht gehorchen kann, weil die geschickt mit ihm kokettirende Prinzeß es ihm verbietet.

Nach tüchtiger Verwirrung — eine eigentliche Verwickelung, auf deren Lösung man besonders gespannt wäre, ist bei der von vornherein durchsichtigen Anlage der Handlung ausgeschlossen — stehen sich endlich der Herzog und sein Sohn gegenüber. Der Major entpuppt sich als Prinz und darf Regina zum Altar führen. Die Exposition, ein Prinz, der unerkannt in der Armee seines Vaterlandes dienen kann, leidet wol an Unwahrscheinlichkeit; aber diese etwas gewaltsame Anknüpfung des Romans an die Wirklichkeit einmal zugestanden, unterhält derselbe ungefähr wie ein gut gearbeitetes Lustspiel, dessen komische Misverständnisse dadurch entstehen, daß das Geheimniß, welches durch ein einziges aufklärendes Wort jeden Moment enthüllt werden könnte, offen vor dem Zuschauer liegt, während die Mitspielenden, erst nachdem sie lange auf falscher Fährte umherirrten, es entdecken.

9. Vorstadt-Geschichten. Humoristische Studien von Heinrich Seidel. Zweite Auflage. Berlin, F. Luckhardt. 1880. 8. 4 M.

Mit liebenswürdigem, echtem Humor vorgetragen, unterhalten diese anspruchslosen Geschichten im besten Sinne des Worts. Der Erzähler verbindet einen natürlichen, sich nirgends aufdrängenden, gesunden Mutterwitz mit einem warmen Gemüth. In „Daniel Siebenstern" und „Lang, lang schon ist's her" wird das Gebaren von Menschenkindern, die man im gemeinen Leben Sonderlinge nennt, poetisch geschildert und erklärt. „Das Atelier" und „Das alte Haus" erfreuen den Leser durch die originelle, frische Behandlung des ewig neuen Themas Liebe, wobei der leichtgeschürzte Knoten sich gefällig, aber etwas zu rasch löst. In „Luftballon" und „Der Gartendieb" überläßt sich der Autor seiner Laune — der Humor verschwindet hier mehr, um der bloßen Komik Platz zu machen. Die „Nebeldroschke" — ein vom Wein Benebelter, der, nüchtern geworden, zu seinem Erstaunen auf freiem Felde fern von seiner Wohnung erwacht und wähnt, er sei in einer gespensterhaften Droschke gefahren — mag für eine Studie aus der Katzenjammerpoesie gelten. In „Allerlei Thiere" und „Allerlei Träume" gibt der Verfasser einige persönliche Erfahrungen auf dem entsprechenden Gebiete zum Besten. Diese beiden letzten Abhandlungen passen nicht recht in das Buch.

Humoristische Erzählungen wie die vorliegenden verlieren ungemein, wenn man sie, wie der Kritiker es leider thun mußte, in einem Zuge liest. Ich glaube, daß der Leser, welcher jede einzelne Geschichte auf sich wirken und den Humor einer jeden in sich ausklingen lassen kann, noch günstiger, als hier geschehen, über den Autor urtheilen wird.

10. Eine geheime Depesche. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1880. 8. 15 M.

Der Wortlaut einer geheimen diplomatischen Depesche des Ministers Graf Deysenhov gelangt auf unerklärliche Weise zur Kenntniß seiner politischen Gegner. Die Depesche hatte der Sohn des Ministers, der leichtsinnige junge Rittmeister Graf Aurel Deysenhov, dem Ministerialrath Prosch zu überbringen; dieser übergab sie an seinen Collegen, den Ministerialrath Karst. Auf diesen, einen Ehrenmann und pflichtgetreuen Beamten, obgleich er die Depesche rechtzeitig und unversehrt an Prosch zurückstellte, fällt nun der Verdacht, ihren den Minister compromittirenden Inhalt verrätherischerweise preisgegeben zu haben. Graf Deysenhov gedenkt jedoch die Sache vorerst zu vertuschen; der ohnehin kränkelnde Ministerialrath Karst wird aber pensionirt; dessen Sohn Bertram Karst, Doctor juris, begleitet den jungen, brustleidenden Grafen Udo Rudin, dem die Aerzte einen Aufenthalt im Süden verordneten, nach Rom. Dort trifft Udo Verwandte, nämlich Lady Neville, ihre Tochter Mary und ihre liebliche sanfte Nichte Ruth, ferner seine Cousine, die schöne, lebhafte Gräfin Grace Deysenhov, die Tochter des Ministers, welche das Leben in der Fremde demjenigen im Vaterhause vorzieht, weil sie mit ihrer jungen Stiefmutter Adele auf schlechtem Fuße steht. Die Damen bemächtigen sich des jungen Grafen Udo und seines Begleiters Bertram; sie besichtigen zusammen die Sehenswürdigkeiten, sie machen Landpartien, sie sind unzertrennlich. Zu ihnen gesellt sich ein oberflächlicher Bekannter Bertram's und Udo's, der ehemalige Gesandtschaftsattaché Baron Kolm, ein geriebener Schwindler und Glücksjäger.

Grace und Bertram fassen schnell Neigung füreinander und vergessen den trennenden Unterschied des Ranges.

In den Katakomben geräth die Gesellschaft in ernstliche Gefahr; der führende Knabe, durch eine herabstürzende Steinplatte an der Stirn verwundet, wird ohnmächtig; die Kerzenstümpchen erlöschen — wenn von auswärts keine Hülfe kommt, sind alle lebendig begraben, da ohne Führer der Rückweg aus dem dunkeln Labyrinth kaum möglich ist. Gleichwol entschließt sich Bertram, um die andern zu retten, allein das Wagniß zu versuchen. Die Angst Grace's um den theuern Bertram läßt sie nun alles Uebrige vergessen; sie wirft sich an seine Brust und will ihn nicht allein gehen lassen. Diese Scene, in welcher die Leidenschaft der Liebe zu vollem Pathos sich aufschwingt, ist eine der wirksamsten des Romans und wird nur dadurch abgeschwächt, daß sich Baron Kolm die aufregende Situation ebenfalls, aber kalt berechnend zu Nutze macht, um sich die Zuneigung Ruth's zu erwerben. Bertram befreit die Gesellschaft aus der bedenklichen Lage; alle begrüßen froh das Sonnenlicht wieder, Baron Kolm und Ruth als Brautleute. Grace, die sich rückhaltlos ihrer Leidenschaft für Bertram hingibt, ist bereit, sich sofort mit ihm trauen zu lassen und ihm als sein Weib in die weite Welt zu folgen. Vor solchem unüberlegten Schritt, vor so großer Verantwortung schreckt der Edeldenkende und Selbstlose zurück — er möchte Grace in Ehren, mit Zustimmung der Ihrigen erringen und hofft dieses Ziel zu erreichen, sobald er eine geachtete Stellung im Leben sich erworben hat. Grace gelobt ihm Treue und reist auf Befehl ihres Vaters nach Hause. Etwas später folgt ihr Bertram mit Udo in die Heimat nach; hier jedoch errichten die strengen Verkehrsformen der Gesellschaft, der Unterschied des Standes eine unübersteigliche Scheidewand zwischen den Liebenden.

Der Wortlaut der geheimen Depesche wurde inzwischen in einer Zeitung veröffentlicht und jetzt will der Minister die Sache gerichtlich verfolgen. Bertram, der Sohn des anrüchigen Ministerialraths Karst, findet plötzlich das Haus des Ministers ganz verschlossen und, da er von der öffentlichen Meinung geächtet wird, ist ihm jede Carrière im Staatsdienst versperrt. Eine Weile kämpft Grace muthig für ihre Liebe; endlich aber heirathet sie den ihr von ihrem Vater bestimmten Mann, den Grafen Weddo Rudin, Udo's Bruder, unter der Bedingung, daß wegen des Depeschenverraths keine gerichtliche Untersuchung stattfinde. Sie glaubt durch ihr Opfer den guten Namen der Familie Karst erhalten zu haben. Der alte Ministerialrath Karst stirbt. Da er kein Vermögen hinterläßt, zwingt die Noth seine Hinterbliebenen zur Trennung; seine Witwe übernimmt die Haushaltung beim Doctor Spiede, dem Haupt der Opposition in der Abgeordnetenkammer, in einer kleinen Stadt, unweit welcher Graf Weddo mit seiner Frau auf seinem Gute lebt.

Bertram's Schwester, Justine, erwirbt sich als Gouvernante ihr Brot, und Bertram tritt als Concipient bei einem Advocaten ein. Aufs tiefste durch Grace's Treubruch verwundet, hat er nur noch die eine Lebensaufgabe, die Ehre des verstorbenen Vaters wiederherzustellen, den Verräther der Depesche zu entdecken und der Strafe zu übergeben. In diesem Streben unterstützt ihn sein Freund, der Journalist Dr. Remschmid — die moralisch reinste männliche Figur des Romans. Baron Kolm bietet beiden Freunden seine Hülfe an; der Reichthum seiner Gattin Ruth hat sich als illusorisch erwiesen; völlig mittellos sucht Kolm bei Weddo eine Anleihe zu machen; dies mislingt, und nun droht Kolm dem Minister, er werde die frühere intime Beziehung Grace's zu Bertram bekannt machen, wenn ihm nicht als Preis des Schweigens eine einträgliche Anstellung im Staatsdienst zutheil würde.

Die Dazwischenkunft Grace's vereitelt den unsaubern Handel, sie kündigt Baron Kolm die Gastfreundschaft. Nun rächt er sich, indem er dazu beiträgt, die an dem Depeschendiebstahl Schuldigen zu entdecken. Graf Aurel hat seine Geliebte, die Frau des feigen Ministerialraths Prosch, verleitet, die Depesche aus dem Schreibtisch ihres Mannes zu entwenden; Aurel, von dem diplomatischen Abenteurer Göttinger durch eine Wette dupirt, bringt diesem die Depesche. Nachdem Göttinger ihren Inhalt an die Gegner des Ministers weiter vermittelt, legt Frau Prosch die Depesche wieder in den Schreibtisch. Sobald Graf Aurel von seinem Vater, der sein Portefeuille niederlegen muß, über die Tragweite seines Vergehens unterrichtet ist, erschießt er sich.

Ehe diese Katastrophe eintritt, muthet Bertram, der von seiner Mutter erfuhr, daß Weddo und Grace nur eine Scheinehe führen, der Geliebten zu, mit ihm zu fliehen. Sie weigert sich, sie will den übernommenen Pflichten treu bleiben; beide haben nun die Rollen gänzlich getauscht. Ihr Thun gestaltet sich jetzt nicht mehr aus der ursprünglichen Richtung ihrer Charaktere heraus; im Gegentheil, der Dichter nöthigt sie zu einem ihrem bisher geschilderten Wesen geradezu widerstrebenden Handeln; er modelt ihre Denkart, ihr Empfinden, um einen äußerlichen Effect zu erreichen, gewaltsam um. So beredt, mit Aufbietung seines glänzenden Talents er dies unternimmt, so vermag doch der Leser in dem sich plötzlich über alle Gebote des Anstandes und der Sitte hinwegsetzenden Bertram keinen Zug des besonnenen Mannes, der in Rom seine Sympathie gewann, mehr zu erkennen. Noch fremder und sogar verächtlich wird dem Leser der verzweifelnde Bertram, da er ohne Liebe, nur aus Rache, mit Adele, der Stiefmutter Grace's, einen verbrecherischen Bund schließt. Nachts zur verabredeten Stunde erwartet Bertram in seiner Wohnung die Frau des Ministers, um mit ihr auf und davon zu gehen. Anstatt Adele erscheint Grace und theilt ihm mit, daß sie, um von ihrem Vater die Schande abzuwenden, die Ausführung des Plans vereitelte. Dieses Zwiegespräch wird durch das Auftreten des eifersüchtig gewordenen Grafen Weddo unterbrochen. Bertram will den Grafen erschießen — da stellt sich Grace zwischen die Pistole und den Bedrohten und erklärt, daß sie Weddo liebe. Bertram schließt sich nun einer Expedition in ferne Welttheile an. Seine Schwester Justine wird die Frau Remschmid's.

Diese oberflächliche Skizze erschöpft die ungemein reiche und dabei wohlgegliederte Handlung nicht annähernd. Der Raum gestattet leider nicht, auch nur flüchtig auf Udo's Liebe zu Justine, auf Graf Weddo's Vergangenheit, auf die Herzensbeziehungen zwischen der Gräfin Rudin und Remschmid, auf die Liebesgeschichte des Setzers Körbler und der Ladnerin Luise einzugehen. Eine Menge Episoden, von denen die Mehrzahl eine starke Erfindungsgabe verräth, außerdem politische und literarische Abhandlungen sind in den Roman eingeschaltet.

Im großen und ganzen kann dieser Arbeit künstlerischer Werth nicht abgesprochen werden; der Roman unterhält und spannt auch, wenngleich auf die vornehme, verwahrloste, aristokratische Gesellschaft und die verlotterte Bureaukratie zu viele Schatten fallen und keine der manchmal schwankenden Gestalten — die des Doctor Remschmid und der Justine ausgenommen — einer wärmern Theilnahme vollkommen würdig ist. Von der Dialogform macht der fruchtbare Dichter zu häufigen Gebrauch. Was sich in wenigen Zeilen sagen ließe, wird in langen Gesprächen, die allerdings oft geistreich sind, auseinandergesetzt. Die Deutlichkeit leidet darunter; die zu sehr hinausgedehnte Entwirrung des Knotens, der, soweit es die geheime Depesche betrifft, fast zu verwickelt ist, ermüdet. Robert Byr hätte diese dem Epos nicht vortheilhafte zu große Bevorzugung des Dialogs am wenigsten nöthig, da er gerade in der Erzählung und Beschreibung ganz Vorzügliches leistet.

Friedrich Karl Schubert.

Zur Literaturgeschichte.

1. Lafontaine, seine Fabeln und ihre Gegner. Von Wilhelm Kulpe. Leipzig, Friedrich. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Da bisjetzt in deutscher Sprache noch keine erschöpfende Monographie über Lafontaine's Leben und Werke existirt, so hat sich W. Kulpe mit seinem jüngst erschienenen Buche ohne Zweifel ein Verdienst um den berühmten Fabeldichter erworben. Im Biographischen zwar entnimmt er, ohne selbst Quellenstudien gemacht zu haben, die Einzelheiten seinen Vorgängern; aber er weiß dieselben zu einem ansprechenden Bilde zu gestalten; wir vernehmen mit Interesse den mitunter abenteuerlichen Lebensgang seines Helden, die Heirath, das Verhältniß zu Fouquet, zur Herzogin von Bouillon und zur Frau von La Sablière, die Freundschaft mit Racine, Molière, Boileau; wir gewinnen ebenso ein klares Bild von seinem Charakter, von seiner unendlichen Gutmüthigkeit, die ihm dem Beinamen Bonhomme eintrug, nicht minder wie von seiner Schlauheit, seiner träumerischen Zerstreutheit und geselligen Ungewandtheit, seinem Epikuräismus und seinem Mangel an Energie und Ausdauer. Nur am Ende des biographischen Theils überrascht uns Kulpe damit, daß er die durch Pfaffen bewirkte Bekehrung und den Widerruf des greisen und schwachen Lafontaine als „eine der schönsten und aufrichtigsten des 17. Jahrhunderts" rühmt und uns salbungsvoll auffordert: „Folgen wir diesem Beispiele!" Ganz abgesehen davon, daß es der Verfasser versäumt hat, uns die Nothwendigkeit einer derartigen Bekehrung, etwa durch ein genaueres Eingehen auf die „Contes", zu erweisen: glaubt er denn wirklich, zumal wenn er an seine eigenen Worte denkt, daß sie so aufrichtig und nachhaltig gewesen, und daß nicht vielmehr Lafontaine im besten Falle für den Augenblick sich selbst getäuscht hat? Und selbst wenn die Bekehrung ernst gewesen wäre, so können wir uns doch nur Glück wünschen, daß sie so spät erst eintrat; denn sonst hätte sich Lafontaine schon eher in Kirchenliedern und Erzählungen wie „Die Legende über die Gefangenschaft des heiligen Malchus" versucht; daß aber diese besser seien wie die Fabeln, wagt selbst der fromme Kulpe nicht zu behaupten. Er meint allerdings ernsthaft, Lafontaine hätte der Menschheit und speciell dem Christenthum unendlich mehr nützen können, wenn er mit seinen „ihm gegebenen Eigenschaften" in das Geheimniß der christlichen Rechtfertigung und Heiligung „getreten" wäre. Allein diesen Vorwurf kann Kulpe gegen jeden großen Genius der letzten Jahrhunderte erheben; wie urtheilt er z. B. über Voltaire, Lessing, Goethe, Fichte? Hoffentlich ist er so consequent und bedauert auch von diesen, daß sie sich nicht durch die Pfaffen bekehren ließen, das heißt, er verlangt, daß sie nichts von dem geschaffen haben, was wir jetzt bewundern.

Was den zweiten Theil der vorliegenden Schrift betrifft, die Beurtheilung von Lafontaine's Werken, so hätten wir einerseits gewünscht, daß sich der Verfasser nicht ausschließlich auf die Fabeln beschränkt, sondern uns vor allem, wie bereits angedeutet, über die „Contes", nächst diesen aber auch über die Dramen, Balladen, Novellen und lyrischen Dichtungen belehrt hätte. In der Beurtheilung der Fabeln ist er andererseits allerdings geneigt, Lafontaine auf eine befremdende Weise zu überschätzen; ich führe nur Sätze an wie: „Lafontaine ist . . . der originellste französische Dichter"; „aller weitschichtige philosophische Prunk fällt vor der einfachen Philosophie Lafontaine's"; „alle Fragen des gesellschaftlichen oder religiösen Lebens lassen sich (an seinen Fabeln) beantworten". Im großen und ganzen jedoch ist die Objectivität des Urtheils zu rühmen; der Verfasser verschließt sich nicht gegen die unleugbaren Schwächen des Dichters und gibt ohne weiteres zu, daß er oft Hartherzigkeit und Selbstsucht predige. Der Abschnitt „Lafontaine und Lamartine" hätte nicht sowol wegbleiben, als, was Lamartine allein betrifft, bedeutend gekürzt, im übrigen aber mit den Abschnitten „Lafontaine als Fabeldichter" und „Lafontaine als Moralist" verschmolzen werden müssen; denn er bringt uns eine Fülle

derjenigen Specialitäten, welche wir in jenen beiden Theilen vermissen. Am wenigsten befriedigt uns das Kapitel „Lafontaine als Philosoph"; es ist viel zu weitschweifig und die Untersuchungen über die Thierseele müßten — wenn wir auch davon gar nicht reden wollen, daß Kulpe oft künstelt und hineinträgt, was nicht hineinpaßt — bedeutend gekürzt werden. Denken wir nun vollends an seine Erörterungen über Glauben und Vernunft sowie über die Offenbarung, so müssen wir wünschen, daß sich Kulpe überhaupt nicht um die Philosophie gekümmert und alles lediglich dem Forum der Theologen überlassen hätte, ich meine freilich nicht die modernen, charakterlosen, halben, sondern die alten, echten, gediegenen, deren Wahlspruch ist credo quia absurdum.

2. Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur von Adolf Frey. Von der Universität Bern gekrönte Preisschrift. Leipzig, Häffel. 1879. Gr. 8. 6 M.

Vor einigen Jahren erschien in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung von einem Herrn Dr. Lissauer, wahrscheinlich einem Arzte, die Schrift „Albert von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Cultur". Handelte es sich bei dieser Cultur um nichts weiter als die Pflege der Naturwissenschaften, dann wäre die Schrift ohne Tadel; wer jedoch auch von Haller dem Dichter etwas Genaueres zu erfahren wünscht, wird enttäuscht sein. Adolf Frey hat, obgleich er das Heft nirgends citirt, ohne Zweifel die Absicht gehabt, dasselbe zu ergänzen; allein unsere Erwartungen werden hier noch gründlicher getäuscht als bei Lissauer was wir wünschen, finden wir nicht, und was wir finden, wünschen wir nicht. Lissauer befriedigt doch wenigstens die Naturforscher, Frey dagegen weder diese noch den Literarhistoriker, höchstens den „Germanisten", oder vielmehr nicht höchstens, sondern sicher.

Jede Literaturgeschichte, ja jedes Conversationslexikon gibt uns ein klareres und vollständigeres Bild von der Persönlichkeit und Bedeutung des berühmten Schweizers. Das Biographische ist auf wenige Zeilen zusammengedrängt; im ersten Theil: „Haller als Dichter", handelt der Verfasser zwar auf sieben Seiten von „Haller's dichterischer Begabung" — schon diese Ueberschrift ist charakteristisch — und auch später kommt er einigemal auf seine Hauptwerke zu sprechen; allein die Charakteristik erhebt sich nur selten über allgemeine, zum Theil recht leere und absonderliche Redewendungen und Gemeinplätze. Eine erschöpfende Darstellung dessen, was denn nun eigentlich Haller gewesen und geschaffen, finden wir nicht; dafür aber beschenkt uns Frey auf 36 Seiten mit einer Untersuchung über Haller's Sprache; in den beiden übrigen Theilen vollends, welche die zweite Hälfte des Buchs füllen, verschwindet das Bild unsers Helden selbst vor unsern Augen; wir hören nur noch von seiner „Nachwirkung" und seinen „Nachahmern". Besonders dem letzten Theil gegenüber sind wir oft in Verlegenheit, ob wir lachen oder zürnen sollen. Frey spürt da nämlich, zum Theil bei völlig Verschollenen, nach, welche Parallelen wol sich bei ihnen zu Stellen aus Haller finden könnten; er vergleicht z. B. Hagedorn's „Schmeckt nicht die Ananas nach Tunquin's Vogelnest" mit Haller's „Speist Tunkin's Nest aus Gold", oder Gleim's „Unglaube, du bist nicht so sehr ein Ungeheuer, als Aberglaube du" mit Haller's „. . . vor schlauem Aberglauben. Erschrecklich Ungeheuer!" oder endlich Schiller's „Heil'ge Ordnung, segensreiche . . . die der Städte Bau begründet" mit Haller's „Die Ordnung zieht die Stadt aus ihrem Graus". Dergleichen sollte doch Frey den sogenannten classischen Philologen und ihren Programmen überlassen; die deutsche Literatur ist wirklich zu gut hierzu; es finden sich da wahrhaftig noch andere Dinge zu erledigen, als daß Autor sowol wie Leser ihre kostbare Zeit mit dem Suchen nach derartigen Regenwürmern hinbringen sollten. Auch formell genügt das Buch nicht. Der Stil ist oft geschmacklos und verrenkt; jedenfalls kann Frey nicht von sich selbst rühmen, was er von Haller sagt, daß er „Wiederbeleber eines verknöcherten und erstorbenen Stils" sei. Zum Erweise dienen Sätze wie: „Gelehrt auch, wie er neben dem Unvermögen Individuelles zu schaffen war", oder „Die Zeit . . . neben der er in diesen Dingen Schulter an Schulter ging", oder endlich der mit „Ganz absichtlich" beginnende Satz. Ein Inhaltsverzeichniß fehlt, und doch wäre es, da es infolge der lexikalischen, durchaus unkünstlerischen Anlage des Buchs fast nichts wie einzelne Namen umfassen müßte, hier durchaus nöthig. Die Disposition ist zum Theil unlogisch. So enthält das Kapitel „Haller als Dichter" die Unterabtheilung „Haller als Philosoph"; so finden sich in dem Abschnitte „Haller's Stellung und Ansehen" Citate aus Lessing, welche erst später stehen müßten; so gehört umgekehrt in den eben erwähnten Abschnitt dasjenige, was wir S. 155 fg. über Gellert finden. Zu tadeln endlich ist es, daß der Verfasser nicht nur von Deutschen wie Breitinger, Bodmer, Sulzer ganze Seiten wörtlich abdruckt, sondern daß sich auch ganze Seiten mit englischem, französischem, lateinischem Texte finden. Specialschriften sind uns stets willkommen; nur müssen sie würdige Gegenstände in würdiger Form behandeln.

Paul Nerrlich.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Von neuen belletristischen Erzeugnissen bespricht die londoner „Saturday Review" die folgenden:

„Im Schillingshof", von E. Marlitt (2 Bde., Leipzig, Keil). „Das Werk", sagt das Blatt, „ist vielleicht nicht die beste Novelle Marlitt's, und beweist, daß sie den Standpunkt erreicht hat, auf dem überfruchtbare Novellenschreiber unvermeidlich anlangen müssen, bei welchem alsdann die Anlage von Plan und Zwischenfall bis zu einem gewissen Grade fabrikmäßig betrieben wird. Von diesem Standpunkte aus ist es gleichwol ein sehr beachtenswerthes Werk. Die Spannung wird durch das Ganze erhalten;

der Stil ist klar, die Charaktere sind naturgemäß gezeichnet, und viele unter den Scenen sind von mächtigem Eindruck. Der Gedanke, auf dem es sich aufbaut, ist die gemeinsame Bewohnung eines Hauses von seiten zweier Familien. Das Haus ist in zwei Abtheilungen getheilt durch eine geheime Thüre, deren Existenz nur dem Haupte der einen Familie bekannt ist. Er benutzt dies, um zu erfahren, was in der Wohnung seiner Nachbarn vor sich geht, die natürlich zu ihrem Schrecken ihre innersten Angelegenheiten offenbart sehen. Zuletzt wird das Geheimniß durch die unschuldige Offenherzigkeit seiner Kinder bekannt. Die Scene, in welcher dies geschieht, ist von gewaltigem Eindruck und vorzüglich geschrieben. Auch ein habsüchtiger und intriganter römisch-katholischer Priester — der jedoch allzu ähnlich den Charakteren ist, an die uns Marlitt schon bei frühern Gelegenheiten gewöhnte — spielt in der Geschichte eine hervorragende Rolle."

„Quisisana", eine Novelle von F. Spielhagen (Leipzig, Staackmann). „Spielhagen", sagt die „Saturday Review", „ist nicht Meister in der Kunst conciser Erzählung, und so dehnt sich denn sein letztes Werk, obgleich als Novellette entworfen, zu nicht unbeträchtlicher Länge aus. Es ist in der That viel zu sehr gekünstelt für den Stoff, für die Charaktere und Zwischenfälle, die sämmtlich ohne Interesse sind. Die Hauptoriginalität besteht in der sinnreichen Selbstmordmethode des Helden, der, von der Heldin getäuscht, absichtlich dadurch eine unheilbare Herzkrankheit sich zuzieht, daß er auf der linken Seite schläft, trotz des Hausarztes. Vor seinem Tode verfaßt er ein Glückwunschtelegramm an die junge Dame, die im Hotel Quisisana auf Capri weilt — daher der Titel des Buchs. Diese Zwischenfälle", fährt das Blatt fort, „lesen sich wie eine Parodie auf eine französische Novelle, entbehren aber des Feuers französischer Novellen oder des komischen Reizes überhaupt."

„Helmar", von Fanny Lewald (Berlin, Janke), ist ein Roman in Form einer Autobiographie, welche die Geschichte eines Künstlers zu berichten sich vornimmt. Er ist natürlich, aber allzu schlicht, und kann beinahe für die bona fide-Erzählung gelten, für die er sich ausgibt.

„Lebensräthsel", Roman von E. Juncker (Berlin, Janke), ist dagegen voll Rührung und Sentimentalität, und besonders durch solche Zwischenfälle verschönert, wie die Transfusion von Blut aus des Helden Adern in die der Heldin, wobei ein Sturm die Katastrophe herbeiführt.

Brachvogel's „Der Kampf der Dämonen", historischer Roman (Berlin, Janke), ist eine gewöhnliche Leihbibliothekennovelle.

„Von der Wiege bis zum Grabe", Erzählung von Elise Valentin (London, Kolckmann), ist eine hübsche Geschichte, von geringen Prätensionen, aber, wie die „Saturday Review" sagt, von Nutzen für die Engländer, welche deutsch studiren, um so mehr als der Schauplatz nach England verlegt ist.

Ueber Berthold Auerbach's neuestes Werk „Brigitta" (Stuttgart, Cotta), welches nebenbei bemerkt von kundiger Feder ins Englische übersetzt ist und gegenwärtig in Tauchnitz' „Edition" erscheint, berichtet die „Saturday Review": „Berthold Auerbach ist gewissermaßen zu der Art und Weise seiner ersten Dorfgeschichten zurückgekehrt, und zwar mit gutem Erfolg. Diese pathetische Erzählung ist einer Frau in den Mund gelegt, deren Erzählungsweise die Anmuth bewahrt, wie sie einer einfachen Geschichte einer anspruchslosen Person zukommt, indem dabei zugleich das oft so Unbedeutende und Langweilige solcher Erzählungen vermieden ist. Die einzige Frage besteht darin, ob nicht die Kunst, welche um jeden Preis «natürlich» sein will, zuweilen etwas zu sehr zu Tage tritt. Der sittliche Ton ist durchweg rühmenswerth."

Bibliographie.

Zeitgenössische Berichte zur Geschichte Russlands. Herausgegeben von E. Herrmann. II. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Bott, J., Der angebliche Bund von Vazerol vom Jahre 1471. Chur, Gsell. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Denicke, H., Die Hansestädte, Dänemark und Norwegen von 1369 bis 1376. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 7 M.

Gonzenbach, A. v., Die schweizerische Abordnung an den Friedenskongreß in Münster und Osnabrück 1646 bis 1648. Bern, Wyß. 8. 2 M.

Groß, F., Oberammergauer Passionsbriefe. Leipzig, Schlicke. 8. 1 M.

Hanke, R., Das ewig Beharrliche oder die göttliche Einheit und der letzte Entzweck des Seins. 1. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Hertz, E., Das Unrecht und die allgemeinen Lehren des Strafrechts. 1ster Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 4 M.

Hoffmann, G., Der einzige Ausweg aus dem Labyrinthe des Culturkampfes. Eine altkatholische Zeitbetrachtung. Essen, Silbermann. Gr. 8. 50 Pf.

Kaltenbrunner, K. A., Ob der Enns und Austria. Patriotische Gedichte aus dem Nachlasse. Herausgegeben zur Feier der 700jährigen Vereinigung des Landes ob der Enns mit Oesterreich am 24. Juni 1880 von Hedwig von Radics-Kaltenbrunner. Linz, Fink. 8. 1 M.

Katscher, L., Bilder aus dem englischen Leben. Studien und Skizzen. Leipzig, Friedrich. 1881. 8. 6 M.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. XIII. Das Jahr 1879. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1879 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragendsten Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Norrenberg, P., Frauen-Arbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit. Köln, Bachem. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Petri, K. H., Die Nachbarstädte Torgaus: Annaburg, Belgern, Dommitzsch, Düben, Eilenburg, Prettin, Schildau, Wurzen. Geschichtliche Skizze. Torgau, Jacob. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgeführt von A. Vollert. Neue Serie. 15ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Post, B., Ueber das Fodrum. Beitrag zur Geschichte des italienischen und des Reichssteuerwesens im Mittelalter. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 1 M.

Die nationale Reform unserer höheren Lehranstalten. Nebst einem Anhang: Ueber die Notwendigkeit einer Professur für neuere Litteratur an den deutschen Hochschulen. (Von O. Weddigen.) Essen, Silbermann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Reichling, D., Johannes Murmellius. Sein Leben und seine Werke. Nebst einem ausführlichen bibliographischen Verzeichniß sämmtlicher Schriften und einer Auswahl von Gedichten. Herausgegeben mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft. Freiburg i/Br., Herder. Gr. 8. 3 M.

Römer, A., Still und bewegt. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 7 M.

Samarow, G., Des Kronprinzen Regiment. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 12 M.

Sigwart, C., Die Lebensgeschichte Giordano Bruno's. Tübingen, Fues. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Simmel, E., Spaziergänge in den Alpen. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 5 M.

Soldan's Geschichte der Hexenprocesse. Neu bearbeitet von H. Heppe. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 13 M.

Söndermann, A., Der Raubritter und sein Kind oder die Morgenröthe einer neuen Zeit. Volksroman. 1.—10. Hft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 10 Pf.

Spießl, J., Das Testament eines Dichters. Drei Dramen: Torquemada. — Falkland. — Jan de Witt. Regensburg, Wunderling. Gr. 8. 3 M.

Stein, L., Die Frau auf dem socialen Gebiete. Stuttgart, Cotta. 16. 1 M. 50 Pf.

Stöcker, A., Socialdemokratisch, Socialistisch und Christlich-Social. Vortrag, gehalten in Braunschweig, am 30. März 1880. Braunschweig, Grüneberg. Gr. 8. 50 Pf.

Thöl, H., Theaterprozesse. Ein Wort zu Gunsten der Dichter und Komponisten gegen Ansichten des Reichs-Oberhandelsgerichts zu Gunsten der Theaterunternehmer. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 5te Serie. 2ter Bd.: Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt von P. Cassel. Berlin, A. Hofmann. 8. 6 M.

Wächtler, A., Die bildende Kunst als Auslegerin der heiligen Schrift. Ein Vortrag. Halle, Niemeyer. 8. 1 M.

Weimar, H., Die Berechtigung der R. Wagner'schen Musik. Eine kritische Studie. Frankfurt a/M., Boselli. Gr. 8. 80 Pf.

Werunsky, E., Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit. 1ster Bd. (1316—1346.) Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 10 M.

Wolter, A., Die Neuerungen auf dem Gebiete der Tonverhältnisse, Tonbenennungen und Tonschriften zur Erzielung der Klangreinheit. Eine Studie. Bamberg, Hepple. Gr. 8. 1 M.

Wolzogen, H. v., Richard Wagner's Tristan und Isolde. Ein Leitfaden durch Sage, Dichtung und Musik für das deutsche Theaterpublikum. Leipzig, Schloemp. 8. 75 Pf.

Zaccone, P., Der Erbe der Somnambulen. Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung. Berlin, W. u. S. Löwenthal. 8. 1 M. 50 Pf.

Ziemssen, O., Anthropologische Grundgedanken über Ursprung und Ziel der Religion. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Die Religion im Lichte der Psychologie. Gotha, F. A. Perthes. 8. 3 M.

Zöllner, F., Zur Aufklärung des deutschen Volkes über Inhalt und Aufgabe der wissenschaftlichen Abhandlungen. Mit notariellen und wissenschaftlichen Attesten zur Rechtfertigung der öffentlich verletzten Ehre der Herren Slade und Hansen. Leipzig, Staackmann. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Atlantis.

Ein Epos in neuen Gesängen

von **Wilhelm Fischer.**

In 8. Elegant brosch. 4 M.

„Eine philosophische Dichtung in des Wortes umfassendster und kühnster Bedeutung. Die allgemeine Entwickelungsgeschichte der Menschheit dargestellt in dem Leben eines einzigen imaginären Volks und Reichs. Ein an und für sich glücklicher und grossartiger Gedanke; und wenn auch zugegeben werden muss, dass derselbe sich hätte durchführen lassen, ohne dass das Allegorische in den Charakteren sich so sehr hervordrängte, und die Gespräche sich so durchaus in seitenlangen, philosophischen Betrachtungen und Erörterungen ergingen, wie es in dem Epos des Herrn Fischer der Fall ist, so muss doch vor allem dem Gefühle der Ueberraschung Ausdruck gegeben werden, welche das reiche Gedanken- und Gefühlsleben des bisher unbekannten Verfassers auf den Leser hervorbringt. Daneben ist zunächst die Kraft und Farbenglut seiner Schilderungen als specifisch poetisches Merkmal hervorzuheben. Ein gewaltiges Wollen, ein tüchtiges Wissen, ein aller Achtung würdiges Können ist in seinem Werke bethätigt."

R. H(amerling). („Heimgarten", 1880, März.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's

1858 bis 1879.

Aus dem Englischen.

Mit 44 Holzschnitten und 4 lithographirten Karten.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Die epochemachenden Erfolge, welche durch die letzte schwedische Nordpolarexpedition erzielt wurden, haben auch bei uns die Blicke aller Gebildeten auf Nordenskjöld, den verdienstvollen Leiter dieses großen Unternehmens, gelenkt. Vorliegende deutsche Bearbeitung des vor kurzem in England erschienenen Werks, das sämmtliche Polarreisen Nordenskjöld's darstellt und ein autobiographisches Lebensbild des Gefeierten vorausschickt, wird daher gewiß hochwillkommen sein, zumal sie auch die ersten zusammenhängenden Berichte über die letzte Expedition enthält und reichlich mit Abbildungen und Karten ausgestattet ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Verfassung der Nordamerikanischen Union.

Von

Eugen Schlief.

8. Geh. 9 M.

Der Verfasser, ein preußischer Jurist, der sich auch längere Zeit in Amerika aufgehalten, liefert hier zum ersten mal eine systematische Darstellung des geltenden Verfassungsrechts der Union. Bei den vielfachen Analogien im rechtlichen Charakter der Vereinigten Staaten und des neuen Deutschen Reichs ist das Werk für deutsche Staatsmänner, Parlamentarier, Rechtslehrer und Justizbeamte von besonderer Wichtigkeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Sprachwerkzeuge

und ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute.

Von

Georg Hermann von Meyer.

Mit 47 Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 42. Band.)

Der Verfasser, Professor der Anatomie an der Universität Zürich, bietet hier ein allgemein interessantes, für Physiologen, Sprachforscher, Redner und Sänger aber besonders werthvolles Werk, das über den Bau der Stimmorgane wie über die Hervorbringung der verschiedenen Laute gründlich und angenehm belehrende Auskunft gibt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache

mit besonderer Berücksichtigung

der technischen Ausdrücke des Handels, der Gewerbe, der Wissenschaften, des Kriegs- und Seewesens, der Politik u. s. w.

Von

H. Michaelis.

Erster Theil: Italienisch-Deutsch.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch, dessen erster Theil soeben ausgegeben wurde, kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Ausdrücke des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit aufgenommen hat und ebenso die Phrasen des höhern literarischen Stils als die der gewöhnlichen Umgangssprache enthält. Der zweite Theil befindet sich unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Christusbild der Apostel

und der nachapostolischen Zeit.

Aus den Quellen dargestellt von

Dr. **Daniel Schenkel.**

8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Als eine nothwendige Ergänzung und Weiterführung seines bekannten Werks „Das Charakterbild Jesu" veröffentlicht der Verfasser die vorliegende Darstellung des Christusbildes, wie es sich während und nach der apostolischen Zeit allmählich verschieden ausgestaltete, bis die kirchliche Dogmenbildung es in feste Formen goß. Gleich allen frühern Werken Schenkel's zeichnet sich dieses neueste durch eine Klarheit der Schreibweise aus, welche seine Untersuchungen auch für das gebildete Laienpublikum verständlich und anziehend macht.

In demselben Verlage erschien:

Schenkel, Daniel. Die Grundlehren des Christenthums aus dem Bewußtsein des Glaubens im Zusammenhange dargestellt. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 26. August 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Paul Lanzky. — Vermischte Schriften. Von Ernst Jerusalem. — Neue Geschichtswerke. Von Hans Prutz. — Poetische Uebersetzungen. Von Rudolf Kulemann. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß von Leopardi's letzten Lebensjahren ist unter dem Titel erschienen: „Antonio Ranieri, Sette anni de sodalizio con Giacomo Leopardi" (Neapel 1880). Unter so vielen Stimmen, die sich, namentlich in Italien, täglich berufen fühlen, uns über den „Dichter des Pessimismus" neue Mittheilungen zu machen, war sicherlich keine dazu berufener und darum ersehnter als diejenige, welche dem ebenso unglücklichen als großen Dichter mit übermenschlicher Aufopferung sieben Jahre hindurch die Trostesworte reinster Liebe zugeflüstert hat. Wir erwarteten sie nicht mehr. Antonio Ranieri hat so lange und so hartnäckig geschwiegen, als daß man unter seinem Schweigen etwas anderes als einen festen Vorsatz hätte vermuthen dürfen. Nun hat er es doch gebrochen; welche außerordentlichen Umstände bewogen ihn dazu?

Wer auch nur oberflächlich mit den Lebensumständen Leopardi's vertraut ist, weiß, daß der Dichter in den letzten Lebensjahren nicht nur vom Freunde, sondern auch von dessen hochgesinnter Schwester Paolina, die damals kaum ins Jungfrauenalter getreten war, die hingebendste Pflege erhalten hat. Wie weit dieselbe ging, wird größern Kreisen allerdings heute erst klar. Ihre Ausdehnung nicht kennend und sie allein — weil keine andern Documente vorlagen — nach dem Epistolario Leopardi's schätzend, hat man sich mehrfach daran gewöhnt, die sonst vielgepriesene Aufopferung der beiden Geschwister in gelinden Zweifel zu ziehen. Nur die über jede Kritik erhabene Tugend konnte so lange schweigen, wie es hier geschehen ist; wenn sie jetzt spricht, so geschieht es, weil aus dem Bunde der Dreie auch ein zweites Glied geschieden ist, und der tiefbetrübte Bruder das Andenken der Entschlafenen rein, wie es gewesen ist, erhalten will.

Doch ist's ein Schmerzensschrei, den wir anhören, so ist's nicht dieser allein: die Rechtfertigung auf der einen Seite bedingt die Anklage auf der andern. Die „Armuth" Leopardi's ist aus seinen frühern Jahren und dann zufolge des Briefwechsels so sprichwörtlich geworden, daß man sie allgemein, namentlich auch in Deutschland, mit den übrigen individuellen Bedingungen als Grund seiner Weltanschauung ansehen lernte. Nun sagt uns Ranieri aber, daß er in den letzten sieben Jahren für alle materiellen Bedürfnisse des Dichters, soweit ihm dieselben bekannt geworden sind, gesorgt habe; daß ihm Leopardi während dieser Zeit „nichts anderes als ein heiliger und verehrter Gast" war.

Demnach ist es durchaus nichts mit der drückenden Lage des Dichters, wie sie uns aus dem Briefwechsel der letzten Jahre entgegentritt. Alle Bitten an die Seinigen um Geldunterstützung waren an und für sich berechtigt, sie waren es nicht in jener Weise, wie er sie begründete, d. h. sie hatten nichts zu thun mit Lebensunterhalt, Wohnungserneuerung, ärztlicher Hülfe u. dgl., wie er es oft direct ausgesprochen hat.

Doch wenn Leopardi nicht so viel Standhaftigkeit gehabt hat, offen zu erklären, was er seinem Freunde zu verdanken hatte, wie konnte Ranieri selbst so lange schweigen, da er seit mindestens 16 Jahren im Epistolario des Dichters das lesen konnte, was wir heute erst indirect von ihm widerlegt oder gedeutet finden? Nun, es ist etwas Einziges mit dieser Freundschaft, die in den beiden Ueberlebenden jahrzehntelang gepflegt wurde und jetzt in dem alleinstehenden Greise zur Todessehnsucht wird, um dann im Reiche der Schatten den beiden Vorangegangenen wieder zu begegnen. Als nach mehr denn einem Vierteljahrhundert nach dem Tode des Dichters seine Briefe, von Prospero Viani gesammelt, bei Le Monnier in Florenz erschienen, nahm natürlich auch Ranieri die beiden Bände zur Hand. Aber so tief erregte ihn hier einmal all das physische

Leid, das wieder lebendig sich ihm darbot, sodann das völlige Zurücktreten der geistigen Hoheit vor den menschlichen Schwächen, daß er dreimal beim Lesen vom Fieber ergriffen wurde, ehe er sich selbst das Wort gab, nie mehr Bücher „solcher Art" zu lesen, noch von seiner Schwester lesen zu lassen.

So kennt Ranieri einige Aeußerungen des Briefwechsels nur vom Hörensagen; aber von wie schmerzlichem Eindruck sie für ihn und seine edle, einzig geliebte Schwester, die er stets mit dem Ausdruck „engelgleich" bezeichnet, gewesen sind; wie „tiefe, unheilbare und unsagliche Schmerzen" sie beiden gekostet haben: sie haben in ihm das Vertrauen weder in den entschlafenen Freund, noch in die Tugend erschüttern können. Seit jenem Herbstabend des Jahres 1830, als er mit jugendlicher Begeisterung dem über seine Lage verzweifelten Dichter zugerufen hatte: „Leopardi, du wirst nicht nach Recanati gehen! Das wenige, was ich besitze, reicht für zwei wie für einen aus; und, wie ein Opfer, das du mir, nicht ich dir bringe, trennen wir uns nie mehr!" — seit jenem Abend war die Freundschaft besiegelt und nie gebrochen worden.

Dennoch verstand sie der Dichter nicht in gleich edler Weise wie der jüngere Genosse und später das edle Mädchen; indessen dürfen wir seine Handlungen nicht mit gewöhnlichem Maßstabe messen. Wir deuteten früher anderwärts*) darauf hin, daß es dem Menschen Leopardi an dem nöthigen Muthe mangelte, seine Ansichten persönlich zu vertreten und sich über Vorurtheile hinwegzusetzen; hier finden wir dies nun leider in einer Weise bekräftigt, die schmerzlich betrübend ist. Als die beiden Freunde im Winter 1831—32 in Rom weilten, traf es sich, daß ein Barbier aus der Vaterstadt des Dichters diesen im Verdacht hatte, wie es in der That war, auf Kosten des Freundes zu leben, „Höre", sagte Leopardi darauf zu diesem, „ich werde wahnsinnig beim bloßen Gedanken, durch das Geschwätz jener Sippschaft Spießruthen zu laufen. Ich ersann, ich erdichte und werde in Zukunft alle Märchen und Romane dieser Erde erfinden, um mich vor so schrecklichem Unheil zu bewahren. Wisse denn, daß ich diese Freiheit zur ausdrücklichen Bedingung der Annahme deines Anerbietens mache." Ranieri war hochsinnig genug, sie ihm zuzusagen, allerdings in der stillschweigenden Ueberzeugung, daß der Freund keinen Misbrauch damit treiben würde. Leider können wir ihn davon nicht freisprechen, zumal die Gründe, welche ihn zur Verheimlichung und indirect zur Leugnung der von Ranieri empfangenen Wohlthaten trieben, nicht alle und nicht in letztem Grunde auf vorurtheilsvollem Selbstgefühl beruhten.

Aus vorliegenden Blättern geht mehr als früher hervor, was man übrigens schon aus den „Detti memorabili di Filippo Ottonieri", in denen sich der Dichter selbst schildert, vermuthen konnte, daß Leopardi im praktischen Leben einem nicht immer maßvollen Epikuräismus huldigte. Derselbe kannte zuweilen wirklich keine Grenzen, und Ranieri steht nicht an, zu bekennen, daß der hauptsächlichste Grund, warum der Dichter so ungern aus Neapel aufs Land zog — das ihm im übrigen recht unpoetisch, verhaßt war —, darin zu suchen war, daß er hier nicht das gewohnte und ausgezeichnete Eis des berühmten Vito Pinto an der Carità erhalten konnte.

Also, diesen Epikuräismus zu befriedigen, dienten Leopardi jene Gelder, welche er von Hause forderte, und dann regelmäßig erhielt, unter dem Vorwande der Bestreitung des nothwendigsten Lebensunterhaltes, für welchen schon der Freund auf eigene Kosten sorgte. Allerdings, hätte der Dichter den Seinigen die Wahrheit gestanden, so würde ihm der adelsstolze Vater peremptorisch anbefohlen haben, sofort nach Hause zurückzukehren oder fernerweit als „unwürdiger" Sohn auf jegliche Unterstützung zu verzichten und sich als aus der Familie ausgestoßen zu betrachten. Nicht das ist es, was wir von ihm verlangen; nicht der Verzicht auf die geringen Genüsse, deren er fähig war; nicht eine Moralität a priori, die ihm keine Lüge erlaubt hätte. Aber wahrlich, jene beiden Menschen, welche die schönsten Jahre ihrer Jugend geopfert, die ihr ganzes Leben mit seiner tief schwermuthsvollen, wenn im Grunde auch süßen Erinnerung erfüllt haben, verdienten wohl, daß er sich ihnen mit allen Schwächen zeigte und volles Vertrauen zu ihnen hatte.

Doch er hat es nicht gehabt! „Noch angebeteter Schatten, wie und warum und zu welch unbegreiflichem Zwecke hast du so düstere Märchen erfinden können? Und zum Lohne, weil ich dich geliebt, wie ein Sterblicher wol nie einen andern liebte, mich verurtheilt, in diesen meinen äußersten Tagen und am Rande, o, welchen Grabes, diese Thränen statt Worte niederzuschreiben! . . . Doch ob ich um einen leisen Schatten die Wahrheit getrübt, du weißt es!" Aber er vergibt ihm: „Und wenn wir uns in jenen ewigen Räumen wiederfinden werden, werden wir uns zu Dreien umarmen, alle lächelnd; du um der brüderlichen Schamhaftigkeit willen, welche die Grenzen der dir erlaubten Freiheit weit überschritt, wir, um des Trostes willen, dir in unserm Herzen verziehen zu haben."

Und so wollen auch wir ihm nicht zürnen! Nicht alles ist rein, wie wir ehemals vermuthet; aber über mancher leuchtenden Tugend vergaßen wir fast den Menschen. Nun werden wir wieder daran erinnert, daß er nicht immer in jenen hohen Sphären weilte, wohin ihn nicht nur sein Genius, sondern sein reiner Wille trug; daß er unter Menschen ein Mensch war, mit seinen Gebrechen und Irrthümern. Und er hatte ihrer weniger als viele erwählte Seelen, als wir ihm verzeihen müßten, weil er viel gelitten und weil er viel geliebt wurde von zwei Herzen, die würdig seines Geistes waren und sind. Dies sei der einzige Trost dem tiefgebeugten Freunde und Bruder!

Paul Lanzky.

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, XIV, 1, 420 fg.

Vermischte Schriften.

In unserer gegenwärtigen Literaturgeschichte gewinnt der Roman mehr und mehr an Boden. Handelte es sich dabei um den künstlerisch entworfenen, künstlerisch ausgeführten Roman, so würde man diese Strömung zwar als eine einseitige, aber doch immerhin die Entwickelung der Literatur fördernde bezeichnen können; leider läuft aber die jetzige Romanproduction in ihrem größten Theil auf die seichte Unterhaltungslektüre hinaus. Man liest heute nicht, um sich an dem Gedankenreichthum eines geistvollen Dichters, an der Schönheit einer vollendeten Sprache zu erfreuen, sondern lediglich, um sich die Zeit in „interessanter und spannender Art" vertreiben zu lassen; man schreibt heute nicht, um dem Drange des Genius zu genügen, um mitzuarbeiten an der sittlichen Hebung der Nation, sondern nur um die hungerigen Feuilletonspalten der Zeitungen zu füllen und sodann mit dem Buchverlag ein doppeltes Geschäft zu machen. Daß derartige Erzeugnisse, von und für den Tag geboren, keinen Anspruch auf dauernden Werth erheben können, liegt auf der Hand, die erdrückende Menge derselben verdeckt aber vieles, was in Wahrheit dauernden Werth besitzt, und wird es unter solchen Umständen zum Verdienst, auf die in Vergessenheit gerathenen, aber dennoch bleibenden Denkmäler echter Dichtkunst hinzuweisen. Dies hat nun Eugen Oswald, „von Heidelberg", wie er sich nennt, gethan, indem er eine Anzahl von Landor's „Imaginary Conversations of Literary Men and Statesmen" ins Deutsche übertrug.

1. Männer und Frauen des Worts und der That, im Gespräch zusammengeführt. Von W. S. Landor. Auswahl und Uebersetzung aus den Imaginary Conversations of Literary Men and Statesmen durch E. Oswald. Paderborn, F. Schöningh. 1878. 8. 3 M. 60 Pf.

Es freut uns aufrichtig, daß neben dem Wust mittelmäßiger und schlechter englischer Novellistik, welche unsere Zeitungen und Leihbibliotheken überschwemmt, wieder einmal etwas Besseres, Gediegenes aus der Literatur des Inselreichs zu uns herüberkommt, mag das heimatliche Gewand, in dem es erscheint, auch noch einen etwas fremdartigen Schnitt zeigen. Allerdings versichert uns der Uebersetzer in seinem Vorwort, er habe „gestrebt, mit höchster Treue das liebend in sich empfangene Bild im reinsten Deutsch wiederzugeben", gelungen ist ihm dies jedoch nicht. Eine „übersetzerische Misgeburt", wie Eugen Oswald weiter unten befürchtet, liegt zwar ebenfalls nicht vor; die feinere stilistische Empfindung aber, das Ohr für die leisern Athemzüge der deutschen Sprache sind ihm in der Fremde verloren gegangen. Oswald nennt England „das Land der Verbannung", seine zweite Heimat, und lassen ferner die beiden Daten unter der Einleitung: London 1867, Greenwich 1878, darauf schließen, daß er seit langen Jahren dem deutschen Leben fernsteht. Somit darf man es mit den hier und da unterlaufenden Anglicismen nicht allzu streng nehmen, einer klarern Ausdrucksweise hätte sich der Uebersetzer unserer Meinung nach aber doch befleißigen können, und zwar um so mehr, als zwischen der beabsichtigten und schließlich bewirkten Herausgabe ein Zeitraum von elf Jahren liegt. In der Einleitung gibt Oswald eine kurze Biographie des englischen Dichters und bereitet uns bei dieser Gelegenheit zugleich auf die Eigenthümlichkeiten seines eigenen Stils vor. Er sagt uns: „der Menge stand er fern und fremd", und „mit dem engen Sinn, der damals Oxford beherrschte, fand sich das ungestüme Gemüth Landor's bald im Widerspruch; er fand sich von der kirchlichen Färbung abgestoßen". Das englische „found himself" kann im Deutschen nicht auf gleiche Art angewandt werden. Eine Periode aus einem Brief Landor's übersetzt uns E. Oswald folgendermaßen:

> Ich glaube kein größeres Recht zu haben, über einen Mann erzürnt zu sein, dessen Verstand einen andern Entwickelungsgang durchgemacht hat als der meine, und der mit dem Ergebniß zufrieden ist, als über einen, der nach Venedig gegangen ist, während ich mich in Siena befinde, und der mir schreibt, daß er den Ort gern mag, und daß, obwol er vormals sagte, er wolle sich anderwärts niederlassen, er nunmehr in jener Stadt wohnen will.

Sollte sich in London oder Greenwich wirklich niemand gefunden haben, der eine solche Translation in unser geliebtes Deutsch zu übertragen vermochte?

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die von der Literarhistorie längst normirte Bedeutung Walter Savage Landor's von neuem zu beleuchten, sondern wir werden dieselbe nur insoweit in Betracht ziehen, als sie sich in der vorliegenden Auswahl seiner „Eingebildeten Gespräche" zeigt. Der Ansicht des Herausgebers, daß diese Gespräche das hervorragendste Erzeugniß der Landor'schen Muse bilden, stimmen wir vollkommen bei, und läßt sich ebenso die von ihm getroffene Auswahl nur billigen. Landor entbehrte des großen historischen Ueberblicks, er war nicht frei von nationalem und privatem Haß, seine literarischen Kritiken berühren oft Nebensächliches und längst Vergessenes, sodaß Oswald dem Dichter einen nicht geringen Dienst erwies, indem er alles Derartige ausmerzte. Was wir an den „Imaginary Conversations" hauptsächlich bewundern, ist die Fähigkeit Landor's, mit scharfem Auge die innern Seelenzustände geschichtlicher Personen zu durchschauen, und zwar so, daß sich die historische Ueberlieferung mit der dichterischen Intuition zu einem harmonischen Ganzen fügt. Wir wissen, daß die Gespräche der Phantasie eines Poeten entsprungen sind, und doch, wenn wir sie lesen, finden wir uns bewogen, sie für baare historische Münze hinzunehmen. Am meisten überrascht das in den Gesprächen aus der antiken Welt. Freilich kamen dem Dichter hier seine umfassenden philologischen Kenntnisse zu statten, nannte man ihn doch in England „den größten Latinisten neuerer Zeit" — dieses tiefe Eindringen in den Geist und den

Charakter des Alterthums bleibt aber dennoch ein erstaunenswerthes. Auffällig dürfte es gerade die deutschen Leser berühren, daß sie unter den im Gespräche zusammengeführten „Männern und Frauen des Worts und der That" alle Nationen, nur die ihrige nicht vertreten finden, ein „defect", welcher in der von dem damaligen Vollblutengländer bezüglich alles Deutschen entwickelten Ignoranz begründet liegt. E. Oswald belehrt uns denn auch: „Landor konnte nicht deutsch und verstand wenig von Deutschland", was wahrscheinlich heißen soll: „Landor verstand nicht deutsch und kannte wenig von Deutschland." Das Gespräch zwischen Heinrich IV. von England und Arnold Savage, welches die Reihe eröffnet, zählt zu den weniger bedeutenden, während das folgende: „Oliver Cromwell und Walter Noble", die volle Kraft und Eigenart des Dichters enthüllt. Hier gelangt seine republikanische Gesinnung zum Durchbruch: „Ich hasse und verabscheue das Königshandwerk", ruft Cromwell aus, dessen kurzgehaltene Dialektik gegenüber den langathmigen Ausführungen Noble's mächtig und überzeugend wirkt. Das Gespräch zwischen „Kosciuszko und Poniatowski" hätten wir an des Herausgebers Stelle ausgemerzt. Abgesehen davon, daß sich die politische Urtheilsfähigkeit Landor's hier eine empfindliche Blöße gibt, tritt seine Nationaleitelkeit und sein Franzosenhaß in einer das Ansehen des Dichters geradezu schädigenden Weise hervor. In „Roger Asham und Lady Jane Grey" führt er uns den Erzieher der Königin Elisabeth und die später so unglückliche Schwiegertochter des Herzogs von Northumberland in einem Gespräch kurz vor Verheirathung der letztern mit Lord Guilford vor. Bei Schilderung seiner Frauencharaktere stehen Landor selten weiche und keusche Töne zur Verfügung, und zeichnet er uns z. B. die Aphanasia Nilow in ihrer Neigung zu dem Grafen August von Benjowski, dem Sieger von Kumenka, mit fesselndem Liebreiz. „Hannibal und Marcellus", „Xenophon und Cyrus", „Epiktet und Seneca", „Demosthenes und Eubulides" zeigen uns die schon oben berührten Vorzüge, welche ein gründliches Studium in Verbindung mit lebendiger Phantasie und echt dichterischer Anschauung gewinnt, im glänzendsten Licht. Hier weht uns classische Luft entgegen, und immer tiefer werden wir in den Zauberkreis der griechischen und römischen Welt gezogen. Wie herrlich, gleichsam aus der Geschichte herausgemeiselt, erscheint uns der karthagische Sieger und nicht minder groß der zu seinen Füßen sterbende Römer; wie genau trifft der Dichter das Colorit in der Unterredung zwischen dem Sohn des Darios und dem Führer der Zehntausend; klar spiegelt sich das Zeitalter des Nero in den Worten des stoischen Bekenners von „ἀνέχου καὶ ἀντέχου", und den Demosthenes selbst glauben wir sprechen zu hören, wenn Landor ihn mit seinen Lehren über den Tod des macedonischen Philipp und die Zukunft des athenischen Staats Gedanken austauschen läßt. Die Perle dieser Gattung bildet der Tiberius, welcher seine von ihm getrennte, aber noch immer heißgeliebte Vipsania wiedersieht. Hier hat uns der Dichter ein Kunstwerk von unvergänglicher Schönheit geschaffen, nur schade, daß es durch die Uebersetzung arg entstellt wird. Oder ist es keine Entstellung, wenn z. B. der Claudier, von E. Oswald verdolmetscht, sagt:

> Ich hab' es (das Weihgefäß der Sonne) wieder vor mir, und obgleich es auf mich herabzufallen droht, kann ich ihm doch zulächeln, gerade wie ich that in meinem kleinen Lieblingskahn, der rundum bemalt mit der Hochzeit der Thetis, wann die Schiffer ihr langes, rauhes Haupthaar über die Stirn zogen, viele Stadien weit davon entfernt, es zu betrachten und den Glanz des heitersten Bildes zu mildern, das den heitersten Gott zeigt.

In „Bossuet und die Herzogin von Fontanges" stellt uns Landor den Bischof von Meaux als Beichtvater und die jugendliche Maitresse Ludwig's XIV. als ein trotz aller Erkenntniß noch sehr unschuldiges Beichtkind vor. Die treffliche Charakteristik dieses naiven weiblichen Wesens würde an Anziehungskraft noch gewinnen, wenn sich der Dichter nicht allzu ersichtlich bemühte, das Wort des Abbé de Choisy über die Herzogin: „belle comme un ange, mais sotte comme un panier", zu begründen. Einigemal spielt die Unterredung stark ins Zweideutige. Auch einen kleinen Anachronismus erlaubt sich Landor, indem er die Herzogin von Fontanges zu einer Siebzehnjährigen macht, während sie diese Würde erst in ihrem einundzwanzigsten Jahre vom König erhielt. Mit seinem Peter dem Großen präsentirt uns Landor eine reguläre Bestie; nach einem längern Gespräch mit seinem Sohn — es beginnt bei E. Oswald: „So denn, nachdem du von deines Vaters Haus geflohen, bist du von Wien zurückgekehrt" — läßt ihn der Zar zum Tode verurtheilen, und als ihm der Kanzler darauf berichtet, Alexis sei vor der Vollstreckung der Sentenz gestorben, bestellt sich der liebreiche Vater „ein Glas Branntwein, eine Speckseite, marinirten Stör und guten scharfen Käse". Die Geschichte erzählt uns zwar, daß Peter der Große nicht am Ueberfluß zarter Empfindungen litt, ein solch moralisches Ungeheuer dichterisch aber derart zu conserviren, dazu gehört ein eigenthümlicher Geschmack. Richard III. und Franz Moor sind ja auch gründliche Schurken, jedoch ihre Bösartigkeit erregt als ein organisches Product ihrer Seele Interesse, während wir es bei diesem Zaren lediglich mit einem rohen, bramarbasirenden Lümmel zu thun haben. In der Prinzessin Daschkow hat sich der Autor nach der entgegengesetzten Seite vergriffen; die zarte Dame mit der „Taubenkehle" und dem milden, versöhnenden Urtheil erinnert nicht an die Tochter Woronzow's, welche sich beim Ausbruch der Verschwörung gegen Peter III. in Männerkleidern an die Spitze der Truppen stellte und sie für Katharina gewann. Letztere ist in dem Gespräch sehr wahrheitsgetren skizzirt; mit Klarheit und Schärfe entwickelt sie jene Ansichten und Theoreme, mit deren Ausführung und praktischer Anwendung sie einunddreißig Jahre lang das Reich der Reußen beherrschte. Zum Schluß wollen wir dem Wunsch Ausdruck verleihen, daß das hohe dichterische Talent Landor's auch in Deutschland gerechte Würdigung und somit das vorliegende Werk eine genügende

Anzahl Leser finde; letzteres wünschen wir aber hauptsächlich aus dem Grunde, daß die Verlagshandlung dadurch baldigst in den Stand gesetzt wird, eine zweite stark verbesserte Auflage der Oswald'schen Uebersetzung in Druck zu geben.

Als ein Beitrag zur hundertjährigen Gedächtnißfeier J. J. Rousseau's erscheint:

2. Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Biographische, kritische und historische Studie nebst bisher noch ungedruckten Actenstücken und einem Porträt J. J. Rousseau's von Meylan. Bern, Haller. 1878. 8. 2 M.

Das kleine, mit einem Porträt des Dichters geschmückte Werkchen erhebt keinen Anspruch auf eine umfassende und gründliche Darstellung der verworrenen Lebensschicksale und der geistigen Thätigkeit des berühmten Genfers, bietet aber nach manchen Seiten hin neue und klare Einblicke in das düstere Charakterräthsel, das sich Rousseau nannte, daß es seinem Titel „Studie" alle Ehre macht. Auch dem liebevollsten Biographen dürfte es schwer fallen, die zwischen dem Menschen und dem Dichter Jean Jacques herrschenden Widersprüche völlig zu lösen; ist es doch schon keine leichte Aufgabe, dieselben zu mildern und abzuschwächen. Um letzteres in wirksamster Weise zu erreichen, bemüht sich A. Meylan redlich, indem er immer und immer wieder die Lichtseiten in dem Charakter und dem Seelenleben Rousseau's hervorhebt und die tiefen, manchmal sehr tiefen Schatten leicht oder gar nicht berührt. Der Verfasser zeigt ein warmes Herz für seinen Dichter, und kann es danach nicht wundernehmen, wenn er den Feinden desselben, z. B. dem phantastischen Lamartine, mit scharfen Waffen zu Leibe geht. Am ausführlichsten gibt sich die Schrift in dem Theile, wo Rousseau auf heimatlichem, auf schweizer Boden weilt, und werden hier die dem großen Denker widerfahrenen Verfolgungen und Quälereien mit Documenten belegt, welche auf die bedauerliche Kurzsichtigkeit und die erbärmliche Engherzigkeit seiner biedern Landsleute ein grelles Licht werfen. In dem ersten Abschnitt seines Werks behandelt Meylan die „Kindheit, Erziehung und Jugendzeit" Rousseau's, bei welcher Gelegenheit er gegenüber bisherigen irrigen Annahmen in Betreff des wirklichen Geburtshauses und der ersten Jahre des Philosophen wichtige Aufstellungen macht. Mit dem zweiten Abschnitt: „Jean Jacques Rousseau als Musiker und Literat" betitelt, beginnt „das öffentliche Auftreten und Wirken des Philosophen, und sein Leben nimmt den stürmischen Charakter an, der ihm bis zur letzten Stunde verblieb". Wir finden ihn hier über seinem „zifferirten Notensystem" arbeiten, sehen ihn dadurch in Berührung mit den literarischen Notabilitäten des damaligen Paris gebracht und sodann achtzehn Monate als Secretär des französischen Botschafters von Montaigu in Venedig weilen. Dann lebt er in der Touraine, Opern und Komödien schreibend, um im Winter nach Paris zurückzukehren und dort in das für ihn so verhängnißvolle Verhältniß zu Therese Levasseur zu treten. Wir kommen hier an den dunkelsten Punkt von Rousseau's Leben, an die Unterbringung seiner Kinder im Findelhaus; „um diese unwürdige Handlungsweise", bemerkt Meylan, „zu entschuldigen, nicht aber zu vergeben, kann man sie nur durch die Annahme einer vorübergehenden Schwäche, aus dem Mangel eines Rathgebers erklären". Diese Annahme erhält allerdings durch die nochmalige Wiederholung der bedauernswerthen Thatsache einen bedenklichen Stoß.

In den folgenden Abschnitten sehen wir den Autor des „Contrat social", der „Neuen Heloïse" und des „Emile" allen jenen Schikanen und Niederträchtigkeiten ausgesetzt, jenen Bleigewichten, mit denen kleinliche Geister den Flug des Genius zu hemmen suchen. Rousseau's immer höher aufstrebende Kraft, seine welterleuchtenden Gedankenblitze ringen mit den düstern Nebeln, mit dem Unverstande seiner Zeit, und da diese den lichten Glanz seiner Geistessphäre nicht zu trüben vermag, hängt sie sich an die Person und foltert sie mit allen Mitteln der ihr zu Gebote stehenden Gewalt. Confiscation und Verbot, ja sogar Verbrennung seiner „gefährlichen" Schriften, Ausweisung und Verbannung des Verfassers, Aufregung der Volksmassen gegen ihn, welche ihre oppositionelle Stellung mit Schmähungen und Steinwürfen manifestiren. Wie ein Wild wird der alternde Philosoph, der aufrichtigste Freund der Menschheit von Staat zu Staat gehetzt, Genf und Bern wetteifern in dem edeln Bestreben, ihren Landsmann der Heimat zu berauben, und die Meute bellt den Decreten der Magnificenzen und gnädigen Herren vom Rath ihr Bravo zu. Bei all diesen traurigen Vorgängen erweisen sich die Bemühungen seiner Freunde, Rousseau eine bleibende Stätte zu bewahren, fruchtlos, und so faßt der genfer Philosoph auf die Einladung des schottischen Historikers Hume hin den Entschluß, nach England überzusiedeln. Unglücklicherweise konnte er aber „keinen Gefallen am Charakter der Engländer finden; überdies kannte er ihre Sprache nicht, und so führte die so schön angefangene Verbindung nach einigen Monaten schon zur traurigsten Trennung".

Rousseau floh aus England nach Frankreich, nahm zuerst in Amiens seinen Aufenthalt und wanderte dann vier Jahre lang unter dem Namen „Renon" von Asyl zu Asyl, von Stadt zu Stadt, nach Lyon, Grenoble, Chambéry, Bourgoin, angeblich eine Zufluchtsstätte suchend. Im Juli 1770 kehrte er, unbekümmert um den seine Freiheit bedrohenden Parlamentsbeschluß, nach Paris zurück und lebte dort „fünf Jahre lang halb vergessen in einer kleinen Wohnung an der Rue Platrière, umgeben von seinen Büchern und Sammlungen". An dieser Stelle fügt Meylan eine reizende Beschreibung des innern Stilllebens Rousseau's aus der Feder des großen Gelehrten Bernardin de Saint-Pierre ein, welche auch ein freundliches Streiflicht auf die viel und manchmal wol mit Unrecht verlästerte Therese wirft. Rousseau beantwortet darin unter anderm eine Frage Saint-Pierre's, ob er die ihm vorgelesenen Arbeiten (eine Fortsetzung des „Emile", einige Briefe über Botanik und Uebersetzungen aus dem Tasso) zu veröffentlichen

beabsichtige: „Gott bewahre mich, ich habe sie nur zu meinem Vergnügen geschrieben, um abends mit meiner Frau darüber zu plaudern.“ Wenn Therese nun mit einem Mann wie Rousseau über derartige Dinge auch nur zu plaudern verstand, kann sie geistig doch nicht so gänzlich verwahrlost gewesen sein, als wie sie gemeiniglich hingestellt wird. Einen besondern Abschnitt: „Voltaire und Rousseau“, der sich merkwürdigerweise in seinem größten Theil mit ersterm beschäftigt, widmet der Verfasser einem Vergleiche der beiden Geistesheroen, um sodann eine ausführliche, dem Entwurf des Büchleins wenig entsprechende Schilderung der letzten Tage des „Einsiedlers von Ferney“ folgen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit versteigt sich Meylan dazu, Rousseau und Voltaire „die beiden größten Männer des 18. Jahrhunderts“ zu nennen: ein Superlativ, der im Hinblick auf Geister wie Immanuel Kant, Adam Smith u. a. einfach komisch wirkt. Der letzte Abschnitt: „Rousseau's Ende. Genugthuung nach dem Tode“, in dem Rousseau gegen den Verdacht des Selbstmordes vertheidigt wird, bildet zweifellos den schwächsten der ganzen Studie. Dem Verfasser geht hier der Athem der vollen Begeisterung, den man an dieser Stelle empfinden möchte, aus, und die dem großen Jean Jacques in Gestalt eines Monuments endlich gewährte Genugthuung erscheint unter solch abgeblaßter Darstellung ziemlich ärmlicher Natur. Immerhin verdient aber das Werk um seiner klaren und präcisen Fassung und um der neuen, die Rousseau-Literatur vermehrenden Beiträge willen, allen Freunden des Dichters empfohlen zu werden.

Schon durch sein vor ungefähr vier Jahren veröffentlichtes Werk: „Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis“, hat Eduard Bodemann einen beachtenswerthen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte geliefert; jetzt bringt er uns eine Gabe, welche an Werth die frühere noch übertrifft, indem sie uns mit einem reichern Material mitten in die regste literarische Bewegung des vorigen Jahrhunderts führt. Den Mittelpunkt, um den dieses literarhistorische Material krystallartig anschießt, bildet der „als Arzt, als Philosoph und geistreicher Prosaist unter seinen Zeitgenossen allgemein anerkannte“ Johann Georg Zimmermann:

3. Johann Georg Zimmermann. Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben von Bodmer, Breitinger, Geßner, Sulzer, Moses Mendelssohn, Nicolai, der Karschin, Herder und G. Forster. Von E. Bodemann. Hannover, Hahn. 1878. Gr. 8. 5 M.

Für die den ersten Theil seines Werks füllende Biographie hat Bodemann hauptsächlich den in der königlichen Bibliothek zu Hannover verwahrten handschriftlichen Nachlaß Zimmermann's als Quelle benutzt und so die bisherigen, auf der dürftigen Tissot'schen Biographie basirenden Lebensbeschreibungen in trefflicher Weise verbessert und ergänzt. Als Bibliothekar zu Hannover stehen Bodemann sämmtliche noch verborgenen Schätze der dortigen Bibliothek zu Gebote, und wir können uns nur der geschickten Hand freuen, welche dieselben so kritisch zu sichten, so vorzüglich zu ordnen und im Dienst der Allgemeinheit auszubeuten weiß. Die zweite Hälfte des Werks umfaßt eine große Anzahl bisher ungedruckter Briefe an Zimmermann von Bodmer, Geßner, Sulzer, Moses Mendelssohn, Herder u. a., welche wir aufrichtig willkommen heißen. Der Herausgeber bemerkt in der Vorrede:

> Zimmermann's Correspondenz war ungeheuer und verzehrte einen guten Theil seiner Lebenszeit; sie erhielt ihn aber auch im Zusammenhange mit dem literarischen und politischen Leben jener Zeit; die Briefe enthalten einen Schatz von Notizen über damalige Zustände und liefern manchen neuen Beitrag zur Kenntniß über bedeutende Persönlichkeiten jener Zeit.

Zimmermann, dessen Ruf als Arzt sich weit über die Grenzen Deutschlands erstreckte, hat als Mensch eine sehr verschiedene Beurtheilung erfahren; er fand eine nicht geringe Anzahl von schwärmerischen Verehrern, wurde aber auf der andern Seite auch redlich geschmäht und gehaßt. Sein leidender Zustand, die Hypochondrie, welche ihn durch das ganze Leben begleitete, mischte seinem Charakter einen fremden, oft bis zur Unbilligkeit scharfen Zug bei, und in Verbindung mit seinen oft sehr heftigen Federkriegen resultirte hieraus bei den Fernerstehenden manchmal ein gänzliches Verkennen seiner glänzenden und edeln Eigenschaften. Er warf sich eben mitten in den Streit des Tags, und so konnte es nicht ausbleiben, daß er hier und dort von empfindlichen Schlägen getroffen ward. Bodemann versucht nun, das vielfach getrübte Bild des zweifellos hochverdienten Mannes in seiner ursprünglichen Reine wiederherzustellen und es von den schweren Vorwürfen zu befreien, womit Lüge und Misgunst seinen Namen belasteten. Bodemann faßt sein Urtheil so zusammen:

> Sein Charakter, welchen der Parteihaß seiner Zeit so sehr zu schwärzen versuchte, war rein und edel. Die Reinheit und Innigkeit seines Herzens machte ihn zu einem liebenden Gatten und Vater; für wahre Freundschaft innigst empfänglich suchte er durch zuvorkommende Herzlichkeit auch stets das Unrecht wieder gut zu machen, welches er vielleicht in einem Anfluge übler Laune zugefügt hatte. Seine Aufopferung für die, welche seine Hülfe in Anspruch nahmen, war, selbst unter den schrecklichsten Leiden, unermüdet.

Der Verfasser theilt seine Biographie in zwei Hauptabschnitte: „Zimmermann bis zu seinem Fortgange aus der Schweiz“ (1728—68) und „Zimmermann in Hannover“ (1768—95). Diese beiden Abschnitte zerfallen der erste in vier, der zweite in elf Kapitel. Nach einer kurzen Skizze seiner Kindheit und Studienzeit folgen wir Zimmermann nach Göttingen, finden ihn dort im Hause Haller's und als Autor der Disputation „De irritabilitate“, welche allgemeines Aufsehen in der gelehrten Welt erregte und „die Grundlage seines Ruhms“ wurde. Sodann wird seine Ansiedelung in Bern, seine Verheirathung mit einer Verwandten Haller's, der jungen Witwe Steck, berührt, und wir begleiten ihn nach seiner Vaterstadt Brugg, wo er als Arzt von schon bedeutendem Ruf das Physikat übernimmt. Durch seine ersten poetischen Versuche tritt er mit Bodmer, Breitinger und Wieland in Verbindung, welch letzterer ihn mit den Worten: „Machen Sie keine

Verse", auf das wahre Gebiet seiner schriftstellerischen Befähigung, auf das der Prosa, verweist. In dem dritten Kapitel behandelt Bodemann in chronologischer Folge ihrer Entstehung die folgenden Werke Zimmermann's: „Versuch über die Einsamkeit", „Vom Nationalstolz" und „Von der Erfahrung in der Arzneikunde", wobei er ebenfalls sehr interessante kritische Aeußerungen hervorragender Zeitgenossen anführt. Die Gründung der „berühmten Helvetischen Gesellschaft" und Zimmermann's beginnende Feindschaft mit Geßner und Lavater umfaßt das vierte Kapitel, womit sein Aufenthalt in der Schweiz abschließt.

Das erste Kapitel des zweiten Abschnitts schildert in anziehender Weise „das gesellige und geistige Leben in Hannover zu jener Zeit und Zimmermann's Verhältnisse daselbst". Wir finden den schweizer Arzt mit seiner Familie in einer neuen Welt; als „wohlgeborener Herr Leibmedikus" wird er von der hohen Gesellschaft begehrt, Herzöge und Prinzessinnen bitten um seinen Rath, er besucht jeden Morgen „eine nicht geringe Zahl von Damen, die ich dennzumal, wie er einem brugger Freunde schreibt, auf einem Sofa von himmelblauem Sammt und in einem Nachtkleide von weißem Atlas, das über und über mit flandrischen Spitzen besetzt ist, nach ihrer ganzen Länge liegen sehe, indeß da sie ihre schönen Finger mit Verfertigung von Réseaux und Entrelacs — ihrer einzigen Arbeit — beschäftigen und mir die allerliebste Geschichte ihrer Vapeurs erzählen". In demselben Briefe gibt Zimmermann von sich und seiner Familie eine Beschreibung, der es an drastischem Wesen, aber auch an einem gewissen renommistischen Zuge nicht fehlt. In der Beurtheilung der Lebensverhältnisse macht sich bei ihm schon stark die wachsende Hypochondrie geltend, und was ihm heute herrlich erscheint, entbehrt morgen jeglichen Reizes. So läßt er sich in dem Rausch seiner ersten hannoverschen Freuden zu folgendem Jubelhymnus hinreißen:

Ich war doch in Brugg kein Monstrum, kein Verbrecher, kein Scheusal in der menschlichen Gesellschaft, und doch haßten mich meine meisten Mitbürger vierzehn lange Jahre; hier bin ich der nämliche Mensch, und doch macht mir — Gott weiß es — kein Mensch den geringsten Verdruß; im Gegentheil, ich überfließe mit Thränen der Dankbarkeit gegen den Vater im Himmel, wenn ich betrachte, wie menschenfreundlich hier von allen Seiten gegen mich gehandelt wird, wie liebreich Vornehme und Geringe mit mir und meiner ganzen Familie umgehen.

Nur drei Jahre darauf schreibt er aber an denselben Freund, den Rathsherrn Schmid in Brugg:

Und das ist also das in Hannover so theuer erkaufte Glück! O ihr schönen Tage, da ich zu Brugg auf meinem Cabinet im Umgange mit den besten Köpfen aller Zeiten und mit der Verfertigung meiner seitdem in unzählige Hände gekommenen Schriften zugebracht; — o ihr schönen Tage, ihr seid entschwunden und mit euch alles Gefühl der Freude!

An materiellem Gewinn fehlt es ihm dabei durchaus nicht, im Gegentheil, „Geld habe ich mehr als genug und Ehre zum Ekel"; aber er, welcher hundert und tausend andern die Gesundheit wiederschenkte und dafür mit Gold überhäuft wurde, vermochte sich die eigene nicht zu erkaufen. Wie damals schon die berühmten Aerzte honorirt wurden, erhellt aus einigen von Bodemann angeführten Beispielen. Danach erhielt Zimmermann von der Erbprinzessin von Braunschweig für die Behandlung ihres kleinen Sohnes eine goldene Tabatière von einem Pfund Gewicht und mit 57 Diamanten besetzt; bei seinem Aufenthalt in Pyrmont (1773) schenkte ihm der Fürst von Waldeck eine mit Diamanten besetzte goldene Tabacksdose im Werthe von 800 Thlrn., die Prinzessin Luise von Anhalt-Pleß läßt eine Porzellantasse auf seinem Tisch stehen, worin sich eine Börse mit 100 Louisdor befindet; vom Grafen von Stolberg-Wenigerode bekommt er eine Brieftasche mit 80 Dukaten; die Prinzessin Auguste von Braunschweig verehrt ihm eine Tabatière von 200 Thlrn., eine Gräfin Blome schickt ihm ein Billet mit 75 Dukaten und außerdem nimmt er in den drei Wochen dieses pyrmonter Aufenthalts an baarem Gelde noch 1210 Thlr. 10 Gr. ein.

Obgleich wir es bei Zimmermann mit dem philosophischen Kopf, mit dem scharfblickenden Mann der Wissenschaft zu thun haben, sind dennoch seine Aeußerungen, seine schriftlichen Mittheilungen von der Hypersentimentalität, dem marklosen Gefühlsschwulste jener Tage nicht frei. Oder wie soll man es nennen, wenn er an eine Freundin, die Regierungsräthin von Döring, im Vorwort zu seinem Werk über die Einsamkeit schreibt:

Meine Gebeine waren zermalmt, mein Herz war voll Jammer, meine Augen waren todt, als ich Sie zum ersten mal sah. Sie allein bliesen wieder in mir Funken des Lebens an; Sie allein waren die Ursache, daß ich nicht vergangen bin im höchsten Unglück und bei unüberwindlich scheinenden Widerwärtigkeiten.

Seinem Freunde Sulzer schildert er die genannte Dame also:

Denken Sie sich die ganze Empfindsamkeit, die ganze Grazie einer Aspasia, denken Sie sich das höchste Ideal von weiblicher Liebe zu allem, was edel, schön, groß und tugendhaft ist, so haben Sie ein Bild von alledem, was Frau von Döring war. Diese Frau ist die einzige Ursache, daß Kummer, Schmerz und Leiden mich, so lange ich in Hannover bin, nicht getödtet haben, die einzige Ursache, warum ich nirgends begraben zu sein wünsche als in Hannover.

Als er nach einer in Berlin glücklich überstandenen Bruchoperation nach Hannover zurückkehrt, wird uns folgendes Bild entworfen: „Mit tausend Freudenthränen vom Sohne, den Freunden und Freundinnen empfangen; die einen waren vor Freude ganz sprachlos, andere wurden ohnmächtig, andere verfielen vollends in Convulsionen." Mehr kann man wirklich nicht verlangen. An Herder und dessen Frau schreibt Zimmermann im Juni 1774, also in seinem sechsundvierzigsten Jahre:

Geliebter guter Mann und geliebtes gutes Weibchen, meine ganze Seele küsset Euch von nun an bis in Ewigkeit. Ja gesehen haben wir uns in dem taumelvollen Pyrmont, aber auch weiter nichts als gesehen! Ach, meine Geliebten, wären Sie in der letzten Woche des Julius in Pyrmont gewesen, so hätten wir einen paradiesischen Umgang zusammen gehabt. Da hätten wir gerade aus der Seele in die Seele gesprochen, da wäre

Herder für uns gewesen alles in allem! Keinen einzigen Tag seid Ihr von uns vergessen, Ihr lieben, Ihr unaussprechlich geliebten schönen Seelen, Du, Herder, und Dein Engel, Deine Frau!

Solche Sprache klingt jetzt unsern Ohren fast unverständlich. An gegenseitigem überschwenglichen Lobe lassen es Zimmermann und seine literarischen Genossen untereinander ebenfalls nicht fehlen, während sie ihre Gegner mit Beinamen beehren, welche selbst in unserer durchaus nicht schüchternen Zeit als gewagt erscheinen dürften. Auf der einen Seite ist man der „Adler unter den deutschen Genies, ein Lucian, ein Swift, dieweil es auf der andern Alltagsscribler, Volksaufwiegler, Pasquillanten, unzüchtige Buben und hämische Hunde regnet". Der platte literarische Klatsch zieht eben stets die „Rücksichtslosigkeiten und Ungezogenheiten" als willige Heerfolge nach sich. Im fünften Kapitel entlastet der Verfasser Zimmermann von einer schweren Beschuldigung, welche Goethe im dritten Bande von „Wahrheit und Dichtung" gegen ihn erhebt. Dieselbe betrifft Zimmermann's Verhältniß zu seinen Kindern und wird von Bodemann auf die klarste und überzeugendste Weise widerlegt. Goethe hat sich, bemerkt er, offenbar Verwechselungen zu Schulden kommen lassen und sein Gedächtniß hat ihn hier bei den spätern Aufzeichnungen getäuscht. Zimmermann war seinerseits von großer Hochachtung für den jungen Dichter erfüllt; er bezeichnet dessen „Werther" als ein „unsterbliches Buch" und nennt Goethe in einem Brief an Frau von Stein „un des genies les plus extraordinaires et les plus puissants, qui ayent jamais paru dans ce monde". Zum ersten mal trafen die beiden (1775) in Straßburg zusammen, und zwar, als Zimmermann nach der Schweiz reiste, Goethe aber von dort zurückkehrte. Zimmermann zeigte ihm hier unter hundert Silhouetten auch das Bild der Frau von Stein, welches „schon damals ahnungsvoll Goethe's Herz ergriff". „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." Diese Worte schrieb Deutschlands größter Dichter unter das Porträt einer Frau, welche neuere Literarhistoriker à la Stahr zu einer geistigen Null herabzudrücken suchen. Ernst Jerusalem.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Geschichtswerke.

1. Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. Einundvierzigste Lieferung, zweite Abtheilung: Geschichte des Kirchenstaates von M. Brosch. Erster Band: Das 16. und 17. Jahrhundert. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Streng genommen paßt der Titel, unter welchem dieser neueste Band der jetzt von W. von Giesebrecht geleiteten Heeren-Ukert'schen Staatengeschichte erschienen ist, nicht ganz auf das, was derselbe uns bietet. Es handelt sich nämlich nicht um eine Geschichte des Kirchenstaates schlechtweg, sondern nur um die Schicksale desselben seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Denn erst von Alexander VI. und Julius II. läßt der Verfasser den Kirchenstaat als solchen geschaffen sein, und Leo X. ist ihm der erste Papst, der eine wirkliche weltliche Regierung zu führen oder wenigstens den Versuch zur Führung einer solchen zu machen hatte. Wir müssen bekennen, daß wir diese Auffassung, die sich mit den bisher in diesem Punkte beobachteten Sprachgebrauch in auffallenden Widerspruch setzt, nicht theilen können, und auch durch die Begründung, welche in der Einleitung versucht wird, nicht von ihrer Richtigkeit überzeugt worden sind. Dieselbe läuft nämlich eigentlich darauf hinaus, daß bis zum 16. Jahrhundert das der päpstlichen Hoheit untergeordnete Gebiet und die höchst fragwürdigen Gerechtsame, welche die Päpste in demselben ausübten, durchaus nicht dem Begriffe entsprochen haben, welchen wir mit dem Namen eines Staates verbinden. Das kann man wol zugeben: aber dann darf man streng genommen im Mittelalter überhaupt nicht mehr von Staaten sprechen, denn dem modernen Staatsbegriff hat keine von den großen staatlichen Bildungen des Mittelalters auch nur einigermaßen entsprochen. Der Anfang des 16. Jahrhunderts bezeichnet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des Kirchenstaats allerdings insofern, als die ununterbrochene, im wesentlichen continuirlich fortschreitende Gestaltung desselben damals ihren Anfang nahm, aber wenn die Städte und Landschaften, die der spätere Kirchenstaat umfaßte, damals auch in mehrere thatsächlich voneinander unabhängige Herrschaften geschieden waren; wenn Rom damals auch mit Recht als der Sitz der Päpste, nicht aber als die Hauptstadt eines Staats bezeichnet werden kann, so wird man doch nicht behaupten können, daß dieser Zustand bis dahin immer geherrscht, daß niemals zuvor ein Kirchenstaat bestanden habe; es genügt, zur Widerlegung dieser Auffassung an die Revindicationen nach dem Tode Kaiser Heinrich's VI. und an die dann folgende Zeit Papst Innocenz' III. zu erinnern. Im Sinne des Mittelalters hat es ohne alle Frage schon früher einen Kirchenstaat gegeben, wenn derselbe auch nach Inhalt und Form nicht gerade demjenigen genau entsprach, den wir haben zu Grunde gehen sehen; aber jener mittelalterliche Kirchenstaat war so gut wie aufgelöst worden in den Zeiten der päpstlichen Residenz zu Avignon, war aufgelöst geblieben in dem Jahrhunderte der vergeblichen Reformationsversuche, und entsteht auf anderer Grundlage und in andern Formen, mehr auch politischer und dynastischer als auf eigentlich kirchlicher Grundlage und in den mit dem 16. Jahrhundert sich entwickelnden

Formen staatlichen Lebens erst wieder durch Alexander VI., Julius II. und Leo X. Das erkennt doch auch der Verfasser des vorliegenden Werks eigentlich an und er tritt damit in einen gewissen Widerspruch mit seiner Leugnung eines eigentlichen Kirchenstaats im Mittelalter, wenn er sagt:

Das päpstliche Staatensystem des Mittelalters konnte die kühnen Fictionen, auf denen es beruhte, angesichts der gegebenen Machtverhältnisse nicht länger aufrecht erhalten: es war bankbrüchig geworden und hat aus der großen Liquidation auch seinen italienischen Besitz nicht zu retten vermocht. Die Wiedererlangung dieses Besitzes war das Werk der Päpste Alexander VI. und Julius II. (1492—1513). Der eine hat für seinen Sohn Cäsar Borgia einen Staat gründen wollen, der andere das von Cäsar freventlich Zusammengeraubte namens der Kirche in Beschlag genommen und daraus den Kirchenstaat gemacht. Die Borgia sind so eigentlich Sprößlinge aus der Paarung des mittelalterlichen Feudalismus mit der wiedergeborenen Sittenlosigkeit der römischen Cäsaren; der ihnen folgende Revera-Papst, trotz aller tiefen Unsittlichkeit, der auch von ihm geopfert wird, ist der todesmuthige Krieger und Held, der an seinen Beruf sein Leben setzt und also das Leben in seinen vielfältigen Erscheinungen bezwingt.

Es mag diese Stelle zugleich eine Probe geben von der geistvollen, zuweilen doch aber auch etwas manierirten Darstellung des neuesten Geschichtschreibers des Papstthums. Was die Quellen angeht, aus denen derselbe geschöpft hat, so sind das namentlich, und soweit die Darstellung um neue Züge bereichert ist, ausschließlich die Depeschen der venetianischen Botschafter, welche als ein noch immer unerschöpfter Schatz der historischen Erkenntniß in dem venetianischen Staatsarchiv aufbewahrt werden. Den Berichten dieser so fein beobachtenden und so getreu schildernden Zeugen verdankt die vorliegende Geschichte des Papstthums im 16. und 17. Jahrhundert ihre lebendige Frische und Anschaulichkeit sowie die mancherlei neuen Momente, die sie in der Entwickelung des historischen Zusammenhangs hervorzuheben im Stande gewesen ist. Doch kann man nicht sagen, daß die so gewonnene Gesammtanschauung wesentlich von derjenigen abweiche, die bisher auf Grund der bahnbrechenden Arbeiten Ranke's geherrscht hat; nur daß das dort in großen Zügen Umrissene und in wenigen Worten Angedeutete auf Grund des reichern Materials hier eingehender und anschaulicher zur Darstellung gebracht ist.

Besonders dankenswerth ist es, daß der Verfasser auch das culturgeschichtliche Moment in der ausgiebigsten Weise berücksichtigt hat: nicht blos die Geschichte der Kunst und Literatur, sofern sie in Rom selbst ihren Sitz fanden und sich in großen Werken bethätigten, ist von ihm in den Rahmen seiner Geschichtserzählung hineingezogen worden, sondern er hat auch versucht, die von dort ausgehenden Wirkungen auf weitere Kreise zu verfolgen und zur Anschauung zu bringen; auch auf das Verhältniß der von Rom und den Päpsten vertretenen Richtung zu den Anfängen wirklich wissenschaftlicher Bestrebungen geht er näher ein. Gerade diese Abschnitte des lehrreichen Buchs möchten wir als besonders gelungen bezeichnen. Ueberhaupt ist dasselbe nicht arm an vortrefflich geschriebenen Partien voll der lebendigsten Anschaulichkeit. Dahin rechnen wir z. B. die kurze und doch so farbenreiche und bewegte Schilderung Roms nach der Einnahme durch die deutschen Landsknechte Karl's von Bourbon, das Kapitel über die Renaissance in Rom und dem Römischen u. a. m.

Bedenklich erscheinen andererseits manche Parallelen mit Ereignissen der neuesten Zeit, für die der Verfasser gelegentlich eine gewisse Vorliebe erkennen läßt. Wenn er z. B. sagt:

Wir können uns den Eindruck des Siegs von Pavia auf die Zeitgenossen um so leichter vergegenwärtigen, als wir die Zeugen einer Siegesnachricht ähnlicher Art, die ebenfalls durch Gefangennahme eines französischen Herrschers in ihr blendendes Licht gestellt wurde, gewesen sind —

so erscheint diese Nebeneinanderstellung der Schlacht von Pavia und der von Sedan doch höchst anfechtbar und innerlich durchaus nicht berechtigt, wenn man, von den zufälligen, allerdings sehr augenfälligen Aeußerlichkeiten absehend, auf den wahren historischen Gehalt beider Ereignisse eingeht. Und ähnlich ist es z. B., wenn die Glanzzeit der italienischen Literatur im Zeitalter der Renaissance mit der der deutschen in Parallele gestellt wird:

Auch das goldene Zeitalter der deutschen Literatur fällt mit der Zeit zusammen, da die Nation in ihrer Uneinigkeit und Zersplitterung reif war, einem fremden Eroberer zur Beute zu fallen, da es deutsche Regierungen gegeben hat, welche mit diesem Eroberer unwürdige Pacte schlossen, ganz so wie die Päpste und italienischen Dynasten mit Karl V.

Auch das ist mehr äußerlich ähnlich als wirklich dem innern Wesen nach verwandt. Doch soll durch diese Bemerkungen das Verdienst der Arbeit nicht gemindert sein.

2. Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. Von Georg Kaufmann. Erster Band: Die Germanen der Urzeit. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Das vorliegende Werk darf als ein sehr wohlgelungener Versuch begrüßt werden, in übersichtlicher Weise und allgemein ansprechender Form einmal die Summe zu ziehen aus dem, was durch die emsigst fortarbeitende Specialforschung während der letzten Jahrzehnte zur Kenntniß der ältesten Zustände des deutschen Volks neu gewonnen worden ist. Eine solche Zusammenfassung war in diesem Falle um so mehr geboten, als es bei der ungemein vielfachen Arbeitstheilung gerade auf diesem Gebiete selbst für den Fachmann, welcher den Fortgang der gelehrten Studien gewissenhaft verfolgt, fast unmöglich ist, sich fortdauernd ein Gesammtbild von dem Geleisteten gegenwärtig zu halten: denn gleichmäßig nehmen ja an der Förderung der ältesten deutschen Geschichte Antheil die Rechtswissenschaft so gut wie die Sprachforschung, die ethnographischen und topographischen Specialstudien so gut wie die eigentliche historische Forschung, und dem Eifer, mit dem man in neuerer Zeit den urgermanischen Alter-

thümern durch die wissenschaftliche Untersuchung von Grabfeldern und Einzelgräbern u. a. m. nachgeht, ist eine überraschende Bereicherung des der Anschauung zu Hülfe kommenden Materials zu danken. Alles dies hat Georg Kaufmann, der Verfasser dieser „Deutschen Geschichte bis auf Karl den Großen" mit der gewissenhaftesten Sorgfalt gesammelt, kritisch gesichtet und zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet, nachdem er früher selbst durch eine Reihe von gelehrten Einzeluntersuchungen seine gelehrte Tüchtigkeit zweifellos erwiesen hatte. Besonders anerkennend aber muß die ansprechende Form hervorgehoben werden, in welcher hier ein ziemlich spröder Gegenstand behandelt worden ist. Frisch und lebendig, geistvoll und reich an allgemeinen Gesichtspunkten, die sich durchaus ungesucht ergeben, in gleichmäßig fließendem, einfachem und schlichtem Vortrag — so wird hier die Urgeschichte unsers Volks vor unserm geistigen Auge mit anschaulicher Lebendigkeit entwickelt. Zweierlei ist es, was besonders hervorgehoben werden mag. Einmal nämlich gibt Georg Kaufmann seine Darstellung ohne gelehrte Begründung, indem er zur Rechtfertigung dieses Verfahrens durchaus treffend hervorhebt, daß sein Buch, wenn es mit der gelehrten Begründung ernstlich genommen würde, sich in ein Bündel von Monographien auflösen haben würde. Wir können dem nur beistimmen und sehen in diesem Verzicht auf jeden gelehrten Apparat einen wesentlichen Vorzug dieser Arbeit: denn es wird dadurch der Leserkreis, der sich an demselben erfreut und dadurch bilden und anregen läßt, ohne Zweifel um ein gutes Stück erweitert; gelehrte Noten, langathmige Excurse, kritische Specialuntersuchungen, so nöthig und verdienstlich sie sind, müssen ein für allemal in Wegfall kommen, wo es sich um eine zur Gesammtheit der Gebildeten zu sprechen bestimmte Arbeit handelt. Es kann ja natürlich nicht ausbleiben, daß eine oder die andere der hier ohne eingehende Begründung gegebenen Aufstellungen von fachmännischer Seite angefochten wird; auch wollen wir nicht leugnen, daß manche, welche wir als Hypothese für sehr beachtenswerth halten, doch zuversichtlicher und positiver ausgesprochen wird, als nach dem Stande der quellenmäßigen Ueberlieferung streng genommen hätte geschehen sollen. Doch sind wir der Meinung, daß die Anfechtbarkeit, ja selbst die erweisbare Unrichtigkeit einzelner Züge der frischen Anschaulichkeit und farbigen Lebendigkeit des Gesammtbildes so wenig wie der Richtigkeit desselben in allem Wesentlichen irgend Abbruch gethan hat. Dann aber hat diese Darstellung der ältesten deutschen Geschichte dadurch einen sehr ansprechenden Zug erhalten, daß in weit höherm Grade, als das sonst zu geschehen pflegt, die Geschichte des sinkenden Römerthums damit verbunden worden ist; streng genommen ist ja ein volles Verständniß der germanischen Entwickelung gar nicht recht möglich, wenn man nicht den Boden kennt, auf welchem dieselbe sich unausgesetzt zu bewegen hatte. Das aber war der absterbende Staat und die welkende Cultur des römischen Reichs in seiner eigenthümlichen Verbindung mit dem sich siegreich ausbreitenden Christenthum. Diesem Verhältniß ist hier vollauf Rechnung getragen worden und die Wechselwirkung zwischen Römerthum und Germanenthum kommt hier in ihrer ganzen machtvollen historischen Wirksamkeit vollauf zur Geltung. Namentlich hat Kaufmann diesen Erfolg der sorgsamen und geistvollen Verwendung zu danken, welche er den Producten der spätrömischen Literatur gegeben, um die gesammte geistige Signatur jener merkwürdigen Uebergangsperiode recht lebendig und durch die Zeitgenossen und ihre Werke selbst zum Ausdruck zu bringen.

Der vorliegende erste Band behandelt in drei Büchern die deutsche Geschichte bis zu der Gründung des Westgothenreichs im Jahre 419. Das erste Buch erzählt die Geschichte der Germanen bis auf die Völkerwanderung 375. Hier möchten wir als wohlgelungen besonders die Abschnitte hervorheben, welche die Cultur in den römisch-deutschen Grenzlanden an der Hand der erhaltenen Alterthümer zu schildern unternehmen. Ueberhaupt ist — sicherlich mit Recht — dem eigentlich culturgeschichtlichen Elemente ein besonders großer Platz eingeräumt: culturgeschichtlich ist das ganze zweite Buch, welches die Periode der germanischen Urzeit behandelt und in einer Reihe von sehr anschaulichen und dabei knapp gehaltenen Bildern alles zusammenstellt, was wir von den staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen, vom Rechtsleben, von der Sitte und von der Religion der alten Germanen wissen. Im dritten Buche endlich, welches die „Zeit des Uebergangs" behandelt, und da namentlich die Geschichte der Westgothen von 375—419 erzählt, wird uns zunächst eine geistvolle und anschauliche Schilderung gegeben von dem geistigen Leben im 4. Jahrhundert, dann die Wirksamkeit Ulfila's und die Bekehrung der Gothen berichtet, durch welche ein über die ganze Zukunft der Germanen entscheidender großer Fortschritt bezeichnet wurde, und dann werden die römisch-westgothischen Beziehungen in Krieg und Frieden bis zu der Begründung des Reichs von Toulouse durch Wallia dargestellt. Die Heldengestalten des Alarich und des Stilicho treten natürlich besonders in den Vordergrund.

Auf Einzelheiten einzugehen müssen wir uns versagen; es ist hier namentlich nicht der Ort, einzelne Punkte kritisch zu discutiren, in denen der Verfasser uns Ereignisse und Dinge doch allzu frei zu behandeln, ja bis zu einem gewissen Grade mehr zu construiren, als aus den Quellen zu entnehmen scheint. Vielmehr möchten wir schließlich nur noch mit einem kurzen Worte hinweisen auf die interessante Beilage, welche den Schluß dieses Bandes bildet. Kaufmann bespricht darin die Auffassungen der ältern deutschen Geschichte von Möser bis auf Roth und Sohm. Er behandelt darin namentlich auch die eigenthümliche Stellung, welche die Franzosen der ältesten deutschen Geschichte gegenüber einnehmen, die für sie als die Urgeschichte des eigenen Volkes und Staates ja ein hervorragendes Interesse hat. Kaufmann zeigt nun, wie die

französischen Arbeiten über diesen Gegenstand, die ehemals auch in Bezug auf Gelehrsamkeit den Deutschen voranstanden, jetzt aber von diesen völlig überholt sind, durch ganz eigenthümliche Momente beeinflußt wurden. Einmal nämlich gebietet die französische Nationaleitelkeit, daß Frankreich den barbarischen Germanen nichts verdanke: diese sollen danach nichts gekonnt haben als nur zerstören, und Frankreich wird in seinem Staate und in seiner Cultur dargestellt als ein unverfälschter Nachkomme der großen Römer und der ritterlichen Celten. Aus den Werken Augustin Thierry's so gut wie den neuern Arbeiten von Fustel de Coulanges bringt Kaufmann sehr erheiternde Proben dieser Auffassungsweise bei. Dann aber ist die Behandlung dieses Gegenstandes bei den Franzosen wesentlich beeinflußt worden durch die socialen und politischen Gegensätze, die in Frankreich selbst vorhanden waren, und die ältern hierhergehörigen Arbeiten geben sich bei genauerer Betrachtung als politische Parteischriften, welche je nach dem Standpunkte des Autors bald den französischen Adel, bald den französischen Bauernstand als den eigentlichen unverfälschten Repräsentanten des nationalen Franzosenthums zu erweisen suchen, um daraus dann für die politische und sociale Neugestaltung Frankreichs Kapital zu schlagen.

3. W. Aſſmann's Geschichte des Mittelalters von 375—1492. Zur Förderung des Quellenstudiums für Studirende und Lehrer der Geschichte, sowie zur Selbstbelehrung für Gebildete. Zweite umgearbeitete Auflage von Ernst Meyer. (Zugleich als zweiter Theil zu Aſſmann's Handbuch der allgemeinen Geschichte.) Erste Abtheilung: Bis zum Anfange der Kreuzzüge. Zweite Abtheilung: Das Zeitalter der Kreuzzüge. Erste Lieferung. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1875—79. Gr. 8. 11 M. 40 Pf.

Die Zahl der historischen Hand- und Hülfsbücher ist, so übermäßig sie schon angeschwollen ist, doch noch in fortwährendem Wachsen begriffen, ohne daß man gerade sagen könnte, daß die Methode des historischen Unterrichts oder die Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse in den Kreisen der Gebildeten dadurch eine besonders bemerkbare Förderung erführe. Ja, durch die große Masse der neuern Bücher der Art ist manches ältere und verdiente Werk zum Nachtheil der Sache in Vergessenheit gerathen. Dahin darf man nun ohne Frage die historischen Lehr- und Handbücher rechnen, welche der braunschweiger Gymnasialprofessor Aſſmann in frühern Jahren veröffentlicht hat, und die sich nicht blos in den nächstbetheiligten Leserkreisen großer Beliebtheit erfreut, sondern auch von seiten der eigentlichen Fachgelehrten warme Anerkennung gefunden haben. Es ist daher ein recht dankenswerthes Unternehmen, wenn gerade der Theil des Aſſmann'schen Hauptwerks, der eine in dieser Literatur trotz aller Production noch vorhandene Lücke auszufüllen unternahm, in einer neuen, dem heutigen Stande der historischen Forschung entsprechenden Gestalt wieder erscheint. Denn nach ihrer ganzen Anlage war die Aſſmann'sche Geschichte des Mittelalters besonders geeignet, denjenigen als eine zuverlässige Führerin zu dienen, welche nicht blos die Ergebnisse der historischen Forschungen kennen lernen wollen, sondern auch einen orientirenden Einblick gewinnen in die Methode, das Material und den Stand der historischen Forscherarbeit selbst. Während wir für die alte Geschichte eine ziemliche Anzahl zum Theil recht vortrefflicher Hülfsmittel haben, um Freunde ernsterer geschichtlicher Studien in die Quellen selbst einzuführen, fehlte es an solchen für die Geschichte des Mittelalters entweder noch ganz, oder es sind dieselben für diesen doch immer noch halb populären Zweck zu schwerfällig und zu streng gelehrt — wie das z. B. von der an sich so vortrefflichen Richter'schen Arbeit für die ältere fränkische Geschichte gesagt werden muß.

Den rechten Mittelweg hat der Bearbeiter der uns vorliegenden neuen Auflage der Aſſmann'schen Geschichte des Mittelalters eingeschlagen, Ernst Meyer, Rector der höhern Bürgerschule zu Wollin, indem die vielgegliederte und übersichtliche, sachlich sehr reichhaltige Darstellung, welche er von der Entwickelung des Mittelalters gibt, auf einer in der Hauptsache erschöpfenden Benutzung der umfänglichen Literatur gründet, in jedem einzelnen Punkte die Autorität nennt, der er folgt, kurz die von anderer Seite etwa erhobenen Bedenken erwähnt und so seinem Leser nicht blos ein zuverlässiges Bild von dem dermaligen Stande der Forschung vor Augen stellt, sondern ihm auch die Mittel an die Hand gibt, sich mit einzelnen Abschnitten derselben genauer bekannt zu machen. Ein Hauptverdienst dieser Arbeit aber sehen wir darin, daß sie den Leser mit den Quellen der mittelalterlichen Geschichte selbst in fortdauernder Verbindung erhält und durch reichliche und geschickt ausgewählte Proben aus derselben in den Stand setzt, von dem eigenartigen geistigen Leben der Zeit selbst und den in ihr entstandenen Denkmälern eine Anschauung zu gewinnen. Im ganzen und großen können wir uns da mit dem Wege, den der Bearbeiter zur Lösung der ihm gestellten Aufgabe eingeschlagen hat, nur vollkommen einverstanden erklären, und wir zweifeln daher auch nicht, daß seine Arbeit den Zweck wirklich erfüllen wird, den zu fördern sie bestimmt ist: nämlich zum Quellenstudium anregen, besonders in den Kreisen der Studirenden und der Lehrer der Geschichte und zur Erleichterung und Vertiefung der Selbstbelehrung in den Kreisen der gebildeten Geschichtsfreunde.

Hans Prutz.

Poetische Uebersetzungen.

1. Axel. Ein episches Gedicht von Esais Tegnér. Aus dem Schwedischen von Karl Esmarch. Zweite verbesserte Auflage. Kassel, Wigand. 1880. 16. 2 M.

Mit Berufung auf die in d. Bl. gegebene Beurtheilung des Tegnér'schen Originals lassen wir uns hier auf die Composition desselben nicht ein. Die von Leinburg'sche und die Esmarch'sche Uebertragung wetteifern gewissermaßen miteinander. Bei Gelegenheit einer auf Liebe bezüglichen Stelle sagt von Leinburg: „In unserer ganzen neuern Poesie gibt es nur noch Eine Liebesapotheose, welche werth ist, neben dieser zu stehen. Sie ist von unserm nun gleichfalls hinübergegangenen Friedrich Halm, der die schöne Griechin in seinem «Sohn der Wildniß» so sprechen läßt:

Die Liebe kommt wie Blumen über Nacht,
Lieb' ist ein Feuer, das ein Blick entfacht."

Ob K. Esmarch jenes Urtheil unterschreiben würde, wissen wir nicht, wir stellen jedoch die Uebertragungen beider hier nebeneinander. Bei von Leinburg heißt es:

O Glück, o Himmelswunder, Liebe!
Du Athemzug der Seligkeit!
Du frisches Wehn der goldnen Zeit
In unsres schwülen Seins Getriebe!
O Herzschlag du in jeder Brust,
Du Menschentrost, du Götterlust!
Es wogen ruhlos Flut und Welle,
Die eine folgt im Meer der andern,
Und Sterne und Planeten helle,
Sie gehn im Reigen und umwandern
Von Pol zu Pol mit Jubelschall
Phöbus Apollo's goldnen Ball.
Du wandelst durch der Menschheit Sage
Ein bleicher Abglanz jener Tage,
Wo in der Vorwelt wir gelebt,
Wo droben in dem blau'n Gemach,
Mit sonn'gen Lüftern an dem Dach,
Im Flügelkleid wir hingeschwebt
Und abends tanzerhitzt und warm
Geruht im treuen Vaterarm.
Da standen wir von Gott umweht
Im Sängerchor mit Cherubsknaben: —
Ach, an dem Quell der Himmelsgaben
Klang jeder Ton schon wie Gebet.

Bei Esmarch dagegen lautet die Stelle:

O Liebe! Himmels und der Erde
Unsterblich Wunder! Athemzug
Der Seligen! zum Götterflug
Du Schwinge aus der Welt Beschwerde!
Du schlagend Herz der Schöpfungsbrust!
Der Menschen Trost, der Götter Lust!
Die Woge liebt die Wog' im Meere —
Der Sterne ungezählte Heere,
Sie tanzen um der Sonne Glanz
Den großen Weltenhochzeitstanz.
Du bist in diesen Erdenthalen
Der letzte von den Abendstrahlen
Nach eines Festtags Niedergang;
Ein süß Erinnern jener Stunden,
Als sich im Tanze, kranzumwunden,
Im Flügelkleid die Seele schwang:
Da leuchteten in blauen Sälen
Lichtkronen nieder, nicht zu zählen —
Sie schlief, vom Tanze müd' und warm,
Sich aus im väterlichen Arm.
Da war sie wie der Schöpfung Morgen
So reich — die Sprache Ein Gebet,
Ein Freund, von Himmelsglanz umweht,
Scheucht ihr vom Haupt hinweg die Sorgen.

Wir geben hier noch eine dritte Uebertragung und zwar aus einem jetzt vergilbten Manuscripte, das uns vor längerer Zeit in Rußland ein dort unlängst verstorbener Freund zur Verfügung stellte:

Der Schöpfung Wunder du, o Liebe,
Der Athemzug der Seligkeit,
Der Gottheit frischer Hauch, zur Zeit
Wenn schwül das Leben ist und trübe;
Du Herz im Busen der Natur,
Auch Göttern Trost, nicht Menschen nur!
Der Tropfen sucht im weiten Meere
Den Tropfen, und die Sternenheere
Umschweben droben leicht im Tanz
Von Pol zu Pol der Sonne Glanz.
Ein Abendroth, ein Wiederschein
Von einem frühern, bessern Sein
Bist du in jedes Menschen Herzen,
Als er noch auf dem Kinderballe
Im Himmel war, der blauen Halle,
Durchstrahlt vom Schein der Sternenkerzen,
Und abends dann, vom Tanze warm,
Einschlief in seines Vaters Arm.
Wie Phantasie war er da reich,
Gebete — seiner Sprache Töne,
Und Bruder war ihm jeder schöne
Beschwingte Himmelssohn zugleich!

Im allgemeinen dürfen wir wol sagen, daß die von Leinburg'sche und Esmarch'sche Uebersetzung nach Austausch gegenseitiger Mängel und Vorzüge sich die Wage halten und in gleicher Weise lesenswerth sind.

2. Kinnorlieder. Altebräische Dichtungen in metrischer Uebertragung. Mit erläuternden Anmerkungen. Von Martin Schultze. Leipzig, E. Günther. 1880. Gr. 16. 3 M.

Der Uebersetzer gab aus den historischen und prophetischen Büchern, aus der Psalmen- und Spruchsammlung, dem Hohenliede und den Klageliedern 64 zum Theil kurze Lieder, welche unter Begleitung eines nach Josephus mit zehn Saiten bespannten harfenähnlichen Instruments, Kinnor genannt, gesungen wurden.

Wir geben hier gleich die verschiedenen Proben metrischer Behandlung. „Das Brunnenlied" (4 Mos. 21, 17. 18):

Spring auf, du Quell! Wir wollen dich besingen:
Du Quell, den Fürsten gruben mit dem Scepter,
Des Volkes Häupter mit dem Herrscherstab.

An „Sonne und Mond" (Jos. 10, 12):

Ach, bleib', du Sonne, bleibe
In deinem Haus zu Gibeon!
Laß ruhn die helle Scheibe,
Du Mond, im Thal von Ajalon!

„David's Siege" (1 Sam. 18, 7; 21, 12; bei Luther: 21, 11; 29, 5):

König Saul in dem Kampf hat tausend Feinde erschlagen,
Aber David erschlug sicher noch zehnmal so viel.

„Gottes Strafgericht" (Jes. 2, 10—17):

Und beugen muß sich, was erhaben war:
Des Libanon Cedern,
Die hohen und stolzen,
Die Eichen von Basan,
Die Gipfel der Berge
Und alle die Hügel.

„Auf den Fall Babylons" (Jes. 14, 4—20):

Wo ist nun der Tyrann, wo der Bedrücker nun?
Jao brach seine Macht, brach seinen Herrscherstab.
Er, der Völker im Zorn drückte mit schwerer Faust,
Wird nun selbst vom Geschick ereilt.

„Ode auf den König" (Ps. 72):

Dem König gib, o Gott, Gerechtigkeit; er sei
Ein guter Richter deinem Volk.

In Vorstehendem erkennen wir den fünffüßigen Jambus, welcher am meisten vertreten ist; dann den Reim außerdem in dreizehn Gedichten, Hexameter und Pentameter in zwei Gedichten, Anapästen in einem Gedicht, die asklepiadeische Odenform, die sapphische und alcäische in vier Gedichten, den Trimeter mit nachfolgendem vierfüßigen Jambus in einem Gedicht.

Eine solche metrische Behandlung der doch formlosen althebräischen Poesie gegenüber, welche hauptsächlich nur auf dem sogenannten, entweder synthetisch oder antithetisch ausgeführten Gedankenparallelismus beruht, halten wir für zu modern. Zwar die erwähnten Formen sind meist antik, aber in unsere Sprache eingebürgert, und beim Lesen derselben denken wir nicht an den Ursprung, sondern an Klopstock, Voß, Hölderlin, Platen und andere, von welchen sie gehandhabt wurden. Außerdem erscheint der althebräische Poet, dessen Empfindungsgebiet am liebsten der Hymnus ist, vor dem sublimen, transscendenten Autokrator Jehovah nicht sozusagen im metrischen blankpolirten Harnisch, nicht in bestimmter, von Versgrenzen umschlossener, unverrückbarer Individualität, sondern er läßt sich von dem souveränen Herrn und König zerbrechen und wieder aufbauen; die Stimmung wechselt; nothdürftig sind die Brücken, welche von einem Ufer zum andern führen; ein Verzweifeln, Aufseufzen, Hoffen; eine im Gegensatz zu marmorner Plastik Perlen und Erdatome aufwirbelnde Lyrik. Was folgt hieraus? Will man eine Art Form für die Uebertragung anwenden, so eignen sich dazu nicht die erwähnten, sondern etwa die regellose, von Goethe und andern angewandte Odenform. Zu mehr ruhigen Stimmungen, an denen es ja auch nicht fehlen kann, paßt dann mehr der fünf- oder vierfüßige Jambus.

Der Uebersetzer bemerkt im Vorwort:

Der in ganz andern Vorstellungen erwachsene hebräische Dichter gebraucht oft Bilder, die uns entweder unverständlich sind, oder unpoetisch, ja wol gar lächerlich erscheinen. Eine deutsche Uebersetzung althebräischer Lieder sollte also, wenn sie den Leser in eine poetische Stimmung versetzen und nicht blos wörtliche Uebertragung der hebräischen Sätze sein will, sich der Form der deutschen Poesie, also dem Metrum vor allen Dingen, anbequemen und nur Ausdrücke und Bilder gebrauchen, die uns „geschmackvoll" erscheinen.

Aber ein antikes Gemälde ist uns ja als solches nur werthvoll, und sehr leicht läuft es bei diesem modernen Geschmack auf Abschwächung hinaus. So heißt es, um nur ein Beispiel anzuführen, in „Ländliche Liebe":

Wir stehen auf und gehn zum Weinberg hin,
Dort will ich dir all meine Liebe schenken.

Bei Luther heißt die zweite Zeile: „Da will sich dir meine Brüste geben." Die Rücksicht auf Prüderie darf doch nicht so weit gehen, daß man diese Brüste, welche die Sunamitin so naiv unschuldig gibt, beseitigt, sowie auch ihre Worte im ersten Kapitel: „Mein Freund ist mir ein Büschel Myrrhen, das zwischen meinen Brüsten hänget" (Luther).

Die althebräische Poesie wich von der alltäglichen oder prosaischen Sprech- und Anschauungsweise sehr ab. „Unverständliche Bilder?" Wo? Etwa purer Unsinn? Das wäre doch nachzuweisen. Ungewöhnliche Wörter und Ausdrücke? Schon damals wußte man allerdings, daß es sich bei der Poesie darum handle, aus dem gewöhnlichen Sprachgleis herauszukommen und Ausdrücke anzuwenden, welche überraschen und in eine andere Stimmung oder Sphäre versetzen. Der Uebersetzer verwandle also etwaige ungewöhnliche Ausdrücke nicht in die gewöhnliche Redeweise, sondern ersetze sie durch entsprechende deutsche, und wären es archaistische oder dialektische. „Duft" statt „Staub" ist ursprünglich plattdeutsch oder dialektisch. Goethe führte das Wort ein und erhob es über „Staub". Der Leser — stutzte anfangs, dann aber ward er, wenn auch zunächst nur im Gefühl inne, daß hier mehr sei, als was landläufig über die Wege stäubt.

Das angeblich von einem levitischen Redacteur zusammengeschweißte und daher sehr unverständlich gewordene Deboralied (Buch der Richter, Kap. 5) besteht nach der Meinung des Uebersetzers aus drei besondern Liedern, von welchen das erste (Vers 14—19) zehn Stämme Israels aufzählt, das zweite (Vers 4—14) ein Erntelied, das dritte (Vers 19—28) ein Weinleselied ist. „Jael, das Weib Heber's", bedeutet da soviel wie „Steinbock" oder Decemberzeit, wo „der Himmel troff", bis „Debora", d. h. die Biene, sich erhob und eine „Mutter in Israel" ward, d. h. eine Mutter junger Bienen, die, wenn sie zu schwärmen anfangen, den Beginn der Frühlingsernte in Palästina anzeigen. „Barak", der israelitische Feldherr und Genosse Debora's, ist dann soviel wie „Feuerstrahl", der die Stoppeln verzehrt, nachdem man die abgeschnittenen Aehren auf die Tenne gebracht. „Die Könige der Kananiter" im dritten Liede, welche „kamen und stritten", sind jetzt keine Feinde Israels, sondern vielmehr israelitische Winzer: die Könige unter den Landleuten. „Sissera" ist nicht der feindliche Feldherr, sondern ein aus dem Arabischen hergeleitetes Wort, das soviel wie Milch, d. h. den mit

weißem Schaum bedeckten Wein im weitbauchigen Sissera oder Gärungsgefäß bedeutet. Jael, die man nun auch eine Kneip- oder Gastwirthin nennen könnte, schlägt diesem Sissera den Pflock oder Spund in die Rundung oder den Kopf, nachdem man aus demselben genommen, was man wollte. So wäre denn das von einem Leviten aus dem unbewußt Naturhistorischen in das eigentliche oder bewußt Geschichtliche übertragene Ereigniß von unserm Uebersetzer wieder in das uneigentlich Historische, d. h. in Sage und Mythologie verwandelt und das Deboralied kein Kriegs- und Siegeslied mehr. Ob Debora wirklich unter Palmen wohnte, kann man freilich nicht durch Urkunde und Zeugenschaft nachweisen, wol aber durch die zu allen Zeiten und unter allen Nationen vorkommende Thatsache der lediglich aus prophetisch begeistertem Gemüth Feldherren und Truppen anspornenden und zum Siege verhelfenden weiblichen Anführerschaft. Es wäre doch schade um diese Debora! Ebenso wird die interessante Geschichte mit Simson durch die Erklärung, daß die Eselskinnbacken weiter nichts als aus Feuersteinen bereitete Sicheln gewesen seien, einfach auf Landwirthschaft zurückgeführt u. s. w.

Wir müssen uns, um nicht zu viel Raum hinzunehmen, auf Vorstehendes beschränken und anderes andern Beurtheilern überlassen.

Der Uebersetzer müßte das gegenwärtig von ihm Gebotene, falls es nicht allzu weit hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben sei, später zu einem abgerundetern Ganzen entwickeln. Die Aufgabe bestand darin: „Altehrwürdiges in neudeutscher Form zu bieten“. Diese übrigens auch sauber ausgeprägte neudeutsche oder moderne Form, in der man z. B. unter der Ueberschrift „Sehnsucht“ einem Geibel'schen Liebesliede zu begegnen meint, wird sicherlich, wenn auch nicht dem Geschmacke aller, doch vieler Leser entsprechen, zumal mit der Beigabe solcher durch Kürze und klare Uebersicht ausgezeichneten Anmerkungen, wie sie gegenwärtige Sammlung darbietet.

3. Enoch Arden. Von Alfred Tennyson. Aus dem Englischen übersetzt von Robert Waldmüller (Edouard Duboc). Autorisirte Ausgabe. Achtzehnte Auflage. Hamburg, Grüning. 1880. 16. 1 M. 50 Pf.

Die achtzehnte Auflage! Wir dürfen also annehmen, daß die Uebersetzung den Anforderungen einer großen Leserschaft entsprach, und damit kann man ja auch im ganzen einverstanden sein. Dennoch halten wir gegenwärtige Uebertragung, obwol sie achtzehnmal die Revue passirte, namentlich in Ansehung der Form für verbesserungsfähig, was den fernern Auflagen, welche gewiß noch auf die achtzehnte folgen werden, vorbehalten bleiben mag. Der fünffüßige Jambus ist ja ein leicht zu handhabendes Versmaß. Aber wir begegnen ungefügen Wendungen, Hiaten, Härte erzeugenden Elisionen, Längen statt der Kürzen und umgekehrt, als da sind:

Komm mit uns! hieß es da; doch er wollt' nicht. —
Was er beschlossen; nicht mit Aufbegehren,
Doch wol mit vielen Bitten. —

Stürzte er rücklings um. —

Einstigen Glückes seine Kinder ihm. —

Oder Gebüsch nur noch erkennbar lassend. —

Auf der Klinke oft
Zögernd die Hand, als ob sich fürchtend
Zu öffnen. —

Anna, mein Gemüth
Trägt etwas in sich, und zwar schon so lange,
Das, weiß ich gleich nicht, wann's zuerst dorthin kam.

Den Inhalt der Geschichte übergehen wir, da wir dieselbe wegen ihrer großen, durch viele Auflagen stattgefundenen Verbreitung als genug bekannt voraussetzen.

4. Enoch Arden. Von Alfred Tennyson. Aus dem Englischen übertragen von H. A. Feldmann. Dritte neu nachgesehene Auflage. Mit dem Porträt Tennyson's. Hamburg, Grüning. 1880. 16. 1 M. 50 Pf.

Die dritte Auflage, welche ohne Zweifel den eben erwähnten achtzehn Auflagen nacheilen soll, um sie einzuholen oder gar zu überholen. Wer weiß? Das Porträt Tennyson's ist eine gefährliche Beigabe! Die zuletzt erwähnte Stelle der vorigen Uebersetzung lautet hier so:

Annie, es liegt mir etwas auf dem Herzen,
Und auf dem Herzen lag mir's schon so lange,
Daß, wenn ich auch nicht weiß, wann es begann,
Ich weiß, daß es zuletzt heraus will.

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Die münchener Mustervorstellungen rufen noch ein lang nachhallendes Echo der Kritik hervor. Die Auszeichnungen, welche sämmtlichen Mitwirkenden zutheil geworden, erfahren die verschiedenartigste Beurtheilung. Der technische Leiter der Vorstellungen, Possart, hat einen Orden erhalten, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist. Die deutsche Theaterkritik hat sich bei der Beurtheilung dieser Vorstellungen ein besonderes Fest gegeben: obwol die Ansichten im ganzen und noch mehr im einzelnen auseinandergingen, so überwog doch die ungünstige Beurtheilung. Auch fehlte es nicht an einer Kirchthurmkritik: jeder lobte, was aus seinem Dorfe kam; Abdera fehlte nicht bei den Olympiaden. Dazwischen wurden einige Bonmots durch die Spalten der Zeitungen lancirt, wie die Aeußerung Dingelstedt's einem Bekannten gegenüber: „Sie reisen zu den Passionsschauspielen in München und zu den Mustervorstellungen im Oberammergau?“ Auch der alte Laube erhob seine kritische Unkenstimme in einer Epistel an den Timotheus der „Neuen Freien Presse“ und sprach wie Ben Akiba: „Alles schon dagewesen“; er hat alle diese neuen Talente schon geprüft und sie alle außer der Wessely zu leicht befunden. Es wird der unbefangenen Theatergeschichte diesmal nicht leicht werden, aus den actis diurnis der Tagespresse eine objective Darstellung und Würdigung dieser Mustervorstellungen zu geben, deren Princip offen-

bar das wahre Ideal der Schauspieldarstellungen ist: ein Ensemble aus ersten Kräften.

— Die Preisausschreibungen für dramatische Werke, mit denen besonders die münchener Intendanz vorangeht, mehren sich in Deutschland. Auch der Intendant des frankfurter Stadttheaters, Emil Claar, hat schon vor längerer Zeit eine solche Preisausschreibung erlassen, und es sind nicht weniger als 600 Stücke eingeschickt worden, von denen indeß nur 10 auf die engere Wahl kamen; 600 Stücke . . . es ist erstaunlich, wie productiv der Dilettantismus in Deutschland ist. In solchen Preisausschreibungen liegt eine Anregung, welche wir nicht missen möchten; es ist bisweilen doch ein dramatisches Talent in solcher Weise entdeckt oder in günstiges Licht gestellt worden; aber ohne ein Märtyrerthum ist auch dieser, wenngleich geringe Erfolg nicht zu erreichen, und zu diesem Märtyrerthum sind die Preisrichter verurtheilt. 600 Stücke zu lesen — welche Aufgabe! Und doch werden die Autoren ungeduldig, wenn der Termin der Entscheidung sich weiter hinausschiebt, als ursprünglich festgesetzt worden. Ein dramatischer Autor beschwerte sich über das Herausschieben dieses Termins seitens der frankfurter Intendanz. Dadurch fühlte sich Hans Wachenhusen, der eine der Preisrichter, zu folgendem Herzenserguß in der „Frankfurter Presse" veranlaßt: „In Ihrer Zeitung macht einer der an der frankfurter Theaterpreisconcurrenz betheiligten Autoren seinem Unwillen Luft über den allerdings sich sehr hinausziehenden Termin des Preisrichterspruchs. «Sämmtliche Herren jener beiden Collegien», sagt er, nämlich der ausschreibende Intendant und der Preisrichter, «hüllen sich in selbstbewußtes Schweigen.» Der Verfasser dieses Anklageartikels scheint nicht zu wissen, daß er es mit der frankfurter Theaterintendanz, nicht aber mit den Preisrichtern zu thun hat. Die letztern haben sich einer Aufgabe unterzogen, die kaum einer von ihnen wieder übernehmen dürfte. Sie haben einen Winter hindurch bis in den Sommer hinein an die sechshundert Manuscripte — und was für Manuscripte! — gelesen, eine Arbeit, die eines Hercules würdig; während welcher einer der Preisrichter starb, ein anderer entsetzt auf einige Wochen die Flucht nach Nizza ergriff. Sie haben eine Last auf sich geladen, die sie für jede andere Arbeit unfähig machte, geistig abstumpfte; ja, wär's nicht indiscret, ich würde ein für das Publikum interessantes Licht auf diese Ansammlung von literarischen Producten werfen, die zu großem Theil wie die Mispeln schon seit Jahren auf dem Stroh gelegen, auf eine Sintflut, in der die Preisrichter bis ans Kinn umherwateten. Die Stücke wurden den letztern centnerweise zugesandt, während halbe Centner noch ungelesen dalagen. Es bedurfte der Tage, wol auch der Wochen zur Sammlung neuen Muthes, um diese Fluten zu bewältigen, und immer neue stürzten sich über den Unglücklichen, der, um der Sache zu dienen, dieses Ehrenamt übernommen.... Es waren glückliche Stunden während der langen Winterabende, was der erste, der zweite Act versprach, es sei ein Korn unter all der Spreu gefunden, und doch war's zumeist nur eine Hülse gewesen.... Als schließlich die Flut ausblieb, gab's Hoffnung, es sei ein Ende der Qual. Und da kamen noch die Nachzügler und zuletzt die zu engerer Wahl bestimmten Manuscripte. Stille ward's über den Gewässern. Der Rest war Sache der Intendanz. Und jetzt kommt dieser ergrimmte Autor und spricht von «selbstbewußtem Stillschweigen». Und das ist der Dank für eine freiwillige Arbeit, die ich der Criminalgesetzgebung als Strafe für ganz erhebliche Verbrechen gegen die bürgerliche Gesellschaft empfehlen möchte."

Bibliographie.

Billewicz, J. v., Beitrag zur Charakterisirung der Philosophie K. F. E. Thrandorff's, aus Veranlassung dessen Werkes: „Der welthistorische Zweifel, oder: Ist Gott nur Idee oder objektive Realität?" Riga, Kymmel. Gr. 8. 60 Pf.

Bohen, M., Wie die Menschen lieben. Erzählungen aus unsrer Zeit. Stuttgart, Richter u. Kappler. 8. 4 M.

Bucher, B., Katechismus der Kunstgeschichte. Mit 273 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. 8. 4 M.

Christópulos, A., des hellenischen Mirza-Schaffy, Lieder. Nebst einer Auswahl von Liedern und Gedichten hellenischer Zeitgenossen. Im Versmaasse der Originale übertragen von A. Boltz. Leipzig, Friedrich. 12. 2 M. 50 Pf.

Darapsky, L., Andina. Eine Auswahl aus südamerikanischen Lyrikern spanischer Zunge, übertragen. Leipzig, Friedrich. 12. 2 M. 50 Pf.

Davis, A. J., Der Lehrer. 2ter Bd. der Großen Harmonie. Einzige rechtmäßige, vom Autor bewilligte deutsche Uebersetzung, herausgegeben von W. Besser. Leipzig, W. Besser. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Dirckinck-Holmfeld, Baron C., Spiritualismus und Spiritismus, ihr Werth und Zweck, und kurze Theodicee zur Würdigung derselben. Leipzig, Schulze u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Doering, T., Das Schwerdt. Ein Nachtrag zu den „Rosen". Kattowitz, Siwinna. Gr. 8. 50 Pf.

Dreher, E., Ton und Wort mit Bezugnahme auf das Musik-Drama Richard Wagner's. Halle, Pfeffer. 8. 80 Pf.

Förster, B., Richard Wagner als Begründer eines deutschen Nationalstils, mit vergleichenden Blicken auf die Kulturen anderer indogermanischen Nationen. Ein Vortrag. Chemnitz, Schmeitzner. Lex.-8. 75 Pf.

Die Freihafen-Stellung vom nationalen Standpunkt aus betrachtet. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 40 Pf.

Friedrichs, H., Die Rache der Bajadere. Ein romantisches Gedicht in 6 Gesängen, nebst Introduktion. Zürich, Schmidt. 8. 1 M. 60 Pf.

Ganghofer-Neuert, Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Volksschauspiel. Augsburg, Schmid. 8. 1 M.

Alte und neue Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart. 1stes u. 2tes Heft. Annaberg, Graser. 16. à 60 Pf.

Hellenbach, L. B., Die Vorurtheile der Menschheit. 3ter Bd.: Die Vorurtheile des gemeinen Verstandes. Wien, Rosner. Gr. 8. 8 M.

Hohenziel, E., Auf der Wahlstatt des Lebens. Roman. Leipzig, Friedrich. 1881. 8. 5 M.

Hopfen, H., Kleine Leute. Drei Novellen. (Um den Engel. Gewitter im Frühling. Trudel's Ball.) Berlin, Schneider u. Comp. 8. 5 M.

Jentsch, C., Gegensätze in der Sittenlehre. I. Personalethik und Socialethik. Vortrag. Neisse, Graveur. Gr. 8. 35 Pf.

Kettnaker, R., Loreley. Roman. 1stes Bdchn. Nördlingen, Reischle. 8. 60 Pf.

Kinsky-Körner, Sofie Gräfin, Gedichte. Graz, Leykam-Josefsthal. 8. 2 M.

Kleist, v., Die Gefechtstage von le Mans vom 5. bis 12. Januar 1871. Hannover, Helwing. Gr. 8. 4 M.

Kolbe, W., Marburg und der siebenjährige Krieg. Ein Vortrag. Marburg, Elwert. Gr. 8. 80 Pf.

Körner, G., Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1818—1848. Cincinnati, Wilde u. Co. Gr. 8. 10 M.

Der polnische Kriegsschauplatz. Militär-geographische Studie von Sarmaticus. 1stes Hft.: Der nordpolnische Kriegsschauplatz. Hannover, Helwing. Gr. 8. 2 M.

Kunhardt von Schmidt, Im ostindischen Dienste. Lebensbeschreibung des englischen Obersten Meadows Taylor. Nach dessen eigenen Aufzeichnungen deutsch bearbeitet. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Lueder, C., Recht und Grenze der Humanität im Kriege. Vortrag. Erlangen, Besold. Gr. 8. 80 Pf.

Pietsch, J., Johann Wolfgang v. Goethe als Freimaurer. Festschrift zum 23. Juni 1880, dem 100jährigen Freimaurer-Jubiläum Goethes. Leipzig, Zechel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Pilger, R., Ueber das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M.

Schreiber, E., Die Selbstkritik der Juden. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 3 M.

Rei, J., Der Gott des Christenthums als Gegenstand streng wissenschaftlicher Forschung. Prag, Rziwnatz. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Schulte, A., Die sogenannte Chronik des Heinrich von Rebdorf. Ein Beitrag zur Quellenkunde des XIV. Jahrhunderts. Münster, Theissing. 1879. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schulze, E., Mykenai. Eine kritische Untersuchung der Schliemann'schen Alterthümer unter Vergleichung russischer Funde. Mit 6 in den Text gedruckten Holzschnitten. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Taine, H., Der Verstand. Autorisirte deutsche Ausgabe nach der 3ten französischen Aufl. übersetzt von L. Siegfried. 2 Bde. Bonn, Strauss. Gr. 8. 16 M.

Vujić (Wnitsch), M., Ueber Substanz und Causalität. Leipzig, Schmaler u. Pech. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Waddington, Ch., Die Seele des Menschen. Deutsch von F. Moesch. Leipzig, M. Schäfer. Gr. 8. 8 M.

Westphal, A., Belisar. Ein Trauerspiel. Berlin, Kamlah. 8. 1 M. 20 Pf.

Wibmer, C., Aus meinem Leben. Auswahl poetischer, historischer und philosophischer Arbeiten. München, Franz. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Winterfeld, A. v., Schnurren. V. Berlin, Behr. 1879. 12. 1 M. 50 Pf.

Zöllner, F., Das deutsche Volk und seine Professoren. Eine Sammlung von Citaten ohne Commentar. Zur Aufklärung und Belehrung des deutschen Volkes zusammengestellt. Leipzig, Staackmann. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erziehung als Wissenschaft.

Von

Alexander Bain.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 45. Band.)

Die Ansichten über Theorie und Praxis des Unterrichtswesens, welche der englische Gelehrte Alexander Bain in diesem Werke entwickelt, haben auch für jeden deutschen Pädagogen hervorragenden Werth. Fast alle auf dem Gebiete der Erziehung gegenwärtig zur Discussion stehenden Fragen finden hier unparteiische, lehrreiche und anregende Beleuchtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Quer durch Afrika.

Von

Verney Lovett Cameron.

In zwei Theilen.

Mit 156 Abbildungen in Holzschnitt, 4 Facsimiletafeln und einer lithographirten Karte.

8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.

Cameron's Schilderung seiner berühmten Reise von der Ostküste bis zur Westküste des äquatorialen Afrika, das bedeutendste Reisewerk der Gegenwart, wird hier in einer autorisirten, mit Abbildungen und Karten reich ausgestatteten Ausgabe der deutschen Lesewelt zugeführt. Der zweite Theil, welcher das Werk abschließt, übertrifft den ersten noch bei weitem an Interesse, da er durch bisher gänzlich unbekannte, vor Cameron von keinem Europäer betretene Gegenden führt und so unsere Kenntniß von Innerafrika in erheblichster Weise fördert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft

für Staats- und Selbstverwaltung.

Mit Vergleichung der Literatur und der Finanzgesetzgebung von England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Rußland und Italien.

Von

Lorenz von Stein.

Vierte, neubearbeitete Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Für die vorliegende vierte Auflage hat der Verfasser dem rühmlichst bekannten Werke wieder eine gründliche Umarbeitung und vielfache Erweiterungen zutheil werden lassen. So wird unter andern das Finanzrecht, speciell das Steuerrecht als ein selbständiger Theil des verfassungsmäßigen Verwaltungsrechts hier zuerst in die Finanzwissenschaft aufgenommen, dem Finanzwesen der verschiedenen europäischen Staaten dasjenige des Königreichs Italien hinzugefügt, und das Papiergeldwesen von ganz neuen, bahnbrechenden Gesichtspunkten aus dargestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Roma Capitale.

Römische Lebens- und Landschaftsbilder

von

Rudolf Kleinpaul.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Kleinpaul's „Roma Capitale" entrollt Bilder aus Rom und der Campagna, die ähnlich wie Gregorovius' classische Schilderungen Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte Italiens auf das anmuthigste miteinander verknüpfen. Sowol als Erinnerung an die Ewige Stadt wie als kundiger Begleiter durch Rom und nicht minder als geist- und poesievolle Lektüre wird das Buch sich bald Anerkennung und Gunst erwerben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Erechtheion

und der

Tempel der Athene Polias in Athen.

Von

James Fergusson.

Herausgegeben von

Dr. Heinrich Schliemann.

Mit 4 Tafeln. 4. Geh. 5 Mark.

Ein neuer interessanter Versuch, die architektonischen Probleme, die sich an die Trümmer des Erechtheion knüpfen, auf einfache und natürliche Weise zu lösen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Parerga und Paralipomena.

Kleine philosophische Schriften

von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 17 M. Geb. 20 M.

Vorliegende vierte Auflage dieses auch für nicht philosophisch gebildete Leser sehr interessanten Werks des berühmten Philosophen ist, gleich der dritten, ein berichtigter Wiederabdruck der zweiten Auflage, welche von dem Herausgeber Julius Frauenstädt sorgfältig revidirt und nach den hinterlassenen Aufzeichnungen Schopenhauer's verbessert wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MODERN AMERICAN LYRICS.

Edited by

Karl Knortz and **Otto Dickmann.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine sehr reichhaltige Anthologie, in welcher alle neuern amerikanischen Dichter mit ihren besten Gedichten vertreten sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 2. September 1880.

Inhalt: Das Kürschner'sche „Jahrbuch für das deutsche Theater". — Vermischte Schriften. Von Ernst Jerusalem. (Fortsetzung.) — Erzählende Schriften. Von Oskar Welten. — Deutsche Uebersetzungssünden. Von Daniel Sanders. — Feuilleton. (Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das Kürschner'sche „Jahrbuch für das deutsche Theater".

Vor uns liegt ein ebenso für weitgezogene Kreise und Interessen sich gemeinnützig erweisendes, als ihnen uneigennützig zugute kommendes literarisches Unternehmen im zweiten Jahrgange seines auch für die Folgezeit, wie wir hoffen wollen, gesicherten Erscheinens:

Jahrbuch für das deutsche Theater. Eine umfassende Rundschau über die Zustände und Ereignisse auf theatralischem und verwandten Gebieten während des letzten Theaterjahres. Nebst einem ausführlichen Register. Von Joseph Kürschner. Zweiter Jahrgang: Vom 1. October 1878 bis 30. September 1879. Leipzig, Foltz. 1880. Gr. 8. 7 M.

Joseph Kürschner in Lichterfelde bei Berlin ist und bleibt ein Original, ein liebenswürdiger Sonderling im Bereiche der zeitgenössischen Literatur. Seine ausschließliche Domäne ist, wie bekannt, das Theater — d. h. nicht vom kritischen und feuilletonistischen, auch nicht vom schauspielerischen und bühnentechnischen, man darf am Ende wol sagen: nicht von irgendeinem subjectiven, persönlichen Standpunkte aus, sondern rein nur vom ernst geschichtlichen und durchaus objectiven. Kürschner ist nicht und will nicht der Referent über Bühnenleistungen, der „Theaterkritiker" dieses oder jenes Blattes sein. Er besucht überhaupt die Theater nicht und pflegt keinen speciellen Umgang mit den Angehörigen der Bretterwelt. Aber die Bühne, die dramatische Literatur sind der Gegenstand, der Inhalt seiner täglich — man möchte fast sagen vierundzwanzig Stunden lang betriebenen unermüdlichen Studien in seinem lichterfelder Tusculum, wo er, ein freundlicher Einsiedler, über seinen Büchern und seinen Sammlungen sitzt. Sucht ihn ein Literator auf, den er für wahlverwandt hält, dann wandelt der jugendliche Eremit sich alsbald zum gewinnenden, gastfreien Wirth um. Wir möchten aber nicht behaupten, daß, wenn es etwa einem oder einer „vom Bau", „von der Zunft" beifallen wollte, „dem Herrn Doctor" den bekannten Anstandsbesuch zu machen, solchen Unbegehrten nicht ein bestimmtes, vernehmliches „Noli turbare circulos meos" entgegenschallen würde.

Ist das Bisherige schon psychologisch nicht uninteressant, so noch mehr das, worauf wir nun zu sprechen kommen. Kürschner begann als Enthusiast für das Theater. Reine Begeisterung und Schwärmerei bedingte sein Sammeln, sein Studiren, sein statistisches und historisches Forschen und Schaffen. Aber mit zunehmenden Mannesjahren, mit der Reflexion und Kritik des reifen Menschenalters kam ganz natürlicherweise dieser gleißnerischen Welt, dieser „Welt des Scheins" gegenüber, welche doch nun einmal die Bühne bleibt, auch wo oder gerade wo sie sich mit der wirklichen Welt berührt, der bedeutsame Rückschlag. Der Enthusiasmus verkehrte sich in nüchterne, objective Betrachtung und Erfassung, die Schwärmerei in Bitterkeit, in edeln und gerechten Zorn über die Hohlheit, Zerfahrenheit, Verlotterung unserer Bühnenzustände. Es geht unserm Kürschner nun, wie es einem Vater geht, dem gerade sein Liebling, sein einstiges Goldkind, die schwersten Sorgen, den tiefsten Kummer macht. Das Theater ist für ihn, in manch einem Sinne, was hier aber kaum näher erörtert zu werden braucht, zu einem rechten und echten Schmerzenskind geworden. Doch wie wir Menschen ja sind, gerade den verlorenen Sohn mögen wir nicht verloren geben.

Aus solchen Regungen heraus schuf Kürschner nun auch sein jüngstes Opus, das „Jahrbuch für das deutsche Theater", Jahrgang 1880, eine förmliche Encyklopädie, ein ganzes Compendium in Stärke von 24 Bogen. Dieses Jahrbuch ist, kurz gesagt, die authentische Chronik der Bühne und der Bühnenwelt im abgelaufenen Jahre, die urkundliche, quellenmäßige, gleichsam bis auf ein Buchen der einzelnen Athemzüge und jeden Pulsschlages sich erstreckende Lebensgeschichte des Theaters in der bezeichneten

Periode: eine Lebensgeschichte, die freilich bei dem durchaus nicht heilen Leibe und Geiste des Objects häufig genug zur Krankengeschichte wird. Hier ist Kürschner der Patholog des Theaters — freilich kein Therapeut. Aber wo wäre der schon gefunden? Selbst der Deutsche Reichstag hat ihn uns noch nicht gegeben. Alles in allem: dieses Jahrbuch ist ganz so wie sein Vorgänger, der erste Jahrgang, ein nicht unwichtiger und nicht unwesentlicher culturgeschichtlicher Beitrag.

Wir sprachen oben von der Uneigennützigkeit des Unternehmens und erzählten unsern Lesern hiervon auch schon bei Besprechung des ersten Jahrgangs. Kürschner bezog und bezieht bisher kein Aequivalent irgendwelcher Art für die Arbeit — im Gegentheil, er bestreitet auch noch theilweise die Druck- und sonstigen Herstellungskosten. Da hat er denn im Hinblick auf die große Anerkennung, welche das vorige Jahrbuch in der Presse gefunden, allerdings ein Recht zu der freilich ihm keine Genugthuung gebenden Aeußerung:

> Wäre ich nicht zufällig in Deutschland geboren, so hätte bei der Einstimmigkeit und Vielheit jener öffentlichen Anerkennungen gewiß schon der zweite Band für die Mühen und Verluste des ersten entschädigt; so aber muß ich mich auch diesmal noch mit dem Bewußtsein begnügen, um einer guten Sache willen gedarbt und gute Zeit und körperliches Wohlsein ihr geopfert zu haben.

Noch möge aus dem Vorwort Kürschner's, in welchem er übrigens auch die Mitarbeiter und sonstigen theilnehmenden Freunde und Förderer seines Buchs nennt, wobei denn die stattliche Zahl von funfzig Literatoren und Kennern des Theaters herauskommt, hier folgende interessante und des Autors oben schon berührten veränderten Standpunkt bezeichnende Stelle einen Platz finden:

> Nicht unerwähnt darf ich lassen, da einmal meiner Streitigkeit mit der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger im Vorwort zum ersten Jahrgange gedacht werden mußte, daß die 1878er Delegirtenversammlung die Lächerlichkeit begangen hat, fast einstimmig meine Arbeit als Concurrenz des Genossenschafts-Adreßbuchs aufzufassen und zu erklären. Lächerlich nicht nur um deswillen, weil ein vernünftiger Mensch nie und nimmermehr etwas Concurrenzähnliches in meinem Buche erblicken kann, sondern vornehmlich deshalb, weil mein Buch noch gar nicht vorlag, als die theatralischen Advocaten ihr spaßhaftes Verdammungsurtheil sprachen. Wenn einmal ein Winkelrecensent eine Vorstellung bespricht, bei der er nicht anwesend war, so erheben die Theaterleute Geschrei über die Verderbtheit der Presse, und hier urtheilt eine ganze Versammlung von Bühnenangehörigen über eine Sache, die sie nicht gesehen. Aber Logik ist allezeit bei den Helden der Breter das Schwächste gewesen, und nun gar, wenn sie sich in ihre parlamentarischen Alfanfereien verrennen und sich gegenseitig Komödie vorspielen!
>
> Nicht dieser Umstand jedoch hat meine Ansichten über das Theater zu der entschiedenen Wendung gebracht, wie sie in den folgenden Blättern sich zeigt, sondern die Gesammtheit der trostlosen theatralischen Zustände, die so erkältend auf meine ursprüngliche Begeisterung wirkte, daß ich nun die Dinge ohne alle Schönfärberei und unzeitigen Optimismus sah. Durch nichts bestochen und geblendet, habe ich einigen Orts meinem — ich denke berechtigten — Unwillen freien Lauf gelassen; wer vielleicht die Art zu grob finden wird, den möchte ich nur darauf hinweisen, daß bei dem Ausräumen eines solchen Augiasstalles, wie ihn großentheils das derzeitige Theater präsentirt, Glacéhandschuhe am unrechten Ort gewesen sein würden. Mag man mich deshalb angreifen, so will ich in Demuth die neuen zu den alten Unbilden hinnehmen, die meine thörichte Liebe für das Theater mir schon in so reichem Grade eingebracht hat. Leider werde ich dabei nicht mit Hutten sagen können: „Viel Feind', viel Ehr'!" — denn ich finde, so emsig ich auch in den Adreßbüchern des deutschen Theaters herumsuche, nur wenige unter den sogenannten Künstlern, deren Feindschaft man sich zur Ehre anrechnen könnte!

In der That, Kürschner muß arge Erfahrungen gemacht haben und zur Erkenntniß von schlimmen Dingen und Zuständen gekommen sein, wenn seine von Haus aus so freundliche, so gründlich wohlwollende Natur jetzt so den Stachel herauszukehren vermag!

Inhaltlich ist sein Buch noch wesentlich bereichert gegen das Vorjahr. Führt doch beispielsweise das Verzeichniß der Bühnennovitäten an dreihundert Novitäten mehr auf als im letzten Jahre. Und diese Vermehrung gilt für alle Rubriken, da überall die Quellen reichlicher flossen. Neu ist unter anderm ein Anhang von Adressen, die dem Leser zu praktischer Verwendung nutzbar sein dürften, ebenso die Angabe der Novitäten unter den Städtenamen, in denen sie zur Aufführung kamen. „Diese Städteschau", so bemerkt der Autor selbst hierzu, „hoffe ich mit der Zeit zu einer vollständigen Chronik der einzelnen Theaterorte zu gestalten; diesmal kann sie nur als Versuch und Skizze gelten, da manche Zusagen unerfüllt blieben und dem Material aus praktischen Gründen eine Grenze gesetzt war." Für den Gebrauch werden sich auch die sorgfältig durchgeführten Verweise auf den vorigen Jahrgang sehr nützlich zeigen. Das Nachschlagen ist durch Einführung inhaltsanzeigender Columnentitel und ein sorgfältig specialisirendes Inhaltsverzeichniß noch erleichtert worden.

Das Ganze wird eingeleitet durch eine Tageschronik von Ereignissen und Vorfällen im deutschen Theaterleben während der Zeit vom 1. October 1878 bis Ende September 1879. Darauf folgen die Nekrologe: „Unsere Todten", Historiker, dramaturgische und dramatische Schriftsteller, Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, Täuzer und Tänzerinnen, Bühnenleiter, technisches Personal, Decorationsmaler, Architekten, Componisten, ausübende Musiker, Lehrer, zusammen 169 Dahingeschiedene, darunter L. Schneider, Gutzkow, Brachvogel, Hiltl, die Wildauer, Julius Hübner, Franz Diener, die Marra-Vollmer, Georgine Schubert, Therese Elßler (die Schwester Fanny's, Frau von Barnim, Witwe des Prinz-Admirals Adalbert von Preußen), Wirsing, Julius Hein, Woltersdorff u. a. Es schließen sich an: die „Jubiläen", in Summa 60, darunter die des Grafen Platen in Dresden, Berndal's in Berlin, der beiden Gabillon in Wien, Stürmer's in Leipzig; sowie „Theater-Gedenk- und -Festtage", in Summa 44, darunter Lessing's hundertfunfzigster Geburtstag und das Säcularfest „Nathan des Weisen", der Semisäculartag der ersten „Faust"-Aufführung in Braun-

schweig, die Säcularfeste der ersten Aufführungen von Goethe's und Gluck's „Iphigenie", endlich das hundertjährige Jubiläum des königlichen Hof- und Nationaltheaters in München.

Weitere Abschnitte des Jahrbuchs betiteln sich: „Denkmäler und Stiftungen", „Preisvertheilung und Preisausschreiben", „Auszeichnungen und Ernennungen". Es folgt das wichtige Kapitel über das „Vereinswesen", in welchem die letzterschienenen Berichte und zahlreiche Notizen zusammengestellt sind über folgende Associationen verschiedener Art und Tendenz: Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten in Leipzig, Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger, Einigkeit, Verein zur Ausbildung armer Schauspielerkinder, Oesterreichischer Künstler-Vorschuß-Verein, Allgemeiner Deutscher Musiker-Verband, Deutscher Bühnen-Cartel-Verein, Verein deutscher Schauspieldirectoren, Baireuther Patronatverein, Freies Deutsches Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung in Goethe's Vaterhause, Berliner Lessing-Verein, Lessing-Verein zu Leipzig, Deutsche Schiller-Stiftung, Deutsche Shakspeare-Gesellschaft.

Es mangelt uns hier bei weitem der Raum, welcher nöthig sein würde, um den gesammten reichen, ja in mehrerm Betracht sogar überreichen — insofern als sich selbst auf Unwesentliches ausdehnenden — Inhalt des Jahrbuchs ins Einzelne gehend aufzuzählen. Nur noch eine kleine Zahl von Kapitelüberschriften sei erwähnt: „Theater- und Musikschulen, ihre Geschichte, Programme, Lehrkräfte und Frequenz"; „Theaterbrände und Unglücksfälle"; „Die Bühnen-Novitäten 1878—79"; „Die Literatur des Theaters"; „Die deutschen Theater, ihre Vorstände und Leistungen". Von dem Adressenanhang, dem Register u. s. w. sprachen wir schon. Es erübrigt die „Schlußbetrachtung", sozusagen „die Moral der Geschichte" oder „der Chorus der Tragödie".

Hier ist es, wo der historische Sammler, der Bibliograph und Chronist zum Richter, zum Strafprediger wird. Man höre nur die Nomenclatur dieser Schlußbetrachtung: Theaterkrach — Schmierenverhältnisse — unsinnige Gagen u. dgl. m., kurz ein ganzes Sündenregister unserer modernen Bühnenzustände. Kürschner schreibt im Anfange dieses letzten Abschnitts:

> Meine vorjährige Arbeit ist von einem Kritiker eine „Chronik des Verfalls" genannt worden! Ich muß gestehen, daß ich keine Bezeichnung treffender fand als eben diese, und bedauere nur, in diesem Jahre keine Chronik einer bessern Uebergangsperiode liefern zu können, sondern fortfahren muß, Symptome des Verfalls zu schildern. Die Erbärmlichkeit und das Trostlose unserer Bühnenzustände spiegelt sich fast in allen den vorangegangenen Rubriken, und die Klage darob kehrte immer und immer wieder. So gottlos vielleicht der Wunsch ist, so berechtigt wäre er ohne Zweifel, daß der allmächtige Krach einmal in Sachen deutschen Theaters tabula rasa machte, und dann müßten die Verfechter der unseligen Theaterfreiheit doch recht behalten, wenn sie dieser ein befreiendes Element zuschreiben. Die Novitäten verlaufen sich ins Platte und Triviale, ja direct Gemeine; die Schauspielkunst, meist geübt ohne ideale Begeisterung, dienend nur als melkende Kuh, artet in zerstörende Virtuosität aus; der Stand der Bühnenangehörigen, mehr und mehr durchsetzt mit Individuen zweifelhafter Beschaffenheit, bringt auf der einen Seite Versumpfung und Stagnation hervor, während er sich auf der andern in dünkelhaftem Hochmuth weit über seine Bedeutung erhebt. War es zu Zeiten Gottsched's, Lessing's u. a. eine Nothwendigkeit, den ungerecht Behandelten freiere Wege zu ebnen, den wirklich kraftvollen, mit der literarischen Bewegung in engem Connex stehenden und mit Bewußtsein reformirenden Künstler aus seiner misachteten Stellung zu heben, so dürfte jetzt der Moment gekommen sein, wo den hochmüthigen und übermüthigen Theaterleuten gezeigt werden muß, daß es doch Wichtigeres und Nöthigeres als ihre Beschäftigung gibt, daß sie nur mittelbare Künstler und in erster Linie der Poesie und der wahren Kunst, resp. denen, die beide üben, unterthan sind. Die glanzvolle Stellung, die der Schauspieler als solcher ganz unberechtigt in der modernen Gesellschaft usurpirt hat, muß er wieder Würdigern überlassen; es muß ein Gegengewicht geschaffen werden gegen die unverschämten Geldforderungen darstellender Commis-Voyageurs. Besonders die Presse hat viel zu viel Gewicht gelegt auf die Breterhelden und sich ihnen nahezu tributpflichtig gemacht, anstatt ihnen den Platz in der Gesammtheit anzuweisen, auf den sie gehören. Ich kenne die Verachtung, mit der auch der elendeste Winkelkomödiant von den Vertretern der Literatur überhaupt spricht. Und doch sind gerade auf dem Rücken der Literatur die Mimen zu ihrer jetzigen Stellung emporgekommen, hat gerade die Presse immer und immer wieder die Lärmtrommel geschlagen, wenn es galt, den Nomaden der Theaterwelt die Säckel zu füllen. ... Mit größerer Aufdringlichkeit als gerade der Stand der zeitgenössischen Mimen hat noch kein Stand im Einzelnen (Benefize ꝛc.) und in der Gesammtheit die öffentliche Meinung in Anspruch genommen. Wie gesagt, es ist Zeit, diesem Unwesen zu steuern. Eine Menge der Besten denken mit mir dasselbe und sind von der Nothwendigkeit einer Reform auf der ganzen Linie, das menschliche Theatermaterial nicht ausgenommen, überzeugt.

Es folgen, wie oben angedeutet, mit oft „haarsträubender" Detaillirung die einzelnen „Krache", ferner Darlegungen von „Schmierenverhältnissen", die durch die Theaterfreiheit zu neuem Flor gelangt sind, Schilderungen des Proletariats der Bühnenwelt auf der einen, wie ihrer Heroen, die sich jedoch in Ueberhebung zu Göttern aufspielen, auf der andern Seite.

Kürschner selbst merkt, daß dies, fortgesetzt, allzulange „im Trüben gefischt" heißen würde. Er will deshalb des Contrastes wegen mit einem „heitern Allerlei" schließen. Eine erste Zuthat zu dieser — freilich nur je nach dem individuellen Geschmack auch wirklich schmackhaften — Speise läßt er das berliner Hoftheater liefern, dessen Allmächtiger bekanntmachen ließ, daß er Goethe's „Faust II" nicht, wie Wollheim angibt, abgelehnt habe, weil er eine „Apotheose des Lasters" sei, sondern daß er das Urtheil gefällt habe: „Nicht aufführbar, weil unverständlich".

Vermischte Schriften.

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

3. Johann Georg Zimmermann. Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben von Bodmer, Breitinger, Geßner, Sulzer, Moses Mendelssohn, Nicolai, der Karschin, Herder und G. Forster. Von E. Bodemann. Hannover, Hahn. 1878. Gr. 8. 5 M.

In den spätern Jahren gestaltet sich das Leben Zimmermann's immer düsterer, und es bleiben dem Biographen nur wenige Lichtblicke zu verzeichnen. Bei seiner sich stetig verschlimmernden Krankheit treffen den vielbeschäftigten Arzt, den rastlosen Gelehrten schwere Schicksalsschläge, die sein Gemüth mehr und mehr umdunkeln. Er verliert sein geliebtes Weib durch den Tod; die Tochter welkt infolge eines Seelenschmerzes dem Grabe entgegen, und der reichbegabte Sohn verfällt unheilbarem Wahnsinn. Dazu wird seine Stellung in der literarischen Welt von Tag zu Tag unerquicklicher; ein heftiger Angriff folgt dem andern; der Ton der Polemik wird auch bei Zimmermann bissig und ausfallend, und alle Anerkennung seiner Freunde, die Erfolge auf dem Gebiete seiner Wissenschaft vermögen nicht, den durch die Schläge seiner Gegner erzeugten Groll und Aerger zu vertreiben. Die letzten Kapitel der Biographie behandeln Zimmermann's Wiederverheirathung, sein großes Werk „Ueber die Einsamkeit" und seine Schriften über Friedrich den Großen, von dem er bekanntlich consultirt ward, sodann sein Verhältniß zu Georg Forster und dessen Schwiegervater Chr. G. Heyne, den Streit mit A. von Knigge und sein lichtloses Ende. Bodemann schildert die letzten Lebenstage mit folgenden Worten:

Als Zimmermann im Monat Juli (1795) nach Hannover zurückkehrte, traten die fixen Ideen mit verstärkter Macht wieder auf; er trat in sein Haus mit derselben Idee, mit der er es verlassen hatte: er sah es zerstört und glaubte sich ganz zu Grunde gerichtet.... Schlaflosigkeit und Schwäche vermehrten sich; er nahm fast gar keine Nahrung mehr zu sich, zum Theil in der fixen Idee, daß er, verarmt, das Essen nicht mehr bezahlen könne und sich daher desselben entwöhnen müsse; sein sonst so starker Körper war bald ein Skelet. Von der schrecklichsten innern Unruhe und Aufregung war der gequält, und stets klagte er über die unerträglichsten Schmerzen; ganze Stunden war sein Winseln und lautes Klagen vernehmlich — herzzerschneidend für die ihn liebende Umgebung. So lag er, der so vielen geholfen, hülflos da! So tief war der Geist von der Größe und Erhabenheit gesunken! Ein so fürchterlicher Abend auf einen so glänzenden Tag! Endlich am 7. October 1795, nachts 1 Uhr, ward der unglückliche Dulder von seinen fürchterlichen Leiden durch einen sanften Tod erlöst.

Die zweite Abtheilung des Bodemann'schen Buchs wird mit den Briefen Bodmer's, welche einen Zeitraum von 22 Jahren umfassen, eröffnet. Diesen folgt Professor J. J. Breitinger mit fünf Schreiben, sämmtlich aus dem Jahre 1756 datirend, und Geßner mit sieben. Den literarisch reichhaltigsten Abschnitt bildet der sich hier anschließende Briefwechsel zwischen J. J. Sulzer und Zimmermann. Letzterer hatte seinen Landsmann, den berühmten Aesthetiker, schon in der Schweiz kennen gelernt, und als er sich wegen der oben erwähnten Operation längere Zeit in Berlin aufhalten mußte, wo Sulzer lebte, wurde die alte Freundschaft in herzlichster Weise erneuert. Die Correspondenz, wie sie hier vorliegt, erreicht die Zahl von 62 Briefen, welche sämmtlich, mit Ausnahme der ersten fünf, in die Jahre 1771—79 fallen. An leichter, oberflächlicher Waare fehlt es bei diesem schriftlichen Gedanken- und Nachrichtenaustausch zwar ebenfalls nicht; zumeist durchweht ihn aber ein so aufrichtiger und ungekünstelter Geist, daß man den darin ausgesprochenen Urtheilen ebenso wie den factischen Mittheilungen als literargeschichtlichen Beiträgen unbestrittenen Werth zuerkennen muß. Vorzüglich zur Charakteristik Haller's, Lavater's und Herder's wird darin manches Neue geboten; doch auch die Bemerkungen über andere hervorragende Geister jener Zeit sind manchmal treffender und scharf bezeichnender Natur. So finden wir in dem Briefe Zimmermann's vom 14. December 1777 folgende köstliche Stelle:

Noch eine Neuigkeit aus der Schweiz, die ich gelegentlich an Spalding zu erzählen bitte: Zwölf junge Geistliche in Zürich haben nach der leipziger Herbstmesse von 1777 eine Gesellschaft errichtet, um durch Worte und Thaten öffentlich zu beweisen, sie halten es noch mit Jesus Christus. Jesu Christi Reich in Deutschland bedarf also einer Allianz mit Zürich? So habe ich ein Gebet von Lenz für Goethe gelesen, worin Lenz Gott bittet, er möchte doch Goethe nur den Rücken frei halten, denn von vorne — mache er sich selbst Platz. Die Kraft der zwölf jungen Geistlichen in Zürich, die Jesus Christus in Deutschland bedarf, ist eben die Kraft, die Goethe von vorne hat.

In den leider nur wenigen Briefen Moses Mendelssohn's zeigt sich uns ganz der milde, ernste Forscher, der nicht nur als Philosoph schrieb, sondern auch als solcher lebte. Wie bescheiden und doch wie prächtig lauten z. B. die Zeilen:

Ich habe über den Prediger einen Commentar herausgegeben, den Hr. Rabe ins Deutsche übersetzt hat. Ihnen und dem Herrn C.-R. Jacobi darf ich aber gestehen, daß ich viele Stellen in dem Prediger nicht verstehe. Ich habe es gemacht, wie die Ausleger es alle machen, den Sinn hineingelegt, der sich mit dem Inbegriff der Worte einigermaßen verträgt, und damit muß der Leser schon zufrieden sein. Aber ich selbst kann es nicht sein; ich weiß, daß der Sinn an vielen Stellen so unnatürlich ist, daß sich kein guter Schriftsteller so ausdrücken würde, wenn er eben dieses zu sagen hätte. Und Salomo sollte sich so ausgedrückt haben?

Und weiter unten heißt es:

Ich könnte Ihnen zwei Stellen anführen, die von den Auslegern beider Nationen für Prophezeiungen auf den Messias gehalten werden. Ich habe sie genauer untersucht und glaube in einem davon eine satirische Ode auf den Geiz, und in dem andern eine Schmeichelei zu erkennen, die ein Hofdichter dem David gemacht, als sein Feldherr Rabba belagerte.

In den Briefen Nicolai's tritt uns der selbstgefällige Dünkel, die aufgeblasene Unfehlbarkeit dieses berliner Pu-

blicisten völlig ungeschminkt entgegen. So schreibt er an Zimmermann unter dem 30. Mai 1775:

Mit Goethe werde ich nicht viel zu thun bekommen. Ob er gleich den „Prometheus" so gewiß gemacht hat, als ich den „Sebastian Nothanker", so bin ich doch dadurch nicht einen Augenblick unmuthig geworden. Ein solches Pasquillchen thut niemand Schaden als dem, der schwach genug ist, darüber empfindlich zu werden. Indem ich es las, fühlte ich, es werde meine Kräfte nicht übersteigen, ihm mit ebenso viel und vielleicht mit treffenderm Witze das Gleiche zu vergelten; ich fühlte aber auch, daß ich zu gut wäre, um mich damit abzugeben, und so denke ich nicht mehr daran.

Ueber Lessing findet sich in einem frühern Briefe folgende Bemerkung:

Sie sagen: ich soll sie (Recensionen) Lessing und Moses geben; ja! wenn's aufs Geben ankäme, so gäbe ich diesen Herren wohl wer weiß was. Ja ich habe ihnen auch schon manches zu recensiren gegeben; nur das Schlimmste ist, daß sie nichts machen. Lessing ist ein Aufschieber und hat noch gar nichts gemacht.

Als würdige Nachfolgerin Nicolai's präsentirt sich Anna Luise Karschin, geborene Dürbach, deren Verse und Gesinnung sich immer hübsch die Wage halten. Sie singt den „Leibmedicus Zimmermann" mit mehrern, von antiken Heldennamen strotzenden Gedichten an, deren letztes einen gereimten Küchenzettel für Friedrich den Großen bildet. Cäsar, Alexander, Cato, der „sich wüthend in die Leber stach", Marc Aurele (gereimt auf Seele), Marc Anton u. a. drehen sich mit Bodmer, „unserm Stahl", mit Friedrich dem Großen und dem Leibmedicus im wirren Rhythmentanz, und wenn der guten Großmama der Helmine von Chézy die Poesie ausgeht, kleidet sie die Erkenntlichkeit „für die metallne Belästigung" eines Zimmermann'schen Briefs in schlichte Prosa. Zweifellos ein besserer Dank, als in Versen wie der folgende der Nachwelt überliefert zu werden:

Du lebest, und du wollest leben
Für deine Kinder, für die Welt,
Der dich (!) schon manch Geschenk gegeben,
Die nun noch mehr von dir erhält.
Kein Stoicus war bei den Alten
So muthig, so voll Edeltrutz,
Als Zimmermann, der sich erhalten
Für viele zum gemeinen Nutz.

Von ganz besonderm Interesse sind in der Sammlung zehn Briefe von Herder. Das innige Freundschaftsverhältniß, dem wir diese Briefe danken, erkaltete bald durch Zimmermann's „immer mehr hervortretende Eitelkeit; seine Streitlust und Rücksichtslosigkeit veranlaßte bald eine Entfremdung zwischen ihnen". In Empfindung und Ausdrucksweise ist hier Herder noch ganz Sturm und Bewegung, der „Dichter voll orientalischen Feuers", wie ihn Zimmermann nennt. Ein heiliger Zorn faßt ihn über die Forderungen, welche man wegen seiner Berufung nach Göttingen von Hannover aus an ihn stellt, und er macht seinem Groll unter anderm in diesen Worten Luft:

Aus dem Colloquio wird nichts. Es ist kein Antrag für einen Mitlehrer, einen Professor. Es ist schimpfliche Hänselei oder Falle. . . . Kein edler Mensch mit Odem in der Nase kann's sich gefallen lassen, wenn er den Geist, den Sinn, die schimpfliche, erniedrigende Absicht des Allen sieht. Und wenn die ganze cuenllirte Facultät mich bei ihrer Hänselei richtig fände — Elender! der auf solche Bedingungen ihr Mitlehrer geworden — selbst examinirter Lehrbursch derer, die er alle — Entweder war ich des Professorats fähig und werth, da man mich anfrug, oder nicht. Ist das, warum trug man mir's an? Jenes und alles ist Schimpf, was darüber gesagt werde, Schimpf vor Deutschland!

Ueberhaupt geht Herder's Stil in diesen Briefen an Kraft und Nachdruck nichts ab; die „Lemgoer Bibliothek" betitelt er „Dreckmagazin", und schreibt unter anderm an Zimmermann: „Hier haben Sie ein paar Blätter von dem, was ich in einem Kothjournal (eine Bücherschuld abzutilgen) für Pöbel über seine (Lavater's) «Physiognomik» dahingekleckst. Sie werden dem Papier ansehen, wozu es, wenn die Recension gelesen ist, taugt." Dafür lesen wir weiter oben folgende herrliche Stelle: „Goethe schwimmt auf den goldenen Wellen des Jahrhunderts zur Ewigkeit." Elf Briefe von Georg Forster, welche zum größten Theil nur von des Schreibers eigenen Schicksalen und seinen durch Zimmermann geförderten Angelegenheiten in Rußland handeln, schließen das Bodemann'sche Werk ab.

Wenn wir nun zuletzt unser Urtheil darüber kurz zusammenfassen, so müssen wir das Buch als ein willkommenes, ja als ein nothwendiges Hülfsmittel für das genauere Studium der deutschen Literatur jener Tage bezeichnen. Durch ein Personenregister hat der Verfasser das Nachschlagen sehr erleichtert, während der Verleger für eine typographisch gute und fehlerfreie Ausstattung des Werks gesorgt hat. Dasselbe sei hiermit den literarischen Kreisen warm empfohlen!

Dem Andenken seiner verstorbenen Frau widmet Professor W. A. Freund in Breslau drei Vorträge unter dem Titel:

4. Blicke ins Culturleben von W. A. Freund. Breslau, Schletter. 1879. 8. 2 M. 40 Pf.

Der erste derselben handelt von der erziehlichen Kraft der Kunst, insbesondere der Musik, und spricht sich entschieden für die obligatorische Einführung des Musikunterrichts in den Erziehungsplan der Jugend aus. Mit seinen Vorschlägen in Betreff der auszuwählenden Instrumente und Componisten betritt der Herr Professor ein Gebiet, welches sich schlechterdings nicht so obenhin, „im allgemeinen", in Betracht ziehen läßt, um sodann Anleitungen „im besondern" zu ertheilen. Zuerst müßte hier vor allem die Frage gelöst werden, ob die bildende Kraft der Kunst ausschließlich in der Ausübung oder nicht ebenso stark, vielleicht stärker im Genießen, im Erkennen und Verstehen derselben liegt. Für die rechte und wirksame Ausübung der Musik bedarf man zuerst einer specifisch musikalischen Begabung, während sich Empfänglichkeit und Verständniß auch ohne sie erwerben lassen. Wenn sich die bildende Kraft der Musik hauptsächlich in ihrer Ausübung bethätigte, dann müßten wir in Musikern und Virtuosen wahre Musterbilder von Menschen antreffen, was aber bekanntlich sehr oft nicht der Fall ist. Gerade die Musik

nimmt unter den Künsten eine so exclusive Stellung ein, hängt so wenig mit unserm sonstigen Können und Wissen zusammen, daß man im Reiche der Töne ein großer Meister, in der übrigen Welt aber ein Fremdling sein kann. Hierdurch wird die Behauptung des Verfassers, daß „unsere großen Musiker ebenso große Charaktere, edle makellose Männer gewesen", hinfällig und von der Geschichte mit vielen Beispielen widerlegt. Selbst seine erbittertsten Gegner werden Richard Wagner das Epitheton eines „großen Musikers" nicht absprechen; einen „großen Charakter" wagen ihn aber seine begeistertsten Verehrer nicht zu nennen. Wenn der obige Satz durchgängig Geltung finden sollte, wäre er höchstens bei der Dichtkunst anwendbar; denn hier tritt der innere Mensch, die Anschauung und Gesinnung des Künstlers viel klarer und unverhüllter zu Tage als bei dem Musiker. Zudem beherrscht die Tonkunst ein enger begrenztes Feld. Es gibt und gab sehr edle, hochbedeutende Naturen — ich will hier nur an Wilhelm von Humboldt erinnern —, denen Sinn und Verständniß für Musik gänzlich abging und denen das Reich der Töne stets eine terra incognita blieb. Solch einen musikalisch völlig unbegabten Menschen aber zum Musikstudium, und wäre es auch nur in den Kinderjahren, zwingen zu wollen, hieße lediglich dieser Kunst Gegner gewinnen und dem erpreßten Jünger den letzten Rest von Empfänglichkeit rauben. Man höre einmal, mit welchem Entsetzen viele Leute von ihren „Klavierstunden" sprechen, weil sie ohne jede Anlage und jede Lust vor die Tasten gesetzt wurden und ihr tägliches Pensum herunterüben mußten. Durch solche Zwangsarbeit wird allein der leidige Dilettantismus groß gezogen, der Dilettantismus im Reproduciren und Empfinden, welcher die wahre und echte Begeisterung für die Kunst systematisch abtödtet.

Wer ein Musikstück so zu Gehör bringen will, daß bei einem gebildeten Auditorium überhaupt von einem Genuß die Rede sein kann, muß zuvor die technischen Schwierigkeiten überwunden haben, außerdem aber noch Geist und Gemüth genug besitzen, um das Kunstwerk seelisch beleben und den tiefer liegenden Intentionen des Componisten nachgehen zu können. Wie steht es nun hiermit bei der sogenannten Hausmusik? Der Sohn kratzt auf der Geige, bevor er sie rein zu stimmen vermag; die noch talentlosere Tochter bearbeitet mit einem unverwüstlich falschen Baß das Klavier, und die Mutter steht dabei außer sich vor Entzücken über ihre „musikalischen Kinder". Kann hier von einer erziehlichen Kraft der Musik, von einer Bildung des Gemüths die Rede sein? Im Gegentheil. Die natürliche Anlage zur Empfänglichkeit wird verbildet, das Ohr für Intonation nicht verfeinert, sondern abgestumpft, und dabei nichts befördert als der dilettirende Dünkel. „Kunst ist Können", definirt Professor Freund, wenn auch nicht neu, doch richtig; aber der Weg zu diesem Können ist ein langer, mühevoller, und man vermag ihn nicht „so nebenbei" zurückzulegen. Wirklich begabte Kinder möge man zur Musik erziehen, jedoch in gründlicher, systematischer Art, und zwar so, daß sie erst die Technik erlernen, ehe sie an das Geistige herantreten. In dieser Weise will der Verfasser nun nicht vorgegangen wissen, sondern „den Stoff für den Unterricht schon über die Anfangsgründe hinausgekommener Schüler müßte man ausschließlich aus den sogenannten classischen Musikstücken wählen. Ich meine damit die Compositionen von Haydn bis zu Mendelssohn und Schumann." Ueber die Anfangsgründe hinausgekommen, was heißt das? Wir meinen, daß sich derjenige erst an unsere großen Meister wagen darf, welcher die Form, darein sie ihre Gedanken gossen, völlig zu beherrschen vermag. Das ist aber eben das Traurige des durch die Hausmusik großgezogenen Dilettantismus, daß er sich mit der Kühnheit des Selbstbetrugs an die höchsten Aufgaben macht und, weil er sie nicht lösen kann, daran herumstümpert. Wie unsere Schulkinder an den herrlichen Balladen Schiller's „Hersagen" lernen, so üben sie an einer Beethoven'schen Sonate die „erziehliche Kraft der Musik". Es soll ein „Stück" gespielt werden, wie die Klavierstundensprache es benennt, und dazu sind unsere Classiker gerade gut genug. Chopin, Liszt u. a. will Professor Freund von dem Programm gestrichen haben, da sie eine zu große Technik erfordern. Abgesehen davon, daß in vielen Compositionen Beethoven's und Schumann's (ich nenne nur die letzten Klaviersonaten des erstern, die symphonischen Etuden des letztern) die gleichen, ja manchmal schwierigere Anforderungen gestellt werden, ist hier außerdem noch das starke geistige Element zu überwinden. Wo bleibt dem gegenüber die Capacität und Leistungsfähigkeit eines Kindes? Man beobachte nur einmal, wie in gewissen musikalischen Familienkreisen unsere Classiker tractirt werden; man höre, wie ein unreifes Schulmädchen an der unglücklichen, meistens zum Opfer der Stümperei auserlesenen „Pathétique" herumhackt, und jedem in der Kunst würdig Empfindenden muß die Röthe des Zorns ins Antlitz steigen. Um Scalen und Doppelschläge an ihm zu verpfuschen, dafür sollte uns der große Beethoven doch zu gut sein. Läßt man im Zeichenunterricht, dem Vorläufer der bildenden Künste, die Kinder nicht erst Striche anfertigen, gibt ihnen jahrelang leichte, dem Lehrsystem entsprechende Vorlagen, bis man endlich, bei einem hohen Grad erlangter Technik, das Werk eines Meisters zur Copie unterbreitet? Warum geht man in der Musik nicht auf ähnliche Weise vor? Warum erlaubt man Kindern und den ihnen gleichenden ausgewachsenen Dilettanten, sich an jeder Composition zu versuchen? Erst die Finger, dann der Kopf — heißt es auch in der Musik; darum für Kinder Klavierschulen und Etuden, aber keine „Auswahl classischer Musikstücke".

Ueberhaupt scheint der Verfasser bei seinem Erziehungsplan eine außergewöhnlich begabte Jugend im Auge zu haben. „Sobald das Alter von vierzehn Jahren erreicht ist, darf das Theater als Bildungsmittel aufgesucht werden." In Betreff der hierzu geeigneten Vorstellungen bemerkt Professor Freund: „Ein Volk wie die Deutschen, welches

Lessing, Schiller, Goethe, Gutzkow, Freytag besitzt, hat keine Sorge um die Wahl der Schauspiele für seine Jugend." Unserer Meinung nach enthalten aber Dramen wie „Emilia Galotti", „Cabale und Liebe", „Faust", „Graf Waldemar", „Valentine" u. a. wenig Bildungsstoff für vierzehnjährige Knaben und Mädchen. An musikalischen Bühnenwerken sollen nach dem Vorschlag des Verfassers unserer Jugend die Opern Mozart's, Weber's, Beethoven's vor allen vorgeführt werden! Nun, in „Oberon", „Figaro" und „Don Juan" dürfte das naive kindliche Gemüth doch manche Frage stellen, die zu beantworten selbst dem Verfasser nicht leicht fallen würde. „An sie (die genannten) schließen sich die besten Opern von Auber, Lortzing, Méhul, Cimarosa, Rossini und mit Auswahl Meyerbeer an." Warum neben Lortzing und Cimarosa Componisten wie Marschner, Boieldieu, Chernbini, Verdi, Bellini, Adam u. a. keinen Platz finden sollen, wird uns verschwiegen. „Wagner schließe ich vom Jugendrepertoire aus." Sehr wohl, denn seine Musik erfordert unserer Ansicht nach auch anderes Verständniß, als es vierzehnjährige Kinder in der Kunst zu besitzen pflegen. Ueber den Componisten des „Tannhäuser" und „Lohengrin" leert der Verfasser übrigens die ganze Schale seines Zorns; da wimmelt es „von mangelndem organisch-gegliedertem Ausdruck", „grob materialistischer Charakterisirung der Personen", „aufgezwungener Leitmotivwirthschaft", „realistischer Darstellung der Empfindungen" „maßloser Häufung musikalischer Mittel um meist armselige Gedanken", kurz, es bleibt von dem genialen Tonschöpfer bei ihm nichts übrig als der Verfasser des „Judenthums in der Musik". Wie konnte Richard Wagner auch nur auf diesen unseligen Gedanken kommen! Zudem macht sich der Verfasser die Polemik gegen den Dichtercomponisten ziemlich leicht; er führt nämlich zur Begründung seiner Ansicht lange Citate von Otto Jahn an und versucht sodann, die arme La Mara, die Vertheidigerin Wagner's, mit einigen wohleingefügten Fragezeichen zu vernichten. Die zweifellos begabte und dabei sehr bescheidene Schriftstellerin hat ihren musikalischen Betrachtungen niemals einen hohen „ästhetisch wissenschaftlichen" Werth beigelegt, und konnte sich demnach Professor Freund zum Zweck der Widerlegung einen sattelfestern Gegner, z. B. den Schriftsteller Richard Wagner auswählen. Einem eclatanten Widerspruch verfällt der Verfasser noch am Schluß seines Vortrags, wenn er die „Meininger Schauspiele", welche „echte Kunstwerke in echt künstlerischer Darstellung gewähren", als Heilmittel wider das Sinken des Geschmacks empfiehlt, wenige Zeilen zuvor sich aber zur Bekräftigung seiner dem Wagner'schen Scenenwerk feindlichen Ansicht auf ein Urtheil Schiller's bezieht, wonach „durch einen außerordentlichen Aufwand in Scenerie und Costüm der Zuschauer vom Gehalt des Stücks abgezogen und für denselben unempfindlich gemacht wird". Eine treffendere Kritik der „Meininger" konnte der große Dichter nicht anticipiren.

„Ueber die Emancipation der Frauen" benennt sich der zweite „Blick ins Culturleben". Man kann sich mit dem Standpunkte, den der Verfasser dieser Frage gegenüber einnimmt, im großen und ganzen einverstanden erklären. Voll und warm tritt er für die Heilighaltung der Ehe ein, und sagt unter anderm:

> Alles, was die Ehe fördert, fördert die höchste Leistung des Menschengeschlechts, Staat und sociale Ordnung, und ist darum gut. Alles, was die Ehe schädigt, hält die Arbeit an der Vervollkommnung der Menschheit auf, muß, und wenn es hundertmal mit den Anforderungen des sogenanten Naturrechts harmonirt, aus einer praktischen Discussion, d. i. einer solchen, welche zu gedeihlichen Resultaten führen soll, zurückgewiesen werden, kurz — ist schlecht.

Auch der Thätigkeit der Frau im Hause, welche in unsern Tagen leider immer mehr unterschätzt wird, läßt der Verfasser aufrichtige Anerkennung zutheil werden, um dann nach einem Seitenhieb gegen einen Collegen, welcher die geistige Inferiorität der Frau mit der weniger günstigen Organisation ihres Schädels und Gehirns zu begründen sucht, die Meinung auszusprechen, daß das Frauengeschlecht zu den höhern Berufsarten geistig durchaus befähigt sei. Hierbei schließt sich der Verfasser der von Freunden der Frauenemancipation aufgestellten Behauptung an, daß das geistige Uebergewicht des männlichen Geschlechts lediglich die Folge des bisher künstlich unterdrückten Zustandes der Frauen sei. Ich möchte diese unrichtige Behauptung nicht wie Dr. von Bischoff auf physiologischem, sondern auf historischem und statistischem Wege entkräften. Besäße die Frau wirklich die gleiche geistige Veranlagung wie der Mann, so müßte sich dieselbe im Laufe der Jahrhunderte doch schon längst zur Geltung durchgerungen haben. Wir kennen Völkerschaften, wo die Frau durchaus nicht „im künstlich unterdrückten Zustand" lebt, ja in England und Amerika nimmt das Weib dem Manne gegenüber eine entschieden bevorzugte Stellung ein, und trotzdem hat sich auch dort ihre Befähigung für die höhern Berufsarten nicht kräftiger entwickelt. Das Frauengeschlecht hat den Künsten und in beschränktem Kreise auch den Wissenschaften manch hübsches Talent geschenkt; ein wahrhaft schöpferischer Genius ist noch niemals aus ihm hervorgegangen. Zur erfolgreichen Ausübung eines höhern Berufs gehört vor allem die volle und ununterbrochene Disposition über die dem Menschen innewohnenden Kräfte; im Besitz einer solchen Disposition kann sich jedoch das Weib infolge der ihr von der Natur auferlegten Bestimmung nicht befinden. Gegen alle derartigen Bestrebungen legt der Organismus des Frauenkörpers sein energisches Veto ein, welchem Friedrich Hebbel im fünften Act seiner „Judith" einen zwar cynischen, aber wahren Ausdruck verliehen hat. Die Zwecke der Natur lassen sich nicht nach Belieben ummodeln oder vereiteln, und der natürliche Zweck des Weibes ist, Mutter zu werden. Diesen Einwurf fühlt der Autor auch sehr wohl, indem er bemerkt:

> Eine Theologin, Juristin, Philosophin, Aerztin kann unter

allen (?) Umständen eine ehrwürdige, noble Erscheinung abgeben; eine mit diesem Berufscharakter behaftete Ehefrau wird nach unsern Begriffen zu einem Zerrbilde, unschön, schief, halb, unbrauchbar.

Sehr richtig. Da sich nun aber jedes geistig und körperlich gesunde Mädchen seiner Bestimmung nach zu verheirathen wünscht, so bleiben für den Berufscharakter nur die alten Jungfern übrig. Doch auch damit hat es noch einen Haken: denn ein Mädchen kann unmöglich im voraus wissen, ob ihr dies oder jenes Los beschieden ist, die Wissenschaft verlangt jedoch ein langes und eifriges Studium und verlangt es vorzüglich in jungen Jahren. Soll sich das Mädchen nun für die Ehe oder für den wissenschaftlichen Beruf — identisch sind die beiden Dinge doch nimmermehr — vorbereiten? Man wird mir einwerfen, daß eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung der später zu schließenden Ehe nicht hinderlich sei. Wohl, nicht hinderlich, aber schädlich. Ein Mann, der unter normalen Verhältnissen heirathet, will sich einen Hausstand gründen und darum in seiner Gattin vor allem ein liebendes, echtes Weib, eine tüchtige Hausfrau gewinnen. Wie steht es jedoch bei wissenschaftlichen Studien mit der Erhaltung der Weiblichkeit, jener Weiblichkeit, wie der Autor sehr schön sagt, welche uns den Schmuck des Lebens, die Ehre des Hauses, die Zukunft unserer Kinder gewährleistet? In Hörsälen und Laboratorien wird sie nicht erworben, und würde der Verfasser, selbst als Mediciner, ein Mädchen zur Frau nehmen, welches zuvor einen Cursus der praktischen Anatomie durchgemacht und die Jahre ihrer jungfräulichen Blüte im pathologischen Institut verbracht hätte? Gegen eine umfassendere und bessere Schulbildung des weiblichen Geschlechts hat wol niemand etwas einzuwenden; man darf dabei aber das oberste Ziel nicht aus den Augen verlieren, daß wir uns eben „Frauen" erziehen wollen und darum die Reinheit ihres Gemüths in keiner Weise beeinträchtigen dürfen.

Einen ungetrübten Genuß gewährt uns der dritte und letzte Vortrag: „Die Person des Hippokrates". Der Verfasser spricht hier gleichsam pro domo, indem er uns in lebendiger Schilderung das Bild eines großen Arztes und zugleich eines bedeutenden Menschen vorführt. Wir erkennen aus der trefflichen Darstellung, wie die Wahrheiten, welche der griechische Gelehrte vor zweiundzwanzig Jahrhunderten aussprach, noch heute ihre ungeschwächte Geltung besitzen, und wie der edle Beruf des Arztes in seinem Wesen als selbstloser Freund der Menschheit derselbe geblieben ist. Auch bei Behandlung dieses Themas verräth Professor Freund, wie bei den vorhergehenden, sehr achtungswerthe literarische Kenntnisse, er liefert im besondern den Beweis, daß das Studium der classischen Philologie in unserm modernen Vortragswesen noch seinen vollen Werth behauptet.

Ernst Jerusalem.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Erzählende Schriften.

1. Paul von Kampmann. Historischer Roman von A. Brook. Drei Bände. Berlin, Janke. 1879. 8. 12 M.
2. Ein Schwedenkind. Ein baltischer Roman aus der Zeit Herzog Jakob's von Kurland. Von Ernst Dorn. Mitau, Behre. 1879. Gr. 8. 6 M.
3. Freunde und Gönner. Roman von Karl Marquard Sauer. Mit dem Bildniß des Verfassers. Drei Bände. Görlitz, Vierling. 1879. 8. 12 M.
4. Gräfin Ruth. Roman von Emile Erhard. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1879. 8. 8 M.
5. Lumpenmüllers Lieschen. Roman von W. Heimburg. Leipzig, Keil. 1879. 8. 5 M.
6. Der Wunderrabbi. Roman von J. Thenen. Wien, Rosner. 1880. 8. 4 M.

Ein sehr hübsches Erzählertalent bekundet A. Brook, deren frühere Publicationen mir leider fremd geblieben sind, in ihrem neuesten Werke „Paul von Kampmann" (Nr. 1). Sie schildert darin den Lebensgang eines edeln, jedoch verarmten holländischen Mädchens bis zu dessen glücklicher Verbindung mit einem tüchtigen Manne, und in diese Schilderung sehr geschickt hineingeflochten ist die Mittheilung der Geschicke derer von Kampmann, eines vornehmen holländischen Geschlechts, von ihrem Urahn bis auf den alten Kammerherrn Paul von Kampmann, der ein reichbewegtes Leben hinter sich hat. Natürlich bietet sich der Verfasserin bei Bewältigung solchen Stoffs häufige Gelegenheit zu höchst anschaulichen und lebendigen Darstellungen aus der holländischen Specialgeschichte, aus der Zeit der Französischen Revolution und Napoleon's I. u. s. w., und insofern kann von einem historischen Romane die Rede sein. Daß sie hierbei den Faden der Erzählung nicht verliert und unsere Aufmerksamkeit niemals ungebührlich lange von den Hauptpersonen ablenkt, ist sehr anzuerkennen. Weitere Vorzüge des Buchs sind der einfach-natürliche Ton, der gesunde, frische Sinn, die Wärme des Colorits und der Stimmung, und ein freier historischer Blick, der den Vorzügen und Schwächen der verschiedenen politischen Parteien und Gesinnungen in gleichem Maße gerecht wird. Wir können demnach die Lektüre dieses Romans aufs angelegentlichste empfehlen.

Viel weniger ist dies der Fall bei dem Roman von Ernst Dorn: „Ein Schwedenkind" (Nr. 2), welcher uns in die Zeit des meteorgleichen Siegeszugs Karl's XII. von Schweden versetzt, den König selbst jedoch beiseite läßt, dagegen Kurland mit seinem schwergeprüften Herzog Jakob in den Vordergrund stellt. Die allzu breit und oft recht trocken gehaltenen historischen Darstellungen der Geschicke Kurlands und der herzoglichen Familie nehmen denn auch den größten Theil des für diesen Roman bestimmten Raumes weg, und die Schicksale des „Schwedenkindes"

welche dem Titel gemäß uns vorwiegend beschäftigen sollen, sind so dürftig erzählt, daß sie nicht einmal als rother Faden der Handlung gelten können und thatsächlich unbeschadet des culturgeschichtlichen Werthes dieses Buchs und des innern Zusammenhangs wegbleiben könnten. Allem Anscheine nach ist Ernst Dorn ein recht braver Gelehrter und wohlbewandert in der Geschichte seines engern Vaterlandes; das würde nun allenfalls genügen, um culturhistorische Studien, Charakterskizzen u. dgl. zu liefern, welche gebildeten Kreisen willkommen sind: um aber einen Roman zu schreiben, fehlen dem Autor entschieden die poetischen Qualitäten, vor allem Erfindungs- und Combinationsgabe, und so vermag er in dieser Richtung auch die bescheidensten Ansprüche nicht zu befriedigen. Was an dem Buche wirklich gut und tüchtig ist, verliert an Wirkungsfähigkeit dadurch, daß es nicht in den richtigen Rahmen, nicht in die entsprechende Form gebracht wurde. So können wir dem Verfasser von der in Aussicht gestellten Fortsetzung dieser Erzählung unter dem Titel „Die Aebtissin von Herford" nur abrathen und ihm als formales Muster dessen, was er aus dem Schatze seines Wissens mittheilen will, Gustav Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" empfehlen, die wir, nebenbei gesagt, seinem Romane „Die Ahnen" unbedingt vorziehen.

Von aller Gelehrsamkeit fort ins volle Genußleben der Gegenwart führt uns ein beim deutschen Lesepublikum bereits wohl accreditirter Erzähler, Karl Marquard Sauer, mit seinem Roman „Freunde und Gönner" (Nr. 3). Wenn wir den Verfasser recht verstanden und von einer Tendenz bei diesem Romane überhaupt sprechen dürfen, so zielt dieselbe dahin, daß dem jungen Künstler jene mächtige moralische und materielle Förderung, wie sie von einflußreichen und vornehmen Gönnern gewährt wird, zumeist in gewissem Sinne sehr theuer zu stehen kommt, daß gewöhnlich unter der bestechenden Maske der selbstlosen Liebe und Begeisterung für Kunst und künstlerisches Streben die selbstsüchtigsten Zwecke und Absichten lauern, daß daher ein ehrlicher, theilnehmender, wenn auch nicht einflußreicher Freund solcher Gönnerschaft bei weitem vorzuziehen ist. Nun möchten wir solche pessimistische Anschauung nicht gern als allgemeine Regel anerkennen; daß aber in häufigen Einzelfällen nicht eben die lautersten und edelsten Motive diesen vornehmen Mann, jene reiche, prachtliebende Dame veranlassen, aufstrebende Talente weiblichen und männlichen Geschlechts zu unterstützen, zu fördern, zu „poussiren", ist zweifellos. Daß namentlich unsere weiblichen Kunstmatadore ihr Emporkommen allzu häufig einem mehr oder minder erniedrigenden Maitressenthum verdanken, gereicht weniger ihnen als jenen Gönnern zur Unehre, welchen die künstlerische Förderung ihrer Clientinnen nicht Selbstzweck, sondern nur — Mittel zum Zweck ist. Und solche Einzelfälle führt uns Karl Marquard Sauer diesmal vor; die Anerkennung, einen Griff ins volle Menschenleben gethan zu haben, können wir ihm also nicht versagen; wohl aber scheint uns dieser Griff ein etwas unerquicklicher, undelicater zu sein, zumal der Verfasser in seinem Bestreben, nicht ganz Alltägliches mitzutheilen, die allerdings auch schon gebrauchte, aber immerhin verzweifelte Wendung benutzt, die Schmach des Maitressenthums den Schultern eines jungen Mannes aufzubürden, während das junge Mädchen ihre Ehre rein erhält und nur an den Vortheilen, die jenes dem Bruder einbringt, participirt. Unbewußt, fügen wir ausdrücklich bei: wie auch der junge Mann unbewußt, in seiner Unerfahrenheit und von Leidenschaft verblendet, in die Situation geräth, welche ihm, sobald er sie erkannt, schamroth vor sich selbst werden läßt und den Bruch herbeiführt. Trotzdem aber Bruder und Schwester sehr sympathisch gezeichnet sind und auch die russische Fürstin, welche die Gönnerin spielt, als eine geistig hochbegabte und nicht eben gemein sinnliche Natur charakterisirt wird, kommen wir doch aus einer gewissen unbehaglichen Stimmung nicht heraus, so lange dieses Verhältniß zwischen der Fürstin und dem jungen Maler währt. Und darüber hilft uns der Autor mit allem Aufgebot seiner Mittel nicht hinweg, an denen er es, die Gefährlichkeit des Sujets wohl erkennend, nicht fehlen läßt. Daß Sauer gut zu charakterisiren vermag und sehr fließend und liebenswürdig erzählt, weiß jedermann, der nur einen seiner Romane gelesen, und dem vorliegenden Werke gereicht eine äußerst lebendige und anschauliche Schilderung Venedigs mit seinem geheimnißvollen Zauber überdies zu ganz besonderer Zierde. Das Buch ist dem Tragöden Ernesto Rossi gewidmet.

Eine bei dem Romanschriftsteller seltene gründliche Kenntniß alles dessen, was den Pferde- und Reitsport betrifft, bekundet Emile Erhard in seinem Romane „Gräfin Ruth" (Nr. 4); sämmtliche Cavalieristen und Cavaliere der Welt werden um dieses Vorzugs willen allein den Verfasser zu ihrem Lieblingsautor erheben, von den reitenden Damen gar nicht zu sprechen, welche in der Gräfin Ruth das Ideal einer Amazone und in ihrem Partner Retzow den begehrenswerthesten Centauren verehren dürften. Es muß für diese Herrschaften ein wahrer Hochgenuß sein, Stellen zu lesen wie die folgenden:

„Wie wundervoll", sagte die kleine Ruth zu Retzow, „corrigirten Sie das ungezogene Pferd! Während all der frühern Proben ärgerte mich schon das dumme Zügelarrangement der Stute, und ich hätte Ihnen beinahe ein «Gott sei Dank» zugerufen, als Sie die baumelnde Trense kürzer schnallten und die Kanthare tiefer legten. Die Trense ist doch ein Instrument zum Aufrichten und die Kanthare eines zum Beizäumen; Herr von Prutz branchte sie aber umgekehrt."

Daß Ruth bei diesen Worten herzlich lachte und von Herrn von Prutz nur eine geringe Meinung hegen konnte, begreifen wir vollkommen, zumal wenn wir weiter schwelgen können in den Confessions des zarten Kindes:

Als Wiegenkind nahm mich der Papa auf das Pferd, und seitdem blieb dasselbe mein einziges Spielzeug, meine Puppe, mein höchstes Vergnügen. Ich vermuthe, daß ich mit einer Peitsche geboren wurde (!); denn ich kann in meiner Kindererinnerung keine Zeit finden, in der ich nicht eine Peitsche zur Hand gehabt hätte.

Dem Jockey auf dem Turf und dem Csikos auf der Puszta, dem vornehmsten Lord und dem geplagtesten Remontebereiter muß das Herz in der Brust hüpfen, wenn er solches liest. Und auch wir konnten uns dem Zauber, den solche stallgeborene Heldin um sich verbreitet, nicht ganz entziehen: die Vorliebe und Begeisterung des Knaben für den Circus Renz und seine kühnen Künstlerinnen wachte wieder in uns auf, und an unser Ohr klang melodisch von schönen Lippen ein: „Verfluchte Bestie!", wenn der unglückliche Schimmel nicht so ging, wie seine süße Last es für die beabsichtigten Evolutionen nöthig fand. Ja, auch darin liegt Poesie, wenn sie sich auch manchmal etwas brutal äußern mag.

Doch abgesehen von dem Pferdefuß, der aus diesem Buche überall hervorschaut, ist es sehr hübsch geschrieben; Gräfin Ruth eine wirklich poetische Gestalt, von herber Jungfräulichkeit und glutvoller Hingebung zugleich; Retzow ein ganzer Mann, dem wir das Glück an der Seite seiner schönen Amazone gern gönnen, und der Schotte Lance ein Cabinetsstück eigenartigster Charakteristik. Vorzüglich gezeichnet sind auch der simple Graf Aldenkron, der schuftige Baron Deim und die üppigschöne intrigante Melanie, zahlreiche Nebenfiguren nicht zu erwähnen. Ueberhaupt ist das Talent Erhard's, hinter welchem Pseudonym wir — eine Dame vermuthen, in Hinsicht auf Charakterzeichnung und Gestaltung ein ganz eminentes und steht hinter ihren hippologischen Fachkenntnissen durchaus nicht zurück. Vielleicht entschließt sie sich, ehe sie ihr zweites Werk schreibt, die letztern in einem Leitfaden für Reitbeflissene und Pferdefreunde niederzulegen, und erläßt uns im Romane die allzu aufdringlichen Ingredienzien von Stallgeruch und Pferdegetrampel, von Trense, Peitsche und Kanthare.

Viel weniger „Race", aber um so mehr echte Weiblichkeit athmet der Roman einer andern Dame, W. Heimburg, betitelt „Lumpenmüllers Lieschen" (Nr. 5), ein Buch, welches seines sinnigen, poetischen Reizes, seines unverfänglichen und doch lebhaft anregenden Inhalts und seiner gesunden Tendenz wegen sich ganz besonders zur Lektüre für die weibliche Jugend eignet. Auf die darin erzählten Ereignisse, die sogenannte Handlung, des Weitern einzugehen, fehlt uns jeder kritische Anstoß, und gerade bei diesem Buche hieße es dem Leser einen wesentlichen Theil des Genusses vorwegnehmen, wenn wir ihn von den Conflicten, Liebesgeschichten und dem endlichen Ausgang kurz informiren wollten. Es mögen daher diese Andeutungen und unsere wärmste Empfehlung genügen.

Gerne möchten, aber leider können wir uns nicht gleich günstig und kurz über den „Wunderrabbi" von J. Thenen (Nr. 6), das Erstlingswerk einer polnischen Dame, äußern. Wir müssen im Gegentheil sagen, daß dieser Roman von Grund aus verfehlt ist, wenn wir auch über technische Mängel — im Aufbau, in der Anordnung des Stoffs, in der Einführung der Personen u. s. w. — hinwegsehen wollten; denn die Verfasserin verstößt, oder richtiger: das ganze Buch ist ein Verstoß gegen das erste ästhetische Gesetz, daß der Künstler die Wirklichkeit idealisiren, daß er das im Leben Geschaute und im Geist Empfangene poetisch gestalten müsse, wodurch es erst zum Kunstwerk wird. Natürlich soll das Wort „idealisiren" nicht so verstanden oder misverstanden werden, wie es seinerzeit geschehen, als vorzüglich die Romanschriftsteller nur zwei Typen vorzuführen wußten: den Schurken ohne jede menschliche Regung in gutem Sinne, das Ideal des Bösen, und die perfecte makellose Tugendheldin, das Ideal des Guten: beides nicht nur der Wirklichkeit, sondern auch jener höhern Naturwahrheit widersprechend, welcher der Künstler niemals untreu werden darf. Die richtige Mitte zwischen Ideal und Wirklichkeit zu halten, beide zu einem Dritten zu verschmelzen, ist seine Aufgabe; nur wenn er sie erfüllt, wird er mit seinem Kunstwerk jene versöhnende, erhebende, befreiende Wirkung ausüben, die Aristoteles als höchsten Kunstzweck bezeichnet.

Die Verfasserin des „Wunderrabbi" gibt kein Kunstwerk, sie gibt Wirklichkeit, splitternackte Wirklichkeit, und stößt ab, wo sie anziehen, erregt Ekel, moralischen und physischen Ekel, wo sie erheben, Entsetzen, wo sie versöhnen sollte. Gewiß würde die Wirkung keine so auffällige und crasse sein, wenn sie sich eine andere Aufgabe gestellt hätte als die, uns einen Roman aus dem Leben jener verrotteten jüdischen Sekte der Chassidim zu erzählen, welche heute noch trotz allem, was dagegen geschrieben wurde, in einzelnen Städten Galiziens in gewissem Sinne „zu Recht besteht". Die Verfasserin übertrifft nun auch, da ihre Feder in blutigen Haß getaucht scheint, die uns bekannten Schilderer der Verworfenheit und des Fanatismus dieser Sekte (Joseph R. Ehrlich: „Weg meines Lebens"; Bonnet: „Ringende Mächte") an schneidiger Schärfe und an Wucht der Anklagen, aber eben dadurch wird die Lektüre ihres Buchs peinlich. Insofern die Verfasserin mit diesem Werke sich Zorn, Haß, Abscheu und Verachtung vom eigenen Herzen geschrieben, dürfte sie ihren Zweck erfüllt haben; insofern sie einen Beitrag zur Kenntniß der Chassidim liefern wollte, ist ihr dies in hohem Grade gelungen; insofern sie aber einen Roman, ein Kunstwerk schaffen wollte, ist sie gescheitert. Wie man das orthodoxe Judenthum zu schildern hat, wenn man wahr sein und doch künstlerisch wirken will, das mag sie in des ausgezeichneten Leopold Kompert herrlichen Novellen nachlesen, auch bei Herzberg, Fränkel, Bonnet, Ehrlich — und dann wird sie unserm Urtheil über ihr Buch wol selbst beistimmen.

7. „Der gute Kaiser Max!" Historische Erzählung von Eduard Jost. Landau, Jost. 1879. Gr. 16. 2 M.
8. Eine räthselhafte Katastrophe. Novelle von Gerhard von Amyntor. Gotha, F. A. Perthes. 1879. Gr. 8. 4 M.
9. Erlebtes und Erdachtes. Humoresken und Erzählungen aus dem Badeleben von F. Ferma. Stuttgart, Rupfer. 1879. Gr. 16. 3 M.
10. Mädchenleben. Novelle von A. von Haxthausen. (Preisgekrönt.) Paderborn, F. Schöningh. 1879. 8. 3 M.

11. Geheime Schuld. Novelle von Maria Lenzen, geb. di Sebregondi. Paderborn, F. Schöningh. 1879. 8. 4 M.

Herzlich unbedeutend ist Eduard Jost's sogenannte historische Erzählung: „Der gute Kaiser Max!" (Nr. 7). Daß Kaiser Maximilian I. im Jahre 1508 die Stadt Landau mit seinem Besuche beehrt hat, mag die biedern Landauer heute noch mit Stolz erfüllen und die Schilderung dieses freudigen Ereignisses, wie es die letzten Bogen des Büchleins füllt, infolge dessen auch ihren Beifall und ihre lebhafte Theilnahme erwecken. Weitern Kreisen dürfte aber diese landauer Privatangelegenheit sehr gleichgültig sein, und mit Recht; und da die Liebesgeschichte, welche den übrigen Inhalt der Erzählung ausmacht, wenn vielleicht auch historisch, doch allzu simpel ist, so haben wir in der That keine Veranlassung, derselben hier ausführlicher Erwähnung zu thun. Unsers Erachtens hätte übrigens der Verfasser besser gethan, sein Buch anders zu betiteln, als er für gut fand, denn eine Rolle spielt Kaiser Max darin nur als Deus ex machina; die Hauptfiguren der Erzählung aber sind ganz andere, und der Kellereiverwalter von Landau als fatale Hauptperson hätte allen Grund, sich über Zurücksetzung zu beklagen.

Man soll durch den Titel eines Werks niemals Erwartungen und Vorstellungen wachrufen, welche zu erfüllen man gar nicht die Absicht hat. Es geschieht meist zum Nachtheil dessen, was man wirklich bietet. Diese Bemerkung gilt auch dem Verfasser der Novelle „Eine räthselhafte Katastrophe", Gerhard von Amyntor (Nr. 8). Denn wenn wir in den Kern seiner — vorgeblich „wahrhaftigen" — Mittheilungen eingehen, so finden wir in der That nichts Räthselhaftes darin; auf jede Frage können wir klare Antwort geben. Daß es Menschen gibt, welche auf andere Menschen magnetischen Einfluß üben und sie in magnetischen Schlaf zu versetzen vermögen, ist eine wissenschaftlich allerdings noch nicht ganz aufgeklärte Thatsache, die jedoch im Sinne des Verfassers und seiner Novelle die räthselhafte Katastrophe nur vorbereiten soll. Daß weiter ein Mann vermittels dieser ihm inwohnenden Kraft ein junges Mädchen willen- und wehrlos macht und dasselbe dann entehrt, das ist gemein, es ist niederträchtig, aber nicht räthselhaft. Daß dieses beklagenswerthe Mädchen, zur Erkenntniß der ihr angethanen Schmach gelangend, sich nicht entschließen kann, ihrem Geliebten, dem einzigen Menschen, dem sie vertrauen und von dem sie Schutz erwarten kann, das Geschehene mitzutheilen, daß sie vielmehr in ihrer Verzweiflung gerade diesen einzigen flieht und dem Räuber ihrer Ehre folgt, ist gleichfalls nicht räthselhaft. Alles das geht, wie man sagt, mit natürlichen Dingen zu; von einer Katastrophe für die beiden unglücklichen Liebenden kann daher wol die Rede sein, nimmer aber von einer „räthselhaften" Katastrophe. Daß sich Amyntor im übrigen bemühte, seine Geschichte so geheimnißvoll wie möglich, stellenweise sogar recht gruselig zu erzählen, wollen wir ihm nicht ableugnen; wir zweifeln auch nicht, daß sein Buch in gewissen Kreisen geradezu wird verschlungen werden. Edlere, vornehmere Ansprüche befriedigt es dagegen weniger, was als avis au lecteur beizufügen wir für geboten halten. Suum cuique.

Talent, welches aber noch sehr der Läuterung und Veredlung bedarf, sowie auch Witz und Humor verräth F. Jerma, offenbar ein lustiger Schwabe, in seiner Sammlung von Humoresken und Erzählungen aus dem Badeleben, welche den etwas verbrauchten Titel „Erlebtes und Erdachtes" (Nr. 9) führen. Knappere Darstellung und Diction, gewissenhafteres Studium der deutschen Sprachlehre und besserer Geschmack in der Stoffwahl werden ihn zweifelsohne bald in der Reihe der beliebtern deutschen Erzähler einen Platz gewinnen lassen. Vorliegende Novelletten haben noch zu viel vom unausgegorenen Wein an sich, und nicht die feinsten Gaumen sind es, welche solchen trüben Rebensaft besonders genießbar finden.

Wohlgeläuterten Sinn und Geschmack bekundend, aber nicht ohne religiöse Tendenz, die stellenweise stark hervortritt, sind die Novellen „Mädchenleben" von A. von Harthausen und „Geheime Schuld" von Maria Lenzen (Nr. 10 und 11). Beide Verfasserinnen sind eingeborene oder mindestens eingelebte Westfalinnen, und beiden ist der Sinn für die herbern Naturschönheiten der rothen Erde und für die Eigenart ihrer Bewohner erschlossen: die Liebe zu Land und Leuten klingt aus ihren Schilderungen herzwärmend heraus. Stark productive Naturen sind aber beide nicht, und das ursprünglich frische Wollen wird durch die Neigung zum Grübeln und kalten Ueberlegen nicht unwesentlich beeinträchtigt. Das ist nun einmal so norddeutsche Anlage: Fühlen und Denken liegen bei diesen Menschen in ewigem Kampfe, und nur in seltenen Fällen behält das Gefühl die Oberhand. Daher ist auch ein Ueberwallen der Leidenschaft in den Romanen und Novellen, die uns von dorther kommen, eine Seltenheit, und die Schranken, welche Moral und Gesetz dem sinnlichen Empfinden setzen, werden auch dann kaum durchbrochen. Die Conflicte, die solchermaßen zum Austrag kommen, sind demnach immer ganz innerliche, oft mehr eingebildete als in der Realität bestehende; entweder ist es Sprödigkeit und falscher Stolz in dem Sinne wie Heine singt:

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern gestehn, —
Sie sahen sich an so feindlich
Und wollten vor Liebe vergehn —

oder es ist irgendein Bedenken mehr äußerer Natur, welches von dem einen oder dem andern Theile gehegt, großgezogen und über alle Gebühr zu einem Hinderniß der Vereinigung aufgebläht wird. In beiden Fällen muß, da eine tragische Schuld nicht vorhanden ist, bei richtiger künstlerischer Durchführung das Ende ein gutes sein, worauf dann der Priester seines Amtes walten darf, um das edelste menschliche Gefühl zu legalisiren. Dem süddeutschen Naturell entspricht nun diese norddeutsche Art, zu denken und zu dichten, glühend zu fühlen und kalt zu scheinen, weniger, daher wol auch

die geringe Nachfrage nach Büchern dieser Färbung in unsern Buchhandlungen und Leihbibliotheken, die aber nicht ganz zu billigen ist. Denn es liegt doch viel sittliche Energie, viel Poesie, und wenn man genau hinsehen mag, eine starke, fast wilde Sinnlichkeit in diesen zurückhaltenden Jungfrauen und Frauen, in diesen kühlen, stolzen Männern. Und so möchten wir denn auch feinfühligen Lesern die preisgekrönte Novelle von A. von Haxthausen: „Mädchenliebe", angelegentlich empfehlen. Es ist ein ursprüngliches, stark empfindendes und plastisch gestaltendes Talent, welches sich in derselben auslebt und stellenweise auch volle, hinreißende Wirkungen erzielt: die Reflexion unterliegt dem Gefühl, dem Pulsschlag der Leidenschaft; aus der Schriftstellerin, die nur fabulirt und mit geistiger Schärfe das ihrem Werke zu Grunde liegende Problem löst, wird die Dichterin, welche den höhern Eingebungen ihres Genius folgt, folgen muß.

Weniger angemuthet hat uns dagegen die Novelle von Maria Lenzen. Der Genius bleibt ihr fern; was sie schreibt, ist nicht innerlich mitempfunden, miterlebt, und so können auch wir nur äußerlich mitgehen und bleiben bei allem Schmerz und aller Freude, die an uns vorüberzieht, „kühl bis ans Herz hinan". Große Schwerfälligkeit im Satzbau, wie sie solchem abstracten Schaffen entspringt, erschwert auch das rasche Verständniß mancher Stellen und beeinträchtigt den Genuß am Gelesenen, insoweit das stoffliche Interesse einen solchen bieten könnte. In Satzlabyrinthen wie das folgende werden sich wol nur sehr geübte Leser sofort zurechtfinden:

Diesem Umstande schrieb sie den unausgesprochenen, aber unverkennbaren Kummer des jungen Freiherrn zu, und er schien ihr — wie auch ihrem ähnlich wie sie urtheilenden Vater — begründet genug, um nach keiner andern Ursache dieses durch die wenn auch verwickelten äußern Verhältnisse nicht genugsam berechtigten Trübsinnes zu forschen.

So darf man am Ende des 19. Jahrhunderts nicht einmal mehr in philosophischen Werken stilisiren, geschweige denn in einer Novelle.

Oskar Welten.

Deutsche Uebersetzungssünden.

1. Die Uebersetzungsseuche in Deutschland. Von Eduard Engel. Dritte Auflage. Leipzig, Friedrich. 1879. 8. 80 Pf.*)
2. Dickens und Daudet in deutscher Uebersetzung. Von Louis Weizmann. Berlin, Hermann. 1880. Gr. 8. 1 M.

Die beiden genannten Schriftchen wenden sich gegen einen Schandfleck unserer Literatur, dessen Vorhandensein freilich für die Kundigen ein offenes Geheimniß ist, den man aber gleichsam stillschweigend übereingekommen ist, wenn nicht zu vertuschen, doch möglichst wenig zu berühren.

Wenn unsern Nachbarn jenseit des Rheins, denen man bei uns mit pharisäischem Stolz so gern ihre Unkenntniß fremder Sprachen vorwirft, bei ihren Uebersetzungen hin und wieder ein komisches Misverständniß mit unterläuft, wie geflissen ist man dann, darüber Lärm zu schlagen! Mit Gier stürzt sich eine ganze Meute von Tagesblättern auf den willkommenen Fund, und eine nicht geringe Anzahl von Lesern, die in der Schule „doch auch ihr bischen Englisch und Französisch gelernt", liest das dann wol mit dem vermeintlich patriotischen Selbstgefühl: „dergleichen ist doch bei uns, Gott sei Dank! nicht möglich" — während wir Deutschen vielmehr allen Grund hätten, zerknirscht an unsere Brust zu schlagen.

Der Verfasser des ersten Schriftchens, Eduard Engel, schreibt:

Daß diese (die französischen) Uebersetzungen sich meist stilistisch sehr vortheilhaft von der deutschen Uebersetzungs-Fabrikwaare unterscheiden, wird jeder Kenner der bezüglichen Literatur uns zugeben. Die Witzeleien ob der Uebersetzungsschnitzer der Franzosen vom Kaliber des „Heiße Magister, heiße Doctor gar" — Je me nomme Magister et le Docteur Gar", blieben besser ungemacht; denn die deutschen Uebersetzer können mit ähnlichen Quartanerscherzen beliebig aufwarten.

Er theilt auch einen Uebersetzungsschnitzer mit, der dem Docteur Gar ebenbürtig zur Seite steht.

Wenn er dann aber fortfährt:

Wer mehr über das Kapitel von der deutschen Uebersetzerignoranz wissen will, dem steht unsere überreiche Sammlung unfreiwilliger Komik privatim zur Einsicht offen, da wir sie aus patriotischer Schamhaftigkeit lieber nicht veröffentlichen möchten —

so können wir ihm darin nicht beipflichten. Wer als Arzt einen Schaden behandeln und heilen will, darf sich weder durch Rücksichten des Mitgefühls noch der Schamhaftigkeit davon abhalten lassen, den Schaden bloßzulegen und mit fester Hand das Kranke fortzuschneiden, bis er auf gesundes Fleisch kommt.

Wir geben dagegen L. Weizmann vollkommen recht, wenn er (Nr. 2) sagt:

Daß Deutschland schlechte, außerordentlich schlechte Uebersetzungen in Menge erzeugt, daß selbst die Werke der Meister des Auslandes in außerordentlich schlechten Uebersetzungen in Deutschland ein ungestörtes Dasein fristen, daß die Mehrzahl der Gebildeten Deutschlands jene Meisterwerke in diesen schlechten, zum Theil entsetzlich schlechten Uebersetzungen kennt und kennen lernt — das ist es, was mit unserm patriotischen Schamgefühl nicht verträglich sein sollte. Solche Uebersetzungen länger zu dulden, sollte uns unsere patriotische Schamhaftigkeit verbieten. Und wenn wir im Begriff sind, die Fehler solcher Uebersetzungen aufzuzählen, wenn wir hierdurch dazu beitragen, unsers Erachtens in wirksamster Weise dazu beitragen, die Uebersetzungsseuche in Deutschland zu beseitigen, so sind wir überzeugt, daß wir nicht nur nicht unpatriotisch, sondern durchaus deutschpatriotisch handeln. (Aber*) wir begehen nicht nur keine Sünde gegen

*) Wir bringen noch eine Besprechung dieses Werks aus der Feder des hervorragenden Sprachforschers. D. Red.

*) Dies eingeklammerte Wort bliebe wol richtiger weg.

Deutſchland, ſondern wir tragen dazu bei, ein Unrecht, welches Deutſchland jahrelang gegen Meiſter des Auslandes begangen hat, wieder gut zu machen u. ſ. w.

Seinem Zweck gemäß gibt dann Weizmann, ſich auf wenige Bände beſchränkend, doch eine ſehr zahlreiche Leſe von Ueberſetzungs-Schnitzern und -Sünden, die wohl geeignet iſt, den ſelbſtgefälligen Dünkel von der in Deutſchland weit verbreiteten gründlichen Kenntniß fremder Sprachen, inſonderheit des Engliſchen und des Franzöſiſchen, zu beſchämen und herabzuſtimmen.

Man wird von mir nicht erwarten, daß ich hier dieſe Fehlerleſe ganz oder auch nur zum Theil wiederhole; aber dringend empfehlen möchte ich das Schriftchen allen denen, welche, weil ſie doch in der Schule und in theuern Penſionsanſtalten „auch ihr bischen Engliſch und Franzöſiſch erlernt“, ſich für befähigt erachten, jedes in Proſa zur Unterhaltung geſchriebene franzöſiſche oder engliſche Buch von der Fauſt weg ins Deutſche zu überſetzen. Daß zu dem vollen Verſtändniß des Urtextes auch noch die Kunſt, richtig und gut deutſch zu ſchreiben, kommen müſſe, werden, obgleich es ſich von ſelbſt verſtehen ſollte, nicht viele der Ueberſetzungs-Eifrigen und -Fertigen zugeben. Deutſch zu ſchreiben, meinen ſie, ſei für Deutſche, welche ihre Schule durchgemacht, doch keine Kunſt. Vielleicht möge es ja allerdings hier und da in der Kenntniß der fremden Sprache ein wenig hapern, und ganz ohne Hülfe eines guten Wörterbuchs werde es ja vielleicht auch nicht abgehen; aber ſo viel Deutſch, wie zum Ueberſetzen eines Proſawerks gehöre, wüßten ſie jedenfalls, das könne doch keine Frage ſein.

Daß die Mutterſprache zu beherrſchen und gut zu handhaben, auch eine Kunſt iſt, die erlernt und geübt ſein will, iſt eine Lehre, die man Engländern und Franzoſen nicht zu predigen braucht, wohl aber in Deutſchland, und die daher meines Ermeſſens in den beiden zu beſprechenden Schriften wol mehr hätte hervorgehoben und beachtet werden ſollen, als es der Fall iſt.

Ich laſſe es mit Rückſicht auf den Raum hier zunächſt an dieſer Andeutung genügen; wohl aber muß ich noch etwas bei den von Weizmann ausführlich behandelten Fehlern verweilen, die auf einem Misverſtändniß oder wenigſtens nicht vollen Verſtändniß des Textes beruhen, indem ich mich freilich abſichtlich auf zwei bis drei Beiſpiele beſchränke.

Im Jahre 1870 vor dem Ausbruch des franzöſiſchen Kriegs machte in Deutſchland die Forderung: il faut que la Prusse cane, ganz beſonders böſes Blut. Ich entſinne mich noch wohl, daß in dem Leitartikel einer mit Recht ſehr angeſehenen Zeitung der in dieſer Forderung liegende Hohn den Leſern dahin gedeutet wurde, Frankreich verlange, daß Preußen „wie ein Hund“ vor dem Herrn im Staube kriechen ſolle. Vergeblich machte ich damals den Redacteur darauf aufmerkſam, daß der Leitartikelſchreiber, wahrſcheinlich mehr im Lateiniſchen als im Franzöſiſchen bewandert, das ſchimpfliche Bild gemisdeutet habe, daß caner nichts mit dem lateiniſchen canis zu thun habe, ſondern wie das gleichbedeutende faire la cane von der Ente, dem ſcheuen Waſſervogel hergenommen ſei, der, wo er Gefahr wittert, untertaucht, „ſich duckt“. Der Redacteur gab, da es ſich ja „nur um Sprachliches“ handelte und es ſich in der Sache ziemlich, wenn auch nicht ganz gleich blieb, keine Berichtigung, und nun ging diesmal, nicht wie gewöhnlich die „Ente“, ſondern der „Hund“ unbeanſtandet aus einer Zeitung in die andere über.

Ich glaube, ſchon dies eine Beiſpiel genügt, um zu zeigen, daß es mit der vermeinten gründlichen Kenntniß des Franzöſiſchen auch bei den Gebildeten in Deutſchland nicht ſo gut beſtellt iſt, wie man ſich wol ſchmeichelt, und daß daher E. Engel irrt, wenn er verlangt, gute fremde (er meint franzöſiſche und engliſche) Romane, die naturgemäß ihr Publikum nur unter den gebildeten Leſern ſuchen könnten, ſollten überhaupt gar nicht überſetzt werden, weil dieſes Publikum keiner Ueberſetzung bedürfe oder — wie er freilich berichtigend gleich ſelbſt hinzuſetzt — bedürfen ſollte. Mit dieſem „ſollte“ hat er ſich ſelbſt widerlegt; hingegen hat Weizmann recht mit der Behauptung, die Zahl der gebildeten Deutſchen, die einer Ueberſetzung bedürfen, um ſich mit den Schätzen der engliſchen und franzöſiſchen Unterhaltungsliteratur bekannt zu machen, laſſe Ueberſetzungen als unentbehrlich erſcheinen, und nicht gegen die Ueberſetzungen an und für ſich, ſondern nur gegen die ſchlechten ſolle man den Angriff richten.

Allerdings drängt ſich hier die Frage auf, ob ſich nicht in der — namentlich bei der weiblichen Erziehung — auf die Erlernung der beiden fremden Sprachen aufgewendeten Zeit beſſere Ergebniſſe ſollten erzielen laſſen; aber die Beantwortung entfernt ſich zu weit von dem vorliegenden Gegenſtande.

Ich gebe nun noch ein Beiſpiel, wo der Ueberſetzer ſich durchaus kein Misverſtändniß hat zu Schulden kommen laſſen, ſondern wo er vielmehr in der richtigen Erkenntniß, daß er eine Stelle nicht vollſtändig verſtanden, ſich auf eine oder die andere Weiſe um die Schwierigkeit herumzuhelfen geſucht hat. Dieſes Beiſpiel wähle ich aus einer guten Ueberſetzung, deren Verfaſſer man das Zeugniß einer gründlichen Kenntniß der Urſprache und einer anerkennenswerthen Gewandtheit in der Mutterſprache nicht wird verſagen können. In dem „Tiſch-Despot“ von Oliver Wendell Holmes, deutſch von L. Abenheim (Stuttgart 1876), heißt es: „Es ergötzt mich immer, das Geſchwätz eines jener Weſen, welche auf allen Gebieten menſchlichen Wiſſens und noch einigen andern zu Hauſe ſind, über ein Wahrzeichen geſellſchaftlicher Entwickelung zu hören, welches der alleredelſten Stufe der Civiliſation angehört.“ In der Urſchrift: „The Autocrat of the Breakfast Table by O. W. Holmes“ (London 1875), heißt die betreffende Stelle: „It amuses me to hear the talk of one of those beings described by Thackeray: «Letters four do form his name» about a social development which belongs to the very noblest stage of civilisation.“

Man sieht sofort, hier war dem Uebersetzer die Anspielung auf den Vers von Thackeray unklar, und er hat daher mit vollem Bewußtsein die ihm unklare Stelle durch ein Quidproquo ersetzt. Billige Beurtheiler werden ihm das sicher nicht verargen. Ich für mein Theil wenigstens gestehe, daß ich, wenn ich das sehr schwierige Buch hätte übersetzen müssen, mich in derselben Verlegenheit befunden haben würde, aus der ich mich nur mit fremder Hülfe besser herauszuziehen gewußt. Ich fragte nämlich gelegentlich in einem Briefe einen gründlichen Kenner nach der Erklärung der mir dunkeln Stelle, einen geborenen Amerikaner, der mit der Ausarbeitung eines demnächst bei L. Hachette erscheinenden französisch-englischen und englisch-französischen Wörterbuchs beschäftigt ist, William Cook, Harvard College in Cambridge Mass. Aber auch er wußte keine Aufklärung, doch wandte er sich unmittelbar an den Verfasser O. W. Holmes in Boston, der ihm (in einem mir übersandten Brief) antwortete: „I refer to a word of 4 letters used very often by Thackeray — it is s n o b, but I do not like the sound of it and preferred only to indicate it."

William Cook setzte in seinem Brief an mich hinzu, daß der Vers „Letters four" u. s. w. wol nicht von Thackeray sei; wahrscheinlich habe O. W. Holmes ein altes poetisches Räthsel vorgeschwebt, das mit snob gar nichts zu thun habe; doch ergänzte er in einer Nachschrift diese Bemerkung dahin, daß nach der Mittheilung eines Bekannten der fragliche Vers einem Gedicht von Coleridge über Pitt entlehnt sei.

Ich habe dieses Beispiel so ausführlich behandelt, weil man daraus deutlich erkennen kann, daß selbst nicht blos gebildeten Engländern, sondern auch solchen, die aus der Erforschung ihrer Muttersprache einen Lebensberuf machen, nicht alles in englischen Unterhaltungsschriften sofort ohne weiteres klar ist:

> Denn bei den alten lieben Todten
> Braucht man Erklärung, will man Noten;
> Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
> Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn.
> Goethe (Ausgabe in 40 Bänden, III, 17).

Ich füge einen Pendant bei von einem ergötzlichen Misverständniß, das einem gelehrten Deutschen mit einer sehr einfachen und klaren Stelle aus Goethe's „Wahlverwandschaften" begegnet ist, wol nur deshalb, weil er als Katholik mit dem Luther'schen Katechismus unbekannt war, aus welchem jedes protestantische Kind die jeder Erklärung vorangehende Frage: „Was ist das?" kennt.

In der „Schulgrammatik der deutschen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Classiker des 18. und 19. Jahrhunderts", von Joseph Kehrein (3. Aufl., Leipzig 1865), findet sich §. 258 die Anmerkung: „Für Arbeitsbeutel sagt Goethe 17, 402 (= 15, 303 in der vierzigbändigen Ausgabe): «Das sind Gebote, wie sie unter gebildeten, vernünftigen Völkern statthaben und die man bei der Katechismuslehre in dem «Was ist das?» nachschleppt.» In etwas anderer Bedeutung haben die Franzosen das deutsche Wort aufgenommen. «Vasistas, subst.-masc. (de la loc. allemande was ist das, qui se traduit par qu'est-ce cela?), partie d'une porte ou d'une fenêtre, qui s'ouvre ou se ferme à volonté» (Dict. par Nap. Landais, Paris 1849)."

Was würde in der deutschen Presse wol für ein Hallo geschlagen worden sein, wenn einem französischen Uebersetzer der Goethe'schen „Wahlverwandtschaften" dieses Misverständniß begegnet wäre, von dessen Vorhandensein in der deutschen Grammatik eines Seminardirectors meines Wissens nirgends bisher die Rede gewesen ist?

Derartiges sollte uns wol mahnen, milder zu urtheilen, wenn ein Ausländer einmal beim Uebersetzen einen Bock schießt, und auch bei einzelnen Misverständnissen und Fehlern in deutschen Uebertragungen aus fremden Sprachen könnte man vielleicht Nachsicht üben, aber nicht da, wo das ganze Machwerk den Stümper zeigt, sowol in der Sprache, aus welcher, wie in der, in welche er übersetzt.

Meines Erachtens sollten angesehene kritische Zeitschriften es sich zur Aufgabe machen, alle Sudelübersetzungen, wodurch gute Originale verhunzt werden, unter Nennung der Verfasser und der Verleger unerbittlich an den Pranger zu stellen und durch Mittheilung einiger schlagenden Beispiele zu brandmarken. Ausgerottet werden freilich auch dadurch die schlechten Uebersetzungen nicht werden, aber sie werden doch vielleicht auf ein etwas geringeres Maß beschränkt und es wird guten Uebersetzern etwas freiere Bahn geschafft. Auch das wäre schon ein Fortschritt.

Daniel Sanders.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die in ungestümer Hast sich drängenden und überstürzenden Ereignisse auf politischem wie socialem Gebiete der Neuzeit haben auf den Geist des Menschen in einer Weise eingewirkt, welche dessen Aneignungsfähigkeit nur zu deutlich erkennen läßt. Als der Telegraph, anstatt wie heute an dem Boden hinzukriechen, noch seine Arme zum Himmel erhob und durch kunstmäßige Stellung derselben auf stundenweite Entfernung nach links und rechts sprach, als das schnellste Beförderungsmittel noch der heutzutage bemitleidete Eilwagen war, da hatte der Menschengeist Muße, die in langsamen Wellenkreisen einherschwebenden Nachrichten sich zurechtzulegen, zu zergliedern und zu erklären. Heute ist es anders geworden. Rasch wie der zuckende Blitz brechen von allen Seiten die Neuigkeiten herein; der Geist erfaßt sie sofort, er überblickt ihren Inhalt, fällt sein Urtheil und — wartet schon auf Neues, das er ebenso rasch zu erfassen und abzuthun bereit ist. Daraus entsprang leider eine schlimme Gewohnheit, das Merkmal der Jetztzeit: der Kern der Sache, die Motive und Triebfedern der Ereignisse, sie treten zurück vor dem äußern Scheine, und der momentane Erfolg oder Nichterfolg

bildet die Grundlage der Zustimmung oder Abweisung, der Sympathie oder Antipathie gegenüber den Tagesfragen, ihren Urhebern und Vertretern. So wenig aber ein Soldat das Gesammte einer Schlacht, an der er theilgenommen, zu überblicken und zu verstehen vermag, ebenso wenig ist ein Mensch im Stande, die sich vor seinen Augen abspielenden Ereignisse vollständig zu erfassen. Vorkommnisse, in denen wir verwickelt waren oder sind, verlieren für uns ihre objective Gestalt; je näher wir einer Sache stehen, desto weniger unterrichtet sind wir über ihre Dimensionen. Bald schreiben wir ihr übermäßige Bedeutung zu, bald unterschätzen wir ihren Werth und Umfang. Erst in weiter Entfernung, zeitlich wie räumlich, erkennt das Auge die Formen in voller Klarheit, die Resultate sprechen, und diese nur können die Grundlage sein für das unparteiische Urtheil. Zeitgenossen sind daher keine competenten Geschichtschreiber: was von ihnen erwartet werden kann, sind einfache, nackte Thatsachen, sozusagen das geschichtliche Skelet, das erst in der Zukunft durch gründliche Forschung und gewissenhaftes Urtheil Fleisch und Blut erhält und damit Leben und Sein annimmt.

In solchem Lichte haben wir den umfangreichen „Recueil des traités, conventions, lois et autres documents relatifs à la paix avec l'Allemagne" zu betrachten, welchen der französische bevollmächtigte Minister Villefort soeben vollendet hat und womit er seinem Lande sicher einen großen Dienst erwies. Die in diesem „Recueil" enthaltenen Documente wurden allerdings sämmtlich bereits veröffentlicht; aber es geschah nur in Tagesblättern, wo eine Nummer die andere verdrängt. Villefort sammelte diese Documente und rettete sie so vor der Vergessenheit, wodurch er zugleich für den Historiker der Zukunft alles Material aufstapelte, das für den Krieg von 1870—71 auf seiten Frankreichs und für den pariser Aufstand von Wichtigkeit sein kann. Dieses Werk hat aber noch einen thatsächlichern Werth: es zeigt, wie die französische Regierung dieser schrecklichsten Krisis, die Frankreich heimsuchte, gegenübertrat, und es gibt genaue Rechenschaft über alle Vorgänge jener Zeit innerhalb der französischen Gesellschaft und des französischen Volks. Daß solch ein Werk, wenn auch ganz auf französischer Basis ruhend, auch für den deutschen Geschichtschreiber von hohem Werth ist, bedarf nicht der Erwähnung, und es ist Zweck dieser Besprechung, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinzulenken.

Zunächst vereinigte Villefort alle Documente, die auf den Friedensschluß mit Deutschland Bezug nehmen, so den Friedensvertrag, die zahlreichen hinzugekommenen und ihn vervollständigenden Conventionen, dann alle auf Vorbereitung und Ausführung der internationalen Verpflichtungen Frankreichs bezüglichen Documente. Sie bilden den Inhalt der beiden ersten im Jahre 1872 erschienenen Bände, aus denen wir namentlich die Lehre ziehen können, wie schwer es ist, die Bande zwischen civilisirten Völkern wieder anzuknüpfen, wenn sie der Krieg gewaltsam zerrissen hat. Diese Abtheilung des Werks ist eigentlich nichts anderes als ein Codex des zwischen Frankreich und Deutschland geltenden internationalen Rechts, zu dem die Abtretung des Elsaß und eines Theils von Lothringen hinzukommt, mit der langen Reihe besonderer Stipulationen bezüglich der Theilung der Departementsschulden, der Liquidationen moralischer Personen und der Nationalität der Einwohner. Alle diese mit der Abtretung eines Gebiets nach dem neuern Völkerrechte verbundenen Consequenzen würden für sich allein schon ein merkwürdiges Buch ausmachen.

War aber auch im Jahre 1872 der Friede hergestellt und fanden sich die Beziehungen mit dem Deutschen Reiche wieder angeknüpft, so war Frankreich doch noch weit entfernt von seinem frühern normalen Zustande, und so hatten sich die drei folgenden Bände des fünfbändigen Werks mit der Kriegsliquidation und mit allem damit nothwendig Zusammenhängenden zu befassen. Sie behandeln daher: 1) die Zahlung der fünf Milliarden an Deutschland; 2) die Schadenersatzleistungen an die Städte und Privaten zufolge des Kriegs mit Deutschland und des Bürgerkriegs; 3) die Wiederaufrichtung der französischen Macht durch die Armeereorganisation, durch die Wiederherstellung einer befestigten Grenze und die Beschaffung eines den Fortschritten der neuern Wissenschaft entsprechenden Kriegsmaterials. Die einen dieser Documente sind ihrem vollen Umfange nach angeführt, die andern, deren Ausdehnung eine vollständige Wiedergabe nicht gestattete, sind kurz zusammengefaßt. Von hervorragendem Interesse ist der vierte Band, welcher die Abführung der Kriegsschuld an Deutschland behandelt. Im höchsten Grade fesselnd ist die Auseinandersetzung der Schwierigkeiten und der nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, um die kolossalen Finanzoperationen gut zu leiten, von deren Erfolg die Räumung des französischen Gebiets von seiten der deutschen Truppen abhing. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn die Lebensfähigkeit eines Landes sich allein nach seinem Reichthume bemessen würde, Frankreich das Recht hätte, stolz darauf zu sein, daß es ohne finanzielle Krisis, und beinahe ohne Mühe in Betreff der innern Transactionen, die ungeheuerste Kriegsschuld aufbrachte, die ein Volk je zu zahlen hatte. Der fünfte und letzte Band dieser umfangreichen Documentensammlung enthält alle Documente, welche ihrem Datum nach im Laufe der Veröffentlichung nicht an ihrem geeigneten Platze aufgenommen worden waren.

Dies ist die allgemeine Reihenfolge des Werks, welches, wie oben gesagt, nichts anderes ist als ein geschichtliches Skelet. Daß es dabei dem Ganzen an Ordnung und Einheit fehlt, kann nicht wundernehmen, wenn man die ungeheuere Arbeit der Sammlung und Herausgabe dieses „Recueil" in Betracht zieht. Um jedoch diesen Mangel an Einheit, den der Verfasser recht gut selbst erkannte, soviel wie möglich gut zu machen, fügte er eine Uebersichtstabelle hinzu, die in acht Abtheilungen alle Materien umfaßt. Dadurch überblickt man auf wenigen Seiten den ganzen Inhalt des Werks, wobei jedem Documente diejenige Stelle zugewiesen ist, die es chronologisch eigentlich hätte einnehmen müssen.

Bibliographie.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 15ter Bd.: Dichtungen von Johann Fischart, genannt Menzer. Herausgegeben von K. Goedeke. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 14ter Bd.: Lyrische Gedichte von Andreas Gryphius. Herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Joly, N., Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Mit 136 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 46ster Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Kuhn, K., Lustig und listig. Lustspiel mit Gesang. Augsburg, Schmid. 8. 40 Pf.

Lorinser, F., Das Buch der Natur. Entwurf einer kosmologischen Theodicee. 6ter Bd. — A. u. d. T.: Mineralogie und Chemie in Beziehung zur Theodicee. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 M.

Malot, H., Ohne Familie. Roman. Aus dem Französischen übertragen von Mary Muchall. Autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Hamburg, Grädener. 8. 7 M. 20 Pf.

Mosen, J., Sämmtliche Werke. Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage. Mit Mosen's Porträt. 1ste Lfg. Leipzig, Friedrich. 8. 75 Pf.

Neteler, B., Abriss der alttestamentlichen Literatur-Geschichte. Münster, Theissing. 1879. Gr. 8. 2 M.

Ortmann, R., Neues Leben. Eine Görbersdorfer Novelle in Liedern. Görbersdorf. 8. 1 M.

Das Passions-Schauspiel in Oberammergau. Mit dem Texte der Chorgesänge und ausführlichen Beschreibung der lebenden Bilder. Augsburg, Schmid. 8. 60 Pf.

Wechsler, J., Im Osten und Westen. Erzählungen, Novellen, Skizzen ꝛc. Zürich, Schmidt. 8. 3 M.

Wlislocki, H. v., Haideblüten. Volkslieder der transilvanischen Zigeuner. Inedita, Original-Texte und Verdeutschungen. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Anzeigen.

Sämmtliche Werke
von
Julius Mosen.

Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage.
Mit Mosen's Porträt.

Erscheint in eleganter Ausstattung in circa 14 vierzehntägigen Lieferungen (à 8—9 Bogen in 8.) zu nur je 75 Pf., oder in 6 Bänden brosch. circa 10 M. 50 Pf., eleg. geb. 15 M.

Die Werke eines unserer populärsten Dichter der neuesten Zeit, des Sängers von „Zu Mantua in Banden" und des „Trompeter an der Katzbach" verdienen neben den Werken von Schiller und Goethe einen Platz in der Privatbibliothek jeder deutschen Familie.

Bestellungen auf die Lieferungsausgabe wie auf das vollständige Werk nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich.**
Verlagsbuchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben
von
Rudolf von Gottschall.

Siebenter Theil.

8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Die unter dem Titel „Der Neue Plutarch" erscheinende Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten seit dem Zeitalter der Reformation bis zur Gegenwart ist bereits ein beliebtes Haus- und Familienbuch geworden und findet immer weitere Verbreitung. Der soeben erschienene siebente Theil bietet die Lebensbilder Napoleon's I. und des Malers Peter Cornelius, ersteres von Dr. Arthur Kleinschmidt, letzteres von Professor Moriz Carriere verfaßt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die moderne Farbenlehre
mit Hinweisung auf ihre Benutzung in Malerei und Kunstgewerbe.

Von **Ogden N. Rood.**

Mit 131 Abbildungen in Holzschnitt und 1 Farbentafel.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 41. Band.)

Der Verfasser, Professor der Physik am Columbia-Collegium in Nordamerika, erklärt hier die physikalischen Erscheinungen der Farbenwahrnehmung in anziehender, für jeden Gebildeten verständlichen Form, und indem er dabei besonders die künstlerische Verwendung der Farben hervorhebt, gewinnt das Werk für Maler, Decorateure und Kunstindustrie überhaupt zugleich hohen praktischen Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere.

Herausgegeben von
Philipp Leopold Martin.

Mit zahlreichen Illustrationen
von F. Specht, R. Friese, R. Kretschmer, A. Göring, H. Braune, L. Martin jun. u. A.

In ungefähr 50 Heften. Preis des Heftes 30 Pf.

Erstes bis sechstes Heft.

Martin's „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere", ein populär-wissenschaftliches Werk ersten Ranges, wird 2 Bände umfassen und in ungefähr 50 Heften erscheinen. Der Text ist vom Herausgeber in Verbindung mit Professor Knauer, Dr. Heincke und Dr. Rey bearbeitet, die Zeichnung der in Holzschnitt ausgeführten Illustrationen von den namhaftesten Thiermalern entworfen, der Preis ungewöhnlich niedrig gestellt.

In allen Buchhandlungen sind die erschienenen Hefte nebst Prospect zu haben und werden Bestellungen auf das Werk angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arendts'
Naturhistorischer Schulatlas.

Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage von
Dr. Friedrich Traumüller.

56 Tafeln mit 944 Abbildungen in Holzschnitt und einem erläuternden Texte.

4. Geh. 1 M. 80 Pf. Geb. 3 M.

Der „Naturhistorische Schulatlas" behandelt nach wissenschaftlicher Methode die Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde; er bietet ein ausgezeichnetes Unterrichtsmittel zu fast beispiellos niedrigem Preise, das bereits in vielen Schulen Deutschlands wie fremder Staaten im Gebrauch ist und in jede öffentliche wie Privatlehranstalt eingeführt zu werden verdient.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zehn Jahre österreichischer Politik 1801—1810.

Von
Adolf Beer.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Bei Schilderung der weltgeschichtlichen Ereignisse im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts konnten bisher noch niemals die wiener archivalischen Quellen benutzt werden. Der verdienstvolle österreichische Historiker Beer gibt im vorliegenden Werke zum ersten mal eine Darstellung jener wichtigen Geschichtsepoche, welche sich auf die Actenstücke des Staats- und Kriegsarchivs stützt und auf Grund derselben eine Reihe überraschend neuer Thatsachen ans Licht gezogen hat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMANNISCHE RES. BIBLIOTHEK Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 9. September 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Rudolf von Gottschall. — Neue Land- und Städtebilder. — Vermischte Schriften. Von Ernst Jerusalem. (Beschluß.) — Ein polnischer Romandichter. Von Robert Waldmüller. — Deutsch-amerikanische Gedichte. Von Rudolf Kulemann. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Keine Literaturgeschichte beantwortet uns die Frage: wann wurde ein Autor classisch? So viele Werke auch über die einzelnen classischen Dichter geschrieben worden sind: wir werden vergeblich hierüber in ihnen eine Auskunft suchen. Die Classicität ist eben ein fait accompli: sie ist die Voraussetzung, daß immer und immer wieder ein Schwarm von Biographen, Interpreten, Commentatoren, Brief- und Zettelsammlern in dem Leben und in den Schriften dieser Classiker ein willkommenes Arbeitsfeld begrüßt, um Lorbern aus zweiter Hand sich zu erwerben; aber über der Genesis der Classicität selbst schwebt ein Geheimniß. Den meisten genügt es, auch auf sie anzuwenden, was Halm von der Liebe singt: „Sie kommt ... und sie ist da!“ Die Schiller'sche Antwort auf diese Frage lautet: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“ Die „Besten“ befinden sich aber stets in einer melancholischen Minorität, wie dies schon jeder Superlativ mit sich bringt, der durchaus nicht die volksthümliche, sich an die Massen vertheilende Liberalität eines Positivs besitzt; die „Besten“ gerade rufen mit Horaz: „Odi profanum vulgus et arceo.“

Wann aber tritt der Zeitpunkt ein, wo ein Dichter nicht blos für die Besten seiner Zeit lebt, wo seine Gedichte anerkanntes Nationaleigenthum werden, wo seine Sonne aufgeht über Gerechte und Ungerechte? Auch sind die Besten zu allen Zeiten sehr verschiedener Meinung gewesen; einige der besten Zeitgenossen haben Schiller bei Lebzeiten verkleinert und lächerlich gemacht; andere haben Goethe dasselbe Schicksal widerfahren lassen; die Besten sind eben eine Fiction, die uns unter den Händen verfliegt, wenn wir sie festhalten wollen.

Wir bewegen uns hier auf dem Gebiete der geistigen Imponderabilien, für die es an sicherm Maße und Gewichte fehlt; die öffentliche Meinung, der Ruf, der Ruhm lassen sich schwer auf irgendeiner Wage wägen. Wie und wo bilden sich die Majoritäten zu Gunsten eines Dichters und zwar jene andauernden Mehrheiten, die eben vermögen, ihm das Diplom der Classicität zu ertheilen? Wann sind diese Mehrheiten so siegreich, daß sie der Minderheit das Gesetz dictiren, sodaß diese nicht die Classicität selbst anzweifelt, sondern sich damit begnügt, ihre eigene Abneigung und Antipathie als subjective Ketzerei auszusprechen?

So schwer die Beantwortung dieser Fragen ist, so ließen sich doch einzelne Beiträge zu einer annähernden Bestimmung der Genesis der Classicität sammeln, und es ist auffallend, daß, bei dem Heuschreckenschwarm von Auslegern, der über unsere classischen Ernten dahinfährt, gerade in Bezug hierauf so wenig geschehen ist. Wir meinen z. B., daß betreffs unserer großen Dichter Schiller und Goethe eine Sammlung von gleichzeitigen Kritiken aus Zeitungen, Journalen, Jahrbüchern, Werken, Briefen und Memoiren der Zeitgenossen oder der nächsten Jahrzehnte nach ihrem Tode ganz interessante Aufschlüsse hierüber geben würde. Man tadelt zwar auch einen Classiker; aber die Art und Weise des Tadels ist dann eine ganz andere; die Kritik zieht vorher den Hut, ehe sie ihre submissen Bemerkungen macht.

Die Kritiken z. B., welche Schiller's Trauerspiele „Die Braut von Messina“ und „Wilhelm Tell“ nach ihren Aufführungen am berliner Hoftheater in den Zeitungen der preußischen Hauptstadt, besonders in der „Spener'schen Zeitung“ erfuhren, beweisen, daß Schiller damals, also ein Jahr vor seinem Tode, noch kein anerkannter deutscher Classiker war. Der Ton dieser Kritiken ist ein hämischer und geringschätziger, und wenn auch die kritischen Gamins in Berlin seit alten Zeiten heimisch sind, so nimmt doch auch ein Gassenjunge vor einem anerkannten Literaturkönig

zuerst seine Mütze ab, wenn er ihm auch vielleicht hinterdrein eine Nase dreht; und wenn die Soldaten hinter dem Triumphwagen Cäsar's Spottlieder sangen, so wußten sie doch, daß es der siegreiche, große Imperator war, dem sie sonst mit Begeisterung zu huldigen gewöhnt waren. Doch solche Kritiken wie diejenigen über Schiller's Dramen in den angesehensten berliner Zeitungen waren Ausflüsse einer Rücksichtslosigkeit, die es nicht einmal der Mühe werth hielt, sich zu entschuldigen, irgendein Wort der Anerkennung vorauszuschicken. Ihnen war Schiller ein Dichter, mit dem man nicht viele Umstände zu machen brauchte. Vielleicht hatten dieselben Kritiker kurz vorher Kotzebue warm gelobt . . . wir wissen es nicht; doch die Jahrgänge der „Spener'schen Zeitung" liefern vielleicht den Beweis hierfür. Daß die vornehmen tonangebenden Kritiker, die Romantiker, die Tieck und Schlegel, nicht sonderlich viel von Schiller's Genie hielten, daß der Dichter in ihren Kreisen oft lächerlich gemacht wurde: dafür fehlt es nicht an Belegen in ihren Schriften, und neuere Veröffentlichungen, wie die Biographie der Karoline Schlegel-Schelling und ihre Briefe, haben diesen Schatz von Beweisen wesentlich vermehrt. Nun wissen wir zwar auch, daß dem Dichter das leipziger Publikum nach der Aufführung der „Jungfrau von Orleans", daß die Offiziere in Lauchstädt, daß mächtige Herrscher dem Dichter ihre Anerkennung zutheil werden ließen; aber diese wurde von anderer Seite ebenso ausdrücklich versagt. Herder, damals sein Stadtgenosse von Fleisch und Blut, jetzt sein monumentaler College in Weimar, ignorirte ihn noch bei Beginn dieses Säculums vollständig in seinen literarischen Studien; und auch ein unbedingter Bühnenbeherrscher war Schiller nicht . . . brachte doch das wiener Hoftheater, so lange er lebte, nur zwei Stücke von ihm zur Aufführung.

Wenn die Anerkennung der Zeitgenossen den Ausschlag geben soll für die Classicität, so muß man sich wundern, daß Kotzebue nicht eher ein Classiker geworden ist als Schiller. Seine Stücke wurden auf allen Bühnen gegeben, in fast alle lebenden Sprachen übersetzt, und auch die Anerkennung der „Besten" fehlte ihm nicht; wir dürfen doch annehmen, daß die Mitglieder der berliner Akademie der Wissenschaften zu den „Besten seiner Zeit" gehörten, und gerade diese Akademie ernannte ihn zum Mitgliede: eine Ehre, die weder Schiller noch Goethe zutheil geworden ist. Lassen wir uns nicht täuschen durch die Optik der Perspective: es gab am Anfange dieses Jahrhunderts sehr angesehene Männer, welche Kotzebue für mindestens so classisch hielten als Goethe und Schiller: es waren dies zwar nicht gerade die Männer, welche die Literaturzeitungen schrieben, aber es waren unter ihnen bedeutende Fachgelehrte, hochgestellte Beamte, Hofleute und Prinzen, die überwiegende Mehrheit des gebildeten Publikums und ein großer Theil der Vertreter der Tagespresse, deren kritische Ergüsse allerdings jetzt verschollen sind. Wann trat jene Wendung des öffentlichen Urtheils ein, durch welche Schiller für einen Classiker erklärt wurde, während Kotzebue sich mit dem Ruf eines amusanten Bühnenschriftstellers begnügen mußte?

Der alte Olympier Goethe in Weimar genoß freilich alle Ehren eines Classikers, der zugleich einen Ministerposten bekleidet: er lebte lange genug, daß schon seine Mitwelt die Summe seines Wirkens ziehen konnte. Noch bei seinen Lebzeiten durchwandelte sein Gestirn den Wendekreis der Classicität: aber gerade in den besten Jahren seines Schaffens war die Theilnahme seiner Zeitgenossen an demselben eine sehr geringe. Viele seiner Stücke wurden erst in seinen späten Lebensjahren oder nach seinem Tode auf die Bühne gebracht; manche, wie die „Natürliche Tochter" in Berlin, machten Fiasco, und zwar ein lärmendes Fiasco; ein Beweis dafür, daß sich der Theatermob nie um Dichtergrößen gekümmert hat; die Existenz der Goethe'schen Dramen auf den deutschen Bühnen war, solange der Dichter lebte, eine durchaus sporadische, ja ihre Erfolge waren kaum nennenswerth. Wer aber glauben sollte, daß der glänzende buchhändlerische Absatz seiner Werke die Classicität eines Autors verbürgt, den verweisen wir wiederum auf Goethe's Erfahrungen in dieser Hinsicht. Unsere Zeit ist allzu geneigt, die Bedeutung eines Autors nach der Zahl der abgesetzten Exemplare seiner Dichtungen zu messen: aus zehn- und zwanzigtausenden baut sie das Piedestal der Dichtergröße, und je weniger Krebse, desto mehr Unsterblichkeit! Daß dies ein Fehlschluß sei, beweist kein Geringerer als Goethe. Mit „Werther's Leiden" hatte er allerdings Sensation und sich einen Namen gemacht; aber als er bei Göschen die erste Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltete, eine Ausgabe, welche seine unsterblichen Schöpfungen von „Werther" bis „Faust" enthielt, da fand diese Auflage fast gar keinen Absatz, und Goethe selbst sagt später von derselben, sie sei in eine Zeit gefallen, „wo Deutschland nichts mehr von ihm wußte, noch wissen wollte". Und das war die Blütezeit seines dichterischen Schaffens! Hatte Herr Göschen, wenn er die magern Absatzziffern der Goethe'schen Werke in seine Contobücher eintrug, eine Ahnung davon, daß er einen künftigen Cotta'schen Classiker verlegte, der von dieser Firma in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet werden würde? Selbst Vulpius machte mit „Rinaldo Rinaldini", der rasch hintereinander Auflage auf Auflage erlebte, bessere Geschäfte als sein „natürlicher" Schwager Goethe. Beweis genug dafür, daß die Classicität nicht durch die buchhändlerischen Erfolge bestimmt wird, sondern oft im umgekehrten Verhältniß zu denselben steht.

Einer der eigenthümlichsten Classiker ist gewiß der Bühnendichter Shakspeare, der an Unsterblichkeit wol für seine Lyrik und lyrische Epik, aber nicht für seine dramatischen Werke dachte. Die landläufige Kritik der Zeitgenossen stellte ihn in Eine Linie mit einem ganzen Sortiment von dramatischen Autoren, und nicht einmal in die erste Reihe: er selbst freute sich, wenn seine für den praktischen Bedarf geschriebenen Stücke im Globus- und Blackfriars-Theater volle Häuser machten. Längere Zeit nach seinem Tode

war er verschollen: Bearbeiter wie Dryden und Davenant gruben seine Stücke hervor, um sie mit decorativem Aufwande einzurichten. Und so allmählich, noch mehr von dem Genie großer Darsteller entdeckt, tauchte er auf und ging in die Schar der Unsterblichen ein. Und während große Köpfe wie Voltaire und Friedrich II. seine Classicität mit bedenklichen Fragezeichen versehen, ist er im 19. Jahrhundert der unbestrittenste Classiker geworden, und der am wenigsten pedantische aller Dichter hat Cohorten von Pedanten hinter sich, die ihm den Staub von den Rockschößen blasen und die Knöpfe blank putzen.

Das Mysterium, das über dem Werden der Classicität schwebt, ist daher schwer zu lösen; es ist ketzerisch, auch von einem Vergehen derselben zu sprechen, und doch ist dies keinesfalls ausgeschlossen. Die deutsche Classicität ist etwas voreilig für alle Zeiten ausgeprägt worden; sobald sie auf eine bestimmte Epoche beschränkt wird, kann ihr Dogma nur die Fortentwickelung unserer Literatur hemmen; wir meinen, daß die classische Bewegung durch dieses ganze Jahrhundert hindurch in Fluß geblieben ist, und daß eine spätere Zeit erst aus reicherm Stoff das Bleibende vom Vergänglichen sondern wird. Rudolf von Gottschall.

Neue Land- und Städtebilder.

Unsere heutige Umschau über fünf kürzlich erschienene Bücher verwandten Inhalts wollen wir mit demjenigen unter ihnen beginnen, von dessen speciellem Titel wir die obige allgemeine Ueberschrift hernahmen. Es sind die

1. Landschafts- und Städtebilder von Karl Braun-Wiesbaden. Glogau, Flemming. 1880. 8. 7 M.

Der bekannte humorvolle Schilderer und verdiente Culturhistoriker der deutschen Kleinstaaterei erzählt uns, diese neuen Leistungen seines rasch erfindenden und frisch producirenden Pinsels seien wie jene seltsamen malerischen Schöpfungen des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I., die z. B. sich im potsdamer Stadtschlosse vorfinden, „in tormentis“, unter heftigen körperlichen Schmerzen, entstanden. Nun, anzumerken ist ihnen diese Genesis wenig oder gar nicht; es fehlt ihnen vor allem nicht an guter Laune, die doch sonst sich mit unsers Leibes Noth und Pein nicht eben gern zu paaren pflegt. Karl Braun schrieb nämlich diese hier zu einem Buch gesammelten Aufsätze während der Genesung von schwerer Erkrankung, welche erstere nicht blos Fortschritte, sondern zuweilen auch von neuem sehr schmerzhafte Rückschritte machte. Er schrieb sie in der gastfreundlichen Villa seines Freundes Otto Bohlmann, jetzt Rechtsanwalt beim Reichsgericht in Leipzig, in der vom Freiherrn Hans von und zu Aufseß erbauten Villa zu Kreßbronn am Bodensee. Die aus der Feder des Erbauers, bekanntlich des Schöpfers des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, geflossene Geschichte der Villa Aufseß bei Kreßbronn hat Karl Braun seinem Buche einverleibt. Wir erfahren so auch den wahren Hergang von dem Tode des edeln und gelehrten fränkischen Freiherrn. Am 1. Mai 1872 eilte Hans von Aufseß, obgleich krank, als geladener Ehrengast zur Feier der Eröffnung der neuen deutschen Universität nach Straßburg. Das Tagebuch des Zweiundsiebzigjährigen lautet für den letzten Tag, wie folgt:

Straßburg, 1. Mai. Schlechte Nacht wegen immerwährenden Hustens. Doctor holen lassen, der mir eine Arznei verschrieb. Entschloß mich, heim zu reisen. Machte auch heute die Festlichkeit nicht mit. Abends die Beleuchtung des Münsters mir gerade vis-à-vis sehr prachtvoll. Doch sehr müde, und da ich ins Bett wollte nach 8 Uhr, fand ich zu meinem Schrecken nirgends einen Tropfen Wasser, obgleich die dummen zwei Mägde da waren und thaten, als wenn sie alles besorgten, fragten, ob sie wiederkommen sollten, worauf ich ihnen erklärte, wenn alles in Ordnung sei, nicht. Also keine Aussicht, erlöst zu werden vom Wassermangel bei fieberhaftem Durst. Ich fürchtete bei meiner Mattigkeit die Stiegen, um deren Willen ich die große Feierlichkeit versäumte; sonst hätte ich mir selbst Wasser geholt; denn schreien konnte ich nicht, da ich kein lautes Wort sprechen konnte. Ich ging vor meine Zimmerthür mit dem Licht und wollte warten, bis jemand käme, der mich gleich einem Schloßgeist erlöste. . . . Ich mußte um jeden Preis Wasser haben. Obgleich ich die Mode, die Hände in die Hosentaschen zu stecken, für abscheulich halte, griff ich doch in meiner Verzweiflung hinein und fand — das Hundspfeifchen, das so oft Hülfe leistete, wenn die Stimme versagte. Es schrillte in diesem engen Stiegenhaus. . . . Endlich kamen zwei Herren in Hut und Frack auf mich zugesprungen, die ich für meine Retter hielt, und auf die Frage, ob ich es sei, der gepfiffen hätte? „Freilich, da ich jemand bitten wollte“ — doch dieses hatte ich noch nicht ganz mit schwacher Stimme herausgebracht, als der eine mich vorn packt und mit Gewalt zu Boden warf, der andere mit seinen Fäusten auf meinen Kopf hieb. Als die Portierfrau, die schon lange hätte kommen können, da sie das Pfeifen gehört, auf den Lärm und das Geschrei heraufkam, sprangen ihr die zwei Menschen entgegen, die sie wiederzuerkennen glaubt. Es war das Werk einer Minute, die aber höchst folgenreich werden kann und keine gute Vorbedeutung für die Universität sein dürfte, da es Deutsche und sogar Professoren waren, welche diese Schandthat an einem Deutschen, sogar geladenen Gast der Universität begingen, und da es im Frieden des kaiserlichen Schlosses geschah. Man führte mich halb ohnmächtig ins Zimmer, und da zufällig ein Arzt dazukam, ordnete er kalte Umschläge mit Eis an. Dr. Barak gab Versicherung, mir volle Satisfaction zu schaffen, da er einen der Thäter kenne, dieser selbst sich seiner That gerühmt hätte, indem er mich für einen pfeifenden Franzosen gehalten, was mir bisjetzt noch nicht passirt. Die Eisumschläge dauerten bis Mitternacht fort, wo ich einschlief und eine der besten Nächte hatte. Morgens nach 6 Uhr auf und zur Abreise vorbereitet.

„Er reiste“, so fährt Braun in seiner Erzählung fort, „dem Verhängniß entgegen und hat sein schönes Kreßbronn nicht wiedergesehen.“ Nachdem er am 1. Mai den Unfall erlitten, fuhr Freiherr von Aufseß, ohne weiter an den Universitätsfeierlichkeiten theilzunehmen, am 2. Mai

nach Basel, kam aber nur bis Münsterlingen, wo er liegen blieb und am 6. Mai 1872 starb. Die Section ergab: Herzenserweiterung, Fettherz, Erguß in den Herzbeutel, Infiltration der Lungen. Der Kopf zeigte Spuren von Mishandlung, diese äußern Verletzungen hatten jedoch keine innern zur Folge. Irgendein ursächlicher Zusammenhang zwischen jenen und dem Tode kann nicht constatirt werden. Ultramontane und französische Blätter schrien, einige Universitätsprofessoren hätten den alten Herrn, welcher schon 1863 von seinem „ohnehin nicht mehr weit entfernten Ende", von seinem Blutandrang nach dem Herzen und seinem steten Verlangen nach absoluter Ruhe und schneller ärztlicher Hülfe sprach, schwer mishandelt, wenn nicht gar todtgeschlagen. Am Ende absichtlich todtgeschlagen!

Doch verlieren wir über dieser wahren Geschichte von dem traurigen Ende des braven und für jeden Deutschen unvergeßlichen süddeutschen Edelmanns nicht unsern Zweck aus dem Auge, dem Leser durch einen nähern Hinweis das Buch von Karl Braun zu empfehlen. In „Landschaftsbilder" und in „Städtebilder" theilt sich dem Titel entsprechend das Inhaltsverzeichniß, und nur dies letztere braucht man hier wiederzugeben, um sogleich eine entsprechende Vorstellung von den anziehenden und geistreichen Schilderungen selbst zu verschaffen. Es lauten die Angaben der ersten Abtheilung dahin: „Skizzen vom Bodensee": eine Terra incognita in deutschen Landen (d. i. die deutsche Seite des „Schwäbischen Meers"), Kreßbronn („Eines süddeutschen Edelmanns Burg, Schloß und Landsitz"), Bodensee-Wasser, Bodensee-Wein, Kleinstaaterei zu Wasser, Kleinstaaterei zu Land (Braun's Specialität, sein Leib- und Magenstückchen darf natürlich nicht fehlen), Weingarten, Vergänglichkeit und Seesturm, neue Alpenbücher, sowie als besonderer letzter Abschnitt dieses Theils: „Der letzte Curgast in Marienbad." Die „Städtebilder" sodann nehmen ihren Anfang ebenfalls am Bodensee mit einer Schilderung von Buchhorn, einer unfindbaren freien Reichsstadt. Wenn man nämlich auch Kreßbronn am Bodensee kennt, wer kennt Buchhorn? Auf der besten Specialkarte vom obern Bodensee, auf Waltenberger's Specialkarte von Lindau findest du die Städte, Dörfer, Weiler und selbst einzelne Häuser — die Kirchen, Schlösser und Ruinen — die Wälder und die Moore, die Berge und Ebenen — die Eisen-, Wasser- und Landstraßen bis auf die Vicinalwege, die Feldwege und die kleinsten Fußpfade, welche letztere man hier Gangsteige nennt — die Flüsse, die Seen, die Weiher, die Bäche und die Bächlein, das alles findest du; aber ein Buchhorn, diesen Namen findest du nicht! Man hat nämlich die alte freie Reichsstadt, die einst diesen Namen trug, mit einem zum Schloß avancirten Kloster, vormals Hofen genannt, Anno 1806 zusammengeworfen und das Ganze dem ersten König von Würtemberg zu Liebe „Friedrichshafen" getauft.

Vom Bodensee werden wir in den „Städtebildern" nach der Freien und Hansestadt Bremen geführt, um durch den Verfasser eine „Schiffermahlzeit im Hause Seefahrt" aufs beste — freilich nur im Geist — einzunehmen. Weiter wird uns als Pendant „Lübeck und seine Schiffergesellschaft" geschildert, und auch in diesem Kapitel gewährt dem Gourmand der gerade in dieser Frage mit zu den Berufenen, den Kennern zählende Verfasser den seltenen und opulenten Genuß einer freireichsstädtischen Mahlzeit. Wohl bekomm's!

Aus dem Norden werden wir an den Bodensee zurückgeleitet, um „Lindau in Gegenwart und Zukunft" näher kennen und schätzen zu lernen. „Ein kölner Kind und Köln vor siebzig Jahren" lautet dann die Ueber- oder Unterschrift des letzten anziehenden Städte- und Charakterbildes. Der Kölner ist Robert Blum, dem sein Sohn, Hans Blum in Leipzig, ein so pietätvolles und gerechtes Denkmal mit einem Buche gesetzt hat, an dessen Hand sozusagen Braun hier seine Gestalt nochmals plastisch herausbildete.

Ein anderes an dieser Stelle von uns zu besprechendes Reisewerk, das doch nicht so weit „in die Ferne schweift", um „das gute Nahe" in der deutschen Heimat darüber zu vergessen, sind die

2. Wanderungen durch die Thäler der Mosel, Ahr und Nahe mit landschaftlichen und geschichtlichen Schilderungen von C. Rutsch. Trier, Lintz. 1879. Gr. 8. 3 M.

Dieses Buch ist die Frucht von Kreuz- und Querzügen, die der Verfasser im vorvergangenen Herbst in Gesellschaft eines Freundes machte. So schreibt er nun aus der Erinnerung:

> Der liebe Herrgott schickte uns da nicht „in die weite Welt"; aber er gab uns Muth und Kraft, daß wir unbekümmert um Fahrpläne und Cursbuch den weitaus größten Theil der Reise auf „Schusters Rappen" zurücklegen und so die Schönheiten dieser Gegenden in vollen Zügen in uns aufnehmen konnten. Schade, daß die Touristen nicht in hellen Haufen hierher wandern! so dachte ich oft bei unsern herrlichen Streifereien, und noch vor meiner Heimkehr war die Idee in mir aufgetaucht, jene Stromthäler durch eine eingehende Schilderung weitern Kreisen zum Besuche zu empfehlen. Noch mehr bestärkt wurde ich in derselben, als ich nach meiner Rückkehr vergebens nach schon vorhandenen zweckentsprechenden Handbüchern forschte.

Schade nur, daß die ganze Anordnung des Inhalts, respective der von Rutsch unternommenen und zur Nachfolge den Touristen anempfohlenen Wanderung keine gerade übersichtliche ist, sodaß jeder gleich das Reiseprogramm klar vor Augen haben und sich dafür interessiren könnte. Der Index nennt lediglich Ortsnamen und gibt keine Touren, keine Reiserouten an. Man muß sich erst aus der Lektüre selbst diese letztern zusammenstellen. Die Lektüre des Buchs für sich nun aber ist eine durch Frische des Erzählertons und Behaglichkeit der herrschenden Stimmung ungemein fesselnde und um so gewinnreicher, als sie namentlich auch durch Darstellung der historischen Ereignisse, die sich in den betreffenden Gegenden abgespielt haben, belehrend und unterweisend wirkt.

Wir greifen ohne Wahl in den bunten Inhalt des Buchs, um eine Probe desselben zu bieten, hinein und

schlagen die Seite auf, auf welcher in durchschossenen Lettern der Name „Apollinarisbrunnen" uns entgegenwinkt. Gerade jetzt, während der Bade- und Cursaison, ist dieser Name in so vieler Mund, und doch werden die meisten noch nicht vertraut mit dem sein, was Rutsch uns bei der Gelegenheit zu erzählen weiß:

In unmittelbarer Nähe der Gemeinde Neuenahr (nebst Bad und Burg gleichen Namens) besaß der Gutsbesitzer und Weinhändler Georg Kreuzberg zu Ahrweiler einen Weinberg, der sich durch seine schöne Anlage vor den umliegenden auszeichnete. Aber bei aller Sorgfalt der Pflege und seiner großen Kenntniß im Fache der Oenologie wollte es ihm nie gelingen, auf einer dem Bergwinkel zunächst gelegenen Stelle ein Wachsthum und Gedeihen des Weinstocks zu erzielen, welches in allen übrigen Theilen des Weinbergs so ganz nach Wunsch sich zeigte. Während überall üppige Vegetation sich entwickelte, entfaltete sich hier der Stock nur höchst kümmerlich und starb bald ab. Dieser Umstand führte ihn endlich, nachdem er auch mit Mineralogen darüber Berathungen gepflogen, zu dem Entschluß, einen Stollen anzulegen und diesen mit einem Schacht in Verbindung zu bringen, um den Boden von den entströmenden, den Pflanzen nachtheiligen Gasen zu befreien. Schon der Beginn der Arbeit zeugte von der Richtigkeit der Ansicht, daß Kohlensäure vorhanden und diese die Ursache der Unfruchtbarkeit des Bodens sei. Die ungewöhnlichen Erscheinungen einer starken Gasentströmung leiteten den denkenden Mann auf die Vermuthung, daß wol nur eine Mineralquelle die Erzeugerin jener sein könne, und daß, wenn dieselbe vorhanden, sie auch wol von ungewöhnlicher Stärke sein müsse. Sein ferneres Streben wandte sich dann der Entdeckung der von ihm geahnten Quelle zu. Nach mehrjährigen Bohrversuchen wurden 1852—53 zwei mächtige Ströme in einer zerklüfteten Felsenschlucht und bedeutender Tiefe erschlossen. Dieselben hatten eine Temperatur von 18° R., und die sofort durch den Geheimen Bergrath Bischof vorgenommene Analyse ergab ihren therapeutischen Werth und eine große Aehnlichkeit mit dem renommirten Brunnen von Nassau-Selters und Ems. Demzufolge wurde die Fassung dieser Quelle beschlossen. Dies der Apollinaris-Mineralbrunnen. Während der Bohrversuche in Tiefen von 40—50 Fuß gefüllte und direct unten mittels eines Ventils geschlossene Flaschen zeigten zu Tage kommend ähnliche Erscheinungen wie beim Oeffnen einer Flasche Champagner, und das hatte den Gedanken hervorgerufen, Mineralwasser mit dem ganzen Gasgehalt, wie es hier im Innern der Erde unter dem Drucke einer großen Wassersäule vorkam, in den Handel bringen zu können. Die praktische Lösung gelang erst nach einer Reihe von Jahren, und zwar in der Weise, daß mittels Wasser- und Luftpumpen das Mineralwasser und die reichlich dem Quellengebiet ausströmenden Gase gehoben und dann unter einem entsprechenden Druck wieder vereint zur Abfüllung gebracht wurden. Zum Unterschied von der gewöhnlichen Füllweise wurde das so gefüllte Apollinariswasser „doppeltkohlensaure Füllung" genannt. Bald verbreitete sich sein Ruf weit über Deutschlands Grenzen, und heute, nach kaum fünfundzwanzigjährigem Bestehen, ist die Nachfrage so bedeutend geworden, daß in der Hauptversandtzeit circa 200 und selbst im Winter circa 100 Menschen am Brunnenetablissement beschäftigt werden. Der Absatz erreicht sechs bis acht Millionen jährlich. Der Brunnenbetrieb ist nach dem 1873 erfolgten Tode des Gründers und Entdeckers des Apollinarisbrunnens und der neuenahrer Thermen, Herrn Georg Kreuzberg in Ahrweiler, an die Aetiengesellschaft Apollinarisbrunnen, resp. seine Erben, übergegangen und von diesen seit 1. Januar 1878 einer englischen Gesellschaft, der Apollinaris Compagny limited in London mit Zweigeomptoir in Remagen, für eine längere Reihe von Jahren der Alleinverkauf des Apollinariswassers übertragen worden.

Seitwärts der Weinstadt Ahrweiler, auf dem rechten Ahrufer, wohin der Uebergang durch eine hübsche Brücke vermittelt wird, liegt, in etwa zehn Minuten erreichbar, der „Kalvarienberg". Wie kommt der testamentliche Name dahin? Auch hier läßt Rutsch als kundiger Cicerone uns nicht ohne Aufschluß:

Die Chronik des ehemaligen Klosters berichtet vom Kalvarienberg, daß ein deutscher Ritter, dessen Name nicht genannt wird, welcher im Jahre 1440 aus Jerusalem heimkehrte, eine große Aehnlichkeit in der Lage des Bergs gegen die Ahr zu mit Jerusalem fand. Bei Ausmessung der Entfernung ergab sich, daß die Entfernung von der Pfarrkirche bis auf die Spitze des Bergs genau dieselbe sei als vom Hause des Pilatus nach Golgatha. Die Ahr schien ihm in ihren Windungen durch das Thal Aehnlichkeit mit dem Bache Kidron zu haben. Am Fuße des Bergs lag zu jener Zeit das im Dreißigjährigen Kriege verschwundene Dorf Girrezhofen. Auf der Höhe befand sich die Richtstätte. Die Stadt nahm sich nun der Sache an, verlegte zunächst die Richtstätte nach dem andern Ahrufer und erbaute auf jener Stelle eine kleine Kapelle. Infolge eines 1502 gewährten Ablasses wurde die Kapelle bald zu klein, und 1625 wurde hier durch den Stadtbaumeister Johannes Gohr der Bau einer größern Kirche begonnen. 1629 vollzog Kurfürst Ferdinand von Bonn die Stiftungsurkunde eines hier zu errichtenden Klosters. Der Franciscaner Pater Felix Loch erhielt die Schlüssel der neuen Kirche und nahm sofort von ihr Besitz. Die Einnahmen aus einzelnen und processionsweise ausgeführten Wallfahrten waren sehr bedeutend. Nach der Chronik vom Jahre 1713 waren in einem Monat 7300, ja an einem Tage 2600 Beichtende und Communicirende dort, und zwar nicht nur aus den niedern Ständen, sondern auch eine Prinzessin von Jülich und die Edelleute der Nachbarschaft schlossen sich den Processionen an. Die Kirche erschien endlich abermals zu klein, und 1664 wurde der Grundstein zu der dritten, jetzt noch vorhandenen Kirche gelegt, deren Einweihung 1678 erfolgte. Zu jener Zeit nahmen die Wallfahrten dorthin in ganz außerordentlicher Weise zu durch die Wunder, welche in Heilung Kranker, Teufelsaustreibungen u. s. w. geübt wurden. Indessen erwarb sich der Ort auch durch die Hülfe, welche er während der Pestzeit 1666 leistete, nicht zu verkennende Verdienste. Ende vorigen Jahrhunderts unterlag das Kloster der neuen Ordnung der Dinge, jedoch blieb Kirche und Kloster vor dem Abbruch bewahrt.

Dies mag hinreichend sein, das Buch von C. Rutsch jedem zu empfehlen, der zu einer Wanderung, einem Ausfluge am besten per pedes nach jenen gesegneten Fluren unsers deutschen Vaterlandes sich rüstet.

Aus der Heimat weg in fernere Länder, und zwar nach dem Orient und nach dem Norden hinauf, geleitet uns ein drittes Werk, von dem hier kurz die Rede sein möge:

3. Städtebilder. (Konstantinopel, Athen, St.-Petersburg, Moskau, Warschau.) Von Fritz Werner. Neue Folge. Erster Band. Leipzig, Schlömp. 1879. Gr. 8. 3 M.

Man kennt dieses unermüdlichen Touristen leichte, liebenswürdige Art und Weise. Es ist etwas Ungebundenes, Legères, Burschikoses darin, welchem man, ist selbst diese oder jene Einzelheit fast derb zu nennen, im ganzen doch auch in Sphären, wo Schliff und Bildung den Ton

angeben, nicht gram werden kann. Dabei steckt so viel Behagliches, sich am Individuellen Erfreuendes in diesen anspruchslosen, flüchtig und dennoch graziös hingeworfenen Schilderungen. Man merkt überall: nächst dem Reisen selbst gibt es für Fritz Wernick kein größeres Vergnügen, als davon zu erzählen.

Wenn für seine frühern mit lebhaftem Beifall aufgenommenen „Städtebilder" Rom, London, Paris u. s. w. die Motive hergaben, so thut dies jetzt die Hauptstadt des Sultans, die Residenz des Königs der Hellenen und das Dreiblatt von Capitalen des mächtigen Zarenreichs. Das Interessante bleibt immer, daß die Schilderungen Wernick's deshalb stets so recht zur Tagesliteratur gehören, weil man sicher ist, in ihnen Persönlichkeiten, Oertlichkeiten, Verhältnisse berührt zu finden, welche soeben gerade Tagesgespräch sind. Machen wir die Probe auch bei dieser neuen Sammlung. Da brachten vor kurzem erst die Zeitungen eine Mittheilung, unser deutscher Botschafter bei der Hohen Pforte, Graf Hatzfeldt, sei zum Sommeraufenthalt von Konstantinopel nach Bujukdere übergesiedelt, dem Villenvorort der Sultansresidenz, wo ihm, oder besser dem Deutschen Reiche, der Beherrscher aller Gläubigen einen entsprechenden Grundbesitz zum Geschenk gemacht habe — eine Courtoisie, die auch den andern Staaten gegenüber geübt worden ist. Nun, Wernick muß uns doch von Bujukdere Näheres zu berichten wissen? Freilich kann er das und thut er das mit folgender Schilderung:

Zwar haben alle die Orte an den vielgestaltigen Küsten beider Welttheile hier ihre bestimmten Namen, dennoch gehören sie zu Konstantinopel wie ungeheure Vorstädte, deren Bewohner die Häusermassen am Goldenen Horn nur als die City betrachten, in der sie ihre Geschäfte machen, ihre Berufspflichten erfüllen, wo sie aber nimmermehr oder wenigstens nur für kurze Wintermonate wohnen mögen. Abends gegen 6 Uhr strömen Tausende von Menschen zur großen Brücke hinab, um das letzte Localboot nach ihrer Wohnung nicht zu versäumen. Die Deutschen, die Schweizer, Italiener, Engländer gründen mit Vorliebe ihr Heim an dem europäischen Uferrande des Bosporus. In Bebek, Therapia, Bujukdere besitzen sie ihre Häuser mit schönen Terrassengärten. Mit dem ersten Schiff, welches gegen 8 Uhr morgens die Scharen der Geschäftsleute in ihre Comptoirs und Bureaux zurückführt, gingen wir hinaus die Meerenge hinauf. Man muß, ehe die Fahrt frei wird, zwischen Hunderten großer und kleiner Dampfer hindurch, die, so bequem sie für den Verkehr sein mögen, die ganze Bucht in eine ewige Wolke von Rauch und Dampf hüllen, sodaß, wenn nicht ein frischer Wind den rußigen Schleier zerreißt, dieses Städtebild ohnegleichen mitten im Tagesverkehr oft nur sehr getrübt und unbestimmt dem Blicke erscheint. Doch bald entwinden wir uns dem Schiffsgedränge und der Rauchatmosphäre und können mit Entzücken die meilenlange herrliche Uferstadt an felsigen Abhängen, zwischen Terrassengärten hingelagert, betrachten, deren Hauptstraße der breite kornblumenblaue Strom ist, den Tausende von großen und kleinen Schiffen, blinkende Segel, schwarze Schornsteine, flinke weiße Ruderer beleben. So fährt man dem schönen Tage auf herrlichstem Wege entgegen durch jene von alten festen Schlössern bewachte Felsenenge, welche die hinunterflutenden Wasser des Euxinus zu scharfem Strome zusammenpreßt. Hat mit ihnen sich der Rückblick auf die schimmernde Kuppelstadt geschlossen, so eröffnet sich links im Westen jetzt die tief eingeschnittene, breite, seeartige Bucht von Bujukdere. An ihren beiden Uferlinien, welche in spitzen Bogen hinten im Grunde der Bucht zusammenlaufend sie bilden, steigen Häuser und Gärten, der Villenbesitz wohlhabender und vornehmer Europäer, die Berglehne hoch hinan. Zu Terapia gehören die Ansiedelungen des einen, Bujukdere heißt der andere Theil dieses weiten, wassernunspülten Busens, und wo beide im Hintergrunde zusammenstoßen, da öffnet sich ein weites waldiges Thal, welches tief in die Berge hinein zu den Waldquellen führt, deren Ueberschuß die Hauptstadt mit Wasser versorgt. Wir bleiben zunächst in Bujukdere. Das ist ein reizender Ort, um inmitten der herrlichsten Natur sorglos sich seines Lebens zu freuen. Hier fühlt man sich wieder einmal als civilisirter Europäer, denn aller bunte und originelle Kram der Levante sinkt hier zu einer interessanten und charakteristischen Staffage hinab inmitten des Comforts, der uns an einen europäischen Badeort oder an eine Modevilleggiatur in der Schweiz mahnt. Dieses Stückchen moderner Cultur und Behaglichkeit mitten in das von Barbarei umgebene Paradies geworfen, wirkt ungemein wohlthuend; hier erst kann man sich ganz ohne Rückhalt und Beschränkung den zauberischen Eindrücken hingeben, welche diese seltene Verbindung von landschaftlichen Schönheiten, ewig bewegtem Leben und den glücklichsten klimatischen Bedingungen ausübt.

Daß der Autor wie der Verleger dieser „Städtebilder" schon früher, mit der ersten Sammlung, ihre Rechnung gefunden haben, beweist eben die „Neue Folge", zu der sie sich verstanden. Der hier in Rede stehende Band ist aber, wie oben angegeben, nur ein erster Band dieser „Neuen Folge"; ein zweiter ist uns noch in Aussicht gestellt. Er wird den Leser auch über das Weltmeer führen und Bilder, besonders von Newyork und Chicago entrollen. Und nochmals werden Italien und speciell Rom berührt werden nebst Florenz, Bologna und Orvieto.

Ins „schöne Land des Weins und der Gesänge", nach Spanien, bietet uns sein Geleit hier nicht ein deutscher Schriftsteller, sondern ein Italiener an. Wir meinen das Werk:

4. Spanien. Von Edmondo de Amicis. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen. Stuttgart, Metzler. 1880. 8. 4 M.

Der große Anklang, welchen alle Werke von Edmondo de Amicis, dem begabten Schüler Alessandro Manzoni's und einem der bedeutendsten Vertreter der classischen italienischen Sprache, in Italien gefunden haben, sowie die günstige Aufnahme, welche die Uebersetzungen einiger darunter in andere Sprachen fanden, erweckten in dem Verdeutscher des vorliegenden Buchs (der sich im Vorwort nur mit den Buchstaben L. N. A. nennt) die Ueberzeugung, daß diesem italienischen Lieblingsschriftsteller bei näherm Bekanntwerden auch in Deutschland sein Weg gebahnt werden könne. Hierzu schien ihm „La Spagna", eins seiner vorzüglichsten Werke, am besten geeignet:

Meine Aufgabe — so berichtet er uns, und wir wollen es ihm gern glauben — war jedoch keine leichte; denn der das Buch beherrschende Geist ist so grunditalienisch, daß es oft sehr schwierig war, Gedanken und Worte mit absoluter Treue wiederzugeben. Dennoch hoffe ich, daß auch der deutsche Leser, von den lebhaften

südlichen Schilderungen angezogen, gar bald an der heitern Diction Gefallen finden und mit steigendem Interesse den Verfasser auf seiner Reise folgen werde, wenn auch dessen phantasiereiche Schilderungsweise der ruhigern Anschauung des Deutschen manchmal übertrieben erscheinen mag.

Edmondo de Amicis' Reisebeschreibungen, deren er bereits eine Anzahl herausgegeben hat, dienen gleichmäßig der Belehrung wie der Unterhaltung; sie sind nicht streng wissenschaftlich geschrieben, aber sie geben dem Leser einen lebhaften, richtigen und vollständigen Begriff des betreffenden Landes und seiner Eigenthümlichkeiten. „Spanien" vor allem bietet besonders für die Naturschilderung eine Fülle hinreißender Poesie. Geistvolle Kritiken über Denkmale und Kunstwerke wechseln ab mit meisterhaften, eingehenden und treffenden Schilderungen aus dem so charakteristischen Volksleben.

In dreizehn Kapiteln werden wir von E. de Amicis hintereinander nach Barcelona, Zaragoza, Burgos, Valladolid, Madrid, Aranjuez, Toledo, Cordova, Sevilla, Cadix, Malaga, Granada und Valencia geleitet. Bei unserm beschränkten Raum können wir uns leider nicht auf Einzelheiten einlassen; indessen wenigstens eine Probe der originellen Darstellungsweise dieses italienischen Reiseschriftstellers zu geben, sind wir unsern Lesern doch wol schuldig. Wir wählen dazu die in Form einer Antithese vor uns hintretende Charakteristik der Andalusierin und der Valencianerin:

Ich glaube, in keinem andern Lande gibt es ein Weib, welches passender als die Andalusierin erscheint, um die Männer auf den Gedanken einer Entführung zu bringen. (Allerdings echt italienisch! D. Ref.) Und dies nicht allein weil sie die Leidenschaft, den Ursprung aller Thorheiten, erweckt, sondern auch, weil sie aussieht, als sei sie zum Fangen und Verstecken gemacht: so klein ist sie, so leicht, rundlich, elastisch und biegsam. Ihre beiden Füßchen könnte jeder bequem in die Tasche seines Ueberrocks stecken und sie selbst mit einer Hand um die Taille gefaßt wie eine Puppe aufheben. Es würde genügen, den Finger auf ihren Kopf zu drücken, um sie wie ein Rohr zu knicken. Mit ihrer natürlichen Schönheit vereinigt sie die Kunst zu gehen und Blicke zu werfen, welche einen unschuldigen Beobachter verrückt machen könnten. Sie gleitet, schwebt, schnellt an ihm vorbei, und im gleichen Augenblicke läßt sie ihn den Arm bewundern, stellt den Fuß ins beste Licht, läßt ihre schlanke Taille auffallen, zeigt zwei Reihen blendend weißer Zähne, wirft ihm einen langen verschleierten Blick zu, der sich in den seinen heftet und erstirbt, und ihres Triumphes sicher schreitet sie weiter. . . .

Die Frauen Valencias sind, mit der Zustimmung aller Spanier und Fremden, die classischen Schönheiten des Landes. Die Valencianer sagen: Aqui se quedo el tipo de la belleza griega, hier blieb der Typus der griechischen Schönheit zurück — weil sie wohl wissen, daß die Griechen und Karthager früher den östlichen Strand der Halbinsel bewohnt haben. Ich wage weder ja noch nein zu sagen, aber ein entschiedener Unterschied zwischen der andalusischen und valencianischen Schönheit fällt jedem sofort auf. Die Valencianerin ist größer, stärker, nicht so braun, sie hat regelmäßigere Züge, sanfte Augen, und ihr Gang, ihre Bewegungen sind langsamer und beinahe matronenhaft. Sie ist kein Pfefferkorn wie die Andalusierin, bei deren Anblick ein unschuldiger Jüngling sich in den Finger beißen muß, um damit die verwirrte Empörung seiner Wünsche zu beschwichtigen; sie ist eine Frau, die wir mit ruhiger Bewunderung betrachten, und während wir sie ansehen „notre tête se relève, notre maintien s'ennoblit", wie La Harpe vom Apollo von Belvedere sagt. Anstatt von einem andalusischen Häuschen zu schwärmen, in welchem wir sie vor den Augen der Welt verbergen möchten, wünschen wir uns vielmehr einen Marmorpalast, in dem Herren und Damen ihr huldigen müßten.

Ganz kurz können wir uns über das letzte Büchelchen, das heute hier Revue passiren mag, fassen:

5. Bosnisches. Von Freiherrn von Helfert. Zweite Auflage. Wien, Manz. 1879. 8. 4 M. 80 Pf.

Es ist eine Gelegenheitsschrift, zu der die österreichische Occupation den Anlaß gab, und sie kann und soll wol auch nicht mit der Gründlichkeit, der Wissenschaftlichkeiten anderer Arbeiten des bekannten Historiographen sich messen. Wir nennen z. B. „Joachim Murat. Seine letzten Kämpfe und sein Ende" sowie „Die wiener Journalistik im Jahre 1848". Der Verfasser (Joseph Alexander Freiherr von Helfert, k. k. Geheimrath und vormaliger Unterstaatssecretär im Cultusministerium, Präsident der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Baudenkmale, auch Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften) räumt selbst gleich im voraus ein, daß er persönlich nicht in Bosnien und der Herzegowina gewesen. Es war ihm nur um Darbietung eines zwanglosen Geplauders zu thun, „wo wir uns, um Land und Leute kennen zu lernen, ohne uns an strenge Regeln zu binden, in keiner Richtung erschöpfend, sondern leicht und obenhin mit allerhand «Bosnischem» unterhalten, was man in gelehrten und ungelehrten Büchern liest, was uns Reisende erzählen, die das Land aus eigener Anschauung kennen, was uns die Tagesliteratur über die Vorgänge daselbst in den letzten Decennien gebracht hat".

Vermischte Schriften.

(Beschluß aus Nr. 36.)

5. 1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte von Johannes Scherr. Zweiter Band. Leipzig, O. Wigand. 1879. Gr. 8. 8 M.

Was der erste Band von Johannes Scherr's „1870—1871" versprach, das hat der zweite getreulich gehalten. Man sieht auf den ersten Blick, das Werk ist aus einem Guß geformt und büßt bis zum Schluß von seinem klaren Urtheil, seiner anschaulichen Darstellung und begeisterungsvollen Wärme nichts ein. Es wird uns hier die Geschichte jener großen Tage in einer auf den besten Quellen be-

ruhenden und doch lebendigen, ja fesselnden Gestalt geboten. Unsere zünftigen Historiker verlieren oft über ihrem tiefen und gründlichen Quellenstudium jene schöpferische, divinatorische Gabe, welche uns die vergangenen Zeiten als gegenwärtig vor die Seele führt und uns nicht nur inmitten der factischen Vorgänge, sondern unwiderstehlich auch in den Bannkreis jener geistigen Kräfte und Empfindungen zwingt, aus denen erstere folgerichtig resultirten. Doch gerade um dieser Gabe willen, welche allerdings mitunter sehr eigenartige Stilblüten zeitigt, hat man in den auserwählten Cirkeln der Geschichtswissenschaft über Johannes Scherr vornehm die Nase gerümpft; man sieht ihn dort nicht für ebenbürtig an und wirft ihm vor allem vor, daß seiner Darstellung die objective Ruhe und Gleichgültigkeit mangle. Dem Historiker liegt es aber nicht allein ob, die Einzelheiten der geschichtlichen Thatsachen zu erforschen und mit einem geistigen Gewande zu umkleiden; er hat auch die Pflicht, von seinem höhern Standpunkt aus das Urtheil zu klären und zu leiten, damit die Zukunft von der Vergangenheit lerne, und zu alledem wird ihm die stolze Aufgabe, die Größe und das vollendete Heldenthum einer Nation in dauernde Formen zu gießen, damit sich das Herz des Volks immer von neuem daran erquicke und erwärme. Diese Aufgabe löst nun Johannes Scherr, und zwar voll im Sinne des Goethe'schen Wortes, daß das Beste, was wir an der Geschichte haben, der Enthusiasmus ist, den sie erregt.

Das dritte und vierte Buch, welche den zweiten Band seines Werks „1870—1871" bilden, zerfallen wie die beiden ersten Bücher in sechs Hauptabtheilungen. Zur fernern Charakteristik des Fürsten Bismarck, dessen Figur sich auch in diesem zweiten Abschnitt der welterschütternden Ereignisse glänzend abhebt, benutzt Scherr unter anderm das inzwischen veröffentlichte Buch von Moritz Busch: „Graf Bismarck und seine Leute während des Kriegs mit Frankreich", und begegnet einem diesfalls wol erwarteten Vorwurf mit den Worten:

Das Buch liegt einmal vor, und selbst die bittersten Tadler der Drucklegung haben nur die „Opportunität", nicht aber die Glaubwürdigkeit desselben bestritten. . . . Ganz zweifellos sind manche Aufschlüsse darin, obzwar vorwiegend nebensächliche, welche sonst nirgends sich finden. Die ungehörigen Zuthaten des Verfassers zu den von ihm gemeldeten Thatsachen vermag ja die Kritik unschwer zu beseitigen. Es ist demzufolge nicht abzusehen, warum eine Geschichtschreibung, welche keinerlei hofhistoriographischen Rücksichten zu nehmen hat, des hier gebotenen Materials sich nicht sollte bedienen dürfen.

Scherr thut dies überwiegend nur da, wo die von Busch wiedergegebenen eigenen Worte des Kanzlers das Charakterbild dieses größten und muthigsten Staatsmanns der Gegenwart klären und vervollständigen. Die letztere Eigenschaft, der feste Muth, die zielbewußte Unerschrockenheit Bismarck's, tritt in diesem zweiten Bande bei den wiederholten Friedensverhandlungen gegenüber den diplomatischen Schlangenwindungen der Franzosen in das hellste Licht. Zum Glück besaß Deutschland diesmal einen Diplomaten, welcher nicht zum Schein den Rock des Soldaten trug, nicht einen jener „Federfuchser und Schielwippen", wie sie der alte Blücher nannte, die wieder verdarben, was das Schwert gut gemacht. Weder durch die Thränen des Herrn Thiers noch durch die Tiraden des Herrn Gambetta, weder durch die Deutschenfresser in Wien und Florenz noch durch die Schreierei vaterlandsloser Wichte zwischen Rhein und Weichsel ließ Bismarck sich beirren; er behauptete, was die deutschen Armeen blutig erkämpft. Deutschland hatte das Geschäft allein zum Abschluß gebracht und ließ sich in des Kanzlers Person von niemand die Berechtigung rauben, auch die Rechnung allein auszustellen. Bei Besprechung jener Versuche, Deutschland seinen wohlerworbenen Siegespreis vorzuenthalten, fehlt es Scherr, wie man erwarten konnte, nicht an den kräftigsten Schlagwörtern, und lautet unter anderm ein Passus, wo er „das halb oder ganz verrückte Gebaren etlicher Deutschen, welche sich nicht scheuten, gegen ihr Vaterland und für Frankreich Partei zu ergreifen, damit den lieben Franzosen ja nichts zu Leide geschähe", in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, folgendermaßen:

So that eine handvoll Communisten, welche am 5. September von Braunschweig ein „Manifest" gegen die Fortsetzung des Kriegs von deutscher Seite ausgehen ließen. So der weiland preußische Lieutenant, nachmals Liebkind der Gräfin Hatzfeld und garibaldischer „Oberst", Wilhelm Rüstow, welcher in einer schweizerischen Zeitung die siegreichen Deutschen so pöbelhaft beschimpfte (er sprach unter anderm von einem „schweinischen Siegesgegrunze" der Deutschen), daß es sogar den Schweizern zu arg wurde und die „Neue Züricher Zeitung" die Reihe dieser „kriegswissenschaftlichen" Artikel abbrach. So ferner Ludwig Simon von Trier, welcher am 6. September in einer phrasenreichen „Proclamation" seine Landsleute aufforderte, ohne Dank und Gewinn heimzumarschiren und an die Rückerwerbung der vormals durch die Franzosen dem Deutschen Reiche gestohlenen Provinzen Elsaß und Lothringen bei Leibe nicht zu denken. So Herr Johann Jacobi, welcher am 14. September zu Königsberg eine „Volksversammlung" gegen die Fortsetzung des Kriegs und gegen die Rücknahme von „Elsaß" protestiren ließ. Daß nun der General Vogel von Falckenstein seine Schuldigkeit that und diesen unter den obwaltenden Umständen geradezu landesverrätherischen Umtrieben dadurch steuerte, daß er die Umtriebler, soweit sie in seinem Bereiche, ein bischen hinter Schloß und Riegel setzte, darüber erhob ein Dutzend von Plattschädeln, denen die Parteibornirtheit unter allen Umständen über dem Vaterlande stand, ein großes Geschrei. Und doch wäre man versucht gewesen, sogar in solchen Plattschädeln so viel Menschenverstand vorauszusetzen, daß sie sich hätten müssen zu der Frage getrieben fühlen: Wie würde es Franzosen ergangen sein, so sich welche unterstanden hätten, in diesem Kriege — und wenn auch nur ganz schüchtern, nur mittels eines Worts, nur mittels einer Miene — für die Deutschen Partei zu nehmen?

Die Sprache ist stark, jedoch solchen Thatsachen gegenüber wohnt ihr eine volle Berechtigung inne.

In der Einleitung des ersten Abschnitts, „Straßburg", liefert Scherr eine kurze Betrachtung der gegenwärtigen politischen Zustände in Deutschland und verfällt dabei seinem alten Pessimismus, dem es an ziemlich geschmacklosen Uebertreibungen niemals mangelt. Einer langsamen

und stetigen Entwickelung gegenüber verschließt Scherr oft absichtlich die Augen, nur um nichts von seinem urwüchsigen Groll über die Nichtswürdigkeit des Bestehenden einbüßen zu müssen. Ueber dem Bessern, das man erreichen wollte, vergißt er das Gute, das wirklich erreicht ward. Erst an der Hand der Thatsachen findet er sich aus dem Wirrsal der „empfindelnden Theorienspinner und Popularitätsherrscher", der „gedankenlos-modischen Humanitätsduselei", aus dem „durch die häßlichsten Parteigerüche verstänkerten Land" heraus, um uns ein klares Bild der Belagerung und endlichen Uebergabe von Straßburg zu entrollen. Ueber Metz, das gewichtige Komma in den Kämpfen jener Tage, führt uns der Autor, indem er die gleichzeitigen Ereignisse immer gebührend in Betracht zieht, nach Paris, „der Leuchte der Civilisation", „der heiligen Stadt der Menschheit", wie im Vollgefühl ihrer Unantastbarkeit, ihrer Unüberwindlichkeit der aus dem Exil zurückgekehrte Victor Hugo die französische Metropole taufte. Scherr schreibt hier, nicht aus der eigenen Phantasie, sondern auf die wahrheitsgetreue Ueberlieferung der Geschehnisse gestützt, eine Satire, wie sie beißend schärfer nicht aus der Feder eines Swift oder Rabelais fließen konnte. Von „Trochu et son beau plan" bis hinab zum „Finger Gottes" des Bürgers Allix muß es Revue passiren, das von Eitelkeit und Thorheit großgesäugte pariser „Maulheldenthum"; die Rathlosigkeit und Unentschlossenheit der Regierungsmänner, die Zerfahrenheit und Unkenntniß des militärischen Obercommandos, das an Blödsinn grenzende Gebaren der großen Masse, jenes widerliche Vorspiel der Commune am 31. October, wo das souveräne Volk der souveränen Canaille Platz machte und das stolze Wort Favre's: „Es gibt in Paris gar keinen Pöbel, sondern nur eine einsichtige, hingebungsvolle Bevölkerung", so jämmerlich zu Schanden ward: alles zieht, wie die buntscheckigen Bilder einer Burleske an unserm Auge vorüber, sodaß wir den beiden Amerikanern Burnside und Forbes, welche dem Kanzler nach ihrer Rückkehr aus Paris erklärten, sie hätten daselbst den Eindruck empfangen, als wäre „die ganze Stadt ein von Affen bewohntes Narrenhaus", nur beipflichten können. Wie lebendig und charakteristisch Scherr diesen „Höllenbreughel" nachzumalen versteht, läßt sich unter anderm aus Folgendem erkennen:

Draußen im Bois de Boulogne werden die unter der Hut von bäurischen Mobilgarden aus der Bretagne dort lagernden Viehheerden begafft. Auch hier regt sich sofort die französische Galanterie. Zuvorkommende Moblots credenzen den Damen Milch von eben gemolkenen Kühen. Die Damen schürzen in patriotischer Hingebung ihre Kleider auf, vielleicht sogar etwas höher, als durchaus nöthig, waten durch den tiefen Schlamm, trinken die Milch aus Holzbechern und lachen anmuthig dazu, während Stiere von lebensmüdem Alter und melancholische Hämmel zu diesem Abenteuer die Köpfe schütteln und ein kritisches Gebrumme und Geblöke hören lassen. Nun aber will jung und alt, wollen Weiblein und Männlein die „deutschen Barbaren" sehen, welche sich unterstanden, Paris zu belagern. Dort draußen auf den Höhen von Meudon wären sie sichtbar, hieß es. Darum tummelten sich insbesondere bei der Eisenbahnbrücke, welche beim Point du Jour über die Seine gelegt ist, vom frühen Morgen bis zur Nacht die Schaulustigen, alle mit Operngläsern, Fernröhren und Feldstechern vor den Augen. Wer nichts der Art hatte, konnte sich von Speculanten für 2 Sous ein Glas auf fünf Minuten miethen. Preußen mußten um jeden Preis gesehen werden, und so sahen die guten Pariser und bessern Pariserinnen in jedem auf den Höhen von Meudon sichtbaren Baum einen spähenden Ulanen. Es gab auch welche, die mit geziemendem Ernst versicherten, den ebenso gefürchteten als verwünschten „General Staff" in eigener Person durch den Tubus erblickt und erkannt zu haben. Im Osten der Stadt lugten die Neugierigen von der Höhe des schönen Friedhofs Père Lachaise nach den Feinden aus, und in nördlicher Richtung stiegen täglich Tausende und Zehntausende in das gehügelte Vorstadtquartier Montmartre hinauf, um von dort auszublicken. Da droben ging es zu, als wäre Tag für Tag Fasching oder Kirmeß. Eine muselnde Menge war da versammelt, um dem Drillen der National- und Mobilgarden zuzusehen oder das Aufsteigen eines Luftschiffs abzupassen. Krämer und Bettler, Leierkastenmänner und Harfenmädchen, Savoyarden, Soldaten und Matrosen, Hunde, Affen und Murmelthiere, „Biches" und „Cocottes", wie das alles lärmte, schrie, schacherte, gestikulirte, leierte, lachte! Schwieg das Gewühl und Gebrause einen Augenblick, so erhob sich hier aus einer Gruppe von Soldaten und Moblots die Weise der Marseillaise, oder dort aus einer Schar von Blusenmännern die spöttische Melodie des auf den geheimnißvollen „Plan" Trochu's gefertigten Gassenhauers, in welchen schließlich alles unter Lachsalven einstimmte.

Der erste Abschnitt des vierten Buchs bringt uns die Kämpfe um Orléans. Scherr verschmäht es nicht, seine Darstellung durch fesselnde Episoden, wie sie uns Privatmittheilungen aus der Kriegszeit überliefert haben, zu beleben. Der vermglückte Zug Garibaldi's, des „urtheilslosen Phantasiemenschen", wie ihn der Autor in seiner drastischen Weise nennt, sowie die in den Monat December fallenden parlamentarischen Vorgänge in den deutschen Landen sind in diesem Kapitel mit inbegriffen. Der folgende Abschnitt „Belfort" umfaßt die heftigen Januarschläge bei Le Mans, Saint-Quentin u. s. w., schildert hierauf das heldenmüthige Ringen des Werder'schen Corps, um nach einer kurzen Beschreibung der Kaiserkrönung in Versailles mit dem Ausfall von Paris (am 19. Januar) und dem erneuten Putschversuch der „Citoyens von der fixen Commune" zu schließen. Dem Zetern über das Bombardement von Paris begegnet Scherr mit folgenden sehr verständlichen Ausführungen:

Eine belagerte Festung muß sich auf eine Beschießung gefaßt machen. Dieselbe auszuhalten, dazu ist sie da. Diese einfache Wahrheit konnten und wollten die Pariser nicht begreifen. Nachdem sie ihrerseits hundert Tage lang auf die Deutschen hinausgeschossen hatten, erhoben sie ein wüthendes Geschrei und verfluchten es als eine beispiellose Barbarei und unerhörte Grausamkeit, als die Deutschen endlich ihrerseits sich die Freiheit nahmen, hereinzuschießen und „le centre du monde" zur Zielscheibe zu nehmen. . . . Es ist ja traurig genug, daß es noch Bombardemente auf Erden gibt; aber wer mit Kanonen auf einen andern schießt, muß es sich gefallen lassen, daß der andere ebenfalls mit Kanonen, so er welche hat, auf ihn schießt.

Der letzte Abschnitt, welcher die letzten vergeblichen Anstrengungen der Franzosen und die Waffenstillstands- und Präliminarfriedensverhandlungen zum Gegenstande hat,

betitelt sich „Versailles“ und beendet in würdigster Weise das treffliche Werk. Mit ihm hat unsere den vaterländischen Ereignissen gewidmete Geschichtsliteratur eine wirkliche Bereicherung erfahren, und wünschen wir diesem auch von der Verlagshandlung sehr gut ausgestatteten Buche von Johannes Scherr die weiteste Verbreitung; wir wünschen sie im Interesse jener, welche die stolzen Tage mit durchlebten, und denen im Kampf und Drange der realen Strebungen die Erinnerung daran leider allzu rasch verschwindet; noch mehr wünschen wir diese Verbreitung aber im Interesse der heranwachsenden Generation, damit sie sich an den Großthaten ihres Volks begeistere und zu gleichem Heldenthum stärke und geschickt mache. Wir schließen mit den Worten Scherr's:

So selten ist ja uns Deutschen gestattet, unsere Blicke mit Befriedigung und Erhebung auf einem der Blätter ruhen zu lassen, welche die Geschicke unsers Landes erzählen. Darum soll kein Gegenwartleid und keine Zukunftssorge einen Schatten auf das Blatt werfen, worauf die Geschehnisse des Jahres 1870—71 verzeichnet stehen. In voller Glanzhelle durchstrahle es die kommenden Jahrhunderte, triumphirend und tröstend, warnend und wegzeigend, ein Leuchtfeuer deutscher Nation.

6. Rococo-Plaudereien. Streiflichter aus meinem Kamin. Von M. v. M. Leipzig, Barth. 1879. 8. 2 M. 80 Pf.

Es ist ein schönes Ding um einen pikanten Titel, welche Erwartungen werden mit dessen Worten in uns erweckt! Wir denken hier an eine geistvolle Kritik jenes Irrwegs, den die Kunst unter der französischen Regentschaft einschlug; wir sehen die wildwuchernde Romantik des rocaille sich in der Architektonik, in der Literatur und im gesellschaftlichen Leben breit machen; auf die kokettirende Armseligkeit der Reifrockperiode fallen erhellende „Streiflichter“ aus einem Kamin, in dem die Begeisterung für wahre Kunst, der Sinn für echte Schönheit lodert. Merkwürdige Täuschung, denn was finden wir in Wirklichkeit? Die kindisch-naive Geschichte eines Leinewebersjungen Christian, verbrämt mit äußerst dürftigen Betrachtungen, die ihren Rococo-Ursprung nur auf eine alte Meublage zurückführen, aus deren lederner Mitte sie uns vorgetragen werden. Es ist doch ein schönes Ding um einen pikanten Titel! Wenn uns M. v. M. auch nicht versicherte, daß „guter Kaffee mit Rahm und Zwieback“ ihr der „liebste gastronomische Genuß“ sei, so hätten wir doch sofort gemuthmaßt, daß wir uns hier nicht einem Verfasser, sondern einer Verfasserin gegenüber befinden. Die unzählbare Menge der Semikola und die oft mit bewundernswürdiger Ausdauer falsch gesetzten Kommata verrathen auf den ersten Blick die weibliche Feder. Als ein eigenthümliches Zeichen unserer Zeit muß es betrachtet werden, daß sich jetzt so viele Leute des Schriftstellerns befleißigen, welche noch nicht einmal der Sprache völlig mächtig sind. Oder ist das deutsch, wenn wir in diesen „Streiflichtern“ lesen:

Ich sehe jetzt den Unterschied, was es sage, arme Aeltern zu besitzen und in Armuth sich hinzubringen, und dann in Umstände zu kommen, die für die äußerste Nahrungssorge decken, auch mit Leuten, die Vermögen besitzen und Erziehung gehabt, auch etwas gelernt haben, umzugehen. Und wie sehr haben daher die Kinder Ursache, Gott zu preisen, wenn sie Aeltern haben, die an ihre Erziehung etwas wenden können.

Und an einer andern Stelle heißt es:

Das einzige Kind aus dieser unglücklichen Ehe wurde von Verwandten väterlicherseits erzogen, und seine Mutter sah es nie, was mir immer recht traurig dünken wollte, obgleich sie selbst nie Sehnsucht nach dem Kinde äußerte.

Einem Quartaner würden derartige Anakoluthien gewiß nicht ungetadelt durchgehen.

Sehr zu Herzen scheint sich die Verfasserin Gutzkow's Philippika gegen das Relativpronomen „welcher“ genommen zu haben; denn dasselbe läßt sich, stets durch „der, die, das“ ersetzt, in dem ganzen Buch von 150 Seiten nicht ein einziges mal erblicken. Wir stimmen, schon im Interesse des Wohlklangs, für den Wechsel zwischen beiden.

Der geistige Gehalt der Erzählung bleibt mit der stilistischen Form durchgängig auf gleichem Niveau. Eigentlich müßte das Opus „Rococomöbel-Plaudereien“ überschrieben sein; denn um solche handelt es sich in Wahrheit. Wenn die Verfasserin aber glaubte, durch die Mitarbeiterschaft eines alten Schreibpultes, eines Tisches, Spiegels, einer Riechflasche u. s. w. mehr Farbe in ihre gedehnte und marklose Fabel zu bringen, so hat sie sich gründlich getäuscht. Diese Möbeldisputationen mit ihrem fortwährenden: „begann der Kammerdiener“, „versetzte der alte Tisch“, „mischte sich das schöne Frauenbild des Spiegels ein“, „fuhr der Ring fort“, „schnarrte die alte Uhr“ u. s. w., wirken mit einem sehnsüchtigen Blick auf das „große Sofa“ einschläfernd. Wol das Bedürfniß fühlend, ihrer lahmen Erfindung mit etwas ganz Absonderlichem auf die Beine zu helfen, würzte die Verfasserin die magere biographische Suppe ihres Romans mit philosophisch angehauchten Excursen der Hausgeräthe über alte und neue Zeit, über Adel, Frauenerziehung, Freimaurerei, Literatur, jedoch ohne die sich immer steigernde Langeweile des Lesers bannen zu können. Im ganzen Verlauf der Erzählung wird alles so formlos aufgehäuft, so kunterbunt durcheinandergeschoben, daß wir gar nicht Muße gewinnen, um für das oder jenes Interesse zu fassen. Der Leineweber Christian S., sein Sohn Christian, ebenfalls Leineweber, dann aber Advocatenschreiber, Hofrath, Meister vom Stuhl und „zuletzt vom Kaiser in des heiligen römischen Reichs erbadelichen Ritterstand erhoben“, ein Amtmann T. und ein Amtmann Sch., ein schweizer Handelsherr M. nebst Frau und Tochter, Maria Theresia, eine schöne Wendin „mit langen blonden Zöpfen, die fast auf den Boden reichen“, ein scheintodter Apotheker, eine „Schlange“ mit vier Punkten in der Mitte, Frau H....a, zwei Christophe, deren einem „die liebevolle Mutter eine Handvoll Kartoffeln in den offenen Sarg legt“, der Herzog Karl August von Weimar, eine als „Strumpfbandfabrikantin“ excellirende Tante Charlotte, Goethe, Schiller, ein

entsetzlicher Geistlicher „mit einem kleinen Hammer", Magister T., welcher „aus einer Bibliomanie mordet", zu „lebenslänglicher Zuchthausstrafe" verurtheilt wird und „seine Strafzeit überlebt": alle diese Figuren treiben ohne innern Halt, ohne organischen Zusammenhang wirr neben- und durcheinander und bewegen uns nur zu dem Ausruf des Erstaunens: was wird in unsern Tagen nicht alles auf Velinpapier gedruckt!

Wenn doch gewisse „Dichter und Dichterinnen" nicht die irrige Meinung festhalten wollten, daß ihren geringfügigen Erlebnissen, ihren kleinen Schmerzen und unschuldigen Tränen ein allgemein menschliches Interesse innewohne und die Vervielfältigung derselben darum eine Verpflichtung ihres Talents gegen die Welt sei. Das Haupterforderniß jeder Kunst bildet doch nicht der Gegenstand, das Object, sondern der reich begabte, eigenartig schaffende Geist, in dem es sich widerspiegelt. Aus diesem Grunde hätten wir es in den „Rococo-Plaudereien" anstatt mit einer chambre bien meublée lieber mit einer tête bien meublée zu thun gehabt. Ernst Jerusalem.

Ein polnischer Romandichter.

1. Resurrecturi. Roman von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen übertragen und bevorwortet von Ph. Löbenstein. Leipzig, Reclam jun. 1879. Gr. 16. 80 Pf.
2. J. J. von Kraszewski in seinem Wirken und seinen Werken. Eine biographisch-kritische Skizze von S. von Bohdanowicz. Leipzig, Friedrich. 1879. Gr. 8. 3 M.

Der unlängst durch die krakauer Jubiläumsovationen erst allgemeiner in Deutschland bekannt gewordene Schriftsteller Namens Kraszewski beginnt allmählich auch für die deutsche Lesewelt mehr als ein bloßer Name zu sein. In der Reclam'schen „Universalbibliothek" sind zwei seiner Romane in recht lesbaren Uebersetzungen erschienen; sie widerlegen das weit verbreitete Vorurtheil gegen die Stichhaltigkeit eines Ruhms, der auf dem Wege einer großen nationalen und als solcher politischen Demonstration plötzlich zur Kenntniß des verwunderten Auslandes gebracht worden ist. Es sind in der That Werke von nicht gewöhnlichem Gewicht, durch die wir mit dem Chorführer der polnischen Schriftsteller der Gegenwart bekannt gemacht werden, und wir müssen dem Uebersetzer um so dankbarer sein, als diese interessanten beiden Bücher unsern Gesichtskreis nach der Seite des polnischen gesellschaftlichen Lebens beträchtlich erweitern. Es kommt hinzu, daß der Verfasser nicht bloße Unterhaltungslektüre zu geben beabsichtigte, so wenig diese Gattung damit auch herabgesetzt werden soll. Er ist durch die Schule schwerer politischer Drangsale gegangen, und seine literarische Thätigkeit arbeitet im strengen Dienst der nationalen Wiedergeburt; nicht gerade zu einer auf politische Selbständigkeit abzielenden Wiedergeburt: jedes Agitiren in dieser Richtung hat die Polen tiefer ins Unglück gestürzt; nein, einer Wiedergeburt solcher nationalen Eigenschaften, die sich auch unter fremdem Scepter zu Tugenden veredeln können. In diesem Sinne hält Kraszewski seinen Landsleuten keinen verschönernd geschliffenen Spiegel vor; er deckt ihre Schwächen rücksichtslos auf, und wenn er ihre liebenswürdigen Seiten herauskehrt, stellt er denselben Aufgaben, die noch erst durch tüchtiges Zusammenraffen der vorhandenen, aber nicht entwickelten Anlagen zu lösen sind.

Der zuerst erschienene Roman „Morituri" schildert den allmählichen Niedergang eines einst allmächtig gewesenen adelichen Geschlechts. Es hat auch in seinen jüngern Ausläufern sich von der traditionellen Lebensweise nicht losmachen können. Edel von Gesinnung, reich begabt, mit dem Schmuck körperlicher Schönheit und vollendet weltmännischer Tournure ausgestattet, geht es zu Grunde, weil es sich nicht in eine Zeit finden kann, die nicht mehr wie ehemals: „der Mann und seine Waffe" sagt, sondern „der Mann und sein Werkzeug".

Diesem ergreifenden, aber trüben Bilde mußte ein aufrichtendes, muthiger stimmendes folgen. Es galt nicht blos, den unausbleiblichen Niedergang zu zeigen, auch die Auferstehung mußte in Aussicht gestellt werden. Das thut denn der zweite Roman „Resurrecturi". Sagen wir gleich hier, daß der Schlußaccord dieses großen Tonbildes dennoch wie die „Morituri" in Moll ausklingt. Das ist polnisch. Chopin hätte es nicht anders gemacht.

„Gott wollte Cäcilie vielleicht, zum Lohn für das von ihr überstandene Elend, nicht ... die Entzauberung erleben lassen" — dies, mit einigen stilistischen Aenderungen des Uebersetzungstextes, der Schluß des Romans. Die Entzauberung! Und doch hatten wir alle Ursache, dem Grafen Stanislaus die Fähigkeit, Cäcilie ganz glücklich zu machen, zuzutrauen, und unser Interesse an dem Roman war wesentlich von dem Wunsche beeinflußt worden, daß sie sich endlich, endlich entschlösse, sein Weib zu werden. In einem deutschen Roman wäre, selbst wenn wie hier der Schnitter Tod die Sichel zum Schluß geschwungen und wenn die Sonne sich vor der Zeit hinter einer westlichen Wolkenbank verabschiedet hätte, der übrige Himmel doch nicht ohne lichte Bläue geblieben. Aber der Druck des Verhängnisses, das die Polen um ihr Vaterland gebracht hat, verbietet ihnen, sich in heitere Farben zu kleiden. Fast ihnen selbst unbewußt, verzieht sich ihr Lächeln zur Trauer. Und hier haben wir als Leser es mit zu büßen; denn wenn wir an dem Grafen Stanislaus zweifeln sollen, legen wir das schöne Buch nur halb befriedigt aus der Hand, und gilt jene Entzauberungszeile nur dem allgemeinen Lose, so sagen wir: auch selbst an das unabweisbare Verblassen jedes irdischen Glücks wollen wir

nicht pessimistisch gemahnt sein, nachdem wir um das Erringen desselben so ehrliche und so warm uns zum Herzen sprechende Kämpfe haben bestehen sehen. Also nichts als diese eine Zeile, höre ich fragen, gibt Stoff zu einer Ausstellung? Besser läßt sich ein Buch ja nicht empfehlen. In der That, so ist es. Auch werden ihm außer den „Morituri" nicht viele Bücher würdig zur Seite gestellt werden können. Die Charaktere sind trefflich durchgeführt, der Dialog entbehrt nirgends des Reizes, die Schilderungen haben eine fast greifbare Anschaulichkeit. Auch das alte Schloß in Zawiechow ist, gleich dem Palast der Branski in den „Morituri", im Zustande des furchtbarsten Verfalls und fast hat die Hungersnoth von demselben schon Besitz ergriffen. Da weiß die Enkelin der besagten Schloßherrin, da weiß Cäcilie, die, ungleich ihren als Cavaliere heranwachsenden Brüdern, schon ganz jung zu dem Aushülfsmittel ehrlicher Arbeit griff, der Nemesis ein Halt zuzurufen. Cäcilie hat ihrem Posten als Gouvernante im Hause des Grafen Stanislaus entsagen müssen, da der Graf, ohne Neigung verheirathet und in der Scheidung begriffen, ihr seine Hand antrug. Sie liebt ihn, fühlt sich aber gleichzeitig in ihrer Ehre verletzt und bleibt dieser Auffassung auch in den seiner Scheidung folgenden schweren Arbeitsjahren getreu, die sie dem Rettungswerk widmet, das sie auf sich genommen hat. Dasselbe fußt auf einem guten bürgerlichen Erwerb. Sie hat die wüst liegenden Aecker des verschuldeten Besitzstandes in eine Handelsgärtnerei umgewandelt, und von ihrem heroischen Beispiel mit ergriffen, raffen sich auch die Brüder aus ihrer Schlaraffenexistenz zu tapferm Lernen und Arbeiten auf. Der eine wird Arzt, der andere Techniker, und nachdem die kleinstädtische Nachbarschaft das Unerhörte, ein Adelsgeschlecht zu bürgerlicher Arbeit greifen zu sehen, lange vergeblich zu verlachen und auch wol zu durchkreuzen gesucht hat, fühlt sich Cäcilie endlich im Recht, der Stimme ihres Herzens Gehör zu geben: ein Entschluß, um dessen wohlverdienten Lohn ein frühes Versagen ihrer über Gebühr angespannt gewesenen Kräfte sie dann, wie schon erwähnt, betrügt. Sie erliegt der Auszehrung kurze Zeit nach ihrer Verheirathung.

So viel über die „Resurrecturi". Wer hiernach neugierig ist, sich über den Dichter Kraszewski selbst zu orientiren, dem kann die biographisch-kritische Skizze von S. von Bohdanovicz (Nr. 2) empfohlen werden. Biographisch-kritisch ist allerdings zu viel gesagt. Mit Recht enthält sich der Verfasser der eigentlichen Kritik, und was er zur Rechtfertigung darüber sagt, zeugt von gesundem Verständniß. Er hatte die Aufgabe, den Jubilar zu feiern. Das hat er in maßvoll würdiger Weise gethan, und wenn er dabei überschwenglich zu werden scheint, indem er Kraszewski's dichterische und historische größere Werke auf 300 Bände anschlägt, diese Zahl aber auf mehr als das Doppelte taxirt, wenn Kraszewski's kritische und ästhetisch orientirende Correspondenzen mit berücksichtigt werden sollen, so läuft dabei doch keine Uebertreibung mit unter: die Productions- und Arbeitskraft des Jubilars ist in der That eine so durchaus ungewöhnliche, und was uns in der Schrift des Biographen als ein Panegyrikus anmuthet, entspricht doch nur erst in abgedämpften Farben der tiefgreifenden und veredelnden Bedeutung, welche Kraszewski's literarische Wirksamkeit auf seine Landsleute geübt hat und üben muß, selbst wenn dereinst die Feder seiner Hand entfallen sein wird.

Robert Waldmüller.

Deutsch-amerikanische Gedichte.

Gedichte eines Deutsch-Amerikaners. Von Kaspar Butz. Chicago, Uhlendorff u. Comp. 1879. 8. 9 M.

Auf 312 enggedruckten Seiten 125 meist längere Gedichte in deutscher Sprache, außerdem 14 Seiten in englischer. Dann noch 9 Uebersetzungen aus den Gedichtsammlungen von W. C. Bryant, H. W. Longfellow, John A. Dorgan, W. Carleton und zwei andern nicht Genannten. Endlich ein Nachtrag, über welchen der Dichter sagt:

Der Verfasser hatte das Unglück, bei dem großen Brande von Chicago (9. Oetober 1871) nicht nur sein Heim, sondern auch seine sämmtlichen Manuscripte zu verlieren. Nur mit Mühe gelang es, dank den Bemühungen mancher Freunde fern und nah, einen großen Theil derselben wieder zu sammeln. Einige trafen jedoch erst ein, nachdem der Druck des Buchs schon weit vorgeschritten war, und mußten deshalb einem Nachtrag einverleibt werden.

Hier gleich eine auf den Brand von Chicago bezügliche Stelle:

Da — horch! ein Brausen in der Luft, der Sturmwind kommt geflogen,
Mit ihm der Glocken heller Schrei, so schrill und langgezogen;
Aufflackert dort, nach Westen hin, der erste dürre Sparren,
Der erste Funke einer Glut, der alle bebend harren;
Hussah! wie braust der Sturm einher, der wilde, kecke Reiter,
Er treibt, ein rauher General, die rothen Truppen weiter;
Ja weiter, weiter, wie der Sturm, so jagen auch die Flammen,
Und Dach an Dach, und Thurm nach Thurm, sie brechen jäh zusammen.
Wie schaurig schön an Flusses Rand die dunkeln schwarzen Wellen,
Beleuchtet wie von Tagesglut, sich kräuseln und zerschellen!

Im Widmungsgedicht heißt es unter anderm:

Ich ward vor Jahren ausgestoßen
In einer viel betrübten Zeit,
Ich bin ein Theil von jenen Trossen (?),
Wie Deutschland sie den Völkern leiht.

Bin längst der Meister fremder Zunge,
Mein neues Land hat ganz mein Herz,
Doch in der Rede höherm Schwunge
Blick' ich noch immer heimatwärts.

Stets ist, im ew'gen Schwinden, Werden,
Des Dichters Los ein Los der Pein,
Doch wol das härt'ste Los auf Erden
Ist, hier ein deutscher Dichter sein.

Hier ist der Dichternam' je länger
Je mehr ein Vorwurf, der nie bricht (?);
Und Deutschland hat genug der Sänger,
Verbannte Dichter kennt es nicht.

Viele Gedichte haben Bezug auf den zur Unterwerfung der sklavenhaltenden Südstaaten im Jahre 1861 entbrannten Kampf, in welchem bekanntlich die Deutschen eine bedeutende Rolle spielten. Dort stehen die Truppen unter ihrem selbstgewählten Führer, dem zu den Aufständischen übergegangenen Gouverneur von Missouri:

Die Mitte nimmt das Fußvolk, die Geschütze
Sind trotzig aufgefahren vor dem Treffen,
Des Geiers scharfe Krallen, dessen Flügel,
Gesträubten Federhaars, unruhig schwankend
Der Reiterei wildstampfende Schwadronen.

Und hier die Deutschen unter Franz Sigel:

Den Degen ziehend
Aufrichtet hoch im Sattel sich der Mann,
Der kleine unscheinbare; an Prinz Eugen,
Der Grenadiere sanggekrönten Helden,
Gemahnt er diesen Tag.

Die Feinde werden geworfen:

Und staunend sieht
Die neue Welt der alten Krieger Thaten.
Der erste Sieg im großen Freiheitskriege
Knüpft sich an unsern letzten blut'gen Kampf
Mit Banden unzerreißbar; ein Geschick
Umschlingt fortan die Freiheit beider Völker.
Bluttaufe war's, die sie empfing, und so getauft
Trägt sie ihr Banner über diese Erde
Den kommenden Jahrhunderten entgegen!

„Mein neues Land hat ganz mein Herz", sagte der Dichter, aber damit ist die Sympathie für das alte Vaterland, das er verlassen, nicht ausgeschlossen:

— Vom Meer herüber kam die große Post geflogen,
Daß dort am Rhein Germania das deutsche Schwert gezogen;
Verschwunden war mit einem mal der Welf, der Ghibelline,
Fest drückt der Deutsche deutsche Hand auf jener Turnerbühne.
O große Zeit! Wir wuchsen mit bei jedem deutschen Siege,
Wir bebten, ob der deutsche Aar das Ziel auch stolz erfliege;
Wir fühlten, daß ein Vaterland, dem wir noch nicht verloren,
Aus jenem grimmen Männerkampf für uns auch ward geboren.

Wen zieht es nicht nach der Heimat?

Ich wandre wieder an der Bergeshalde,
Maikäfer haschend und den Schmetterling;
Die Ferienluft, sie treibt zum dichten Walde,
Zum Fluß, zur Wiese, zu der Spiele Ring.
Aus Schlüsselblumen wind' ich wieder Kränze
Für die Gespielin mit dem blonden Haar;
Der Kinderscharen frohe Ringeltänze —
Ja alles schau' ich, wie's vor Zeiten war.

Aber ach, wie anders später!

Und auf dem Thale lag es wie ein Nebel,
Grauschwarzer Rauch war's, der zum Himmel stieg,
Und tausend Räder, tausend Eisenhebel
Verkünden laut der Neuzeit leichten Sieg.
Hier herrscht die Göttin mit dem Rad und Meißel,
Die das Jahrhundert nennt die Industrie,
Sie hält in einer Hand die Sklavengeißel,
Und in der andern trägt das Füllhorn sie.

Heim, heim zu meines Westens klaren Seen,
Zum Hügel heim, von Rebenlaub umringt;
Gen Osten will des Morgens scharf ich spähen,
Ob bald die Sonne bessre Kunde bringt.
Auch wir in treuer Arbeit schaffen, bauen,
Doch noch besiegt uns nicht der Sorgen Heer;
Mit Wehmuth muß ich auf Neudeutschland schauen —
— Das Deutschland meiner Jugend ist's nicht mehr!

Wie bei den meisten Deutsch-Amerikanern erkennen wir auch bei unserm Dichter die Antipathie gegen alles, was biblisches Christenthum heißt, ganz im Gegensatz zu den bedeutendsten amerikanischen Dichtern, die, so gut es gehen mag, die dogmatischen Voraussetzungen zu handhaben und auch zu vertiefen suchen. Jene, die sich in ihrer Heimat zur Begründung neuer Verhältnisse erhoben, trieb die Reaction gegen das, wie sie annahmen, mit dem orthodoxen Kirchenthum verbündete Monarchenthum in den nivellirenden Rationalismus hinein. Auf amerikanischem Boden geriethen sie dann mitten zwischen orthodox aufgesteiftes Puritanerthum und pietistische Verschwommenheit. Was sollten sie thun? Auf Ergründung und Weiterführung der vielfach verkannten Principien des Christenthums kam es an; aber das erfordert Vertiefung und Zeit, und Zeit hat eben unsere moderne Zeit nicht, sodaß denn, großentheils auch durch Verschuldung gedankenarmer, in ihre Traditionen eingesponnener Pfarrer und Priester, über das Wesen des Christenthums weit und breit eine große Unkenntniß herrscht, die schließlich dahin führt, daß man das Kind oder die Principien mit dem Bade ausschüttet. So heißt es einmal von „einem Weißen im Priesterkleide":

Den stillen Frieden seiner eignen Brust
Den Armen und Verlassnen mitzutheilen,
Trieb es ihn übers Weltmeer her; denn nicht
Für starke Herzen taugt sein Glaube; doch
Den Niedrigen und Schwachen frommt der Trank,
Der süßbetäubende.

Aber dieser stille Friede und dieser süßbetäubende Trank ist ein Widerspruch. Und geschrieben steht ja auch: „Seid männlich und seid stark!" oder: „Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig", mächtiger fürwahr oft als in den sogenannten Starken.

Die Bibel wird vom Verfasser „eine Gruft" genannt, „in die man den Geist eingesperrt; eine Absickerung von Stalaktiten; eine Höhle für die Troglodyten der Jahrhunderte; ein von weisen Greisen geschaffenes Buch, das man nie den Jungen in die Hand geben soll". Jenes Buch also, an welchem sich Hamann, Herder, Klopstock, Schiller, Goethe seit früher Jugend erbauten! Man kann

ja dann auch jedes Buch: Dante's „Göttliche Komödie", Shakspeare's Dramen, Goethe's „Faust" und die Gedichte gewisser Deutsch-Amerikaner für Stalaktiten-Absickerungen halten.

Abgesehen von diesem ausgetretenen Gleis, in welchem der Verfasser wandelt, bietet seine Sammlung viel Bedeutsames und Ansprechendes dar. Wir müssen uns versagen, andere Proben, z. B. auch das schöne Gedicht „An die Deutschen auf der Grotenburg" mitzutheilen. Mannichfaltigkeit des Inhalts, umfassende Bildung, Wohlgesinntheit, Theilnahme für die leidende Menschheit, unvertilgbare Liebe zu der frühern deutschen Heimat und dem Deutschthum, das der Dichter zu fördern sucht, indem er es auch zum Segen Amerikas auf amerikanischem Boden anbaut, Originalität der Bilder in meist reiner Form, nur die antike ausgenommen, eine aller Phrasen entkleidete herzhafte Sprache zeichnen die Gedichte aus. Wir meinen: hätte der Verfasser sich durchweg der englischen Sprache bedient, so dürfte er sich auf mehrmalige Uebertragung seiner Poesien und demnach große Verbreitung Hoffnung machen. Indeß geht letztere auch wol in Erfüllung so vielen seit der Jugendzeit gesammelten Freunden und Bekannten gegenüber, die nicht verschmähen werden, was ihnen als sein Bestes der Dichter bietet:

Etwas wird doch er Herzen künden,
Die langsam schlagen, nicht mehr jung;
Er hofft, daß in dem Strauß sie finden
Die Rose der Erinnerung.

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Daniel Sanders erscheint ein „Ergänzungs-Wörterbuch der deutschen Sprache" (Stuttgart, Abenheim). Das neue Werk dieses hervorragenden und unermüdlich thätigen Sprachforschers kündigt sich auf dem Titel als eine Vervollständigung und Erweiterung aller bisher erschienenen deutschsprachlichen Wörterbücher (einschließlich des Grimm'schen) an, mit Belegen von Luther bis auf die neueste Gegenwart. Es liegt uns die erste Lieferung des Werks vor. „Gar manches neue Wort", heißt es in dem Prospect, „geflügelt und ungeflügelt, ist in dieser Periode gemünzt und geprägt worden; andere wieder haben neue Bedeutungen erlangt, und man kann wol mit Recht sagen, daß keine Zeit so fruchtbar in der Hervorbringung neuer sprachlicher Ausdrücke und Wendungen gewesen ist wie diese. Es ist Sanders' Verdienst, diese sprachlichen Neugestaltungen gefaßt und mit einem Sammelfleiß sondergleichen zusammengetragen zu haben. Bis auf die jüngste Zeit erstrecken sich die Belege, welche er für jede neue Einfügnng in den deutschen Sprachschatz, dessen angesehenster Hüter er ist, in einer geradezu staunenswerthen Fülle und Genauigkeit hier gegeben hat."

— Von Paul Strzemka ist eine „Kleine Poetik" erschienen als ein Leitfaden zur Einführung in das Studium der deutschen Literatur für Schulen und für Freunde der Dichtkunst (Brünn, Knauthe). Man kann dem Büchlein knappe Fassung, gutgewählte Beispiele, auch aus den Schöpfungen neuester Dichter, und die Berücksichtigung der Resultate neuer Untersuchungen auf diesem Gebiete nachrühmen.

— Eine zweite berichtigte und vermehrte Auflage des Danzel-Guhrauer'schen Werks über „Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke" wird von W. von Maltzahn und R. Boxberger herausgegeben (Berlin, Th. Hofmann). Es liegen sechs Lieferungen des Werks vor, auf das wir eingehender zurückkommen werden.

— Von Frerichs' „Eros", einer in Nr. 49 d. Bl. f. 1878 sehr günstig beurtheilten kleinen Schrift, liegt eine zweite Auflage vor; ebenso von den „Gedichten" von Moritz Blanckarts (Stuttgart, Greiner) eine zweite veränderte und vermehrte Auflage. Wir haben in Nr. 49 d. Bl. f. 1869 die erste Auflage dieser Gedichte bereits anerkennend besprochen. Sie sind jetzt in der neuen Gestalt um mehrere Kriegsgedichte vermehrt worden, die in knapper Fassung durchaus stimmungsvoll wirken, so: „Die rothe Rose", „Das heidelberger Schloß" und mehrere schwunghafte Kaisergedichte.

Theater und Musik.

Die Novitätenbühne unter Direction des Herrn Hermann Riotte hat jetzt ihren Sitz in Leipzig aufgeschlagen und zunächst zwei gänzlich neue Stücke gegeben, die sich bisher auf der Bühne noch nicht erprobt hatten: das Lustspiel „Ehestandsexercitien" von H. Bölakeen und das geschichtliche Drama „Die Städinger" von Theodor Piderit. Die Novitätenbühne hatte bisher in Berlin und Hannover gespielt: wenn es derselben gelingt, irgendwo ein festes Asyl zu finden statt ihres bisherigen Wanderlebens, oder, wenn sie ihre Selbständigkeit nicht zu behaupten vermag, wenigstens mit einer stehenden Bühne einen Vertrag zu schließen, demzufolge die von ihrer Leitung ausgewählten Novitäten in einem regelmäßig wiederkehrenden Turnus gegeben werden, so wird sie immerhin im Stande sein, dem deutschen Theater nicht unwesentlich zu nützen; denn das Gerede von der Berücksichtigung, welche die Bühnen jeder nur irgend brauchbaren Novität schenken, geht von durchaus einseitigen Gesichtspunkten aus, indem es nur die bühnenwirksamen Stücke der Modeschriftsteller ins Auge faßt. Der Mode folgen alle Directoren gleichmäßig; den Muth der Initiative haben die wenigsten und überdies kann kein Director, kein Leseeomité Anspruch auf Unfehlbarkeit machen. Die Beurtheilung der Wirkungen nicht aufgeführter Stücke auf der Bühne ist überaus schwierig: wir erinnern nur an die bekannte Aeußerung Goethe's hierüber. Mindestens wird die Novitätenbühne wünschenswerthe Anregungen und Ergänzungen bieten.

Es ist nur zu bedauern, daß es der Direction bisher nicht gelungen ist, wirklich bedeutende Novitäten sich zu gewinnen, einen entscheidenden Trumpf auszuspielen; damit wäre das ganze Unternehmen gleich von Hause aus mit glänzendem Licht beleuchtet worden. Die beiden obenerwähnten Stücke sind aufführbar, aber von keiner größern Bedeutung. Das Lustspiel „Ehestandsexercitien" fällt etwas zu sehr mit der Thüre ins Haus; gleich im ersten Acte zwei Paare, die sich Hals über Kopf verlieben, verloben, verheirathen. Diese Verlobung und Verheirathung durch die Zeitung und gleichsam auf der Straße ist etwas zu brüsk und abrupt. In dem zweiten und dritten Act sind die Ehepaare bereits im Scharmützel begriffen: die eine Ehegattin ist stolz, herrschsüchtig; der Ehegatte des andern Paares gleichgültig gegen seine Frau. Nun beginnen die Exercitien, die Curen, die Bekehrungen . . . wir glauben nicht recht an diese Theatercuren. Charaktere lassen sich momentan umstimmen, wie es in derartigen Stücken geschieht, aber sie inner-

lich umzugestalten, ist unmöglich. Eine herrschsüchtige Frau, die ihren Willen durchsetzen will, wird, wenn sie infolge dessen große Thorheiten begangen und, wie es hier der Fall ist, dem Anschein nach ihr Vermögen verloren hat, gewiß de- und wehmüthig gestimmt sein; doch auf wie lange? Das Stück zeugt übrigens von Bühnenkenntniß und Bühnenroutine, ist in einem gebildeten Conversationston gehalten und hat jedenfalls keinen Anfänger zum Verfasser. Vielleicht versteckt sich hinter dem Pseudonym ein Autor, der sich nur auf einem neuen Gebiet versucht.

„Die Städinger" von Theodor Piderit sind insofern nicht als ein ganz neu auftauchendes Drama zu betrachten, als sie bereits im Buchhandel erschienen sind. Auch brachten unsere Blätter bereits eine Besprechung des Werks (Nr. 22 f. 1880). Der Eindruck der Aufführung bestätigte vollkommen jenes kritische Urtheil. An Bühnengewandtheit fehlt es dem Autor nicht; auch hat seine Sprache, wenn es ihr auch an größerer tragischer Kühnheit fehlt, doch etwas schlicht Kerniges; aber der Heldenkampf eines Volks ist hier durch die sich vordrängenden Intriguen eines Ritterschauspiels, durch Liebeshändel, Verräthereien, Ueberfälle zu sehr in den Hintergrund gedrängt; namentlich tritt das Volksleben der Städinger nirgends mit lebendiger Anschaulichkeit hervor. Am bedeutendsten sind noch die Scenen des zweiten Actes, in denen der Führer dieser tapfern Volksgemeinde mit ihrem heftigsten Feind, dem Bischof von Bremen, verhandelt; doch auch hier ist das Historische mehr chronikenhaft gehalten und die dramatischen und theatralischen Pointen liegen auf dem Gebiete der Ritterromantik.

Bibliographie.

Brandenburg, K., Der Krieg gegen Frankreich, zur Erinnerung an 1870 und 1871 in Versen erzählt. Erlangen, Deichert. 8. 2 M.

Camoens, L. de, Sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von W. Storck. 2ter Bd.: Buch der Sonette. Paderborn, F. Schöningh. 8. 6 M.

Dantscher v. Kollesberg, T. Ritter, Der monarchische Bundesstaat Oesterreich-Ungarn und der Berliner Vertrag, nebst der bosnischen Vorlage. Wien, Hölder. Gr. 8. 8 M.

Enslin, A., Die ersten Theater-Aufführungen des Goethe'schen Faust. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Berlin, Paetel. 8. 1 M. 50 Pf.

Fries, T. M., A. E. Freiherr von Nordenskiöld und seine Entdeckungsreisen 1858 bis 1879, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung von dem Chef der „Vega", Capitain Louis v. Palander. Deutsch von G. v. Leinburg. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Glogau, G., Abriss der philosophischen Grund-Wissenschaften. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Die Form und die Bewegungsgesetze des Geistes. Breslau, Koebner. Gr. 8. 9 M.

Grasberger, H., Zau Mitnehm. Wien, Zamarski. 12. 2 M. 40 Pf.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Die Verwaisten. Roman. — Der Geist der Mutter. Erzählung. Augsburg, Schmid. 8. 3 M.

Gugern, P. L. v., Winfried. Kleine Kränze. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 12. 1 M.

Günther's Eisenbahn-Bibliothek. 9ter Bd.: Allotria. Komische Geschichten und Plaudereien von A. v. Winterfeld. 4ter Bd. Leipzig, E. J. Günther Nachf. 16. 1 M.

Hartmann, A., Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. Zum ersten Male herausgegeben. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 6 M.

Heimburg, W., Kloster Wendhusen. Leipzig, Keil. 8. 4 M. 50 Pf.

Herten, W., Hof und Herz. Roman. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.

Hitze, F., Die Quintessenz der socialen Frage. Paderborn, Bonifaciusdruckerei. Gr. 8. 50 Pf.

Ilwolf, F., Das Postwesen in seiner Entwicklung von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Drei Vorträge. Graz, Lenschner u. Lubensky. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Josefowitz, H., Cromwell. Drama. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Juncker, E., Im Zenith. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Jungfer, H., Die Juden unter Friedrich dem Großen. Nach urkundlichen Quellen. Leipzig, Grunow. 8. 1 M.

Karstädt, S., Hilfsbuch zur Geschichte der Pädagogik. Potsdam, Rentel. 8. 50 Pf.

Katzenberger, F., Wirre Blätter aus meiner Jugendzeit. Gedichte. Pforzheim, Kraus Wwe. Nachf. 16. 2 M.

Kloth, H., De Landrathsdochder. En Geschich ut' östlich Holsteen. 1ster Bd. Kiel, Lipsius u. Tischer. 8. 2 M. 60 Pf.

Köberle, G., Der Verfall der deutschen Schaubühne und die Bewältigung der Theater-Calamität. Dramaturgische Gänge. Leipzig, Wolff. Gr. 8. 6 M.

Kranz, M., Natur- und Kulturleben der Zulus, nach vieljährigen Beobachtungen, statistischen und klimatischen Berichten geschildert. Wiesbaden, Niedner. 8. 3 M.

Kraszewski, J. J., Ausgewählte Werke. Autorisirte Ausgabe. 1ster u. 2ter Bd. Wien, Hartleben. 8. 6 M.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 17tes Heft: Geschichte des Krieges gegen die Republik. Die Ereignisse bei der I. Armee vom Beginn des Jahres 1871 bis zum Waffenstillstande. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

La Mara, Musikalische Studienköpfe. 4ter Bd.: Classiker. 1ste Lfg. Leipzig, Knapp. 8. 40 Pf.

Lamprecht v. Regensburg, Sanct Francisken Leben und Tochter Syon. Zum ersten Mal herausgegeben nebst Glossar von K. Weinhold. Paderborn, F. Schöningh. 8. 8 M.

Marian, G., Das Millionenerbe, oder für wahnsinnig erklärt. Roman aus der Gegenwart. Illustrirte Ausgabe. 1stes bis 30stes Heft. Neusalza, Oeser. Gr. 8. à 20 Pf.

Malser, H., Vom Kreuzweg des Lebens. Novellistische Studien. Herausgegeben von P. K. Rosegger. Stuttgart, Levy u. Müller. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Meydenbauer, A., Kant oder Laplace? Kosmologische Studie. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Mohren, B., Gedichte. 1. Vermischte Gedichte. 2. Baltische Klänge. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 2 M.

Möllhausen, B., Die Töchter des Consuls. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Muff, C., Was ist Kultur? Vortrag. Halle, Mühlmann. 8. 80 Pf.

Müller aus Guttenbrunn, Des Hauses Fourchambault Ende. Schauspiel. Mit einem Vorwort von H. Laube. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 2 M.

Nordmann, J., Meine Sonntage. Wanderbuch aus den Bergen des österreichischen Hochlandes. 2te verm. Aufl. Wien, Klinkhardt. 8. 2 M.

Novalis Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel. Herausgegeben von J. M. Raich. Mainz, Kirchheim. 8. 2 M. 40 Pf.

O'Reilly, Illustrirte Geschichte der Seeräuber und Abenteurer aller Meere. 1stes Heft. Berlin, Wallroth. Hoch 4. 25 Pf.

Der Operngucker. Deutsche Halle für Kunst und Künstler. Herausgegeben von C. Scherbarth. 1ster Jahrg. 1880/81. 52 Nrn. Hamburg, E. Richter. Fol. Vierteljährlich 3 M.

Prümer, K., Dä westfölsche Ulenspeigel. Lustige Historien füör Ululstige. 1ste Abth. Dortmund, Prümer. 8. 1 M.

Putnam, G. H., Internationaler Schutz gegen den Nachdruck. In einigen seiner Beziehungen auf Ethik und politische Oekonomie betrachtet. Ein Vortrag. Deutsch von E. Wiebe. Berlin, Vahlen. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rei, J., Der Gott des Christenthums als Gegenstand strengwissenschaftlicher Forschung. Prag, Rziwnatz. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Roland, A., Der blaue Schleier. Novelle. Gotha, Windaus. 8. 1 M. 20 Pf.

Sartorius Freih. v. Waltershausen, W., Der Aetna. Nach den Manuscripten des Verstorbenen herausgegeben, selbständig bearbeitet und vollendet von A. v. Lasaulx. 1ster Bd.: Sartorius' Reisebeschreibung und die Geschichte der Eruptionen. Leipzig, Engelmann. Gr. 4. 40 M.

Schlemm, O., Drei Dramen. Zur Composition geeignet. Mit einer Einführung und einer ästhetischen Studie über das musikalische Drama. Hannover, Schüßler. Gr. 8. 5 M.

Schmidt, M., Der Schutzgeist von Oberammergau. Cultur- und Lebensbild. München, Franz. 8. 4 M.

Schmidt, P., Kant, Schiller, Vischer: Ueber das Erhabene. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Schneller, C., Der Knappe von Schwaz. Trauerspiel. Innsbruck, Wagner. 16. 1 M. 60 Pf.

Schubert, F. C., Drei Küsse. Vaterländisches Schauspiel. Leipzig, Mutze. 8. 2 M.

Schram, W. C., Goethe als Pädagog. Vortrag. Leipzig, Pfeil. Gr. 4. 75 Pf.

Schüler, G. A., Die Judenfrage. Eine Frage an das deutsche Volk und die deutschen Juden. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 M.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 20ster Jahrgang. 1879. Nördlingen, Beck. 8. 10 M.

Schütz, L., Der sogenannte Verstand der Thiere oder der animalische Instinkt. Eine populär-wissenschaftliche Studie. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Historische Studien. Herausgegeben von W. Arndt, C. v. Noorden, G. Voigt etc. 1stes u. 2tes Heft. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Temme, J. D. H., Gleich und ungleich. Roman. 3 Bde. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 10 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1336: In der Steppe. Eindrücke und Jagdfahrten in Neurußland. Von W. Hamm. Leipzig, Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Walcker, K., Schutzzölle, laissez faire und Freihandel. Eine lehrbuchartige Erörterung der wichtigsten industriellen und landwirthschaftlichen Schutzzölle. Leipzig, Rossberg. Gr. 8. 14 M.

Was ist Styl? Betrachtungen und Beispiele zur Kritik der Idee einer Stylbildungsschule in Bayreuth. Leipzig, L. Senf. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wendrinsky, J., Kaiser Josef II. Ein Lebens- und Charakterbild zur hundertjährigen Gedenkfeier seiner Thronbesteigung. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 M.

Die Werbung. Lustspiel vom Präses des Netphener Gesangvereins. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1879. 12. 45 Pf.

Wiedersheim, R., Morphologische Studien. 1stes Heft. Jena Fischer. Gr. 8. 5 M.

Wirth, M., Der Freiburger Landsknecht. Eine Geschichte aus dem XVI. Jahrhundert in 17 Gesängen. Aarau, Sauerländer. 16. 2 M.

Wolff, J., Die deutschen Ortsnamen in Siebenbürgen. Hermannstadt, Michaelis. 4. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Vollständig in allen Buchhandlungen zu haben.

Brockhaus'
Kleines Conversations-Lexikon.

Dritte umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geh. 12 M. Geb. in Leinwand mit Lederrücken 15 M.
In 2 reichverzierten Halbfranzbänden 17 M., zusammen in 1 Halbfranzband 15 M.

Dieses **encyklopädische Hand- und Nachschlagebuch** bietet in 2 Bänden auf 124 Bogen Lexikonoctav ein **gedrängtes Repertorium des gesammten menschlichen Wissens**; dem Texte sind **80 Tafeln (Karten und Abbildungen)** in Holzschnitt und lithographischem Farbendruck beigegeben: sonach ist der Preis von nur 12 M. für das Ganze ein außerordentlich niedriger.

Das Werk kann außer auf einmal, geheftet und gebunden, zu obigen Preisen, auch nach und nach in 40 Heften zu 30 Pf. oder in 8 Viertelbänden zu 1 M. 50 Pf. bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Schauspiele
des
Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig.

Herausgegeben von Julius Tittmann.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 14. Band.)

Den Schauspielen der Englischen Komödianten in Deutschland, welche im 13. Bande der Dichter des sechzehnten Jahrhunderts vorgeführt sind, läßt der Herausgeber hier die in demselben Geiste und für dieselbe Darstellungsweise verfaßten Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius folgen. Sowol Literarhistoriker von Fach wie Freunde der deutschen Literatur werden diese neue, billige und wohlcommentirte Ausgabe mit Dank entgegennehmen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Balkan-Haiduken.

Ein Beitrag zur innern Geschichte des Slawenthums.

Von

Georg Rosen.

8. Geh. 5 M. 50 Pf.

Das vorliegende Buch des mit den Zuständen der Balkanhalbinsel genau bekannten Verfassers, langjährigen deutschen Generalconsuls zu Jerusalem und Belgrad, kommt zu sehr passender Zeit, da es von dem bulgarischen Volke, welches im russisch-türkischen Kriege eine so wichtige Rolle spielte, neue und ganz merkwürdige Kunde gibt. Es behandelt das in Bulgarien eingewurzelte Haiduken- oder Räuberwesen, den Ursprung und die Folgen desselben, und hebt namentlich seinen engen Zusammenhang mit dem Panslawismus und mit den orientalischen Wirren hervor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Religionswesen der rohesten Naturvölker.

Von

Gustav Roskoff.

8. Geh. 4 M.

In dieser für Ethnographen, Psychologen, Religionslehrer und Missionare besonders wichtigen, für jeden Gebildeten interessanten Schrift führt der Verfasser, Professor an der evangel. theologischen Facultät in Wien, aus, dass es keinen noch so wilden Volksstamm gibt, bei dem nicht Spuren von religiösen Vorstellungen wahrzunehmen sind, indem er die Berichte der zuverlässigsten Reisenden citirt und miteinander vergleicht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:
Geschichte des Teufels. 2 Bde. Geh. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Areigenthum.

Von

Emile de Laveleye.

Autorisirte deutsche Ausgabe,
herausgegeben und vervollständigt
von

Dr. **Karl Bücher.**

8. Geh. 10 M.

Das epochemachende Laveleye'sche Werk „De la propriété et de ses formes primitives" ist in dieser deutschen Ausgabe von dem Bearbeiter derselben unter Mitwirkung des Verfassers zu einer umfassenden Geschichte der primitiven Grundeigenthumsformen erweitert worden. Namentlich hat Dr. Bücher mehrere für Deutschland wichtige Abschnitte, wie den über die Allmenden, ganz neu hinzugefügt. Für die Beurtheilung unserer heutigen agrarischen, wirthschaftlichen und socialpolitischen Fragen sind dadurch eine Menge neuer Gesichtspunkte gewonnen, welche dem Werke ein weit über die unmittelbaren Fachkreise hinausreichendes Interesse verleihen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Phraseologisches Handbuch
der
kaufmännischen Correspondenz

in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache.

Von

Otto Kistner.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Für Deutsche, welche in französischer, englischer oder italienischer Sprache zu correspondiren haben, ist hier ein bequemes Hülfsbuch geboten, solche im kaufmännischen Verkehr häufig vorkommende Wörter und Redensarten enthaltend, die in den Dictionnairen theils gar nicht, theils nicht zu geeigneter Anwendung auffindbar sind. Als ein besonderer Vorzug sei hervorgehoben, daß sämmtliche mitgetheilte Ausdrücke vom Verfasser selbst in eigener Praxis gesammelt und erprobt wurden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE REGIERUNG Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 16. September 1880.

Inhalt: Zur Goethe- und Schiller-Literatur. Von Wilhelm Buchner. — Die Bismarck-Aera. Von Rudolf von Gottschall. — Romane und Novellen. Von Friedrich Karl Schubert. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Goethe- und Schiller-Literatur.

1. Aus Goethe's Frühzeit. Bruchstücke eines Commentars zum Jungen Goethe. Von Wilhelm Scherer. Mit Beiträgen von J. Minor, M. Posner, E. Schmidt. Straßburg, Trübner. 1879. Gr. 8. 3 M.
2. J. W. von Goethe. J. C. Gottsched. Zwei Biographien von Michael Bernays. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. 8. 2 M. 80 Pf.
3. Goethe. Vorlesungen, gehalten an der königlichen Universität zu Berlin von Herman Grimm. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Hertz. 1880. 8. 6 M.
4. Goethe's Leben von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen: 50 Holzschnitten und 4 Beilagen. Leipzig, Fues. 1880. Gr. 8. 8 M.
5. Zu Goethe's hundertdreißigstem Geburtstag. Festschrift zum 28. August 1879, von E. W. Sabell. Heilbronn, Henninger. 1879. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
6. Friederike Brion. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Von Albert Bielschowsky. Breslau, Schletter. 1880. Gr. 8. 1 M.
7. Goethe's Faust. Eine Tragödie. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen von G. von Loeper. Zweite Bearbeitung. Zweiter Theil. Berlin, Hempel. 1879. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.
8. Goethe's Faust. Zweiter Theil. Erläutert von Heinrich Düntzer. Dritte neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Wartig. 1879. Gr. 16. 2 M.
9. Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst von Ernst Gnad. Zweite Sammlung. Triest, Schimpff. 1879. Gr. 8. 2 M.
10. Das Thema der Goethe'schen Poesie und Torquato Tasso. Für Haus und Schule dargelegt von Christian Semler. Leipzig, Wartig. 1879. 8. 1 M. 20 Pf.
11. Fr. Lobstein sen., Professor der Anatomie und Chirurgie. Ein Lehrer Goethe's in Straßburg. Von E. Lobstein. Nebst einem Anhang: Zur Geschichte des Bürgerhospitals von Straßburg. Heidelberg, C. Winter. 1880. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.
12. Schillerstudien von Gustav Hauff. Stuttgart, Abenheim. 1880. 8. 5 M.
13. Schiller's Vater. Ein Lebensbild von Oskar Brosin. Leipzig, Schlicke. 1879. 8. 3 M.

In dem Buche „Aus Goethe's Frühzeit" von Wilhelm Scherer (Nr. 1) haben wir es mit einer gediegenen quellenmäßigen Arbeit zu thun. Es erscheint nämlich unter dem Gesammttitel „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker" bei Trübner in Straßburg unter Scherer's Leitung ein Sammelwerk, welches sich die Aufgabe stellt, zunächst die an der straßburger Hochschule unternommenen Arbeiten, die sich auf die Erforschung des Sprach- und Literaturgebietes der germanischen Völker beziehen, zusammenzufassen. Das Verzeichniß der bereits ausgegebenen Hefte zeigt uns eine bunte Mannichfaltigkeit literar- und sprachgeschichtlicher Stoffe von den Anfängen deutschen Schriftlebens bis zu Goethe herab; das vorliegende Heft ist das vierunddreißigste der Reihe und jedenfalls sehr geeignet, auch für seine Vorgänger wie seine Nachfolger ein günstiges Vorurtheil zu erwecken.

Als Salomon Hirzel's Sammlung „Der junge Goethe" erschien, das literarische Vermächtniß des verehrten Mannes an die Goethe-Forschung und an das deutsche Volk, soweit es in Goethe wirklich eindringen will: da habe ich ziemlich allgemein in weitern Kreisen das Verlangen nach einem Commentar, nach einem vierten Bande mit Anmerkungen und Erläuterungen aussprechen hören. Und man kann nicht leugnen, daß der Wunsch berechtigt war. Allzu vieles in diesen Jugendwerken und Jugendbriefen ist nicht ohne weiteres verständlich; an gar manchen Stellen thut es selbst dem unbefangenen Genießen Eintrag, daß ein Wort, eine Spitze, eine Anspielung für den heutigen Leser wirkungslos bleiben muß, weil er die eigentliche Beziehung nicht kennt.

So beginnt W. Scherer's Vorwort. Ich habe dieselbe Ansicht bereits in Nr. 9 d. Bl. vom 24. Februar 1876 bei der Betrachtung von Hirzel's „Jungem Goethe" ausgesprochen. Es sind mittlerweile einige weitere Jahre dahingegangen, während welcher durch neue Veröffentlichungen und Forschungen unsere Kenntniß von Goethe's

Jugendzeit erheblich bereichert worden ist, sodaß immerhin gegenwärtig der gewünschte Erläuterungsband zum „Jungen Goethe" sich herstellen ließe, wenn er auch nicht durchweg abschließende Resultate mittheilen könnte.

Das acht Druckbogen umfassende Heft bringt eine Reihe von Aufsätzen zu Goethe's Jugendarbeiten, die meisten aus Scherer's Feder, dabei einige Beiträge von Freunden. Den Reigen eröffnet ein kürzerer Aufsatz von Professor Erich Schmidt zu Straßburg, überschrieben „Constantie". Derselbe bespricht zwei von Schoell in den „Briefen und Aufsätzen" mitgetheilte, bisher für stilistische Uebungsstücke aus der leipziger Zeit gehaltene Briefentwürfe und sucht nachzuweisen, daß dieselben in Goethe's Rastzeit zu Frankfurt, etwa Frühling 1769, entstanden sind und zu jenen Versuchen des werdenden Dichters gehören, über die ihn geistig beschäftigenden Probleme und Empfindungen in künsterischer Darstellung sich klar zu werden. In der Wetty des ersten Briefs erkennt Schmidt Käthchen Schönkopf; in Arianne erkennt er Constantie Breitkopf, eine Vermuthung, welche, durch weitere Beweisgründe unterstützt, große Wahrscheinlichkeit für sich hat, sodaß die Frage damit wol erledigt sein möchte.

Es folgt ein kurzer Aufsatz Scherer's über Goethe's Schrift „Von deutscher Baukunst". Er bringt es zu hoher Wahrscheinlichkeit, daß die drei ersten Abschnitte derselben noch in Straßburg verfaßt und der straßburger Literarischen Gesellschaft vorgelegt worden sind; die Abfassung der beiden letzten Abschnitte setzt Scherer in das Jahr 1772.

Das im zweiten Bande des „Jungen Goethe" abgedruckte „Concerto drammatico" gibt Anlaß zu einer längern Auseinandersetzung. Scherer erklärt dasselbe für die Antwort auf ein Gesammtschreiben der darmstädter Freunde, etwa aus dem Februar 1773. Genaueres Eingehen auf diese Deutung von nur den Eingeweihten vor hundert Jahren verständlichen Räthseln ist hier unmöglich. Wenn das übermüthige Ding veranlaßt ist durch einen von den verschiedenen Mitgliedern des darmstädter Kreises gemeinsam in einzelnen Absätzen geschriebenen Brief, auf dessen Neckereien Goethe antwortet, und wenn Scherer das Andantino und Lamentabile auf Karoline Flachsland bezieht, sollte dann das Capriccio con variazioni nicht antworten auf einen Scherz von Merck, das französische Liedchen etwa auf eine Klage von Merck's Frau, der französischen Schweizerin, über Erkältung? Und warum soll die Marianne sich auf Goethe's frankfurter Mariagebraut Münch beziehen und nicht auf den Scherz einer darmstädter, etwa der in einem Briefe Leuchsenring's an Frau Merck am 21. October 1769 (III, Nr. 10) erwähnten Marianne? Wenn Scherer das „abenteuerliche Novum", welches Goethe am 11. Februar 1773 Kestner verspricht, auf das Capriccio bezieht, so scheint mir dies doch eher auf das „Jahrmarktsfest von Plundersweilern" hinzudeuten, welches gleichfalls um jene Zeit entstand; was sollte Kestner mit dem lediglich für den darmstädter Kreis verständlichen Capriccio anfangen? Aber um über diese Dinge mitzureden und überhaupt näher darauf einzugehen, bedarf es einer Gelehrsamkeit und eines Raumes, welche beide dem Berichterstatter nicht zur Verfügung stehen.

Ein Gleiches gilt von der Deutung der Persönlichkeiten im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern". Daß die Personen des tollen Spiels Porträts ganz oder hauptsächlich aus Goethe's Kreise seien, steht fest durch Goethe's eigenes und durch Merck's Zeugniß. Wilmanns hat die Personen zu deuten gesucht, dabei aber bisweilen mehrere Gestalten des Spiels auf dieselbe Persönlichkeit bezogen, was Scherer, ohne Zweifel mit Recht, verwirft. Sollen wir die Hauptpersonen herausheben, so deutet Scherer, bald im Gegensatz, bald einverstanden mit Wilmanns, den Doctor auf Goethe selbst, den Marktschreier auf den gießener Professor Schmidt, den Amtmann auf J. G. Schlosser; der Zigeunerhauptmann wäre Herder, das Milchmädchen dessen Braut, Hamann Laroche, Ahasverus Merck, Esther dessen Frau, Mardochai Leuchsenring, der Schattenspielmann Wieland; doch mit dem Zugeständniß, daß man vielfach nur auf Vermuthungen angewiesen sei. Es scheint mir überhaupt fraglich, ob jede einzelne der zahlreichen Figuren bis zum Marmotte und dem Schweinemetzger auf wirkliche Persönlichkeiten aus dem Kreise der Mitarbeiter an den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" oder der deutschen Literatur überhaupt sich beziehen lassen; auch kann ich nicht recht verstehen, wie Goethe, wenn Ahasverus und Esther das Merck'sche Ehepaar bedeuten, dem Freunde zum Geburtstag eine Posse schicken konnte, in welcher Frau Esther über ihren Gatten sich so stark ausläßt, wie es in ihrem Schlußwort geschieht. Indeß, Merck konnte von Goethe wol auch einen gesalzenen Spaß vertragen. Wirkliche Vollständigkeit oder Sicherheit wird wol ebenso wenig möglich sein wie im „Concerto drammatico".

Von ganz besonderm Interesse ist Scherer's Auseinandersetzung über den „Satyros". Man hat Basedow, Heinse, Klinger u. a. als das Urbild desselben betrachtet, oder auch im allgemeinen eine Satire auf die deutschen Nachahmer Rousseau's darin gefunden; der kundige Leser wird gleich mir überrascht sein zu vernehmen, daß Scherer in dem garstigen Waldthier niemand anders als Herder erkennt. Die Beweisführung ist ein Meisterwerk umfassender Belesenheit und feiner Combinationsgabe. Goethe's Verhältniß zu Herder war ein ganz eigenthümliches; er erkannte Herder's überlegenes Wissen, seine allumfassende Geisteskraft bereitwillig an; aber er fühlte sich auch durch Herder's scharfkritisches Wesen, seinen orakelnden Ton, seine nicht selten hervortretende Ueberhebung immer wieder abgestoßen; dabei war Herder in seinen ersten Schriften einer der eifrigsten Prediger der Rousseau'schen Rückkehr zur Natur. Schon zu Anfang 1773 haben wir Beweise für eine tiefe Verstimmung zwischen Goethe und Herder; Goethe hatte wol des letztern reizbares Selbstgefühl etwas übermüthig angetastet, und Herder antwortete scharf und bissig. Dennoch kam Goethe Eingang Mai zu Herder's Hochzeit nach Darmstadt. Hier aber scheint der Zwiespalt ent-

schieden ausgebrochen zu sein, wie dies nach Goethe's Schreiben an Sophie Laroche vom 12. Mai zu schließen ist:

Leuchsenring wird Ihnen wunderbare Geschichten erzählen.... Und doch wollt' ich's tragen, daß Seelen, die füreinander geschaffen sind, sich so selten finden und meist getrennt werden; aber daß sie in den Augenblicken der glücklichsten Vereinigung sich eben am meisten verkennen, das ist ein trauriges Räthsel.

Aehnlich schreibt er schon am 3. Mai an Kestner („Junger Goethe", I, 367): „Wir haben wunderbare Scenen gehabt, und bald wird alles ausgerauscht haben." Unter diesen Eindrücken tiefer und dauernder Verstimmung, wol Sommer 1773, mag der „Satyros" geschrieben worden sein, welcher Herder's scharfkritischen Sinn, seine Ueberhebung, seine Rousseau'sche Naturschwärmerei, seine in schönredender Ekstase verhüllte Sinnlichkeit scharf und, wie Goethe selbst später anerkannte, allzu scharf und unbillig darstellte. Das Stück blieb übrigens den Zeitgenossen unbekannt und ward nur nächsten Freunden mitgetheilt; außer Merck, der freilich nachmals in Weimar nicht reinen Mund gehalten zu haben scheint, wußte niemand dessen Deutung; Goethe hatte allen Grund, sie nicht zu offenbaren, zumal da im Januar 1775 durch ein versöhnliches „herzgutes" Schreiben Herder's das gelockerte Verhältniß wieder angeknüpft worden war.

Freilich, angenommen daß Herder Satyros sei, ist es nicht leicht, die übrigen Gestalten des sonderbaren Werks zu deuten. Goethe mag sich als Einsiedler dargestellt haben, der mit dem Satyros in Conflict kommt, und in der allezeit ekstatischen Psyche, wie Scherer annimmt, Karoline Flachsland. Im Hermes den Grafen Wilhelm zur Lippe zu sehen, in Eudora dessen Gemahlin, die Gräfin Maria, wie Scherer vorschlägt, will mir wenig einleuchten. Der „Satyros" scheint mir, ähnlich wie das „Jahrmarktsfest", der „Pater Brey" und das „Concerto drammatico", eine jener Farcen zu sein, welche zunächst für das Verständniß des darmstädter Kreises und zwar speciell Merck's geschrieben sind. Obwol Scherer eine solche Anknüpfung nicht nachweisbar findet, so möchte ich doch meinen, daß wir im Hermes Merck zu erkennen haben, und daß Herder bei seiner letzten Anwesenheit in Darmstadt gelegentlich der Hochzeit, in ähnlicher Weise wie früher Leuchsenring, durch irgendeine Indiscretion oder scharfe Aeußerung über Merck's zuweilen getrübtes häusliches Verhältniß dessen und Goethe's schon vorher aufgesammelten Unmuth zu hellem Zorn gereizt habe. Daß Herder mit Merck genau wie mit Goethe auf einem Fuße abwechselnd ekstatischer Freundschaft und scharfer Verstimmung stand, zeigen seine Briefe an Merck (II, Nr. 10 vom September 1771; I, Nr. 11, 12 vom October und November 1772); sie enthalten zugleich schnöde Ausfälle auf Goethe, sodaß bei den beiden so nahe und dauernd Verbundenen eine gewisse Erbitterung gegen den bei allen glänzenden Anlagen sehr unbequemen Herder äußerst erklärlich ist, welche sich dann schließlich in überkräftiger Weise Luft machte. Herder's sentimental-ekstatische Briefe an Frau Merck (III, 13, 15) konnten den kaustischen Kriegsrath unmöglich erbauen; nach III, 33 vom 14. Februar 1774 war der briefliche Verkehr zwischen Merck und Herder völlig unterbrochen, scheint auch später nicht wieder aufgenommen worden zu sein. Eine tiefe Verstimmung zwischen Darmstadt-Frankfurt und Bückeburg ist demnach zweifellos. Den Grafen Wilhelm zur Lippe hereinzuziehen, halte ich für nicht angezeigt; lieber möchte ich die ganze Entlarvung des „Satyros" als eine freie Erfindung des Dichters betrachten. Aber daß wir in dem Satyros Herder zu erkennen haben, allerdings lediglich von seiner unliebenswürdigen Seite her aufgefaßt und mit den Schlacken seiner Jugendjahre, scheint mir nach Scherer's Entwickelung nicht zweifelhaft.

„Herder im Faust" ist die nächste Abhandlung überschrieben. Sie weist darauf hin, daß in Mephisto manche Züge an Herder erinnern, und daß Faust's Worte:

Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht:
Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth! —

sich auf eine Stelle in Herder's „Aeltester Urkunde des Menschengeschlechts" beziehen; wie denn auch Parallelstellen im „Faust" und in der Predigt des „Satyros" auf Aussprüche Herder's zurückweisen.

Im Augustheft der „Deutschen Rundschau" 1878 hatte Scherer ausgesprochen:

Die Entstehungsgeschichte des Goethe'schen „Faust" ist ein Problem, welches nach so vielen gründlichen und geistreichen Erörterungen der letzten Zeit noch immer der völligen Erledigung harrt und in gewissem Sinne nie völlig erledigt werden wird. Referent hofft nachweisen zu können, daß ein mehr oder weniger ausgeführter Entwurf in Prosa schon zur Zeit des ersten „Götz" im Winter 1771 auf 1772 zu Papier gebracht wurde und dann als Grundlage der Umarbeitung in Verse, etwa seit 1773 diente. Spuren davon scheinen mehrfach durch, einmal sogar noch im zweiten Theil.

Diese Andeutungen führt der Verfasser in dem vorliegenden Aufsatz aus; jedermann weiß, wie im ersten Theil des „Faust" zwischen die in Vers und Reim gefaßten Abschnitte sich einige einschieben, welche noch für die ursprüngliche Prosafassung Zeugniß ablegen, mögen sie auch, wie „Gretchen in der Kirche", nachmals in Verse umgeschrieben worden sein. Wir können dem Verfasser auf seinem vielverschlungenen Wege nicht folgen; es ist sehr geistreich, wenn auch nicht gerade wahrscheinlich, wenn er in dem Bemühen, dem Gedankengange der entstehenden Dichtung zu folgen, sagt:

Aber daß ich es nur gestehe: einem Kunstwerk gegenüber läßt sich der Drang, es als ein Ganzes zu begreifen, nicht unterdrücken. Und so ziehe ich in meiner Phantasie die begonnenen Linien doch bis ans Ende, ohne daß ich meine Leser auffordern will, mir darin zu folgen. Wenn Götz als ein Märtyrer des Rechts und der Freiheit stirbt, konnte nicht Faust endigen als ein Märtyrer der Wissenschaft, der höhern Einsicht, welche mit der Kirche in Conflict geräth? Konnte nicht die Selbstaufopferung im Dienste der Wahrheit als eine Sühne der Schuld an Gretchen gelten? In den straßburger „Ephemerides" beschäftigt sich Goethe mit Giordano Bruno, der wirklich als ein Märtyrer

seiner Philosophie gefallen; er vergleicht den Mendelssohn'schen und Platonischen „Phädon", und nach dem Götz will er den Sokrates behandeln.

Sehr schön, aber nicht wahrscheinlich, wenn wir bedenken, daß Goethe doch, abgesehen von den frei erfundenen Gretchen-Scenen, im großen und ganzen dem Gange des Puppenspiels folgte, welches ein derartiges Ende ganz und gar nicht ins Auge faßt.

Noch schwieriger darzustellen ist der Inhalt der folgenden umfassenden Abhandlung über den ersten Theil des „Faust". Dieselbe sucht, gestützt auf Eigenthümlichkeiten des Inhalts, des Ausdrucks und der Metrik, die Entstehung der verschiedenen Auftritte von „Faust, erster Theil" in verschiedene Abschnitte zu zerlegen, welche sich dahin scheiden, daß der prosaische „Faust" 1772, die ältesten gereimten Scenen 1773—75, zwei andere in und nach Italien 1788 und 1789 fallen. An diese ältere im „Fragment" zusammengefaßte Gruppe schließen sich diejenigen Scenen, welche mit Schiller's Antheil 1797—1801 entstanden, bis dann das Jahr 1806 den Abschluß brachte. Es sind das chronologische Fragen, welche sich weder auszüglich mittheilen noch beurtheilen lassen, ohne daß man in die schwierigsten Einzelheiten der Goethe-Chronologie hinabsteigt: eine Obliegenheit, welche wir den eigentlichen Fachgelehrten überlassen müssen.

Zum Schluß folgen noch einige kurze Aufsätze, von denen der erste, von Max Posner, den in „Hanswursts Hochzeit" vorkommenden Kilian Brustfleck in einer spitzigen Randbemerkung Friedrich's des Großen 1775, der andere, von Erich Schmidt, den Namen schon Ende des 17. Jahrhunderts als Schauspielerrolle etwa im Geschmack des gegenwärtigen „dummen August" nachweist; endlich ein Aufsatz von Jakob Minor, eine übersichtliche Vergleichung von Goethe's „Stella" mit andern gleichzeitigen Stücken, welche den gleichen Stoff behandeln.

Es erhellt aus dieser Inhaltsangabe des Hefts, daß wir hier, vor allem in dem Hauptbestandtheil, den Beiträgen von Scherer, mit einem schweren Belagerungspark literarisch-philologischer Gelehrsamkeit zu thun haben. Es ließen sich daher auch nur die Resultate kurz hervorstellen; Prüfung, Gutheißung oder Verwerfung des Einzelnen sind nur desjenigen Sache, der über eine gleich überschauende Belesenheit und Kenntniß verfügt wie der Verfasser, welcher selbst gar manches nur als Vermuthung gibt; jedenfalls ist das Buch ein schwerwiegender Beitrag zur Goethe-Kritik.

„J. W. von Goethe. J. C. Gottsched. Zwei Biographien von Michael Bernays" (Nr. 2): wer diesen Titel liest, bei dem wird das Befremden über die Zusammenstellung von zwei so grundverschiedenen Menschen das nächste Gefühl sein; wie kommen, fragen wir, die beiden zusammen, welche sich nur flüchtig begrüßten, der untersinkende Mond der alten, das jugendliche blitzende Tagesgestirn der neuen Zeit? Mag man Gottsched's Bedeutung für sein Jahrhundert noch so bereitwillig anerkennen, was verschafft ihm die Ehre, neben Goethe, dem Einzigen, zu stehen? Des Räthsels Lösung ist die, daß zwei Aufsätze der „Allgemeinen Deutschen Biographie" hier in einem Sonderabdruck zusammengestellt sind, sowie bereits früher Friedrich II. und Friedrich Wilhelm IV. von Ranke, ein nicht minder ungleiches Paar. Man darf über die Zweckmäßigkeit einer solchen Zusammenstellung des Ungleichartigen und Ungleichzeitigen billig zweifelhaft sein, es für einen nicht gerade glücklichen oder nachahmenswerthen Gedanken halten, daß zwei Persönlichkeiten als Genossen zusammengeordnet werden, von denen der eine nur als ein schwächlicher Satellit neben dem herrschenden Planeten erscheint. Andererseits ist es erklärlich, wenn Verfasser oder Verleger der Ansicht waren, daß diese Arbeiten es wohl verdienten, in handlicher Form auch einem weitern Leserkreise dargeboten zu werden, als dem eines so umfassenden Werks wie der „Allgemeinen Deutschen Biographie".

Sehen wir von dieser immerhin aufzuwerfenden Vorfrage ab, so ist anzuerkennen, daß Michael Bernays sich der ihm gestellten schwierigen Aufgabe, in engem Rahmen ein treues, geschmackvoll ausgeführtes Medaillonbild der beiden Männer hinzustellen, mit großem Geschick entledigt hat. Es versteht sich von selbst, daß ein Lebensbild Goethe's auf 113 nicht großen Octavseiten, ein ähnliches 25 Seiten umfassendes von Gottsched nur die letzten Resultate eingehender Studien darbieten konnte. Lebensgang und Lebensarbeit der beiden ungleichen Genossen liegt wie aus der Vogelschau vor uns, allerdings mit Angabe der bedeutendsten Daten, aber doch ohne geflissentliche Darlegung irgendwelcher Gelehrsamkeit; daß diese der Arbeit zu Grunde liegt, erkennt indeß der Kundige leicht, läßt sich auch von einem Manne wie Bernays nicht anders voraussetzen. Und gleichermaßen ist die Darstellung durchaus geschmackvoll und elegant, die Beleuchtung Goethe's vom reifsten dichterischen Verständniß, diejenige Gottsched's von warmer Würdigung seiner Verdienste um sein Zeitalter ausgehend. Und dennoch, man mag die beiden Arbeiten jede in ihrer Weise trefflich durchgebildet finden, so stört uns zum Schlusse doch wieder der Gedanke: wie kommen die beiden zusammen, und für welches Publikum soll das Buch bestimmt sein?

Wenn ein Werk wie Herman Grimm's „Goethe" (Nr. 3) in unserer büchersatten Zeit binnen drei Jahren eine neue Auflage erlebt, so darf man dies wol als ein Zeugniß dafür betrachten, daß dasselbe dem Bedürfniß eines bestimmten Leserkreises entgegenkam, so zahlreich wir auch in den letzten Jahrzehnten Goethe-Biographien haben erscheinen sehen. Die Eigenthümlichkeit von H. Grimm's Arbeit haben wir bereits beim Erscheinen der ersten Auflage, in Nr. 36 d. Bl. f. 1877, eingehend besprochen und das Werk in Vergleichung gestellt zu seinen bedeutendsten Mitbewerbern um die Gunst des deutschen Lesepublikums; wir dürfen um so mehr, sowol was Beistimmung als was Meinungsverschiedenheit betrifft, auf dieses Urtheil zurückweisen, weil die neue Auflage, abgesehen von der Aenderung oder Berichtigung einzelner

Worte und Zahlen, soweit ich bei ziemlich eingehender Durchsicht bemerkte, der ersten gleich ist, nur sind jetzt in ganz zweckmäßiger Weise die ersten sechs Seiten der siebenten Vorlesung weggefallen. Statt in zwei Bänden erscheint das Buch jetzt in einem; der Unterschied der Seitenzahl wird durch den engern Druck erklärt; andererseits ist dem Werke eine Reihe von Anhängen beigefügt, welche in seiner frühern Gestalt ungern vermißt wurden. Zunächst ein Verzeichniß der wichtigsten Ausgaben von Goethe's Werken, seiner Briefwechsel sowie der bedeutsamsten neuern Erläuterungsschriften; sodann eine Zeittafel über Goethe's Leben und Schaffen, und schließlich ein umfassendes Register von Personen und Sachen. Die Beifügung dieses Anhangs ist als eine entschiedene Verbesserung zu betrachten. Auch in seiner neuen Gestalt wird sich das treffliche Buch zahlreiche Freunde gewinnen.

Dem Werke von Herman Grimm stellen wir zur Seite oder richtiger gegenüber die jüngst erschienene der immer zahlreicher werdenden Biographien Goethe's, diejenige von Heinrich Düntzer (Nr. 4). Der Berichterstatter hat, in frühern Jahrgängen d. Bl. der Reihe nach über die den gleichen Stoff darstellenden Werke von Schäfer und Viehoff, Goedeke und Grimm referirt, kaum zu gedenken des damit nicht zu vergleichenden, keineswegs frauenhaften Jugendlebens von Goethe, welches Johannes Scherr für die deutschen Frauen geschrieben, und der Schmähschrift des Jesuitenpaters Baumgartner. Wer so Leben und Dichten desselben großartigen Menschen von den verschiedensten Augenpunkten aus hat darstellen sehen, greift mit berechtigter Neugier nach einem neuen Lebensbilde Goethe's, zumal wenn dasselbe den Namen eines Mannes trägt, der seit einer Reihe von Jahrzehnten als so unermüdlicher Goethe-Forscher sich hervorgethan hat wie H. Düntzer.

Ohne Zweifel wird, wer über Goethe schreiben will, einer überschauenden Kenntniß der Werke des Dichters, seiner sämmtlichen Briefwechsel, der über ihn und seine Freunde geschriebenen fast unübersehbaren Bücherfülle bedürfen; je umfassender das aufgesammelte und verarbeitete Material, desto zuverlässiger nicht blos, sondern auch desto runder und künstlerisch vollendeter, sollte man meinen, wird des Dichters Lebensbild uns entgegentreten. Deshalb erscheint es natürlich, daß wir von einem Manne wie Düntzer, welcher seit einer langen Reihe von Jahren sich fast ausschließlich mit Goethe beschäftigt, ihn als Interpret seiner Dichtungen durch jedes Jahrzehnt seines unendlich reichen Lebens begleitet, jede neue Erscheinung der Goethe-Literatur mit Theilnahme und mehr als andere mit der Fähigkeit der Kritik verfolgt hat, wenn dieser Mann schließlich die Ergebnisse fleißigster eigener und fremder Einzelforschungen zusammenzufassen unternimmt, etwas ganz besonders Werthvolles zu erwarten geneigt sind. Wenigstens ist es dem Berichterstatter so ergangen.

Indessen es scheint, daß es hin und wieder nicht förderlich ist, zu viel zu wissen; denn es liegt dann die Gefahr nahe, daß über der Fülle der Einzelkenntniß der Ueberblick oder doch die Fähigkeit, die überwältigende Masse des zuströmenden Stoffs zu beherrschen und übersichtlich zusammenzustellen, Einbuße erleidet. Diesen Eindruck hat dem Berichterstatter das Buch von Düntzer gemacht, und in um so höherm Maße, da er dasselbe unwillkürlich mit der classischen Arbeit von Herman Grimm verglich. Wenn es gilt, über irgendeine Gestalt aus Goethe's Freundeskreise das Thatsächliche bis ins Einzelne sorgsam zusammenzustellen, so kann der Leser sich mit der Richtigkeit und Uebersichtlichkeit des Gebotenen befriedigt fühlen; ein Buch über Goethe aber zwingt uns unwillkürlich, auch künstlerische Anforderungen zu stellen. Eine Darstellungsweise, welche bei einem Leben der Frau von Stein allenfalls angeht, wird uns bei einer Biographie Goethe's schwerlich genügen.

Das ist aber bei dieser Arbeit Düntzer's über Goethe der Fall. Seine Kenntniß, seine Gewissenhaftigkeit, seinen Fleiß wird niemand anzweifeln, aber sein künstlerisches Vermögen ist der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Düntzer weiß zu viel, er weiß vor allem zu viel Einzelnes und Minderwichtiges über Goethe, und wenn es ginge, möchte er alles mittheilen; es erwächst aus diesem Bestreben nach möglichster Vollständigkeit in beschränktem Rahmen eine zwar treu nach der Folge der Jahre fortschreitende, aber darum nicht immer übersichtliche, durch die Zusammenstellung des Wesentlichen und Unwesentlichen, durch nicht immer klare Gedankenbildung bisweilen trotz aller Planmäßigkeit verwirrende Darstellung. Ein paar Beispiele mögen das verdeutlichen. Es heißt von Johann Kaspar Goethe:

> Erst als der Weltfriede in nächster Aussicht stand, sah er sich ernstlich nach einer seiner würdigen Hausfrau um. Seine Wahl konnte nur auf eine in voller Blüte der Gesundheit prangende Tochter eines in hoher Würde stehenden, nicht reichen bürgerlichen Hauses fallen, die ihm eine kräftige Nachkommenschaft versprach. Der älteste Schöffe und kaiserliche Rath Johann Wolfgang Textor, Enkel des berühmten gleichnamigen Juristen, der 1690 als erster Syndikus nach Frankfurt berufen worden, Sohn des Advocaten und kurpfälzischen Hofraths Christoph Heinrich, war am 10. August 1747 zum Stadt- und Gerichtsschultheißen, der höchsten reichsstädtischen Würde, erhoben worden. Da derselbe von bürgerlicher Herkunft und ohne bedeutendes Vermögen war, bewarb sich der im achtunddreißigsten Jahre stehende kaiserliche Rath um dessen älteste Tochter Katharina Elisabeth, als diese eben am 19. Februar 1748 ihr siebzehntes Lebensjahr vollendet hatte.

Abgesehen von der Fülle des in diesen paar Sätzen aufgespeicherten Stoffs von Einzelheiten, darf man an der logischen Klarheit der Darstellung füglich zweifeln. Warum, fragt man, mußte des kaiserlichen Rathes Goethe Erwählte gerade die Tochter eines in hoher Würde stehenden Hauses sein? Warum die eines nicht reichen bürgerlichen Hauses? Konnte Johann Kaspar Goethe sich nicht etwa auch um ein vermögendes bürgerliches Mädchen bewerben, wenn ihm die Töchter des Patriciats unerreichbar waren? Ein anderes Beispiel solcher Zusammenschachtelung des vielfäl-

tigen Stoffs finden wir, wo es sich um des Dichters Mutter handelt:

So trat denn das anmuthig blühende, aus seinen braunen Augen so hell in die Welt blickende, braungelockte achtzehnjährige Mädchen aus dem durch seinen großen wohlgepflegten Garten besonders heitern väterlichen Hause in das etwas dichtere ihres Gemahls, das eines Gartens entbehrte, nur oben über eine ziemlich hohe Mauer die Aussicht auf Nachbargärten genoß.

Ein anderes Beispiel:

Mitte Mai traf er am Sitze des Reichskammergerichts ein. Seine Wohnung nahm er in der dunkeln abschüssigen Gewandgasse in einem großen und geräumigen Hause, dem vierten links vom Kornmarkt, der Entengasse gegenüber; er bezog zwei Zimmer auf dem zweiten Stocke straßenwärts, wo man früher noch in einer Scheibe Goethe's Namen las. Empfohlen war er an die Großtante, Frau Geheimrath Lange, die an der Ecke der Gewands- und Schmidtgasse wohnte; sie war die jüngste Tochter des Procurators und Advocaten Dr. Lindheimer, die Schwester von Goethe's Mutter (?). Aus erster Ehe mit dem Procurator Dr. Dietz hatte sie einen Sohn, aus der zweiten mit dem Procurator und Geheimen Hofrath Lange zwei noch unverheirathete Töchter.

Abgesehen von einem Druckfehler oder sachlichen Irrthum im vorletzten Satze, darf man wol fragen: Wozu dieses Einführen gänzlich verschollener Persönlichkeiten, die auf Goethe's Lebensgang in keiner Weise Einfluß übten? Und wie soll eine so wundersame Persönlichkeit wie diejenige Goethe's in einem Buche von beschränktem Umfange zu richtiger Würdigung gelangen, wenn jede andere, die mit ihm in Berührung tritt, mit einem ganzen Stammbaum und Lebenslauf ausgestattet wird?

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Die Bismarck-Aera.

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera von Bruno Bauer. Chemnitz, Schmeitzner. 1880. Gr. 8. 8 M.

Roma locuta est! Die absolute Kritik hat gesprochen. Sie ist fast in Vergessenheit gerathen, diese Kritik, die seinerzeit in den „Charlottenburger Jahrbüchern" das große Wort führte und die constitutionellen Bewegungen in der vormärzlichen Zeit auf das schärfste beurtheilte; sie bewahrt aber noch immer das Bewußtsein ihrer Bedeutung als der letzten Entwickelung der deutschen Philosophie, der consequenten Fortsetzung der Hegel'schen! Und ihre Absolutheit besteht eben darin, daß sie die Dinge sich vor unsern Augen selbst entwickeln und kritisiren läßt, daß sie nur die Rolle des Beobachters und Zuschauers spielt oder für die Resultate dieser Entwickelung die rechte Formel sucht. Es beruht dies im Grunde auf derselben Selbsttäuschung wie die immanente Selbstbewegung des Hegel'schen Begriffs, die doch aber nur aus der Denkweise dieses Philosophen hervorgeht. So hat auch die absolute Kritik stets ihre subjectiven Voraussetzungen, und der Grundton dieser ihrer neuesten Offenbarung ist die pessimistische Stimmung, welche der Verfasser dieser jüngsten Apokalypse der jetzigen Aera gegenüber hegt.

Unter den damaligen absoluten Kritikern war Bruno Bauer jedenfalls der bedeutendste Kopf, und wenn er jetzt wieder mit größern Werken hervortritt, so kann man dies nur mit Freuden begrüßen. Die Kosten der Tagespresse werden gegenwärtig zum großen Theil mit einer Phraseologie bestritten, die aus so allgemein gültigen Courantmünzen besteht, daß ihr Gepräge durch den täglichen Gebrauch ganz verlöscht ist. Es sind gewisse Gedankengänge, die mit einer Eintönigkeit wiederkehren, daß uns bei dem ersten angeschlagenen Ton gleich die ganze Scala vor den Ohren schwirrt. Einem originellen Kopf zu begegnen, der die Dinge von einer andern Seite und zwar oft nach ihren tiefern Zusammenhängen betrachtet, ist sehr wohlthuend in dieser Zeit der Phrasen und Parteischablonen. Und ein origineller Kopf, ein Selbstdenker ist Bruno Bauer; er besitzt Scharfsinn und Tiefsinn, ein im starken Maße ausgebildetes kritisches Vermögen. Nur überschätzt er die Kritik, welche doch als solche nichts zu schaffen, zu organisiren vermag; und wenn er sich zu den Isolirten zu rechnen scheint, zu den einsamen, aber wahrhaften Größen der geschichtlichen Bewegung, so vergißt er, daß auch die von ihm verherrlichten Isolirten, wenn sie in weiten Kreisen wirkten, schöpferisch, nicht blos kritisch auftraten.

Das neue Werk dieses Autors ist eine Kritik der Bismarck-Aera; die Voraussetzung dieser Kritik ist aber, daß jene Aera jetzt ihre Glanzperiode hinter sich habe, daß sie in Verfall gerathen sei und die Bedingungen dieses Verfalls von Hause aus in sich getragen habe. Diese Kritik ist reich an geschichtlichen Parallelen, die oft so ins Detail ausgeführt sind, daß man darüber das Tertium comparationis ganz aus dem Auge verliert. Ueberhaupt wird es nicht geringe Verwunderung erregen, daß Bruno Bauer das Bismarck'sche Zeitalter mit demjenigen Friedrich Wilhelm's II. in Parallele setzt, obgleich die Unähnlichkeiten bei diesem Vergleich bei weitem mehr in die Augen fallen als die Aehnlichkeiten, und die Kanonade von Valmy doch mit der Schlacht von Sedan nicht gut in Einem Athem genannt werden kann. Bruno Bauer ist indeß weit davon entfernt, seinen Pessimismus offen zur Schau zu tragen; er gibt sich das Ansehen eines unbefangenen Kritikers, für den der Pessimismus gleichsam nur der Niederschlag eines chemischen Processes ist, der sich in seiner Retorte unter seinen Augen vollzogen hat. Ebenso wenig wie er seinen subjectiven Standpunkt eingestehen will, strebt er als Porträtmaler aufzutreten, uns ein lebendig ausgeführtes Bild des Schöpfers dieser Aera zu geben,

aus den Charaktereigenschaften desselben die Gestaltung des von ihm beherrschten Zeitalters herzuleiten; mindestens geschieht dies nicht in systematischer und consequenter Weise, sondern nur in gelegentlichen Aperçus.

Bruno Bauer stellt unsere jüngste Epoche in Parallele mit der Zeit der römischen Imperatoren, die er übrigens durchaus nicht nach den früher üblichen Maßstäben mißt, am wenigsten als Popanze hinstellt, mit denen man die Kinder schreckt, sondern von deren Bedeutung er eine hohe Meinung hat. Die erste Gestalt des Imperialismus erkennt er in dem Macedonier Alexander. Als Hauptapostel desselben für unsere neueste Zeit erscheint ihm Machiavelli, der Verfasser des „Fürsten", als sein wichtigster Nachfolger, zweihundert Jahre später, Giovanni Battista Vico. Auch spricht Bruno Bauer von einem englischen Imperialismus, obschon diese Bezeichnung kaum auf die von ihm geschilderte Reformbewegung in England paßt. Im ganzen präludirt der Autor in diesem einleitenden Kapitel mehr mit allerlei Anklängen an sein eigentliches Thema als mit einem es voll zusammenfassenden Grundaccord. Dann erst wendet er sich dem Imperialismus zu, der sich auf einem slawischen, aber germanisirten Boden erhoben hat. Darauf betritt Fürst Bismarck die Bühne; die absolute Kritik braucht immer Anlehnung, um sich zu bewähren: dazu genügt ihr jedes Zeitungsblatt; ein Bonmot hypostasirt sie zur Grundlage von wichtigen Begriffsbestimmungen. Bismarck erscheint zunächst in den Porträts von Franz Ziegler und Georg Hesekiel. Ziegler hatte ihn einen märkischen Junker genannt; doch er hatte allen Respect vor diesem Junkerthum. Bei der Feier seines siebzigsten Geburtstags hatte er den Fortschrittsmännern zugerufen: „Erfüllen Sie sich etwas mit dem wilden Muth und Selbstvertrauen des Junkerthums." Er pries als die „Haupttugenden der Preußen" die zähe, allenfalls bis zur Verachtung gehende Geduld in einem Augenblick der Nothlage und den holden Leichtsinn und das fröhliche rücksichtslose Dreinschlagen in einer günstigen Stunde. Cherbuliez läßt in der „Revue des deux Mondes" einen berliner Altliberalen den Staatsmann als eine Persönlichkeit schildern, die, „ein Stück Corpsbursche von der Hochschule, ein Stück Junker vom Lande, ein Stück Lieutenant von der Garde, dazu noch Diplomat, Autokrat und Revolutionär, alle diese Ingredienzen mit so viel Humor und Phantasie gewürzt, daß aus ihnen manchmal ein Dichter wird".

Das Buch von Hesekiel, in welchem Bismarck etwas altväterlich nur als treuer Lehnsmann geschildert wird, bietet indeß eine Fülle von Anekdoten, welche besonders den Jugendübermuth und die wechselnden Stimmungen Bismarck's, auch diejenige „gänzlicher Wurschtigkeit", in der ihm „alles nur Kaff" ist, illustriren, und die Bruno Bauer denn doch zu einer lakonischen Fassung eines Gesammtbildes des Fürsten den Stoff gibt:

> Nonchalance und Courage, Zwecklosigkeit und Berechnung, die Welt laufen lassen und Kritik, Glück und Verstand, Ruhe des Abwartens und Bereitschaft zum Eingreifen, Uebermuth und Absicht, Gleichmuth und durchdachte Intrigue sind bei ihm nur wechselnde Metamorphosen eines und desselben Gemüthszustandes.

Nun bietet sich das Bismarck-Porträt Bamberger's der Beurtheilung dar; Bismarck erscheint in der nationalliberalen Beleuchtung, und zwar als der doppelte zweiseitige Bismarck, der „seitdem der Herr und die Plage dieser Partei ward"; Bruno Bauer kritisirt das Verhältniß zwischen dieser und dem Fürsten im Anschluß an eine Aeußerung Bamberger's als eine kummervolle Ehe, die sich bis auf diesen Augenblick in dem ewigen Kreislauf von Mishandlungen und Empörungen und Versöhnungsversuchen abspinne. Wenn aber Bamberger den Imperialismus nur als Stichwort des französischen Spottes kennt, so ist er für unsern Autor der vollständigste Ernst, die eigentliche Signatur der Gegenwart, nur sei er nicht vollkommen und unbestritten stabilirt. „Wir befinden uns noch in den Anfängen des römischen Triumvirats. Die großen Machtcentren Wien, Berlin und Petersburg streiten um den Rang."

Wieder erscheint ein anderer Biograph Bismarck's auf der Bühne: Vilbort; doch gibt dieser unserm Autor nur Anlaß, das Glück des Fürsten Bismarck zu erörtern. Er rechnet es zu den Glücksfällen, daß im Jahre 1870 kurz vor Thoresschluß, ehe die preußischen Armeen Paris umschlossen, Voltaire, dem Lobredner Friedrich's II. und dem Herold des preußischen Ruhms, in der Hauptstadt Frankreichs ein Denkmal errichtet wurde. Der Excurs über Voltaire, seinen Preußencultus und seine neuesten Schicksale ist sehr geistreich; doch warum in dieser Ironie des Zufalls gerade ein Glücksfall für den Fürsten Bismarck gelegen sei, das ist doch nicht abzusehen.

Der nächste Abschnitt: „Napoleon III. als Gehülfe Bismarck's", handelt zwar meistens über bekannte Thatsachen, doch rückt er manche in ein neues Licht. Auch für die Parallele zwischen Cavour, Bismarck und Napoleon finden sich mancherlei Handhaben:

> Cavour hatte im April 1861 den Herrn von Ideville, wie dieser in seinem 1871 erschienenen „Journal d'un Diplomate" erzählt, über seine eigene und des Kaisers Napoleon Verschwörernatur unterhalten. Seine persönliche Verschwörerrolle erklärte er aus dem Zwange, daß er sich anfangs vor Oesterreich hatte verstecken müssen. Aber der Kaiser, sagte er, ist ein unverbesserlicher Verschwörer, ein Dilettant und Künstler in diesem Fache, obwol er es als absoluter Gebieter eines mächtigen Landes und Herr einer großen Armee nicht mehr nöthig und bei der friedlichen Stimmung Europas nichts zu fürchten hätte. Gleichwol immer unruhig, sinnt er zu jeder Stunde auf einen neuen Streich, verkleidet er seine Gedanken und verstellt er seine Schritte. „Ha, was gibt er für einen wunderbaren Verschwörer ab!"

Bismarck unterschied sich von Cavour sogleich durch seine Aufsehen und Erstaunen erregende Offenheit. Als er im Jahre 1862 als Gesandter in Paris sich in dem Kreise Napoleon's bewegte, hatte er einem Artikel des „Journal des Débats" zufolge, den er selbst im wesentlichen inspirirt hatte, die Absicht, die Aenderung der deut-

schen Verhältnisse unter die Auspicien Napoleon's zu stellen. Damals sprachen die deutschen Blätter viel von einer That in der deutschen Frage, von einer Verlegung des Sitzes der Action von Frankfurt nach Berlin u. s. f. Napoleon arbeitete indeß für Bismarck, welcher auch der Erbe des von Napoleon eingeleiteten deutsch-französischen Handelsvertrags wurde:

Es war ein Glück für Bismarck, daß Napoleon, während der preußische Conflict wegen der Durchführung der Militärorganisation tobte, seine geistigen und militärischen Kräfte in dem mexicanischen Abenteuer und in dem Depeschenwechsel wegen der polnischen Autonomie verzettelte, also den politischen Markt, auf dem er mit dem preußischen Minister handeln und ihn womöglich überlisten wollte, nicht mehr beherrschen konnte, — auch ein Glück, daß der Ritter des Nationalitätsprincips sich den Anträgen Englands zur Unterstützung Dänemarks in der schleswig-holsteinischen Sache entzog. Nach dem Anbruch der mexicanischen Katastrophe blieb ihm nur noch die Hoffnung auf das Chaos übrig, welches er sich von dem Bismarck'schen Unternehmen gegen Oesterreich versprach. Sein Grimm und Unwille waren daher groß, als 1865 die August-Convention von Gastein zwischen den beiden Nebenbuhlern, auf deren baldigen Krieg er rechnete, noch einmal eine Verständigung herbeizuführen schien. Der unglückliche Drouin de Lhuys, den er so wenig wie den Grafen Benedetti auf seinem gefährlichen Posten in Berlin über die geheimen Fäden seiner Politik im Laufenden erhielt, der also auch nicht wissen konnte, daß jener Friede wegen der diplomatischen Unfertigkeit Preußens, welches die Unterhandlungen mit Italien erst leise angeknüpft hatte, und wegen der militärischen Nichtbereitschaft Oesterreichs nur ein Waffenstillstand war, mußte für die Verlegenheit seines Herrn schwer büßen. Er sah sich gezwungen, die Rolle des diplomatischen Biedermannes zu spielen und in seinem Circular an die Vertreter Frankreichs ein klägliches Lamentoso über die Nichtbeachtung des Nachfolgerechts (des Augustenburgers) in Schleswig-Holstein, über die Zertheilung der „untrennbaren" Herzogthümer und die Nichtbeachtung der deutschen Interessen anzustimmen. Je näher im April und Mai 1866 die Katastrophe heranrückte, um so mehr konnte Graf von der Goltz in seinem täglichen Verkehr mit dem Kaiser erkennen, daß derselbe nur eine Furcht kannte, — die, daß es nicht zum Krieg kommen würde. Wenn Bismarck in derselben Zeit noch die Besorgniß hegte, daß Napoleon, zufolge seiner Leidenschaft für eine geheime Beschäftigung, zwischen Italien und Oesterreich hin und her handle, so brauchte er nur in seinen Unterhaltungen mit Benedetti die Bemerkung fallen zu lassen, daß er noch nicht so weit engagirt sei, um nicht durch einen Ministerwechsel einen Rückzug Preußens in Scene setzen zu dürfen, und er konnte sicher sein, daß Napoleon, damit es ja zum Kriege komme, sein geheimes Spiel nicht zu weit trieb.

In Petersburg hatte Bismarck stets einen Rückhalt gegen die Forderungen Frankreichs. Die Revision des Pariser Vertrags von 1856 verbreitete ein elektrisches Licht über die Absichten, die Rußland bei seiner Begünstigung des Bruchs zwischen den beiden deutschen Großmächten von Hause aus verfolgt hatte.

Der nächste Abschnitt lautet: „Sybel's und Bismarck's Gegnerschaft und Harmonie." Von dem französischen Imperator zu einem deutschen Professor: vor der absoluten Kritik gibt es keinen Unterschied der Person; sie heftet ihre dialektischen Spinngewebe mit gleicher Betriebsamkeit an Thron und Katheder. Persönliche Antipathien blicken freilich durch: Bruno Bauer rechnet Sybel ebenso wie Mommsen zu den neuen Byzantinern und entwirft ein abschreckendes Bild von den Schicksalen des deutschen Vereins, sowie er von Sybel sagt: die Nervosität des neuen Reichs habe er in den Eiferreden, in denen er die Entdeckungen seiner Emissare auf der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses vorgetragen, in wahrhaft classischer Weise zur Anschauung gebracht! Warum Bruno Bauer aber den Politiker Sybel zum Helden eines Kapitels macht, während ihm nachher der Historiker zu einigen Excursen Anlaß gibt, die mehrere Kapitel füllen, darüber gibt wol folgende Stelle Aufschluß:

Vor allem aber bezeichnete Sybel seinen Aufenthalt in der Hauptstadt Baierns durch eine Leistung, die für Preußen nachhaltig wirkte. Es ist dies seine in der dortigen Akademie der Wissenschaften gehaltene Rede über die neuern Darstellungen der deutschen Kaiserzeit. Diese Proclamation des nationalen Kaiserthums hatte ein außerordentliches Glück. Der Satz, daß die großen sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser mit ihren Unternehmungen nach Italien und in die romanischen Nachbarländer die nationalen Interessen beeinträchtigt hätten, schlug in die deutschen Kreise ordentlich ein. Man sah darin die Rechtfertigung derjenigen, die einen Römerzug der deutschen Fürsten zur Unterstützung Oesterreichs im Krieg mit Piemont und Frankreich verhindert hatten. Diesmal traf er, ohne eine Ahnung zu haben, mit seinem frühern erfurter Gegner, Bismarck, zusammen. Den Höhepunkt seiner Wirksamkeit erreichte er durch seine Berufung zur Professur in Bonn. Die Erweiterung seiner münchener Rede zu der Schrift „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" war ihm vorausgegangen und hatte in den deutschnationalen Kreisen wieder gezündet. Die großbürgerlichen Vertreter der constitutionellen Partei, die ihm am 17. November 1861 zu Köln ein Festmahl gaben, feierten ihn bei dieser Gelegenheit als den „hervorragendsten Vertreter der deutschen Kaiseridee und als den Mann, welcher durch die gelehrte Forschung der Partei einen Triumph der Rechtfertigung gegeben habe, wie ihn glänzender nie eine politische Partei durch die Gelehrsamkeit gewonnen habe".

Bruno Bauer polemisirt indeß gegen diese Anschauung:

Nach Sybel's Ansicht haben die Deutschen den nationalen Staat nur wie in einem flüchtigen Lichtblick in der Regierung Heinrich's I., des Städtegründers, genossen und dann wie das Paradies der Jugend mehr als acht Jahrhunderte hindurch durch die auswärtigen Abenteuer der folgenden Kaiser und durch die Hausmachtspolitik Oesterreichs verloren. Der nationale Staat ist vielmehr die Lebensstufe, welche die Völker erst in der letzten Zeit vor dem Eintritt in die cäsarische Centralisation erreichen, und die Vorbedingung ist die demokratische Auflehnung gegen die corporative Gliederung des alten Rechtsstaats. Deutschland hat diese Vorbedingung nicht selbst erzeugt, sondern durch die Revolution und Heereskraft der Franzosen importirt erhalten.

Hierauf charakterisirt er in origineller Weise die revolutionäre Partei der Regierung Friedrich Wilhelm's II. als Pendant zur neuern Aera, anknüpfend an Häusser's und Sybel's Darstellungen. Diese Periode dauerte bis zum August 1791, wo der König in Pillnitz seine contrerevolutionäre Laufbahn eröffnete. In diesem und den folgenden Abschnitten, welche geistreiche Parallelen enthalten, aber hier und dort auch manches Gesuchte, bei einer fast durchgängigen Polemik gegen die Auffassung

Sybel's, fällt besonders die Verherrlichung des französischen Nationalcharakters und seiner Herzensgüte auf und die wohlwollende Beurtheilung eines einst heftig angegriffenen Königs:

Friedrich Wilhelm hatte von seinem Vater, dem Prinzen von Preußen, Wilhelm, eine weiche, dem Gefühl der Sympathie zugängliche und empfindsame Natur geerbt. Die Erinnerung an diesen Vater, welcher sich durch Zartgefühl und liebenswürdige Menschenfreundlichkeit die allgemeine Zuneigung erworben hatte, war mit dem Gedanken an die Melancholie verbunden, die denselben in ein frühes Grab stürzte, nachdem ihn der Bruder, Friedrich II., wegen seiner Führung einer Armeeabtheilung auf dem Rückzuge von Kollin in Gegenwart von Generälen und Fürsten mit ungerechten Vorwürfen überhäuft hatte. Er selbst, den 27. September 1744 geboren, war von seinem Oheim hart und rauh behandelt worden und kam mit dem Vorsatz zum Thron, im Gegensatz gegen dessen strenges und verschlossenes Regiment eine Aera der Gütigkeit, Milde und der Förderung alles dessen, was er für recht und billig hielt, zu eröffnen.

Beschäftigt mit dem Lob der Franzosen und ihrer politischen Talente kann Bruno Bauer sich die naheliegende Parallele mit den Deutschen nicht entgehen lassen, und hier verwandeln sich seine Stoßseufzer in einen pessimistischen Herzenserguß, der fast den Eindruck einer unkritischen und unzeitigen Explosion macht:

Wir haben zahlreiche Ausführungen deutscher Zeitgenossen und Augenzeugen der französischen Schreckenszeit, die alle in dem Satz zusammentreffen, daß dem Deutschen sowol die ideale und theoretische Schwungkraft zur nachhaltigen und jahrelangen Begeisterung und Mitwirkung für eine Erneuerung seiner öffentlichen Zustände fehlt, als auch das praktische Schick, sich, sei es als Anhänger, sei es als Gegner der Neuerung, in die durch dieselbe bewirkte Nothlage zu finden und sich allenfalls eine eigene, selbständige Position zu schaffen. Dieser Satz erhält durch die Unentschlossenheit der obern Regionen und durch die Unbeholfenheit der Massen und Parteien in der jetzigen deutschen Nothlage eine schlagende Bestätigung. Das Bismarck'sche „Oeuvre" war wie das Calonne'sche Programm und die Leistung der Constituante ein Versuch, die corporative, den nationalen Bedürfnissen nicht mehr entsprechende Gliederung des Rechtsstaats zum Besten einer der allgemeinen Gerechtigkeit entsprechenden Centralisation aufzuheben. Es blieb jedoch nur ein Versuch. Während die im Mai 1789 zusammengetretenen Generalstände Frankreichs als Nationalversammlung nach dem Calonne'schen Programm, die Departements- und Localvertretungen schufen, hat es das Bismarck'sche Werk nach jahrelangen Ansätzen noch nicht einmal in Preußen zu einer zusammenhängenden Gemeinde-, Kreis- und Provinzialvertretung gebracht. Eine moderne Steuerreform, wie sie die französische Nationalvertretung neben dem Assignatenwesen ins Leben rief, ist für das neue Reich noch nicht einmal im Entwurf zu erringen gewesen. Das Bismarck'sche Werk knarrte in allen Fugen schon in den ersten Jahren des Norddeutschen Bundes, — es knarrte wieder alsbald nach der rettenden Episode des französischen Kriegs, und dem augenblicklichen unsichern Tasten der obern Regionen entspricht die Verdrießlichkeit und Gedrücktheit eines Publikums, welches sich mit dem Ausrufen seiner Tausende von Vorschlägen und Forderungen den Kopf verwirrt.

Die kritischen Motivirungen dieser Explosion finden sich nun in denjenigen Abschnitten, in denen Bruno Bauer seinem eigentlichen Thema wieder näher tritt: „Ruhm und Hunger", „Die deutsche Gewerbenoth in der Bismarck'schen Aera", „Die deutschen Musen in der Bismarck'schen Aera", „Stillstand der Geschichte in der neuen Aera" u. a. Das Gewerbe steht, nach unserm Autor, so kümmerlich und verzweifelnd da, als hätte ein auswärtiger Feind dreißig Jahre lang das Land zerstampft. Der Autor findet für das jetzige Gesammtleiden Deutschlands die Ursache in seiner Unfähigkeit, den Goldstrom, mit dem es plötzlich überflutet wurde, zu verarbeiten: er geißelt, unter Anführung von Autoritäten, die Unreellität des deutschen Gewerbes, die Vorliebe für die kleinen Schnitte, die Unfähigkeit desselben, mit den Nachbarn zu rivalisiren. Reuleaux, Julius Lessing u. a. sind seine Gewährsmänner. Selbst das schlechte Papier, das für die Standesregister benutzt wird, muß herhalten, um dem deutschen Gewerbe ein ungünstiges Zeugniß auszustellen. Den deutschen Musen ergeht es nicht besser; freilich sind es einige Ausschnitte aus dem Feuilleton der „National-Zeitung", das sich doch im wesentlichen z. B. nur mit den berliner Theatern beschäftigt, aus dem Bruno Bauer den Beweis zu liefern sucht, daß sich unser Drama nur von patriotischen Brocken nährt. Einige nur ein paarmal gegebene Stücke, wie Felix Dahn's „Deutsche Treue", werden als Beweisstücke ins Treffen geführt; einen weit wichtigern Punkt berührt die folgende Stelle:

Was neben Nenigkeiten ähnlicher Art, in denen, wie in Wolfgang Müller's „In Bann und Acht", ein braver, redseliger Pfaffenfeind nicht fehlen darf, das Theaterpublikum ergreift, packt, auch wol foltert, aber doch lebhaft beschäftigt, ist französischen Ursprungs. Die Gelübde des Juli 1870, die feierlichsten Versprechungen, dem welschen Wesen zu entsagen und echt deutsche Werke zu schaffen, waren bald vergessen. Berlin nahm zu an Häusern und Straßen und streckte sich sogar zu neuen Vierteln aus, aber es blieb weit hinter dem Leben und der innern Größe einer Weltstadt zurück. Es ward nicht einmal das Centrum Deutschlands, und den Hauptstamm seiner neuen Bevölkerung lieferten die slawischen Districte Oberschlesiens und der Provinz Posen. Das aus Ziegelsteinen hergestellte und mit Gipsstuccatur ausgeschmückte Palmyra des Nordens eignete sich in den letzten Jahren, auch mit Hülfe der gemeinsamen Noth, diesen Zuzug sehr bald an, konnte aber bei dieser Assimilation sich einer zunehmenden Slawisirung und Herabstimmung seiner Seelenkräfte, Wünsche und Vergnügungen nicht entziehen.

Das bei Sedan niedergeworfene Franzosenthum beherrscht die deutsche Bühne . . . und das mußte Bruno Bauer nicht blos an den französischen Importstücken, sondern auch an der deutschen, ihnen nacheifernden Production nachweisen. Mit der patriotischen Phrase, auch mit dem patriotischen Geist hat es keine Noth: die haben noch keinem Stück in Berlin zu Bühnenerfolgen verholfen; aber der Erfolg der französischen Dramen und Romane: wir erinnern an Zola's „Nana" . . . die Gleichgültigkeit der Deutschen gegen ihre wahren Talente: das alles macht die Aera Bismarck's zu keiner Aera der deutschen Musen, um welche sich ja auch ihr Begründer so wenig wie möglich gekümmert hat. „Inter arma silent musae", und wir befinden uns ja in einem waffenklirrenden Zeitalter. Hoch erfreulich ist es, daß der deutsche Kronprinz neulich

auf die idealen Ziele des deutschen Geistes hinwies, von denen bei den fortwährenden Bedürfnißfragen der innern, den Drohungen und Schreckschüssen der äußern Politik in den leitenden Regionen fast nie die Rede ist.

So wie Bruno Bauer von der ganzen neuen Dramatik nur zwei Stücke zu kennen scheint, so schöpft er auch seine Kenntniß der neuen Musik nur aus dem Feuilleton der berliner „National-Zeitung". Die Sternbilder, die nicht den berliner Horizont passirt haben, existiren für ihn nicht: er spricht von Brüll's „Landfrieden", von Rubinstein's „Feramors", von Friedrich Hofmann's „Armin", von Goldmark's „Königin von Saba" . . . aber von dem Componisten, welcher der neuesten Aera der Musik sein Gepräge aufgedrückt hat, welcher gleichzeitig mit der Wiedergeburt des Deutschen Reichs auch eine Wiedergeburt der Bühnenkunst anstrebte, von dem gerade an dieser Stelle die Rede sein mußte . . . von Richard Wagner spricht er nicht. Er erwähnt ihn in einem andern Kapitel; aber hier gerade mußten die Wagner-Aera und die Bismarck-Aera zugleich kritisirt werden.

Wir können das interessante Werk nicht in gleicher Weise in alle seine Kapitel verfolgen. Drei derselben: „Die Politik Bismarck's gegenüber dem Vaticanischen Concil", „Die Römerzüge der Bismarck'schen Aera" und der „Jesuitenkrieg der neuen Aera", sind der Darstellung der Bismarck'schen Kirchenpolitik gewidmet. Wenn man bei der absoluten Kritik, welche ja die Ereignisse selbst sich kritisiren und päpstliche Bullen, Reichstags- oder Zeitungsartikel, ein sehr ungleiches Gefolge, der Reihe nach an uns vorüberziehen läßt, von einer Parteinahme sprechen könnte, so würde man geneigter sein, den freigeistigen Verfasser der Synoptiker auf der Seite der ecclesia militans zu suchen, als auf derjenigen des sie bekämpfenden Staates.

Eine andere Folge von Kapiteln kehrt zur Darstellung der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's II. zurück: „Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, und Danton"; sie setzt die früher unterbrochene Kapitelserie fort. Der Zusammenhang mit dem eigentlichen Thema der vorliegenden Schrift beruht auf dem fortgesetzten Parallelismus jenes Zeitalters mit dem unserigen:

> Wir befanden uns wie bei uns zu Hause, wenn wir im Lauf der vorhergehenden Abschnitte der Interventionspolitik des Königs Friedrich Wilhelm II. in ihren stürmischen Combinationen folgten; andererseits gewannen wir in der Betrachtung der diplomatischen Waguisse dieses Königs an Kenntniß und Verständniß unserer Gegenwart. Beide Zeitalter gehören zusammen wie der erste Versuch zur vollendeten Ausführung. Die Anregungen, Funken, zuweilen auch Blitze, welche Friedrich Wilhelm seit dem Beginn seiner Regierung nach den äußersten Spitzen des Festlandes von Amsterdam und Brüssel nach Konstantinopel, von Wien und Pest bis nach Stockholm, Warschau und Petersburg verbreitete, manchmal auch schleuderte, zeichneten die Grundlinien, welche die Bismarck'sche Aera ausgefüllt hat. Der Friede von Basel, in welchem der genannte König das Schutzamt über die deutschen Fürsten und Stände im Norden des Main gewann, war die Skizze des spätern Norddeutschen Bundes. Neben den Belehrungen, welche uns die Geschichte Friedrich Wilhelm's II. bietet, läßt sie es auch nicht an Warnungen fehlen; einige ihrer trüben Partien haben sich unter uns schon wiederholt. Der Geldmangel nach der Erschöpfung des Staats durch eine große europäische Politik meldete sich in Berlin nicht nur nach den Rhein- und Weichselcampagnen, in denen der Nachfolger Friedrich's II. die Grundlage zu seiner norddeutschen Oberhoheit legte, sondern er ist auch im Berlin der Gegenwart nach den militärischen Anstrengungen heimisch geworden. Die Vertheilung der in Polen eingezogenen Staatsgüter hat in dem Preußen des Jahres 1795 dieselben verderblichen Folgen gehabt, wie die Einführung der französischen Milliarden in das heutige Deutschland. Noch neuerlich klagte Professor Mommsen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften bei der Feier des kaiserlichen Geburtstags (nach dem Bericht der „National-Zeitung" vom 20. März) über die „Symptome einer moralischen Zersetzung, welche das Gebäude unserer vaterländischen Gesellschaft bedrohen und auf die Machterfolge tiefe Schatten werfen". Wir begnügen uns in diesem und den beiden nachfolgenden Abschnitten mit der Zeichnung der Parallele, welche die Mitwirkung Frankreichs bei dem Abschluß des baseler Friedenswerks und bei der modernen Stiftung des Norddeutschen Bundes darbietet.

Einige mehr sarkastische Abschnitte, wie die „Lyrik der National-Zeitung", in welchen Lasker als politischer Ariensänger erscheint, und „Minister Hobrecht und Coccejus Nerva, Kanzler des Tiberius", in welchem Bruno Bauer seinen Witz an historischen Aehnlichkeiten übt, „Treitschke und Victor Hugo", unterbrechen die politischen Entwickelungen, wie: „Das Donaureich in der neuen Aera" und „Der Cäsarismus des Russenthums", ein Kapitel, in welchem Bruno Bauer nachweist, daß der russische Cäsarismus und Nihilismus auf demselben Princip beruhen.

Und die Summe dieser Einzelposten der absoluten Kritik? Sie ist nicht leicht zu ziehen — das Werk hat etwas Aphoristisches, auch ist es in seinem Grundstamm aus Zeitungsartikeln hervorgegangen. Ueberdies ist Bruno Bauer ein paradoxer Kopf, der sich in gewagten Parallelen und kühnen Phantasiesprüngen behagt und durch dessen anscheinende logische Nüchternheit diese immer hindurch phosphoresciren. Im Schlußkapitel: „Bismarck und das deutsche Volk", erwarten wir nun die prägnante Zusammenfassung der ganzen Darstellung; doch ein abschließendes Gesammtbild des Fürsten Bismarck erhalten wir nicht; er wird uns nur noch einmal in einem etwas melancholisch beleuchteten Stimmungsbilde vorgeführt:

> Hervorragende Männer, die den Stempel ihres eigenen Charakters der Gegenwart aufdrücken, haben nicht nur Augenblicke, wo sie nach dem populären Bild des Dichters „dem Weltgeist" näher als sonst stehen; es kommen ihnen auch Anwandlungen des Zweifels und Seelenschmerzes, wo sie in ihrem Innern Musterung halten und sich von der Ueberspanntheit ihres Willens und Unternehmens gedrückt fühlen. So klagte Fürst Bismarck an einem der varziner Abende, über die uns Dr. Moritz Busch in seinen „Tagebuchsblättern" berichtet, nachdem er eine Weile lang vor sich hingesehen, daß er von seiner politischen Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt habe. „Niemand", sagte er, „liebe ihn deshalb; er habe niemand damit glücklich gemacht, sich selbst nicht, auch andere nicht —, wohl aber viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen

und Aeltern, Brüder, Schwestern und Witwen trauerten nicht. Das habe ich indessen, fuhr er fort, mit Gott ausgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe."

Aehnlich äußerte sich Napoleon auf der Höhe seines Glücks, 1808, aber nach der Warnung der blutigen Schneefelder von Eylau dahin, daß es für Frankreich vielleicht besser gewesen wäre und ihm den Haß Europas erspart hätte, wenn er nicht geboren wäre.

Dann wird Bismarck mit den römischen Cäsaren verglichen, mit Tiberius, was die steigende Anspannung der Centralisation und die tägliche Beobachtung der wechselnden Parteistimmungen betrifft, und dann wieder mit den andern Cäsaren:

Gerichtsordnung und bürgerliches Gesetz, das allmähliche Werk der Kaiser und der römischen Rechtsschulen —, die Steuerordnung, für deren Ausgleichung mit den Bedürfnissen des Kaiserreichs die Cäsaren wiederum Jahrhunderte nöthig hatten, wollte er mit Einem Schlage umgestalten.

Weiter heißt es:

Bei solchen Vorsätzen und Planen mußte der Gebieter, der ihre Ausführung in schneller Folge vor Augen haben wollte, sich allerdings überarbeiten und aufreiben. Seine Diener und Minister fanden bei der übereilten Ausarbeitung seiner Entwürfe weder in sich selbst Genüge, noch bei dem Meister, den keine Ausführung im Vergleich mit seinem Ideal zufrieden stellen konnte, Anerkennung; sie äscherten sich ab, wurden von ihm krank befunden und traten beiseite; seine parlamentarischen Compagnien verloren bei dem Sturm der wechselnden Forderungen, mit denen er sie überraschte, die Fühlung untereinander und mit dem Herrn und brachen ermattet und verstimmt zusammen.

Am schlimmsten sei es den Liberalen ergangen; nur das Centrum stehe in diesem Lazareth von Kranken und Erschöpften noch lebensfähig da. Auch das deutsche Volk gehöre zu der kranken und leidenden Umgebung des Reichskanzlers:

Es hat alle jene Versuche, die Arbeiten von Jahrhunderten in wenige Jahre, ja Monate zusammenzufassen, an seinem Leibe ertragen müssen, und während es noch vergeblich auf eine geregelte Steuerordnung harrt, muß es noch dazu die Kosten der stürmischen Organisation nach ebenso stürmisch geschaffenen finanziellen Nothgesetzen aufbringen.

Doch die absolute Kritik hat noch ein Wort des Trostes; sie steigt von ihrer Höhe herab mit einer homiletischen Wendung und Mahnung:

Gibt es nun im Triebwerk der auf den national-liberalen Horizont berechneten Schöpfung noch deutsches Blut? Kann es sich in derselben noch behaupten? Trotz der Abschwächung, die es nach unserer Darstellung auf den Gebieten der bürgerlichen Arbeit, der Kunst, Wissenschaft und Gesetzgebung erlitten hat, kann es mit den Resten seines Selbstgefühls noch wichtige Dienste leisten, vor allem die Hast und Ueberstürzung der legislativen Arbeit mäßigen und die Centralisation eine Weile lang zu einem schonenden Vorgehen bewegen. Aber nur auf eine Weile lang, denn wenn es nur laviren und die Macht auch nur zum Laviren nöthigen kann, so kann es seiner schließlichen Aufzehrung durch eine vielleicht langsamer, aber doch sicher fortschreitende Centralisation nicht entgehen. Wenn es nicht in eigenen Productionen zeigt, daß es etwas Originales in sich hat, was ihm das Recht zur Existenz gibt, so ist es verloren. Es muß von unten an wieder anfangen, zeigen, ob es seine in mehrern Abschnitten der vorliegenden Bogen geschilderte Verdrossenheit und Neigung zur Verstimmtheit bezwingen kann. Es möge den Ruf der deutschen industriellen Arbeit wieder zu Ehren bringen —, vor allem dämpfe es seine Lust an der eigenen Verherrlichung und seine Selbstüberhebung.

So schließt der Fugengang der absoluten Kritik ab mit einer moralischen Cadenz, die etwas an die Verse erinnert:

Laßt uns besser werden,
Gleich wird's besser sein.

Wenn indeß die Abmahnung von der Selbstvergötterung sowie die Mahnung an die zahlreichen Schattenseiten in der neuesten Phase unserer nationalen Entwickelung reformatorisch wirken kann, so ist dies Verdienst der im Grunde aphoristischen, oft paradoxen, oft wahrhaft scharfsinnigen Schrift Bruno Bauer's nicht abzusprechen.

Rudolf von Gottschall.

Romane und Novellen.

1. Des Kronprinzen Regiment. Roman von Gregor Samarow. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 12 M.

Der fruchtbare Erzähler entwirft in diesem Buche seinen anhänglichen Lesern die wohlgetroffenen Porträts des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen und des Kronprinzen, des großen Friedrich. Die harten Züge des Königs werden freilich bedeutend gemildert, der derbe Soldat und Selbstherrscher erscheint beinahe als ein gemüthlicher Polterer, den seine Umgebung ungestraft an der Nase herumführen darf. Die Charakteristik des Kronprinzen geht mehr in die Tiefe, die bedeutende Gestalt wird nach allen Richtungen sorgfältig ausgemeißelt. Neben der wol zu sehr ins Detail sich verlierenden Beschreibung culturhistorischer Aeußerlichkeiten, wie z. B. der Hofetikette, der Diners, Concerte, der weitläufigen Förmlichkeiten bei Aufnahme in den Freimaurerorden u. s. w., wird des Kronprinzen Stellung zur Philosophie, Religion, zur Literatur und Politik eingehend erörtert, wobei man es als eine poetische Licenz hingehen lassen muß, daß Friedrich mit prophetischem Blick in die Zukunft sich schon als den Gründer der jetzigen Größe Deutschlands erkennt. Um so mehr enttäuscht fühlt sich der Leser bei der Entdeckung, daß die mit so vielem Aufwand an Raum und Zeit dargestellte Person des Kronprinzen nur einen sehr untergeordneten Einfluß auf die anekdotenhafte, als Schwank endende Handlung ausübt, welche dem Buche nur nothdürftig das Recht auf den Titel „Roman" verleiht.

Der bekanntlich im Heirathstiften recht gewaltthätige

König hat den Hauptmann von Wartensleben mit Fräulein Marie von Brauneck verlobt. Nun erwidert aber dieses Mädchen heimlich die Liebe eines jungen Franzosen, des Chevaliers von Monbar, der am preußischen Hofe sein Glück zu machen hofft. Der Hauptmann von Wartensleben überrascht seine Braut und Monbar bei einem zärtlichen Tête-à-Tête — sofort entspinnt sich ein Zweikampf, den jedoch das Dazwischentreten des Kronprinzen unterbricht. Der Hauptmann verzichtet edelmüthig auf seine Rechte, und Herr von Kayserling übernimmt es mit ausdrücklicher Billigung des Kronprinzen, dem gefürchteten König die Genehmigung der Heirath Monbar's mit Fräulein von Brauneck abzulisten.

Monbar tritt als gemeiner Soldat in das Regiment des Kronprinzen ein, Fräulein Marie verkleidet sich als Marketenderin, der inspicirende General von Derschau unterschreibt im Rausche den Eheconsens für beide, und der König, anfangs wüthend über diesen ihm gespielten Streich, läßt sich nicht nur besänftigen, sondern befördert den Chevalier von Monbar zum Junker und geleitet mit eigener Hand Marie von Brauneck zum Altar.

Das Liebespaar ist etwas schwankend gezeichnet; Monbar und Marie reden und handeln nicht aus ihrem bestimmten Charakter heraus, sondern je nachdem es die vom Dichter gewollte Situation erfordert. Derselbe Chevalier von Monbar, der sich ohne Bedenken herbeiläßt, den General von Derschau zu hintergehen, brüstet sich dem Kronprinzen gegenüber: „Ich halte jede Heimlichkeit und Verstellung für unwürdig eines wahren Edelmanns."

Eine Unmasse von Personen, die mit der Handlung gar nichts zu thun haben, überfüllen als bloße Statisten das Hofparket, oder dienen höchstens dazu, es dem Kronprinzen zu ermöglichen, in langathmigem Gespräch mit ihnen seine innersten Gedanken und Gefühle zu enthüllen.

2. Still und bewegt. Von Alexander Römer. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 7 M.

Der junge Kreisrichter Felix Rodenthal, ein gewöhnlicher Dutzendmensch, selbstsüchtig, doch ohne Willenskraft, sehr von sich eingenommen und doch abhängig von der Meinung seiner Bekannten — besonders von jener des sarkastischen Hauptmanns Wilkowsky —, erfreut sich der besondern Gunst der Damen. Marie, die ältere Tochter seines Chefs, des Präsidenten, würde ihm sofort Herz und Hand schenken — eine gute Carrière wäre damit verbürgt —; ihm aber schmeichelt es, das Mädchen hangen und bangen und sich zugleich von der gefeierten Bankiersgattin Alma Lanner, der tonangebenden Kokette der Gesellschaft, verwöhnen und bevorzugen zu lassen. Während er immer vertrauter mit dieser in ihrer Ehe unbefriedigten schönen Frau wird, pflegt er eifrig ein auf dem Lande angesponnenes Liebesverhältniß. Von den geselligen Freuden der Stadt ermüdet, eilt er zu der mit ihrem menschenscheuen Vater in tiefster Einsamkeit lebenden Eva Hart und schöpft im Umgang mit dem unverdorbenen edeln Naturkinde neue Lebenslust. Der alte Hart, ein gemüthskranker, aber ehrlicher Greis, theilt Felix mit, er habe sich von der Welt zurückgezogen, weil Eva's Mutter ihm die eheliche Treue brach, indem sie mit ihrem Geliebten entfloh. Jahre sind darüber hingegangen; Frau Hart ist verschollen. Der Kreisrichter läßt sich durch diese Eröffnung nicht abhalten, seinen Verkehr mit der lieblichen Eva fortzusetzen. Bald steht er mit ihr und dem herbeigerufenen Arzt Doctor Erwin am Todtenbette des alten Hart, und ohne recht zu wissen wie, folgt er einer edlern Regung und führt die schutzlose Eva als seine Frau in die Stadt. Dort schämt er sich aber des seltenen Edelsteins, den er gefunden; denn Eva will den herkömmlichen Schliff der herzlosen Gesellschaft, deren Hohlheit und Falschheit ihrem einfachen edeln Wesen Abscheu einflößt, nicht annehmen. Felix aber kann die Welt nicht entbehren; er vernachlässigt darüber Eva und verstrickt sich immer tiefer in die Netze der weltklugen, den guten Schein wahrenden, aber heimlich um so leichtfertigern Frau Alma. Als sich Eva endlich entschließt, den Gatten auf Bälle und in Soiréen zu begleiten, gefällt sie allgemein; sie wird die Königin aller Feste und stellt durch ihre Jugendanmuth und angeborene Grazie sogar Frau Alma in den Schatten, aber — zu spät; Felix kann sich von der letztern nicht mehr befreien. Auf einem Balle wagt es ein Offizier, der von ihrem Gatten so sichtlich preisgegebenen Eva beleidigende Anträge zu machen; die empörte Frau sucht Felix auf, damit er ihre Ehre räche; sie überrascht ihn aber mit Frau Alma bei einem Gespräch, das keinen Zweifel an seiner Treulosigkeit gestattet. Nunmehr begibt sie sich unter dem Schutze des Doctor Erwin, den sie hochachtet und der ihr treu ergeben ist, nach Hause; Felix eilt ihr nach; beim Anblick des Doctors flammt seine Eifersucht auf; er wirft Eva die Vergangenheit ihrer Mutter vor und meint, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Jetzt fühlt sich Eva unwiderruflich von Felix getrennt; sie verläßt sein Haus, um nie mehr dorthin zurückzukehren. Der aus Don Juan-, Manfred- und Mephisto-Motiven zusammencomponirte Hauptmann Wilkowsky, um dessentwillen Frau Hart einst zur Ehebrecherin geworden, schreibt an diese. Am Grabe des alten Hart versöhnen und vereinigen sich Mutter und Tochter. Felix sucht — wieder sind Jahre verstrichen — sich Eva zu nähern; sie weist ihn ab; nun läßt er sich scheiden und gibt ihr selbst den Rath, den Doctor Erwin zu heirathen. Sie befolgt ihn, nachdem ihre Mutter sich mit Wilkowsky, den der Krieg zum Krüppel gemacht, vermählt hat.

Es läßt sich manches an dem Gange der zuweilen trivialen Handlung und an der Gestaltung des Stoffs aussetzen; die Personen werden häufig etwas sonderbar zusammengebracht; so z. B. besuchen ganz anständige Damen ein Kaffeekränzchen bei dem ledigen Hauptmann Wilkowsky; der Krieg von 1870 spielt ohne Noth mit; die leidige Frauenemancipationsfrage verdirbt zum Schluß den guten Eindruck beträchtlich — aber diesen Einwendungen und Ausstellungen steht auch die Anerkennung großer Vorzüge gegen-

über. Besonders die weiblichen Figuren sind sehr fein, nahezu künstlerisch vollendet durchgeführt. Eine warme, kräftige Empfindung, von Süßlichkeit und Sentimentalität frei, durchweht den Stil. Ganz vortrefflich ist die Schilderung der Seelenqualen der Präsidententochter Marie, die, schon verblüht, von der jüngern Schwester verdrängt, doch noch auf Erlösung durch die Ehe hofft, bis Felix' Abfall sie in Verzweiflung stürzt, aus welcher sie unter dem Beistand der Mutter Eva's sich zu edelster Resignation erhebt.

Mit wohlthuend keuscher und doch lebhafter, überzeugender Darstellung enthüllt uns der Autor, wie zwischen Eva und Erwin die stille Freundschaft gleichgestimmter Naturen mit Nothwendigkeit zur allgewaltigen Liebe übergeht. Der Roman entsprang nicht blos, wie so mancher seiner Gattung, aus dem Kopfe seines Verfassers — ein innerer, poetischer Drang scheint ihn erzeugt zu haben, und eine freundliche Muse stand freiwillig an seiner Wiege.

3. Zwischen Tiber und Spree. Eine Erzählung aus dem Culturkampfe von Ernst Wilhelm Schultze. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1880. 8. 2 M. 80 Pf.

Der Culturkampf in 23 Kapiteln auf 282 Seiten in fünffüßigen Jamben besungen!

An Saft und Kraft fehlt es der Sprache dieses Epos nicht; die Verse stürmen häufig gleich wilden Rossen, vom Zügel des Rhythmus kaum gebändigt, dahin und fallen nur selten in den bei modernen Tragödien so gefürchteten, müden, herkömmlichen Jambentrab. Einige Stellen von zu hartem Klang, z. B. „Erschreckt an blickt sie ihn", würden sich leicht beseitigen lassen. Außer katholischen und protestantischen Priestern, einem Jesuiten als römischem Agitator, einem Landrath, welcher den Staat gegen die Kirche zu vertreten hat, u. s. w., erscheinen keine Geringern denn Kaiser Wilhelm, Bismarck, Pius IX. und Leo XIII. in dem Gedicht, dessen Handlung nachzuerzählen der gütige Leser der Kritik erlassen möge, da das Schicksal eines durch den Cultnrkampf um sein Liebesglück betrogenen Mädchens nur ein untergeordnetes Interesse in dem Streite der verschiedenen religiösen und politischen Meinungen beanspruchen kann. Der Verfasser läßt seine Personen genau im Geiste ihres individuellen und ihres Parteistandpunktes sprechen, und er befleißigt sich, obgleich entschieden auf Seiten des Protestantismus stehend, der möglichsten Objectivität. Trotz dieses anerkennungswerthen Strebens nach Gerechtigkeit und der Wärme, womit er zum Frieden mahnt, trotz des unleugbaren Talents, die starren dogmatischen Gegensätze in lebendigen, selbständigen Individuen zu verkörpern, bringt es seine patriotische Dichtung nicht zu einem rein künstlerischen Eindruck. Sie befreit nicht von der Wirklichkeit, hebt nicht darüber hinaus, sie stößt vielmehr den Leser in den lärmenden Kampf des Tags hinein. Der allzu nahe liegende Stoff widerstrebt seiner Natur nach, sich aus der schweren Rüstung der theologischen Zänkerei und polemischer Beweisführung losschälen und in das lichte, anmuthige Gewand der Poesie hüllen zu lassen. Durch den unversöhnlichen Widerspruch zwischen Inhalt und Form macht sich manchmal eine unbeabsichtigte Komik geltend, welche der hohe sittliche Ernst der an markig schönen und gedankenvollen Partien durchaus nicht armen Dichtung nicht immer zurückzudrängen vermag.

Die Eigenart des Gedichts, das hier den Culturkampf in die schöne Literatur einführt, mögen einige auf gut Glück herausgenommene Proben kennzeichnen. Ein jovialer katholischer Pfarrherr äußert:

Die Liebe pflanzt das Gute, nicht der Zorn —

und weiterhin sagt er:

Und wo der Ernst mich nicht zum Ziele führt,
Verschmäh' ich nicht den Scherz als Bundsgenossen.
Ja, manchmal greif' ich selbst zur Violine,
Im ehrbarlichen Kreis ein Tänzchen spielend,
Und zähm' so rohe Lust durch edle Freude.

Ein protestantischer Geistlicher, der, für den Katholicismus begeistert, zum Apostaten an seiner Kirche wird, sagt:

Wenn je ein Protestant, so brannt' ich gegen
Den „Erbfeind" Papst. Laut hob ich an zu jauchzen,
Als wider ihn der Goliath an der Spree
Den Speer erhob, und wartete der Stunde,
Wo offen er die Protestantenkirche
Als seine Bundsgefährtin rufen würde.
Allein als wär' sie gar nicht auf der Welt,
Focht er auf eigne Hand sein Sträußchen aus.
Ja, alle Schläge auf Sanct Peter's Haupt
Zermalmten jene nur! Zerfleischt, geknebelt
Liegt sie jetzt da und darf vor Grimm nicht schrein.
Da wurde ich an ihrer Sendung irre.

Kaiser Wilhelm sagt:

Hoch steh' ich über der Parteien Streit,
Auf meinem Schild den Spruch: suum cuique —
Dem Kaiser was des Kaisers, Gott was Gottes! —

Und ebendaselbst:

Recht werden soll auch meinen Unterthanen,
Die nach des Papstes Weise Gott verehren,
Und jeden, der zum Kampfe wider sie
Mich reizen will, weis' ich bestimmt zurück!

Bismarck spricht:

Seh' ich einen,
Dem Vaterland und Glaube gleichviel werth?
Ein seltner Anblick wol in dieser Zeit,
Die für das eine meist verblendet, wo
Sie für das andere entflammt.

Selbstverständlich kann ein Gedicht, das den unausgetragenen uralten Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum behandelt, nur mit dem frommen Wunsche nach baldigem Frieden schließen. Der bekehrte Eiferer für Rom wendet sich an seinen Bruder, den Vertreter des Staats, mit den Worten:

Laß uns die Hände ineinander schlagen:
Mit Gott für Kaiser und für Vaterland —
Dem Glauben Treu' — dem Wahne Widerstand —
Im Aug' den Frieden, daß in Liebe wieder
Sich bald begegnen die entzweiten Brüder —
Du, noch mit Trauern auf Vergangnes schauend,
Ich, freud'gern Blickes, auf die Zukunft bauend!

4. Die Pflegetochter Salomon's von Marthe Lachèse. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. Freiburg i. Br., Herder. 1880. 8. 3 M.

Der in der Provinz lebende Maler Barthelmy Salomon, ebenso vortrefflich als Mensch wie unbedeutend als Künstler, nimmt die elfjährige Christine, die Tochter seines verstorbenen Jugendfreundes, des Grafen de Kemper, an Kindesstatt an. Die böse Schwägerin und Haushälterin Salomon's, Frau Rosa Lebrun, quält die arme aristokratische Waise auf alle mögliche Art; doch erwirbt sich Christine in einer Gönnerin des Malers, nämlich in Alice, der Frau des reichen Herrn de Montferrier, eine theilnehmende Freundin, mit deren Hülfe sie sich zur genialen Malerin ausbildet, sodaß sie im Stande ist, durch einen edeln Betrug ihren Pflegevater für seine ihr gebrachten Opfer zu belohnen. Der Maler sandte seit Jahren seine mittelmäßigen Bilder zur Ausstellung nach Paris, ohne jemals die geringste Beachtung zu finden. Nun schickt Christine ein Gemälde ihrer eigenen Hand unter dem Namen Salomon's ein, und Alice behält dessen, den gleichen Gegenstand behandelnde Arbeit zurück. Der bisher obscure Maler erhält eine Preismedaille und wird berühmt. Christine wiederholt die gelungene Täuschung; Salomon erhält den Orden der Ehrenlegion und ist der glücklichste Mensch unter der Sonne, da auch Frau Rosa's Laune infolge der reichlich einlaufenden Honorare für die verkauften Bilder sich täglich bessert.

Bis hierher erzählt die Verfasserin mit liebenswürdiger Einfachheit; den allerdings zu gedehnten Vortrag belebt ein leichter gefälliger Humor. Weniger glücklich ist sie in der Erfindung der Hindernisse, welche sich der Heirath Christinens mit dem jungen Lord Clayton entgegenstellen. Ein rascherer Schluß würde der Erzählung sehr zu statten kommen.

5. Major Franz. Roman von Frau Bosboom-Toussaint. Deutsch von Stephan Born. Leipzig, Schulze u. Comp. 1880. 8. 3 M.

Eine Millionärin, die sich mit allen andern Verwandten überworfen hat, hinterläßt ihrem armen Großneffen Leopold von Zonshofen ihr ganzes Vermögen, unter der Bedingung, daß er ihre Großnichte Frances heirathe. Leider wuchs diese junge Dame von jeder, selbst der einfachsten Cultur unbeleckt, in sehr unerquicklichen, auch finanziell höchst verlotterten Verhältnissen im Hause ihres Großpapas, des Generals von Zwenken, auf. Dieser Greis, ein erbärmlicher Schwächling, ein Spieler, Heuchler, Verschwender und entnervter Genußmensch, besitzt gar keinen Einfluß auf die von Natur edel angelegte Frances, die sich wie ein wilder Junge ungebunden geberdet und so soldatisch derb auftritt, daß die gute Gesellschaft sich von ihr wendet und ihr den Spottnamen Major Franz beilegt. Die schrecklichsten Gerüchte laufen über das Mannfräulein umher, Major Franz gilt sogar für moralisch leichtfertig. Frances, weit besser als ihr Ruf, wird nun in gerechter Entrüstung und im Schmerz unglücklicher Liebe — sie hat ihre erste heiße Neigung an einen bereits verheiratheten Mann, Lord Williams, verschwendet — förmlich menschenscheu. Leopold von Zonshofen muß daher mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen, um diese Widerspenstige zu zähmen. Die Verfasserin des Romans behauptet wiederholt, daß ihm das Erziehungsexperiment gelungen sei; der Leser aber merkt wenig davon, da Frances, auch als sie endlich die Liebe Leopold's erwidert, keineswegs sich ihm demüthig unterordnet, vielmehr ihn zum Sklaven macht. Dieser psychologische, sehr oberflächlich skizzirte Wandlungsproceß im Charakter des Major Franz erweckt immerhin einige Theilnahme; die daran angeknüpfte Nebenhandlung aber vermag dies gar nicht. Ein von dem General verstoßener Sohn — dem der gewissenlose Vater die von ihm selbst begangenen Betrügereien aufbürdet — kommt von Amerika als Kunstreiter zurück und sucht, obwol ihm Frances dies streng verbietet, eine Begegnung mit dem kranken General. Dieser stirbt aus Aufregung über den Anblick des Sohnes. Frances erfährt jetzt, daß Leopold der Erbe der Millionen der Großtante ist; sie weist seinen Heirathsantrag entschieden ab und will sich, dem Beispiel des Vetters folgend, ihr Brot als Kunstreiterin verdienen. Frances im Circus! Gewiß ein wenig befriedigendes Ergebniß der Mühen Leopold's, den Major Franz in eine sanfte normale Jungfrau umzumodeln! Zwar bereut Frances noch rechtzeitig ihre Strenge gegen Leopold und wird sein Weib. Aber das Motiv, das ihren falschen Stolz beugt, ist ein schiefes und falsches. Lord Williams hinterläßt ihr nämlich testamentarisch 5000 Pfund Jahresrente; sie nimmt die Erbschaft an, um nicht mit leeren Händen die Gattin des Millionärs Leopold zu werden — und Leopold selbst räth ihr sogar dazu! Die beiden sind einander werth!

Eine dem Buche vorangedruckte Notiz: „Zur gefälligen Beachtung", kündigt dasselbe als einen Roman an, der muthmaßlich Legionen von Leser befriedigen und dem Namen der Dichterin einen europäischen Ruf erwerben wird. Vielleicht verwirklicht sich diese Prophezeiung — auch über dem Schicksal der Bücher waltet manchmal die blinde Göttin des Glücks; doch muß es selbst der unmaßgeblichsten Kritik gestattet sein, mindestens die kühne Schlußbehauptung der nicht allzu schüchternen geschäftlichen Reclame: „daß man dies Buch zu den seltenen jener Gattung zählen darf, die bleibenden Werth besitzen", zu bezweifeln.

Friedrich Karl Schubert.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die umfassende populär-wissenschaftliche Bibliothek des J. J. Weber'schen Verlags, die Bibliothek der Katechismen, ist um einen „Katechismus der Kunstgeschichte" von Bruno Bucher vermehrt worden. Es ist in diesem Werke, das eine gedrängte Uebersicht des Gegenstandes bietet, von der Formulirung von Fragen abgesehen; aber deren Stellen sind durch Schlagworte ausgefüllt worden, und überdies ist ein sehr reiches Anschauungsmaterial geboten. Das Werk enthält 273 in den Text gedruckte Abbildungen. Es schließt sich gleichberechtigt den andern Katechismen an, welche in allgemein verständlichen Umrissen die Grundzüge der geschichtlichen Entwickelung eines Zweigs der menschlichen Cultur bieten.

— Es liegt uns eine Zahl Hefte der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren" vor, herausgegeben von Paul Haffner (Frankfurt a. M., Foesser). Das „zeitgemäß" ist cum grano salis zu verstehen: es sind Broschüren, die vom strengkatholischen Standpunkt aus gegen den Zeitgeist eifern; wir führen einige Titel derselben an: „Thomas von Aquin und die europäische Civilisation" von F. Hettinger, „Die Schul- und Kinderfeste im Mittelalter" von Franz Falk, „Der Darwinismus, eine geistige Epidemie" von Freiherrn von Hertling. Von besonderm Interesse aber sind die Excurse auf das Gebiet der Bühne und der Dichtung, die von dieser Operationsbasis aus unternommen werden. Paul Haffner schreibt über „Goethe's Faust als Wahrzeichen moderner Cultur", als das Zeichen, in dem die Geister sich finden und scheiden. „In Goethe's Faust", sagt Haffner, „findet das Ringen und Streben wie das Klagen und Zweifeln des modernen Geistes seinen tiefergreifenden Ausdruck. In ihm ist mit unverwüstlicher Schrift die Tragödie des Menschenlebens niedergeschrieben, jenes Lebens nämlich, welches, von der Bahn der göttlichen Wahrheit abgedrängt, in ruhelosem Streben ins Unbegrenzte sich verliert." Von diesem Standpunkte aus wird dann die ganze Dichtung einer für vieles oft sehr anerkennenden Kritik unterzogen. Zu diesen anerkannten Scenen gehört indeß nicht die Schlußscene, in welcher der Dichter doch sich sogar die Mystik der katholischen Kirche aneignet: Haffner sieht in derselben mehr eine launig-fromme Komödie als eine ernste Darstellung des Geheimnisses der himmlischen Barmherzigkeit. Weit energischer als Haffner fährt Philipp Wasserburg in seinem Aufsatz „Freimaurerei und Bühne" über unsere Classiker her. „Es ist eine wahrhaft infernale Wuth, womit die dramatische Literatur gegen die Confessionalität zu Felde zieht." Da werden Beispiele angeführt: Schiller fast von Anfang bis zu Ende; der Pater in den „Räubern", der Kapuziner in „Wallenstein's Lager", der Großinquisitor in „Don Carlos", denen Anschauungen einer angeblich katholischen Politik in den Mund gelegt werden, die alles an Scheußlichkeit übertreffen, ebenso Mortimer, von dem dasselbe gilt, bilden das Hauptsündenregister. „Von Goethe führen wir Faust an mit seiner Masse von Blasphemien", heißt es dann weiter. Lessing wird noch besonders „katechisirt". Der Refrain ist, daß die Bühne im Dienste der Freimaurerei steht, was zuletzt noch handgreiflich durch die „Zauberflöte" erläutert wird. Ein drittes Heft: „Ueber Roman und Romanlektüre" von Heinrich Bone, ist nicht ganz von so einseitigem Standpunkte aus geschrieben. Jedenfalls ist treffend, was er über die bequeme lässige Form des Romans sagt: „Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gestellt; dasselbe gilt von der Kunst." „So tief sind wir allerdings vielfach gesunken, daß man sich fürchtet vor der Lektüre von Versen." Für das Bedenkliche und Verwerfliche der Romanliteratur und Romanlektüre findet der Verfasser sieben Anklagepunkte: daß der Roman über die Form der Wahrheit im Unwahren schweift; ferner sein übertriebenes Zergliedern und Detailliren, Reflectiren über sich selbst, Haschen nach Effect und Spannung, was echter Poesie fremd ist; daß er das Uebel der Lesesucht nährt und den reinen ästhetischen Geschmack verdirbt.

Bibliographie.

Auch eine Frauenpflicht. Von einer deutschen Frau. Zürich, Trüb. 12. 35 Pf.

Bewer, M., Danton. Trauerspiel. Hamburg, Kriebel. Gr. 8. 3 M.

Binde, R., Das Soll und Haben der Menschheit. Kritische Einleitung in die Philosophie der Geschichte. Erste erweiterte Abtheilung einer von der philosophischen Facultät zu Göttingen belobigten Preisbewerbungsschrift. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 M.

Belletristische Blätter von Sacher-Masoch. 1ster Jahrgang. April 1880 bis März 1881. 52 Nrn. Budapest, Expedition. Gr. 4. Vierteljährlich 3 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Hasfner. 1ster Bd. 8tes Heft: Die Schul- und Kinderfeste im Mittelalter von F. Falk. Frankfurt a. M., Foesser. Gr. 8. 40 Pf.

Dittmer, H., Pädagogische Studien für Eltern, Lehrer und Erzieher. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Erhaltung der deutschen Freihäfen, ein nationales Bedürfniss. I—III. Hamburg, Meissner u. Behre. 8. à 30 Pf.

Erinnerung an den Rhein in Poesie, Sagen und Geschichte. Illustrirt von F. Foltz. Ausgabe A. Leipzig, Lesimple. 8. 1 M. 60 Pf.; Ausgabe B 2 M.

Erler, J., Des Prinzen Meister-Schuss. Ein Märlein, wie man es in 100 Jahren erzählen wird. Linz, Fink. 4. 1 M. 20 Pf.

Die Fortschritte auf dem Gebiete der Geologie. Nr. 4. 1878—79. Leipzig, Mayer. 8. 3 M. 60 Pf.

Die Freiheit der Elbschifffahrt. Geschichtliche Erläuterungen der staatsrechtlichen Sachlage. Hamburg, Meissner u. Behre. 8. 30 Pf.

Gervais, E., Die Brüder. Schauspiel. Leipzig, Webel. 8. 1 M. 50 Pf.
— — Galileo Galilei. Trauerspiel. Leipzig, Webel. 8. 1 M. 50 Pf.
— — Der Nuntius kommt. Lustspiel. Leipzig, Webel. 8. 1 M.
— — Ein Regenschirm als Eheprokurator. Lustspiel. Leipzig, Webel. 8. 50 Pf.

Gloßner, Der moderne Idealismus nach seinen metaphysischen und erkenntnißtheoretischen Beziehungen, sowie sein Verhältniß zum Materialismus mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Phase desselben. Münster, Theissing. Gr. 8. 2 M.

Klein, C., Zur Erinnerung an Karl von Seebach. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 60 Pf.

Lederstegen, Aus der Jugendzeit. Berlin, Mahlo. 16. 3 M.

Lersch, B. M., Die harmonischen Verhältnisse in den Bahn-Elementen des Plaueten-Systems. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Michael, C., Vernünftige Gedanken einer Hausmutter. Prosa und Poesie. Leipzig, Keil. 8. 3 M.

Miris, v., Ein wichtiger literarischer Fund. München, Braun u. Schneider. 12. 30 Pf.

Müller, M. W. G. (W. G. Gotthardi), Gedichte. Merseburg, Stollberg. 12. 1 M.

Muth, F. A., Wald-Blumen. Dichtungen. 2te reich verm. Aufl. Frankfurt a. M., Foesser. Gr. 16. 3 M.

Nottebohm, G., Ein Skizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre 1803. In Anszügen dargestellt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. 4 M.

Peters, K. F., Die Entwickelung geologischer Anschauungen im Volke. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 40 Pf.

Polko, Elise, Ein Familien-Ideal. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 5 M.

Peter Pott der Extra-Zug-Fahrer. Lustspiel von Carl am Berge. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 12. 30 Pf.

Rieger, M., Klinger in der Sturm- und Drangperiode dargestellt. Mit vielen Briefen. Darmstadt, Bergstraesser. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

Rost, L., Zur Berufsthätigkeit der Juden. Gegen den Vorwurf ihrer Arbeitsscheu. Alzey, Weiss. 8. 50 Pf.

Rudorff, E., Ueber das Verhältniß des modernen Lebens zur Natur. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 30 Pf.

Salinger, E., Eine Wahlverwandtschaft. Novelle in Briefen. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 3 M.

Stille, G., Der Neo-Malthusianismus, das Heilmittel des Pauperismus. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Warneck, F. S., Ehret die Frauen. Beiträge zum modernen Culturleben der Frauenwelt. Mitau, Behre. 8. 3 M.

Winter, F. G., Goethe's deutsche Gesinnung. Ein Beitrag zur Geschichte seiner Entwickelung. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Zedtwitz-Liebenstein, Graf C., Humoristisch-satyrische Gedichte und triste Lieder. Prag, Dominicus. 16. 2 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Verlag von Carl Conradi in Stuttgart.

In sechster neubearbeiteter und stark vermehrter Auflage erscheint vom Monat September 1880 ab

in 12 monatlichen Lieferungen von 5—6 Bogen gr. 8. à 1 Mark

Prof. Dr. Johannes Scherr's

Allgemeine Geschichte der Literatur.

Ein Handbuch in 2 Bänden,

umfassend die nationalliterarische Entwickelung sämmtlicher Völker des Erdkreises.

Bündigste und anschaulichste Geschichte der Entwickelung des Menschengeistes, eigentlich eine Philosophie der Literaturgeschichte, geistvoll vergleichend, voll großartiger Aperçus und Fingerzeige. Nahezu 3000 Schriftsteller finden mehr oder weniger ausführlich darin Erwähnung.

Ein Absatz von 30,000 Exemplaren in fünf Auflagen enthebt die Verlagshandlung jeder weitern Anpreisung.

Die erste Lieferung ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Oesterreich

seit der Katastrophe Hohenwart-Beust.

Von

Walter Rogge.

Zwei Bände. 8. Geh. 16 Mark.

Diese lebendige, zeitgenössische Darstellung der neuesten Geschichte Oesterreichs, vom Sturz des Ministeriums Hohenwart bis zum Rücktritt des Grafen Andrássy, wird sicher mit gleich großem Beifall aufgenommen werden wie des Verfassers in demselben Verlage erschienenes Werk „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart" (3 Bde., Preis 22 Mark), an welches sich das vorliegende unmittelbar anschließt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die primitive Cultur des Turko-tatarischen Volkes.

Auf Grund sprachlicher Forschungen erörtert

von

HERMANN VÁMBÉRY.

8. Geh. 6 M.

Der als Autorität auf dem Gebiete der Turko-tatarischen Sprachen anerkannte Verfasser stellt in diesem Werke die Resultate zusammen, welche sich aus seinen etymologischen Forschungen für die Culturgeschichte des Turko-tatarischen Volkes ergeben. Dieselben sind so vielseitiger, zum Theil so überraschender Art, dass auch grössern Leserkreisen das Buch eine sehr interessante Lektüre bietet.

Früher erschien in demselben Verlage:

Vámbéry, Hermann. Etymologisches Wörterbuch der Turko-tatarischen Sprachen. Ein Versuch zur Darstellung des Familienverhältnisses des Turko-tatarischen Wortschatzes. 8. Geh. 8 M.

Im Verlage von **Friedrich Wreden** in **Braunschweig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kritische Streifzüge.

Lose Studienblätter über das moderne Theater

von

Eugen Zierke,

Dr. phil.

Groß 8. Preis geheftet 9 M.

Die obige Sammlung von Studien verfolgt einen doppelten Zweck. Leicht verständlich und in klarer Darstellung gehalten, sollen die einzelnen Aufsätze dem Theaterfreunde, der sich vor dem Besuche eines Schauspiels über das zu erwartende Stück einen Ueberblick zu verschaffen wünscht, eine ästhetische Unterlage zur Bildung des eigenen Kunsturtheils bieten. Zugleich aber sollen sie auch diejenigen Leser, welche Interesse an dem geistigen Leben der Gegenwart nehmen, zur Kritik anleiten und ihre Urtheilsfähigkeit läutern und befestigen helfen, indem sie dieselben mit den Hauptregeln der Dramaturgie in praktischer Anwendung auf concrete Fälle bekannt machen. Für alle Gebildeten dürfte diese Novität daher auf dem Gebiete der neuern dramaturgischen Literatur und Kunst ein willkommener Führer sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der alte Heim.

Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's.

Nach hinterlassenen Briefen und Tagebüchern dargestellt

von

Georg Wilhelm Keßler.

Dritte Auflage.

Mit Heim's Bildniß. Zwei Theile. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Der „alte Heim" ist durch seine seltenen Eigenschaften als Arzt und als Mensch, seine geniale Natur und seinen kindlich frommen Sinn zu einer durchaus volksthümlichen Charaktergestalt geworden. Seine Biographie, größtentheils mit Heim's eigenen Worten erzählt, gehört deshalb zu den Lieblingsbüchern der Nation und wird auch in der dritten Auflage, deren Preis sehr niedrig gestellt ist, wieder zahlreiche neue Freunde finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Grundlehren des Christenthums

aus dem Bewußtsein des Glaubens im Zusammenhange dargestellt

von

Dr. Daniel Schenkel.

8. Geh. 9 M.

Der berühmte Verfasser wendet sich mit diesem neuen Werke an keine besondere theologische oder kirchliche Partei, sondern an weitere Kreise des christlichen Volks überhaupt, welche das Bedürfniß fühlen, vermittels eines auf freier Forschung beruhenden Lehrganzen sich von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen. Schulausdrücke sind deshalb möglichst vermieden, doch wird das Werk wegen seiner Uebersichtlichkeit auch Geistlichen und Studirenden der Theologie als orientirender wissenschaftlicher Leitfaden dienen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 23. September 1880.

Inhalt: Nationalökonomische und socialpolitische Literatur. Von H. von Scheel. — Zur Goethe- und Schiller-Literatur. Von Wilhelm Buchner. (Beschluß.) — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Gedichte. Von Rudolf Kulemann. — Feuilleton. (Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Nationalökonomische und socialpolitische Literatur.

1. Natur und Ursachen des Volkswohlstandes. Von Adam Smith. Neu übersetzt von Wilhelm Löwenthal. Berlin, Staude. 1878—80. Gr. 8. 8 M.
2. Die Grundbegriffe der nationalökonomischen Güterlehre. Von Karl Thomas. In zweiter, durch eine Abhandlung des Verfassers über Geld und Kapital vermehrter Auflage von Tuiskon Ziller. Leipzig, A. Krüger. 1879. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.
3. Volkswirthschaftliche und socialphilosophische Essays von W. Neurath. Wien, Faesy u. Frick. 1880. Gr. 8. 8 M.
4. Wichtige Tagesfragen. Vorträge über Parteistandpunkte und Parteibestrebungen auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik. Von Karl Birnbaum. Berlin, Th. Hofmann. 1880. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.
5. Menschliches Elend. Von E. Reich. Löbau i. Westpr., Skrzeczek. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Sociale Uebelstände zweier Confessionen. Ein psychologisch-religiöses Zeitbild von J. J. Hoppe. Leipzig, Schlicke. 1879. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.
7. Die Arbeiterfrage. Ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Von F. A. Lange. Vierte Auflage. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. 1880. 8. 4 M.
8. Die Ursachen der Entstehung und Weiterentwickelung der Socialdemokratie, ihre Analyse und die Mittel zur Besserung der socialen Lage von einem praktischen Bürger. Berlin, F. Luckhardt. 1880. Gr. 8. 5 M.
9. Zur Lösung der socialen Frage durch die Frau. Von einer deutschen Frau. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1878. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
10. Die wirthschaftlich-socialen Aufgaben unserer Zeit auf industriellem und landwirthschaftlichem Gebiete. Von Gamp. Berlin, Heymann. 1880. Gr. 8. 7 M.
11. Del Credito Popolare nelle odierne Associazione cooperative, Ricerche e Studie di Alessandro Rossi. Florenz. 1880.
12. Jahrbuch für Volks- und Staatswirthschaft aller Länder der Erde. Von J. Minoprio. Erster Jahrgang. Berlin, G. Reimer. 1880. 4. 10 M.

Der alte Adam Smith, dessen Buch über „Natur und Ursachen des Volkswohlstandes“ (Nr. 1) längst das hundertjährige Jubiläum seines Erscheinens erlebt hat, findet immer noch so zahlreiche Liebhaber, daß sich eine neue Uebersetzung neben den vielen schon vorhandenen zu lohnen scheint. Es gibt auch in der That kaum ein anderes Buch, das dem Anfänger im Studium der Volkswirthschaftslehre so zu empfehlen wäre wie dieses, und zwar einerseits wegen der gemeinverständlichen, behäbigen und doch anregenden Schreibweise, andererseits weil der Leser in eine große Reihe nationalökonomischer Grundfragen zwar angenehm, aber nie so weit eingeführt wird, daß sich ihm ein fertiges und einseitiges Urtheil darbietet. Adam Smith's Buch mit seinem Mangel an systematischer Durcharbeitung und seiner Fülle von gesundem Menschenverstand, der Widersprüche nicht ausschließt, ist eine Art von nationalökonomischer Bibel, die zu lesen jedenfalls nützlich ist und auf die sich alle Parteien berufen können und berufen. Löwenthal's Uebersetzung ist glatt und genau; die erläuternden Anmerkungen sind sachgemäß bis auf eine, wo sich der Uebersetzer durch seine Sympathie für den Handelsstand hat verführen lassen, zu Gunsten desselben den Bemerkungen von Smith die Spitze abzubrechen. Er hätte auch hier den Leser ruhig den Einwirkungen des Autors überlassen dürfen.

Die Schrift „Die Grundbegriffe der nationalökonomischen Güterlehre“ von Karl Thomas (Nr. 2) erwähnt schon Bruno Hildebrand in seiner leider unvollendet gebliebenen „Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft“ (Frankfurt a. M. 1848) als „eine sehr scharfsinnige, welche die Untersuchungen über Werth und Preis innerhalb der Smith'schen Schule mit Glück weitergeführt“ habe, und es ist vom Herausgeber entschieden verdienstlich, diese vor vierzig Jahren erschienene, dauernd werthvolle Schrift der Vergessenheit entzogen zu haben. Sie ist allerdings keine Lektüre für das größere Publikum; den Fachgelehrten aber,

die sich mit den nationalökonomischen Grundbegriffen zu beschäftigen haben, werden diese kritischen und streng systematischen Studien um so mehr zu empfehlen sein, als man jetzt über allem historischen und realistischen Forschen und der Beschäftigung mit Tagesfragen auf nationalökonomischem Gebiete allzu wenig Neigung wahrnimmt, an der noch so unvollkommenen Entwickelung des Lehrgebäudes selbst weiter zu arbeiten.

W. Neurath trägt mit seinen etwas allzu umfangreichen, aber vielerorts anregend geschriebenen „Volkswirthschaftlichen und socialphilosophischen Essays" (Nr. 3) zu dieser Fortentwickelung auch nichts bei, sucht jedoch in bemerkens- und anerkennenswerther Weise einige viel erörterte Einzelfragen wissenschaftlich tief zu erfassen und in ihrem Charakter als socialphilosophische Probleme darzustellen. Die hier gesammelten Aufsätze behandeln folgende Themata: Idealismus der Arbeit; Die sociale Frage; Darwinismus und Socialökonomie; Schutzzoll und Freihandel; Die Function des Geldes.

Karl Birnbaum verfolgt mit seinen 24 Vorträgen (Nr. 4) auf bestimmter umgrenztem Gebiete denselben Zweck, indem er über die verschiedenen socialpolitischen Parteistandpunkte und die ihnen zu Grunde liegenden Hauptfragen, insbesondere die Arbeiterfrage, nicht sowol Neues beibringen als eine objective Orientirung über sie herbeiführen will. Seine Schrift reproducirt eine Reihe von Vorlesungen, welche er vor und für Studenten an der leipziger Universität gehalten hat.

Die Schriften von E. Reich und J. J. Hoppe (Nr. 5 und 6), von denen sich der erste als „legaler Director", der andere als Mitglied der königlichen Leopoldinisch-Carolinischen Akademie bezeichnet, beanspruchen durch ihre Titel Plätze in der socialwissenschaftlichen Literatur, gehören aber ihrem Inhalt nach in die Reihe jener wohlmeinenden Herzensergießungen von Menschenfreunden, die ihre Klagen über den Jammer der Welt im allgemeinen und einige ihnen besonders nahegehende Uebelstände aussprechen zu müssen glauben.

Herrn Reich sind die organisirten, auf Gegenseitigkeit beruhenden Schlachtfeste uniformirter Zweifüßler, die man Krieg zu nennen pflegt, vorzugsweise unsympathisch, und er läßt sich, mit besonderer Berücksichtigung der Genfer Convention, die der aufgestachelten Mordlust einigen Zügel anlegen soll, in einem Briefwechsel mit seinem verstorbenen Freunde Schauenburg darüber aus, in dem er unter anderm auch gegen das heutige Militärmedicinalwesen heftig zu Felde zieht, im ganzen aber zu keinem Ergebniß und Abschluß kommt, wie der folgende, für die ganze Schrift recht bezeichnende Schlußpassus der Briefe zeigt:

Morgen gedenke ich wieder eine Reise nach Skandinavien anzutreten. Ich will, über die verschiedenen Sunde segelnd, an Genf und unsere Briefe denken, und erwägen, ob es nicht möglich wäre, einen Vulkan zu entdecken, in dessen Krater all die großen und kleinen Eseleien, welche der Verwirklichung der Ideen von Genf als Hemmnisse in den Weg sich legen, zweckmäßig zu werfen wären.

Einige Bemerkungen gegen Trunksucht und über Vermehrung der Menschen schließen sich jenen Briefen über Krieg und Humanität an.

J. J. Hoppe findet sociale Uebelstände in dem Mangel an gegenseitiger Hülfsbereitschaft, den er ebenso wunderbarer- als unbewiesenerweise bei den Katholiken stärker findet als bei den Protestanten, in der beleidigenden Ueberwachung des Glaubens im gegenseitigen Verkehr — die Nothwendigkeit eines Zwanges zur Rücksicht auf die Nachbarn für Aufrechthaltung von Moral und Religion scheint er zu verkennen — und in dem Mangel einer Wissenschaft von der menschlichen Seele, auf welche die Religion aufzubauen wäre.

Was die einleitende Erzählung von dem verrückten Kinde soll, ist ebenso wenig ersichtlich wie der Nutzen, den die Herausgabe solcher ganz unfertigen Betrachtungen haben kann, die jeden unbefriedigt lassen müssen.

Ein wahres Vergnügen nach solcher Lektüre gewährt es, wieder auf den festern Boden der Logik zu treten, wie ihn Albert Lange's bekannte und auch von uns früher schon besprochene Schrift über „Die Arbeiterfrage" (Nr. 7) bietet. Da Lange leider allzu früh gestorben, so konnte hier nur ein unveränderter Abdruck der 1875 erschienenen dritten Auflage geboten werden; die Fortführung der Arbeit durch einen Dritten, um der mehrfach veränderten socialpolitischen Situation Rechnung zu tragen, schien bei dem durchaus eigenartigen Charakter von Lange's Behandlungs- und Schreibweise unthunlich; die Schrift bleibt aber auch in ihrer alten Gestalt noch auf längere Zeit hinaus eine der lesenswerthesten über dieses Thema.

Von dem Buche des „praktischen Bürgers" (Nr. 8) läßt sich nicht dasselbe rühmen, wenn wir ihm auch gesunde und brauchbare Gedanken nicht gänzlich absprechen wollen. Im ganzen ist es aber nur eine heftige Polemik gegen den Liberalismus und die jüdische oder sogenannte goldene Internationale, nach dem Muster der „Deutschen Landeszeitung", die in der Empfehlung einer langen Reihe moralischer, religiöser, wirthschaftlicher und finanzieller Mittel zur Besserung der Lage der Gesellschaft, Stärkung des Christenthums und Versöhnung der Klassengegensätze endigt. Mangel an Klarheit der Gedankenentwickelung, der nicht einmal ein Inhaltsverzeichniß gestattete, sichtlich beschränkte Literaturkenntniß und Roheit der Sprache machen zusammen mit der Anonymität keinen angenehmen Eindruck, und geradezu komisch wirkt es, wenn der Verfasser in der Einleitung erklärt, daß er, der sich schent, seinen Namen zu nennen, nichts danach fragt, wenn er hier und da anstoße, und den Leser auffordert, sich in Sachen der Bildung einer neuen Ordnungspartei — an den Verleger zu wenden! Sollte man Bücher, in denen einem so etwas geboten wird, eigentlich überhaupt noch lesen?!

Von einer deutschen Frau begreifen wir es eher, daß sie namenlose Blätter über die „Lösung der socialen Frage durch die Frau" (Nr. 9) in die Welt schickt; nöthig aber hatte es diese deutsche Frau gewiß nicht, ihren Namen zu

verbergen, wo sie so verständig und eindringlich über die beiden Fragen redet: erstens, welches sind die Ursachen, daß heute so unendlich viel Noth unter ganzen Massen von Frauen herrscht? und zweitens, wie und wo finden wir Mittel und Wege, diese Ursachen zu beseitigen? Die Verfasserin geht zwar von einer unrichtigen Voraussetzung aus, wenn sie beweisen zu müssen glaubt, daß „die Frau nicht ohne Christenthum bestehen kann". Die jüdischen Frauen bestehen doch auch und werden fett dabei. Sie sagt aber dann so viel Richtiges und Herzerfreuendes über die Berufswahl, die unpraktische Erziehung in allen Ständen, die Geschmacklosigkeit wie die Prätensionen der modernen Frauenwelt, und macht so mancherlei gute Bemerkungen über die Mittel zur Abhülfe, daß man sich von dieser hier nicht ganz correcten, aber im ganzen doch berechtigten Hervorkehrung des specifisch christlichen Standpunktes nicht stören zu lassen braucht.

Mit Assessor Gamp (Nr. 10), der sich auf die Erörterung der wirthschaftlich-socialen Aufgaben unserer Zeit auf industriellem und landwirthschaftlichem Gebiete beschränkt, treten wir noch mehr in die praktische Discussion ein und kommen noch mehr von der bloßen Theorie zur Untersuchung des Thatsächlichen. Seine Studien theilen sich in folgende Abschnitte: „Die industrielle Krisis und die zur Hebung derselben vorgeschlagenen Mittel"; „Die Nothlage der Landwirthschaft und die zur Beseitigung derselben vorgeschlagenen Mittel"; „Die Verlegung der industriellen Production auf das platte Land"; „Die Hebung der Lage der in den Großstädten verbleibenden Arbeiter". Daran schließen sich noch Erörterungen über die Umgestaltung der Strafvollstreckung mit besonderer Berücksichtigung der über die Gefängnißarbeit laut gewordenen Beschwerden. Wir müssen uns hier damit begnügen, zu bemerken, daß die berührten Punkte und die vielen damit zusammenhängenden Einzelfragen geschickt und klar — eine äußerlich etwas deutlichere Stoffeintheilung wäre zu wünschen gewesen — wesentlich in dem Sinne behandelt sind, wie sie von wohlwollenden Mitgliedern der conservativen Partei heute aufgefaßt zu werden pflegen.

Die Untersuchungen des italienischen Senators Alessandro Rossi (Nr. 11) führen uns auf ein noch enger begrenztes Gebiet praktischer Fragen: die Organisation des Creditwesens für den kleinen Gewerbtreibenden und Landwirth. Die Lektüre des frisch geschriebenen Buchs ist für uns um so erfreulicher, als der Verfasser sich mit Vorliebe und in besonderer Ausdehnung mit den entsprechenden deutschen Einrichtungen beschäftigt: den Schulze-Delitzsch'schen Vereinen, dem rheinischen und dem schlesischen landwirthschaftlichen Genossenschaftswesen; verhältnißmäßig kurze Kapitel sind England, Belgien und seinem Vaterlande Italien gewidmet. Eingeschoben ist ein besonderer Abschnitt, der die Erörterung des Princips der Solidarhaft und der wirthschaftlich erziehenden Wirkungen der Volksbanken zum Gegenstand hat. Eine Menge von statistischem Material ist überall eingestreut.

Schließlich kommen wir zu einem Buche, welches gar keinen Text, sondern nur Ziffernmaterial enthält, dem von J. Minoprio (Nr. 12). Der Verfasser hat sich Mühe gegeben, ausführlicher für die deutschen Staaten, kürzer für die übrigen Staaten der Erde, Daten über Fläche, Bevölkerung, Finanzen, Volkswirthschaft zusammenzustellen, und beabsichtigt, durch jährliche Fortsetzung dieser Sammlung immer den neuesten statistischen Stoff zu bieten. Daß Gleichmäßiges und Vollständiges nicht gegeben werden konnte, ist bei der sehr ungleichen Beschaffenheit der Quellen selbstverständlich; manche Mängel beruhen aber nicht in dieser, sondern in der Art der Sammlung selbst. Daß z. B. für das Deutsche Reich die Handelsbewegung nur für einen Zeitraum von acht Monaten dargestellt ist, für Preußen der „durchschnittliche Ertrag der Ernte für die Provinzen pro Hektar" ohne Angabe der Zeit, auf welche sich der Durchschnitt bezieht, mitgetheilt wird, für Baiern die Anbauflächen für 1868 angegeben werden, während sie längst für 1878 da sind, für Würtemberg das „vorläufige" Ernteergebniß pro 1878 mitgetheilt ist, während es das definitive sein soll, Ostrumelien nach englischen Quadratmeilen gemessen wird: so etwas und manches ähnliche hätte vermieden werden können. Auch dürfen die Quellenangaben in einem solchen Werke nicht fehlen. Indessen ist der Versuch, dem Publikum eine solche Sammlung zu bieten, jedenfalls zu loben und die Verbesserung nicht gar schwer.

H. von Scheel.

Zur Goethe- und Schiller-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 38.)

1. Aus Goethe's Frühzeit. Bruchstücke eines Commentars zum Jungen Goethe. Von Wilhelm Scherer. Mit Beiträgen von J. Minor, M. Posner, E. Schmidt. Straßburg, Trübner. 1879. Gr. 8. 3 M.
2. J. W. von Goethe. J. C. Gottsched. Zwei Biographien von Michael Bernays. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. 8. 2 M. 80 Pf.
3. Goethe. Vorlesungen, gehalten an der königlichen Universität zu Berlin von Herman Grimm. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Hertz. 1880. 8. 6 M.
4. Goethe's Leben von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen: 50 Holzschnitten und 4 Beilagen. Leipzig, Fues. 1880. Gr. 8. 8 M.
5. Zu Goethe's hundertdreißigstem Geburtstag. Festschrift zum 28. August 1879, von E. W. Sabell. Heilbronn, Henninger. 1879. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

6. Friederike Brion. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Von Albert Bielschowsky. Breslau, Schletter. 1880. Gr. 8. 1 M.
7. Goethe's Faust. Eine Tragödie. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen von G. von Loeper. Zweite Bearbeitung. Zweiter Theil. Berlin, Hempel. 1879. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.
8. Goethe's Faust. Zweiter Theil. Erläutert von Heinrich Düntzer. Dritte neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Wartig. 1879. Gr. 16. 2 M.
9. Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst von Ernst Gnad. Zweite Sammlung. Triest, Schimpff. 1879. Gr. 8. 2 M.
10. Das Thema der Goethe'schen Poesie und Torquato Tasso. Für Haus und Schule dargelegt von Christian Semler. Leipzig, Wartig. 1879. 8. 1 M. 20 Pf.
11. Fr. Lobstein sen., Professor der Anatomie und Chirurgie. Ein Lehrer Goethe's in Straßburg. Von E. Lobstein. Nebst einem Anhang: Zur Geschichte des Bürgerhospitals von Straßburg. Heidelberg, C. Winter. 1880. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.
12. Schillerstudien von Gustav Hauff. Stuttgart, Abenheim. 1880. 8. 5 M.
13. Schiller's Vater. Ein Lebensbild von Oskar Brosin. Leipzig, Schlicke. 1879. 8. 3 M.

Mit der Neigung, womöglich alles schon Bekannte mitzutheilen, geht bei Düntzer (Nr. 4) Hand in Hand die vielfach fast tagebuchartige Trockenheit in der Aufzählung der einzelnen Lebensmomente. Allerdings bei der Darstellung der Jugendzeit, der Studien- und frankfurter Sturmjahre, der italienischen Reise gab sich eine gewisse kunstgemäßere Anordnung des Stoffs von selbst, einfach weil wir uns die Thatsachen überhaupt nur in der künstlerisch verklärten Gestalt, wie der Dichter sie mittheilt, denken können. Wo aber Goethe's Leben in ruhigere Bahnen einlenkt, also nach dem Eintritt in Weimar und seit der Rückkehr aus Italien in steigendem Maße, kann der Verfasser die Versuchung nicht überwinden, seine umfassende, aus den Tagebüchern und zahlreichen Briefwechseln geschöpfte Einzelkenntniß von Goethe's Leben und Treiben uns gewissenhaft mitzutheilen, wobei denn in früher schon merklicher Weise neben das Bedeutsame das Unwichtige tritt; und wo hin und wieder Thatsächliches nicht vorliegt, da sucht Düntzer wenigstens durch ein „vielleicht" oder „wol" anzudeuten, was möglichen- oder wahrscheinlichenfalls geschehen. Man mag solches gelten lassen in einer Quellenschrift oder Specialuntersuchung; in einem Buche über Goethe, von dem wir doch eine abgerundete Darstellung des Wichtigsten, des Wirklichen erwarten, macht diese zuweilen ganz aus Briefexcerpten oder Tagebuchauszügen compilirte, die verschiedensten Personen und Dinge durcheinander wirrende, neben dem Thatsächlichen vielfach auch das Mögliche darbietende Darstellung den Eindruck einer Formlosigkeit, wie sie Goethe's abgerundeter Dichterpersönlichkeit am wenigsten entspricht. Das Urtheil ist hart, aber man lese Stellen wie folgende, wo Goethe's Heimkehr von Ehrenbreitstein, Herbst 1772, folgendermaßen erzählt wird:

Auf der absichtlich sehr langsam gemachten Rheinfahrt nach Mainz will Goethe mit Merck manche der schönsten Ansichten gezeichnet haben. In Frankfurt blieb die Familie Merck ein paar Tage in Goethe's gastfreiem älterlichen Hause. Kestner fand die beiden Freunde bei Schlosser, als er diesen am Nachmittag des 22. zu Frankfurt besuchte. „Es war mir eine unbeschreibliche Freude", berichtet sein Tagebuch. „Goethe fiel mir um den Hals und erdrückte mich fast." Sie gingen zusammen auf den Römer, wo sie Goethe's Schwester und Merck's Gattin fanden. Auf dem Wall vor dem Thor begegnete ihnen Charlotte Gerock. Merck hatte schon im August Charlotte und Antoinette Gerock kennen gelernt, die er seiner Gattin als angenehme Mädchen nach Goethe's Ideal, ganz Herz, voll Naivetät, schilderte; eine derselben (Antoinette) sei sehr reizend. Als Charlotte jetzt Goethe nach vier Monaten wiedersah, „leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine Arme; sie küßten sich herzlich". Goethe führte Kestner abends in sein älterliches Haus. Die Mutter empfing ihn freundlich „auf das bei ihr alles geltende Wort des Sohnes", dann auch der darauf kommende Vater, mit dem Kestner sich gut unterhielt. Auf den Wunsch von Merck's Gattin spielte Cornelia auf dem Klavier mit der ihr eigenen außerordentlichen Fertigkeit. Sie bat Kestner, doch Lottchen, die sie schon aus der Ferne sehr lieb habe, zu ihr zu bringen. Am folgenden Morgen kam Kestner mit Schlosser zu Goethe, wo sie das Haus besahen. Nachmittags um 3 Uhr kehrte er wieder; man ging durch die Meßbuden, dann zu Antoinette Gerock, Goethe's leidenschaftlichster Verehrerin, von der er in Wetzlar viel erzählt hatte. Nach dem Theater aß auch Kestner mit in Goethe's Hause.

Oder aus dem Jahre 1780:

Sehr lebhaft war um diese Zeit seine Verbindung mit Ettersburg, wo Oeser eben die Decorationsmalerei auf einen bessern Fuß bringen wollte. Da er den Dichter um ein Stück dazu bat, wählte dieser den Anfang einer ihm schon länger vorschwebenden Umbildung der „Vögel" des Aristophanes, die er in mehrern Sitzungen zu Ettersburg Fräulein Göchhausen in die Feder dictirte. Die Herzogin-Mutter hatte sich auch ein Elektrophor angeschafft, an welchem munter elektrisirt wurde. Der Herzog selbst hatte zu Goethe's Freude nun Lust an der Physik bekommen, mit welcher Hofrath Albrecht ihn alle Sonntage drei Stunden lang unterhielt. Am 12. Juli kam endlich „Jery und Bätely" mit Seckendorff's Musik zur Aufführung. Auch Charlottens ihn neun Tage später beglückende Rückkunft unterbrach den Verkehr mit Ettersburg nicht. Am 22. Juli ergötzten dort Goethe und Einsiedel als Scapin und Pierrot. Sechs Tage später kam in Charlottens Gegenwart wieder „Jery und Bätely" zur Aufführung.

Es ließen sich diesen Beispielen noch zahlreiche andere beifügen, ja das ganze Buch ist im Grunde Ein Beispiel: gewissenhafteste chronologische Aufzählung dessen, was Goethe Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr thut, dichtet, sagt, wo er ist, mit wem er verkehrt, zugleich mit dem Bemühen, diese Aneinanderreihung mit Bienenfleiß zusammengetragener tagebuchartiger Notizen lesbar und durchsichtig darzustellen, ohne daß jedoch dieses Bemühen Erfolg hätte: wie soll auch eine derartige Aufreihung von Notizen sich künstlerisch gestalten? Wie es sich bei einer Darstellung, die aus aneinandergefügten Einzelheiten besteht und zugleich womöglich alles sagen will, leicht einstellt, ist der Stil weder flüssig noch überhaupt immer correct. Wenn es z. B. heißt:

Dagegen zeigte sich der etwas schwächliche, zu gemüthlichem Genuß hinneigende Prinz Konstantin, der zunächst noch bei seiner

Mutter im Palais an der Esplanade wohnte, gegen den Liebling seines bevorzugten Bruders zurückhaltender. Erst im folgenden Jahre bezog dieser mit Knebel das für ihn hergerichtete Kammergut zu Tiefurt, drei Viertelstunden östlich von Weimar —

so wird der Leser das „dieser" des letzten Satzes sicherlich eher auf Goethe oder den Herzog als auf Konstantin beziehen. Goethe's Dichtungen sind, soweit mir ersichtlich, nur historisch, als zu dieser oder jener Zeit entstehend, resp. vollendet erwähnt; eine Besprechung ihrer künstlerischen Bedeutung ist gar nicht versucht, ohne Zweifel, weil eine solche mit der lediglich chronologischen Darstellung nicht wol vereinbar war.

So ist denn diese neue Goethe-Biographie von Düntzer ein, wie der alte Herr sagen würde, „wunderliches" Werk, jedenfalls ein solches, welches sich von den bisherigen Arbeiten ähnlichen Strebens erheblich unterscheidet. Allen allgemeinen Gesichtspunkten geht es geflissentlich aus dem Wege, sammelt mit unendlichem Fleiß die Thatsachen aus des Dichters Leben und reiht sie in zeitlicher Folge aneinander, ohne sonderlich nach künstlerischer Darstellung zu streben. Es wird für denjenigen, dem es zunächst darauf ankommt, kennen zu lernen, was Goethe in jedem Jahre und Monat seines Lebens getrieben, wo er verweilt, mit wem er verkehrt hat, ein sehr schätzenswerther Führer sein; auch derjenige, der bereits mancherlei Kenntnisse mitbringt, wird vieles daraus lernen können; wer indeß eine anmuthende übersichtliche Kenntniß von Goethe's Leben und Wirken sucht, wird wahrscheinlich bei Lewes, Schäfer, Viehoff eher seine Rechnung finden; wer über die Dichtungen Goethe's Aufschluß begehrt, bei Goedeke; und schließlich, wer eine adlergleich über dem Gegenstande schwebende congeniale Darstellung des Dichters zu genießen befähigt ist, wird zu Grimm's Buche greifen. Trotz allen Fleißes, trotz aller Kenntniß macht Düntzer's Buch mehr den Eindruck einer Aufspeicherung unendlichen Stoffs, als den einer künstlerisch gegliederten und durchgeführten Arbeit. Deshalb macht sich auch der Mangel eines durch diese Ueberfülle sicher leitenden Personen- und Sachverzeichnisses, wie ein solches sogar Grimm der zweiten Auflage seines wesentlich andere Ziele verfolgenden Buchs beigefügt hat, ganz besonders fühlbar.

Eine sehr schätzenswerthe Beigabe des Buchs ist eine Reihe von Illustrationen, wie sie König's „Deutsche Literaturgeschichte" in Aufnahme gebracht hat, Bildnisse, Silhouetten, Facsimilien, Ansichten von Goethe's Wohnstätten u. a. m. Es ist willkommen, diese mannichfaltigen sichtbaren Erläuterungen zu dem Leben unsers größten Dichters hier übersichtlich zusammengestellt zu finden.

Die unter Nr. 5 aufgeführte „Festschrift" von E. W. Sabell bezeichnet sich als einen kleinen, aber doch nicht ganz inhaltlosen Beitrag zur Goethe- und speciell zur Faust-Literatur. Der Verfasser offenbart sich im Vorwort als einen begeisterten Verehrer des Dichters. Er wirft einen Rückblick auf diejenigen, die in frühern Zeiten Goethe bekrittelten, und meint:

Selbst die Anfälle von Römlingen und Pietisten wider die olympische Klarheit des großen Mannes schweigen heute oder kommen doch nur in Localblättchen, wo niemand sie beachtet, noch ans Tageslicht. Man will sich nicht blamiren; man wagt es nicht mehr, Goethe zu befehden — einer der besten Beweise, daß die deutsche Welt seit funfzig Jahren fortgeschritten ist.

O ja, bis an die Sterne weit! Mit diesem Fortschritt ist's leider nicht weit her; allerdings war, als der Verfasser sein Buch schrieb, dasjenige von Baumgartner noch nicht erschienen, und schwerlich werden die Römlinge und Pietisten so bald in den allgemeinen Chor der Bewunderer Goethe's einstimmen. Wenn Sabell mit Rücksicht auf die von Paul Lindau so scharf zurückgewiesenen Albernheiten von Alexandre Dumas fils äußert: „Wenn solch ein eitler französischer Zwerg wie Dumas sich neben den deutschen Titanen als gleichberechtigt hinstellen, ihn kritisiren, corrigiren und meistern darf, ohne allgemeines Gelächter und Verachtung zu erfahren, so beweist dies die geistige Verkommenheit seines Volks", so thut er unsern Nachbarn schweres Unrecht. So lange Stimmen wie die von Baumgartner in einem in Deutschland erschienenen Buche ertönen, haben wir durchaus kein Recht, uns über die „geistige Verkommenheit" der Franzosen zu ereifern. Wenn Dumas sich als polisson erwies, so beweist das nichts als seine im übrigen sogar von französischen Blättern zurückgewiesene Unwissenheit, ohne daß es uns berechtigte, ein großes intelligentes, thatkräftiges Volk, das allerdings an derselben Unkenntniß oder Halbkenntniß Goethe's krankt, als geistiger Verkommenheit verfallen darzustellen. Der literarische Chauvinismus ist ebenso unerfreulich wie der politische.

Es folgen dem Vorworte vier, um es bei ihrer Verschiedenartigkeit ganz allgemein zu bezeichnen, Stücke, welche sich auf Goethe beziehen. Zunächst ein Festspiel zu des Dichters fünfundsiebzigstem Geburtstag von Ludwig Tieck, wie ohne Zweifel die allein vorhandenen Anfangsbuchstaben L. T. zu deuten sind; die Handschrift ist aus dem Nachlaß Raupach's, von welchem auch ein Vorbericht mitgetheilt wird. Das Festspiel „Des Meisters Ruhm" läßt in drei Abtheilungen: „Im Himmel", „Auf Erden", „Auf der Bühne", die Personen des „Faust" auftreten und etwa in der Weise des „Walpurgisnacht"-Intermezzos, nur mit längern Reden, sich über Goethe aussprechen; der Verfasser hat wol deshalb seinerzeit den Druck nicht gestattet, weil Friedrich Schlegel, obwol ein Freund Tieck's aus jungen Jahren, schlecht genug darin wegkommt. Das heitere Festspiel mag als Gelegenheitsgedicht ganz wirksam gewesen sein. Es folgt dann eine Abhandlung über den „Trudenfuß", wie der Verfasser geschrieben haben will, welche nichts wesentlich Neues bringt; dann eine Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten über das „Hexeneinmaleins"; es wird dabei aus einer ältern handschriftlichen Sammlung von Auszügen alchemistischer Schriften ein gereimtes Bruchstück mitgetheilt, welchem eine gewisse Aehnlichkeit mit den weisen Sprüchen der Hexe nicht abzustreiten ist; leider ist

das Werk selbst, aus welchem diese Auszüge gemacht sind, noch nicht nachgewiesen. Eine weitere Abhandlung bespricht den Namen „Mephistopheles"; der Verfasser verwirft die bekannten bisherigen Ableitungen aus dem Griechischen und spricht sich für Herleitung aus einer orientalischen Sprache aus, ohne doch selbst einen Vorschlag zu machen. Ein letzter Abschnitt endlich bringt unter der Ueberschrift „Neu aufgefundene Gedichte von Goethe" einiges, was neu sein mag, anderes, was bereits und keineswegs erst in jüngster Zeit gedruckt ist. So ist das „Sonett an Bettina" aus einem Prachtwerk von 1870 hier reproducirt; den Epilog zum Schluß des dritten Acts von „Faust II" hat bereits G. von Loeper bei Hempel (Bd. 5) wie in seiner Sonderausgabe mitgetheilt; Nr. 4 steht etwas anders unter den „Sprüchen in Reimen" (sechsbändige Ausgabe, 1860, I, 207); mehrere andere meine ich gleichfalls in den Gedichten gelesen zu haben, ohne sie unter dieser Ueberfülle nachweisen zu können. So bin ich zu der Meinung geneigt, daß der genaue Kenner hier schwerlich viel Neues finden werde, und das ist überhaupt der Eindruck des kleinen Buchs.

Das Schriftchen von Bielschowsky (Nr. 6) ist eine hübsche, alles Wesentliche mittheilende Zusammenfassung dessen, was wir über Friederike Brion wissen, wobei auch die Ergebnisse der neuern Untersuchungen geziemend berücksichtigt sind. Das Büchlein liest sich gut, und wenn es auch nichts Neues bringt, so bietet es doch das Wünschenswerthe in ansprechender wohlgerundeter Form.

In Nr. 15 d. Bl. f. 1879 haben wir bereits den ersten Band von G. von Loeper's „Faust" (Nr. 7) kurz besprochen; demselben ist nunmehr der zweite in erneuter Bearbeitung gefolgt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß derselbe sich seinem Vorgänger in würdigster Weise anschließt. Nicht jeder Leser des zweiten Theils wird zwar einverstanden sein mit der uneingeschränkten Bewunderung desselben, wenn von Loeper die Ansicht ausspricht, daß „die strengere Metrik und besonders die lichtvolle Gruppirung des Stoffs in mehrere große selbständige Massen der Dichtung eine große Ruhe und Harmonie verleihe", oder von der „Classischen Walpurgisnacht" spricht: „Hier ist nichts Allegorie und alles dichterische Gestaltung, dichterisches Leben", so mag mancher, der sich immerhin für einen wärmsten Verehrer Goethe's hält, ganz anderer Ansicht sein; vielleicht entspringt dieselbe aus mangelhafter Kenntniß, vielleicht aber auch Loeper's Urtheil aus der lediglich bewundernden Stimmung, welche sich aus einer vieljährigen Beschäftigung mit dem Dichterwerke ergibt. Indessen, welche Anschauung auch schließlich recht behalte, wer sich in das phantastische Feenreich dieses zweiten Theils wagen will, wird keinen zuverlässigern Führer finden können als von Loeper. Wie früher, geht eine umfassende einleitende Abhandlung voraus, wol das Bedeutsamste, was bisher über das wundersame Werk geschrieben worden; dem Textabdruck sind Anmerkungen beigefügt, am Schlusse die abweichenden Lesarten.

Von Heinrich Düntzer's Erläuterung zu Goethe's „Faust" (Nr. 8), welche in Wartig's Sammlung erschienen ist, liegt hier die dritte Auflage vor. Wir dürfen daher kurz sein. Von einem Manne, der wie Düntzer seit Jahrzehnten unter den Erläuterern der Dichtung eine hervorragende Stelle einnimmt, versteht es sich von selbst, daß er in diesem verkürzten, für einen größern, nicht gelehrten Leserkreis bestimmten Commentar alles wesentlich zum Zwecke Dienende darbietet, daß er auch besonders im zweiten Theile die neuern, theilweise recht absonderlichen Deutungsversuche berücksichtigt.

Der Verfasser von Nr. 9, Ernst Gnad zu Triest, hat 1870 ein Bändchen mit drei „Vorträgen über Dichter und Dichtkunst" herausgegeben, welchem nunmehr das zweite folgt. Dasselbe gehört an diese Stelle eigentlich nur wegen des ersten Vortrags, welcher Goethe's Briefe an Lotte und „Werther's Leiden" behandelt. Es ist ein schönes gedankenreiches Stück Arbeit, welches uns die Entstehung des Buchs, seine Wirkung auf die Zeitgenossen, seine Berechtigung als Darstellung einer Zeitkrankheit wie zugleich als Generalbeichte des Dichters klar und geschmackvoll vor Augen stellt. Zwar scheint uns der Verfasser Goethe's Neigung zu Lotte um ein Dutzend Grade zu kühl anzuschlagen; die Briefe, die er noch geraume Zeit nachher an sie, an Kestner, an das Haus Buff schreibt, geben meines Erachtens von einer gewaltigen, nur mit Mühe eingedämmten Leidenschaft Zeugniß, sodaß im Grunde doch in Werther's hoffnungsloser Liebe mehr von Goethe's eigenem Herzblut schäumt, als Gnad annimmt. Doch darin mag man verschiedener Ansicht sein. Die beiden andern Aufsätze: über Grillparzer und über Leopardi, sind gleich dem Essay über „Werther" in der schönen klaren Entwickelung durchaus gelungen; es ist erfreulich zu sehen, wie der Verfasser an den Marken deutschen Lebens, unbeschadet der berechtigten Bewunderung, die er dem italienischen Sänger des Pessimismus zollt, deutsch fühlt, und wie er dem deutschen Schillerverein zu Triest diese anmuthigen reifen Früchte seiner Studien darbietet.

Ueber das Büchlein von Christian Semler (Nr. 10) dürfen wir kurz sein. Der Verfasser ist, wie uns Titel und Vorwort sagen, Lehrer an der öffentlichen Handelslehranstalt in Dresden. In dieser Eigenschaft liest er, und das ist sehr löblich, mit seinen Schülern außer Homer und Shakspeare Goethe's „Tasso" sowie „Hermann und Dorothea". So ergab sich ihm aus der mannichfachen Beschäftigung mit dem Dichter der Drang, seine Gedanken über denselben in zwei Abhandlungen niederzulegen, von welchen die erste längere „Das Thema der Goethe'schen Poesie" behandelt, d. h. zunächst Goethe's dichterisches Wesen im allgemeinen, dann sein Verhältniß zu Natur und Leben, welche letztern Betrachtungen wieder Goethe's Auffassung der Liebe, der Freundschaft, des praktischen Berufs, der Religion, der Familie, des Staates darlegt. Wir sehen, an Stoff fehlt es nicht; derselbe ist aus liebevoller Beschäftigung mit dem Dichter zusammengetragen und geschmackvoll verarbeitet, wenn man auch nicht gerade Neues

oder Tiefes findet. Die zweite Abhandlung bringt eine gutgearbeitete Analyse der Handlung und des Charakters des „Tasso". Kurz, die beiden Essays sind ganz gut und schön, nur daß man nicht recht weiß, für welche Schicht von Lesern das Büchlein bestimmt ist. „Für Schule und Haus" sagt der Titel; ob aber der Schule mit den allgemeinen Entwickelungen der ersten Abhandlung viel gedient ist, mag man bezweifeln; dem Interpreten des „Tasso" wird die zweite manchen brauchbaren Wink geben.

In „Dichtung und Wahrheit" gedenkt Goethe bei der Darstellung des straßburger Jahres auch des Professors Lobstein, bei welchem der alles versuchende junge Mann Anatomie hörte; ebenso erwähnt er Lobstein bei dem Bericht über Herder's Augenleiden, dessen Heilung indeß dem sonst so geschickten Manne nicht gelingen wollte. Nicht ein Nachkomme — denn Lobstein starb unverheirathet —, wol aber ein Verwandter Johann Friedrich Lobstein's, E. Lobstein, hat in dem vorliegenden Büchlein (Nr. 11) dem trefflichen straßburger Professor und Arzt einen Lebensabriß gewidmet, welcher indeß die Besprechung an dieser Stelle lediglich dem Umstande dankt, daß Lobstein als Lehrer Goethe's in Straßburg bezeichnet ist; ein Näheres allerdings, als Goethe selbst bereits in „Dichtung und Wahrheit" geboten, finden wir hier kaum. Die Biographie Lobstein's schildert uns ein im ganzen ebenmäßig verlaufendes stilles Gelehrtenleben. Geboren 1736 zu Lampertheim bei Straßburg, eines Chirurgen Sohn, verbrachte Johann Friedrich Lobstein seine Knabenjahre beim Großvater in Straßburg, bezog 1752 die Hochschule daselbst, und widmete sich bis Sommer 1760 medicinischen vornehmlich anatomischen Studien. Bald nach der Promotion trat er eine längere wissenschaftliche Reise an, zunächst nach Frankfurt a. M., wo er ohne Zweifel auch, um vom Grafen Thorane die Erlaubniß zum Besuch der Militärkrankenhäuser zu erhalten, Goethe's väterliches Haus betrat; dann fuhr er rheinab nach Holland, verweilte in Leiden, mit emsigen Studien beschäftigt, über ein Jahr lang, schließlich einige Monate in Paris, überall den Verkehr und die Unterweisung der berühmten Professoren und Aerzte suchend, gern aufgenommen und besonders durch den Besuch der Hospitäler, die Theilnahme an chirurgischen Operationen sich bildend. Frühling 1762 kehrte er nach Straßburg heim, ward Docent und in rascher Folge bereits 1768 ordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie, eine Stellung, die er lebenslang behielt, ohne sich durch eine Reihe ehrenvoller Rufe nach Göttingen, Berlin, Kassel und Dresden von der Hochschule der Vaterstadt weglocken zu lassen. Durch die angestrengte Thätigkeit in seinem Lehr- und ärztlichen Berufe vor der Zeit aufgerieben, erkrankte er an der Herzbeutelwassersucht und starb 11. October 1784.

Dieses die Hauptthatsachen aus dem Leben eines trefflichen Gelehrten, dessen wir im übrigen kaum mehr gedenken würden, wenn ihn nicht Goethe unter jenen Lehrern der Medicin erwähnte, zu deren Füßen der geniale Jüngling eine Weile saß, wenn er nicht Jung-Stilling's Lehrer gewesen und an Herder seine chirurgische Kunst, allerdings ohne den gewünschten Erfolg, versucht hätte; so ist der Professor der Anatomie und Chirurgie in Straßburg durch ein dreifaches Band mit der deutschen Literaturgeschichte verbunden. Der Verfasser des Büchleins hat es versucht, durch mancherlei Abschweifungen auf diese und jene Verhältnisse von Straßburg dem an sich nicht gerade vieles bietenden Stoffe Fülle zu geben, sodaß Lobstein selbst nur gegen 60 Seiten gewidmet sind; daran schließt sich ein über 30 Seiten umfassender Aufsatz zur Geschichte des Bürgerhospitals von Straßburg, eine Arbeit von völlig localem Interesse.

Gustav Hauff's „Schiller-Studien" (Nr. 12) sind ein eigenthümliches Stück Arbeit. Da der Verfasser im Vorworte auf das Motto des Titels hinweist, so sei hier gleich mit demselben begonnen, einer Stelle des Seneca, welche verdeutscht etwa folgendermaßen lautet: „Keinem bin ich dienstbar, keines Namen trage ich; ich vertraue viel auf das Urtheil großer Männer, aber ich bewahre mir auch für das meinige einiges Recht." Heben wir aus dem Vorworte die hauptsächlichsten Gedanken heraus:

Vorliegendes Büchlein möchte ein Beitrag zur deutschen Einheit werden. Die politische Einheit haben wir, aber auf dem Gebiet der geistigen Interessen ist die Uneinigkeit größer als je. Schiller ist allbekannt; aber die wenigsten haben ihn zum Gegenstand eines tiefern Studiums gemacht, und die Urtheile über den Sinn und Werth seiner bekanntesten Producte gehen weit auseinander. Den Beweis für diese Behauptung geben eben die „Schiller-Studien". Diese Uneinigkeit in Betreff der Auffassung unsers nationalsten Dichters hat verschiedene Ursachen. Ludwig Tieck sagt einmal: Bei all meinem Forschen war es mir nicht um die Ergründung der Wahrheit, sondern nur um Bestätigung tiefer Gemüthsvorurtheile zu thun. Er hat hier offen ausgesprochen, was sich Tausende nicht gestehen mögen. Gemüthsvorurtheile, die in der Regel von Jugendeindrücken herrühren, beherrschen die Welt. Wenigen ist es, wie Lessing, um die Wahrheit selbst zu thun; das Gemüth, und hinter diesem schönen Namen verstecken sich Eigenliebe, Denkfaulheit, Heuchelei gegen sich selbst, besticht den Verstand und verfälscht das Urtheil auch solchen, die denken können. Ein zweiter Grund liegt in dem deutschen Hang zum Klassificiren und Rubricieren. Man hat ein der eigenen Einseitigkeit entsprechendes Bild von einem großen Mann im Kopf oder vielmehr im Herzen und ist daher nicht im Stande, die verschiedenen einander oft widersprechenden Züge in seinem Geist und Charakter mit objectiver Treue aufzufassen. Unter dieser deutschen Einseitigkeit und Rubricirungswuth hat namentlich Goethe sehr gelitten. Ich könnte noch von unsern kirchlichen und politischen Parteien reden, die, sofern sie überhaupt Schiller noch als Autorität gelten lassen, ihn um jeden Preis zu ihrem Manne machen; ich will aber jetzt einen Hauptgrund hervorheben, und dieser besteht darin, daß fast alle Kritiker lediglich ihre eigene Meinung über Schiller aussprechen und die Auffassungen anderer ignoriren. Im Unterschied von dieser Schiller-Kritik besteht die Eigenthümlichkeit meines Werks in dem kritischen Kreuzfeuer, das mit wenigen Unterbrechungen bis zum Schlusse fortgesetzt wird. Wird nun das Geschütz gegen mich selbst gerichtet, wohl und gut.

Ich glaube, daß der Verfasser, wenn er ausspricht, wenigen sei es um die Wahrheit zu thun, recht vielen, um

etwas Keckes und Kräftiges zu sagen, Unrecht thut. Und wenn er wünscht, daß seine Arbeit ein Beitrag zur deutschen Einheit werde, so ist die letztere so schätzenswerth, daß ein Beitrag zu ihr nur willkommen sein kann, ob ich mir gleich nicht recht vorzustellen vermag, wie das Buch zu dieser erfreulichen Wirkung kommen soll.

Der Hauptinhalt desselben ist bezeichnet als ein kritischer Spaziergang durch Schiller's Gedichte. Der Verfasser hat durch vieljährige eingehende Beschäftigung mit Schiller und seinen Commentatoren eine reiche Kenntniß des Dichters wie der Versuche zu seiner Deutung gewonnen, viel gelesen, gesammelt, gedacht. Nicht selten ist die Weise, wie die verschiedenen Biographen und Commentatoren, R. von Gottschall, E. Palleske, Hoffmeister, Viehoff, Düntzer, Vischer, Fischer u. s. w., dieses oder jenes Gedicht im ganzen oder einzelnen auffassen, gar verschiedenartig. Hauff geht nun, wie er es im Vorworte verheißt, diesen Deutungsversuchen nach, billigt, weist zurück, stellt neue Ansichten auf, kurz an dem „kritischen Kreuzfeuer" fehlt es nicht. Und da er wohlbelesen, geist- und gedankenreich ist, so fehlt es ebenso wenig an feinen Bemerkungen, treffenden und bedeutenden Excursen, wie z. B. über Schiller's fatalistische und pessimistische Anfänge. Daß manche und zwar zahlreiche Gedichte ihm zu keiner Kritik der Kritik Veranlassung geben, daß er nur die hauptsächlichsten und schwierigsten heraushebt, erscheint wohl gerechtfertigt, wie denn vornehmlich „Das verschleierte Bild zu Sais", „Die Götter Griechenlands", dann ganz besonders „Das Lied von der Glocke", sowie „Das Ideal und das Leben", zu eingehenden Darstellungen Veranlassung geben. Im ganzen aber wird doch der Leser dieses kritischen Kreuzfeuers nicht recht froh; es ist sicherlich verdienstlich und dem Verständniß der Dichtungen förderlich, aber es gibt der Darstellung eine gewisse Unruhe, ein Hin und Her, welches der Durchsichtigkeit der Entwickelung schadet, zumal da nicht blos die im Inhaltsverzeichniß angeführten 29 Gedichte besprochen sind, sondern auch zahlreiche andere gelegentlich mitgenommen werden. Hauff geht mit den Commentatoren, besonders Düntzer, hin und wieder scharf ins Gericht, und wol auch nicht unverdienterweise; aber auch Hauff's Ansichten scheinen mir keineswegs überall unanfechtbar, und wenn er es Schiller vorwirft, daß er gleichermaßen im „Eleusischen Fest" und im „Spaziergang" die Götter ihre Gaben bringen läßt, daß er überhaupt die griechische Götterwelt und nicht die altdeutsche in seine Dichtungen einführt, oder wenn er die Schlußzeile des „Spaziergangs" dahin deutet, „daß wir uns in unserm Gemüthsleben von Homer's Sonne bescheinen lassen, uns in ihn versenken, uns bemühen alte Griechen zu werden", so wird nicht jeder damit einverstanden sein. Und wenn er an zwei Stellen es als sprachwidrig oder gar widerlich tadelt, daß Schiller anstatt des Imperfectums das Perfectum mit weggelassenem Hülfszeitwort gebraucht, wie z. B. in Vers 1 und 3 der „Götter Griechenlands", oder in Vers 17, 18, 22 des „Genius", so darf dagegen geltend gemacht werden, daß diese Weglassung des Hülfszeitwortes im vorigen Jahrhundert, besonders bei Lessing, sehr häufig vorkommt und entschieden dichterischer wirkt als das dafür verlangte Imperfect. Ebenso unverständlich ist es, wenn Hauff des nüchternen Düntzer Ansicht gutheißt, Bildungen wie „Landesenge", „Bergesrücken" u. s. w. seien unerlaubt. Ich meinerseits finde eine solche Umwandlung des Antibacchus in eine trochäische Dipodie, wohlbemerkt in der Poesie, durchaus gerechtfertigt, weil ohne diese Möglichkeit eine ganze Menge zusammengesetzter Wörter poetisch völlig unbrauchbar würden. Man muß doch auch daran denken, daß man mit einem Dichter zu thun hat.

Das Buch enthält demnach neben manchem Anfechtbaren viel Treffendes, Lehrreiches, Reifüberlegtes, Geistvolles, aber es leidet mit seinen zahllosen Citaten, Abschweifungen, Widerlegungen, Einschachtelungen u. s. w. an einer bedenklichen Unübersichtlichkeit der Gruppirung, durch welche die Benutzung erheblich erschwert wird, zumal da am Schluß ein erster und zweiter Nachtrag von etwa 40 Seiten auf früher Gesagtes ergänzend Bezug nimmt. Der zünftige Schiller-Forscher wird an zahlreichen Stellen Anregung und Belehrung finden; andere Leser werden es schwer fertig bringen, dem Spaziergänger auf seinen vielverschlungenen Wegen zu folgen. Von den angehängten Gedichten, welche sich vielfach in Schiller's Diction bewegen, ihn selbst feiern, an Distichen von ihm anknüpfen, möchte die Elegie „Dionysos Zagreus" das bedeutendste sein.

Gehen wir über zu dem Buche „Schiller's Vater" von Oskar Brosin (Nr. 13), so ist es eigentlich zu verwundern, daß eine übersichtliche Zusammenfassung dessen, was wir über Schiller's Vater wissen, bisher nicht vorhanden war. Allerdings ist das Wesentlichste dessen, war für ein Lebensbild Johann Kaspar Schiller's bedeutsam ist, bereits in dem 1839 erschienenen Werke „Schiller's Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen" (Stuttgart, Cotta) enthalten; aber der Verfasser hat das Verdienst, aus diesem Buch, wie aus andern gesammelten Materialien ein rundes, sehr lesbares Gesammtbild des in seiner Weise merkwürdigen Mannes hinzustellen. Es ist doch kein Kleines, aus ärmlichsten Verhältnissen, mit bescheidener Vorbildung, durch Glück, Geschick und eisernen Fleiß sich vom Barbierlehrling heraufzuarbeiten bis zum Hauptmann, Intendanten der Solitude und der damit verbundenen, lediglich durch Schiller's Bemühen entstandenen umfangreichen Baumschule edler Obstbäume. Wir sehen ihn, von jugendlichem Abenteuerdrang getrieben, als Feldschergehülfen mit einem bairischen Husarenregiment in den niederländischen Krieg ziehen und als welterfahrenen, nicht unbemittelten Mann wiederkommen. Er heirathet die Tochter des Löwenwirthes in Marbach; aber als des Schwiegervaters Vermögen durch ungeschickte Unternehmungen zusammenschmilzt, tritt Schiller, mit dem Wohnsitze in Marbach auch das nicht genug

Ertrag bietende Badergeschäft aufgebend, als Unteroffizier in würtembergische Dienste, steigt nach und nach zum Fähnrich und Lieutenant empor, verrichtet in den Feldzügen 1757 und 1758 gegen den großen Friedrich zwar ebenso wenig wunderbare Kriegsthaten wie die übrige würtembergische Streitmacht, erwirbt sich aber in den Drangsalen der Lazarethe als Arzt und Seelsorger hohes Verdienst. Aus der Eintönigkeit trägen Friedens- und Garnisonlebens erlöst den vielgewandten Mann seine Liebhaberei für die Zucht edler Obstbäume: er schreibt darüber und lenkt dadurch die Blicke des Herzogs Karl auf sich, welcher ihm die Anlage der Baumschule auf der Solitude überträgt. So einfach sich all dies ansieht, es ist Wechsel in diesem Lebensgang, ein langsames aber stetiges Aufsteigen aus eigener Kraft.

Und dieser Mann ist der Vater unsers großen Schiller. Das dichterische Genie hatte er dem Sohne nicht mitgegeben, wol aber jene Kraft des Charakters, vermöge deren sich Vater und Sohn durch widriges Geschick siegreich durchschlugen. Es ist nicht zu verwundern, daß des Dichters unsteter Lebensgang, seine Flucht aus der Heimat, sein den Geboten vernünftiger Sparsamkeit nicht entsprechendes Leben in Manheim, seine wiederholten Geldforderungen den straffen Mann zu strengen Aeußerungen und Vorhalten veranlaßten; aber diese Vorhalte sind so sehr durch die harte Nothwendigkeit dictirt, sie sind ohne Zweifel in des Sohnes haltloser Lebensführung so wohl begründet, sie zeugen zugleich von so innigem Gottvertrauen, so herzlichem Bemühen, den Sohn zu gleichen Anschauungen hinzuführen, daß der strenge Vater gegenüber dem damals keineswegs tadellosen genialen Sohn als ganzer Mann dasteht. Und als dann Friedrich Schiller nach achtjährigem unsteten Leben endlich in Jena eine feste Stätte, einen häuslichen Herd findet, als er gar zu einem Besuch in die Heimat zurückkehrt, dem Vater als reifer gefeierter Mann entgegentritt und der älteste Enkel in Ludwigsburg das Licht der Welt erblickt: wie herzlich ist da des alten Herrn Freude über den Sohn, der ihm manches Jahr so schwere Sorgen gemacht, wie liebevoll tritt Schiller dem Greise entgegen, der ihm wol manchmal und mit Recht scharf ins Gewissen geredet, aber immer wohlmeinenden verständigen Sinnes war! Und so findet das Verhältniß der beiden Männer nach vorübergehender Disharmonie den versöhnendsten Ausklang.

Friedrich Schiller's Biographen haben den Vater entweder nur kurz betrachtet, oder gar in der Vorliebe für den Dichter den nüchternen ehrenfesten Mann hart beurtheilt. Der Verfasser weiß Licht und Schatten sehr wohl zu vertheilen, und da das Buch gutgeordnet und gut geschrieben ist, so dürfen wir es als eine willkommene Bereicherung der Schiller-Literatur betrachten.

Wilhelm Buchner.

Neuere philosophische Literatur.

1. Das Menschenleben in seiner sittlichen Erscheinung. Von Johannes Aprent. Volksausgabe. Preßburg, Heckenast. 1877. 8. 4 M.

Ein stilles und bescheidenes Pflänzchen in dem Garten der philosophischen Literatur; vor allem kein System, mit pomphaften Schritten auf einem vorgeblich neuen Wege zu fernen und nebelhaften Zielen des Erkennens einherschreitend! Vielmehr eine Reihe aphoristischer Gedanken und Betrachtungen, die der Verfasser wie in harmlosem Selbstgespräch ohne jede Rücksicht auf äußern Effect an sich richtet, zwischen denen doch immer ein bestimmter einheitlicher Zusammenhang besteht. Der Verfasser war ein Freund Adalbert Stifter's, und auch sein Buch trägt einen echt gemüthlichen österreichischen Zug des beschaulichen Stilllebens an sich. Vom Boden der Schulphilosophie aus wird freilich manches und auch die ganze Art des Verfassers äußerst naiv erscheinen. Die einzelnen Abschnitte sind: „Die Wurzel aller Uebel", „Das Gewissen", „Der Wille und die That", „Das denkfähige Wesen im Menschen", „Gott und die Welt", „Träume und Gedanken". Das Ganze ist nicht sowol eine Philosophie als vielmehr nur eine Anleitung zum Philosophiren für den Standpunkt des unbefangenen, vom natürlichen Idealismus erfüllten und zu einer reinigenden Betrachtung der Welt emporstrebenden Menschen. Der Grundton ist überall der: die Welt ist nicht schlecht, sondern gut, wenn wir uns nur die Mühe geben, sie als solche auffassen und begreifen zu wollen —, bei aller wissenschaftlichen Unvollkommenheit immerhin ein wohlthuender Gegensatz zu dem vom Norden her wehenden Winde einer gespreizten und dünkelhaften pessimistischen Betrachtung der Welt.

2. Karl Rosenkranz. Eine Studie zur Geschichte der Hegel'schen Philosophie. Von Richard Quäbicker. Leipzig, Koschny. 1879. Gr. 8. 2 M.

Karl Rosenkranz war einer der bedeutendsten und selbständigsten Anhänger der Philosophie Hegel's. Von einem jüngern Collegen, der indeß ein Gegner seines Standpunktes und seiner Lehre ist, wird ihm hier ein literarisches Denkmal gesetzt. Dieses schließt selbstverständlich nicht ein kritisches Verhalten gegen die letztere aus. Rosenkranz ragte aber durch seine persönlichen Eigenschaften und durch die freie und weltmännische Vielseitigkeit seiner Bildung über die enge Grenze seiner Zunft oder Schule hinaus, sowie ihm auch der absprechende Dünkel und die andern zum Theil unliebenswürdigen Eigenschaften vieler Mitglieder der letztern fremd waren. Die Persönlichkeit eines Schülers hat oft etwas

Versöhnendes mit der abstracten Einseitigkeit und zurückstoßenden Schroffheit der Lehre des Meisters selbst. Die Modificationen, welche Rosenkranz in dem Lehrbegriff oder dem System Hegel's vorzunehmen versucht hat, sind allerdings solche, welche sich nur innerhalb der allgemeinen Voraussetzungen dieses Gedankenkreises bewegen und daher nur für diejenigen, von denen dieselben ohnedies zugegeben werden, Werth und Interesse haben können. Hegel mit seiner Schule liegt ja jetzt bereits im allgemeinen hinter uns. Die Polemik, welche sich sowol innerhalb der letztern wie auch von außen her gegen sie früher entsponnen hat, ist nicht gerade von einer besonders erquicklichen, reinigenden und wahrhaft fortbildenden Art gewesen. Alles, was zu Hegel gehört, steht und fällt zuletzt mit der bestimmten Art und Methode seines wissenschaftlichen oder philosophischen Denkens. Es war seinerzeit nicht gerade schwer, die Mängel und die Ungeheuerlichkeiten dieser Methode zu bekämpfen, während vom Standpunkt der Schule wiederum auf den „bornirten Bauernhochmuth" des gemeinen empirischen Verstandes hingewiesen wurde. Daß aber immerhin diese methodischen Anschauungen Hegel's auch in einer freiern, edlern und mehr künstlerischen Weise zu einer geistvollen Auffassung der Wissenschaft verwerthet werden konnten, wie dieses von der gegnerischen Richtung der Herbart'schen Philosophie nicht in dem gleichen Grade gesagt werden kann, ist namentlich mit durch Rosenkranz gezeigt worden. Was wir den Geist in der Wissenschaft nennen und wodurch diese sich von der gewöhnlichen handwerksmäßigen Thätigkeit des bloßen gelehrten empirischen Verstandes unterscheidet, der freie und offene Blick für das Lebendige in der Geschichte, im Schönen u. s. w., das rührt jetzt noch wesentlich von Hegel und seiner Schule her. Es war überall noch ein anderer und großartigerer Stil, in dem dort die Wissenschaft aufgefaßt wurde, als dieses in der jetzigen Kleinmeisterei zu geschehen pflegt. Rosenkranz ist insbesondere auch bekannt geworden durch seine „Aesthetik des Häßlichen", und er vertritt mit der ganzen Hegel'schen Schule den Satz, daß das Schöne die Darstellung der Idee oder überhaupt eines bestimmten Seins des geistigen Wesens oder Gehaltes sei, während dagegen nach der Lehre Herbart's und seiner Schule der Charakter des Schönen blos auf einem Sein der formalen Verhältnisse seiner Theile oder Beschaffenheiten beruhen soll. Man bezeichnet diese beiden Standpunkte jetzt als diejenigen des ästhetischen Idealismus und Realismus. Das ganze Streben Hegel's und seiner Schule aber war überall auf einen großartigen, von einer strengen Einheit der Idee beherrschten Aufbau der Erscheinungen des Wirklichen gerichtet. Die zu doctrinär-pedantische und scharfkantige Architektur des Meisters nahm bei den Selbständigern seiner Schüler und so auch bei Rosenkranz freiere, mildere und gefälligere Formen an. Daß diese systematischen Gebäude nicht für alle Zeit zu dauern bestimmt waren, ist freilich gewiß. Ueberall aber ist die Kunst des Zersetzens und Auflösens leichter als die der construirenden Synthese oder des ordnenden Aufbaues in der Wissenschaft. Der spätern Lebenszeit gehören namentlich die Untersuchungen über Diderot an. Er war eine der edelsten Erscheinungen in der Geschichte der neuern Philosophie und Wissenschaft, und es ist darum dieser Beitrag zur Charakteristik seiner Zeitstellung dankbar zu begrüßen, wenn sich derselbe auch nur auf die literarischen Leistungen und nicht auf das persönliche Lebensbild des Philosophen bezieht, worüber einige nähere Mittheilungen doch gewiß nicht ohne Interesse gewesen sein würden.

3. Der Begriff der Definition und seine Bedeutung für die monistische Entwickelungslehre. Von Ernst Rethwisch. Berlin, Grieben. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Es gibt nichts Einfacheres als den Begriff der Definition. Ihn hat namentlich schon Aristoteles richtig fixirt, und es ist hieran für alle Zeit nichts mehr zu ändern. Nächst Aristoteles sieht der Verfasser in Lotze den bedeutendsten Logiker der jetzigen Zeit. Sein allgemeiner Standpunkt ist der der monistischen Entwickelungstheorie. Das monistische Entwickelungsgesetz zeigt sich auch in dem historischen Fortschritt des Denkens durch die vervollkommnete Bewegung der Atome des Gehirns. Ob die bloße Denkform als solche irgendeinen Werth und eine Bedeutung für den wahren Fortschritt der Wissenschaft besitze, ist mehr als fraglich. Der ganze rein formale Organismus und Apparat des Denkens ist an sich ein unbedingt einfacher. Nur der materielle Inhalt der Begriffe ist es, der uns zuweilen Noth macht, oder über dessen richtige Feststellung gezweifelt und gestritten werden kann. Die Kunst des wirklichen Definirens ist oft eine schwere, kann aber durch keine allgemeinen Regeln und Formen gelehrt oder erschöpft werden. Wir sehen daher alles bloße Rechnen und Operiren mit den Denkformen an sich für ein verfehltes Bestreben in der Wissenschaft an. Das gehörte in die Zeit der Scholastik, deren ganzer Standpunkt sich in unserer gemeinen Logik leider auch jetzt noch erhalten und fortgepflanzt hat. Man ist neuerlich in diese gemeine Logik wiederum zurückgefallen, nachdem Hegel einen zwar zum Theil schief angelegten, aber immerhin großartigen Versuch zu einer umfassenden Weiterbildung der ganzen logischen Wissenschaft gemacht hatte. Das war gewissermaßen die monistische Entwickelungstheorie auf das Reich der Begriffe übertragen! Aus dem ersten Begriffe, dem des Seins, wurden durch Hegel, wie aus der einfachen Zelle oder Monere, alle andern Begriffe in zusammenhängender Folge abzuleiten versucht. Wahr ist jedenfalls so viel, daß alle allgemeinen Begriffe ein System bilden müssen, und daß jeder einzelne Begriff nur nach seiner Stellung in diesem System vollkommen bestimmt oder erkannt werden kann. Die Kunst des richtigen Denkens ist überall schwer; es ist aber nicht die leere Form, sondern nur der zu deckende Inhalt der Sachen, der hierbei für das Wahre die Entscheidung zu geben vermag. Im übrigen

verräth die Schrift Fleiß, Scharfsinn und Gelehrsamkeit, und sie darf wol als ein Zeichen der zur Zeit über den Werth der formalen Logik bestehenden wissenschaftlichen Unklarheit aufgefaßt werden.

4. A. Günther's Dualismus von Geist und Natur. Aus den Quellen dargestellt von J. Flegel. Breslau, Gosohorsky. 1880. Gr. 8. 1 M.

Die Frage nach dem Verhältniß von Geist und Natur war eine Zeit lang eine vielbesprochene in der neuern Philosophie. Die polarisirende Entgegensetzung und wesenhafte Identificirung von beiden war insbesondere der allgemeine Grundgedanke des neuern philosophischen Idealismus der Lehren Schelling's und Hegel's. Alles dieses war in der That ein Monismus, indem beide nur als verschiedene Erscheinungsformen einer und derselben Wesenheit oder Substanz aufgefaßt wurden. Dem gegenüber ist in der Philosophie oder dem Systeme Günther's der Satz des Dualismus oder die Lehre von der specifischen Geschiedenheit und Selbständigkeit von Geist und Natur als einer doppelten Substanz festzuhalten versucht worden. Das ganze Schwärmerische und Unklare der Philosophie Günther's hatte zuletzt seinen Grund wesentlich mit darin, daß in seinem Geiste eine doppelte verschiedene Art des Idealismus sich miteinander verband, oder daß er in dem Ringen nach der Ausgleichung einer doppelten entgegengesetzten Weltanschauung begriffen war. Der eine Idealismus war der sogenannte subjective der frühern Kant'schen Epoche, nach welchem der Geist oder die Vernunft des Menschen etwas Anderes, Eigenes und Selbständiges war gegenüber der Natur. Der Charakter des Geistes war hiernach die Freiheit, der der Natur die Nothwendigkeit. Hierin hatte auch die Kant'sche Unterscheidung zwischen der handelnden oder praktischen und der erkennenden oder theoretischen Vernunft ihren Grund. Der andere Idealismus aber war der sogenannte objective jener jüngern Epoche, in welchem der Unterschied von Geist und Natur oder Subject und Object in eine Einheit zusammengefaßt wurde. Hierdurch wurde auf der einen Seite die Natur vergeistigt, auf der andern aber der Naturbegriff der Nothwendigkeit oder der immanenten Gesetzmäßigkeit aller Erscheinungen auf die Sphäre des Geistes oder der sogenannten Freiheit übergetragen. Dieser letztere Idealismus war allein von theoretischer oder wissenschaftlich erkennender Art, während ihm der subjective praktische Freiheitsbegriff vollständig abhanden kam. Günther strebte mit andern seiner Zeit danach, auch diesen letztern mit allen seinen Voraussetzungen und Consequenzen zu retten, während doch die Art seines Denkens durchaus die schematisch-dialektische der Zeit und Richtung Schelling's war, in der jedes Einzelne zu einem bloßen Glied oder Moment in einem logischen System umgewandelt wurde. Mit Kant und mit Fichte schied der Freiheitsbegriff als die Bedingung des subjectiv-praktischen Idealismus überhaupt aus der neuern Philosophie aus, indem bei Schelling und Hegel der idealistisch-theoretische Determinismus alles, Natur und Geschichte, ohne Unterschied beherrschte. Günther gehörte zu denjenigen Erscheinungen, die an der Grenze einer doppelten Epoche standen, oder in denen der Gärungsproceß einer doppelten Weltauffassung seinen Ausdruck fand. In J. Flegel's Schrift wird der widerspruchsvolle Dualismus der Lehre Günther's in einer fleißigen und verdienstlichen Weise zur Darstellung gebracht.

Konrad Hermann.

Gedichte.

1. Heros und Eros. Gedichte von M. Willy. Leipzig, Roßberg. 1880. 16. 1 M. 50 Pf.

Warum Heros?

Es zieht mein Häuflein Krieger
Mit Sang und Klang ins Kampfgefild:
„Kehrt mir zurück als Sieger
Mit voller Wehr, sonst auf dem Schild!

„Ihr dürft die Walstatt decken,
Dann ehrt euch doch ein ehrlich Grab,
Doch nie die Waffen strecken,
Die ich zu Kampf und Tod euch gab."

Also auf die Mensur!

In Herzens stillem Raum
Pflanzt' ich ein Reis vom Walde;
Es grünt' und blüht', und balde
Ward's ein gewalt'ger Baum.

In seinen Zweigen schwingt
Ein Vöglein sich voll Wonne,
Das bis zur tiefen Sonne
Sein muntres Liedchen singt.

„Bis zur tiefen Sonne"? Also bis tief in die Sonne hinein! Aber da verbrennt sich ja das lyrische Vöglein die Flügel und streckt die Waffen! Bei der großen Distanz zwischen oben und unten wäre keine Gefahr vorhanden, die Aufmerksamkeit des mit flammendem Schwerte bewaffneten Phoibos Apollon auf sich zu ziehen.

Amor aus dem Busch aber that einen Meisterschuß:

Getroffen! Amor! Getroffen!
Das war ein Meisterschuß!
Schon steht mein Herz mir offen
Von deinem mächt'gen Gruß!

Doch höre meine Bitte!
Ach, triff auch Sie ins Herz,
Hintretend mit leisem Schritte,
In Liebesfreud und Schmerz.

Leider aber:

Bei meinen tausend Qualen
Und hundertfachem Schmerz
Hab' ich, mich hinzuflüchten,
Ach! nur ein einzig Herz.

Und doch kann ich nicht flüchten
Zu diesem einz'gen Herz:
Dies Herz die tausend Qualen
Mir macht und all den Schmerz.

Freilich nimmt Amor, weil das Bürschlein, da ihm Anteros fehlt, nicht wachsen kann, vor solchem schmerzzerrissenen Herzen reißaus, um Jupiter's Donnerkeile zu zerbrechen und trotzig gegen Mars seine Fackel zu schwingen:

Mein Ringlein ist zersprungen
In tiefer, stiller Nacht,
Wehmüthig hat's geklungen,
Drob bin ich aufgewacht.

Mit kummervollem Herzen
Sucht' ich den gebrochenen Ring;
Vor Trauer und vor Schmerzen
Mein Herz in Stücke ging.

Ein seltsamer Ring! Also von Glas? Und so ein gläsernes Ringlein macht doch kein Geräusch wie eine zu Boden fallende Glasglocke!

Ungleich besser und dauerhafter sind die Waffen des Heros mit folgenden Inschriften: „Des Liedes Perlen"; „Vitae solatium"; „Die silberne Hochzeit"; „Gedanke und Liedchen"; „Ich wähnte mein Herz gestorben"; ferner

Himmel und Erde.

Der Schnee in Thränen nun vergeht,
Der Winter zieht von hinnen,
Die neugeborne Erde steht
In mädchenhaftem Sinnen.

Und jung und morgenfrisch und schön
Blickt drauf der Himmel nieder,
Der in des Aethers duft'gen Höhn
Zum Jüngling wurde wieder.

Die Erde fühlt, wie sie erbebt,
Und fühlt ein stummes Lieben,
Und leis sie sich zu ihm erhebt,
Von Sehnsucht hingetrieben.

Und endlich hat die Maiennacht
Erlauscht, was sie empfanden,
Sie haben sich gar still und sacht
Die Liebesglut gestanden.

Er hat in wonnevoller Lust
Der Thränen viel vergossen,
Sie hat mit ungestümer Brust
Dem Himmel sich erschlossen.

Es stieg herauf des Morgens Blau,
Sie stand im schönsten Prangen,
Und leuchtend lag ein Thränenthau
Auf den erblühten Wangen.

2. In der Hängematte. Von Ernst Rauscher. Leipzig, Ph. Reclam jun. 16. 20 Pf.

In einem an zwei Fichten befestigten Schifflein (Hängematte) segelt der Dichter, natürlich in Gedanken und demnach unangefochten, hoch über dem Getriebe der Welt zum fernen Süden, nach Sorrent, Capri u. s. w. Auf dem Rückwege sah er zu Venedig zum ersten male die ihm später Anvermählte, die jetzt im kleinen, auf waldbekränztem Hügel gelegenen Hause

mit Fleiß
Wie die Nadel so den Pinsel
Gleich geschickt zu führen weiß,
Während Seide, Band und Schleifen
Sachte schlüpfen durch die Hände —
Laß die Bilder innen reifen,
Die dereinstens alle Wände
Unsrer Zimmer lieblich zieren!

Die Hängematte mit ihrem dolce far niente steht im Gegensatz zu der nahe am Boden klebenden, rastlos wühlenden, ausgreifenden und sich vergreifenden Welt:

Wahr ist's wohl: nicht alle können
In den Schos die Hände legen,
Soll der Weltlauf weiter kreisen,
— Freilich, daß dies just ein Segen,
Wäre erst noch zu beweisen —
Aber einigen mögt ihr's gönnen
In dem Eilen rings und Hasten,
Daß sie weilen, daß sie rasten,
Daß sie manchmal dem Gewimmel
In die Einsamkeit entrinnen,
Und sich, zwischen Erd' und Himmel
Schwebend, auf sich selbst besinnen!

Die kleine, mit poetischer Gewandtheit ausgeführte Dichtung ist reich an vielen keineswegs abstracten Reflexionen, die sich zu anmuthigen, in die Composition gut eingefügten Einzelbildern gestalten, wozu unter andern auch folgendes gehört:

Als ich kam des Wegs geritten
Hoch auf grauem Eselein
Steil und steiler, hinterdrein
Kam die schmucke Treiberin
Athemlos, Gesicht und Hand
Purpurroth vom Sonnenbrand;
Und sie wußt' auf meine Fragen
Rühmens nicht genug zu sagen,
Wie sich's lebt so schön und gut
Auf der Insel (Capri) in der Flut,
Und sie wußt' in Zucht und Sitten
Mir auch ferner zu erzählen,
Daß sie hätte stark im Sinn,
Sich demnächstens zu vermählen
Einem Schiffer, jung und werth —
Wär' er nur zurückgekehrt
Von Livorno erst, der Beste! —
Und so munter, kindlichklug
Schwätzte sie in Einem Zug,
Bis wir kamen zu der Stelle,
Wo die morschen Ueberreste
Von Tiber's Palast zu schauen.

3. Prager Elegien. Von Alfred Teniers. Prag. 1880.

Ein Büchelchen Lieder auf 36 Seiten, gedichtet zu Prag vom 15. November bis 1. December 1879, erschienen als Manuscript im Selbstverlage des Verfassers. „Teniers" ist pseudonym. Eine poetische Explosion, welche Schlacken, doch auch Gold zu Tage förderte; disjecta membra, die zu einem beruhigten klaren Ganzen zusammenzufügen mit oder ohne Verschuldung überkommene Lebensdrangsale verhinderten; wechselnde Stimmung; bald Härte und Erstarrung, bald in Thränen aufgelöste Weichheit; ein Schwanken zwischen häuslichem Glück und nächtlicher Orgie; der Schluß das Nichts:

Seit ich am Rande meiner Tage
Gestarret in das Nichts hinab,
Scheint mir die alte Mutter Erde
Ein ungeheures dunkles Grab.

Ein Grab, das meine lauten Freuden
Und meine stillen Träumerein,
Die seligen, für alle Zeiten
Ertödtend, schlang in sich hinein.

Wol ring' und athm' ich, leb' und wirke,
Geräuschlos übend harte Pflicht:
Doch meine Seel' ist bei dem Treiben
Und Haschen nach Erwerben nicht.

Die Arbeit such' ich und Betäubung.
Ich flieh' den Tag und such' zu Nacht
Den Trank, der mich mein Leid vergessen,
Ach! oder der mich träumen macht.

Ich such' — ich taumle — tief gesunken
Ist all mein Geist, schwach ward mein Sinn:
Ich taumle zu der hochgeschürzten,
Zur grellgeschminkten Orgie hin.

Da reißt ihr Kleid — die Augen blitzen —
Wild küßt sie mit bezahltem Kuß —
Um Gott, daß ich so tief gesunken!
Daß mich verließ mein Genius!

Hier rufen wir:

„Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalion's Flutschlamm,
Python tödtend."

Zu dem Golde rechnen wir folgendes Gedicht, das wir, da ja ein „Manuscript" leicht verloren geht, in diesen Blättern zu retten suchen:

Nacht ist's ... in dem trauten Stübchen
Knistern Kohlen lichterloh:
Käm' hereingetollt mein Bübchen,
Wär' ich doppelt, doppelt froh.

Jenen mit den lock'gen Haaren
Mein' ich — nicht den Hanstyrann,
Der, in Quälens Kunst erfahren,
Jüngre Brüder meistern kann.

Nicht den Haustyrann, den schönen,
Mein' ich, der so herrlich weiß
Durch sein Lächeln zu versöhnen,
Daß sein Herz oft kühl wie Eis.

Ihn auch nicht, das Gassenbübchen,
Mit den Augen licht und blau,
Mit des Schelmes Wangengrübchen,
Mit dem Köpfchen mannesschlau.

Sie auch nicht, die treue, gute
Mein' ich, die zu scherzen liebt
Und den Kindern statt der Ruthe
Küsse nur und Backwerk gibt.

Keiner naht — und ganz alleine
Schau' ich mich im Stübchen um,
Und das zierlich nette, kleine
Wird mir fast zum Heiligthum.

Vor mir Bilder meiner Lieben
Auf dem reichgeschmückten Tisch ...
Briefe, eilig hingeschrieben,
Lieder, zart und träumerisch.

Lichtdruckbilder! — An den Wänden
Der Apoll von Belveder' —
Tag und Nacht, die Segen spenden,
Und die Grazien und Homer.

Vor mir oft ein Strauß, ein bunter,
Sind's auch falbe Blumen nur,
Macht er doch das Herz mir munter
Gleich dem Tiketak der Uhr.

Ringsum Frieden — und vergessen
Tagesmüh' und Ueberdruß ...
Curse, Politik, Depeschen
Und der Börse flauer Schluß! —

Ringsum Frieden! ... Schlafen ... schlafen
Will ich ... selig sein im Traum ...
Seht! ... Es liegt das Schiff im Hafen,
Und der Schiffer ... merkt es kaum.

4. Gedichte von Karl Tumlirz. Krumau. 1879. 16. 1 M. 20 Pf.

Sämmtliche Gedichte, einige wenige ausgenommen, haben auf Liebe oder vielmehr Liebeleien Bezug; denn nicht um Eine Liebste handelt es sich, sondern um mehrere, zwar nicht neben-, wol aber hintereinander mit kurzen Zwischenräumen, in welchen dann der Schmerz über den Verlust zum wildesten Ausbruch gedeiht:

Lachen will ich, lachen, lachen,
Daß es durch die ganze Welt
Wild und schrill in tausendfachen
Widerhallen gräßlich gellt:

Daß, wenn sie ans Ohr dir pochen,
Es dein kaltes Herz zerreißt,
Und du fühlst, was ein gebrochen
Menschenherz so lachen heißt!

Vor solch gräßlichem Lachen wird sich denn wol alle Welt und folglich auch Liebchen das Ohr zuhalten. Ja, der Tempel der Liebe zerbirst davon:

Der Liebe Tempel, dessen heil'ge Hallen
Mein Fuß betrat so ahnungsselig sacht,
Er sprach zu mir mit seiner ganzen Macht,
Und über Nacht ist er zu Schutt verfallen!

Uebrigens darf man es mit dieser Herzbrecherei nicht so genau nehmen: ein anderer Tempel und ein anderes Lieb steht wieder da:

Gewiß, nach trüber Zeit
Kommt doch der Mai uns
Und bringt in Liebe Lust
Und Glück herbei uns.

Und so heißt es denn:

O lege dein Köpfchen an meine Brust
Und drücke auf meine Lippen den Kuß,
Der es (das Glück) ewig besiegeln muß.

Endlich, meinen wir, sie halten, sie fassen sich:

Das Halbe hab' ich stets gehaßt,
Im Hassen hab' ich wie im Lieben
Mit Leib und Seele mich verschrieben
Dem, was ich einmal angefaßt.

Aber nein! Er spricht:

Jeder Kuß war eine Sonne,
Die das Mark mir ausgesogen!
Und so hast du mich betrogen
Und in Schmerz verkehrt die Wonne.

Sie spricht:

Konnt' mit innigem Vertrauen
Ich in deine Augen schauen,
Die nach meinem Herzen zielten,
Aber ach, mit mir nur spielten?

Vergeblich winkt er der Liebsten, die sich aus der Umfassung losriß:

O wende nicht im Hasse
Jetzt dein Auge von mir ab!
Klagt' die Wang' mir doch, die blasse:
„Ach, wie ich geliebt dich hab'!"

Jetzt aber, nachdem alle Liebsten sich davongemacht, kommt eine andere, nämlich „die himmlische Göttin Poesie", um sich fassen zu lassen. Aber die Poesie als solche ist eine Idee, welche hübsch im Himmel bleibt, wenn man ihr auf Erden keine würdigen Behausungen schafft, wozu ja auch die Liebsten gehören.

Endlich der Schluß: „Aus Bosnien". Dieser sowie der Anfang: „An den Kaiser!" sind die gediegensten Stücke.

Aus der im asklepiadeischen Versmaß geschriebenen zwölfstrophigen Ode „An den Kaiser zum 24. April 1879" führen wir die beiden letzten an:

Heil dir, Vater des Volks! Heil der erlauchten Frau,
Die zur Seite dir steht, gilt es zu lindern Noth!
Jener Heiligen gleich, reicht sie den Labetrunk
Gramverschmachtenden Lippen dar.

Heil drum, doppeltes Heil unserem Kaiserhaus!
Ewig strahle des Glücks segnende Sonne ihm,
Und zur goldenen Saat reife an seiner Hand
Oestreichs grünendes Völkerglück!

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Der zweite Theil von Goethe's „Faust" wandert allmählich in Deutschland von Bühne zu Bühne, im Anschluß an den ersten. In Berlin ist er am Nationaltheater und am Victoriatheater gegeben worden, an letzterm in der Otto Devrient'schen Einrichtung der dreitheiligen Bühne nach Art und Weise der mittelalterlichen Passionsspiele. Es ist bekannt, daß Dingelstedt eine Dreitheilung des „Faust" vorschlägt, während die große Dichtung in der vorigen Saison am hannoverschen Theater in einer Fünftheilung in Scene ging. Neuerdings ist in dem prachtvollen dresdener Hoftheater der zweite Theil in der Einrichtung von Wollheim, die Herr Regisseur Marcks überarbeitet hatte, mit der Pierson'schen Musik in Scene gegangen: es ist dieselbe Einrichtung, in welcher dieser zweite Theil des „Faust" schon am leipziger Theater gegeben worden ist. Wie in Leipzig machte auch in Dresden die Scene, in welcher der Baccalaureus dem vermeintlichen alten Magister die Weisheit des jüngern überweisen Geschlechts vorträgt, den lebendigsten Eindruck: sie ist entschieden eine der frischesten im zweiten Theil. Die tüchtige musikalische Begleitung von Pierson, der Glanz der Decorationen und Beleuchtungseffecte, die vortreffliche Inscenirung konnten jedoch darüber nicht hinwegtäuschen, daß in dieser Dichtung die Mischung von Allegorischem und frisch Lebendigem auf der Bühne eine keineswegs erquickliche und dramatisch glaubwürdige ist, wie der Held ja selbst in den Helenascenen sich auf einmal in eine allegorische Figur verwandelt, der noch dazu von den verschiedenen Commentaren verschiedene Zettel angehängt werden. Dadurch hat Faust selbst, der Faust der Bühne, das Interesse verloren, das man einer dramatischen Gestalt entgegenbringt, und die Scenen des letzten Aktes, welche ihn uns wieder menschlich näher bringen, vermögen nicht mehr den Antheil zu erwecken, den sie ohne die breit sich einschiebende Phantasmagorie gewiß erregen würden. Die Commentarbedürftigkeit der meisten Scenen läßt kein unmittelbares Verständniß zu, wie es jede dramatische Vorführung voraussetzt. Die harte Nuß dieses zweiten Theils ist in Dresden wenigstens so schön vergoldet worden, daß sie ihre Anziehungskraft bewähren wird. Die Inscenirung gereicht der Direction und der Regie zur Ehre . . . und wie man auch über die dramatische Lebensfähigkeit des zweiten Theils des „Faust" denken mag: es ertönt wenigstens manches goldene Dichterwort von der Bühne, die sich in neuerer Zeit ja allem Poetischen immer mehr zu entfremden droht.

— Die Hochflut der verschwiegenen Dramatik, die bei Preisausschreibungen aus den Pulten hervorflutet, scheint sich doch etwas verlaufen zu haben. Infolge des von der münchener Hoftheaterintendanz am 25. August 1878 veröffentlichten Preisausschreibens liefen bis zum festgestellten Termin, dem letzten August 1879, nur 99 dramatische Dichtungen ein: 30 Tragödien, 31 Schauspiele und 38 Lustspiele. Von diesen wurde nur ein Lustspiel: „Aberglaube", mit dem Motto „St.-Johannistag" für die Aufführung bestimmt, welcher dann die definitive Entscheidung über die Prämiirung folgt. Bei dieser letzten Feuerprobe ist bekanntlich in München das Wilbrandt'sche Stück „Die Tochter des Herrn Fabricius" verunglückt. Die Verfasserin des Lustspiels „Aberglaube" ist die bekannte Novellistin der „Gartenlaube" E. Werner (Elisabeth Bürstenbinder in Berlin), die sich also jetzt auch auf dem Gebiete der Bühne versucht hat, auf dem unsers Wissens ihre Vorgängerin in den Spalten und den Erfolgen der „Gartenlaube", E. Marlitt, sich nie gewagt hat. E. Werner hat in ihren Romanen: „Zerbrochene Fesseln", „Am Altar" u. a., sich als ein Talent bewährt, dem es nicht an Erfindungsgabe fehlt, und auch schon die Richtung eingeschlagen, die sie, dem Titel nach zu urtheilen, in ihrem neuen Lustspiel verfolgt: sie liebt es, sich als Priesterin der Aufklärung zu drapiren.

Ein anderes Lustspiel mit dem naiven Motto:

Ich schick's! Was ist riskirt?
Was soll mich daran hindern?
Wird's auch nicht prämiirt,
So wird's doch überwintern —

wurde nur bedingungsweise, wenn der Verfasser die nöthigen Aenderungen macht, für die Aufführung „begutachtet", im übrigen aber, dem Motto entsprechend, „nicht prämiirt"; es bleibt von der Preisconcurrenz ausgeschlossen. Die 30 Tragödien sind ganz klanglos zum Orkus hinabgewandert: keiner ward auch nur die schüchterne Aussicht auf eine eventuelle Aufführung eröffnet, wie dem zweiten Lustspiel.

— Am Theater am Gärtnerplatz in München ist das vaterländische Schauspiel „Drei Küsse" von Friedrich Karl Schubert mit vielem Beifall in Scene gegangen. Das Stück war

gleichsam ein Nachspiel der bairischen Wittelsbach-Feier. Es spielt in den bewegten Zeiten des Kurfürsten Emanuel, und man rühmt ihm eine spannende Handlung nach.

— Gustav von Moser, der schon immer zur dramatischen Compagniearbeit hinneigte, hat neuerdings den Dichter von „Sodom und Gomorrha", E. von Schönthan, als Assoeié gewonnen. Das neue Stück der Firma: „Krieg im Frieden, lustige Scenen aus dem Manöverleben", hat am Wallner-Theater in Berlin gefallen.

— Karl von Moy's Schauspiel „Ein deutscher Standesherr" fand am hamburger Thaliatheater, vorzugsweise wegen der vorurtheilsfreien und edeln Gesinnung, welche das Stück beseelt, eine freundliche Aufnahme.

— Shakspeare's „Cymbelin" für die Bühne zu erobern, haben sich schon viele deutsche Bearbeiter Mühe gegeben; wir erwähnen Albert Lindner, Georg von Vincke u. a. Auch Freiherr von Wolzogen hat sich denselben angeschlossen: seine Bearbeitung des „Cymbelin" kam am berliner Nationaltheater, von dem Director von Hell geschmack- und verständnißvoll inscenirt, mit Erfolg zur Aufführung.

— Eine neue Oper: „Das Nordlicht von Kasan" von Karl Pfeffer, wurde in Leipzig mit einem succès d'estime aufgeführt. Der Stoff ist einer Dichtung Auffenberg's entnommen; der Held ist der Pseudozar Pugatschew, den ja auch Gutzkow zum Helden einer Tragödie gemacht hatte. Die musikalische Kritik tadelt den zu großen instrumentalen Aufwand der Oper.

Bibliographie.

Albrecht, E., Wittelsbach. Jubiläumsdichtung. Landshut, Attenkover. Gr. 8. 50 Pf.

Alleu, G., Der Farbensinn. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Ein Beitrag zur vergleichenden Psychologie. Rechtmässige deutsche Ausgabe. Mit einer Einleitung von E. Krause. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 5 M.

Bachmann, R., Niclas Storch der Anfänger der Zwickauer Wiedertäufer. Ein Lebensbild aus dem Reformationszeitalter auf Grund der in der königlichen öffeutlichen Bibliothek zu Dresden wie auf der Rathsbibliothek zu Zwickau vorhandeneu Nachrichten bearbeitet. Zwickau, Altner. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Baisch, O., Die deutsche Kunst auf der Düsseldorfer Ausstellung 1880. Studieu und Gedenkblätter. München, Bassermann. 8. 1 M.

Bibra, W. Freih. v., Beiträge zur Familien-Geschichte der Reichsfreiherren von Bibra. Auf Grund urkundlicher Nachrichten bearbeitet. 1ster Bd. München, Kaiser. Gr. 8. 4 M. 30 Pf.

Bogdanovitsch, E. W., Die Garde des russischen Zaren auf der Strasse nach Sophia am 12. October 1877. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von Pochhammer. Hannover, Helwing. Gr. 8. 4 M.

Boué, A., Ueber den ehemaligeu und jetzigen Stand der Geologie uud Geogenie und die Untersuchungen und Methodeu in diesen Richtuugen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 20 Pf.

Braun, J. W., Der Schullehrer von Closewitz. Drama. Berlin, Jßleib. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Ein politischer Verbrecher. Lustspiel. Berlin, Jßleib. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge herausgegeben von P. Haffner. 1ster Bd. 7tes Heft: Freimaurerei und Bühne von P. Wasserburg. Frankfurt a. M., Fößer. Gr. 8. 40 Pf.

Brnnold, F., Die Askanier-Burg Werbellin. Ein Beitrag zur Geschichte der Mark. Auf Veranlassung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Karl von Preußen. Leipzig, Albrecht. Gr. 8. 3 M.

Bücking, G., Geschichte und Sagen von Heidelberg uud der Umgegend. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M.

Comte's, A., Einleitung in die positive Philosophie. Deutsch von G. H. Schneider. Leipzig, Fues. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Danuemann, F., Maria von Schottland. Schauspiel. Bremen, Hollmann. Gr. 16. 2 M.

Döllinger, J. v., Das Haus Wittelsbach und seine Bedeutung in der deutschen Geschichte. Festrede. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 80 Pf.

Emmer, J., Kaiser Franz Josef I. Geschichte seines Lebens und seiner Regierung. Teschen, Prochaska. 4. 30 M.

Faulmann, C., Das Buch der Schrift, enthaltend die Schriftzeichen und Alphabete aller Zeiten und aller Völker des Erdkreises. 2te verm. u. verb. Aufl. Wieu, k. k. Hof- uud Staatsdruckerei. Hoch 4. 12 M.

Fischer, K., Die Nation und der Bundestag. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte. Leipzig, Fries. Gr. 8. 7 M.

Friedrich, G., Die Grenzen der Religionsfreiheit und die Wissenschaftslehre der heutigen Naturforschung. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 8. 1 M.

Giese, F., Mönsterſk Stilliäwen. Plattdütſke Vertellsels füör Old un Jung, füör Buer un Büörger, naa dat, wat mi min Frönd Heurich Krukenkamp vertellt hat. Münster, Coppenrath. 8. 1 M.

Gintl, Julie, Blüthen eines Kranzes. Drei Novellen. Prag, Kytka. 8. 1 M.

Goethe, W. v., Italienische Reise. Leipzig, Ph. Reclam jun. 16. 90 Pf.

Hartmann, A., Volksschauspiele. In Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt. Mit vielen Melodien, aus dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. 15 M.

Hinrichs, G., Meerumslungn. Gedichte in sin leef Moderspraf. Itzehoe, Nusser. 8. 2 M. 40 Pf.

Hoffmann, F., Die Verschwörung der Pazzi. Sittengemälde aus den Tagen Lorenzo's de' Medici, des Erlauchten. Basel, Schwabe. 8. 2 M. 40 Pf.

Jahn, H. E., Agnes Bernauer. Trauerspiel. Rostock, Meyer. 8. 2 M.

Karlowitsch, N., Die Entwickeluug des Nihilismus. 3te stark vermehrte Auflage. Berlin, Behr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein Kranz um der Mutter Bild gewunden von dankbarer Kindeshand. Köln, Du Mont-Schauberg. 16. 6 M.

Kuhn, K., Otto von Wittelsbach. Dramatisches Gedicht. Augsburg, Kranzfelder. 8. 50 Pf.

Der Kulturkampf vor 100 Jahren als Spiegel für die Gegenwart. Geschichts- und Lebensbilder für das deutsche Volk. Bonn, Hauptmann. 8. 2 M.

Lecky, W. E. H., Entstehungsgeschichte und Charakteristik des Methodismus. Aus dem Englischen von F. Löwe. Leipzig, C. F. Wiuter. Gr. 8. 2 M.

Lenaus sämmtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Anastasius Grün. Illustrirte Ausgabe. 1ste u. 2te Lfg. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. à 50 Pf.

Leonhardt, W., Gedichte. Berlin, Heinicke. 8. 2 M.

Liszt, F., Gesammelte Schriften. 1ster Bd.: Friedrich Chopin. Frei ins Deutsche übertragen von La Mara. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 M.

Loose, W., Briefe eines Leipziger Studenten aus den Jahren 1572 bis 1574. Nürnberg, v. Ebuer. 4. 80 Pf.

Manitius, H. A., Die Sprachenwelt in ihrem geschichtlich-literarischen Entwickelungsgange zur Humanität. 2ter Bd.: Europa. Griechenland und die romanischen Völker. Leipzig, C. A. Koch. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

March, R., Johannes Janderka, der kühne Anführer der Schmuggler und Banditen im Böhmerwalde oder Frevel und Sühne. Neuester Sensations-Roman. 1stes bis 34stes Hft. Neusalza, Oeser. Gr. 8. à 20 Pf.

Marby, A., Gebundene Herzen. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 M.

Michell, G., Er ist kein Mädchen. Lustspiel. Weimar, Weißbach. Gr. 8. 80 Pf.

Mühry, A., Ueber die exacte Natur-Philosophie. Ein Beitrag zu der in der Gegenwart auf uaturwissenschaftlichem Grunde sich vollführenden neuen Coustituirung der Philosophie. 4te, sehr vermehrte Aufl. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Neuse, G., Haus- und Gesellschafts-Theater. Lustspiele, komische Scenen, Possen mit Gesang, Soloscherze, Vorträge und Couplets. Mülheim, Bagel. 8. 1 M. 50 Pf.

Niemann, A., Eine Emancipirte. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Pantenius, T. H., Im Gottesländchen. Erzählungen aus dem kurländischen Leben. 1ster Bd.: Im Banne der Vergangenheit. Mitau, Behre. Gr. 8. 5 M.

Piper, O., Rheinische Spaziergänge. Feuilleton-Aufsätze aus Natur, Kunst und Geschichte im Stromgebiet des Rheines. Rostock, Stiller. Gr. 8. 2 M.

Retzmann, C., Die Eroberung der Stadt Münden im 30jährigen Kriege durch den Grafen Tilly. Münden, Angustin. Gr. 8. 60 Pf.

Ritter, M., Politik und Geschichte der Union zur Zeit des Ausganges Rudolfs II. und der Anfänge des Kaisers Matthias. München, Franz. Gr. 4. 2 M. 60 Pf.

Roeder, M., Italienische Dichter- und Künstler-Profile. Kritische Essays. Leipzig, L. Senf. 8. 3 M.

Illustrirte Romane aller Nationen. Unterhaltungsblätter für Jedermann. 1ster Jahrgang. 1880/81. 52 Nrn. Stuttgart, Hallberger. Hoch 4. Vierteljährlich 1 M. 25 Pf.

Rühl, A., Wellenschläge des Lebens. Novelle. Barmen, Inderau. 8. 1 M. 50 Pf.

Schauspiel und Bühne. Beiträge zur Erkenntniss der dramatischen Kunst, herausgegeben von J. Lepsius und L. Traube. 1stes Heft. München, A. Ackermann. Gr. 8. 2 M.

Schmidt-Warneck, F., Die intellectualistische Glaubensdoctrin in ihrem Widerspruche zum Materialprincip der protestantischen Kirche. Jena, Deistung. 8. 1 M. 50 Pf.

Schneid, M., Der neuere Spiritismus philosophisch geprüft. Eichstätt, Hornik. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schneider (Sartorius), E., Isabella auf dem Nürnberger Reichstag (von 1524). Dramatische Dichtung. Nürnberg, Raw. 16. 60 Pf.

Schneider, F., Herbstblüthen. Gedichte. Prag, Dominicus. 16. 2 M. 40 Pf.

Schultze, F., Die Sprache des Kindes. Eine Anregung zur Erforschung des Gegeustandes. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 1 M.

Siegfried, L., Der Rausch. Eine psychologische Studie. Bonn, Strauß. 8. 1 M. 50 Pf.

Stern, Thierquälerei und Thierleben in der jüdischen Literatur. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 80 Pf.

Stinde, J., Aus der Werkstatt der Natur! Streifzüge durch Feld und Flur, Haushalt und Natur. 3ter Bd. Leipzig, L. Senf. 8. 1 M. 50 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1358: Das neue System. Schauspiel von Björnstjerne Björnson. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Ph. Reclam jun. 16. 20 Pf.

Vom Rhein. I. Erzählungen aus dem Mittelalter. Leipzig, Lesimple. 8. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Gesammelte Erzählungen

von

Magdalene Thoresen.

Frei nach dem Norwegischen

von

Walter Reinmar.

Vierter Band:

Signe.

8. 4 M. 50 Pf., elegant gebunden 5 M.

Früher erschien:

Erster Band:

Dorfgeschichten aus Norwegen.

8. 4 M. 50 Pf., elegant gebunden 5 M.

Zweiter Band:

Inga, die Sonne des Siljethals.

8. 4 M. 50 Pf., elegant gebunden 5 M.

Dritter Band:

Der Student. — Skizzen.

8. 4 M. 50 Pf., elegant gebunden 5 M.

Jeder Band wird einzeln verkauft und ist auch unter Separattitel zu haben.

Magdalene Thoresen ist die erste lebende Dichterin des skandinavischen Nordens. In ihren Erzählungen ist die großartige Natur Norwegens und der Charakter des norwegischen Volks so getreu gezeichnet, daß sich denselben nichts Aehnliches an die Seite stellen läßt, selbst nicht die berühmten Bauernnovellen Björnstjerne Björnson's. Magdalene Thoresen's Erzählungen haben den großen Vorzug, daß sie von dem Hauche einer tiefen, innigen Poesie beseelt und durchgeistigt sind. Diese Meisterwerke der Erzählungskunst sollten in keiner Familienbibliothek fehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dichtungen

von

Johann Fischart,

genannt **Meuzer.**

Herausgegeben von Karl Goedeke.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 15. Bd.)

Die vorzüglichsten poetischen Stücke des großen deutschen Satirikers und Sprachkünstlers Fischart: „Das glückhafft Schiff von Zürich", „Flöhhatz, Weibertratz", „Das Lob der Mucken" und eine Anzahl kleinerer Gedichte werden hier in einer neuen, billigen, mit biographischer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Lyrische Gedichte

von

Andreas Gryphius.

Herausgegeben von **Julius Tittmann.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, 14. Band.)

Andreas Gryphius' lyrische Gedichte (Sonette — Gesänge und Lieder — Epigramme) zeichnen sich nicht minder als seine so hoch gewürdigten dramatischen Dichtungen durch wahre Empfindung vor denen seiner Zeitgenossen aus und verdienen in vollem Maße die zeitgemäße Erneuerung, die ihnen hier zutheil geworden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von

G. Locella.

1.—6. Bändchen. Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in Montagna.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana.
4. **Gherardi del Testa.** L' oro e l' orpello.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni.

Diese Sammlung der beliebtesten italienischen Theaterstücke, zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen, bietet ein vorzügliches Hülfsmittel zur Erlernung der italienischen Umgangssprache für Schulen wie beim Selbstunterricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Mensch vor der Zeit der Metalle.

Von

N. Joly.

Mit 136 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 46. Band.)

Vorliegendes Werk des französischen Naturforschers Joly fasst alles, was über die Urgeschichte des Menschengeschlechts von der Wissenschaft bisher ans Licht gezogen worden, in gemeinverständlicher Darstellung zusammen; namentlich entwirft es eine äusserst interessante, durch zahlreiche Abbildungen veranschaulichte Schilderung von den Zuständen der vor der Metallzeit lebenden Menschen, von ihrer Industrie und Kunst wie von ihren moralischen und religiösen Begriffen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

LITERARISCHE GESELLSCHAFT BERLIN

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1880.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Rudolf von Gottschall. — Zur publicistischen Literatur. — Romane und Novellen. Von Alfred Friedmann. — Ein Drama von Shelley in neuer Uebersetzung. Von Robert Waldmüller. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Zu denjenigen, welche unserm literarischen Zeitalter ein durchaus ungünstiges Zeugniß ausstellen, gehört auch Bruno Bauer, der Revenant der absoluten Kritik, in seinem neulich besprochenen Werke über die Bismarck-Aera. Es ist wahr, Bruno Bauer hat sich selbst bisher sehr wenig mit den deutschen Musen beschäftigt, er kennt sie eigentlich nur aus Zeitungsausschnitten und Feuilletonrecensionen; und wenn Fürst Bismarck weder aus Varzin noch aus Friedrichsruh ein Ferrara gemacht hat, wenn der übermäßig beschäftigte Staatsmann und Reichsgründer sich weder mit Homerübersetzungen abgibt wie sein College der jetzige englische Premier Gladstone, noch mit Romanschriftstellerei wie dessen Vorgänger Lord Beaconsfield, der seine Phantasie zuerst mit freien poetischen Erfindungen nährte, ehe er die englische imperialistische Politik erfand: so würde auch Bruno Bauer, wenn ihm das Schicksal ein Tusculum vergönnte, gewiß unter dem säulengetragenen Dach desselben keine Sänger und Künstler bewirthen, keine ästhetischen Gespräche führen, sondern höchstens mit einigen nachgeborenen Jüngern der Charlottenburger Kritik peripatetische Philosophie treiben.

Bruno Bauer hat also kaum das Recht, ein Zeitalter anzuklagen, mit dessen Gleichgültigkeit gegen die Musen, besonders gegen die Muse der Poesie, er vollkommen übereinstimmt. Es ist ein Trost, daß Bruno Bauer, wenn er in unserer classischen Epoche gelebt hätte, vielleicht ein nicht minder ungünstiges Urtheil über die zeitgenössische Poesie gefällt haben würde, wenigstens was ihre Größen betrifft; denn er stellt die ersten Bände von Moritz' „Anton Reiser" und die ersten Theile von Jung-Stilling's „Leben" als Meisterwerke der Sprache und Composition hoch über ihr sprachliches und Stimmungsvorbild, Goethe's „Werther". Auch von dem Einfluß der „sogenannten" classischen Literatur auf die Gegenwart denkt er gering; er meint, ihre Hauptmasse sei in den Citatenschatz des deutschen Volkes herabgesickert. Die „neue Aera" aber konnte nach seiner Ansicht nur die Reste einer an sich unfruchtbaren Zeit verbrauchen oder mußte mit den Neulingen einer sehr unfruchtbaren Gegenwart vorliebnehmen.

Vor etwa drei Jahrzehnten ertönte dieselbe Klage über die Unfruchtbarkeit der Gegenwart aus dem Munde der Literarhistoriker. Gervinus hatte sie zuerst angestimmt, Julian Schmidt gab ihr ein Echo in seiner Darstellung der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Jener ignorirte alles, was hinter der von ihm gezogenen Grenzlinie der „historisch gewordenen" Literatur lag; neue Namen waren ihm unbequem, er gab den Deutschen den Rath, die Poesie ruhen zu lassen und Politik zu treiben. Und sie folgten diesem Rath und trieben eine Politik, die ihm noch unbequemer wurde als die neuen Musen; denn sie widersprach seinen Ueberzeugungen und machte seine Prophezeiungen zu Schanden. Julian Schmidt aber konnte nicht umhin, in jeder neuen Auflage seines Werks doch neue literarische Planeten zu entdecken und seinen Mismuth gegen die neue Literatur herabzustimmen, nachdem sie in Freytag, Auerbach u. a. so schöne Blüten des gesunden Realismus gezeitigt hatte.

Gervinus hatte aber noch eine andere Aeußerung gethan, damals als sein Aug' im schönen Shakspeare-Wahnsinn rollte; er hatte, anknüpfend an den Schwan von Avon und seine Meisterwerke, den deutschen Bühnen eine große Zukunft prophezeit, sobald die deutsche Geschichte selbst an

Tragödien reich sein würde. Nun, an Tragödien fehlte es schon den Jahren 1848 und 1849 nicht; ein großer Nationalkrieg kam hinzu, größer als derjenige, der mit seinem Feuergeist Shakspeare's „Heinrich V." erfüllt hatte; denn wie verschwinden Crezy und Azincourt gegen Sedan! Und trotz aller dieser Verheißungen hat unsere Bühne keinen Aufschwung genommen; es fehlt nicht an dichterischen Talenten, aber der ernsten und großartigen Dichtung fehlt es an einem Publikum. Niemals ist die Begeisterung für den Genius der Geschichte geringer gewesen als gerade jetzt, wenn er auf der Bühne oder in der Dichtung den Hörern entgegentritt.

Wenn irgendetwas, so mag dies die Schwarzseherei der Pessimisten entschuldigen, welche in der neuen Aera eine Aera des Verfalls erblicken. Entschuldigen, doch nicht rechtfertigen! Lessing erklärte, daß wir eine Nationalbühne haben würden, sobald wir eine Nation seien: sollen wir daraus, daß uns eine solche Bühne fehlt, auch schließen, daß wir keine Nation sind? Gewiß nicht! Auch die Machtsprüche der größten Köpfe sind nicht immer Orakel, die sich erfüllen. Am mislichsten steht es mit der Analogie; Bruno Bauer selbst hat in seinem Werk, das an den seltsamsten Parallelen reich ist, den Beweis dafür geliefert. Omne simile claudicat . . . dies gilt noch mehr von den geschichtlichen Analogien. Nicht unter den gleichen Verhältnissen hat sich bei den verschiedenen Nationen die Literatur zu classischer Blüte entwickelt; es geschah dies zur Zeit ihres politischen Zeniths, aber ebenso oft, ja öfter in der Zeit des Aufschwungs nach diesem Ziele. So war es in Griechenland; auch das England Shakspeare's war ein jugendlich strebender Staat; die Jahrzehnte, welche der Französischen Revolution vorausgingen und sie begleiteten, Jahrzehnte beseelt vom Sturm und Drang einer nach Idealen ringenden Begeisterung, haben unsere deutsche classische Literatur geschaffen; und wenn wir die neue Zeit ins Auge fassen, so müssen wir sagen, daß die vormärzliche Epoche bei vielem Unreifen und Ueberschwenglichen doch in poetischer Hinsicht bedeutender und genialer war als die jetzige Aera der Reife, in welcher sehr viel Trockenes und Dürres hinter den abfallenden Hülsen zu Tage kommt. Die Bismarck-Aera besteht kaum seit 20, das Deutsche Reich seit 10 Jahren. Diese Zeiträume sind zu klein, um Marksteine einer geistigen Entwickelung zu bilden. Die Haupttalente dieser Zeit gehören noch der frühern Epoche an; wohl sind auch neue bedeutende dichterische Kräfte aufgetaucht, wir erinnern an Wilbrandt, Spielhagen, Hamerling: aber es war ein frischerer Geist, und vor allem eine weit größere Empfänglichkeit des Publikums für das dichterisch Hervorragende in der Epoche von 1830 bis 1850. Dies liegt nicht allein in den politischen Verhältnissen, obschon die Gründung eines Reichs eine harte Arbeit ist, welche das dulce otium der Poesie ausschließt, obschon es hier an Rückschlägen und Täuschungen nicht fehlt, die Frage des prosaischen Bedürfnisses sich in den Vordergrund drängt und die immer bedrohliche politische Lage mit der russisch-französischen Zwickmühle dem deutschen Volke nicht den Genuß der erworbenen Güter gönnt. Die Milliarden und der Gründungsschwindel haben überhaupt eine Interessenjagd ins Leben gerufen, durch welche der reine Aether der Kunst verdumpfen muß.

Doch die Ungunst der Zeitstimmung ist es nicht allein und nicht hauptsächlich, was dem Aufschwung der Literatur hinderlich ist: es sind innere Schäden, an denen sie weit mehr krankt; wir wollen hier nur zwei erwähnen, deren Ueberwuchern einem gesunden Wachsthum Raum und Luft nimmt.

Das eine ist das Epigonenthum: wir beziehen dies nicht auf die schaffenden Talente, welche dieser Vorwurf nicht trifft; wir meinen damit die Classicitätsmanie, welche sich immer mehr darauf steift, den Fluß der literarischen Entwickelung gleichsam abzusperren und eine bestimmte Zeit ausschließlich für alle Zeiten zu prämiiren. Pietät gegen die großen Geister einer Nation ist gewiß lobenswerth; ein begeisterter Cultus derselben kann auch den Aufschwung der Gegenwart fördern, ebenso wie kritische Untersuchungen der Vergangenheit; aber ein zu weit gehender Scholasticismus im Grübeln, Tifteln, ein Herausgraben der gleichgültigsten Kleinigkeiten, der Reliquiendienst, der bei den heilig gesprochenen Poeten jede „ungenähte" Phrase zur Bewunderung ausstellt, kann nur in bedauerlicher Weise die Talente der Gegenwart und den Antheil des Publikums lähmen. Und in Deutschland hat die literarische Production auf diesem Gebiet eine Höhe erreicht, wie dies kaum in einem andern Lande in irgendeiner Epoche der Entwickelung der Fall war. Wir haben Goethe-, Schiller-, Shakspeare-Philologen in dichten Haufen; wir haben eine ganz nach dem Muster der alten Classiker zugeschnittene Classicität, eine wahre Aussaat von neuen Commentaren in jedem Meßkatalog. Das ist alles eine exacte Fachgelehrsamkeit geworden, die an den Universitäten eine Rolle spielt; aber diese sich in den Schwanz beißende Schlange der Literatur liegt als ein Hinderniß vor der Pforte, die zu neuen Höhen der Entwickelung führt. Auf den Bühnen muß die Flagge das Gut decken: unter der Fahne der Classicität läßt sich leicht der Ruf des Kunstsinns erwerben; man sucht alles Unaufführbare hervor und macht es aufführbar, von Shakspeare'schen Lustspielen und Historien bis zum „Jahrmarkt von Plundersweilern" und dem zweiten Theil des „Faust". Hätten Shakspeare, Schiller und Goethe mit dem Wust einer solchen traditionellen Classicität zu kämpfen gehabt, ihr Genie hätte erlahmen müssen.

Und neben dem kritischen Epigonenthum macht sich als zweiter Hauptschaden unserer Literatur das Franzosenthum geltend. Zwischen der Franzosenfresserei einer deutschthümelnden Zeit und dem Protest gegen die literarischen Neufranzosen ist ein sehr wesentlicher Unterschied. Alle Anerkennung für den internationalen Verkehr, für die hervorragenden Talente des Auslandes und auch Frankreichs: aber wenn unsere Bühnen den Abfall der fran-

zösischen Theater geben, wenn die Feuilletons großer Zeitungen sich mit jedem neuen französischen Roman oder Drama wie mit einem tonangebenden Ereigniß beschäftigen, wenn ein Roman wie Zola's „Nana", ein Roman von der brüskesten Sinnlichkeit und Liederlichkeit und dabei von einem fast die Geruchsnerven afficirenden Realismus der Darstellung, in einer größern Zahl von Exemplaren in Deutschland verbreitet ist als die Originalwerke unserer hervorragenden Talente, wie z. B. Karl Gutzkow's: dann ist die Klage begründet, daß das siegreiche Deutschland sich in den Culturfesseln der Besiegten befindet, sich an den literarischen Triumphwagen der schmuzigen Lutetia spannen läßt, und der Zweifel berechtigt, ob der literarische Geist der neuen Aera sich der äußern Machtstellung des Deutschen Reichs würdig erweisen wird.

Rudolf von Gottschall.

Zur publicistischen Literatur.

1. Das Ministerium Lasker-Richter oder die Orgien des Pseudoliberalismus. Eine Haupt- und Staatsaction von Ernst Rethwisch. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. Lex.-8. 60 Pf.
2. Non volumus. Eine Betrachtung der politischen Lage. Von Richard Reuter. Zweite, in Gemäßheit eines gerichtlichen Erkenntnisses abgeänderte und mit einem weitern Vorwort versehene Auflage. Berlin, Staude. 1879. Gr. 8. 1 M.
3. Gesammelte Reden von Franz Ziegler. Herausgegeben von Franziska von Béguelin, geb. Ziegler. Berlin, Staude. 1880. 8. 2 M.
4. Montesquieu's Theorien von der Dreitheilung der Gewalten im Staate auf ihre Quellen zurückgeführt. Ein Beitrag zur Geschichte der Staatswissenschaft von Harry Jannsen. Gotha, F. A. Perthes. 1878. 8. 60 Pf.
5. Der österreichische Adel und sein constitutioneller Beruf. Mahnruf an die aristokratische Jugend. Von einem Oesterreicher. München, A. Ackermann. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Magyarisirung in Ungarn. (Nach den Debatten des ungarischen Reichstags über den obligaten Unterricht der magyarischen Sprache in sämmtlichen Volksschulen.) München, Th. Ackermann. 1879. 8. 3 M.
7. Ludwig Kossuth. Meine Schriften aus der Emigration. Erster Band: Die Periode des 1859er italienischen Kriegs. Autorisirte deutsche Ausgabe. Erste Lieferung. Preßburg, Stampfel. 1880. Gr. 8. 80 Pf.
8. Die Wiedergeburt des Deutschen Reichs. Ein Nachtrag zur Schrift „Der Europäische Krieg" von Ernst Baron von Linden. Zürich, Verlags-Magazin. 1878. Gr. 8. 1 M.
9. Statistischer Almanach für das Deutsche Reich, nach amtlichen Quellen bearbeitet von M. Neefe. Dritte Auflage. Jena, Fischer. 1879. 8. 1 M. 50 Pf.

Die von Ernst Rethwisch veröffentlichte Humoreske (Nr. 1) versetzt uns plötzlich in eine Situation, in welcher wir den linken Flügel der Nationalliberalen und die Fortschrittspartei am Ruder des preußischen Staats erblicken. Lasker ist Ministerpräsident, Richter Kriegs- und Handelsminister, Träger Cultusminister, Hänel Marineminister, Forckenbeck Minister des Innern. Es wird Ministerrath gehalten, dem „Menschen, den wir nun glücklich los geworden sind", alles mögliche Schlimme nachgesagt und an die Stelle einer realen Politik die Politik der großen und ewigen Ideen, der erhabenen Principien der Menschheit gesetzt. Die Staatsbahnen werden um einen Spottpreis an Privatgesellschaften verkauft, jede Art von Zoll wird abgeschafft, mit der Türkei eine Allianz geschlossen, zwanzig Kriegsschiffe werden an Frankreich verkauft und an deren Stelle die großen, ewigen Ideen der Menschheit gesetzt, der Culturkampf und die Gefahren der Socialdemokratie durch Disputationen mit den Führern der Ultramontanen und Socialisten aus der Welt geschafft; die Abgeordneten Bennigsen, Gneist, Miquel, welche das Princip der Gleichheit und der Humanität in so schnöder Weise verletzt haben, und die Historiker Ranke, Droysen, Sybel, Treitschke, welche den Leuten das thörichte Ding, das sie gesunden Menschenverstand nennen, in den Kopf bringen, sollen ausgewiesen, das stehende Heer auf 50 Regimenter zu je 2 Batterien mit zusammen 100 Offizieren reducirt, die Miliz jährlich zu dreiwöchentlichen Uebungen einberufen werden. Am schlimmsten kommt in dieser Darstellung der Ministerberathungen Richter weg, welcher als der reine Idealist geschildert wird, der sich um Wirklichkeit und Thatsachen nicht kümmert, das Princip des Freihandels aufrecht erhält, mag kommen was da will, und wenn die ganze Welt darüber zu Grunde geht. „Wie ist es denn in der Tragödie? Der Held geht unter, Tod und Jammer starren uns aus dem letzten Act entgegen, aber die Idee siegt. So wollen auch wir handeln! Nicht an die Materie, sondern an die Idee wollen wir uns klammern; dann wird uns, auch wenn Unheil hereinbricht, das Bewußtsein erfüllter Pflicht niemals verlassen." Die letzte Sitzung, in welcher Lasker mehrere erfreuliche Resultate seines ministeriellen Wirkens mittheilt, wird durch die Ueberreichung eines französischen und eines russischen Ultimatums und durch das Eintreten Windthorst's, welcher die Auflösung des Deutschen Reichs, Abschaffung der Maigesetze, Zurückberufung der Jesuiten fordert, unterbrochen. Während das Ministerium sich auf seine eminent friedliche Gesinnung beruft, entsteht ein Tumult auf der Straße, Volksmassen bedrohen die Minister, Fürst Bismarck mit Moltke und den sieben Ausgewiesenen tritt in den Saal, fordert die Herren auf, den Geist der Fortschrittspartei „wie einen abgeschabten Rock" abzulegen, und macht dem ganzen Spuk ein Ende, die Größe und Einheit Deutschlands als das einzige Ziel seiner Politik bezeichnend.

Richard Reuter, der Verfasser der Broschüre „Non volumus" (Nr. 2), würde, wenn er zwischen einem Ministe-

rium Lasker-Richter und einem Ministerium Bismarck die Wahl hätte, offenbar jenem den Vorzug geben. Die erste Auflage dieser Schrift wurde wegen zweier Stellen, in welchen Beleidigungen des deutschen Reichskanzlers gefunden wurden, mit Beschlag belegt. Diese Stellen sind in der zweiten Auflage weggelassen und Fürst Bismarck ist einfach als Reactionär behandelt, der seiner eigentlichen Aufgabe nicht gewachsen ist und dem Non possumus der päpstlichen Curie sein Non volumus zur Seite stellt. Als das Ziel einer wahrhaft deutschen Politik bezeichnet der Verfasser die Entwickelung des Deutschen Reichs zu einer dem germanischen Geiste entsprechenden Staatsform, die Herstellung wahrhaft, nicht blos äußerlich und dem Scheine nach verfassungsmäßiger Zustände und die Aufrichtung des vollen Rechtsstaats. Da die oberste Leitung des Deutschen Reichs dem Verlangen nach Aufrichtung des germanischen Verfassungs- und Rechtsstaats thatsächlich nicht entspricht, so fordert der Verfasser die nationalliberale Partei auf, von ihrer Verbindung mit Bismarck sich loszumachen, ihr Sonderdasein aufzugeben und in die allgemeine freisinnige Partei, aus der sie entstanden ist, wieder zurückzutreten. Wir haben hier das freie und zugleich thatkräftige deutsche Bürgerthum des berliner Städtetags, das im vorigen Jahre auf einmal als eine Reminiscenz von 1848 in die Debatten über das Zollgesetz hineingeworfen wurde. Der Verfasser zweifelt nicht daran, daß, wenn eine große vereinigte freisinnige Partei auf den alten Bahnen des Verfassungs- und Rechtsstaats vorwärts strebt und sich weder in Irrwege verlocken läßt noch selbst solche aufsucht, es ihr gelingen werde, das Ideal eines germanischen Staats herzustellen, den Parlamentarismus als die allein die Volksrechte sichernde Staatsform zu begründen, den Bund der deutschen Einheit mit der deutschen Freiheit ins Leben zu führen und von der Zinne des Reichs aus jedem Non-volumus-Ruf, komme er woher er wolle, siegreich entgegenzurufen: „Sed nos volumus!“ Das Recept ist ziemlich einfach, und das Ziel gewiß schön; ob aber in einem neuerrichteten Bundesstaate, in welchem die Centrifugalkräfte noch weit stärker sind als die Centripetalkräfte, die nämlichen Mittel anzuwenden sein würden wie bei einem seit Jahrhunderten zusammengewachsenen Staate, ist eine andere Frage.

Eine mildere Tonart finden wir in den „Gesammelten Reden“ von Franz Ziegler (Nr. 3), dem langjährigen Mitgliede der preußischen Fortschrittspartei. Diese Reden, welchen je eine orientirende Einleitung vorausgeht, umfassen die parlamentarischen Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 und 1865 bis 1873. Ziegler war offenbar ein geborener Redner und Erzähler. Man hat bei der Lektüre sofort den Eindruck, daß das Gesprochene nicht die Frucht eines langen Studiums, daß es nicht lange im Pult gelegen, sondern frisch aus der Quelle eines verständigen Kopfes und eines warmen Herzens entflossen ist. Dabei unterstützt ihn ein treffliches Gedächtniß und eine umfassende Belesenheit in der historischen, besonders der Memoirenliteratur. Sein Urtheil ist nie schroff und absprechend, zumal nicht Personen gegenüber. Wie milde und anerkennend spricht er bei allem principiellen Gegensatz von Bismarck, was man von seinem Gesinnungsgenossen Eugen Richter bekanntlich nicht rühmen kann. Im Sachlichen finden wir ihn besonnener und staatsmännischer als Waldeck, dessen Votum er gleich in den zwei ersten Reden entgegentritt. Sein Patriotismus ist so echt als der irgendeines Preußen. „Wenn es darauf ankommt, Ehre und Interesse aufrecht zu erhalten, so rufe ich mit demselben Fanatismus wie die republikanischen Franzosen von 1792: «An die Grenze!»“ Den Norddeutschen Reichstag von 1869 warnt er, in der mecklenburgischen Verfassungsfrage sich nicht für incompetent zu erklären, da in Stuttgart viele Leute seien, die auf die Nachricht hiervon vor Freude in die Hände klatschen würden, und ruft dabei den Conservativen zu, daß die starren Consequenzen des Rechts zur Verdammniß führen. Bei der Jubelfeier seines siebzigsten Geburtstags ertheilt er den jüngern Freunden den Rath, sich etwas mit dem wilden Muth und dem Selbstvertrauen des Junkerthums zu erfüllen; denn dem Muthigen gehöre die Welt.

In einer kleinen Broschüre (Nr. 4) untersucht Harry Jannsen, ob die Montesquieu zugeschriebene Theorie von der Dreitheilung der Gewalten im constitutionellen Staat wirklich diesen französischen Schriftsteller zum Urheber hat, oder ob er sie dem englischen Schriftsteller Swift entlehnt habe. Letzterer starb 1755, also etwa zwanzig Jahre nach dem Aufenthalt Montesquieu's in England. Bei dem großen Namen, den Swift hatte, bei der großen Verbreitung seiner Schriften kann nicht angenommen werden, daß Montesquieu dessen Schriften nicht gekannt habe. Nun stellt Swift in seinem „Discourse of the Contest and Dissensions between the Nobles and the Commons in Athens and Rome“ die Theorie von den drei selbständigen Gewalten im constitutionellen Staatskörper ausführlich dar, vergleicht die drei Gewalten: König, Oberhaus und Unterhaus, mit einer Wage, bei welcher die Hand des Königs den Griff halte, während die beiden andern Gewalten gleichmäßig sich in die Schalen vertheilten, und macht darauf aufmerksam, daß der Staat, sobald das Gleichgewicht, das richtige Verhältniß der drei Theile zueinander in irgendwelcher Art gestört sei, dem Verderben anheimfallen müsse, indem eine der Parteien sich der Tyrannis bemächtige und somit die Grundidee von der Gleichgewichtslage der Mächte im Staat aufhebe. Um zu zeigen, in welcher Art und mit welchen Mitteln diese Machtwage bisweilen aus ihrem Gleichgewicht gehoben worden sei, gibt er eine genaue Darstellung der Zwistigkeiten zwischen den Patriciern und Plebejern in Athen und Rom. Indem nun der Verfasser im einzelnen nachweist, daß die Montesquieu'sche Behandlung dieses Themas, wie sie sich im elften Buch des „Esprit des lois“ findet, sowol nach Anordnung des Stoffs als nach Ausführung des Gedankens die frappanteste Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit der Swift'schen Darstellung hat, kommt er schließlich zu dem Re-

sultat, daß die Urheberschaft der ersten und völlig präcisen Theorie von der Dreitheilung der Gewalten keinem andern zuerkannt werden dürfe als Swift, und daß die Montesquieu'sche Aufstellung dieser Theorie ihrem wesentlichsten Inhalt nach als eine Reproduction der selbständigen Gedanken des englischen Autors zu betrachten sei.

Der anonyme Verfasser der Schrift „Der österreichische Adel" (Nr. 5) findet es abnorm, daß dieser reiche Adel, dessen Mitglieder einst die höchsten Stellen im Staate, im Civil und im Militärwesen einnahmen, neuerdings aus dem Civildienst fast vollständig verdrängt ist, von dem Militärdienst sich fern hält, die ihm verfassungsgemäß im Herrenhaus und unter den Großgrundbesitzern des Abgeordnetenhauses angewiesene Stellung nicht ausfüllt und wol auch nicht ausfüllen kann. Mit Rücksicht auf die conservativen Interessen, welche durch diese Zurückgezogenheit eines ganzen Standes Noth leiden, beklagt er die Thatsache. Die Ursache derselben findet er nicht in einem Mangel an Patriotismus, sondern darin, daß der österreichische Adel seiner Mehrzahl nach gegenwärtig weder die Befähigung noch das Verständniß für seine öffentliche Aufgabe besitzt. Den größern Anforderungen, welche nach den bittern Erfahrungen des letzten Jahrzehnts auch im Militärwesen gemacht werden, fühlt sich der Adel nicht gewachsen; für den Civildienst hat er selten die nöthigen Kenntnisse; dem neuern constitutionellen Leben steht er entweder feindlich oder gleichgültig gegenüber. Der Verfasser schildert nun das Phäakenleben dieses Adels und die durchaus verkehrte Erziehung und Ausbildung der aristokratischen Jugend, von welcher die einen auf jesuitische Gymnasien und Universitäten geschickt und dadurch für eine segensreiche Wirksamkeit im modernen Staat ganz unbrauchbar werden, die andern, nicht auf Gymnasien, sondern durch Hofmeister nothdürftig ausgebildet, nach überstandener Maturitätsprüfung zwar eine Universität besuchen, aber es nie zu einem Staatsexamen bringen. Infolge dieser Mängel im Bildungsgange des jungen Adels fehlt es demselben an jener Schulung des Geistes, durch welche das Talent erst seinen Werth erhält, an jenem Fonds von positivem Wissen, ohne welchen heutzutage eine erfolgreiche Betheiligung an den Staatsgeschäften unmöglich ist, vor allem aber an jenem Ernst, jenem Fleiß und jener zähen Consequenz des Willens, welche allein zu bedeutenden Erfolgen im öffentlichen Leben führen. In diesem mangelhaften Bildungsgange sieht der Verfasser die Grundursache der unbedeutenden Rolle, welche der österreichische Adel im öffentlichen Leben spielt, und er hat ebendamit schon das Mittel zur Besserung jener Zustände angedeutet. Es kann nicht anders werden, wenn der junge Adel nicht die öffentlichen Gymnasien besucht, alte Sprachen und Mathematik gründlich studirt, auf nichtjesuitischen Universitäten auf das Staatsexamen sich vorbereitet, dieses unter allen Umständen bestehen zu können sich bemüht und es als seine Standespflicht und als eine Ehrensache ansieht, die bevorzugte Stellung, welche ihm im Staate angewiesen ist, in seinem und des Staats Interesse auch wirklich einzunehmen und auszufüllen.

Die Schrift über „Magyarisirung in Ungarn" (Nr. 6) erinnert an jene Zeit, in welcher Kaiser Joseph II. (1784) den Befehl erließ, daß anstatt der bisher eingeführten lateinischen Sprache die deutsche als Amts- und Geschäftssprache in Anwendung kommen solle, und daß jeder Beamte sich dieselbe binnen drei Jahren so vollständig aneignen müsse, um sich ihrer in Schrift und Rede bedienen zu können. Diese Verordnung, in welcher die Magyaren ein Attentat auf ihre Nationalität erblickten, erregte damals eine solche Aufregung, daß ein bewaffneter Aufstand zu befürchten war. Aber wie einzelne Menschen, so zeigen auch einzelne Völker, wenn sie zur Macht und vollends zur unverdienten Macht kommen, ein sehr schlechtes Gedächtniß. Trotz dieses Vorgangs, trotz der schönen Reden, welche in der Kampfperiode vor 1866 im pesther Landtage über Gleichberechtigung der Nationalitäten gehalten wurden, und trotz des Schulgesetzes vom Jahre 1868, welches das Princip aufstellte, daß in den Volksschulen die Schüler nur in ihrer Muttersprache den Unterricht erhalten sollten, und daß in den Präparandenanstalten die magyarische Sprache zwar gelernt, aber die Erlangung des Lehramts nicht von der vollkommenen Kenntniß dieser Sprache abhängig gemacht werde, wurde doch im Jahre 1879 dem ungarischen Reichstage ein Gesetz vorgelegt, wonach in sämmtlichen Volksschulen des Königreichs Ungarn, also auch in den deutschen, serbischen, rumänischen, slowakischen, ruthenischen Volksschulen, die magyarische Sprache als obligatorischer Unterrichtsgegenstand eingeführt werden sollte. Die Adressen und Deputationen, welche von den bedrohten Nationalitäten an den Kaiser geschickt wurden, halfen nichts. Die magyarische Presse wurde wüthend, daß jene nur einen Widerstand wagten, sprach von der Peitsche und von der Ausweisung aus dem Lande, und das Gesetz, bei dessen Berathung die nichtmagyarische Minderheit mit viel Muth und Geschick das Interesse ihrer Heimat vertrat, wurde von beiden Häusern angenommen und vom Kaiser sanctionirt. Um die Magyarisirung auf dem Wege des Volksschulunterrichts so rasch als möglich zu bewerkstelligen, wurde in das Gesetz die Bestimmung aufgenommen, daß vom 30. Juni 1882 an kein Volksschullehrercandidat ein Lehrerdiplom erhalten und als Lehrer oder Hülfslehrer angestellt werden darf, der nicht in Wort und Schrift der magyarischen Sprache mächtig genug ist, um dieselbe in den Volksschulen lehren zu können. Den Grund dieses rücksichtslosen und unpolitischen Vorgehens sieht der Verfasser in der Besorgniß der Magyaren, sie möchten das Schicksal ihrer lieben Freunde, der Türken, erleiden, wenn sie nicht so rasch als möglich einen starken, möglichst einheitlichen Magyarenstaat schaffen. Mit Recht aber wurde ihnen von dem serbischen Abgeordneten Polit erwidert, daß die Magyarisirung eine Machtfrage sei; daß Machtfragen nur homogene, große Staaten und Völker aufwerfen können; daß aber mittlere und kleinere Staaten durch

Machtfragen ihre Existenz gefährden, und ihnen in Erinnerung gebracht, daß der Untergang Polens damit begonnen habe, daß dieser Staat die ihm unterworfenen Kleinrussen und Kosaken polonisiren und zu Katholiken machen wollte. Der Verfasser zweifelt daher auch nicht, daß dieses Experiment sich als unausführbar zeigen, zur Zerrüttung, möglicherweise zur Auflösung des Königreichs führen werde. Der Werth des Buchs wird dadurch erhöht, daß die über dieses Thema in beiden Häusern gehaltenen Reden mitgetheilt werden.

Nach einem längern Vorwort, in welchem der ungarische Agitator und Dictator Ludwig Kossuth von den Grundsätzen und von den Bestrebungen der ungarischen Emigration spricht, und nach einem Vorwort des ungarischen Reichstagsabgeordneten Ignaz Helfy, welcher eine Art Superrevision des Kossuth'schen Manuscripts besorgt, beginnt die vorliegende erste Lieferung der „Schriften aus der Emigration" (Nr. 7) mit der „Entstehung des 1859er italienischen Kriegs". Helfy legt diesen Schriften einen großen Werth bei, da sie theils fertige Geschichte, theils Material bieten, und zwar nicht allein für den ungarischen Historiker, sondern auch für den Welthistoriker der Neuzeit, sofern sie Momente der Perioden von 1859 und späterhin von 1866 sowie einzelne Punkte aus der fortlaufenden Kette der Phasen der orientalischen Frage behandeln, welche bisher ganz und gar unbekannt waren oder absichtlich verschwiegen wurden. Da Kossuth beim Ausbruch des italienischen Kriegs in nähere Beziehungen zu Napoleon III. kam und im Verkehr mit einflußreichen Persönlichkeiten Italiens stand, so ist er allerdings im Stande, manches Blatt jener Geschichte näher zu beleuchten. Er beginnt seine Darstellung mit einem historischen Rückblick, hebt den Haß der Italiener des Mittelalters gegen die Fremden, den Haß des neuern Italien gegen die Oesterreicher hervor und theilt ein Schreiben Metternich's mit, worin dieser, die Tragweite der italienischen Bewegung von 1848 vollständig erfassend, den englischen Diplomaten erklärte, daß es sich in Italien nicht um Reformen handle, sondern um die Bildung eines italienischen Reichs: Italien sollte nicht mehr ein geographischer Begriff, die Italiener wollten eine Nation sein. Bei Erwähnung der dresdener Conferenzen von 1851 und des Versuchs des wiener Hofs, mit seinen gesammten Ländern und Provinzen dem Deutschen Bunde beizutreten, theilt er die an die französische Regierung gerichtete Denkschrift der ungarischen Emigration mit, welche dieses Project verhindern wollte. Interessant ist der von dem Herzog von Modena entworfene Plan zur Vernichtung der ihm verhaßten Franzosenherrschaft. Als die piemontesische Regierung zu der Einsicht kam, daß sie nur mit auswärtiger Hülfe Italien von der Fremdherrschaft befreien könne, war Kossuth vielfach bemüht, Mazzini und dessen Partei von Aufstandsversuchen abzuhalten, welche nur dazu beitragen würden, die Herstellung der nationalen Unabhängigkeit zu hindern. Wie verhaßt Oesterreich die constitutionellen Einrichtungen Sardiniens waren, und wie sehr es die Plane und Ziele der sardinischen Regierung durchschaute, erhellt daraus, daß der österreichische Botschafter in Paris erklärte, auf der italienischen Halbinsel werde nicht eher Ruhe sein, als bis Frankreich und Oesterreich zusammen vom König Victor Emanuel verlangten, daß er die liberalen Institutionen von Piemont über den Haufen werfe; sowie ferner daraus, daß Oesterreich den Westmächten, welche dasselbe zu ihrem Alliirten im Krimkriege machen wollten, erwiderte, es könne sich in keinen Krieg im Osten einlassen, solange es die von Piemont genährte und angefachte italienische Revolution drohend im Rücken habe, und solange nicht die turiner Regierung gezwungen werde, Bürgschaften bezüglich der Ordnung und Ruhe in Italien zu geben, welcher Erklärung General Radetzky noch speciell die Forderung hinzufügte, daß die Festung Alessandria provisorisch durch österreichische Truppen besetzt werde.

Die „Wiedergeburt des Deutschen Reichs" ist nach der Ansicht des Barons von Linden (Nr. 8) nur möglich, wenn das 1870 gegründete Deutsche Reich aufgelöst und ein großdeutsches Reich unter habsburgischem Scepter wiederhergestellt wird. Der Verfasser ist ein entschiedener Feind des Hauses Hohenzollern, dessen Politik er eine „listige und charakterlose" nennt, dessen Traditionen er im Widerspruch findet mit dem deutschen Wesen, hauptsächlich deshalb, weil es die naturgemäße Entwickelung Baierns und der süddeutschen Völkerschaften immer mehr zu beeinträchtigen suche, und weil die „anerkannte Unbrauchbarkeit der preußischen Staatsmaschine" auf dem Gebiet der innern Organisation Deutschland heute schon „an den Rand des Verderbens geführt hat". Durch die Gründung des Norddeutschen Bundes, sagt er, seien Zustände geschaffen worden, welche man in den schlimmsten Zeiten des vielgeschmähten Bundes für unmöglich gehalten hätte; durch die Errichtung des Deutschen Reichs seien vermöge des bureaukratischen und militärischen Apparats alle Adern eines gesunden socialen Lebens unterbunden, und das mächtige Neudeutschland sei, weil von Feinden umringt, zur Zeit ohnmächtiger als der „ohnmächtige" Deutsche Bund. Nach Niederwerfung des Napoleonischen Regiments in Frankreich sei das nämliche System in Deutschland eingeführt worden. Die jetzigen Zustände erscheinen ihm ganz unhaltbar, und er glaubt, das beste Mittel, um sie so schnell als möglich aus der Welt zu schaffen, sei eine westeuropäische Coalition. Frankreich und England sollen in Verbindung mit Oesterreich zum Schwert greifen, um den „Störefried", welcher so viel Unheil auf dem Continent angerichtet habe, zu züchtigen. Ein „europäischer Krieg" sei einem faulen bewaffneten Frieden vorzuziehen; der Friede aber könne nur in Berlin dictirt werden, und dann erst könne man den Weg der Reformen betreten, worunter er in erster Linie die Umwandlung des jetzigen Militärwesens in das Milizsystem versteht. Während der Verfasser in dieser Weise das Deutsche Reich und den Hohenzollern'schen Kaiserthron auffliegen läßt, wundert er sich, daß er von seinen politischen Gegnern zum „Reichsfeind",

ja sogar zum „Hochverräther am Deutschen Reiche“ gestempelt werde, und findet einen Trost darin, daß drei Monarchen und mehrere „hervorragende wirkliche Staatsmänner“ ihn mit sehr schmeichelhaften Anerkennungsschreiben wiederholt überrascht haben.

Der von M. Neefe, Director des Statistischen Bureau in Breslau, herausgegebene „Statistische Almanach“ (Nr. 9) bezweckt, dem in weitern Kreisen mehr und mehr sich geltend machenden Bedürfniß nach Kenntnißnahme der volks- und staatswirthschaftlichen Verhältnisse des Reichs gerecht zu werden. Den größten Theil des Inhalts bildet eine Auswahl aus den bisjetzt herausgegebenen Veröffentlichungen des Kaiserlichen Statistischen Amts. Die Hauptgesichtspunkte der Grundsätze für die gemeinsame Statistik der Staaten des Deutschen Reichs sind in einer Einleitung vorausgeschickt, worin die Bestimmungen über Volkszählung, Bewegung der Bevölkerung, Auswanderung u. s. w. mitgetheilt werden. Das Buch ist trefflich angeordnet und ungemein reichhaltig. Ob wir uns über Eheschließungen oder Gasanstalten, über Eisenbahnen oder Apothekerwesen, über Waareneinfuhr oder Reichsfinanzen statistisch unterrichten wollen: alles findet sich übersichtlich zusammengestellt und läßt sich nach der beigegebenen Inhaltsübersicht ohne Schwierigkeit nachschlagen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Romane und Novellen.

1. Quisisana. Novelle von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Staackmann. 1880. 8. 6 M.

Ein neues Buch von dem beliebtesten deutschen Erzähler. Wer es jetzt mit aufs Land nimmt und die lebenswahren Gestalten des Dichters der „Problematischen Naturen“ dem Geplauder der Salons vorzieht, oder wer es, weniger glücklich, vom Redacteur zur gefälligen Besprechung erhalten, der lasse es nur auf keiner Gartenbank, in keinem Frühstückssalon unbedacht liegen; denn alle Frauen und Mädchen der gastlichen Familie und der anstoßenden Villen werden es nicht eher zurückerstatten — wenn sie es überhaupt thun —, als bis sie es verschlungen und so für drei Tage Landgesprächsstoff gewonnen haben. Das „weniger glücklich“ möge der Verfasser nicht übel vermerken. Ist der nicht der Glücklichere, der bei einem Roman (und das ist nun doch einmal eine Novelle von 429 Seiten) keine eigenen Gedanken zu haben braucht, der dem Autor nur für die angenehm verbrachte Zeit zu danken haben will, nicht heimtückisch auf Stil-, Compositions und Sprachfehler, verzeichnete Charaktere, Unwahrscheinlichkeiten, Entlehnungen zu lauern hat und nebenbei unbändig viel mehrbändige Werke gelesen haben muß?

Gott sei Dank, von alledem ist bei „Quisisana“ nicht das Geringste zu vermerken. Die Charaktere sind wahr, die Handlung ist wahrscheinlich, die Sprache ist ein schöner Strom, auf dem das Boot des Lesers nicht von dem geringsten Riff oder sonstigen Stein des Anstoßes beunruhigt wird. Die strengste Mutter kann dieses Buch der noch so romantisch angelegten Tochter in die Hand geben, deren Moral wird nicht im geringsten gefährdet werden. Spielhagen weiß außerdem wie kaum einer von Anfang bis Ende zu interessiren, zu fesseln, zu spannen, anzuregen und, wenn hier und da die Handlung zu ermatten droht — ich sage „droht“ — kurz abzubrechen, Rückliegendes fortzuspinnen, Kommendes einzuleiten, neue Personen, neue Motive einzuschieben, und so läßt er den Leser nicht los, bis er keinen Grund mehr hat, ihn zu halten. Gehen wir zu dem Stoff der Novelle über, so sehen wir zunächst Goethe's Erzählung „Der Mann von funfzig Jahren“ hereinleuchten. Ob Spielhagen von Goethe zu seinem Werk angeregt wurde, bleibe dahingestellt; die Lage vieler seiner Gestalten erinnert an den Meister. Hätte ich den Inhalt von „Quisisana“ mit wenigen Worten anzugeben, so würde ich sagen: es handelt sich darum, ob Erna ihren funfzigjährigen Onkel Bertram, den sie zu lieben glaubt, oder Kurt, den sie geliebt hat und unbewußt noch liebt, oder den Baron Lotter, der auf sie speculirt, heirathen wird. Im Vordergrunde steht für den Erzähler das Problem: Soll ein junges lebenslustiges Mädchen einen Funfziger nehmen? Nein! Denn die Liebe der Goethe'schen Hilarie wie der Spielhagen'schen Erna ist eine Illusion, genauer: eine Vorahnung der echten, wahren Leidenschaft, welche sie einst empfinden wird; die des Onkels, des Majors Bertram, eine Reminiscenz, eine Erinnerung dessen, wovon sein Herz durchglüht war in den längst verschwundenen Tagen seiner Jugend, aber nun und nimmer wieder durchglüht sein kann. Bei Goethe endet die Geschichte mit einem Fragezeichen. Hilarie glaubt den Major zu lieben, findet sich aber bald wieder zu dessen Sohne Flavio, ihrem Jugendgespielen, hingezogen. Der Major hingegen empfindet für die schöne geistreiche Witwe Makaria, die Flavio zuerst geliebt hat. Hilarie hat aber Gewissensscrupel, ob sie den Sohn des Vaters heirathen dürfe, dem sie sich fast angeboten, und so bleiben die beiden Paare unvermählt für den Leser, dem es aber freisteht, passende Paare aus ihnen zu machen. Die Personen Spielhagen's nennen dieses Ende eine Komödie. Bei ihm haben wir Komödie und Tragödie. Erna nimmt Kurt, den jungen schmucken Offizier, den sie schon lange im Herzen getragen und den nur ein Misverständniß daraus verdrängt hatte. Auf Capri steht ein weißes rosenumsponnenes Haus, Quisisana, d. h. Hier wird man heil, genannt. Dorthin geht ihre Hochzeitsreise. Onkel Bertram geht in den Reichsrath, aber auch in einen ziemlich freiwilligen Tod, da der Herzleidende sich den Anordnungen des Arztes nicht fügt. Das Lebensende, der ewige Schlummer, ist sein Quisisana. Das alles ist schön gedacht und poetisch em-

pfunden. Aber so arm an Stoff und Handlung ist das Buch nicht. Spielhagen macht mir den Auszug selbst sehr leicht. Er sagt:

Hier liegen nun die Verhältnisse so einfach, daß auch der simpelste Verstand in sechs Stunden sich ein erträgliches Bild von denselben machen kann: Ein Mann, der seiner Tochter ein Muster von einem liebevollen Vater sein würde, wenn er nicht ein Exemplar von einem gehorsamen Ehemann wäre (Amtsrath, Fabrikbesitzer, Gutsherr Otto); eine Frau, die jeden Eid darauf schwört, daß sie nichts im Sinne hat, als ihr Kind zu beglücken, und es so unglücklich macht, wie nur eben eine bornirte, engherzige Mutter eine geistvolle, großherzige Tochter machen kann (Hildegard); eine alte medisante Vertraute (Lydie), die das Wasser aufrührt, um im Trüben besser zu fischen; ein junger Bewerber, der geborene premier homme auf einem Theater zweiten Ranges (Baron Lotter); ein älterer Freund des Hauses, der mit seinen klugen Augen natürlich alles durchschaut, dessen Sympathien ebenso natürlich dem schönen Mädchen gehören, das er hat heranwachsen und heranblühen sehen (Onkel Bertram); — ich dächte, das läge auf der Hand wie die Geheimnisse eines Dutzendromans. Und wenn es Ihnen um eine complicirtere Fabel zu thun ist, so brauchen Sie nur den Hausfreund für das liebe Kind eine ernsthafte Leidenschaft fassen zu lassen, so haben Sie für einen zweiten Band reichlichen Stoff!

Nun, Spielhagen hat wol schon ein Dutzend Romane, aber noch keinen Dutzendroman geschrieben. Aber sahen wir bereits das große Licht Goethe's in „Quisisana" hereinfallen, mit seinem belebenden Zauberglanz das Werk durchleuchtend und auch erwärmend, so finde ich darin — und das kommt eben von der nicht unbefangenen, unglücklichern Art des Lesens, des Lesenmüssens — auch eine deutsche Familie Fourchambault wieder! Gewiß, es ist alles ganz anders; es muß ja auch in Thüringen, wo wir uns befinden, alles ganz anders sein als in Paris. In Augier's „Haus Fourchambault" — Spielhagen ist vielleicht am meisten überrascht durch meinen Vergleich — kommt keine alte Jungfer oder Witwe Lydie, nicht das reizende Aquarellbild der russischen Fürstin Alexandra, es kommen keine militärischen Manöver, die meisterhaft gemalt sind, vor; aber Herr Otto ist Herr Fourchambault, der seine Frau über den Stand ihres Vermögens so lange täuscht, als es geht, und deren gegenseitige Gefühle auch sonst übereinstimmen. Beide Paare scheinen nicht recht zusammen zu passen; die Frauen verschwenden das Vermögen und glauben sich etwas mehr als der Herr Gemahl, der es beschafft. Beide Damen haben romantische Passionen und noch irgendeinen Fonds, der die Häuser retten könnte, aber nicht angegriffen wird. Frau Fourchambault ist Frau Hildegard. Ich glaube, sie sind beide adelich und haben einen Schritt hinabgethan, als sie heiratheten. Baron Rastiboulois ist Baron Lotter-Vippach, der geheirathet werden soll, Victor Chauvet ist der Lieutenant Kurt, der geheirathet wird. Onkel Bertram ist der ältere, weise, vernünftige Bernard. Bernard nimmt Marie Letellier; Bertram nimmt Lydie, auch so ein überflüssiges Erzieherstück in den Familien, nicht und ist, echt deutsch, der Vernünftigere! Ich gebe zu, daß hier der Vergleich schon hinkt, und daß, wie gesagt, alles ganz anders ist — aber lassen wir Spielhagen selbst das Schlußwort: „Wenn das Thema nicht absolut neu ist — wo gäbe es noch dergleichen —, der geistreiche Autor gewinnt auch einem alten Stoff neue Seiten ab." Hiermit kann man sich wohl einverstanden erklären und dem geistreichen Verfasser von „Hammer und Amboß", „Sturmflut", „Röschen vom Dorfe" für die werthvolle Bereicherung der deutschen Romanliteratur aufrichtigen Dank sagen.

2. Die Könige im Exil. Pariser Roman von Alphonse Daudet. Deutsch von Wilhelm Loewenthal. Einzige autorisirte Uebersetzung. Zweite Auflage. Berlin, W. u. S. Loewenthal. 1880. 8. 6 M.

Das Buch bringt als Titelbild ein Porträt des löwenmähnigen Alphonse Daudet. „Les Rois en Exil" sind in vielen politischen Journalen unter dem Strich erschienen, und in Amerika hat sich Udo Brachvogel, der Herausgeber des „Belletristischen Journals", der Mühe einer Uebertragung unterzogen. Daudet ist Naturalist, aber nicht wie Zola bis aufs Messer. Der von Gustave Flaubert inscenirte Naturalismus ist bei ihm noch ein wenig mit Idealismus und Romantik durchwoben; zum consequentesten Naturalismus scheint es ja sonst zu gehören, daß der Autor mit flammendem Schwert jeden halbwegs anständigen Menschen, jedes Individuum, das noch edlerer Gefühle und Regungen fähig, aus dem Paradies der Romanliteratur verbanne. Hätte Daudet keine andere Gestalt geschaffen als seine Königin Friederike, so müßte er doch in einen andern Topf geworfen werden, als ihn die neuen Literarhistoriker für Zola und Consorten übers Feuer zu stellen pflegen.

Einige Coincidenzen, die man nicht gerade Plagiate zu nennen braucht, machen das Buch nur noch interessanter. Seine Majestät Christian II. von Laibach hinterläßt jeder seiner pariser Freundinnen, wenn er ihrer überdrüßig geworden, ein kleines Aeffchen, einen Ulstiti, so wie andere, geringere Sterbliche, wenn sie eine Reise antreten, eine Visitenkarte mit den drei Buchstaben p. p. c. abzusenden pflegen. Das ist bekannt; im Großen Club sagt man nicht mehr: „seine Maitresse verabschieden", sondern: „ihr ihren Affen zuschicken". Eine Glanzstelle des Buchs ist es, wie die reizende Colette nächtlich ihren Gatten Herbert Rosen, der alle Abenteuer des königlichen Verbannten nolens volens mitmachen muß, aufsucht, um die Geheimnisse des saubern Königs, dessen Geliebte sie ist, zu erfahren, und so auch die Mode des Ulstitischickens kennen lernt. Arme reizende Colette! Vor ein paar Tagen hat sie selbst schon ihren Affen erhalten! Nun erzählt Goethe in seiner Novelle „Die guten Weiber": Ferrand und Cardano, zwei Edelleute, hatten von Jugend auf in einem freundschaftlichen Verhältniß gelebt. Cardano hinterließ jeder Geliebten, die er zu meiden gedachte, ein kleines Löwenhündchen. Einst sieht Ferrand bei seiner Frau auch ein solches. Er fragt — es ist von Cardano! Daraus entsteht ein Zweikampf und eine Reihe anderer unangenehmer Folgen.

Daudet behauptet, den Stoff zu dieser Episode von dem spanischen Prätendenten Don Carlos erhalten zu haben, welcher selbst eine ähnliche Praxis — mit welcher Thiergattung, ist nicht zu erfahren gewesen — ausübte. Ob nun Goethe eine altitalienische Novelle benutzt, welche auch Don Carlos oder Daudet kannten, ob Daudet nun Don Carlos oder Goethe nachahmte, gewiß ist, daß der Franzose den lustigen Einfall zu einem seiner launigsten Kapitel umgeformt hat!

Eine zweite Reminiscenz findet der Leser schon im Titel. Wer kennt nicht Voltaire's „Candide"? Dieser und der übelgelaunte Martin speisten eines Abends mit sechs andern Fremden in Venedig an der Wirthstafel ihres Hotels. Sechs Diener schenken ihren am Tische sitzenden Herren ein, fünf davon sagen „Majestät" zu einem jeglichen und theilen ihnen mit, daß ihre verschiedenen Reisegelegenheiten ihrer harren. Der sechste aber spricht: „Majestät! Man will Ihnen nichts mehr borgen!" Candide glaubt an eine Maskerade und redet die stumm Dasitzenden an: „Meine Herren, das ist ein sonderbarer Spaß! Warum sind Sie alle Könige? Für meinen Theil, ich gestehe Ihnen, daß ich und Martin es nicht sind." Jeder ergreift nun das Wort, um zu erklären, daß er Sultan Achmed III., Exkaiser Iwan von Rußland, Karl Eduard von England, König von Polen, gleichfalls König von Polen, König Theodor von Corsica sei. Alle wollten sie den Carneval in Venedig zubringen. Der arme König Theodor wird von jedem reichlich beschenkt. Candide gibt ihm einen Diamantring, zweitausend Zechinen werth. „Sind Sie auch König, daß Sie hundertmal mehr geben können als wir?" fragt man ihn. „Nein, und ich habe gar keine Lust, es zu sein!" Möglich, daß Daudet bei seinem großen Vorfahren die Idee zu seinem Roman geschöpft hat, indessen brauchte er nur ins volle Königsleben zu greifen, und es standen ihm in Paris sechs Originalmuster zu Gebote.

Wir haben es hier nur mit W. Löwenthal als Uebersetzer zu thun und können nach verschiedenen vorgenommenen Stichproben seine Wiedergabe als eine meisterhafte erklären. Man vergleiche z. B. Daudet und Löwenthal im elften Kapitel. Daudet:

Une buée sanglante envahit son front, injecta ses yeux fixes, comme agrandis d'une vision de hontes, de lachetés, de trahisons. „Mais tous les rois ne sont pas les mêmes", protesta Méraut „et je suis sûr que Christian".... „Le tien ne vaut pas mieux que le nôtre, un enfant... un jouisseur.... Pas une idée, pas une volonté dans ces yeux de plaisir. Mais regarde — le donc!" Il montrait le roi qui entrait en valsant, les yeux noyés, le front moite, sa tête toute petite et ronde penchée sur l'épaule nue de la danseuse, la humant de sa lèvre ouverte, avec une tentation de s'y rouler. Dans l'ivresse montante du bal, le couple passa près d'eux sans les voir, les toucha de son haleine haletante; et comme ou envahissait la galerie pour regarder danser Christian II, le premier valseur de son royaume, Hezeta et Méraut se réfugièrent dans l'embrasure profonde d'une des croisées ouvertes sur le quai d'Anjou. Ils restèrent là longtemps, à demi dans la rumeur et le tourbillon du bal, et l'ombre fraîche, le silence apaisant de la nuit. „Les rois ne croient plus, les rois ne veulent plus. Pourquoi nous entêterions-nous pour eux?" disait l'Espagnol d'un air farouche. „Vous ne croyez plus.... Et cependant vous partez?" „Je pars." „Sans espoir?" „Un seul.... celui de me faire casser la tête, ma pauvre tête que je ne sais plus où poser." „Et le roi?" „Oh, celui-là — je suis bien tranquille!" ... Voulait-il dire que Christian II n'était pas encore à cheval, ou que, pareil à son Cousin le Duc de Palma, il saurait toujours revenir sauf de la bataille? Il ne s'expliqua pas davantage....

Löwenthal:

Eine Blutwelle überströmte seine Stirn und röthete seine Augen, die weit geöffnet vor sich hinstarrten, als sähen sie in einen Abgrund von Schande, Feigheit und Verrath.... „Es sind aber doch nicht alle Könige gleich.... protestirte Méraut, und ich bin überzeugt, daß Christian"... „Deiner ist kein Jota mehr werth als unserer. Ein Kind.... ein Lüstling.... nichts von Gedanken, nichts von Willenskraft in diesen vergnügungssüchtigen Augen. Sieh doch nur hin!" Er zeigte auf den König, der soeben mit verschwimmenden Blicken und feuchter Stirn in den Saal walzte, seinen kleinen runden Kopf auf die nackte Schulter seiner Tänzerin herabneigend und dieselbe mit seinen halbgeöffneten Lippen streifend, als vergehe er vor Lust, sie mit seinen Küssen zu bedecken. Berauscht von dem steigenden Festestaumel, tanzte das Paar ganz nahe an ihnen vorbei und streifte sie mit seinem keuchenden Athem, ohne sie zu bemerken; und da sich alles um sie her drängte, um Christian II., den ersten Tänzer seines Reichs, walzen zu sehen, zogen sich Hezeta und Meraut in die tiefe Nische eines geöffneten, auf den Quai d'Anjou gehenden Fensters zurück. Hier blieben sie lange, halb in dem wirbelnden Treiben des Balls und halb in dem erfrischenden Dunkel, der beruhigenden Stille der Nacht. „Die Könige haben keinen Glauben, haben keinen Willen mehr", sagte der Spanier mit wilder Miene, „weshalb sollen wir uns noch für sie begeistern?" „Sie haben Ihren Glauben verloren, und dennoch ziehen Sie morgen mit?" „Gewiß." „Ohne Hoffnung?" „Mit einer einzigen noch, — mir den Schädel zerschmettern zu lassen, meinen armen Kopf, der nirgends mehr Ruhe findet." „Und der König?" „Oh, was den betrifft, für den fürchte ich nichts!" Wollte er damit sagen, daß er Christian II. noch nicht im Sattel sehe, oder daß dieser, gleich seinem Vetter dem Herzog von Palma, es schon so einzurichten wissen werde, daß er mit heiler Haut zurückkehre? Der Cabecilla erklärte sich nicht weiter.

Man ersieht aus dieser Probe sowol die charakteristische Erzählungsmanier Daudet's, als auch die getreue Wiedergabe des Uebersetzers.

3. Rumänische Skizzen. Eingeleitet und übersetzt von Mite Kremnitz. Bukarest, Sotschek u. Comp. Gr. 16. 5 M.

Diese kleinen anziehenden und gemüthvollen Dorfgeschichten, Märchen und Erzählungen werden von dem Uebersetzer mit einem Ueberblick auf die Entwickelung der rumänischen Literatur eingeleitet. Unparteiisch läßt derselbe dann eine sehr bedeutsame Philippika von Titus Majorescu: „Gegen die Richtung der rumänischen Cultur", folgen. Gefälscht, heißt es hier, sei die rumänische Etymologie, gefälscht die Sprachwissenschaft, gefälscht das Nationaltheater, die Akademie der Wissenschaften, gefälscht alles und jedes Zeichen westeuropäischer Bildung, weil eben seinem, dem rumänischen Volke jede Basis zum Aufnehmen und Fortentwickeln solch vorangeschrittenen Wissens fehle. Schulen ohne gebildete Lehrer, Theater ohne Künstler und

Publikum, ohne dramatische Literatur, Akademien ohne Männer der Wissenschaft — das sei der Zustand Rumäniens; überall der Schein, nirgends das Wesen! Er kommt zu dem Schluß: „Ohne Cultur kann ein Volk noch weiter leben, weil es die Hoffnung der Entwickelung hegen kann; mit einer falschen Cultur kann kein Volk leben, es wird vernichtet, nicht aber die Wahrheit.“ Je erfreulicher solch seltene Beweise von Selbsterkenntniß bei den maßlosen Ansprüchen der sich so sehr in den Vordergrund drängenden kleinern Donauvölkerschaften sind, desto angenehmer ist auch die Möglichkeit, einzelne Producte aus diesen Ländern anerkennend hervorheben zu können. Die vier ersten Dorfnovellen von Slavici und Negruzzi sind reich an feinen Zügen, alle von einem gleichartigen souveränen Humor, einer edeln Heiterkeit durchleuchtet, und lesen sich in der Uebersetzung durchaus als etwas Bedeutendes. Einzelheiten, z. B. wie von zwei Liebenden, Bujor und Ileana, jedes in der Nacht unruhvoll sein Lager verläßt, wie das Mädchen zu der noch feindlichen Mutter des Geliebten, Bujor mit gleicher Absicht zum Vater Ileana's eilt; wie ferner die Methode des Popen Tanda, der ein elendes, arbeitsscheues, hungerndes Dorf, Saraceni, erst durch Predigen, dann durch Spotten, dann durch Schelten, endlich aber durch ein herrliches arbeitsames Beispiel zu einer reichen Gemeinde machte, verdienen das größte Lob und sind eines großen Culturstandpunktes würdig. Markig ist die Erzählung „Michnea der Böse“, reizend, zum Theil an unsere deutschen Sagen anklingend, das Märchen „Die Zwillingsknaben mit dem goldenen Stern“, und fesselnd die Räubernovelle „Schanta“. Das Buch steht hoch über der alltäglichen Romanliteratur, und die Dorfgeschichten Negruzzi's und Slavici's sind denen Auerbach's wol an die Seite zu stellen.

4. Verfehlt. Roman von A. Weber. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

Die Geschichte einer lieblichen Polin, Aniella. Von ihrer armen Mutter dem deutschen Gutsbesitzer Amsdorf und seiner hochmüthigen Frau Franziska zur Erziehung überlassen, erfährt sie an sich, wie bitter es ist, das Brot der Fremde zu essen.

Sie lernt die Liebe und dann das Verlassenwerden und die bitterste Armuth kennen, die Armuth, die durch keine poetische Umgebung erträglicher gemacht wird. Nach mancherlei Schicksalen sieht sie den Treulosen, Kasimir Dembinski, der ein Anrecht auf die Krone Polens hat, ihrem Freunde und Beschützer Ernst Richter im Duell gegenüberstehen. Dembinski siegt, wieder durch Verrath; die schöne Aniella gelobt sich vor Gott dem von ihm Getroffenen, wenn er genesen sollte, zum Weibe an. Er wird heil und sie seine Frau. Aber nur zu neuem Leiden ist sie berufen; denn Wirklichkeit und Poesie stoßen in dieser Ehe erst recht aufeinander. Der polnische Aufstand (1862) bricht los; er ist verfehlt wie das Leben der armen Aniella und Kasimir's, die beide auf dem Schneefelde von russischen Kugeln getroffen werden. Ernst richtet sich, echt deutsch, an der Arbeit wieder auf. Aus vielen mit echt weiblichem Sinn und Gemüth vorgebrachten Einzelheiten glauben wir entnehmen zu dürfen, daß A. Weber eine Frau ist, eine gereifte und hochgebildete Frau, die das Menschenherz kennt und eine feine Gabe der Beobachtung hat. Die Charakterzeichnung ist ihr durchweg gelungen, ja manchmal glaubt man eine Seite Turgenjew's zu lesen. Es mag dies freilich auch daher kommen, daß jeder Schilderer und Maler halbasiatischer Zustände zu denselben Farben greifen muß. Anerkennenswerth ist die unparteiische, rein objective Darstellung; stellt der Verfasser, oder die Verfasserin, auch Deutsche und Polen einander gegenüber, so erscheinen doch beide mit gleichen, allgemein menschlichen Fehlern behaftet; von einem wüthenden Hasse, einer poetischen Schönfärberei oder einer pessimistischen Schwarzmalerei mit Bezug auf das eine oder andere der beiden Völker ist hier keine Rede. Wir sehen nur die Tendenz, einen guten Roman zu schaffen. Aniella stirbt mit den Worten: „Ich bin doch neugierig, Ernst, ob ich mir den Himmel auch schöner gedacht habe, wie er ist? Bisher ging mir's mit allen Dingen so!“ Zu diesem Pessimismus haben die Polen, hat die polnische Nation allerdings wol das meiste Recht.

5. Zwei Frauenherzen. Charakterbild von Valeska von Gallwitz. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 4 M.

Helene Damon ist eine arme Blumenmacherin zu Paris, Margarethe d'Onville eine aristokratische stolze Dame im Stile Donna Diana's. Dieser wird von ihrem Vater die Alternative gestellt, den jungen eleganten Rittmeister Grafen Eugen Damontier zu heirathen, oder auf Schloß Rochefort bei einer mumienhaften Tante zu leben. Ohne eine tiefere Liebe im Herzen erklärt sie Eugen nach der Hochzeit, daß sie nur äußerlich seine Gattin sein werde. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß sich ein Mann wie der Rittmeister nicht vor der Trauung über Gefühle und Charakter seiner Braut klar zu werden wußte. Statt ihre ehelichen Pflichten zu erfüllen gegen einen Gatten, dem sie absolut nichts vorzuwerfen hat, pflegt sie ihren gichtischen Schwiegervater und schreibt Briefe an die in Frauenromanen unvermeidliche Pensionatsfreundin Eleonore. Inzwischen kommt Henri von Duvernois, ein Dandy, der die Blumenmacherin oberflächlich geliebt und treulos verlassen hat, zum Besuch aufs Schloß. Er macht Margarethe die Cour. Nun geht die Sage, Graf Eugen habe eine Geliebte in einem nahegelegenen Jagdhaus. Margarethe sprengt mit Henri dorthin, sie belauschen das Mädchen und den Grafen, und es stellt sich heraus, daß die angebliche Geliebte die an der Schwindsucht sterbende Helene Damon ist, der Eugen ein letztes Obdach geboten. Eugen und Margarethe stürzen sich als Liebende in die Arme.

Wir gestehen, daß uns die Geschichte weder gut genug erzählt, noch interessant und in ihren Motiven glaubwürdig genug erscheint. Es steht alles etwas unvermittelt nebeneinander, es läuft viel Triviales und Unkünstlerisches mit unter, und die Sprache hätte einer größern Sorgfalt drin-

gend bedurft. Wir sprechen die Hoffnung aus, der Verfasserin demnächst in einem neuen Roman zu begegnen, der, wenn er einen bedeutenden Fortschritt bekundet, auf bereitwilligste Anerkennung rechnen kann.

6. Das Ideal einer Frau oder die Liebe im Lichte der „Harmonischen Philosophie". Novelle von V. R. von Pychlau. Leipzig, W. Besser. 1880. 8. 80 Pf.

Wenn der Botaniker eine Pflanze vor sich liegen hat, so sieht er an Blüte und Stengel, an Staubfäden, Pistill und an sonstigen Merkmalen, welcher Klasse, Art, Species er sie einreihen soll. Nun weiß ich wohl, daß unser Jahrhundert des Fortschritts die Mauthlinien der vier Reiche wie so viele andere Grenzpfähle niedergerissen; daß es Pflanzen gibt, die halbe Thiere sind, Thiere, die noch mit einem Fuße im Pflanzenreiche stehen; daß das Organische sich nicht streng vom Anorganischen scheiden läßt; daß mancher Affe schon Mensch, mancher Mensch noch Affe ist. In zehn Jahren werde ich mich gefaßt machen, pflanzenfressenden Granit und lurchengebärende Schachtelhalme vorgestellt zu bekommen; promenirende Steine haben wir ohnedies schon, und die blocs erratiques sind den Lesern gewiß weder in der Erdgeschichte noch in der Literatur entgangen. Wenn aber Schopenhauer heute herniederstiege und seine „Parerga und Paralipomena" eine epische Dichtung, seine „Eristik" eine Novelle in ottave rime, und sein Hauptwerk einen Roman im Sinne Hans Hopfen's, Auerbach's oder von „Quisisana" und dem „Goldenen Kalbe" nennen wollte, so würde ich den Grund davon, und wenn er eine vierfache Wurzel hätte, nicht einsehen können. Mir ist die Geschichte der Philosophie zwar keine Terra incognita, ich müßte aber entschieden in das Gebiet des philosophischen Mitarbeiters übergreifen, wollte ich der Novelle V. R. von Pychlau's gerecht werden. Dieselbe basirt auf den Grundsätzen der harmonischen Philosophie des Amerikaners A. J. Davis, die auf deutschen Lehrstühlen, solange meine nicht gar zu lange Zeit verflossenen Studientage dauerten, noch nicht vorgetragen wurde. Der Verfasser unterbreitet seine Arbeit dem gebildeten Publikum und will mehr belehren als unterhalten! Daß er Dolce far niente mit „süßes Nichtsthun" übersetzt, ist zwar belehrend, für ein gebildetes Publikum auch unterhaltend. Neben „Postulat" schreibt er: (Voraussetzung). Gelegentlich theilt er uns mit, daß unser „Vertrauen auf eine Fortexistenz erst in diesem Jahrhundert handgreifliche und wissenschaftliche Beweise" erfahren hat! Gegen den Satz: „Was man a priori zurückweist, muß allerdings alt, d. h. als falsch schon bekannt sein", trage ich lebhafte Bedenken. An einer andern Stelle heißt es: „Es steckt so viel Zuversicht, so viel Natürlichkeit und richtiger Takt auch in den verrottetsten unserer Frauen." Im vierten Kapitel (jedes Kapitel ist mit einem Gedicht eingeleitet) liest man: „Das Alterthum in seiner Beschränkung auf die Sinnenwelt und der naiv-objectiven Betrachtung der Dinge vermochte in dem Weibe wenig mehr zu finden als das Werkzeug der Lust und die Dienerin des Hauses." Welches Alterthum? Das der Makaria, Alkestis und Antigone? Das der Virginia und der Mutter der Gracchen? Oder das der Rahel, Lea, Ruth, Esther? Oder das der Marthen und Marien? Embarras de richesse et de vertu! S. 21 lernen wir: „Wo keine Erkenntniß von Ideen ist, da ist auch keine wahre Liebe." Ist das wirklich wahr? S. 23 wird Christus als der Lehrer der Fortexistenz (der Seele) hingestellt, welcher Glaube schon bei Juden und Aegyptern nicht unbekannt war. „Die Lehre von der Trinität ist rein griechischen Ursprungs." (S. 24.) Wir haben unsere Schulweisheit von Brahma, Siva und Vischnu, den Trimurti beinahe wieder vergessen. Es gibt sogar eine weibliche indische Dreieinigkeit: Sarasvati, Bhavani und Lakschmi. S. 27 lese ich: „Uns, die wir im Spiritualismus die Wohlthat einer wissenschaftlich begründeten Religion besitzen," Nun wohlan, wir haben einen vierten Aggregatzustand entdeckt, warum sollte man die orientalisch-Boccazisch-Lessing'sche Fabel von den drei Ringen nicht um noch einen Ring vermehren? Der Fortschritt will es so. S. 30 „steckt die Menschheit noch tief im Barbarismus". S. 29 wird „der Egoismus und der Kampf ums Dasein, wenngleich die Basis unserer jetzigen Cultur, der Feind aller wahren Moralität und jedes echten geistigen Fortschritts" genannt, während das fünfte Kapitel mit den maßgebenden Versen eingeleitet ist:

Wir haben ein Gesetz für alle Dinge:
Aus Niederem das Höhere entsteht,
Damit es noch zu Höherem sich schwinge,
Und dieses seinerseits zum Höchsten geht.

So poetisch diese Strophe auch sein mag, so steht sie doch zu dem Vorhergehenden in grellem Widerspruch und ganz und gar auf dem angefeindeten Boden des Darwin'schen Kampfes ums Dasein! Der Dichter fährt dann fort:

All' Ding' sind irdisch, die dann geistig werden,
Sind dann, gebadet in der Weisheit Licht,
Die Weisheit, die durch die Natur auf Erden
Zum Menschen als dem Endzweck spricht.

Auf S. 41 heißt es aber: „Die Welt hat in Erkenntniß der Ideen so gut wie nichts erreicht. Die meisten Menschen befinden sich noch auf dem Standpunkt der Ptolemäischen Weltansicht, die Erde als Mittelpunkt und wichtigste Figur des Weltalls betrachtend." Hier ist ferner die Rede „von einer kindischen Vorstellung einer über die Menschheit besonders wachenden Vorsehung"; aber wie verhält es sich dann mit dem Menschen, der soeben noch dem Dichter Endzweck war? Die harmonische Philosophie erkennt einen Fortschritt der Erscheinungsformen an und ähnelt somit der Leibniz'schen Monadenlehre. Wie dieser eine Monade untersten Ranges (monade toute nue), eine nur vorstellende, und eine solche, die das ganze Universum abspiegelt, annimmt, so lehrt uns Pychlau „im Mineralreich den Geist als blos mechanisches Princip" verstehen, „während im Engel die innere Anschauung zur Intelligenz und zum

Selbstbewußtsein als die beginnende Identificirung des Individuums mit den ewigen Gesetzen des Alls u. s. w. zu Stande gebracht wird"!

Die „Novelle" ist, wie der Leser bisher ersehen konnte, reich an philosophischem Material; das novellistische ist folgendes: Der „harmonische" Doctor X. wird der ausgezeichneten Frau Gräfin von Beaumont vorgestellt, kann aber in ihr kein Ideal, sondern nur eine eitle Salonkokette erkennen. Er hält darauf, als Dank für die Vermittelung der Bekanntschaft, seinem Freunde Baron Stangen eine Reihe harmonisch-philosophischer Vorträge, darunter einen über das Ideal einer Frau. Obwol Aristoteles bereits die Ideale für unbeweisbar erklärt hat, findet Doctor X. sein Ideal beim ersten Anschauen des Fräuleins Hagen, zu dem ihn Baron Stangen, wieder aus Dank für die Vorträge, führt. Der alte Hagen ist infolge einer Defraudation seines entflohenen Commis etwas bankrott: Doctor X. magnetisirt die Geliebte, diese enthüllt den Aufenthaltsort des Defraudanten: „Breslau"; er wird gefangen; Verlobung. Ein neuer Sieg des Magnetismus! „Merken Sie sich wohl, was ich jetzt zu sagen beeindruckt bin!" schließe ich mit den Worten des Verfassers.

Was die eigentliche Erzählung betrifft, so weiß ich mit der unendlich naiv gegebenen Handlung nichts anzufangen. Als philosophische Abhandlung zur Erringung des Doctorgrades scheint die Arbeit mir sehr geeignet. Es ist der Versuch eines begabten Jünglings, der nach Klärung, Selbsterkenntniß, Seelenklarheit, Geistesfrieden ringt. Gegenüber dem Magnetismus indeß hat die wiener Facultät nach den Vorstellungen des Professors Hansen, denen auch ich öfters beizuwohnen die Ehre hatte, eine weise Zurückhaltung beobachtet, und — an guten Mustern darf man sich bilden!

Ueber die harmonische Philosophie von Andrew Jackson Davis bringt zum Glück ein Schriftchen nähern Aufschluß und zwar:

7. Gedanken über die Mission des reinen Spiritualismus und die Philosophie der Großen Harmonie. Vortrag zur Wiedereröffnung der Vereinsversammlungen für Harmonische Philosophie zu Leipzig am 14. October 1879 von Wilhelm Besser. Leipzig, W. Besser. 1880. 8. 10 Pf.

Hier erfahren wir Folgendes:

Der Spiritualismus wendet sich an den nüchternen, ruhigen und besonnenen Verstand des Menschen und verlangt keinen blinden Glauben, sondern eine scharfe Kritik sorgfältiger Forschung und eigener Untersuchung. . . . Die Jetztzeit verlangt Reformen auf allen Gebieten unsers Lebens. In Zukunft, wenn die spiritualistische Unsterblichkeitslehre zum vollen allgemeinen Verständniß gelangt sein wird, wird es niemand mehr geben, der für sich allein Reichthümer ansammelt, während ringsum Tausende keinen Heller besitzen; es wird keine Priester mehr geben, die des schnöden Geldes halber das Wort Gottes nach der alten Schule, ohne die Empfindung der Freiheit und Wahrheit des Geistes, verkünden; keine Beamte, die nach dem Buchstaben eines willkürlichen Gesetzes dem gesunden Menschenverstande und der Humanität Hohn sprechen. Die Zukunft wird überhaupt mehr dem (auch in geistiger Hinsicht!) producirenden und nicht allein dem consumirenden Stande angehören. Die harmonische Philosophie ist die Verkündigung der Einheit im Einklange der Ideen.

Gewiß, schöne Worte, deren Erfüllung (mit Ausnahme des Ueberwiegens der geistigen Producenten über die Consumenten, was einem Verleger gar nicht passen dürfte) wünschenswerth, ja aufs herzlichste zu wünschen ist! Schade, daß die, welche es thun können, jetzt gerade wieder die Orientfrage aufrollen. Jedenfalls wird auch die harmonische Philosophie sagen können: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Und nicht in dieser Welt ist das Ideal aller Zustände, ebenso wenig das in obiger Novelle gegebene Ideal einer Frau zu suchen — wenn auch jeder die Pflicht nicht außer Augen lassen darf, sich selbst dem Ideal so nahe als möglich zu bringen; denn nur durch die Veredlung jedes Einzelnen ist eine Gesammtveredlung möglich! Ein Ziel — eine Utopie — aufs innigste zu wünschen!

Alfred Friedmann.

Ein Drama von Shelley in neuer Uebersetzung.

Der entfesselte Prometheus. Lyrisches Drama in vier Acten von P. B. Shelley. Deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. Wien, Rosner. 8. 3 M.

In der Vorrede gibt der Verfasser einen kurzen Ueberblick über die bisher veröffentlichten Verdeutschungen Shelley's, unter denen ihm die von A. Strodtmann am besten zusagen; doch fehlt in dessen „Ausgewählten Dichtungen Shelley's" „Der entfesselte Prometheus", und mit Recht hält der Verfasser dafür, daß eben dieses Werk für eine richtige Kenntniß und Beurtheilung des begabten und so früh gestorbenen Poeten nicht wohl zu entbehren sei. Er bestreitet gleichzeitig die Annahme, Shelley sei den Pessimisten zuzuzählen, ein Irrthum, der sich aus dem Umstande erklärt, daß nur wenige in Deutschland Shelley's Dichtungen kennen, und daß noch wenigere einen als Atheisten verschrienen Autor sich anders vorzustellen vermögen, denn als im Pessimismus befangen, wiewol erfahrungsgemäß der Atheist viel öfter zum Optimismus neigt. Die zweite Gattin Shelley's sagt darüber:

Der hervorstechendste Zug in Shelley's Theorie von der Bestimmung des Menschengeschlechts war der, daß das Böse in dem System der Schöpfung nicht inhärent sei, sondern etwas Zufälliges, das wieder ausgeschieden werden könne. Dies bildet auch einen Theil des Christenthums: Gott machte die Erde und den Menschen vollkommen, bis dieser durch seinen Fall „den Tod bracht' in die Welt und alles Weh". Shelley meinte, die Menschheit brauche nur zu wollen, daß es kein Böses gebe, und es würde keins geben. Daß der Mensch einen Grad von Vollkommenheit erreichen könne, der ihn befähigt, das Böse aus seiner eigenen Natur und aus dem größten Theile der Schöpfung zu bannen, war der Cardinalpunkt seines Systems.

So Mrs. Shelley. Wesentlich die große Jugendlichkeit des Dichters — er starb im Alter von 30 Jahren — läßt die mannichfach widersprechenden Auslegungen, die seine philosophischen Aussprüche fanden, begreiflich erscheinen. Er wurde berühmt, ehe er zu wirklicher Klarheit durchgedrungen war, und die Qnälereien, mit denen er durch sein orthodoxer geartetes Heimatland heimgesucht wurde, hatten dies allzu zeitige Berühmtwerden vornehmlich zu verantworten.

Was seinen „Entfesselten Prometheus" betrifft, so ist dem Uebersetzer für die liebevolle und gewissenhafte Mühwaltung, welcher er sich unterzog, um so mehr zu danken, als immer nur ein kleiner Kreis von Literaturfreunden Neigung und Muße hat, auch von denjenigen fremdländischen Dichtungen Kenntniß zu nehmen, die wesentlich nur als die Signatur einer bestimmten, bereits vorübergegangenen literarischen Strömung Interesse beanspruchen können. Dies gilt, trotz zahlreicher Schönheiten des „Entfesselten Prometheus", auch von dem vorliegenden Werke, das der Dichter im Alter von 26 Jahren in Rom schrieb. Brandes, der vor allem das Reizvolle in dem Naturleben der Dichtung mit beredten Worten preist, sagt mit Recht: Shelley's Phantasie löse das ganze Naturleben auf und freue sich mit der Naivetät eines Kindes über jedes einzelne Element. In Bezug hierauf wird die Dichtung immer eine erstaunliche Leistung bleiben, ohne daß dennoch diesem vieractigen Auflösungsproceß der Vorwurf erspart werden kann, in Monotonie auszuarten. Sie wirkt um so ermüdender, als wir in unserer, ohnehin schon nicht leicht auf der nöthigen Höhe zu haltenden Vorstellung von den grausigen physischen Schmerzen des angeschmiedeten Dulders gestört werden durch sein Mitleid mit den unbewußten moralischen Schmerzen, die seine feinfühlige Seele in andern wittert, wie er denn zu den ihn und seine ewige Schlaflosigkeit verhöhnenden Furien sagt:

Ich will nicht wägen, was ihr Böses thut,
Nur was ihr leidet, da ihr böse seid —

eine dem Geiste des neuen Evangeliums so völlig verwandte Betrachtung, daß uns die Allegorie hier nackt entgegentritt und unsere Verstandesthätigkeit auf den Posten ruft, wo wir doch nur mit der Phantasie thätig sein sollen. Desgleichen wird der zum Sturze Jupiter's verwendete Apparat in der von Shelley gewählten Form unserer Phantasie gegenüber immer den Dienst versagen. Mag sein, daß Shelley nicht den Schein hat auf sich laden wollen, er vermesse sich, das verloren gegangene Stück des Aeschylus wieder herzustellen, aber wenn er über den uns überlieferten Inhalt jenes Stücks sagt: „in Wahrheit war ich einer Katastrophe abgeneigt, die schwächlich genug ist, den Vorkämpfer der Menschheit gegen ihren Unterdrücker zu versöhnen", so beweist Shelley's Auskunftsmittel, nämlich die Absetzung Jupiter's durch seinen ungeheuerlichen, eben mit der Thetis gezeugten und doch ewig schon dagewesenen Sohn Demogorgon, nur von neuem, daß auch in der Dichtung die Erde nicht ohne jenen gewissen Punkt, wo der Hebel angesetzt werden kann, aus ihrer Achse zu heben ist. Für die Auffassung Jupiter's als des „Unterdrückers der Menschheit" findet ja überhaupt selbst der Philosoph kaum die ihm nöthigen Vorbedingungen in dem menschlichen Vorstellungsvermögen, wie viel weniger vermag der Dichter mit diesem Thema anzufangen; wendet er sich doch an das Gefühl und nicht an den nüchtern klügelnden und gern mit Spitzfindigkeiten Ball spielenden Verstand. Für das Gefühl hält aber weder die Christusartige Duldermiene des Shelley'schen Prometheus Farbe, da er mit dieser Duldermiene den Argwohn Jupiter's einlullt — statt, wie es der Aeschyleische thut, Jupiter vor der Ehe mit Thetis zu warnen, verräth er die ihm bekannte Prophezeiung von den Folgen derselben mit keiner Silbe —, noch weiß das Gefühl sich anders als vorübergehend in eine neue goldene Zeit zu finden, die nicht aus der innerlich umgestalteten Menschheit selbst hervorgehen soll, sondern lediglich aus der Beseitigung des Tyrannen Jupiter; hat ihn doch ein noch Mächtigerer gestürzt, eben jener geheimnißvolle Sohn Demogorgon, und drängt sich doch schon bei der Erinnerung an Saturn's Sturz der Gedanke auf, daß wie diesem das tyrannische Regiment seines Sohnes, so dem Sturze Jupiter's eine nicht minder beunruhigende Nachfolgerschaft sich anreihen werde. Für diejenigen, denen die Vorstellung eines ewigen Zustandes von Frieden und Glück und Wonne auf Erden willkommen ist, sei es auch nur um mit holden Bildern über die Wirklichkeit weggetäuscht zu werden, ist im übrigen Shelley's Gedicht, namentlich in seinen Schlußpartien, keiner Empfehlung erst bedürftig. Als Beleg für die Reize, die auch der Uebersetzer ihm noch zu bewahren verstanden hat, sei hier der Schluß des dritten Actes angeführt. Mit diesen Worten beendet der „Geist" die Schilderung der Dinge, die er sah:

Nun modern auf verlassenen Altären
Die Bilder all; und der bemalte Schleier,
Den „Leben" nannten jene, die da waren,
Und der mit schillernd buntem Farbenspiel
Der Menschen Lieben und ihr Hoffen äffte,
Er ist für immer nun hinweggezogen.
Die ekelhafte Larve ist gefallen!
Befreit nun bleibt der Mensch und scepterlos,
Beengt durch keine Schranke, jeder gleich
Dem andern, ohne Rang und Stamm, gebunden
An keine Scholle — Bürger nur der Welt,
Befreit von Furcht und huldigender Demuth,
Sein eigner König, mild, gerecht und weise,
Nicht ohne Leidenschaft, doch ohne Schuld
Und Schmerz, die einstmals seine Seele drückten,
Weil er sie selbst geschaffen und geduldet.
Und kann der Mensch sich auch dem Tode nicht,
Dem Zufall, der Verändrung nicht entziehn,
Er weiß sie doch wie Sklaven zu beherrschen,
Der sonst sich schwänge auf den höchsten Stern,
Der oben glänzt am unerstiegnen Himmel
Im Aetherraume der Unendlichkeit.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In zweiter vermehrter und vervollkommneter Auflage liegen uns „Deutsche Sprachbriefe" von Professor Daniel Sanders (Berlin, Langenscheidt) vor. Wir haben auf diese neuen, in der Form der Toussaint-Langenscheidt'schen Unterrichtsbriefe für das Selbststudium Erwachsener nachgebildeten Sprachbriefe bereits bei dem Erscheinen des ersten Briefs hingewiesen: wir erstaunen immer von neuem über den seltenen Fleiß des deutschen Sprachforschers, der allein eine die Regel gebende Akademie, die uns Deutschen ja noch fehlt, zu vertreten unternimmt. Die deutsche Sprache zu sprechen und zu kennen, mag jedem Deutschen gewissermaßen als ein mit der Muttermilch eingesogener Vorzug erscheinen: gleichwol bedarf das angeborene Sprachgefühl doch der bildenden Regel; und es gibt sehr viele Punkte, bei denen selbst den Schreibgewandten ein Gefühl der Unsicherheit anwandelt. Hier werden die „Deutschen Sprachbriefe" stets die willkommenste Auskunft geben. Außer den eigentlich vortragenden Paragraphen finden sich zahlreiche Aufgaben und Auflösungen, Fragen und Antworten, Lesestücke, sprachliche Unterhaltungen, wie z. B. über Fremdwörter. Der zweiten Auflage ist überdies ein Abriß der heutigen deutschen Silbenmessung beigefügt; überhaupt sind die „Sprachbriefe" nach allen Richtungen hin vervollständigt, zum Theil durch wesentliche und bedeutende Zusätze vermehrt worden. Zu rühmen ist das höchst sorgfältige alphabetische Register. Die „Geschichte der deutschen Sprache und Literatur bis zu Goethe's Tod", welche früher den Sprachbriefen einverleibt war in zerstückelter Gestalt, bildet jetzt eine eigene Beilage in Buchform. Wir bedauern, daß Sanders, der seine Beispiele auch aus der neuen und neuesten Literatur nimmt, diese „Geschichte" nicht bis zur Gegenwart fortgeführt hat; denn es gehört doch auch mit zu ihren Hauptzwecken, die Leser über die Autoren zu orientiren, welche doch mehr oder weniger der fortgeschrittenen Sprache das Gesetz dictiren. Sanders meint, die Besprechung der Dichter, über welche das Urtheil noch nicht abgeschlossen ist, müsse der Zukunft vorbehalten werden. Dadurch indeß, daß manche Literaturhistoriker hinter Goethe's Tod einen so scharfen Ein- und Abschnitt machen, wird der Glaube an den Fortgang unserer literarischen Entwickelung bei einem großen Theil der Leser erschüttert; man gewöhnt sich, hinter diesem „Strich" nur die Epigonen zu suchen. Und wer sagt uns denn, daß das Urtheil über unsere Classiker selbst ein abgeschlossenes ist? Auch hier wird der Zukunft noch ein Endurtheil vorbehalten werden müssen, und das zwanzigste Jahrhundert wird vielleicht anders urtheilen, als das leider allzu sehr in ein modernes Alexandrinerthum verstrickte neunzehnte.

— Im siebenten, achten und neunten Heft der Zeitschrift „Unsere Zeit" ist eine Novelle von Olga Ernst enthalten: „Die beiden Scheikhs", welche zur Zeit der Niedermetzelung der Janitscharen in Konstantinopel spielt und diese große Katastrophe in lebendig anschaulicher Weise erzählt. Ueberhaupt müssen wir in Olga Ernst die Vertreterin einer neuen Specialität auf dem Gebiete der Erzählungsliteratur begrüßen, der türkischen, die gewiß ebenso berechtigt ist wie die ägyptische, galizische oder eine andere osteuropäische. Die (pseudonyme) Verfasserin lebt seit längerer Zeit in Konstantinopel, hat ein offenes Auge für das türkische gesellschaftliche Leben und weiß sehr lebendig zu schildern. An Eigenart des Colorits, an einer warmen, ja brennenden Farbengebung läßt diese Erzählung sowie einige andere, welche die Verfasserin in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat, nichts zu wünschen übrig.

Im achten Heft von „Unsere Zeit" finden sich einige Gedichte des schlesischen Plateniden, Konrad von Prittwitz-Gaffron, die sich durch Formschönheit, Grazie und Adel des Ausdrucks auszeichnen. Wir theilen hier das folgende Sonett mit:

Kreislauf des Lebens.

In raschem Kreislauf wechselt Glück und Leid,
Und nirgends siehst du dauerndes Bestehen:
Beängstigend ist dieses Kommen, Gehen,
Der Pendelschlag der ruhelosen Zeit.

Mir graut vor dieses Wechsels Stetigkeit:
Des Sommers Fußspur muß im Schnee verwehen,
Und die du heut im Brautgewand gesehen,
Die Flur trägt morgen schon ihr Sterbekleid.

Wann endlich tagt das Licht, das wandellose,
Dem nicht verräth'risch sich die Nacht verbündet,
Die jedes Tages dunkler Abschluß ist!

Wann naht der Lenz, wo Nachtigall und Rose
Im Kommen nicht das Scheiden schon verkündet —
Wo du, wie Gott, o Schönheit, ewig bist!

— Ein Lehrern und Aeltern gleich warm zu empfehlendes Schriftchen ist „Ein Festgruß zu dem hundertjährigen Jubiläum des gothaischen Lehrerseminars am 21. Juni 1880 von dessen Protephorus Paul Möbius" (Gotha, F. A. Perthes). Das Wort des Apostel Paulus: „Seid allezeit fröhlich!" zu Grunde legend, bietet der erfahrene, mit Liebe für die Kinder erfüllte Schulmann hier in gedrängter, kerniger Weise wichtige, beherzigenswerthe Winke für alle, denen die Erziehung und der Unterricht der Jugend obliegt. Sie werfen ein helles Licht auf seine eigene frühere Lehrthätigkeit zurück, indem sie durchblicken lassen, mit welcher Freude und Hingebung er seinen Beruf erfüllt und welcher Erfolg seine Bemühungen gekrönt haben muß. Es ist nicht zu viel gesagt, daß das Schriftchen ein wahres multum in parvo ist und jedem Lehrer als Vademecum empfohlen werden kann. Es sei nur noch bemerkt, daß der Paulinische Ausspruch kein anderer als der rabbinische ist: „Der Geist der Prophetie ruht auf dem fröhlich Gestimmten."

Theater und Musik.

Ein neues schwedisches Drama: „Strohhalme" von Hedberg, das auch am berliner Hoftheater zur Aufführung angenommen worden ist, ging am leipziger Stadttheater mit lauem Erfolg in Scene. Das Stück ist eine nordische Iffflandiade; denn diese neue Art von Ausländerei grassirt an unsern Bühnen, die ja an dem französischen Import nicht genug haben. Nun sind zwar die dänisch-schwedisch-norwegischen Stücke moralischer als die französischen, aber sie sind dafür auch langweiliger. Frau Birch-Pfeiffer erscheint noch immer im Vorsprung gegen diese Art skandinavischer Dramatik. Hedberg's neues Drama ist ein Familiengemälde, in welches einige Liebesscenen von jener quellfrischen Naivetät aufgenommen sind, wie sie den nordischen Völkern eigen ist, dessen Haupthandlung sich aber um privatrechtliche Fragen dreht, die mit unerlaubter juristischer Schwerfälligkeit bis in alles Detail hinein behandelt werden. Wie anders ist dies z. B. in einem der besten französischen Lustspiele, der „Mademoiselle de la Seiglière" von Jules Sandeau! Auch hier handelt es sich um eine Frage des Privatrechts; doch sie ist klar und bestimmt hingestellt, von Hause aus mit Fleisch und Blut bekleidet und hat dabei immerhin eine historische Perspective. In den „Strohhalmen" von Hedberg bewegen wir uns dagegen in den allertrivialsten Lebensverhältnissen: Eine Baronin, die einen etwas leichtsinnigen Sohn hat, mußte Schulden machen und Hypotheken aufnehmen; der eine Gläubiger, welcher den

Wunsch hegt, seiner Tochter eine vornehme Partie zu verschaffen durch Verheirathung mit dem jungen Baron, macht seine Forderung in einer Weise geltend, welche für die Baronin verhängnißvoll werden kann. Der Advocat der letztern parirt aber diese Drohung durch eine andere, indem er eine Criminalklage wegen unterschlagener Papiere in Aussicht stellt. Der Beweis für die Unterschlagung wird auf der Bühne selbst durch zwei Zeugen, von denen einer sich versteckt gehalten, ermöglicht: infolge dieser Pression wird der unliebsame Rentier davon abgehalten, sein gutes Recht geltend zu machen. Das ganze Thema ist auf juristische Schrauben gestellt und durchaus unerquicklich, obschon die Charakterzeichnung die Iffland'sche Lebenswahrheit nicht vermissen läßt.

— Paul Lindau's neuestes Drama: „Verschämte Arbeit", ist auf dem Hoftheater in Weimar mit gutem Erfolg in Scene gegangen. Die ersten Aufführungen der Lindau'schen Stücke in Weimar pflegen denen in Berlin vorauszugehen. Das Drama bewegt sich in der socialen Sphäre und klingt entfernt an Scribe's „Feenhände" an.

Bibliographie.

Amyntor, G. v., Der neue Romanzero. Hamburg, F. J. Richter. 1881. 8. 6 M.

Blackmore, R. de, Lorna, die Königin der Geächteten. Ein Sittengemälde aus dem 17. Jahrhundert. Frei nach dem Englischen von Josephine Flach. Köln, Bachem. 8. 5 M.

Blumenthal, O., Bummelbriefe. Heitres und Grilliges. Danzig, Gruihn. 12. 2 M.

Bockenheimer, K. G., Der Eichelstein bei Mainz. Mainz, Diemer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Brake, G., Zur deutschen Judenfrage. Ein Wort zum Frieden. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Bremer, Frederike, Gesammelte Schriften. Aus dem Schwedischen. 10ter Bd. — A. u. d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Streit und Friede oder einige Scenen in Norwegen. 5te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M.

Brentano, C. v., Reisebilder aus Ober-Italien. Zugleich praktischer Reisebegleiter von Münehen dureh Tirol naeh Italieu. Müneheu, Kellerer. 8. 2 M. 50 Pf.

Brieger, T., Constantin der Grosse als Religionspolitiker. Kirchengeschiehtlieher Essay. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M.

Cecchi, P. L., Torquato Tasso und Italienisches Leben im 16. Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt von H. Freih. von Lebzeltern. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Deutsch, Karoline, Erzählungen. 2 Bde. Hamburg, O. Meißner. 8. 6 M.

Deutsches Dichterheim. Neue Blätter für Dichtkunst. Kritik und Satire. Redaeteur: P. Heinze. 1ster Jahrg. 1880. 24 Nrn. Dresden, Heinze. Gr. 8. Halbjährlich 5 M.

Edelweiß. Schweizerisches poetisches Familienblatt. Redacteur: P. Heinze. 1ster Jahrg. 1880. 24 Nrn. Dresden, Heinze. Halbjährlich 3 M. 60 Pf.

Elbe, A. v. der, Die Ricklinger. Erzählung aus dem 14. Jahrhnndert. 2 Thle. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Engel, Die deutsche Industrie 1875 und 1861. Statistisehe Darstellung der Verbreitung ihrer Zweige über die einzelnen Staaten des Deutschen Reiehs, mit Hervorhebung Preussens. Berlin, Statistisches Bureau. Gr. 8. 2 M.

— — Das Zeitalter des Dampfes in tcchnisch-statistischer Belcuehtung. Berlin, Statistiseh Bureau. Fol. 6 M.

Faulmann, K., Illustrirte Cultur-Geschiehte. Für Leser aller Stände. Mit 14 Tafeln in Farbendruek, mehreren Facsimilebeilagen und eirea 300 in den Text gedruekten Illustratiouen. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 60 Pf.

Floigl, V., Die Chronologie der Bibel, des Manetho und Beros. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 8 M.

Führich, J. Ritter v., Die Kunst und ihre Formen. Aus dem Nachlasse. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Grütter, F., Aus glücklichen Tagen. Erinnerungen an Se. Majestät den hochseligen König Georg V. von Hannover. Nebst einer photographischen Abbildung des Welfendenkmals in Walsrode. Hannover, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Heigel, K. T., Die Wittelsbacher. Festschrift. München, Rieger. 8. 1 M.

Unseres Herrgott's Thiergarten d. i. die „Vieherei" ad homiuem demonstrirt und wissenschaftlich bearbeitet von einem Kladderadatsch-Gelehrten (Taud von der Budden) Schaumburg-Bückeburgischer Marine-Offizier a. D. Witz. Satire. Humor. München, Kellerer. 8. 1 M. 20 Pf.

Hettner, F., Das römische Trier. Trier, Lintz. Gr. 8. 1 M.

Heucking, H. E., Die Sixtinische Madonna in ihrer sittlichen Wirkung. Im Auszuge mit Vorwort herausgegeben von S. P. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M.

Höhl, L., Wanderungen durch Vorarlberg. Würzburg, Woerl. Gr. 16. 4 M.

Humoristisches nach jeder Richtung. Ein Auszug aus Gemming's „Poetische Verbrechen". München, Höpfner. 8. 20 Pf.

Illgen, R., Dramatische Werke. 1ster Bd.: Ghuria. Schauspiel. Dresden, Kellberg. 8. 2 M.

Jost, E., Deutsche Treue. Historische Erzählung. 2 Bde. Stuttgart, Richter u. Kappler. 8. 8 M.

Junghaus, Sophie, Orsanna und andere Erzählungen. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Koch, B. M. W., Ueber die rechte Gestalt des individuellen Daseins, mit besonderer Berücksiehtigung der Religion. Eine welt- und menschenfreundliehe Betrachtung. Berliu, Mrose. Gr. 8. 1 M.

Krichenbauer, A., Theogouie und Astronomie. Ihr Zusammenhang naehgewiesen an den Göttern der Grieehen, Aegypter, Babylonier und Arier. Wien, Konegen. 1881. Gr. 8. 12 M.

Lamartine, A. de, Jocelyn. Tagebuch eines Dorfpfarrers. Eine epische Dichtung. Uebersetzt von Julie Bernhard. Hamburg, Grüning. 8. 5 M.

Lazár, J., Das Judenthum in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Mit besonderm Hinblick auf Ungarn. Berlin, Hentze. Gr. 8. 2 M.

Lenau's, N., Sämmtliche Werke. 1ste Lfg. Stuttgart, Cotta. 8. 50 Pf.

Lindau's Reisebibliothek. 16ter Bd.: Im Coupé für Nichtraucher. Humoresken, gesammelt und herausgegeben von C. Lindau. Erfurt, Bartholomäus. 8. 50 Pf.

Lippe-Weißenfeld, E. Graf zur, Zieten, „das alte Husarengesicht". Mit Bild und Unterschrift, nebst Kärtchen zum „Zietenritt" am 20. Mai 1725. Berlin, Militaria. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Loose, W., Beiträge zur Schul- und Universitätsgeschiehte. Nürnberg, v. Ebner. 4. 80 Pf.

Mallebrein, F., Mären und Märlein aus Baden-Baden. Rastatt, Hanemann. 1881. 8. 2 M.

Minor, J., und A. Sauer, Studien zur Goethe-Philologie. Wien, Konegen. Gr. 8. 6 M.

Nadler, K. G., Fröhlich Pfalz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart. Herausgegeben von L. Eichrodt. Lahr, Schauenburg. 8. 2 M. 25 Pf.

Navarro, C., Zwei Jahre am Rio de la Plata. Deutscher Original-Roman. 2 Thle. Berlin, Janke. 1881. 8. 6 M.

Der Nibelunge Nôt. Mit den Abweiehungen von der Nibelunge Liet den Lesarten sämmtlieher Handsehriften und einem Wörterbuehe herausgegeben von K. Bartsch. 2ter Thl. 2te Hälfte. Wörterbuch. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Nielsen, F., Die Waldenser in Italien. Aus dem Dänischen. Gotha, F. A. Perthes. 8. 60 Pf.

Noiré, L., Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Mainz, Diemer. Gr. 8. 9 M.

Palander, E. W., Uebersicht der neuereu russisehen Literatur von der Zeit Peters des Grossen bis auf uusere Tage. Tavastehus. 8. 2 M.

Der Neue Plutarch. Biographien hervoragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. von Gottschall. 8ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Poppe, L. O., Der Staatsmonopolist oder: Ein Beweis für die Unhaltbarkeit unserer Zustäude nud ein Vorsehlag zur sehnelleren uud friedlieheren Lösung der soeialeu Frage dureh miudere Schädigung einer der bestehenden Gesellsehaftsklassen. Leipzig, R. Hahn. Gr. 8. 75 Pf.

Rehle, A., Die Münzen der Stadt Kaufbeuern. Ein Beitrag zur Münzgesehiehte Sehwabens. Kaufbeuern, Mayr. Gr. 8. 4 M.

Rohde, F., Kaiser Wilhelm der Erste oder Barbarossa's Erlösung. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Rohr, H. v., Geschichte des 1. Garde-Dragoner-Regiments. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Imp.-4. 60 M.

Röttger, R., Der Schluß der Kette. Neu entdeckte Thatsachen, welche die Entwickelungslehre begründen, nachdem sie nach den Grundsätzen derselben gesucht waren. Die Verknüpfung des kosmischen Bewegungsprinzips mit dem Lebensprinzip der organischen Wesen. Eine Denkschrift. Mainz, Diemer. Gr. 8. 60 Pf.

Rülf, J. J., Der Einheitsgedanke. Als Fundamentalbegriff aller Religionen nnd Wissenschaft, als Verständigungsbasis unter den Gebildeten aller Confessionen nnd Nationen. Memel, Schmidt. 8. 2 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 18: Goethe's Verhältnis zur Musik von W. J. von Wasielewski. — Nr. 19: Die geschichtliche Entwicklung der Sonate von S. Bagge. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. à 75 Pf.

Scherr, J., Allgemeine Geschichte der Literatur. Ein Handbnch in 2 Bdn. 6te, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 1ste Lfg. Stuttgart, Conradi. Gr. 8. 1 M.

Schmitz, C., Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher oder die Dynastie der Babenberger. Geschichtliche Studie zur 700jährigen Wittelsbacher-Feier veröffentlicht. München, Fritsch. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Simehowitz, S. S., Der Positivismus im Mosaismus erläutert und entwiekelt auf Grund der alten und mittelalterlichen philosophischen Literatur der Hebräer. Wien, Gottlieb. 8. 3 M.

Studien über die Judenfrage. Von eiuem Geäehteten. 1stes u. 2tes Hft. Lemberg, Seyfarth u. Czajkowski. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Virehow, R., und W. v. Sehulenburg, Der Sprecwald und der Schlossberg von Burg. Praehistorische Skizze. Mit 2 Karten. Berlin, Wiegandt, Hempel u. Parey. 8. 1 M. 50 Pf.

Waetzoldt, S., Ein Wintermärchen. Hamburg, O. Meißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Wegener, P., Volksthümliche Lieder aus Norddeutschland, besonders dem Magdeburger Lande und Holstein, nach eigenen Sammlungen und nach Beiträgen von Carstens und Pröhle herausgegeben. 3tes Hft.: Spott, Tänze, Erzählungen. Leipzig, C. A. Koch. 8. 1 M. 60 Pf.

Weitzmann, E., Gedichte. Stuttgart, Loebell. 16. 75 Pf.

Werner, K., Emerieo Amari in seinem Verhältniss zu G. B. Vico. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M.

Will, C., Konrad von Wittelsbach, Cardinal, Erzbischof von Mainz und von Salzburg, deutscher Reichskanzler. Zur Feier des 700jährigen Jubiläums des Hauses Wittelsbach. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Fluch der Liebe!

Novellen von George Allan.

In 8. Broseh. 3 M., geb. 4 M. 50 Pf.

Der pseudonyme Verfasser bietet in diesen reizend geschriebenen Novellen eine Unterhaltungslektüre, die an markiger Originalität das Meiste auf diesem Gebiete überflügelt.

Novellen

von

Francesco Bernardini.

Aus dem Italienischen von A. v. M.

In 8. Preis broseh. 3 M., eleg. geb. 4 M. 50 Pf.

Bernardini's Novellen schildern Land und Leute in Süditalien mit solchem Feuer und sichtlieher Wahrheit, dass auch in Deutschland sich diese lebendigen originellen Erzählungen rasch ihr Publikum erobern werden.

Neue rumänische Skizzen.

Von **Mite Kremnitz.**

In 8. Broseh. 3 M., elegant geb. 4 M. 50 Pf.

Die vor zwei Jahren in Bukarest in deutscher Sprache erschienenen „Rumänischen Skizzen" haben in Deutschland für die eigenartige Entwickelung der rumänisehen Literatur so viel Interesse erregt, dass die inzwischen durch ihre Arbeiten in „Ueber Land und Meer", „Deutsche Rundschau", „Nord und Süd", „Magazin" u. s. w. bekannter gewordene talentvolle Sehriftstellerin sich zur Herausgabe eines neuen Bandes rumänischer Skizzen entschlossen hat, der sicher nieht verfehlen wird, in Deutschland Interesse zu erregen.

Historische Romane aus dem byzantinischen Reiche.

Von **Dr. J. Pervanoglu,**

(Verfasser der im gleichen Verlage erschienenen: Culturbilder aus Griechenland. Mit einem Vorwort Sr. Exc. des griechischen Gesandten in Berlin A. R. Rangabé.)

Bd. I. **Andronik Comnenus.** Bd. II. **Kaiser Alexius.**

à Band (250 u. 270 Seiten) 2 M. 50 Pf.

Diese historisehen Romane sind keine Naehahmung der ägyptologisch-assyrischen Romane von Ebers u. a., sondern durchaus originell. Ein klarer, allgemein verständlicher, poetischer Stil zeichnet diese Erzählungen, die im 12. Jahrhundert in Konstantinopel spielen, aus. Die hochinteressante Gesehichte des glanzvollen byzantinischen Kaiserhofes hat nach dem Urtheile der Gesammtpresse in Herrn Pervanoglu den gründlichsten Kenner der damaligen Zeit gefunden, der die hervorragendsten Begebenheiten in anmuthiger, fesselnder und wahrheitsgetreuer Weise in seinen Romanen verwebt hat. Jeder Band bildet ein für sieh abgeschlossenes Ganzes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aus älterer und neuerer Zeit.

Neue Serie.

Funfzehnter Band. 8. Geh. 5 M.

Sämmtliche Criminalfälle, die in dem vorliegenden neuen Bande dieses beliebten Werks mit gewohnter Sachkunde dargestellt sind, gehören der neuesten Zeit an, und jeder einzelne derselben bietet eigenthümlich fesselnde juristische wie psychologische Momente.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Histoire abrégée et élémentaire de la Littérature française

depuis son origine jusqu'à nos jours.

Par

Louis Grangier.

Sixième édition revue et augmentée.

8. Geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Bereits in fünf Auflagen hat sich diese gedrängte, aber vollständige und übersiehtliche Gesehichte der französischen Literatur als ein vorzügliches Werk bewährt, das in zahlreichen Sehulanstalten Deutsehlands wie des Auslandes als Lehrbueh eingeführt ist und zugleieh als kundigster Führer bei Auswahl der Lektüre empfohlen werden kann. Gegenwärtige seehste Auflage ist vom Verfasser abermals sorgfältig durchgesehen und bis auf die neueste Zeit ergänzt worden.

Soeben erschien:

Ausgewählte Lustspiele von Molière.

In fünffüssigen, paarweis gereimten Jamben übersetzt von

Prof. Dr. Adolf Laun.

Mit Molière's Portrait.

In 8. In eleg. Ausstattung broseh. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Bei dem steigenden Interesse, das jetzt in Deutschland von seiten der Schule, Universität, Literatur und Bühne dem grössten Lustspieldiehter Frankreichs zugewendet wird, ist diese neue Uebersetzung, die, die Sinnestreue mögliehst wahrend, nach formaler Vollendung, Reinheit des Reims und sprachlieher Eleganz gestrebt hat, wol eine zeitgemässe zu nennen. Durch die Neuerung der Wahl des fünffüssigen, paarweis gereimten Jambus wird der Geist des Originals am besten gewahrt. Die Molière'sehen Lustspiele in Laun'seher Uebersetzung werden Repertoirestücke aller bessern deutschen Bühnen werden, sie eignen sieh wie keine andere Uebersetzung aueh zur Privatlektüre. Der Name des Verfassers, der sich durch seine Molière-Arbeiten einen ausgebreiteten Ruf erworben und auf diese Arbeit jahrelangen Fleiss verwendet hat, bürgt für die Gediegenheit derselben.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich,**
Verlag des „Magazin für die Literatur des Auslandes".

(Mit Nr. 10 des **Literarischen Anzeigers** und einer Beilage von Theodor Kay in Kassel.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RE... Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 7. October 1880.

Inhalt: Zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Rudolf von Gottschall. — Zur publicistischen Literatur. (Beschluß.) — Unterhaltungsliteratur. Von Richard Weiland. — Eine Anthologie steirischer Lieder. Von Rudolf Kulemann. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Deutschland im 18. Jahrhundert. Von Karl Biedermann. Zweiter Band: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände. Zweiter Theil: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts. Dritte Abtheilung. Leipzig, Weber. 1880. Gr. 8. 15 M.

Die ersten Bände des culturgeschichtlichen Biedermann'schen Werks, welches mit dem vorliegenden Bande seinen Abschluß gewonnen hat, sind in unserer Zeitschrift bereits eingehend besprochen worden: der erste Band, welcher den Titel hatte: „Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im 18. Jahrhundert", sowie die erste Hälfte des zweiten Bandes, die Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen behandelt, in Nr. 20 d. Bl. f. 1858; die beiden folgenden Abtheilungen, welche die Darstellung der Literatur bis zu Lessing's und Herder's Anfängen führten, in Nr. 20 d. Bl. f. 1867 und in Nr. 40 f. 1875. Jetzt liegen diese Bände in neuen Auflagen vor und bilden mit der umfangreichen dritten Abtheilung des zweiten Theils das abgeschlossene Werk, das in solcher Gestalt erst einen Totaleindruck hervorzubringen vermag. Trotz der großen Zwischenräume, in denen die einzelnen Bände erschienen, ist das Ganze aus Einem Guß, der Plan ein durchaus übersichtlicher, wenngleich es fraglos erscheint, daß der zweite Theil weit über den anfänglich projectirten Umfang hinausgewachsen ist. Das ganze Werk, dessen Beginn in eine Zeit fällt, in welcher die Culturgeschichte keineswegs auf ihrer jetzigen Höhe stand, am wenigsten sich eines solchen Antheils erfreute, wie das gegenwärtig der Fall ist, beruht auf den sorgsamsten Studien, ist in der geläuterten Form gehalten, wie sie philosophische Durchbildung allein der Darstellung zu geben vermag und verleugnet nirgends das geschmackvolle und unparteiische Urtheil des Literarhistorikers.

In der That, in den letzten Bänden überwiegt der Literarhistoriker bedeutend über den Culturgeschichtschreiber — und dies ist das einzige Bedenken, welches wir gegenüber dem vortrefflichen Werke aussprechen möchten. Es hängt dies eben damit zusammen, daß der erste streng culturgeschichtliche Theil des Werks in knapper Fassung gehalten war, wie sie die ursprüngliche Anlage des Ganzen mit sich brachte, daß dann aber diese letztere sich wesentlich erweitert hatte und diese Erweiterung gerade den literarhistorischen Abschnitten zugute kam. Wir verkennen durchaus nicht, daß in unserer Literaturgeschichte, besonders in dem biographischen Theile derselben, die wichtigsten Beiträge zur Culturgeschichte enthalten sind: wir brauchen nur an Goethe in Straßburg, Wetzlar, Frankfurt, Leipzig, Weimar, an den Karlsschüler Schiller und seine Jugenderlebnisse zu erinnern: welch ein reiches Bild des socialen und politischen Lebens entrollt sich hier vor unsern Augen, welche Fülle von Genrebildern, wie sie keine andere Schilderung zu gewähren vermag, tritt vor uns hin mit dem ganzen äußern und geistigen Costüme der Zeit. Wir billigen es vollkommen, daß Biedermann gerade die Dichterbiographien uns in eingehendster Weise vorträgt; er befindet sich dabei durchaus im Mittelpunkte seiner Aufgabe.

Eine andere Frage ist, inwieweit die ästhetische Kritik der Dichterwerke in einer Culturgeschichte platzgreifen darf, ob eine eingehende kritische Besprechung derselben nicht zu sehr den Schwerpunkt auf die literargeschichtliche Bedeutung des Werks fallen läßt. Wir möchten die feingeistige Analyse, die Biedermann von den classischen Dichtungen gibt und die so reich ist an treffenden Bemerkungen, nur ungern missen: gleichwol erscheint sie uns bisweilen als ein Uebergriff der ästhetischen Kritik in die culturgeschichtliche Darstellung. Hier und dort geht der Autor zu sehr in das Detail der Literaturforschung ein, bei der Richtigstellung einzelner Daten, bei der Polemik über Fragen,

welche die Fachmänner der Literatur beschäftigen. Auch erscheint uns der Standpunkt der Culturgeschichte darin von dem der Literaturgeschichte verschieden, daß den erstern unter Umständen die dii minorum und minimarum gentium wichtiger sein können als die eigentlichen Götter des classischen Olymps, daß ein Vulpius, Spieß, Cramer u. s. f., welche die Menge des Publikums fesselten, gerade deshalb, als Träger der Zeitstimmungen und Culturrichtungen eine Betrachtung verdienen, welche von Hause aus den literarischen Werth dieser Werke ablehnen mag, aber sich doch mit ihrer die Leserkreise beherrschenden Eigenart beschäftigen muß. Hier erscheint uns Biedermann, der das geistig Bedeutende und ästhetisch Werthvolle in den Vordergrund rückt, oft zu vornehm für einen Culturhistoriker, für den die böhmischen Steine der Poesie gelegentlich wichtiger sind als die Diamanten.

Der neuerschienene Band des Werks beginnt mit einem Abschnitt: „Der junge Goethe und die andern Dichter der Sturm- und Drangperiode". Gerade im Lebenslauf des jungen Goethe, der jetzt von allen Seiten beleuchtet wird, spiegeln sich viele culturhistorische Züge der Epoche: es hat sich hierüber auch eine ganze Literatur gebildet, welche von Biedermann ausgiebig benutzt wird; daß indeß alle die Liebschaften des jungen Dichters, Gretchen, Käthchen Schönkopf, Friederike, Lili, Charlotte Buff, für die Culturgeschichte so besonders wichtig wären, möchten wir bezweifeln. Es ist über viele Punkte in Betreff dieser jungen Damen ein Streit entbrannt, der von den Literarhistorikern mit der wichtigsten Miene geführt wird und mit einem großen Aufwand energischer Polemik: Biedermann betheiligt sich an der letztern, wenn auch meistens nur in den Noten, doch vielleicht lebhafter, als die letzten Zwecke seines Werks verlangten. In der Sache selbst wird man ihm fast immer recht geben. Kritisch sehr eingehend und auch werthvoll sind seine Besprechungen der Werke Goethe's aus jener Epoche. Wenn aber der Culturhistoriker die verschiedenen Bearbeitungen des „Götz" genau miteinander vergleicht: so erscheint uns dies für sein Werk als ein Zuviel literarisch-kritischer Specialuntersuchungen. Im übrigen ist sein Urtheil über dies Drama wohlmotivirt und auch mit culturhistorischen Streiflichtern hinlänglich illustrirt. „Was am «Götz» bestechend und packend wirkte", sagt er, „war die geniale Freiheit, womit hier ein deutscher Dichter alle bisher noch für heilig gehaltenen Schranken scenischer Rücksichten durchbrach." Es herrschte die Regellosigkeit, wie man sie durch den Vorgang Shakspeare's legitimirt glaubte. Im übrigen rühmt Biedermann an dem Stücke die überquellende Fülle des Stoffs, den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der aufeinanderfolgenden Situationen:

Und alle diese Begebenheiten und alle diese Personen waren der vaterländischen, der deutschen Vergangenheit entnommen! Nicht einer in unvordenklicher Ferne liegenden, wie Klopstock's Hermann und seine Helden, nein, einer, der mit ihren Traditionen, ja theilweise noch in ihren fortlebenden Spuren in die unmittelbare Gegenwart herüberzuragen schien. Jener Landfriede, gegen den Götz ankämpft, hatte er nicht sein, wenn auch verblaßtes, Abbild in dem noch immer fortbestehenden, freilich zur Caricatur gewordenen Reichskammergericht zu Wetzlar? Jene Reichsarmee, die so ruhmredig wider Götz auszog und so schimpflich floh, war sie nicht in der gleichen traurigen Gestalt unlängst erst wieder erschienen in der Schlacht bei Roßbach? Jenes ganze heilige römische Reich, das schon im 16. Jahrhundert seinem Verfall entgegenging, sah man es nicht noch täglich vor Augen in seiner immer zunehmenden Ohnmacht und Zerrissenheit? Jener üppige Hof von Bamberg mit seinen schönen, aber lockern Frauen, seinen nach Vortheil und Gunst haschenden Cavalieren, bot er nicht ein nur zu getreues Bild der zahllosen geistlichen und weltlichen Höfe, die fortwährend an dem Marke des deutschen Volks sogen?

Doch auch die Einwendungen gegen den Aufbau des Stücks, das nur eine dramatisirte Lebensbeschreibung des Ritters Götz sei, ohne dramatische Spannung und tragische Lösung, sind vollkommen berechtigt. Auch fehlt Götz ohne Frage die historische Größe und Bedeutung. Biedermann setzt das eingehend auseinander. In der That kommt man zu dem Schluß, daß Goethe in der Geschichte kaum über die historische Genremalerei hinauskam, oder wie es Ludwig Tieck so treffend ausspricht: „Goethe ging doch eigentlich überall der Geschichte aus dem Wege."

Von größerer Bedeutung als „Götz" für die culturgeschichtliche Darstellung ist der Roman „Werther's Leiden"; er hat auf die Stimmung des ganzen Zeitalters einen wesentlichen Einfluß ausgeübt: Biedermann behandelt diesen psychologischen Roman sehr eingehend vom kritischen Standpunkte und theilt Näheres mit über die Aufnahme, die er bei den hervorragenden Zeitgenossen gefunden. An „Clavigo" lobt er mit Recht den dramatischen Aufbau und nennt Carlos den einzigen im großen Stile angelegten, mit scharfen Zügen und satten Farben gemalten Charakter: das Schwächliche im Charakter und in der Schuld des Helden und das beengt spießbürgerliche Gebaren der durch Clavigo's Schuld leidenden Gruppe wird mit Recht getadelt. Ueber den „Faust", dessen Entstehungsgeschichte in diesem und einem spätern Abschnitte nach den Resultaten der neuern Forschung mit einer minutiösen Genauigkeit erzählt wird, sagt Biedermann:

Niemals ist der Zauber poetischer Illusion mit so überwältigender Macht geübt worden als im „Faust". Kein anderer Dichter hat es so verstanden, einen Zustand menschlichen Seelenlebens mit dem täuschenden Scheine der Allgemeingültigkeit, der Naturwahrheit, der strotzenden Lebensfülle zu umkleiden, wie Goethe das Streben und Sehnen eines hochbegabten Menschen ins Ungemessene hinaus, seinen Widerwillen gegen jegliche Art von Selbstbeschränkung und von Einfügung in den gewöhnlichen, für alle geordneten Gang des Denkens und Handelns. Wohl hatte Goethe recht, wenn er den „Faust" etwas „ganz Incommensurables" nannte. Jedenfalls steht derselbe als etwas ganz Einziges da nicht allein in der deutschen, sondern in aller Literatur. Als etwas Einziges in Bezug auf die Meisterschaft der Seelenmalerei, die hier bis zur äußersten Vollendung gesteigert ist, als etwas Einziges aber auch darin, daß eben durch die wunderbare Kunst des Dichters die ganze Ordnung der Natur gleichsam umgekehrt, daß als höchster Ausdruck menschlicher Kraft und männlichen Geistesschwunges etwas proclamirt wird, was doch, wie Goethe selbst ein anderes mal zugestand, lediglich „aus einem

etwas unklaren Zustande des Individuums" oder (nach einem zweiten, ähnlichen Ausspruche von ihm) „aus einem befangenen, leidenschaftlichen Individuum hervorgegangen war". Denn hier allerdings stehen wir Aug' in Auge der ernsten Frage gegenüber: ist in dem Faust, den Goethe uns schildert, wirklich der innerste, gesundeste, kräftigste Kern der Menschennatur, sozusagen der Typus des Menschen, der Normalmensch abgebildet? Oder ist Faust nur das Spiegelbild einer bestimmten Zeit und der die Signatur dieser Zeit tragenden Individuen — einer Zeit gewaltigen Gärens und Ringens zwar, aber doch eines „etwas unklaren" und „leidenschaftlich befangenen"? Ist nicht auch der „Faust", ähnlich dem „Werther", nur in noch viel höherm Sinne, eine großartige Krankheitsgeschichte der Menschheit, bei deren künstlerischer Darstellung der Dichter, gleichwie beim Werther, „zugleich Kranker und Arzt war", durch deren Hinausverlegung aus seinem Innern in die Welt der äußern poetischen Gestaltung er sich selbst von diesem Krankheitsstoffe befreite? Und wenn wir nun für diese zweite Alternative uns entscheiden müßten — würde dadurch der Werth dieser unvergleichlichen Dichtung oder das dichterische Verdienst Goethe's geschmälert? Gewiß nicht! So gewiß nicht, als das wahr ist, was Shakspeare von dem höchsten Berufe des Dichters sagt: er solle uns die wahre Gestalt und Eigenart seiner Zeit vor Augen führen (to show the very age and body of the time, its form and pressure). Ist doch auch die kostbare, farbenreiche Perle das Product eines Krankheitsprocesses der Muschel!

Es gilt dies zunächst von dem „Faust" von 1790. Die Rückwirkungen der Goethe'schen Richtung auf andere Dichter: Miller, Bürger, Heinse, und die eigentlichen Jünger des Sturms und Drangs: Lenz, Wagner, Maler Müller, Klinger, werden in einem Abschnitt besprochen, der uns im Verhältniß zu der Darstellung des jungen Goethe zu kurz erscheint.

Desto ausgeführter ist das Bild, das uns von dem jungen Schiller entworfen wird; auch hier ist die Darstellung lebendig und anziehend und alles benutzt, was neueröffnete Quellen über die merkwürdigen Lebensschicksale des würtembergischen Dichters, über die Stimmungen und Anschauungen mittheilen, aus denen heraus er seine großen Jugenddramen dichtete. Das Urtheil über dieselben ist ein verschiedenes, sowol was ihr Verhältniß zu den spätern Dramen als auch untereinander betrifft. Bekanntlich hielt Ludwig Tieck „Die Räuber" für Schiller's bestes Stück, und auch neuerdings ließen sich kritische Stimmen vernehmen, welche diese Erstlingswerke der eigentlich classischen Dramatik Schiller's vorziehen. Biedermann ist geneigt, „Cabale und Liebe" vor den beiden andern Stücken den Vorzug zu geben; es biete als sociales Zeitbild wie als Schilderung seelischer Conflicte ein vielseitiges dramatisches Interesse; es rege unsere menschlichen Sympathien stärker an als „Fiesco" und führe uns zugleich in die Verhältnisse des wirklichen Lebens tiefer hinein als die mehr nur in allgemeinen Zügen sich bewegenden „Räuber". Doch haben die letztern offenbar den genialern Wurf, einen Zug von Größe, der den an und für sich kleinlichen Intriguen in „Cabale und Liebe" fremd ist. „Fiesco" ist offenbar das schwächste von diesen Dramen; mit Recht sagt Biedermann:

Es fehlen dem „Fiesco" die eigentlich großen bewegenden Kräfte, welche die echte Tragödie fordert, die Wahrheit, Tiefe und Consequenz der Charaktere, das erschütternde Spiel gewaltiger Leidenschaften; das vorherrschende Element ist vielmehr die Intrigue, und für die mangelnden seelischen Conflicte muß uns eine glänzende Rhetorik voll pomphafter Empfindungen entschädigen. In diesem Betrachte blieb „Fiesco", wie der Dichter selbst das auch recht wohl fühlte, hinter den „Räubern" zurück. Dagegen zeigt er in technischer Beziehung manche Vorzüge. Die Handlung ist concentrirter als in den „Räubern" (?), fortwährend spannend und dem Ausgange entgegendrängend. Der Dialog ist gewandt, die Sprache allerdings bisweilen ungeheuerlich in ihren Ausdrücken, stellenweise fast noch ungeheuerlicher als in den „Räubern", ein anderes mal wieder schwülstig, geziert und künstlich zugespitzt zu schön oder bedeutsam klingen sollenden Sentenzen. Die Charaktere sind, wie schon bemerkt ward, ziemlich gut individualisirt, doch fehlt ihnen theilweise die rechte innere Wahrheit.

Es ist wol noch nicht genug hervorgehoben worden, daß der Stil in „Fiesco" nicht blos etwas rhetorisch Pomphaftes hat, sondern auch etwas forcirt Schwülstiges. Schiller hat den grandiosen Stil seiner „Räuber" hier copirt, ohne daß der Strom wilder Beredsamkeit sich hier mit solcher elementarischen Gewalt ergösse; unverkennbar ist an den meisten Stellen die Gewaltsamkeit, mit welcher der Dichter sich für seinen Hyperbelschwung echauffirt. Daß er mit seinen Umarbeitungen nicht glücklich war, führt Biedermann in eingehender Parallele aus: wir stimmen ihm ganz bei, wenn er sich gegen den veränderten Schluß der „Räuber" erklärt, welcher merkwürdigerweise an vielen Bühnen gespielt wird: „Der veränderte Schluß, wo Franz lebendig in den Hungerthurm geworfen wird, fällt allzu sehr ins Gräßliche und die so viel weiter ausgesponnene Scene mit Amalie ins unnatürlich Bombastische, ja theilweise ins verzerrt Unschöne."

Die Entstehungsgeschichte des „Don Carlos", der zu den dramatischen Schwergeburten gehörte, wird uns von seiner anfänglichen Conception an, die eine ganz andere Gestaltung erwarten ließ, bis zum endlichen Abschluß wiederum auf das genaueste erzählt. Ebenso eingehend ist die Beurtheilung der einzelnen Charaktere. Was über die Zweideutigkeit des Marquis Posa gesagt wird, stimmt mit dem überein, was wir in unserer „Nationalliteratur" über den Jesuitismus in seiner Handlungsweise sagten. Das Gesammturtheil Biedermann's über „Don Carlos" lautet:

Was nach der einen Seite die Stärke dieses Dichtwerks ausmacht, der Idealismus, der es durchweht, das ist auf der andern Seite die Schwäche desselben als eines Dramas, weil durch diesen Idealismus die realen Forderungen an Folgerichtigkeit der Charaktere und an innere Nothwendigkeit der Handlung beeinträchtigt werden, Forderungen, denen nun einmal eine dramatische Dichtung sich nicht entziehen kann. Dagegen wird der „Don Carlos" gerade wegen dieser Idealität, die dem deutschen Charakter so sehr entspricht, als ein Hymnus der Freundschaft, der Freiheit, der Toleranz, immerfort eine hervorragende Stellung in unserer Literatur und einen unantastbaren Platz vor allem in den Herzen der deutschen Jugend behaupten.

Wenn wir dem Culturhistoriker zunächst weiter durch das Pantheon der literargeschichtlichen Größen folgen, das in der

Architektonik des Ganzen den breitesten Platz einnimmt, so treten wir zunächst an die mit großer Treue ausgeführten Kolossalbüsten von Lessing, Herder, Jacobi und Kant heran, und zwar sind es vorzugsweise die Theologen Lessing und Herder, bei denen wir hier verweilen. Die erste Epoche des Wirkens der beiden Männer ist schon in dem letzten Bande des Werks charakterisirt worden; besonders wurde von dem Dramatiker Lessing ein kritisch beleuchtetes Bild entworfen: hier handelt es sich um die „Wolfenbütteler Fragmente", „Die Erziehung des Menschengeschlechts" und ähnliche Schriften, während auch Herder als Theolog und Prediger und in seinem Verhältniß zu Hamann, Lavater und andern Zeitgenossen geschildert wird und zwar in durchaus treffender Weise:

Er möchte vielleicht am ersten mit Schleiermacher zu vergleichen sein, als dessen Vorläufer er wol auch angesehen werden kann in Bezug auf die Art und Weise, wie er die Religion zu einer das ganze Leben, Denken, Empfinden des Menschen umfassenden, durchleuchtenden, erwärmenden, andererseits aus eben diesem Leben, Denken, Empfinden des Menschen ihre beste Nahrung ziehenden Angelegenheit des Herzens zu machen, wie er alle Seelenkräfte des Menschen, Gemüth, Phantasie, Willen (am wenigsten von allen den kalten Verstand) daran zu betheiligen suchte. In diesem Streben Herder's liegt seine Stärke wie seine Schwäche: seine Schwäche als wissenschaftlicher Theolog, dessen Ausführungen der nüchtern prüfenden Kritik manche Blößen geben, seine Stärke als begeisterter Verkündiger einer Religion, die ebenso über den kalten Rationalismus wie über den starren Orthodoxismus sich auf eine freiere Höhe erhebt, daher er hier alle die für sich gewann, die weder bei jenem noch bei diesem ihr Genüge fanden.

Nachdem Jacobi's Gefühlsphilosophie, sein Verhältniß zu Spinoza, Kant, Fichte und Schelling und zum Christenthum auf Grund seiner Werke dargestellt worden ist, wenden wir uns zu Kant, dem eine sehr eingehende Darstellung gewidmet ist, die seine drei großen kritischen Werke zergliedert, die „Kritik der reinen" und der „praktischen Vernunft" und der „Urtheilskraft". Hier handelt es sich nicht um einen überflüssigen Abstecher in ein Gebiet, das der Geschichtschreiber der Philosophie zu bebauen pflegt: die Kant'sche Philosophie hat die ganze geistige Atmosphäre ihrer Zeit in so maßgebender Weise beherrscht, daß die Culturgeschichte nicht umhin kann, den Herd dieser geistigen Ausströmungen genau zu untersuchen. Auch die Gegenwart hat dieser Philosophie wieder einen lebendigen Antheil gewidmet: der Modephilosoph Schopenhauer knüpft an ihn an und auf der andern Seite die ganze als Neu-Kantianismus bezeichnete Richtung. Freilich geräth die Darstellung hier in ein ganzes Wespennest von Controversen: Biedermann hält sich indeß mit Recht von jeder Polemik frei und gibt seine Auffassung in zusammenhängender Darstellung. Die Widersprüche, in welche sich Kant in seiner „Kritik der praktischen Vernunft" verwickelt, werden einleuchtend dargethan; aber ebenso warm die Verdienste der „Kritik der reinen Vernunft" hervorgehoben, welche die empirischen Wissenschaften auf die Basis der Erfahrung gestellt und von allen dogmatischen, theologischen, teleologischen Voraussetzungen befreit habe.

Der Vorzug der Darstellungsweise Biedermann's beruht auf der geschmackvollen und durchsichtigen Reproduction der Gedankengänge eines Lessing, Herder und Kant.

Der nächste Abschnitt behandelt Goethe's und Schiller's Mannheit und beschäftigt sich mit den Meisterwerken dieser Dichter, besonders eingehend mit „Faust" und „Wilhelm Meister", „Egmont" und „Wallenstein", mit den „Xenien" und der gemeinsamen geistigen Arbeit der beiden Dichter. Die Beurtheilung ist durchweg feinsinnig und geht von geläuterten ästhetischen Gesichtspunkten aus.

Bei Besprechung der „Xenien" hätte Biedermann wol auch auf die Erwiderungen mehr Rücksicht nehmen können, und zwar aus dem Grunde, weil aus der Haltung derselben ein eigenthümliches Licht auf die damalige Geltung der großen Dichter fällt. Die „Sudelköche von Jena und Weimar" waren doch noch weit davon entfernt, anerkannte Classiker zu sein, wenn sie sich auch wie literarische Dictatoren geberdeten; sonst hätte die Polemik gegen dieselben einen andern Ton anschlagen müssen. Ueberhaupt scheint es uns Aufgabe der Culturgeschichte, die hervorragenden Dichter und Schriftsteller mehr im Spiegel ihrer Gegenwart zu zeigen, als die Meinung einer gereiften Kritik des spätern Jahrhunderts über sie auszusprechen, das mehr in die Literaturgeschichte gehört. Nun finden sich in dem Biedermann'schen Werke allerdings zahlreiche Urtheile von Zeitgenossen, die über die Erzeugnisse unserer großen Dichter bald nach ihrem Entstehen gefällt wurden; doch hätten diese, die sich meistens in den Noten finden, wohl das vollste Recht, in den Text aufgenommen zu werden, und zwar ein größeres Recht als die kritischen Analysen des Culturhistorikers selbst; denn jene gerade dienen zur Selbstcharakteristik der Zeit, welche dieser uns schildern will, während die letztern die Frucht der ästhetischen Studien einer spätern Zeit sind. Diese Frucht ist übrigens etwas herb, was die Urtheile über einzelne Werke, besonders über den „Wallenstein" betrifft. Hier glaubt man bisweilen Otto Ludwig zu hören, und in der That wundert man sich, wenn man diese zerpflückende Beurtheilung gelesen, wie das Werk den Anspruch auf classische Geltung aufrecht erhalten kann. Der fatalistische Zug, der das Stück beherrscht, bringe es mit sich, daß der tragische Kampf des Helden schon beim Beginn des Stücks als ein der Hauptsache nach abgeschlossener und hinter ihm liegender erscheinen mußte. Doch auch in der Durchführung des Wagnisses erscheine Wallenstein nicht als ein Mann von gewaltiger Thatkraft:

Nicht blos versagt ihm jene Gewalt gerade in dem Moment, wo er ihrer am meisten bedürfte, gegenüber den wider ihn empörten Truppen, sondern wir vermissen auch bei ihm sogar die allergewöhnlichste Feldherrnklugheit, wenn wir vernehmen, wie er die wichtigsten Posten im Lande umher Generalen anvertraut hat, über deren Zuverlässigkeit er sich getäuscht; wie andere Truppenführer und ganze Regimenter aus seiner unmittelbaren Nähe desertiren, ohne daß er es rechtzeitig erfährt;

wie die Wachtposten an den Thoren mit den „Tiefenbachern" besetzt sind, von denen wir schon im „Lager" erfuhren, daß sie mehr kaiserlich als Wallensteinisch gesinnt sind, und wie auch keine Fürsorge getroffen ist, daß der Bote mit den entscheidenden Briefen unangehalten und sicher zu ihm gelange. Das Einzige, was der als so gewaltig geschilderte Kriegsfürst Wallenstein thut, ist, daß er den ihm treugebliebenen Rest seines Heeres aus Pilsen nach Eger führt, um sich dort den Schweden in die Arme zu werfen, denselben Schweden, mit denen sein Spiel zu treiben er kurz zuvor sich vermaß; das Einzige, was auf seine Anregung, wenn auch nicht direct durch ihn, wirklich Positives geschieht, um seine Sache siegen zu machen, ist jene häßliche Verlockung der Obersten zum Treubruch durch ein gefälschtes Document — jedenfalls von einer heldenmäßigen Handlung das gerade Gegentheil! So erscheint Wallenstein, statt als Mann der gewaltigen That, theils als thatenlos und zum rechten Handeln unfähig, theils als bloßer Intriguant.

Ueberdies werde der Hauptheld in den Hintergrund gedrängt durch einen andern, Max Piccolomini, welcher der Träger eines wirklich tragischen Conflicts sei. Wenn viele Ausleger die Liebesepisode zwischen Max und Thekla für eine ungeeignete Einlage erklären, so meint Biedermann, daß sie den Hauptheldeu überflügle, und daß durch diesen Dualismus der Helden die Einheit der Composition gestört werde. Wir sind dagegen der Ansicht, daß das Liebesdrama sich vollkommen dem künstlerischen Organismus einfüge, indem es den tragischen Conflict des Hauptheldeu, der sich auf dem Gebiete der Geschichte abspielt, in den Kreisen der Empfindung wiederholt. Dagegen ist der Tadel, den Biedermann wie Otto Ludwig über die letzte Katastrophe des Max Piccolomini ausspricht, wohl berechtigt: der junge Held ladet eine schwere Blutschuld auf sich, wenn er die ihm anvertrauten Truppen mit sich in einen völlig nutzlosen Verzweiflungskampf gegen eine Uebermacht hineinreißt, der sie unbedingt unterliegen müssen. Im ganzen erscheint unserm Autor der „Wallenstein" als ein rhetorisches Kunstwerk, „dessen blühende und sentenziöse Sprache uns über manche Unebenheiten der Composition hinweghelfen muß". Wir meinen, wenn ein neues Dichtwerk eine so scharfe zersetzende Kritik über sich ergehen lassen müßte, würde man es für verfehlt halten und aus dem Hausschatz unserer Literatur streichen.

Ebenso eingehend wird „Wilhelm Meister" und „Faust" besprochen in seiner zweiten Bearbeitung, sowie der hinzukommende zweite Theil. In der Ablehnung des letztern schließt sich Biedermann in der Hauptsache an Gervinus, Vischer und den Unterzeichneten an. Mit Recht sagt er: „Auch die Versuche, diesen zweiten Theil auf die Bühne zu bringen und ihn dadurch sogar weitern Kreisen des Publikums zugänglich zu machen, erscheinen mir als künstliche Experimente ohne nachhaltige fruchtbare Wirkungen für das Theater und die Poesie."

„Die zeitgenössische Literatur neben Goethe und Schiller" wird nur auf wenigen Seiten behandelt; vor allem aber wird ein so bedeutender Dichter, ein Genie ersten Ranges, wie Jean Paul mit einer Beiläufigkeit behandelt, die in einer Culturgeschichte am wenigsten gerechtfertigt ist; denn er hat auf weite Kreise lange Zeit einen tonangebenden Einfluß ausgeübt, und seine Biographie bietet ebenso viele interessante, für das Costüm und die Gesinnungen der Zeit wichtige Momente wie das Leben Goethe's und Schiller's. Während diesen viele hundert Seiten gewidmet sind, wird der große Humorist auf einer einzigen Seite abgefertigt. Aber auch über Kotzebue und Iffland, die Beherrscher der Bühne und des Publikums, wird allzu flüchtig hinweggegangen, ebenso über Lafontaine und die Modeschriftsteller des Romans; und was erfahren wir von Werken wie „Anton Reiser" von Moritz, einen Roman, den Bruno Bauer noch jüngst hoch über Goethe's „Werther" stellte? Die ästhetische Höhenmessung hat den Culturhistoriker über die Bedeutung der tiefer liegenden literarischen Schichten getäuscht.

Zwei Abschnitte des Bandes unterbrechen die Darstellung unserer classischen Literatur; der erste behandelt die wissenschaftliche Bewegung in Deutschland seit dem Jahre 1740, der zweite die allgemeinen Bildungszustände des deutschen Volks in dieser Zeit. In beiden herrscht der echte Geist culturgeschichtlicher Forschung und Darstellung: jener berichtet über den Stand der exacten Wissenschaften, der Mathematik, Physik, Chemie, über Winckelmann und seine Kunsttheorie, über die Richtungen der Philologen und ihre Vertreter, wobei J. M. Gesner, J. A. Ernesti und F. A. Wolf in treffender Weise charakterisirt werden, über die Kaiser- und Reichshistorie, die Volks- und Culturgeschichte, sowie über die Geschichtsphilosophen, über Moser, Schlözer u. a. Der Abschnitt über die Bildungszustände des deutschen Volks gibt Aufschlüsse über die Stellung der Höfe, des Adels, der gesellschaftlichen Klassen, über die Lieblingsbeschäftigung der Gebildeten mit allgemeinen sittlichen Problemen, wie Glückseligkeit, Bestimmung des Menschen, und mit religiösen Fragen, über die Bewegungen der katholischen Welt und kirchliche Verbrüderungstendenzen, über Jesuiten und Illuminaten, über Moses Mendelssohn und die Stellung des Judenthums, über Theater, Musik, Trachten und Moden, Schulwesen und Universitäten, Familienleben und Sittlichkeit, Stellung der Frauen, Einwirkungen der Französischen Revolution in Deutschland u. a. Diese Darstellungen, wenn wir auch einzelnen, wie denjenigen, die von Theater und Musik handeln, größere Ausführlichkeit gewünscht hätten, sind aus einem reichen Fonds von Quellen geschöpft, über welche das beigefügte Register eine zusammenfassende Auskunft gibt; sie sind in durchsichtiger Gliederung, in klarer, unbefangener Darstellung ausgeführt und ganz geeignet, ein Bild der Epoche zu geben, die sie schildern.

Ueberhaupt muß das ganze Werk als das Erzeugniß großen Fleißes, feinfühliger Kritik und geschmackvoller Darstellung warm empfohlen werden, und es ist nur zu wünschen, daß bei einer zweiten Auflage die Disharmonie in der Architektur des Ganzen etwas beseitigt werde, indem die ästhetisch-kritischen Abschnitte gegen die culturgeschichtlichen im engern Sinne mehr zurücktreten.

Rudolf von Gottschall.

Zur publicistischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 40.)

10. Auf der cimbrischen Halbinsel. Erinnerung an 1848, 1849, 1850. Den Kampfgenossen zur dreißigjährigen Erhebungsfeier gewidmet von Brodersen-Pinneberg. Altona, Schlüter. 1878. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.
11. Post und Telegraphie im Weltverkehr. Eine Skizze von P. D. Fischer. Berlin, Dümmler. 1879. Gr. 8. 2 M.
12. Die Freiheitsstrafe. Mit besonderer Berücksichtigung der Schrift des Dr. Mittelstädt „Gegen die Freiheitsstrafen". Von Friedrich Oskar von Schwarze. Leipzig, Fues. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
13. Wesen und Werth der öffentlichen Meinung. Von Franz von Holtzendorff. München, Rieger. 1879. Gr. 8. 3 M.

Im langjährigen Genusse eines sichern Besitzes denken wir kaum mehr daran, welche Kämpfe es gekostet hat, um das deutsche Schmerzenskind Schleswig-Holstein mit Deutschland wieder zu vereinigen. Die Jahre 1848—50 bleiben traurige Erinnerungen. Alles was mit der Bewegung von 1848 im Zusammenhang stand, hat ein schlimmes Ende genommen. Die Revolution von unten mußte in einem Lande, wo der Particularismus seit Jahrhunderten groß gezogen und politische Schulung eine Seltenheit war, mislingen, und die Ausführung des Experiments der Revolution von oben überlassen. Brodersen-Pinneberg, der Verfasser von „Auf der cimbrischen Halbinsel" (Nr. 10), welcher in jenen Jahren selbst mitgestritten und mitgelitten, hat recht, wenn er sagt, die in dem dreijährigen Kampfe bewiesene Holstentreue dürfe von der Mit- und Nachwelt nicht vergessen werden, wir sollten dieselbe in steter dankbarer Erinnerung behalten und bedenken, daß dieser Kampf in geschichtlicher Verbindung steht mit den darauf folgenden Kämpfen für Deutschlands Einheit und Freiheit. Deshalb hat es der Verfasser unternommen, was er Tag für Tag in jenen drei Jahren erlebt hat, kurz zusammenzustellen und seinen tapfern Kampfgenossen zur Erinnerung zu übergeben. Das Buch ist mit patriotischer Wärme und mit der Lebendigkeit des Mitstreiters geschrieben und enthält nicht blos eine genaue Darstellung der kriegerischen Ereignisse und eine Schilderung der politischen Verhältnisse und der Beziehungen zum Ausland, sondern auch sehr anziehende Mittheilungen über Land und Leute und über private Verhältnisse. Den Muth und die Ausdauer, welche alle Schichten der Bevölkerung durchdrangen, jene ungeheure Kraftanstrengung, welche mit den größten Opfern die Vereinigung mit dem großen Vaterlande zu erringen gesucht, lernen wir in dieser Schrift an manchen denkwürdigen Zügen kennen.

Seitdem der Chef der deutschen Reichspost (1874) im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin über Weltpost und Luftschiffahrt einen Vortrag gehalten hat, der, in einer besondern Schrift veröffentlicht, in d. Bl. besprochen worden ist, sind zwei Ereignisse eingetreten, welche auf die Gestaltung des Post- und Telegraphenwesens eine nachhaltige und stets im Wachsen begriffene Wirkung ausüben: die Verbindung der Post mit der Telegraphie, wie sie sich in England, Deutschland und Frankreich vollzogen hat, und der Abschluß des Allgemeinen Postvereins auf dem Berner Postcongreß und die Erweiterung desselben durch den Pariser Vertrag von 1878. Dadurch hat das Verkehrsleben einen solchen Aufschwung genommen, daß P. D. Fischer es für angezeigt hielt, in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin einen Vortrag über „Post und Telegraphie im Weltverkehr" zu halten und auf Grundlage desselben vorliegende Schrift (Nr. 11) auszuarbeiten. Wie der Zuhörer dem Vortrag seinen vollen Beifall geschenkt hat, so ist auch der Leser für die interessanten Mittheilungen, welche sich in der Schrift finden, sehr dankbar, zumal da sie ihm in einer so anziehenden Form, in so feiner Diction, hier und dort mit so ansprechendem Humor geboten werden. Der Verfasser zeigt eine umfassende Kenntniß der Verkehrseinrichtungen der verschiedenen Länder, geht, wo es thunlich ist, wie bei dem durch Fußboten, Reiter, Wagen, Boote vermittelten Postverkehr, auch aufs Alterthum zurück, und gibt werthvolle statistische Angaben. Er spricht zuerst von den Mitteln und Wegen des Postverkehrs und der Telegraphie, und führt unter jenen außer den vier eben genannten die Eisenbahnen, Dampfschiffe und Luftpost (Taubenpost, Luftballon und Rohrpost) und unter diesen die oberirdischen, unterirdischen und unterseeischen Leitungen an. Der zweite Abschnitt handelt von der Entstehung, Einrichtung und Ausdehnung des Weltpostvereins, der dritte von den Leistungen des Briefverkehrs, des Postpacketverkehrs, des Geldverkehrs der Post, des Depeschenverkehrs. Es zeugt von der ausgedehnten Verbindung der einzelnen Individuen und Staaten Europas, wenn im Jahre 1877 in den europäischen Staaten die Post 3607 Millionen Briefe und Postkarten, und in der Weihnachtswoche des Jahres 1878 die Reichspost 2,402211 Packete befördert hat. Wir erhalten einen Einblick in staatliche Verhältnisse, wenn wir lesen, daß im Jahre 1867 der Napoleonische Haushalt 10644, das französische Ministerium des Auswärtigen 10708, das französische Ministerium des Innern (Präfecturſystem!) 293863 Telegramme theils abgesandt, theils erhalten hat. Sehr unterhaltend ist zu lesen, was der Verfasser über die Verkehrshindernisse sagt, welche sowol durch Einlegung der Briefe in Straßenhydranten oder Kelleröffnungen als auch durch mangelhafte Adressen veranlaßt werden. Die Leistungen der Post und der Telegraphie während des Kriegs werden in dem letzten Abschnitt besprochen, und es wird dabei hervorgehoben, wie diese für die Kriegsleitung, jene für die Verbindung des Heeres mit der Heimat so Erstaunliches ausgeführt hat.

In der Schrift über „Die Freiheitsstrafe" (Nr. 12) bekämpft der sächsische Generalstaatsanwalt Oskar von

Schwarze das vom Oberlandesgerichtsrath Dr. Mittelstädt zu Hamburg veröffentlichte Buch „Gegen die Freiheitsstrafen" und die von diesem an der neuern Strafgesetzgebung und Strafvollziehung geübte Kritik. Die Behauptungen Mittelstädt's: daß der Gedanke, durch die Strafe zu bessern, erst der modernen Civilisation der letzten Jahrhunderte angehöre, daß der Besserungszweck jetzt als der ausschließlich maßgebende anerkannt werde, daß die Abschreckungstheorie erst in neuerer Zeit angefochten worden sei, daß die Vermehrung der Verbrechen durch die Humanität der neuen Strafgesetzgebung und durch die übermäßige Milde des Strafvollzugs mit herbeigeführt worden sei, erklärt der Verfasser für unbegründet und hält die von Mittelstädt vorgebrachten Vorschläge für sehr ungeeignet; denn die Prügelstrafe ist ihm nur dann bei Erwachsenen zulässig, wenn aus der Handlung eine besondere Niederträchtigkeit der Gesinnung sich ergibt; die Deportation ist so lange nicht möglich, als Deutschland keine Colonien hat; die Vermehrung von Geldstrafen ist wie die Geldstrafe überhaupt eine Rechtsungleichheit zu Gunsten der Wohlhabenden. Das Verlangen nach einer Ausdehnung der Todesstrafe auf weitere Verbrechen hält der Verfasser nicht für berechtigt, da historisch nachgewiesen sei, daß zu einer Zeit, in welcher dieselbe sehr häufig in Anwendung kam, dennoch die abscheulichsten Verbrechen vorkamen und erfahrungsgemäß jeder Mörder sich der Hoffnung hingebe, daß er nicht werde entdeckt werden. Auch sei offenbar mancher Mörder für die öffentliche Sicherheit weniger gefährlich als ein habitueller Einbrecher, sofern mancher Mord aus Rache oder aus Eifersucht verübt werde, welchen Leidenschaften einen verbrecherischen Ausdruck zu geben, der Thäter wol nur einmal in seinem Leben Gelegenheit habe. Nicht in der Humanität der Strafgesetzgebung sucht der Verfasser die Ursache der Vermehrung der Verbrechen, sondern er behauptet, daß die Erscheinungen auf dem Gebiete der Criminalität hinsichtlich ihrer Quantität und Qualität mit ganz andern Erscheinungen in den Erwerbsverhältnissen, in den socialen Beziehungen und vor allem auf dem Gebiete der Volksmoral in Verbindung und Wechselwirkung stehen. Die Scheu vor der Strafe und der Strafanstalt habe sich allerdings verringert, aber nur deshalb, weil die Scheu vor dem Verbrechen und die Furcht vor der Schande des Verbrechens sich gemindert habe. Wenn er auch zugibt, daß Mittelstädt in manchen Beziehungen gerechte Beschwerden hervorgehoben hat, so findet doch der Verfasser, daß dessen Tadel meist übertrieben sei, und daß eine Reform der Strafvollziehung in einer ganz andern Richtung angebahnt werden müßte, und zwar zu dem Zweck, um die Nachtheile abzuwenden, die gegenwärtig für das Gemeinwesen theils aus der Gemeinschaft der Verbrecher in der Strafanstalt, theils aus der Erschwerung des Wiedereintritts des Bestraften in die bürgerliche Gesellschaft entstehen; denn die Stimmung für eine Verschärfung der Strafen ist, wie der Verfasser angibt, allerdings nur deswegen eine allgemeine, weil das Gemeinwesen durch die Strafe nicht blos auf die Dauer der Strafzeit, sondern über sie hinaus vor erneuten Angriffen des Thäters auf den Rechtsfrieden geschützt sein will. Daß dieser Schutz durch Vollziehung eines ausgesprochenen Todesurtheils am sichersten gewährt wird, unterliegt keinem Zweifel.

Das Wesen der öffentlichen Meinung ist nicht leicht zu bestimmen. Franz von Holtzendorff fragt in seiner Schrift darüber (Nr. 13) zuerst, worin sich die öffentliche Meinung im Alterthum und im Mittelalter, worin in der neuern Zeit kundgegeben habe, untersucht, was vorzugsweise die Gegenstände derselben seien, bespricht das Verhältniß der öffentlichen Meinung zur Presse und stellt schließlich fest, was jener gegenüber die Aufgabe des Staates sei. Davon ausgehend, daß die öffentliche Meinung, als eine der Offenbarungen des Volksgeistes, in den Staatswissenschaften nicht übersehen werden dürfe, weist er darauf hin, daß die Geschichte der dem letzten Jahrhundert angehörigen Verfassungsbildungen und der in der praktischen Politik wahrnehmbar gewordenen Strömungen nur unvollkommen verstanden würde, wenn man den Einfluß der öffentlichen Meinung auf Absichten und Handlungen der leitenden Staatsmänner übersähe. Sie darf von letztern weder zu hoch noch zu gering angeschlagen werden; denn sie ist weder untrüglich, noch ist ihr der Charakter einer öffentlichen Macht abzusprechen. Die Gegenstände, mit welchen sie sich am meisten beschäftigt, sind Politik, Rechtspflege, wirthschaftliches Leben, Volkssitte. Unter den großen culturgeschichtlichen Erfolgen, welche die öffentliche Meinung auf dem Gebiete der politischen Moral erfochten hat, führt der Verfasser aus der Geschichte Englands an: die Emancipation der Juden und Katholiken, die Beseitigung alter grausamer Strafgesetze, die allgemeine Mitarbeiterschaft der außeramtlichen Kreise an der Verbesserung der Strafanstalten, die Bekämpfung der Thierquälerei durch zahlreiche Privatvereine, die Verdrängung der alten Bestechungspraxis aus den Parlamentswahlen, die mannichfachen Verbesserungen der Arbeiterverhältnisse, vor allem aber die Abschaffung der Negersklaverei. Parlamente und Presse gelten gewöhnlich für diejenigen Einrichtungen, durch welche die öffentliche Meinung ihre Anschauungen und ihren Willen kundgibt. Aber weder die Majoritäten der Parlamente noch die Presse sind die immer zuverlässigen Propheten der öffentlichen Meinung; denn jene folgen nicht immer dem Entwickelungsgang derselben und stellen ihre Parteiinteressen höher als die allgemeinen; diese befindet sich in den Händen gewisser Parteien und vertritt kaum die Meinung aller ihrer Parteigenossen, geschweige die des ganzen Volks. Bei dieser Sachlage glaubt der Verfasser, daß Staaten, welche auf repräsentativen Einrichtungen beruhen, das gleiche Interesse und die gleiche Aufgabe haben: der Volksmeinung nicht nur ungehinderte Darlegung ihres Urtheils zu gewähren, sondern ihr auch die Mittel zu ihrer freien Ausbildung zu verschaffen und anzubieten. Als solche Mittel bezeichnet er die Hebung des Volksschul-

wesens, wodurch das Urtheil der Menge geschärft und eben damit selbständiger gemacht würde, und die Erhebung der Staatswissenschaften zum Gemeingut der gebildeten Klassen. Jene sollten danach trachten, im öffentlichen Leben eine Macht zu werden, sich als Stützen des staatsbürgerlichen Gemeinsinns zu bewähren und zu zeigen, daß sie stärker sind als die Lehren der dem Staate feindlichen Gegensätze. Die Wissenschaft, schließt der Verfasser, ist die rechte Erzieherin der öffentlichen Meinung; sie hat nicht nur das Erkennen, sondern auch das sittliche Wollen des Volks auf politischem Gebiete zu pflegen und ist allein im Stande, die Volksmeinung zu einer Macht zu erheben, die sittlichen Werth hat. Wie die Kriegswissenschaft Deutschlands Heere zu ihren großen Siegen geleitet hat, so können die Staatswissenschaften die friedliche Cultur unsers Zeitalters nur dadurch sichern, daß sie die berechtigte Führerschaft der öffentlichen Meinung übernehmen.

Unterhaltungsliteratur.

1. Waldgeheimniß. Ein soeiales Märchen von U. Frank. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 3 M.

Vorgänge, mit Lust und Schmerz im Gefolge, die sich täglich wiederholen, erhalten in vorliegendem socialen Märchen (es spielt in einer vom Verkehr abseits gelegenen schönen Waldgegend) eine ergreifende Verklärung. Zwischen einer hochgestimmten Frauenseele, ihrem Gatten, einem brutalen Geldmenschen, der nicht die geringste Fühlung mit ihr gewinnt, und einem der Frau geistig nahe tretenden Dichter spielt ein Stück Leben, ergreifend geschildert und ernster Betrachtung würdig. Ueber den Inhalt der schönen Dichtung mag die Erzählung eines zeitgemäßen Märchens am Schlusse Andeutung geben, das der rohe Geldmensch ohne Verständniß von dem sittlich so hoch über ihm stehenden Dichter anhört:

Es war einmal ein übermächtiger Fürst auf Erden, der hieß Mammon. Man wußte nicht, woher er stammt, aber daß seine Herrschaft uralt sei, das war erwiesen; man datirte sie zurück bis in die Zeiten des grauen, sagenhaften Alterthums, bis zu Moses und den Anbetern des Goldenen Kalbes. Mammon war fast einzig unumschränkter Herrscher auf Erden, und seine Gewalt und Werthschätzung war im Laufe der Jahrhunderte eine immer höhere und größere geworden. Er sah Reiche entstehen und vergehen, er sah Liebe und Aufopferung, Haß und Zwietracht unter den Menschen, er sah Könige und Kaiser aufsteigen zu Ehre und Ruhm und sah ihren Stern sinken in den grauenhaft geöffneten Abgrund der Revolutionen; er sah, wie die Brüder und Schwestern haderten und stritten um ihren Gott, wie blutige Kriege entstanden und die Greuel des Fanatismus diejenigen entzweiten, die bestimmt waren, sich zu lieben. Und er wußte doch bei sich, daß sie alle in ihrem Herzen nur ihn zu ihrem Gott erhoben hatten. Aber auch viel Schönes und Gutes konnte er im Werden beobachten. Die Entwickelung des menschlichen Geistes schritt rastlos vorwärts, und so sah er denn auch, wie der Forscherſinn und Intelleet des Menschen Großes und Erhabenes schuf, wie er die Natur sich dienstbar machte, wie er seinem Willen alles unterwarf, wie große Erfindungen dem Dienste der Menschheit nutzbar gemacht wurden, und wie der Vervollkommnung und Vollendung des Schönen, das sie zum Gesetz erhoben, allmählich die Barbarei wich, kurz, wie sich Civilisation und Cultur gestalteten. Doch überall war er mit der bewegende Hebel, und er wußte bei sich, daß ohne seine Einwirkung und Hülfe manches, vielleicht alles unmöglich gewesen wäre, denn es geschah doch nichts ohne die Berücksichtigung „Mammons". Und das machte ihn übermüthig, er ward sich seines Werthes so sehr bewußt, daß er keine andern Götter neben sich dulden wollte. Er und wieder Er allein sollte herrschen, nur Ihm sollte alles unterthan sein!... Das Baechanal, Weltgetriebe genannt, hatte seinen Höhepunkt erreicht, auch auf den Frieden des Hauses, die bürgerlichen Tugenden und die Lauterkeit der Ehe hatte Mammon seine Einwirkungen ausgeübt. Für äußern Glanz und das Scheinleben einer luxuriösen Existenz opferten reine, ahnungslose Mädchen die Ideale ihrer Jugendträume; dem Rathe kluger Freundinnen, den Bitten unverständiger Mütter zu Liebe wurden die süßesten Regungen auf dem Altar des Geldgottes dargebracht, und der gierige Gott forderte oftmals auch Menschenleben. ... Da endlich bäumte sich gegen die Allgewalt dieses Gottes die Göttin der Liebe. Ich will mich nicht länger knechten lassen, sprach sie. Ich will den Sieg, sei es um jeden Preis. Wenn du, schnöder Gott, auch eingreifst in meine geheiligten Privilegien, ich werde mich nicht für ewig verdrängen lassen; — sie müssen zum Ausbruch kommen jene unterdrückten Empfindungen, jene verletzten, verwöhnten, entweihten Gefühle. Mammon würdigte sie keiner Antwort, er glaubte ihren Worten nicht und lachte verächtlich. Da rief sie in verderbenbringendem Zorn: Du wirst sehen, daß meine Worte keine leeren Drohungen enthalten. Die Herzen, die gegen mich gefrevelt, in die werde ich einziehen, vielleicht Unheil stiftend und nicht zu rechter Zeit....

Die Consequenz dieser Worte erfüllt sich an den beiden sich zugeneigten Naturen. Die getretene, geknechtete Liebe verlangt ihr Recht und zeigt, wie das übermächtige Gefühl sich nicht ertödten läßt, und wie das Gesetz kein Wall gegen die anstürmende Leidenschaft werden kann:

„Ich will nicht noch einmal die Stunde des Glücks versäumen", ruft hier die tief beleidigte Frauenseele....

Das Ende des Waldgeheimnisses war da.

Das uralte Ende von dem Lieben und Leiden, von dem Kämpfen und Unterliegen, Fehlen und Straucheln der armen Menschenkinder....

Nutzlose Mühe des Vergessens — nutzloses Bemühen, das verödete Leben neu zu gestalten — unheilbarer Riß — nagende Sehnsucht — nagende Reue....

„Diese entsetzlichen Nerven!" seufzt der materielle Herr Gemahl, als seine Frau hinsiecht und einem unsichtbaren, wissenschaftlich nicht zu bezeichnenden Leiden erlag.

Das Waldgeheimniß ist in des Dichters Liedern auferstanden, es ist das kurze Märchen, das er einst erlebt, — das in ihnen wiederklingt.

Die zweite anmuthige poetische Gabe ist:

2. Ein stummer Musikant. Die Geschichte einer Künstlerliebe von Maximilian Bern. Stuttgart, Göschen. 1880. 16. 3 M. 40 Pf.

Ein Künstler liebt ein Mädchen. Er empfindet im Verkehr mit ihr ein reines Glück, bis eine materielle weltklugere Natur seinen Schatz ihm raubt. Sein schon durch die Erziehung genährter Idealismus richtet ihn zwar nicht zu Grunde, aber er besitzt die Kraft nicht, den Frieden der Seele wiederherzustellen, und so vermag der für die Welt wortarm gewordene Musiker auch kein Werk zu schaffen, das einen versöhnenden Abschluß hat.

Einige Proben mögen von dem gedankenreichen Inhalt Zeugniß geben:

Heute weiß ich, daß es sich mit dem Idealismus wie mit der Religion verhält. Wer einmal zu zweifeln begonnen, der hat zu glauben ganz und gar aufgehört. Der Idealismus eines reinen keuschen Mädchengemüths aber insbesondere, diese herrlichste Wunderblume, gleicht einer kaum erblühten Rose. Wer ihrem Kelch ein Blättchen nur entreißt, der sieht bald alle andern auch welk zu Boden fallen. Mit Duft und Poesie ist's dann vorbei.

Ein verbittertes Urtheil über die Frauen lautet:

Die Frauen wissen in den seltensten Fällen einen Unterschied zwischen den verschiedenen Individualitäten zu machen; ihr Herz will immer ausgefüllt sein wie der Gesellschaftssaal einer Bühne. Kämpfende Geisteshelden und nichtssagende hübsche Statisten schreiten als gleichberechtigt nebeneinander her und verschwinden schließlich, ohne irgendwelche Spur zurückzulassen. Die Frauen allein trifft nicht die ganze Schuld, es liegt theils in ihrer Natur, theils in der verfehlten Erziehung, und theils in der tändelnden verflachenden Verkehrsart, durch welche wir Männer sie oft corrumpiren.

3. In guten Händen. Drei Novellen von Ludwig Habicht. Berlin, H. W. Müller. 1880. 16. 2 M.

Schwung- und gefühlvoll sind auch diese Gaben. Die erste: „Dornröschen", zeigt, wie ein romantischer Eindruck die Phantasie der Jugend anfeuern und wie die erkannte Wirklichkeit große Enttäuschung bringen kann. Ein glücklicher Ausgang versöhnt hier. In der zweiten: „Das deutsche Lied", feiert deutsche Kunst und deutsches Wesen einen Sieg über eingeimpftes Vorurtheil. Die Erzählung spielt im Elsaß nach dem letzten deutsch-französischen Kriege; Bürger und Bürgerinnen der beiden feindlichen Nationen schließen in zwei Ehebündnissen glücklichen Frieden. In der letzten Novelle: „Lachendes Leben", zeigt der Autor, wie nur der bedeutende innere Mensch, unabhängig von äußern Standesverhältnissen, in allen Lagen des Lebens für sein Glück bestimmend sein kann. Ein schon in reifern Jahren stehender Maler von Talent hat eine reiche Frau genommen, um frei von Lebenssorgen schaffen und die Annehmlichkeiten eines geschmackvollen Luxus genießen zu können. Als er nun das Ersehnte erreicht hat, erfährt er, wie wenig die Güter, nach denen wir so verlangend die Hände ausgestreckt, unser Herz ausfüllen. Obgleich seine schöne geistreiche Frau in schwärmerischer Liebe an ihm hängt, mischt sich doch eine starke Eifersucht in dieselbe, die sogar über die zu wählenden Modelle entscheidet. Und so kann er das peinliche Gefühl nicht los werden: nicht mehr auf eigenen Füßen zu stehen. Dem gegenüber vertritt sein jüngerer Neffe mit Künstlerstolz die entgegengesetzte Ansicht. Er möchte nie ein Mädchen sein nennen, das an Rang und Reichthum über ihm steht. Das Schicksal will es anders. Eine reiche junge Gräfin, die sich von den Vorurtheilen ihres Standes beengt fühlt, und welche die Sehnsucht nach einem romantischen Abenteuer als Modell in sein Atelier führt, lernt ihn lieben, und mit dem Trost, daß er als Künstler der reichen gebildeten Gräfin recht wohl ebenbürtig sei, tritt er in eine harmonische Verbindung. Formgewandt, fein und geistvoll, können diese Novellen, besonders die letzte, zu den besten Erzeugnissen der modernen Novellenliteratur zählen.

4. Im Waldesschatten. Geldstolz und Künstlerliebe. Zwei Novellen von Sophie Rheinau. Münster, Nasse. 1879. 8. 2 M.

5. Ein Dorfkind in der Stadt. Einer wahren Begebenheit nacherzählt von C. Lynar. Berlin, Schleiermacher. 1879. Gr. 16. 1 M.

Wenig Eindruck werden die Vorgänge in diesem „Waldesschatten" machen. Sie sind weder idyllisch noch humoristisch, und der ihnen innewohnende Ernst ist sehr hausbackener Art. „Geldstolz und Künstlerliebe" ist kürzer gefaßt, zwar fließend, aber flüchtig erzählt.

„Ein Dorfkind in der Stadt" gehört einer Sammlung christlicher Erzählungen an. Die Aufforderung, in Gottvertrauen und Zufriedenheit das irdische Glück zu suchen, ist in volksthümlichem Tone eindringlich gemacht.

6. Auf Irrwegen. Erzählungen von Hans Marbach. Leipzig, Eckstein. 1880. 8. 3 M.

Diese unverschuldeten Irrwege sind Rückblicke des reifern Alters auf die Zeit, wo nur Empfindungen und Illusionen den Menschen beherrschen und glücklich machen. Der leichte, fein humoristische Plauderton, der sittliche Kern muthen gleich in der „Ersten Erfahrung" an. Feine graziöse und taktvolle Wendungen machen die Erzählung „Im Seebade" sehr ansprechend. Wie von der Natur gegebene Gefühle durch Sitte und Verhältnisse in arge Bedrängniß kommen können, zeigt „Die Schwägerin". Wie gewandt und fein ist hier alles abgewandt, was anstößig oder zweifelhaft im Verlauf zu werden droht. In „Nur ein Blick" erfahren wir, daß ein Blick die volle Bedeutung einer Macht hat, die man zwar nicht vor Gericht stellen, die aber dem tödtenden Blitze gleich augenblicklich einen Lebensfaden zerreißen kann. Die inhaltvollste Erzählung ist „Saläthns". Sie spielt in Unteritalien zu einer Zeit, wo der sich erweiternde römische Staat noch nicht die griechische Stadt Kroton erreicht hatte. Das Anziehende und Lehrreiche dieses Bildes aus dem Alterthum muß unwillkürlich zu Vergleichen mit unserer Weltanschauung führen und die Frage anregen, ob dieselbe nicht zum Besten unserer staatlichen wie socialen Verhältnisse einer Umwandlung bedarf. Wie in Hamerling's „Aspasia" spielt hier eine Hetäre die

bestimmende Rolle, indem sie durch die Macht ihres Wesens zwei verschieden geartete Kraftnaturen sich unterwirft. Saläthus, das Muster eines sittenstrengen Bürgers, der an den ererbten weisen Gesetzen der Republik streng festhält, weil er nur in ihnen das Heil des Staats gewahrt sieht, hat in seinem ebenfalls begabten Bruder Cnemon einen stillen Widersacher, der nur zur Befriedigung seiner Eitelkeit thut, was sein Bruder zum Nutzen der Gesellschaft und des Staats ausführt. Cnemon, der leichtlebige Genußmensch, unterliegt schnell dem weiblichen Zauber, und aus dem Geliebten wird der Mann der Hetäre, als der Bruder ihn so gefährlichen Händen entreißen will. Die daraus folgenden Charakterwandlungen und Vorgänge: die entstehende Liebe des sittsamen Saläthus zur Gattin des Bruders; sein schließliches Vergehen, für das er durch ein selbstgegebenes strenges Gesetz den Tod erleiden muß; der Versuch des betroffenen Bruders, ihn durch offene Empörung gegen das Staatsgesetz zu retten, und wie Saläthus seine Strafe hochherzig an sich vollzieht, die ihn liebende Hetäre mit ihm freiwillig in den Flammentod geht, sich durch diese Neigung adelnd und verklärend, und wie das Schönheitsgefühl der antiken Welt durch keinen Miston berührt wird: alles das ist mit so plastischer Formenschöne und stilistischer Meisterschaft geschildert, daß wir diese Vorzüge gern in einem größern Roman wiederfinden möchten. Wir theilen hier als Probe der von uns gerühmten Darstellung eine Beschreibung der triumphirenden Lamia mit, als sie zum Richtplatz schreitet, um den verurtheilten Saläthus sterben zu sehen:

Wo sie vorüberkam, war nur ein Ausruf der Bewunderung; so vollendet in jedem Gliede war ihr Leib, so voll Anmuth ihr leichtes Dahinschreiten auf den kleinen bloßen Füßen. Aber nicht dieses unwillkürliche Ach der Bewunderung, welches gleichsam eine wollüstige Atmosphäre um sie bildete; nicht die Worte, die sie oft hörte: jetzt begreife man, wie ein Saläthus habe fallen können; nicht dieser volle Sieg ihrer wunderbaren Schönheit machte den Gang der Aegypterin so frei und stolz, daß es anzusehen war, als schreite sie in ihrem Triumphzuge einher; sondern das Bewußtsein des viel höhern Siegs, den sie erkämpft, indem sie den besten Mann der Stadt unterjocht hatte und mit ihm alles, wodurch dieses Volk so groß und übermüthig geworden. Und sie hatte gezeigt, daß alle diese Tugend, deren sie sich so laut rühmten, nur Flittertand sei, den der Hauch einer Buhlerin davonblase — und sie hatte ihr ganzes verachtetes Leben gerechtfertigt; sie war es', die nun verachten durfte; sie, welche bewies, daß es nur eine Macht in der Welt gebe, die Herrscherin sei, immer und überall: die Schönheit.

Und wie Saläthus den Scheiterhaufen besteigt, erzählt der Autor weiter:

Hinter dem schwarzen Schleier aber, der das Haupt der Aegypterin verhüllte, mochte es inzwischen doch gedämmert haben, und mit dem Wurf der Tod und Befreiung bringenden Fackel mochte sich im Kopf der Lamia ein Bewußtsein entzündet haben, was eigentlich für ein Ding das sei, das ihr bis dahin immer nur als ein ergötzliches Spielzeug erschienen war — ein Mann. Und wie das so mit Blitzesschnelle über sie kam, so war es auch, als wenn sie der höhern Gewalt, die sie ergriffen hatte, nun mit einem mal ganz angehöre. Mit beiden Händen fuhr sie nach ihrem schönen Haupt und riß den Schleier herab. Und dann lief sie, als gelte es, das Leben zu erjagen, um noch zu rechter Zeit das Schicksal dessen zu theilen, dem sie den Tod gebracht hatte.

Welch schöner, sittlich befriedigender Abschluß!

7. Schläf'sche Durfgeschichten von Robert Rößler. Zweite Auflage. Berlin, Janke. 1880. 8. 3 M.
8. Holthäger Geschichten von E. D. Athagen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880.

Zwei Dialektdichtungen, die erstere in schlesischer, die letztere in plattdeutscher Mundart. Robert Rößler's „Schläf'sche Durfgeschichten" enthalten drei recht hübsche Erzählungen: „Der Feind im Hause", „Freipauersch Tochter" und „Dora", und das Drollige der Sprachweise läßt manche Situationen noch komischer erscheinen, als sie es sind; aber die umständliche Breite, mit welcher der magere Inhalt dargestellt ist, muß den Leser ermüden. Bedeutender erscheinen die angehängten Gedichte. Hier tritt das Ungekünstelte der Volksnatur noch schlagender zu Tage. Folgende Verse aus dem kernigen gesunden „Pauersunntig" mögen den Beweis geben:

En Sunntig hoat der fromme Christ,
En Sunntig und nich meh,
Doch wos a rechter Pauer ihs,
Hoat ir'r de Wuche zwee.
Am irschten muß a heilig sein
Und ei de Kirche gihn,
Am andern fährt a ei de Stoadt
Und läbt durt fruh und schien.
He, Pauersunntig!

Er bringt nun in der Stadt seine Waare gut an, trinkt darauf a Flaschel Wein; dabei bleibt's aber nicht:

Die irschte Flosche schlät nich oan,
Die löscht eem kaum a Durscht;
Herr Wirt, noch eene, und derzu
'Ne Semmel und 'ne Wurscht.
Mo hoats die ganze Woche schlimp,
Unnar wie's liebe Viech,
Gieht heute ooch a Bihmen druf,
Am Markttag acht't ma's nich.
He, Pauersunntig!

Er trinkt auf die zweite noch eine:

Die Städter trinken ooch noch ens;
Ständ ich itzunder uf,
Do wär'sch ju groad als hätt' ma's nich;
Und setz' noch eene druf.

Warm und schlicht spricht das Herz aus: „Am heel'gen Abend":

Und's ihs ken Fest su traurig
Wie's liebe Weihnachtsfest,
Wenn Gott dich mutterseelig
Alleene mit dir läßt.
Doch wennste mit den Lieben
Im Vaterhause bist,
O Gott, wos fur a Glücke
Ihs su a heel'ger Christ.

Auch „Der resolute Schulze" erfreut durch eine bäurisch pfiffige Pointe.

Einen noch engern Horizont haben die „Holthäger Geschichten" von E. D. Athagen. Sie spielen in Holthagen

und haben nur die Vorgänge in diesem Dorfe zum Inhalt. Ernst und Humor treten auch hier durch funfzehn Kapitel in schwerem, dickfohligem Schuhwerk auf. Wer plattdeutsche Dichtungen liebt, dem werden auch diese handfesten Gaben vielleicht gefallen.

9. Kin-ku-ki-kuan. Neue und alte Novellen der chinesischen 1001 Nacht. Deutsch von Eduard Grisebach. Stuttgart, Kröner. 1880. 12. 3 M.

In einer literarischen Notiz citirt der Uebersetzer vorliegender Novellen aus dem Englischen zuerst Goethe's Urtheil über chinesische Poesie, das in den „Gesprächen mit Eckermann" zu finden ist, bemerkt ferner, wie die französischen Jesuitenmissionare zuerst Uebersetzungsproben dem Abendlande mitgetheilt, wie sich dann bedeutende französische Orientalisten, Rémusat und Julien, ihnen anschlossen, und wie nicht minder die Engländer Ausgezeichnetes in getreuer Wiedergabe chinesischer Dichtungen geleistet haben. Die Novellen sind dem chinesischen Originalwerk „Kin-ku-ki-an", „Neue und alte Mären", entnommen.

Diese Sammlung von 40 Abschnitten (Kinan) soll in die Regierungszeit des Kaisers Tiäntschun aus der Ming-Dynastie ungefähr in die Mitte des 15. Jahrhunderts n. Chr. fallen. Die hier mitgetheilten, als die vorzüglichsten bezeichneten Novellen sind von dem englischen Gelehrten Dr. Samuel Birch aus dem Urtext übersetzt worden.

Jedenfalls haben diese „Tausendundeine Nacht", der Vergleich liegt nahe, nicht den Bilderreichthum und die Glut der Schilderung, nicht den poetischen Schwung der arabischen Märchen. Es tritt alles gemessener, nüchterner auf, und ein gewisses Ceremoniell, das die gesellschaftlichen Verhältnisse der Chinesen charakterisirt, haftet ihnen selbst in der Leidenschaft an, welcher mehr Zähigkeit und eine berechnete Quälsucht als hinreißende Selbstentäußerung eigen ist. Besonders tritt das belehrende Element hervor. Ueberall finden wir Fingerzeige für weise Betrachtung und Ausnutzung des Lebens. Die erste Novelle: „Die Freunde bis in den Tod" (zwei Gelehrte, die einen beschwerlichen Weg nach dem Hofe des Kaisers machen, wobei der eine den Mühsalen unterliegt), behandelt die Freundschaft in ihrer aufopferndsten Hingebung. Das „Abenteuer des Kaufmanns Tschang-yi" zeigt in eigenthümlicher Weise, wie den abgestorbenen Geistern der Chinesen alles Ueberirdische mangelt, wie sie irdischen Verrichtungen wieder nachgehen, und wie der Lebende nicht einmal merkt, wenn er einen Geist vor sich hat. Hier ist der leibliche Verkehr einer schönen verstorbenen Frau mit einem Lebenden Gegenstand der Erzählung. Verrathene Liebe und die Sucht nach Rache an dem Verräther wird in einer sehr langen Erzählung: „Die ewige Rache des Fräuleins Wang-Kiau-Luan" geschildert. Es ist eine mit Gründlichkeit studirte Rache. Nicht genug, daß sich die verlassene Dame selbst entleibt; sie kündigt dem treulosen Liebhaber in einem Gedicht von 32 Stanzen diesen Entschluß an, dem eine noch sechsmal längere Rache-Ode folgt.

Eine Stanze aus dem ersten Gedicht schildert folgendermaßen den Seelenzustand des Fräuleins Wang-Kiau-Luan:

Gegen meinen Thürpfosten gelehnt und in Kummer und Schweigen vergangener Bilder gedenkend,
Seufze ich: Ach, mein Traum von ehelichem Glück ist nun dahingeschwunden gleich einem Lächeln!
Die Liebe in frühern Lebenstagen regte die ausschweifenden Fasern der Leidenschaft auf und führte die grünen und zarten Knospen meines Herzens in die Irre —
Nun folgt die Wuth gleich einem Sturzbach, und jene grünen Knospen schrumpfen zum verwitterten Roth der Rache zusammen!
Einst sagte ich, mein Gebieter wird zurückkehren, seinem Versprechen getreu wie der Frühling seiner Umlaufszeit —
Nun aber, ach, weiß ich nur zu gut, daß hinter dem bunten Bilde der Welt das Nichts verborgen ist!
Ich wende mein Haupt und lehne mich an das Fenstergitter, das traurige Plätzchen unsers langen Lebewohls —
Und all mein Sorgen, für zehntausend Jahre, lege ich nieder an der Schwelle des falschen und grausamen Ostwinds!

Die letzte Geschichte: „Tschnang und seine Gattin Tiänschi", handelt von der Wankelmüthigkeit des Weibes, dem Bruch der ehelichen Treue und die darauf eintretenden strafenden Folgen. Die weibliche Ungeduld äußert sich hier am Grabe des Gatten originell genug. Sie will dasselbe trocken fächeln, weil sie dem Verstorbenen versprechen mußte, nicht eher wieder zu freien, als bis die Erde auf seinem Grabe alle Feuchtigkeit verloren habe. Mit der Hülfe eines Mannes, ihre Hand allein ist zu schwach, gelingt es ihr bald. Eine andere Frau nennt diese Handlung herzlos, verfällt aber nach dem Tode ihres Mannes in denselben Fehler. Eine schöne Ermahnung an das Alter, das den Menschen auffordert, alle losen Grundsätze mit der Wurzel auszureißen und sein Leben zu bessern, ist dieser Erzählung vorgedruckt, aus einem Gedicht: „Der Mond auf dem westlichen Flusse", genommen:

Reichthümer und Ehre sind gleich einem angenehmen Traume,
Ruhm und Ansehn gleich einer vorüberschwebenden Wolke.
Selbst das Fleisch und Blut vor deinen Augen ist falsch,
Und Liebe und Dankbarkeit kehren sich in Haß und Feindschaft.
Stecke deinen Nacken nicht in ein goldnes Halseisen,
Noch laß deinem Körper eine Kette von Edelsteinen anlegen.
Der klare Unterschied von Lust und Glanz ist:
Mit einem reinen Herzen, frei von Begierde, alles abzuschütteln, was irdisch ist.

Diese Novellen aus dem Reiche der Mitte sind jedenfalls ein interessanter Beitrag zur Sittengeschichte der Erdbewohner.

Richard Weiland.

Eine Anthologie steirischer Lieder.

Steiermark im deutschen Liede. Eine poetische Anthologie, herausgegeben von Anton Schlossar. Zwei Theile. Mit biographisch-literarischem Anhang. Graz, Leykam-Josefsthal. 1880. 8. 6 M.

Beiträge zu dieser Sammlung lieferten dreiundachtzig, keineswegs blos steirische, sondern auch außerhalb der Provinz geborene Dichter, unter diesen die nichtösterreichischen: R. Baumbach aus Thüringen, Alfred Friedmann aus Frankfurt a. M., Adolf Weiß aus Breslau, Karl von Holtei aus Breslau, Karl Töpfer aus Berlin. Dann mehrere aus Wien: Alfred Berger, Castelli, Ernst von Feuchtersleben, Hermann von Hermannsthal, Ferdinand Hilarius (Freiherr von Rast), J. von der Traun (J. Schindler), K. Kauzner, H. von Littrow, Karoline Pichler, Graf Purgstall, J. Gabriel Seidl, Nepomuk Vogl. Durch vierzehn Gedichte ist G. Seidl vertreten; durch dreizehn K. G. von Leitner aus Graz; durch je zwei Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Robert Hamerling; durch je eins Friedrich Halm und Hammer-Purgstall; durch vier der Herausgeber Anton Schlossar; durch sieben P. K. Rosegger, darunter sechs in steirischer Mundart. In „Steirisches Sängerlied" heißt es:

Sei hochgegrüßt, du grüne Mark,
Mit deinem Volke schlicht und stark.
Du Heimat süß, du heil'ges Band,
Nur dir sei Preis, das Herz dem Land.

Was gut und schön, was groß und wahr,
Das ist des Sängers Hochaltar,
Im Leben recht, im Liede frei,
Stets deutsch und treu.

Außerdem finden sich mehrere Volkslieder in steirischer Mundart von unbekannten Verfassern. „Guat kaiserli" eröffnet die Sammlung:

Thuat wer von die Steira redn,
Sagt a jeda glei:
Treu san d' Steira ollwa gwen,
S selli sag i frei.

Oan Thoal schwarz, und gelb oan Thoal,
Gheart in Kaiser allimahl.
Ob'n Eis'n, unt'n Wein,
Müassant schwarz und gelb schier sein.

Unter „ob'n" ist das eisenhaltige Gebirgs- oder Oberland, unter „unt'n" das weinreiche Unterland zu verstehen.

Sämmtliche Gedichte, auf bestimmte Gegenden und Oertlichkeiten vertheilt, sind begriffen unter den Titeln: „Steiermark im allgemeinen"; „Obersteiermark"; „Mittelsteiermark oder Graz"; „Untersteiermark"; sie beginnen vom Jahre 1765 mit dem 1825 verstorbenen steirischen Dichter Johann von Kalchberg, zu dessen Zeit, wie der Herausgeber bemerkt, auch in Oesterreich die von Norddeutschland angeregte deutsche Poesie ihre Wiedergeburt feierte. Kalchberg sagt in dem Gedicht „An die Steiermark":

O du, in dessen waldigem Schos mein Aug'
Den ersten Strahl der wärmenden Sonne trank,
Du, deß forellenreiche Ströme
Einst um die Wiege des Dichters sauften.

Dir, holdes theures Vaterland, tönt mein Lied;
Dir, das ich liebe glühend und innig, wie
Der gute Sohn den Vater, wie die
Zärtliche Tochter die Mutter liebet.

Nimm, Vaterland, des zärtlichen Sohnes Dank
Von seinem treuen redlichen Herzen an!
Gib ihm ein Plätzchen, noch zu wandeln,
Einst auch zu ruhen in deinem Schose.

Ein schönes Land ist allerdings die Steiermark, welche auf 400 Quadratmeilen Hochgebirg und reizende Thäler, Wälder, Wiesen, herrliche Fruchtfelder, zahlreiche Flüsse, mannichfaltige Producte und kräftige, vorwärtsstrebende Menschen zur Schau stellt. Unterbrochen aber wurde dieses Vorschreiten zu immer lichtvollerm Glück durch die Verfinsterungen des Kaisers Ferdinand II., welcher mit Hülfe der Jesuiten den in Steiermark eingedrungenen Protestantismus unterdrückte, 40000 protestantische Bücher verbrennen ließ und 30000 wohlhabende betriebsame Einwohner zur Auswanderung zwang. Steiermarks Wohlstand sank seitdem dahin, bis es unter Joseph II. wieder besser ward. Zu Graz im Dom befindet sich Ferdinand's Mausoleum. Leitner sagt in Beziehung darauf:

Doch keinen Blick der Wehmuth seh' ich schauen
Nach deiner Prunkgruft, nur das Marktgetriebe
Achtlos vorbei die eh'rne Pforte gehen.

Wer's nicht verstand, sich geistig aufzubauen
Im Herzen seines Volks ein Mal der Liebe,
Der thürmt umsonst aus Stein sich Mausoleen.

Der Name Graz soll nach einem Gedicht Leitner's von den Worten „G'räth's, so g'räth's" herkommen: die Antwort, welche bairische Ansiedler auf die Frage: „Was soll dies werden hier zwischen Wald und Moor?" gegeben hätten; gewöhnlich aber wird er von dem slawischen „Hradec" abgeleitet.

Bekanntlich erwarb sich hohe Verdienste um Steiermark der vom ganzen Volke geliebte und auch in Volksliedern gefeierte Erzherzog Johann:

Und dort ob'n hoch von der Fels'nwand
Schaut er freundli hin in sein Steirerland,
Das vom Dochstoan bis zan Donatiberg
Tief hinab is ihm so wohl bekannt.

S' ganzi Steirerland kennt den Jagersmann
Und vakennt 'n nit und vagißt 'n nit,
Ja, Prinz Johann lebt, so lang's noch Steirer gibt
Und a redlichs Steirerherz noch schlagt.

Es sei hier noch ein auf den Erzherzog Johann bezügliches Gedicht von Friedrich Marx, gegenwärtig Stabsoffizier in Krems, besonders hervorgehoben.

Eines Tags, es war ein Sonntag, kommt der Erzherzog vor das Posthaus von Aussee angefahren:

Des Wagens Viergespann
Es kommt mit Sturmesbraus,
Da springt der beste Mann
Der Steiermark heraus.
Es nickt die Spielhahnfeder
Von seinem grünen Jägerhut,
Und Vivat schallt, denn jeder
War unserm Prinzen gut.

Pferde zum Wechseln waren zwar da, aber kein Postillon. Was thun in dieser Verlegenheit? Da plötzlich schwingt sich — ein Junge im Galarock mit Sporn und Horn, den Arm in gelber Binde, den Federbusch am Hut, auf den Bock, faßt mit sicherer Hand die Zügel und fährt den Erzherzog so rasch, wie er gekommen war, von dannen:

Und wie im duft'gen Hauch
Die Tannenwälder flohn,
Da faßt der Prinz ins Aug'
Den schmucken Postillon
Und spricht, wie der im Schwunge
Die Zügel hebt und wieder senkt:
„Bei Gott, das ist kein Junge,
Der mir den Wagen lenkt."

Des schwarzen Auges Glut,
Der Wangen Rosenflor,
Da lugen unterm Hut
Zwei Zöpfe gar hervor!
Wie blickt mit scheuer Bitte
Der schmucke Junge bleich und bang,
Als schon um seine Mitte
Der Fürst die Arme schlang.

Sehen und lieben war ein Augenblick:

Ob in der Wienerburg
Der Kaiser Franz ihm grollt,
Er brach die Schranken durch
Und that, was er gesollt!
Schon stand im weißen Kleide
Sie mit dem Prinzen am Altar,
Dem sie in Glück und Leide
Die holde Freundin war.

Der junge Postillon war die später zur Gräfin von Meran ernannte schöne Tochter des Postmeisters von Aussee.

Da die beiden Bände der Anthologie 609 Seiten umfassen, so läßt sich die Reichhaltigkeit des Inhalts ermessen. Viele Gedichte enthalten Geschichten und Sagen in Beziehung auf historisch denkwürdige Personen, Berge, Kirchen, Klöster, Schlösser, Ruinen Steiermarks. Die meisten verfaßte Rudolf Puff (geboren 1808 in Untersteier, gestorben 1865), Ignaz Kollmann (geboren zu Graz 1775, gestorben daselbst 1838); dann: Anton Suppantschitsch, Heinrich Penn, Philibert Dorn (Freiherr von Lazarini), Fritz Pichler (Professor der Heraldik am grazer Johanneum), Eduard Mautner, L. A. Frankl, Angelika von Hörmann, Anna von Füger-Rechtborn, Karoline Bruch-Sinn, Adolf Bekk, Franz Tiefenbacher, Moritz Schiffermüller, Franz Stelzhamer (dichtete Vorzügliches in bairisch-österreichischem Dialekt), Gustav Bogensberger, J. P. Graf von Sermage, M. Vehovar, K. A. Kaltenbrunner (ausgezeichneter Dialektdichter), Otto Prechtler, Marie Kartsch, Wilhelmine von Kalchberg, der Herausgeber Anton Schlossar (geboren 1840 in Troppau) u. a.

Der poetische Werth dieser Geschichten und Sagen ist sehr verschieden. Oft finden wir weiter nichts als eine orgelspielartig in Verse gebrachte ideenlose Thatsache. So heißt es in Beziehung auf eine Kindesmörderin, die als Geist an der Drau herumspukte:

Sprach's (der Geist) und ging fortan wie eh'
Jammernd auf und nieder,
Herzzerreißend scholl ihr Weh
Von den Felsen wieder;
Und der Pilger kreuzte sich
Vor dem Geiste und entwich.

Noch läßt sich um Mitternacht
Bei des Stromes Rauschen
Ihre Qual, die immer wacht,
Schaudervoll belauschen,
Und zu ganz besonderer Zeit
Sie noch jammervoller schreit.

Dies nur ein Beispiel. Daß in der Sammlung viel falsche Reime vorkommen, versteht sich bei süddeutschen Dichtern fast von selbst.

Hervorheben müssen wir jedoch: das schönempfundene, formgewandte, in 32 Stanzen verfaßte Gedicht „Maria Zell" von Karoline Pichler, „Das todte Weib" von Anton Schurz (Nikolaus Lenau's Schwager und Biograph), „Die Hexe von Riegersburg" von Nepomuk Vogl, „Die Riegersburg" von Hammer-Purgstall, „Ein Schatten im Rebenlande" von Ferdinand Hilarius (der Schatten ist der Genius des leiblich dahingeschiedenen Erzherzogs Johann, der sich auf Steiermark herabsenkt, um es zu segnen), „Die Schlucht zum todten Weib" von Adolf Weiß, der sich auch hier durch kräftige Originalität auszeichnet. Wir geben ein paar Stellen aus dem Gedicht:

Und es tost durch den Tobel das tobende Wasser,
Das sich in tausendjährigem trotzigem Ansturm,
Zur Seite schleudernd die Felsenschroffen,
Wälder zerwühlend die Bahn brach. —
Mit mürrischer Miene blicken die starren Riesengestalten
Herab auf den Strom,
Als grollten sie ihm noch aus grauen Tagen,
Und zornig zuweilen schleudern sie tückisch
Den Felsblock und nachprasselndes wüstes Gerölle,
Um zu begraben die übermüthigen Wasser.
Verlorene Mühe!
Die Wellen erwiedern mit jubelndem Jauchzen
Und spritzen den ries'gen, rachsüchtigen Recken
Den Gischt ins Gesicht;
Und tausendstimmiges Plätschern ertönet
Wie lustig Gelächter! —
Dann rasen sie wieder im brausenden Chor durch die Schlucht
Wie trunkne Tritonen
Und werfen empor, um die Sonne zu grüßen,
Krystallene Becher mit funkelnden Tropfen
In lachender Luft.

Adolf Weiß, geboren 1839 zu Breslau, lernte ursprünglich das Schuhmacherhandwerk, besuchte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt, widmete sich hierauf historischen

und philosophischen Studien und lebt gegenwärtig, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, zu Graz.

Abgesehen von manchem Mittelmäßigen, das ja in umfangreichen Anthologien nicht fehlen kann, zumal wenn sie sich nur auf eine Provinz beschränken, halten wir die Sammlung für ein verdienstliches Werk des Herausgebers, durch das er die schöne, politisch zwar von dem eigentlichen Deutschland getrennte, übrigens aber echt deutsche Steiermark in poetisch würdiger Weise uns ans Herz legt.

Und so stehe denn hier zum Schluß das, wie der Herausgeber bemerkt, „echt volksthümlich gewordene und stets unvergessene Lied": „Der Steirer Land" von Jakob Dirnböck, welcher als Buchhändler in Graz lebte und 1862 starb:

Hoch vom Dachstein an, wo der Aar noch haust,
Bis zum Wendenland am Bett der Sav',
Und vom Alpthal an, das die Mürz durchbraust,
Bis ins Rebenland im Thal der Drav':
Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, theures Heimatland.

Wo die Gemse keck von der Felswand springt
Und der Jäger kühn sein Leben wagt;
Wo die Sennerin frohe Jodler singt
Auf der Alp', die hoch in Wolken ragt:
Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, theures Heimatland.

Wo durch Kohlenglut und des Hammers Kraft
Starker Hände Fleiß das Eisen zeugt;
Wo noch Eichen stehn, voll und grün von Saft,
Die kein Sturmwind je noch hat gebeugt:
Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, theures Heimatland.

Wo in jedem Arm die geerbte Kraft
Habsburgs Enkeln blüht voll alter Treu,
Für den Kaiser gern jeder auf sich rafft
Und dann eisern steht in Schlachtenreih':
Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, theures Heimatland.

Wo sich lieblich groß eine Stadt erhebt
Hart am Atlasband der grünen Mur,
Wo ein Geist der Kunst und des Wissens lebt
Dort im hehren Tempel der Natur:
Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, theures Heimatland.

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das Deutsche Hochstift zu Frankfurt a. M., das seinen Sitz in Goethe's Geburtshaus in der Mainstadt hat, stellt den Goethe-Cultus unter seine Hauptaufgaben in erster Linie. Wiederum liegen zwei von ihm herausgegebene Veröffentlichungen vor, welche auf diesen Cultus Bezug haben „Karl August in Frankfurt a. M. und die glücklichsten Tage im Leben der Aeltern Goethe's 18. bis 23. Herbstmonats 1779" und „Die Feier des Goethe-Tages als erbauendes und veredelndes Volksfest".

Die zweite dieser Schriften ist eine an das deutsche Volk gerichtete Mahnung, den Goethe-Tag zu einem allgemeinen Freudenfeste zu machen, und eine Schilderung der Feier des einhundertdreißigsten Geburtstags Goethe's in Frankfurt a. M. Diese Feier umfaßte drei Tage: am ersten Tag war der Friedhof mit den Gräbern von Goethe's Aeltern die Stätte, wo sich die Festgenossen versammelten und durch Kranzesspenden, Musik, Reden und Vortrag eines Gedichts ihre Huldigung darbrachten; am zweiten Tage waren des Festes Mittelpunkt das Goethe-Haus und das Theater . . . die Intendanz knüpfte an das Fest die bekannte Preisausschreibung; am dritten Tage wurde ein Volksfest im grünen Walde gefeiert. Eine interessante Beigabe der kleinen Broschüre sind vier Goethe-Bildnisse in Lichtdruck. Das erste zeigt uns den jungen Goethe nach dem Gemälde von Georg Melchior Kraus 1776, jedenfalls einen der interessantesten jugendlichen Köpfe, welchen die Phantasie der Maler erfinden könnte; das zweite und dritte Bild führt uns Goethe vor nach zwei Gemälden Gerhard von Kügelgen's 1808 und 1810, während das letzte die eigenhändige Wiederholung des zweiten Gemäldes von Kügelgen ist. Diese Bilder, deren bisherige Geschicke sehr eingehend in der Broschüre besprochen werden, zeigen uns den gereiften Mann.

Die erste Schrift „Karl August in Frankfurt a. M." ist ebenfalls mit vier Bildnissen in Lichtdruck geschmückt: einem Bilde der Herzogin Anna Amalie, einem des Prinzen Konstantin und zweien des Herzogs und Großherzogs Karl August. Diese Bilder hat der jetzt regierende Großherzog Karl Alexander dem Stiftshause geschenkt, zur Erinnerung an den Besuch, den Herzog Karl August im Aelternhause Goethe's zu Frankfurt in den Herbsttagen des Jahres 1779 abgestattet hatte. Ueber diesen Besuch berichtete Dr. Volger in einer Festsitzung des Hochstifts. Der anziehende Bericht bildet den Hauptinhalt des Heftchens und wird ergänzt durch einen Brief der Frau Rath an die Herzogin Anna Amalie, der bisher noch nirgends zum Abdruck gekommen ist, der aber die ganze Frische und Originalität der so gern fabulirenden Mama athmet.

Ein dritter kleiner Beitrag zur Goethe-Literatur und zur Geschichte des deutschen Theaters ist die Schrift von Adolf Enslin: „Die ersten Theateraufführungen des Goethe'schen Faust" (Berlin, Gebr. Paetel). Das interessante, an Daten aus der Theatergeschichte reiche Büchlein berichtet über die ersten Aufführungen des „Faust" im Schlosse Monbijou (1819), zu denen die Radziwill'sche Musik den Hauptanlaß gab, über Holtei's Versuche mit der Aufführung des „Faust" am Königsstädtischen Theater, über welche er in seiner Selbstbiographie eingehende Auskunft gibt, über Klingemann's eigenen „Faust" und seine Aufführung des Goethe'schen in Braunschweig, über die Aufführung des letztern in Weimar 1830. Diese Mittheilungen geben einen neuen Beweis dafür, wie spät sich oft classische Dichtungen auf den Bühnen einbürgern. Welches Repertoire würde jetzt den „Faust" — wir meinen natürlich den ersten Theil — missen wollen?

— Ueber das „Münchener Gesammtgastspiel 1880" hat Heinrich Bulthaupt (Bremen, Rühle u. Schlenker) eine Broschüre veröffentlicht, welcher man das Bestreben nach Unparteilichkeit und Gerechtigkeit anmerkt. Offenbar ist sie frei von jeder Voreingenommenheit, und auch gegenüber den hervorragendsten Darstellerinnen, z. B. einer Wolter, wagt sie ein freimüthiges Urtheil. Ueber seine kritischen Genossen fällt Bulthaupt in dem Vorwort ein sehr scharfes Urtheil: „Die kleinen münchener Blätter und Blättchen verhimmelten zum Theil selbst

die «haarbuschigsten Gesellen» ihrer Hofbühne, während andere, besser und gerechter, bei der kritischen Schnellarbeit unserer Tage über kurze summarische Berichte, die ohne Wirkung und Nutzen blieben, nicht hinauskamen. Die augsburger «Allgemeine Zeitung», von der man ein reifes, gediegenes Urtheil erwartete, hatte leider einem Correspondenten ihre Spalten geöffnet, der das Aergerniß der betheiligten Kreise wurde: seine Bühnenkenntniß erschien unzureichend, Stil und Urtheil schülerhaft, sein Lob traf schwerer als sein Tadel. Berlin und Dresden traten für ihre Abgesandten ein, und mit einem Hochmuth ohnegleichen, der weit entfernt von dem Freimuth einer mannhaften Kritik ist, zog der bekannte geistvolle witzige Berichterstatter der «Neuen Freien Presse», Speidel, unter fortwährenden persönlichen, höchst widerwärtig berührenden Angriffen auf Possart gegen das ganze Unternehmen zu Felde, noch ehe es begann, und hob seine «Wiener» auf den Siegesschild. Wohlbemerkt, «die Wiener», so schlechtweg und en bloc. Nicht etwa nur Sonnenthal und die Wolter. Nein alle, eben «die Wiener» sollten das deutsche Schauspiel geschlagen haben, darunter die Wessely, an der Speidel doch kein gutes Haar läßt, darunter Robert, den er nicht ausstehen kann, Kraftel, den er mehr tadelt als lobt, Frau Straßmann, deren jetzige Leistungen selbst bescheidenen Forderungen nicht mehr genügen können! Es imponirt mir nicht im mindesten, daß ein Brief Heinrich Laube's, der trotz des permanenten Stadttheaterkrachs und trotzdem er in letzter Zeit blutwenig für die deutsche Kunst und die deutsche Bühne gethan, doch viel zu sehr von der Theaterleidenschaft und von dem Glauben an seine frühere große Autorität erfüllt ist, als daß er hier hätte schweigen können, gewissermaßen als Sanction des Speidel'schen Urtheils durch alle Zeitungen lief. Eine gerechte Kritik kann sich mit solchen Massenschlächtereien nicht zufrieden geben. Sie gehen gegen ihr Gewissen. Und doch sind sie mehr geübt worden, als man es hätte für möglich halten sollen. Malcontente Bühnentheoretiker lassen ihre Galle an dem Gesammtgastspiel aus. Das Schimpfen ist so sehr zur Mode geworden, daß man sich fast verächtlich vorkommt, wenn man unter dem vielen Unzulänglichen, was uns die Entrepreneure boten, doch auch manches Gute gewahrt hat. Dieser Verurtheilungswuth gegenüber ist ein gerechtes, strenges Abwägen doppelt nothwendig."

— Von der „Encyklopädie der Naturwissenschaften" (Breslau, Eduard Trewendt) liegt die dreizehnte Lieferung der ersten Abtheilung vor, welche die vierte Lieferung des Handbuchs der Botanik enthält und zwar den Schluß der Abhandlungen: „Die Pflanzenkrankheiten", von Professor B. Frank, und „Die Morphologie der Phanerogamen", von Professor O. Drude.

Aus der Schriftstellerwelt.

Der diesjährige Deutsche Schriftstellertag hat am 25., 26. und 27. September in der Musenstadt an der Ilm stattgefunden; mit anerkennenswerther Liberalität sind von dem Schriftstellerverbande, der diesen Tag ausgeschrieben, auch andere Autoren eingeladen worden, welche dem Verbande nicht angehören: doch waren viele namhafte Schriftsteller aus verschiedenen Gründen nicht in der Lage, der Einladung Folge zu leisten, und mußten sich auf Ausdrücke ihrer Sympathie für das Unternehmen beschränken. Die Stadt Weimar hatte alles gethan, um die Gäste würdig zu empfangen; es hatte sich ein Localcomité gebildet, welchem der Generalintendant von Loën, der Bürgermeister Pabst, Dr. Robert Keil und andere hervorragende Persönlichkeiten der Ilmstadt angehörten. Der Besuch des Goethe-Hauses, das so selten zugänglich ist, beschäftigte am ersten Tage viele Theilnehmer; ebenso wurde das Schiller-Haus und die Dichterzimmer des Schlosses besucht. Am Abend führte das Hoftheater als Festvorstellung Schiller's „Braut von Messina" auf, eine Vorstellung, die einen durchaus würdigen und erhebenden Eindruck machte. Am zweiten Tage war ein Besuch in der Fürstengruft, in welcher Kränze auf die Dichtergräber gelegt wurden, die würdige Ouverture der Feierlichkeiten; dann fand die eigentliche Sitzung mit dreistündiger Berathung statt; ihr folgte die mit mancherlei Toasten und Gesängen gewürzte Festtafel. Am dritten Tage waren die Schriftsteller auf die Wartburg eingeladen, wo Freiherr von Loën im Namen des abwesenden Großherzogs sie willkommen hieß und Professor Lazarus im Namen der Autoren dankte. Glücklicherweise handelte es sich nicht um einen Sängerkrieg auf der Wartburg, sondern um ein dejeuner à la fourchette; es folgte eine improvisirte Aufführung im großen Saal. Ein Extrazug führte die Männer der Feder nach Eisenach hin und zurück. Was die geschäftliche Sitzung betrifft, so wurden einige Statutenänderungen beschlossen und über eine Reichsbibliothek debattirt; es wurde der Antrag, eine solche zu begründen, an die maßgebende Stelle gerichtet. Offenbar beruht der Schwerpunkt der Schriftstellertage auf dem gesellschaftlichen Verkehr der Autoren, die einander näher treten: schon oft wurden literarische Differenzen durch solche persönliche Begegnungen ausgeglichen.

Bibliographie.

Allan, G., Fluch der Liebe! Novellen. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Alton, J., Beiträge zur Ethnologie von Ostladinien. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Becquer, Ausgewählte Legenden und Gedichte. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Meinhardt. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Bellesheim, A., Giuseppe Cardinal Mezzofanti. Ein Lebensbild aus der Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Cardauns, H., Konrad von Hostaden, Erzbischof von Köln (1238—61). Köln, Bachem. Lex.-8. 3 M. 60 Pf.

Destouches, E. v., Münchener Bürgertreue. Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der Münchener Mordweihnachten 1705. München, A. Ackermann. Gr. 4. 1 M.

Pfister, H. v., Chattische Stammes-Kunde. Volksthümliche, sprachliche und geschichtliche Arbeit. Mit genauer Karte des stammheitlichen Gebietes, sowie der 6 chattischen Gaue. Kassel, Hühn. Gr. 8. 5 M.

Rossetti Edler v. Rossanegg, A., Der Brünner Spielberg insbesondere die Casematten und merkwürdigen Gefangenen desselben nach historischen Quellen verfasst. Mit 3 Planskizzen und einer Ansicht des Spielberges. Brünn, Winiker. Gr. 8. 70 Pf.

Sainte-Beuve, Menschen des XVIII. Jahrhunderts. Nach den Causeries du Lundi. Chemnitz, Schmeitzner. 8. 6 M.

Schmid-Schwarzenberg, F., Clytia. Eine pädagogische Novelle. Ein Beitrag zur Volkserziehung. Erlangen, Palm u. Enke. 8. 1 M. 80 Pf.

Schmid, J., Erinnerungen an Dr. Alois Lutolf sel., Professor der Theologie und Chorherr zu St. Leodegar in Luzern. Luzern, Räber. 4. 1 M.

Sophokles, Elektra. Drama. Aus dem Griechischen im antiken Versmaß übertragen von H. A. Feldmann. Hamburg, Grüning. 16. 2 M.

Turmair's, J., genannt Aventinus, Sämmtliche Werke. Auf Veranlassung des Königs von Bayern herausgegeben von der königlichen Akademie der Wissenschaften. 1ster Bd.: Kleinere historische und philologische Schriften. 1ste Hälfte. München, Kaiser. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1370: Eine Geige. Drei Weihnachten. Zwei Erzählungen von E. Wichert. Leipzig, Ph. Reclam jun. 16. 60 Pf.

Wald, E. v., Die weiße Rose. Novelle nach dem Leben erzählt. Osterwieck, Zickfeldt. 8. 2 M.

Waldow, E. v., Die Hexe von Wrostowa. Roman. Jena, Costenoble. 8. 4 M. 50 Pf.

Weingärtner, J., Das Kind und seine Poesie in plattdeutscher Mundart. Münster, Aschendorff. 8. 40 Pf.

Wittelsbacher-Album. Ein poetisches Gedenkbuch, zur Feier des 700jährigen Jubiläums des bayrischen Herrscherhauses herausgegeben von K. Zettel. München, Rieger. 4. 9 M.

Wurm, P., Der Buddhismus oder der vorchristliche Versuch einer erlösenden Universalreligion. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 80 Pf.

Wyl, W., Maitage in Oberammergau. Eine artistische Pilgerfahrt. Mit dem zum ersten Male veröffentlichten Texte des Passionsdrama's, drei Proben aus Dedler's Passionsmusik und den Bildnissen der Hauptdarsteller. In 2 Thln. Zürich, Schmidt. 8. 3 M.

Ziller, T., Allgemeine philosophische Ethik. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 10 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von **Karl Goedeke** und **Julius Tittmann.**

8. Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Funfzehnter Band.

Dichtungen von Johann Fischart, genannt Menzer.

Die vorzüglichsten poetischen Stücke des großen deutschen Satirikers und Sprachkünstlers Fischart: „Das glückhafft Schiff von Zürich", „Flöhhatz, Weibertratz", „Das Lob der Mucken" und eine Anzahl kleinerer Gedichte werden hier in einer neuen, billigen, mit biographischer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe dargeboten.

Der 1. bis 14. Band enthalten:

1. **Liederbuch** aus dem sechzehnten Jahrhundert.
2. 3. **Schauspiele** aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2 Theile.
4.—6. **Hans Sachs'** Dichtungen. 3 Theile.
7. **Sebastian Brant**, Das Narrenschiff.
8. 9. **Georg Rollenhagen**, Froschmeuseler.
10. **Teuerdank.**
11. **Thomas Murner**, Die Narrenbeschwörung.
12. **Schwänke** des sechzehnten Jahrhunderts.
13. **Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland.**
14. **Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von **Karl Goedeke** und **Julius Tittmann.**

8. Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Vierzehnter Band.

Lyrische Gedichte von Andreas Gryphius.

Andreas Gryphius' lyrische Gedichte (Sonette — Gesänge und Lieder — Epigramme) zeichnen sich nicht minder als seine so hoch gewürdigten dramatischen Dichtungen durch wahre Empfindung vor denen seiner Zeitgenossen aus und verdienen in vollem Maße die zeitgemäße Erneuerung, die ihnen hier zutheil geworden.

Der 1. bis 13. Band enthalten:

1. **Martin Opitz**, Dichtungen. Von J. Tittmann.
2. **Paul Fleming**, Gedichte. Von J. Tittmann.
3. **Friedrich von Logau**, Sinngedichte. Von G. Eitner.
4. **Andreas Gryphius**, Dramatische Dichtungen. Von J. Tittmann.
5. **Georg Rudolf Weckherlin**, Gedichte. Von K. Goedeke.
6. **Johann Christian Günther**, Gedichte. Von J. Tittmann.
7. 8. **Grimmelshausen**, Der abenteuerliche Simplicissimus. Von J. Tittmann. 2 Theile.
9. **Simon Dach**, Gedichte. Von H. Oesterley.
10. 11. **Grimmelshausen.** Simplicianische Schriften. Von J. Tittmann. 2 Theile.
12. **Paulus Gerhardt**, Gedichte. Von K. Goedeke.
13. **Friedrich Spe**, Trutz-Nachtigal. Von G. Balke.

Im Verlag von **C. Stampfel** in **Preßburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schopenhauer's Philosophie der Tragödie

von

Aug. Siebenlist.

Gr. 8. 27 Bogen. Preis elegant brosch. 10 M.

Meine Schriften aus der Emigration

von

Ludwig Kossuth.

I. Band. Gr. 8. 36 Bogen. Preis elegant brosch. 10 M.

Meine Zeit, mein Leben

von

Franz Pulszky.

I. Band. Gr. 8. 27 Bogen. Preis elegant brosch. 7 M.

Der II. Band von Kossuth und Pulszky, welcher sich in Vorbereitung befindet, dürfte bis Ende November l. J. erscheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis)

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Funfzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Die Geheimpolizei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Vier Criminalprocesse zur Charakterisirung des Strafverfahrens, der Culturzustände, der Sitten und Gebräuche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Eine Tödtung aus Liebe. (Hessen.) 1878—79. — Der Raubmord auf dem Hohenbogen. (Baiern.) 1877. — Die Mordnacht in der Springölmühle zu Vogelsberg. (Großherzogthum Sachsen.) — Proceß Fadda. (Mord. — Rom.) 1878—79. — Marguerite Jonjean. (Mord. — Petersburg.) 1878.

Sämmtliche Criminalfälle, die in dem vorliegenden neuen Bande dieses beliebten Werks mit gewohnter Sachkunde dargestellt sind, gehören der neuesten Zeit an, und jeder einzelne derselben bietet eigenthümlich fesselnde juristische wie psychologische Momente.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MODERN AMERICAN LYRICS.

Edited by

Karl Knortz and **Otto Dickmann.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine sehr reichhaltige Anthologie, in welcher alle neuern amerikanischen Dichter mit ihren besten Gedichten vertreten sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 14. October 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Rudolf von Gottschall. — Zur Urgeschichte. — Zur Rechtschreibungsfrage. Von Daniel Sanders. — Neue deutsche Lustspiele. Von Karl Nissel. — Der vierte Band der Biographie des Prinzen Albert. Von Ferdinand Moesch. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Gegenüber den neuen Bestrebungen, auch dem Schauspiel den Glanz großer Opernaufführungen zuzuwenden, liegt die Frage nahe: wie stellt sich das Ausstattungsstück zur Poesie?

Zunächst ist die classische Tragödie, welche längere Zeit das Stiefkind der Bühnen war, neuerdings oft genug mit scenischem Schmuck und in decorativem Glanz auf den Bretern erschienen. Vor allem gilt dies von den Shakspeare'schen Stücken, deren Wiedererweckung durch Dryden und Davenant im 17. Jahrhundert ja nur durch die opernhafte Umgestaltung und Ausschmückung des „Sturm" und anderer Dramen ermöglicht wurde. Es ist bekannt, daß die jetzigen londoner Bühnen, wenn sie für die Saison ein Shakspeare-Drama ankündigen, welches dieselbe beherrschen soll, durch Empfehlung der glänzenden und großartigen Ausstattung die Sünde gut zu machen suchen, daß sie das Werk eines großen Nationaldichters zur Aufführung bringen, dessen Schöpfungen aber an und für sich nicht wie die Sensationsdramen eines Byron und Boucicault für den Geschmack der Gegenwart passen und nicht wie diese die Spannung des Theaterpublikums zu erregen wissen. Während die englischen Gelehrten in hundert Notes and Queries Shakspeare-Nüsse knacken, würde der Schwan von Avon die schaulustige Menge durchaus nicht anlocken, wenn nicht sein schneeweißes Dichtergefieder mit den prunkenden Pfauenfedern scenischer Ausstattung aufgeputzt wäre.

Da der Gegensatz gegen die Simplicität der Shakspeare-Bühne schon von 200 Jahren her datirt, so würde die Rückkehr zu derselben eine grillenhafte Reaction sein, wie sie nur im Kopfe Ludwig Tieck's und einiger anderer Romantiker spukte. Auch hat die deutsche Bühne allmählich immer mehr die entgegengesetzte Bahn eingeschlagen; Schauspieler, die zugleich Theaterdirectoren waren, wie Friedrich Haase, suchten für ihre Glanzrollen, z. B. den Shylock, einen glänzenden Rahmen herzustellen und ließen den „Kaufmann von Venedig" in der Kemble'schen Einrichtung und Ausstattung in Scene gehen. Dramaturgen wie Franz Dingelstedt, welche selbst Stücke wie „Das Wintermärchen" und den „Sturm" für die Bühne einrichteten, brauchten dafür musikalische und decorative Unterstützung. Durch die Mendelssohn'sche Musik war der „Sommernachtstraum" schon früher in eine mehr opernhafte Sphäre gerückt worden. Vor allem aber gab Dingelstedt's Bearbeitung des Shakspeare'schen Historiencyklus Anlaß zu reicher Entfaltung scenischen Pompes in Haupt- und Staatsactionen, in ritterlichen Kampf- und Schlachtbildern; denn der Duft der Weißen und Rothen Rose würde allein kaum das Publikum angelockt haben; sie mußten mit prächtigen Bändern in einen geschmackvollen Strauß gebunden und in prunkenden Vasen präsentirt werden. Seitdem wird das Diplom eines kunstsinnigen Directors nur ausgetheilt auf den Nachweis der Aufführung Shakspeare'scher Historien in Dingelstedt'scher oder Oechelhäuser'scher Bearbeitung, und zwar des ganzen Cyklus in einer Ausstattung und Inscenirung, welche der Regie Ehre macht.

Neuerdings kommt hinzu das Bestreben, den ganzen „Faust" auf die Bühne zu bringen, sei es im Dreifächerwerk der mittelalterlichen Passionstragödien, sei es auf der ungetheilten Bühne, und dann wieder in zwei, in fünf oder in drei Theilen, wie das letztere wenigstens Dingelstedt beabsichtigt. Der im Grunde unaufführbare zweite Theil — denn nicht alles, was man auf die Bühne bringt, ist deshalb aufführbar — bedarf, um mit seinen commentarbedürftigen Scenen, allegorischen Schnörkeln, mit seinem Helden, der bald dramatis persona, bald ein personificirter Begriff ist, genießbar zu werden, des größten scenischen Aufwandes, der Musik und selbst des Ballets, und so

haben auch hier die Bühnen in prachtvollen Ausstattungen miteinander gewetteifert.

Hierzu kommen noch die Meininger, die von Stadt zu Stadt ziehen mit ihren auf das exacteste einstudirten Schauspielen und Tragödien, mit ebenso treuen wie prachtvollen Decorationen und Costümen und die aus jedem ihrer Stücke gleichsam einen feingeschliffenen Edelstein mit kunstvoller Fassung gemacht haben. Sie haben nicht blos Shakspeare und Schiller auf ihrem Repertoire, sondern auch Heinrich von Kleist, Grillparzer und von neuern Dichtern Albert Lindner.

Ist dies nun eine Verirrung oder hat diese Richtung der Zeit ihr gutes Recht? Wir glauben das letztere. In allen Städten werden neue große Bühnen errichtet; die Oper hat das Publikum an Pracht und Glanz gewöhnt; und daß große Dramatiker, wie z. B. Schiller in der „Jungfrau von Orleans", diese Prachtentfaltung geradezu selbst für ihre Dichtung verlangten, ist doch zweifellos: wozu fände sich sonst der Krönungszug in jener Tragödie? Freilich gibt es auch hier eine Grenze: der decorative Glanz soll nur die Stimmung und die echt dramatische Wirkung erhöhen; er soll aber nicht durch müßigen Aufputz und selbstgenugsame Schaustellungen von der Handlung ablenken. Wo dies geschieht, handelt es sich um ein tadelnswerthes Zu viel: dann aber soll die geschichtliche Treue der Costüme niemals den ästhetischen Eindruck verderben und sich nie so in den Vordergrund drängen, daß sich das Theater in ein Museum verwandelt. Auch sollen nur die großangelegten historischen Schau- und Massenstücke einer solchen Gunst der Decorationsmaler und Garderobenschneider gewürdigt werden. Stücke, deren Handlung sich auf dem Gebiete psychologischer Innerlichkeit bewegt, dürfen nicht in einen allzu prunkhaften Rahmen gefaßt werden.

Abgesehen von dieser Ausstattung classischer Dramen gibt es indeß Ausstattungsstücke, bei denen der ganze Nachdruck auf den scenischen Glanz gelegt wird; es suchen Bühnen, wie z. B. das Victoria-Theater in Berlin, hierin ihre Specialität. Der dürftigste, magerste, albernste Inhalt muß sich hier mit einer Inscenirung vertragen, welche die ganze Poesie der Bühne entfaltet: es sind in Gold gefaßte Kieselsteine. Auch diese Mode kam von Paris herüber, wo das Châtelet-, das Gaîté-Theater, gelegentlich das Theater der Porte Saint-Martin derartige Stücke mit feenhaftem Pomp in Scene gehen ließen. „Das Schafhaxl", „Die Eselshaut", neuerdings „Die schwarze Venus" sind solche Meßbudenstücke, die aus Frankreich stammen und in denen die primitivste und kindlichste Dramatik mit den unglaublichsten Sottisen zugleich die prachtvollsten Weltwunder zur Schau stellt. Etwas mehr Werth haben die Görner'schen Märchenstücke: „Aschenbrödel", „Dörnröschen" und andere, in denen zwar die dichterische Behandlung sich nicht hoch über den Nullpunkt ästhetischer Bedeutung erhebt, aber die Stoffe selbst ihre eingeborene Poesie besitzen. Dieses Genre knüpft an die Raimund'schen Zauberpossen an, bei denen indeß der Pomp der Decorationen nie eine so hervorragende Rolle spielte und einige Feen in Tricots, Wolkenwagen, Kahnfahrten auf stürmischer See die bescheidenen Ansprüche des noch nicht verwöhnten Publikums auf scenischen Pomp befriedigten. Weiter gingen hierin die Räder'schen Possen: „Der Weltumsegler wider Willen", „Der artesische Brunnen" . . . hier entfaltete sich schon der kosmographische orbis pictus, der in den spätern Schaustücken: „Die Reise um die Erde" und „Die Kinder des Kapitän Grant", in diesen inscenirten Phantasien des wissenschaftlichen Phantasten Jules Verne, mit seinen Seestürmen, Vulkanausbrüchen, zusammengeschossenen Eisbergen, tropischen Seenerien jeder Art mit Hülfe genialer Maschinisten als ein Album von Prachtillustrationen auf der Bühne aufgeblättert wurde.

Das Ausstattungsstück ist also als eine Specialität unserer Bühnen vorhanden; was liegt näher als die Frage, warum diese Form nicht von begabten Talenten mit dichterischem Geist erfüllt wird? Könnte der Inhalt nicht der Poesie der Scene ebenbürtig sein? In einer Zeit, in welcher das Kunstwerk der Zukunft auf dem Programm der Regeneratoren der Oper steht, gewiß eine wohl aufzuwerfende Frage; auch hier handelt es sich, auf anderm Boden, um ein Zusammenwirken der Künste. Und wenn auch das gelangweilte Publikum, das nur durch die Schaulust herangelockt wird, sich gegen den poetischen Inhalt gleichgültig verhalten würde: stören lassen würde es sich nicht durch Verse, die von dichterischem Geist beseelt sind, durch einen Humor von höherm Gepräge, da es sich überhaupt um die Albumverse zu den Illustrationen der Bühne nicht kümmert. Für die gebildetern Kreise aber und für die Literatur wäre eine neue dramatische Gattung erobert. Früher stieß die Phantasie der dramatischen Dichter, wenn sie sich allzu frei bewegte, auf scenische Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten. Dergleichen gibt es jetzt nicht mehr; im Gegentheil, die Einbildungskraft der productiven Kräfte muß sich anstrengen, um der Phantasie der Maschinisten zu folgen, welche nie Dagewesenes verlangen, die Bühne mit allen Elementen heimsuchen, sie unter Wasser und Feuer setzen, mit Gewittern peitschen, mit Erdbeben zerreißen, Vulkane ausbrechen lassen und in Meerestiefen hinabsteigen.

Nach zwei Richtungen hin kann das Ausstattungsstück sich mit poetisch bedeutenderm Inhalt erfüllen. Einmal als sinniges Märchendrama, anknüpfend etwa an den „Sommernachtstraum" und den „Sturm", oder auch an den Weg, den Görner mit unzureichender Dichterkraft in seinen Märchenstücken eingeschlagen hat; dann aber vorzugsweise als humoristisch-satirisches Bühnenstück in aristophanischem Geist — und hier wäre sogar eine Vertiefung der jetzigen Bühnenkomik möglich. Es handelt sich dabei nicht in erster Linie um die formelle Nachahmung aristophanischer Parabasen, obgleich diese nicht ausgeschlossen zu sein brauchten; es handelt sich um eine Hinlenkung der Satire auf die großen Fragen des öffentlichen Lebens, eine Bereicherung

der Bühnenwelt mit schalkhaft erfundenen Gestalten, welche deshalb nicht einen „allegorisch strohernen" Charakter zur Schau zu tragen brauchten. Da die Scene als solche eine Macht geworden ist, so mögen die Dichter ihr das Zugeständniß machen und nachsinnen, wie sie mit ihren poetischen Intentionen große Wirkungen derselben vereinigen. In solcher Weise mag die Dichtung aus dem Fortschritt der scenischen Künste, der Decorationsmalerei, des Maschinenwesens und der Beleuchtungseffecte Vortheil ziehen und sie einem Forschritt des dramatischen Schaffens dienstbar machen.

Rudolf von Gottschall.

Zur Urgeschichte.

Aus der dunkeln Nacht, die, noch ist's nicht lange her, die Urzeit menschlicher Geschichte überschattete, ist zuerst, wie von Dämmerlicht umflossen, dann aber in immer schärfern Umrissen, der «vorgeschichtliche Mensch» emporgetaucht. Heute ist er eine Thatsache, die keine Zweifelsucht mehr hinwegzuleugnen vermag. Seit einer Reihe von Jahren sind auf den verschiedensten Punkten des Erdballs eigene Gesellschaften entstanden mit dem alleinigen Zweck, zu spähen nach jedweder Spur der vorgeschichtlichen Vergangenheit unsers Geschlechts, zur Erforschung der Zustände der «Urzeit». Ein reiches Material, das täglich sich vermehrt, war der Lohn dieser Bestrebungen. Dank den verschiedenen Gesellschaften für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, welche die verdienstlichen Leistungen der Einzelforscher in sich aufnahmen und verarbeiteten, sind wir gegenwärtig über manche Perioden der vorgeschichtlichen Zeit beinahe besser unterrichtet als über einzelne Geschichtsperioden einzelner Völker und Stämme.

Mit diesen Worten wurde die im Jahre 1874 erschienene erste Auflage eines Werks eingeleitet, welches unter dem Titel:

1. Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwickelung des Menschengeschlechts. Für Gebildete aller Stände. Ursprünglich herausgegeben von Wilhelm Baer. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von Friedrich von Hellwald. Mit über 500 in den Text gedruckten Illustrationen und 6 Tonbildern. Leipzig, Spamer. 1880. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

soeben in einer neuen Auflage erschienen ist, auf die jene Worte in noch ausgedehnterm Maße sich anwenden lassen, da ungeachtet der Kürze der Zeit, die zwischen jener ersten und dieser zweiten Auflage verflossen ist, das Material gerade dieses Forschungsgebiets sich ungemein vermehrt hat.

Als die mosaische Schöpfungsgeschichte noch für unantastbar gehalten und jede Spur einer vorzeitlichen Ueberflutung des Erdballs an Stellen, welche wir als Festland kennen, nur einer allgemeinen „Sündflut" untergeordnet wurde, da konnte es geschehen, daß der in den öninger Süßwasserkalkschichten aufgefundene Scheuchzer'sche „Homo diluvii testis" (1726), den man später als einen Riesensalamander erkannte, als Opfer der Noahschen Flut angestaunt wurde. Es war dies entsprechend dem wissenschaftlichen Standpunkte der damaligen Zeit. Als einige Menschenalter später (1814) auf Guadeloupe Menschenreste in Kalkstein gefunden wurden, die nicht weniger Aufsehen erregten, da fingen die Ansichten schon an sich zu läutern, indem man bald erkannte, daß an der Fundstätte von Guadeloupe sich jugendliche Kalklager befinden, wohl geeignet, Menschenreste neuen Datums zu umschließen. Hiernach blieb aber die Frage nach dem vorgeschichtlichen Menschen um so mehr beanstandet. Erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, als im Züricher See unfern Meilen (1854) die ersten Pfahlbauten und beim Steinbruchsbetriebe im Neanderthal unfern Düsseldorf (1856) in einer erschlossenen Höhle die Knochenreste eines Menschen gefunden wurden, denen man bald ihren fossilen Zustand, ihr vorgeschichtliches Alter zugestehen mußte, da wurde jener Frage ernstliche Aufmerksamkeit geschenkt. Waren auch bereits in den Jahren 1826—28 in Frankreich durch Christol und Tournal mit Resten von ausgestorbenen Thieren Bruchstücke alter Geräthschaften aus Menschenhand zusammen gefunden worden, und hatte sogar der belgische Forscher Schmerling in den Jahren 1833 und 1834 in verschiedenen Höhlen der Gegend von Lüttich Menschenreste und menschliche alte Steinwerkzeuge zusammen mit Resten ausgestorbener Dickhäuter aufgedeckt: so hatte man doch noch nicht sich entschließen können, den fossilen oder vorgeschichtlichen Menschen wirklich gelten zu lassen, und zwar hauptsächlich in Rücksicht auf die von dem großen Forscher Cuvier geäußerte Ansicht (1810), daß das Menschengeschlecht wahrscheinlich erst nach der Zeit jener ausgestorbenen Thiere den Schauplatz der Erde betreten habe. Auch die Funde von Menschenresten nebst Pfeilspitzen und Messern von Feuerstein unter Knochen von ausgestorbenen Thieren in der Kentshöhle bei Torquay durch Godwin Austen im Jahre 1842, denen ähnliche in den Kiesschichten des Seine-, Somme-, Saône- und Oisethals in Frankreich und andere in verschiedenen Thälern von England sich anreihten, und weiter der Fund von Menschenresten in einem vulkanischen Tuff in der Nähe von Le Puy-en-Vlay in Mittelfrankreich durch Aymard (1844) wurden angezweifelt, bis endlich im Jahre 1856 der wissenschaftliche Congreß von Frankreich sich an Ort und Stelle von diesem Fund überzeugte und noch Reste der Höhlenhyäne und des Flußpferdes in gleichartigen Tuffblöcken nachgewiesen, auch in dem das Bornethal erfüllenden Alluvium, unter welches jene vulkanischen Tuffgebilde hinabreichen, noch Elefanten- und Rhinocerosreste entdeckt wurden, während überhaupt feststand, daß die dortigen Vulkanausbrüche der vorhistorischen Zeit angehören. Von da an wagte man von fossilen Menschenresten zu reden und öffentlich zu berichten, mochten auch in der sogenannten wissenschaftlichen Welt immerhin noch Zweifel hier und da auftauchen.

So war der Stand auf diesem Forschungsgebiet, als jene ersten Pfahlbaureste aufgedeckt und der Fund in der Neanderthaler Höhle gemacht wurde. Nunmehr wurde aber der vorgeschichtliche Mensch rasch zur Thatsache, und von da an entwickelte sich in ungemeiner Regsamkeit eine zugleich sehr erfolgreiche Thätigkeit in Erforschung der Urgeschichte des Menschengeschlechts, worüber in gemeinverständlicher Weise zu berichten das oben angezeigte Werk sich zur Aufgabe gestellt hat.

Ist es nun auch noch keineswegs gelungen, hinsichtlich der Entwickelung des Menschengeschlechts etwas Weiteres bisjetzt wirklich zur Thatsache zu erheben, als daß der vorgeschichtliche Europäer, dessen Gebeine mit dem Mammuth, dem Höhlenbären, der Höhlenhyäne u. s. w. zusammen gefunden werden, wahrscheinlich von Körper ein Mensch war wie wir, von Geist und Gemüth ein Kind, von Gesittung nach unsern Begriffen ein Wilder, wie solches seine Waffen, sein Schmuck und seine sonstigen Geräthschaften an die Hand geben, und waren auch bisjetzt alle Bemühungen vergeblich, über das erste Auftreten des Menschengeschlechts, sowol der Zeit als dem Orte nach, zu einem entschiedenen Abschluß zu gelangen: so ist gleichwol die betreffende Forschung durch zahlreiche Erfolge in anderer Richtung in überraschender Weise ungemein belohnt worden. War doch Professor Ferdinand von Hochstetter in Wien, dem wir aus neuerer Zeit auch treffliche Forschungen über Neuseeland und dessen Bewohner verdanken, schon im Jahre 1863 im Stande, in dem Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien einen eingehenden Vortrag über den Charakter, die Verbreitung und das Alter von Pfahlbauten und, auf Grund der in denselben gefundenen Kunstproducte und Ueberreste aus dem Thier- und Pflanzenreiche, über die Lebensweise ihrer Bewohner zu erstatten und zugleich zu zeigen, daß in den von nordischen Gelehrten aufgestellten Rahmen eines Dreiperiodensystems, nämlich einer Steinzeit, einer Bronzezeit und einer Eisenzeit, die mannichfachen anderortigen Wahrnehmungen sich nicht gut einfügen lassen. Wenn gleichwol in der ersten Auflage des obenerwähnten Buchs dieses System aus Gründen, welche dem Herausgeber damals noch als beachtenswerth erschienen sind, noch beibehalten wurde: so liefert dagegen nunmehr die zweite, völlig umgearbeitete Auflage desselben genügenden Beweis, daß dieses System nicht haltbar ist*), im übrigen aber auch zahlreiche Belege dafür, daß das Werk in seinen Aufzeichnungen über die bezüglichen neuern Forschungen dem Neuen überhaupt Rechnung zu tragen weiß.

In der That ist die vorliegende zweite Auflage des Werks eine gänzlich umgestaltete und zugleich ganz außerordentlich vermehrte. In 25 Abschnitten, deren jeder für sich als selbständige Abhandlung betrachtet werden kann, was dem Leser keine zu unterschätzende Annehmlichkeit bietet, bespricht das Werk, mit dem wahrscheinlichen Urzustande des Erdballs beginnend, die verschiedenen Versuche der Altersbestimmung des Menschengeschlechts; die Abstammung und Urheimat desselben; die wahrscheinlichen gesellschaftlichen Zustände der menschlichen Urzeit; die ersten Anläufe der urgeschichtlichen Forschungen; die ältesten Zeugnisse vom vorgeschichtlichen Menschen; die frühern Annahmen vorgeschichtlicher Zeitalter; die prähistorische Ethnologie der sogenannten Alten Welt; die Alterthümer der verschiedenen Ländergebiete; die Höhlenfunde, Gräberfunde, Pfahlbaufunde; die dänischen Muschelhügelfunde und Moorfunde; die Schwemmlandfunde; überhaupt die Funde von Alterthümern, sodaß unter anderm auch die Schliemann'schen Ausgrabungen geeignete Rücksichtnahme finden, indem dabei in den Text eingedruckte Illustrationen (300) und mehrere Tonbilder (6) zur Veranschaulichung einzelner Gegenstände und deren Besprechung dienen.

Daß hierbei auch des Hypothetischen manches mit vorgeführt wird, ist nach der Natur der Sache nicht anders zu erwarten. Denn wer wäre wol im Stande, z. B. über den Urzustand der Erde und über die Entwickelung des Pflanzen- und Thierlebens auf derselben, bei aller Wahrscheinlichkeit, welche für die eine oder andere Ansicht sprechen mag, mehr als bloße Hypothese zu geben? Dies darf indeß nicht abschrecken, vielleicht sogar der eigenen Ansicht entgegenstehende Meinungen zu hören, um danach auch wol weiterm eigenen Nachdenken sich hinzugeben, während dem wirklichen Forscher jede neue Ansicht neuen Stoff zur Prüfung des bereits Vorhandenen und somit, je nach Umständen, auch Veranlassung zur Berichtigung des Alten bietet. Stetiges Fortschreiten ist ja das Höchste der Weltgesetze, das, wie das Werden im Raume, so das Walten in der Zeit beherrscht, das, wie das physische Leben, so das geistige umfaßt. Kein Wunder daher, wenn so manches, was vielleicht heute für wahrscheinlich gehalten wird, nach einer neuen Entdeckung als irrig aufgegeben werden muß. Hoffen wir sogar, daß, wie wir gegenwärtig das oben angezeigte Buch freudig begrüßen, die Zukunft uns noch manch Neues bringen möge, geeignet zur Klärung des Vorhandenen und zur Berichtigung des daran haftenden Irrigen.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, vermag Referent das angegebene, mit großem Fleiß bearbeitete und zugleich gut ausgestattete G. von Hellwald'sche Werk der Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Stände bestens zu empfehlen.

„Obwol populär in der Fassung, wendet es sich in erster Reihe an alle Durchforscher der Ur- und Vorzeit, sowie an die Freunde der Archäologie, welchen es den dermaligen Standpunkt zu vermitteln strebt. Seinem Gehalt nach darf es wol auch auf die Beachtung der Fachmänner rechnen."

Der Text des Werks mit eingedruckten Illustrationen umfaßt 702 große Octavseiten (die erste Auflage war auf 566 Seiten beschränkt); eine Inhaltsübersicht von 4 Seiten und ein Register von 6 dreispaltigen Seiten erleichtern das Aufsuchen der einzelnen Gegenstände.

*) In Frankreich kann man sich von dem Dreiperiodensystem noch immer nicht recht trennen.

Die vor kurzem erschienene kleine Schrift:

2. Die Fortschritte der Urgeschichte. Nr. 5. 1878—79. Mit Sachregister über Nr. 1—5. 1871—79. (Separatausgabe aus der Vierteljahrs-Revue der Naturwissenschaften von H. J. Klein.) Leipzig, Mayer. 1880. 8. 2 M.

gewährt einen erwünschten Anschluß an ihre vier Vorgängerinnen, denen sie durch ein gemeinsames Register noch besonders verbunden worden ist, mit denselben eine zusammenhängende Aufzeichnung der wichtigsten Ermittelungen in dem reichhaltigen Forschungsgebiete der Urgeschichte bildend. Das bescheidene Büchelchen liefert in der That recht treuen Bericht über das Wichtigste der urgeschichtlichen Forschungen in den letzten Jahren, indem es davon auch recht Rühmliches mitzutheilen in der Lage ist, und gewährt daher in seiner Kürze und Bündigkeit jedem, dem daran liegt, ein erwünschtes Mittel, in dem Kreise jener Forschungen sich auf dem Laufenden zu erhalten. Durch seine Vorläufer ohne weiteres als Fortschrittsbüchlein empfohlen, bedarf dasselbe keiner besondern weitern Empfehlung. Vielmehr glaubt Referent sich auf Aussprechung des Wunsches beschränken zu dürfen, daß dem wackern Herausgeber beschieden sein möge, der Verbreitung des naturwissenschaftlichen Fortschritts in gleicher Weise wie bisher auch ferner sich thatkräftig zuwenden zu können.

Zur Rechtschreibungsfrage.

1. Ueber die preußische Schulorthographie. Vortrag, gehalten am 13. März 1880 im Bonner Bildungsverein. Von W. Wilmanns. Köln, Du Mont-Schauberg. 1880. Gr. 8. 30 Pf.
2. Die „neue" Orthographie. Vortrag, am 1. April 1880 im Rudolstädter Gewerbeverein gehalten von B. Haushalter. Rudolstadt. 1880. 8. 50 Pf.
3. Protest gegen die neue Reichs-Orthographie aus Anlaß der: „Geschichte und Gesetze der Deutschen Rechtschreibung von Hans von Wolzogen" von Einem aus dem Volke. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 8. 50 Pf.
4. Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Konrad Duden. Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1880. 8. 1 M.

Die Leser d. Bl. erinnern sich wol, daß ich erst vor ganz kurzer Zeit hier zwölf orthographische Schriften angezeigt habe. Die sich anschließenden, im Vorstehenden nach ihren Titeln buchstäblich genau angeführten Schriften und einige im Verlauf noch zu erwähnende deuten darauf hin, daß die orthographische Frage durchaus noch nicht von der Tagesordnung verschwunden ist und voraussichtlich auch zunächst nicht davon verschwinden wird, und noch entschiedener spricht dafür der Umstand, daß am 1. October d. J. in dem Verlage von Wilhelm Werther in Rostock eine eigene „Zeitschrift für Orthographie, Centralorgan für die orthographische Bewegung im In- und Ausland, herausgegeben von Wilhelm Vietor, Wiesbaden", ins Leben tritt.

Der Prospect liegt mir — wenigstens im Entwurf — vor, und ich glaube, dem sich für diese Frage interessirenden Theil der Leser und zugleich der neu zu begründenden Zeitschrift zu dienen, wenn ich aus demselben den auf die deutsche Rechtschreibung bezüglichen Theil hier hersetze, mir nur zu einem einzigen Punkt einige kurze Bemerkungen am Schluß vorbehaltend, die auch in der Probenummer der neuen Zeitschrift ihre Stelle finden werden:

Bis vor kurzem galt die orthographische Frage für eine mit der Sprachwissenschaft in losem Zusammenhange stehende Angelegenheit der Schule. Das große Publikum sah die durch die letztere überlieferte Orthographie als etwas Selbstverständliches und Unabänderliches an; die Sprachgelehrten fügten sich, wenn auch in der Theorie meist Anhänger der historischen Schreibung, in der Regel dem allgemeinen Gebrauch. Es war der im Januar 1876 zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung nach Berlin berufenen Conferenz hervorragender Fachmänner (Rauмer, Wilmanns, Scherer, Bartsch, Klix, Höpfner, Kuhn, Imelmann, Frommann, Duden, Kraz, Sanders, Töche, Bertram) vorbehalten, auch der Schule ferner stehende Kreise nachhaltig für die orthographische Frage zu erwärmen. Die im Auftrage des preußischen Unterrichtsministers veröffentlichten Verhandlungen der Conferenz fanden in Zeitungsartikeln und Broschüren die lebhafteste Erörterung. Noch in demselben Jahre bildete sich auf Anregung von F. W. Fricke der Allgemeine Verein für vereinfachte Schreibung. Ein auf Veranlassung von Daniel Sanders 1879 herausgegebenes „Orthographisches Hülfsbuch als Norm für Schriftsetzer und Druckberichtiger" wurde in kurzer Zeit von Hunderten von Firmen adoptirt. Fast gleichzeitig erschienen in Oesterreich und Baiern und ein halbes Jahr später in Preußen die amtlichen „Regeln und Wörterverzeichnisse für die deutsche Rechtschreibung" zum Schulgebrauch. Ist hierdurch nun auch wenigstens die Schulorthographie in den genannten drei Staaten fürs erste geregelt, so herrscht doch bezüglich der Durchführung der angebahnten Reform noch ein wirres Durcheinander verschiedenartiger Ansichten und Bestrebungen und die allerseits gewünschte Einheit steht noch immer in der Ferne. Durch die Gründung eines unparteiischen Centralorgans für Orthographie hoffen die unterzeichnete Redaction und Verlagsbuchhandlung zur Orientirung und Vermittelung erfolgreich beitragen und der deutschen Rechtschreibungsangelegenheit nicht unwesentliche Dienste leisten zu können. ... Der Inhalt jeder Nummer wird in zwei Abtheilungen: „Deutschland", „Ausland und Internationales", zerfallen, von denen die erstere selbstverständlich den größern Raum zu beanspruchen hat. Den Hauptinhalt jeder Abtheilung sollen größere und kleinere Artikel über orthographische und damit zusammenhängende orthoepische, lautphysiologische und linguistische Themata bilden. Für die deutsche Abtheilung kommen außer den Principienfragen: Gehenlassen, Regulirung oder Reform — historische oder phonetische Reform u. s. w. — besonders etwa die folgenden Fragen in Betracht: Fractur oder Antiqua — Media oder Tenuis im Auslaut — Quantitätsbezeichnung (Bezeichnung der Länge oder der

Kürze — Vocal- und Consonantenverdoppelung — Dehnungsbuchstaben, insbesondere des Dehnungs-h, oder Dehnungszeichen, insbesondere Länge-Strich, Circumflex oder Akut u. s. w.) — Schreibung der Diphthonge, insbesondere ei (ai) und eu (äu) — Schreibung der Umlaute ä, ö, ü — ä und e — i, y und ü — f, v und ph — Bezeichnung der S-Laute (ſ, s, ß, ſſ, ſ, s, ß, ss, ſſ u. s. w. — sch — das j in Journal — c, z und ts — c, ch, k, ck, ce, kk —, die G-Frage, insbesondere g=k oder ch im Auslaut — ch (Ich- und Ach-Laut) — n und ng u. s. w.

Es kann mir natürlich nicht einfallen, auf alle in der vorstehenden Ankündigung angeregten oder damit in Verbindung stehenden Punkte hier einzugehen. Dies kann nicht in einem oder in einigen Aufsätzen geschehen, sondern soll ja eben — von verschiedenen Gesichtspunkten aus — den Inhalt der neu zu begründenden Zeitschrift bilden; aber wenigstens auf einen Hauptpunkt glaube ich hier in einigen schon oben vorbehaltenen Bemerkungen hinweisen zu müssen.

Alle diejenigen, welche mit den einschlägigen Fragen zur Genüge bekannt und vertraut sind, können sich theoretisch, d. h. wenn sie von den thatsächlich gegebenen Verhältnissen absehen wollen, vielleicht über viele, ja über die meisten Fragen einigen; aber damit sind sie praktisch noch weit vom Ziel entfernt, da ja nirgends tabula rasa vorliegt und das Bestehende nicht blos Berücksichtigung verdient, sondern auch unabweisbar und gebieterisch erheischt. So ist z. B. gleich die erste der im Prospect namhaft gemachten besondern Fragen: Fractur oder Antiqua? vom internationalen Standpunkt aus gestellt; aber nicht vom höchsten, denn aus diesem wäre offenbar das theoretische Ideal eine einheitliche Schrift für alle Sprachen der Welt in der Weise, daß für jeden in irgendeiner Sprache vorkommenden Laut ein einziges bestimmtes Zeichen vorhanden wäre, welchem andererseits ebenso ausschließlich auch nur dieser einzige Laut entspräche, sodaß — wenn ebenso noch für alle irgend vorkommenden Betonungsverhältnisse feste und unzweideutige Bezeichnungen hinzukommen — jeder mit der Schrift vollständig Bekannte, auch ohne Kenntniß der betreffenden Sprache, alles Gehörte richtig niederzuschreiben und alles Geschriebene richtig zu lesen im Stande wäre.

Gäbe es nun bereits eine derartige, und zwar allgemein anerkannte Universalschrift, und wäre die Frage, ob alle sich bereits in dem Besitz eines ausgebreiteten Schriftthums befindenden Völker dieselbe, unter Aufgabe ihrer bisherigen Schreibweise, gleichzeitig annehmen und innerhalb eines bestimmten Zeitraums bei sich ein- und durchführen könnten und wollten, so würden allerdings auch dann noch eine Menge einzelner Fragen die eingehendste Erwägung und sorgfältigste Berücksichtigung verlangen; aber die bei den einzelnen Völkern sich geltend machenden Bedenken gegen den Bruch mit der bisherigen im Volksbewußtsein wurzelnden Uebung und mit der vorangegangenen Entwickelung und Geschichte des Schriftthums fänden doch ein ganz anderes und ausschlaggebenderes Gegengewicht, als wenn man jetzt einfach die Frage stellt: Fractur oder Antiqua? — ohne daß man im geringsten daran denkt oder auch nur denken kann, die Alphabete z. B. im Griechischen, in den slawischen, in den orientalischen Sprachen durch die Antiqua zu ersetzen, und ohne daß auch in den übereinstimmend mit lateinischen Lettern geschriebenen Sprachen dieselben Zeichen denselben Lautwerth haben.

Ich begreife es vollkommen, daß viele Sprachgelehrte nicht den geringsten Anstoß darin finden, wenn ihnen etwas in deutscher Sprache Geschriebenes oder Gedrucktes mit lateinischen Buchstaben vors Auge tritt; aber diejenigen darunter, die daraus den Schluß ziehen, die Vertauschung der Fractur mit der Antiqua sei überhaupt unbedenklich, sollten doch vorher Umschau und Umfrage halten in weiten Kreisen des deutschen Volks, namentlich bei denen, welche keine gelehrte Bildung genossen haben und nicht mit fremden Sprachen vertraut sind, ob es auch diesen ebenso unbedenklich erscheint, wenn ihnen ihre Bibel, ihr Gesangbuch, ihr Katechismus, ihr Kalender, ihre Zeitung und ihre Unterhaltungsschriften statt in der ihnen lieben und vertrauten deutschen Schrift künftig in lateinischer geboten werden sollten. Aus diesen breiten und weiten Kreisen des Volks würde dem Fragenden gewiß ein einstimmiges Nein entgegenschallen.

Diese unleugbare Thatsache sollte meines Ermessens für die praktische Regelung unserer Rechtschreibung die Frage, ob Fractur oder Antiqua? von der Tagesordnung fern halten; damit will ich aber natürlich sie durchaus nicht von der theoretischen Erörterung ausgeschlossen wissen; nur möchte ich sie, wie gesagt, erweitert und aus einem umfassendern Gesichtspunkt behandelt sehen, in der Frage nämlich nach einer allgemeinen Schrift für alle Sprachen oder wenigstens für alle Culturſprachen.

Daß ich aus dem Prospect der neuen „Zeitschrift für Orthographie“ die erwähnte Frage besonders hervorgehoben habe, beruht nicht blos darauf, daß dieselbe dort an die Spitze gestellt ist, sondern ich hatte dazu, wie ich nicht verhehlen will, auch noch einen persönlichen Beweggrund.

Die in Klausenburg von den dortigen Universitätsprofessoren Dr. Sam. Brassai und Dr. Hugo von Meltzl herausgegebene polyglotte „Zeitschrift für vergleichende Literatur“ („Acta Comparationis Litterarum Universarum“) brachte in der Ende März dieses Jahres erschienenen Nr. 6 von dem zuletzt Genannten einen Aufsatz, der meinen Bestrebungen für die neuhochdeutsche Sprache eine mich beschämende Anerkennung zollt. In diesem Aufsatz ist auch kurz von meinen orthographischen Schriften die Rede. Es heißt darüber:

> Sie gewähren einen einblick in diese leider all zu conservativen, weil die mittelalterlichen mönchsfratzen für die allgemein europäische und solidarisch modellmässige antiqua eintauschenden bestrebungen. Freilich ist nicht Sanders schuld. Er kennt sein publikum und weiss, was man ihm zu bieten hat, um seinen horizont nicht zu überschreiten.

Dieser Aufsatz ist jetzt nun aber auch in die „Fontes

Comparationis Litterarum Universarum" übergegangen, und zwar vermehrt um ein „Nachwort über Minuskel und Antiqua", von dem ich wenigstens das Motto und den Schluß herſetzen will. Jenes lautet:

Die frage der minuskel nnd der antiqua in der wiſſenſchaftlichen litteratur Deutſchlands iſt keine deutſch-nationale, ſondern lediglich eine europäiſch-weltlitterariſche ſache.

Der Schluß aber heißt:

Die geſammte orthographiſche revolution Deutſchlands läßt ſich unſeres beſcheidenen ermeſſens nur allein mit folgendem grundſatz bändigen: möglichſte conſervirung des hiſtoriſch gewordenen; alſo auch beibehaltung der antiqua nnd minuskel des hnmaniſtiſchen zeitalters an ihrem orte; durchführung der frakturſchrift nnd majuskel an ihrem orte.

Auf die Darlegung der ſehr nahe liegenden Einwendungen, welche ſich gegen die in dem Motto ausgeſprochene Auffaſſung meines Bedünkens gleichſam von ſelbſt ergeben, verzichte ich um ſo eher, als ich mich mit dem Schlußergebniß zufrieden erklären kann, wenn damit eben nur im internationalen Verkehr der Antiqua nnd der Minuskel eine gewiſſe Berechtigung zugeſprochen werden ſoll; dagegen halte ich es für geboten, hier aus- nnd nachdrücklich hervorzuheben, daß ich bei all meinen orthographiſchen Schriften, Aufſätzen nnd Vorſchlägen immer nur das eine, praktiſche Ziel im Auge gehabt habe nnd noch habe, an meinem beſcheidenen Theile mit zu einer möglichſt feſten einheitlichen Rechtſchreibnng für Alldeutſchland beizutragen, daß ich dagegen einerſeits die Rückſicht auf die nicht deutſch redenden Völker nicht als maßgebend habe anſehen können nnd wollen, nnd daß ich auch andererſeits mich nicht auf einzelne Kreiſe nnd Schichten Alldeutſchlands beſchränkt habe nnd beſchränke. So wollte nnd will ich namentlich keine Rechtſchreibnng blos für die Schulen, im Widerſtreit mit dem außer den Schulen Ueblichen, noch weniger wollte nnd will ich eine Orthographie für die Schulen eines Einzelſtaats, heiße derſelbe nun Oeſterreich, Baiern oder Preußen. Das Ziel, nach dem ich geſtrebt habe nnd ſtrebe, iſt vielmehr eine gleichmäßig das Leben wie die Schule nnd überhaupt möglichſt alle Kreiſe nnd Schichten Alldeutſchlands umfaſſende einheitliche Feſtſtellung unſerer Rechtſchreibung, nnd nach dieſem Ziele ſehnt ſich nnd ſtrebt, ſoviel ich ſehe, nicht minder die große Geſammtheit, ohne freilich über alles Einzelne ſchon in vollſtändiger Klarheit nnd Uebereinſtimmung zu ſein, doch durchdrnngen von der nnabweislichen Nothwendigkeit, unter Feſthaltnng des übereinſtimmend im allgemeinen Gebrauch Feſtſtehenden, auch über das noch Schwankende oder in neueſter Zeit ins Schwanken Gebrachte zu einer übereinſtimmenden einheitlichen Feſtſtellung zu gelangen.

Was die große Geſammtheit bei der Zwangseinführnng der preußiſchen Schulorthographie ſo übel nnd als Vergewaltigung empfindet, iſt eben, daß man als Ausgangspunkt nnd Richtſchnur der Feſtſtellung nicht den übereinſtimmenden Schreibgebrauch aller Gebildeten gewählt hat, ſondern die zur Zeit in den die Schulen leitenden Kreiſen vorherrſchende Richtung der reinen Phonetiker, welche die vor einigen Jahrzehnten vorwaltende Strömung der reinen Hiſtoriker abgelöſt hat, nnd daß man nicht naturgemäß die Regeln der Schule in Uebereinſtimmung mit dem Leben ſetzen will, ſondern umgekehrt verlangt, das Leben ſolle ſich nach den derzeitigen Vorſchriften der Schule richten nnd modeln, von denen man doch mit Sicherheit fühlt oder erkennt, daß ſie keinen wirklichen, eine längere Zeit hindnrch dauernden Abſchluß bilden können; denn ſie räumen auf Koſten des bisherigen Gebrauchs nur willkürlich hier nnd da den Forderungen der reinen Phonetiker einen etwas weitern Spielraum ein, führen aber keineswegs das phonetiſche Princip durch, welches nun von dem gewonnenen Boden aus ſich immer weiter nnd weiter auszudehnen ſtreben wird nnd muß.

Wir haben alſo, wie ich ſchon mehrfach ausgeſprochen habe, ſtatt der erſehnten nnd erhofften einheitlichen Feſtſtellung unſerer Rechtſchreibnng zur Zeit mindeſtens ſechs verſchiedene Orthographien: die auch in den maßgebenden Kreiſen des Deutſchen Reichs als geltend anerkannte der Preſſe nnd der Gebildeten überhanpt, nnd ferner fünf amtliche Schulorthographien: eine würtembergiſche, eine ſchweizeriſche, eine öſterreichiſche, eine bairiſche nnd eine preußiſche, nnd dazu noch die Ausſicht auf fortwährende weitere Erſchütternngen nnd Schwankungen.

Dieſe Zuſtände wären in der That troſtlos, wenn nicht die ſechs genannten Orthographien in den meiſten nnd weſentlichſten Fällen ſich doch noch immer mehr oder minder in Uebereinſtimmung befänden, nnd wenn man nicht der Ueberzeugnng leben dürfte, daß die Kraft des deutſchen Geiſtes nnd der Wille des deutſchen Volks, zumal in Uebereinſtimmung mit den leitenden Kreiſen des Reichs, den augenblicklichen Zuſtänden des Zwieſpalts nnd der Verwirrung nm ſo eher ein Ende machen werde, je nnhaltbarer ſie ſind nnd je lebendiger ſich das Einheitsgefühl im deutſchen Volke regt nnd geltend zu machen ſtrebt.

Was nnn die in der Ueberſchrift genannten orthographiſchen Schriften betrifft, ſo bedarf es nach allem bereits über die Frage Mitgetheilten auf die unter Nr. 1 nnd 2 namhaft gemachten keines weitern Eingehens; nur muß in der Wilmanns'ſchen Schrift (Nr. 1) ein chronologiſcher Irrthum berichtigt werden. Wenn es dort heißt:

Eben hatte man in Baiern in der vorhin bezeichneten Weiſe für die Schulen zu ſorgen geſucht, da nnternahm es die Firma Breitkopf nnd Härtel in Leipzig, die Druckereien zu einer einheitlichen deutſchen Orthographie zu verbinden —

ſo entſpricht dieſe Darſtellung dem wirklichen Sachverhalt nicht; vielmehr war umgekehrt die genannte Firma mit ihrem Unternehmen früher hervorgetreten als die bairiſche Regiernng mit ihrer Schulorthographie, nnd danach iſt denn auch der Satz auf der folgenden Seite zu berichtigen:

Der Verſuch der leipziger Firma verdient an nnd für ſich Anerkennnng nnd Lob. Aber er war zu nngünſtiger Zeit nnternommen, nnmittelbar nachdem (?!) von anderer Seite ein entſcheidender Schritt gethan war.

Der „Protest gegen die neue Reichs-Orthographie“ (Nr. 3) empfiehlt an Stelle derselben die Fricke'sche Schreibweise*), der ich bereits bei frühern Gelegenheiten die Anerkennung gezollt, daß sie, theoretisch betrachtet, auf einem wohldurchdachten System beruht, wobei ich freilich gleich hinzufügen mußte, daß sie für die praktische Orthographiereform bei ihrer durchgreifenden Abweichung von dem Bestehenden schwerlich mit in Betracht kommen könne.

Im Gegensatz zu dem „Protest“ stellt sich das „Vollständige orthographische Wörterbuch“ von Duden (Nr. 4) ganz auf den Standpunkt der preußischen Schulorthographie — nicht als ob dies wirklich auch der Standpunkt des Verfassers sei, der darin für seine bekannte „Zukunftsorthographie“ eben nur eine willkommene Abschlagszahlung erblicken will und in dem Vorwort von der amtlichen „preußischen Orthographie“ **) bekennt:

Diese ist zwar nichts weniger als das Ideal des Verfassers; aber von allen Orthographien, die für den Augenblick möglich sind, ist sie die beste —

mit dem beachtenswerthen und kaum misdeutbaren Zusatz am Schluß des Vorworts:

Wir halten es keineswegs für ausgeschlossen, daß auch in der Folge noch Veränderungen, deren Richtigkeit und Zweckmäßigkeit auf dem Wege wissenschaftlicher Erörterung einleuchtend gemacht worden ist, in die amtliche Rechtschreibung Aufnahme finden.

Außerdem hat der Verfasser nicht umhin gekonnt, auf einzelne innere Widersprüche der preußischen Schulorthographie hinzuweisen und Abweichungen von derselben wenigstens als zulässig zu bezeichnen; aber freilich ist ihm dabei nach dem einmal eingenommenen Standpunkte die amtliche Autorität überall unantastbare suprema lex; z. B. eine im „amtlichen Wörterverzeichniß“ aufgeführte Schreibweise steht im Widersprnch gegen die „amtliche Regel“, sie ist also eigentlich unrichtig; aber sie ist doch richtig, warum? Sie steht so im „amtlichen Wörterverzeichniß“.

Bei dieser strengen Unterordnung unter die preußische Schulorthographie könnte vielleicht manchem, der sich derselben fügen will oder muß, die Duden'sche Schrift überflüssig erscheinen; aber hier lehrt das Vorwort andererseits ganz richtig und zutreffend, obgleich durchaus nicht schmeichelhaft für die amtliche Ausarbeitung, diese bedürfe zu ihrer Ergänzung nicht nur einer Schrift wie der Duden'schen, sondern auch noch eines Commentars:

Ueberdies — heißt es da — sind die Regeln, wie die in der öffentlichen Discussion hervorgetretene verschiedene und mehrfach irrige Auffassung einzelner unter denselben dargethan hat, keineswegs alle so leicht verständlich, daß jeder, der correct schreiben will, sicher sein könnte, auf diesem Wege allemal das Richtige zu finden.

*) Vgl. „Die Orthographie nach den im Bau der deutschen Sprache liegenden Gesetzen in wissenschaftlicher, pädagogischer und praktischer Beziehung dargestellt von F. W. Fricke“ (Bremen 1877), und „Die Reichsorthographie. Zur Orientirung in dem Streite über Möglichkeit und Nützlichkeit einer einfachen Rechtschreibung von F. W. Fricke“ (Wiesbaden 1880).

**) Richtig hieße es vielmehr: der amtlichen preußischen Schulorthographie, da sie bekanntermaßen auch in Preußen amtlich außerhalb der Schule durchaus nicht anerkannt ist. Noch weniger zutreffend freilich ist die in dem „Protest“ (Nr. 3) gewählte Bezeichnung „Neue Reichs-Orthographie“.

Der Ausarbeitung dieses — soviel ich weiß, bisjetzt noch nicht erschienenen — Commentars hat sich, wol als der Berufenste dazu, Professor Wilmanns unterzogen, und Duden hat dessen Commentar schon vor dem Erscheinen benutzen können. „Amtliche Autorität haben freilich“ (wie Duden bemerkt) „beide Bücher nicht.“ Ob eine solche vielleicht dem in der Anmerkung*) genannten, in demselben Verlage wie die amtliche Schulorthographie erschienenen Buche von Gemß innewohnt, weiß ich nicht, da ich dasselbe bisher überhaupt nur aus der Buchhändleranzeige kenne.

Soll nun noch ein Urtheil über die Duden'sche Arbeit abgegeben werden, so kann man natürlich gerechtermaßen dem Verfasser nichts zum Vorwurf machen, was sich nun einmal aus seinem, oder vielmehr aus dem von ihm in diesem Buche eingenommenen Standpunkt ergibt. Von solchen Büchern gilt für diese Fälle das Wort: „Sint ut sunt aut non sint!“ Es mag z. B. manchem befremdlich erscheinen, wenn er unmittelbar hintereinander zwei Wörter verzeichnet findet: „vertieren (Tier werden), vertieren (wenden)“; aber dies war nun einmal unvermeidlich nach der preußischen Schulorthographie, nach welcher in Thier und den Ableitungen das h nach dem t getilgt, und in dem Fremdwort vertiren das hochtonige i in ie verwandelt werden muß. Auch dafür trifft den Verfasser kein Vorwurf, daß gleich im Anfange sich findet: 5 Stück a 10 Pfennig, statt à, da die amtliche Orthographie die Accente in französischen Wörtern, außer dem accent aigu auf dem e am Schluß eines Wortes, tilgt; dagegen kann sich der Verfasser nicht mit der amtlichen Autorität decken, sondern muß die Verantwortung auf die eigene Schulter nehmen, wenn er für das französische pièce an erster Stelle die Schreibweise „Piesse“ aufstellt, und ferner trifft nur den Verfasser die Schuld, wenn man vergeblich Belehrung darüber sucht, wie z. B. die französischen Wörter curé (m.), curée (f.) im Deutschen zu schreiben sind.

Es würde aber zu viel Raum in Anspruch nehmen, wenn ich alle die Unvollständigkeiten, Ungenauigkeiten und Irrthümer mittheilen und besprechen wollte, die mir in der Duden'schen Arbeit aufgestoßen sind. Ich beschränke mich auf die Anführung des Folgenden, das sich an die dem Wörterbuch vorangestellten „Vorbemerkungen“ knüpft.

Da finden sich in dem Abschnitt „Grammatisches“ zuerst Bemerkungen über „verkürzte Formen von Wörtern, deren Stamm auf einen S-Laut oder sch ausgeht“. Hier ist in Betreff der Conjugation des Präsens Indicat. das für den heutigen Gebrauch der gewöhnlichen Prosa Entscheidende übersehen worden. Für die zweite und dritte Person Singularis ist hier die Ausstoßung des Flexions-e die Regel, sobald der Stammvocal ein anderer wird; sobald er unverändert bleibt, ist für die zweite Person die Bewahrung des Flexions-e das Gewöhnliche, während in der dritten Person das e ebensowol stehen wie wegfallen kann. Z. B

*) Gemß, „Kleines deutsches Wörterbuch für die deutsche Rechtschreibung zum Handgebrauch bearbeitet“ (Berlin, Weidmann).

lauten von (ver)messen die Formen gewöhnlich (mit Uebergang des hervorgehobenen e in i): du, er (ver)mißt, dagegen von (ver)missen (worin das e bleibt): du (ver)missest, er vermisset oder vermißt; ebenso von wachsen: du, er wächst, dagegen von wächsen (mit Wachs versehen): du wächsest, er wächs(e)t, wie von wichsen: du wichsest, er wichs(e)t; vergleiche auch: wissen, du weißt; weißen, du weißest. Allerdings finden sich nun auch einerseits beim Vocalwechsel statt der verkürzten Formen alterthümlich (in der Bibel und in der gehobenen Sprache) zuweilen noch die gedehnten Formen, wie: du issest, vergissest, lässest, er isset, und andererseits in der niedern Volkssprache bei bleibendem Stammvocal auch in der zweiten Person Singularis die harte Verkürzung: du reist statt reisest; du reißt statt reißest; du heißt statt heißest. Hiernach ist bei Duden nicht blos die Regel zu berichtigen, sondern es sind auch die zahlreichen dazu gehörigen Artikel im Wörterbuch umzugestalten. Z. B. müßte es nicht heißen: „lassen; du lässest und läßt, er läßt", sondern vielmehr: du, er läßt (alterthümlich: lässest, lässet), und z. B. nicht: „entmenschen; du entmenschest und entmenscht, er entmenscht", sondern: du entmenschest (nur in der niedern Volkssprache: du entmenscht), er entmenschet.

Beachtenswertherweise führt Duden gegen seine eigene Regel von wachsen nur die Form du wächst (nicht auch: wächsest) auf, sowie unter sehen nur: du siehst, er sieht, ohne die biblisch und in der gehobenen Rede noch immer üblichen gedehnten Formen: du siehest, er siehet, überhaupt zu erwähnen.

Weiter soll nach den grammatischen Vorbemerkungen im Wörterbuch die Flexion der starken und unregelmäßigen Verben angegeben sein. Ueber das hierzu zu Bemerkende kann ich kurz auf das von mir herausgegebene „Wörterbuch der Zeitwörter mit starker oder unregelmäßiger Abwandlung in der heutigen deutschen Schriftsprache" zum Vergleich hinweisen.

Bei den Substantiven ist regelmäßig das Genus, der Genitiv, der Plural und, wo es nützlich schien, die Femininform angegeben, z. B. Zauberer, Zauberin. Im Wörterbuch selbst aber steht richtiger und vollständiger: Zaub(e)rer, der; -s; die Zaub(r)erin; vergleiche auch: Zaud(r)erin, und: Abenteu(r)erin. Leider aber findet in andern entsprechenden Fällen der Nachschlagende keine Auskunft, z. B. bei Bewunderer, Wanderer, Förderer, Beförderer (welches ebenso wie Erleichterer überhaupt fehlt) u. a. m., wofür ich der Kürze halber auf mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" (große Ausgabe) verweise. Auffallend ist, daß Duden verzeichnet: Gau, der und das; dagegen: Rheingau nur als neutral; ferner: Elsaß (Land), das (ohne Erwähnung des masc.), (der) Elsässer, elsässisch (ohne Erwähnung der umlautlosen Form), und: Flunder freilich als Femininum und Maskulinum, aber in beiden Geschlechtern mit dem Plural Flundern, während dem Maskulinum die unveränderte Pluralform gebührt; auch die Diminutivformen zeigen mannichfache Lücken, wie denn z. B. gleich bei dem ersten Substantiv Aal nur Älchen, nicht auch Aalchen aufgeführt ist (vergleiche Belege für letztere Form bei mustergültigen Schriftstellern in meinem „Wörterbuch der deutschen Sprache").

Zu dem über die „Flexion der Eigennamen" Gesagten wäre viel zu bemerken; doch beschränke ich mich hier auf die Hervorhebung zweier besonders auffälliger Einzelheiten, nämlich des Genitivs „Amalies" und der ganz allgemein und ausnahmslos hingestellten Behauptung, „daß ein Genitiv auf ens bei Appellativbegriffen unzulässig ist"; vergleiche dagegen bei Duden selbst im Wörterbuch den Genitiv von Herz, ferner von Friede, Funke, Glaube, Name.

Auffälligerweise fehlen unter den Vornamen gerade manche, die wegen ihrer Orthographie eine Besprechung erheischten, z. B. Fanny, Nanny (vergleiche Betty); Grete (dessen Verkleinerung Gretchen sich freilich noch unter Margarete findet); Louis (wo Louisdor verzeichnet ist; das weibliche Louise fehlt gleichfalls, nur die Form ohne o, Luise, ist aufgenommen). Wir wollen hier gleich den auffälligen Umstand erwähnen, daß öfters abgeleitete Wörter aufgenommen sind, während die Grundwörter fehlen. So stehen z. B. Erzeigung und erzeugbar ohne erzeigen und erzeugen.

Die als besonders nothwendig bezeichnete Angabe des jedesmaligen Genitivs und Plurals bei Fremdwörtern ist doch nicht streng und vollständig durchgeführt (siehe z. B. Brimborium; Cochenille); besonders auffällig aber war es mir, daß z. B. Homeriden nur als Plural aufgeführt ist; vergleiche dagegen z. B.: „Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön" (Goethe, 40 Bde., I, 263).

Hier mag auch gleich das Wort „Coaks pl." hervorgehoben werden, nicht sowol weil es nur in der (im Deutschen allerdings zumeist gebräuchlichen) Pluralform aufgeführt ist, als wegen der tadelnswerthen Orthographie. Die Engländer schreiben bekanntlich coke (vergleiche mein „Wörterbuch der deutschen Sprache", I, 969b, und „Die Gegenwart", 3, 343a). Das dazu gehörige sehr übliche Verbum „verkoken" sucht man bei Duden vergeblich.

Die Angabe, „daß das Wörterbuch überall die Comparation angibt, wo dieselbe irgendwelche Schwierigkeit bietet, insbesondere auch, wo die Stammsilbe einen Vocal enthält, der den Umlaut zuläßt", ist durchaus unzutreffend, wie man sich sofort überzeugen wird, wenn man die in meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" (große Ausgabe) aufgeführten hierhergehörigen Adjectiva bei Duden nachschlagen will. Besonders auffällig ist, daß, wo die Formen mit und ohne Umlaut nebeneinander üblich sind, zumeist nur die eine oder die andere aufgeführt ist.

Da der Verfasser über die dann folgenden Bemerkungen wegen der „klein geschriebenen Substantiva" selbst sagt, daß sie, auch nach dem amtlichen Regelbuch, keinen Anspruch auf ausschließliche Gültigkeit haben, so kann ich um so eher darüber hingehen; ich begnüge mich, einzelnes

Befremdliche in Anwendung der großen und der kleinen Anfangsbuchstaben aus dem Wörterbuch herauszuheben. Da findet man z. B. hintereinander zwei verschiedene Artikel: 1) klein geschriebenes „recht" (als Adjectiv und Adverbium) und 2) groß geschriebenes „Recht" (als Substantivum); unter beiden aber steht gleichmäßig: „recht" haben. Kann sich die Unsicherheit und das Schwanken deutlicher kundgeben?

Im Artikel „Deutsch" wird vorgeschrieben: er spricht deutsch; er lernt Deutsch; dagegen sind z. B. englisch französisch u. s. w. nur mit kleinen Anfangsbuchstaben aufgeführt. Soll danach etwa geschrieben werden: Er lernt Deutsch und französisch? Und meint der Verfasser wirklich, daß in dem Satze: „Er spricht Deutsch wie seine Muttersprache, wie das Französische, oder wie Französisch", nicht auch die artikellosen Wörter Deutsch, Französisch Object sind?

Ferner wird gelehrt: „Das erste (was ich höre) . . .; der Erste des Monats." Ob man nun etwa schreiben soll, wie der Erste des Juni, auch: der Erste Juni, ist nicht gesagt; und bei den übrigen Ordnungszahlen (siehe z. B. achte, dritte, fünfte, wie auch letzte) fehlt jede hergehörige Bemerkung.

Besonders auffällig ist auch, daß jede Bemerkung über den großen Anfangsbuchstaben der Anredefürwörter fehlt, siehe die Artikel: du, er, sie; zu letzterm ist freilich noch das Substantiv: die Sie, hinzugefügt, jedoch wieder ohne Erwähnung der Verkleinerung: das Siechen (die Sieke).

Den Schluß der „grammatischen Vorbemerkungen" bildet eine über die „Auslassung des e in Nachsilben", worin als „allgemeine Regel" hingestellt wird, „daß die Nachsilben el, en, er vor einer zweiten Nachsilbe in vielen Wörtern regelmäßig ihr e verlieren und überall es verlieren können". Dies „überall" ist hier nicht richtig; siehe mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten" (große Ausgabe), wo es heißt: „Bei Wörtern auf =nen darf das e nicht wegfallen, vergleiche: Verlor(e)ne oder gewonnene Schlachten. Er wird immer verweg(e)ner und unbesonnener. Woll(e)nes oder leinenes (linnenes) Gewand. In seid(e)nem oder kattunenem Kleid." Hierbei ist zu bemerken, daß im Wörterbuch z. B. nur aufgeführt ist: Dietrich; Friedrich; Fiedler, wofür richtiger gesetzt sein sollte: Diet(e)rich, Fried(e)rich, Fied(e)ler. Bekanntlich ist über das letztgenannte Wort ein Streit unter den Erklärern von Goethe's „Walpurgisnachttraum" ausgebrochen. Hier (Ausgabe in 40 Bdn., Bd. 11, S. 191 fg.) lauten nämlich die Bezeichnungen für zwei hintereinander sprechende Personen in den Ueberschriften: „Tanzmeister" und „Fideler"; von Loeper erklärt den letztern für einen Fiedelnden oder einen Geiger; Düntzer dagegen („Zeitschrift für deutsche Philologie", II, 69 fg.) für einen fidelen (oder lustigen) Bruder, wobei er weniger Gewicht auf das i in der ersten Silbe, statt des bei Fiedel und den Ableitungen durchgedrungene ie, legt als auf die Dreisilbigkeit der Form, indem er (ähnlich wie Duden) behauptet, im Neuhochdeutschen gelte nur das zweisilbige „Fiedler". Da dieser so sehr in das Gebiet der Orthographie eingreifende Streit wol ein allgemeineres Interesse hat, so will ich hier buchstäblich eine Stelle hersetzen, die ich in meinem „Wörterbuch der deutschen Sprache", I, 442b, nur angezogen habe. In den „Patriotischen Phantasien" von Justus Möser (4. Aufl., IV, 33, Berlin und Stettin) heißt es buchstäblich: „In gewissen Ländern und besonders am Rheine läßt der Pfarrer des Sonntags das Zeichen mit der Glocke geben, wenn der Fideler in der Schenke auf die Tonne steigen darf, und nun fängt alles an zu hüpfen."

Auf das Sachliche des Streits aber weiter einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Daniel Sanders.

Neue deutsche Lustspiele.

1. Deutsche Puppenkomödien. Herausgegeben von Karl Engel. Sechster bis achter Theil. (Enthaltend: Haman und Esther. Das Reich der Todten. Glückssäckel und Wünschhut. Rosa von Tannenburg. Doctor Faust. Die bezauberte Insel.) Oldenburg, Schulze. 1877—79. 8. Jeder Theil 1 M. 20 Pf.

Die Sammlung dieser „Deutschen Puppenkomödien" kann immerhin eine verdienstvolle Arbeit genannt werden. Erheben dieselben auch keine Ansprüche auf eine besondere poetische und ästhetische Werthschätzung, sondern geben sich für sehr harmlose Waare aus, so sind sie doch interessant durch ihr Alter und die Fülle von Anregung zu poetischem Schaffen, die sie enthalten. Außerdem bieten sie auch dem Literaturforscher und Literarhistoriker manche werthvolle Notiz. Beherzigenswerth ist die in allen diesen Stücken festgehaltene Betonung des Moralischen. Daraus geht hervor, daß man zu jener Zeit selbst in der allereinfachsten Schaubühne, wie das Marionettentheater ist, eine Bildungsstätte sah, in der die gute Sitte gepflegt werden müsse, während die Mehrzahl unserer modernen Lustspielfabrikanten in der Schaubühne der Gegenwart nichts anderes als eine bloße Belustigungsstätte sieht, schlecht genug, um auf das Niveau eines Clowncirkus herabgezogen zu werden.

Eine gleichfalls sehr harmlose Waare sind:

2. Neue heit're Dramen für junge Herren und Damen. Sechs Lustspiele für die Jugend von Wilhelm Pailler. Mit Musikbeilage. Linz, Ebenhöch. 8. 1 M. 60 Pf.

Die arme Jugend muß sich vieles gefallen lassen, selbst diese heitern Dramen. Es gehört eine mehr als kindliche Naivetät dazu, diesen Lustspielen, denen selbst der leiseste Schimmer des Witzes fehlt, irgendwelches Interesse abzugewinnen; auch die allerkindlichste Illusion vermögen sie

kaum zu erregen. Einen eigentlichen Bildungszweck verfolgen sie nicht, von poetischem Werth kann bei ihnen nicht die Rede sein; es ist Spielerei für Kinder zur Ausfüllung müßiger Stunden, ohne jedes höhere Ziel.

Mehr oder weniger dilettantische Versuche bietet:

3. Haustheater. Eine Sammlung deutscher Originallust- und Schauspiele von M. V. Erstes und zweites Bändchen. Graz, Cieslar. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Lustspiel des ersten Bändchens: „List der Liebe", in einem Act, könnte man allerdings originell nennen, doch nur originell in Plumpheit der Composition und Diction. Diese List der Liebe ist ein bloßer dilettantischer Versuch, ein Lustspiel ohne List und Lust.

Auf derselben ästhetischen Grundlage steht: „Ein Amerikaner. Schwank in einem Aufzuge von Anton Schlossar", welches den Inhalt des zweiten Bändchens ausmacht. Die Firma Schwank deckt nur zu oft gefällig zu, was gegen die Forderungen der Aesthetik verstößt. So auch hier. Die Handlung dieses Schwanks ist nicht ohne raschen Fluß und verräth sogar Compositionstalent, aber das verbrauchte Motiv muß sauberer verarbeitet, die Diction weniger vernachlässigt werden als in diesem „Amerikaner", dem wir übrigens einige Bühnenwirksamkeit nicht absprechen wollen.

Eine Stufe tiefer steht:

4. Ein gestörtes Rendezvous. Farce in einem Act von Weiß und Werthheimer. Wien, Rosner. 8. 1 M. 60 Pf.

Einem ehrsamen Familienvater würde kaum zu rathen sein, mit seinen Töchtern das Theater zu besuchen, wenn der Theaterzettel dieses „Gestörte Rendezvous" ankündigt; denn sowol Bildung wie gute Sitte erfahren Abbruch, aber keine Bereicherung. Die Zumuthung, die diese Farce an die Geduld und das sittliche Gefühl des Publikums stellt, ist sehr stark. Zu welcher tiefen Stufe die Schaubühne herabgewürdigt werden kann, beweist nur allzu deutlich dieses Stück, zu dessen Anfertigung zwei feinwollende dramatische Dichter Hand ans Werk legten. Tiefer hinab geht es nicht mehr; denn hier wird die Lachlust auf Unkosten der guten Sitte und des edlern Geschmacks erregt.

In bessere Gesellschaft treten wir in:

5. Scheidungsgründe. Originallustspiel in einem Aufzuge von Oskar Welten. Leipzig, Mutze. 8.

Wir haben es hier mit einem feinsinnigen Autor zu thun, der Bühnenkenntniß mit geläutertem Geschmack verbindet und einen eleganten geistvollen Dialog zu schreiben versteht. Die Idee des Lustspiels ist in der That neu und originell: eine unzufriedene junge Frau wird durch die Thorheit ihrer gleichfalls unzufriedenen Freundin der eigenen Thorheit inne, und beide werden dadurch von ihrer Unzufriedenheit geheilt und in ihrer Ehe glücklich. Die Charaktere sind recht gut gezeichnet; nur würde eine größere Dosis Witz den Werth des hübschen Lustspiels noch erhöhen.

6. Wallner's allgemeine Schaubühne. Lieferungen 60, 26, 58 und 59. Erfurt, Bartholomäus. 1877—78. Gr. 8. Jede Lieferung 75 Pf.

In Hedwig Dohm's: „Ein Schuß ins Schwarze" (Lief. 60) befinden wir uns zwar in anständiger Gesellschaft, aber die Mehrzahl der Personen des Lustspiels sind ein wenig übergeschnappt und mehr oder weniger für eine Irrenanstalt reif. Psychologisch ist z. B. die Erklärungsscene zwischen Marie und Derneberg geradezu unmöglich, und man glaubt stellenweise wirklich einen Halbverrückten vor sich zu haben. Die Diction ist nicht ohne Geist, der Dialog gewandt, aber die Charakterzeichnung schwach und unwahr, ebenso das Versteckenspiel des Gefühls. Doch macht das Lustspiel trotz dieser Mängel immer noch einen erfreulichen Eindruck.

„Eine Thräne. Lustspiel in einem Act von Max Bauermeister" (Lief. 26) ist eine dramatische Kleinigkeit, die sich ohne gesuchte oder gewaltsame Verwickelungen leicht und gefällig abspielt. Ueberraschungen sind weder dem Zuschauer noch dem Leser darin vorbehalten; auch sprühen nicht allzu viel Witzfunken aus dem Dialog; dennoch ist der Eindruck, den dieses Lustspiel hervorruft, unstreitig ein günstiger.

In dem Schwanke „Die Ehestandspädagogen von Anny Albert (A. Kistner)" (Lief. 58) vermißt man den Hauptbestandtheil eines Schwanks überhaupt, das eigentlich Komische, welches das Zwerchfell erschüttert. Die Verwickelungen sind ohne geistige Würze, zu unwahrscheinlich, zu gemacht. Der Diction fehlen Witz und Eleganz, der Dialog ist plump und unbeholfen. Der Schwank macht einen mehr traurigen als heitern Eindruck, doch ist der Verfasserin ein gewisses Compositionstalent nicht abzusprechen.

Wenn das Lustspiel: „Die Brautschau von August Sturm" (Lief. 59), die weit richtigere Bezeichnung Schwank trüge, so würde man viele seiner Mängel übersehen und seinen großen Schwächen mehr Nachsicht schenken. Um einen an und für sich harmlosen und anständigen Menschen abzuschrecken, als Heirathscandidat aufzutreten, bedarf es wahrlich nicht eines so complicirten großen Apparats und einer Menge von Hülfsmitteln, deren Anwendung obendrein ziemlich ungeschickt zu nennen ist und die deshalb auch nicht den gewünschten Erfolg erzielen. Das Ganze deutet auf einen Anfänger und fordert unsere Nachsicht heraus.

Ein im ausgesprochensten Sinne des Worts trauriges Machwerk ist:

7. Mürzel's Ritt auf dem Pegasus. Lustspiel in zwei Acten von Sophie Rheinau. Münster, Nasse. 1879. Gr. 8. 1 M.

Daß der Pegasus der Verfasserin mit dem geflügelten Musenroß auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat, würden wir bereitwilligst bezeugen. Doch hat das Stück eine Empfehlung zur Aufführung auf den Liebhabertheatern katholischer Gesellenvereine erhalten, und wenn wir darin auch keinen Vortheil für die allgemeine Bil-

dung, viel eher das Gegentheil erblicken, so gönnen wir ihm seine bescheidene Sphäre und lassen Dilettantismus den Dilettantismus decken. Das ist der einzige und höchste Zweck dieser Art dramatischer Arbeit. Eine ernstliche Kritik fordert dies hypernaive Stück nicht heraus, dessen Durchlesung eine schwere Aufgabe ist; die weltbedeutenden Breter wird es nicht betreten; dazu fehlt ihm alles und vor allen Dingen der Verfasserin Beruf und Talent für die dramatische Dichtung.

Wie in eine sonnenhelle reinere Sphäre erhoben fühlen wir uns in:

8. Lalage. Lustspiel in drei Aufzügen von Emil Böcker. Mit Benutzung eines Motivs der Novellette „Die Visitenkarte" von Levin Schücking. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1879. 8. 1 M. 60 Pf.

In diesem Lustspiel stehen wir auf festem ästhetischen Boden, und wohlthuend umweht uns der Hauch feiner Sitte und guten Geschmacks. Die Arbeit enthält alle Bestandtheile zu einem guten Lustspiel; freilich nicht im Sinne der durch Rosen und Genossen verderbten Geschmacksrichtung. Die Charakterzeichnung ist durchweg eine gelungene zu nennen, die Diction frisch und edel, der Dialog gewandt und geistvoll. Einige Längen machen sich im Gange der Handlung bemerkbar, die jedoch ein verständiger Dramaturg leicht beseitigen kann. Es sind wirkliche Menschen, die uns in diesem Lustspiel entgegentreten, keine nach der Schablone gefertigten Caricaturen. Unstreitig gehört das Lustspiel zu den bessern Erzeugnissen der heitern Muse, als eine sehr erfreuliche Ausnahme unter der Mehrzahl der mislungenen Machwerke, welche die Bezeichnung Lustspiel mit Unrecht tragen und den Bühnenmarkt buchstäblich überfluten.

Karl Nissel.

Der vierte Band der Biographie des Prinzen Albert.

Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England. Von Theodore Martin. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von Emil Lehmann. Vierter Band. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 11 M.

Im vorliegenden Abschnitte aus dem Leben des Prinzen Albert und seiner Umgebung widmet Martin über 500 Seiten einem Zeitraume von weniger als drei Jahren, und noch bleibt ihm die Geschichte der letzten zwei Lebensjahre des Prinzen zu berichten. Allerdings ist auch der fünfte und letzte Band bereits Anfang dieses Jahres im Original erschienen und somit das Werk vollendet; allein die autorisirte Uebersetzung bleibt hinter dem Original weit zurück, und der Schlußband dürfte kaum vor Anfang nächsten Jahres zu erwarten sein. Daß der Verfasser auf fünf Bände ausgedehnt, was er in drei zu bieten beabsichtigte, sucht er selbst zu erklären und zu entschuldigen. Er sagt in seiner Ansprache an die Königin in der Einleitung zum vierten Bande:

> Mir erging es wie jemand, der einen hohen Berg erklimmt, und in dem Augenblicke, wo er glaubt, dem Gipfel nahe zu sein oder vielleicht ihn erreicht zu haben, einen steilen Anstieg nach dem andern vor sich findet. Neue Zwischenfälle traten ein, neue Felder der Thätigkeit eröffneten sich meinen Blicken und zwangen mich, meine Absicht, die Arbeit mit diesem Bande abzuschließen, aufzugeben.

Unter gewöhnlichen Umständen weiß ein Biograph, ehe er zu drucken, ja selbst zu schreiben anfängt, ein wie „hoher" Berg sein Held ist, und er wird nicht erst nach zurückgelegtem halben Wege bekennen müssen, daß er auf unbekannte „Anstiege" stieß. Indessen muß dem Verfasser manches nachgesehen werden, da das durch die Königin zur Verfügung gestellte Material ihm wol auch unter der Hand gewachsen sein mag. Wol aus diesem Grunde trägt der Inhalt nicht immer ein künstlerisches Gepräge; er ist nicht aus einem Gusse; er gleicht vielfach einem Flickwerk, sodaß es einer gründlichen Revision nach Vollendung des Ganzen bedarf, um ihn für die Nachwelt mundgerecht zu machen. Gleichwol ist der vorliegende vierte Band den frühern in jeder Hinsicht überlegen: das Material ist besser, und der Verfasser weiß es besser zu handhaben. Zwar vermindert die strenge chronologische Reihenfolge den Werth der Erzählung; auch könnte man der Ansicht sein, manche der Briefe des Prinzen an die Königin hätten aus vielerlei Rücksichten wegbleiben sollen; indessen gibt Martin ein anziehendes und lehrreiches Bild von einem Manne, den er allerdings als ein Muster überirdischer Tugend und Vollkommenheit hinstellt, dessen Geistes- und Herzensanlagen ihm jedoch in jeder Lebenslage Achtung und Bewunderung eingetragen haben würden.

Der Zeitraum, den der vierte Band umfaßt, sind die Jahre 1857 bis 1859, und den Angelpunkt bildet der indische Aufstand. Hiermit ist schon angedeutet, welche Fülle von Sorgen, Schmerzen und aufregender Thätigkeit dem königlichen Paare in dieser Zeit beschieden war; dazu kommt aber noch der Besuch des Kaisers und der Kaiserin der Franzosen bei der Königin in Osborne, der Besuch der Königin und des Prinz-Gemahls in Cherbourg, die Finanzkrisis in England, die Erbitterung Frankreichs gegen England infolge des Orsini-Attentats, die Vermählung der Prinzeß Royal mit dem jetzigen Kronprinzen von Preußen, der Besuch des Prinz-Gemahls in Deutschland, der wiederholte Besuch der Königin und des Prinzen in Cherbourg bei Gelegenheit der Festlichkeiten zur Feier der Vollendung der dortigen Werke, der Besuch der Königin in Deutschland, die Reorganisation der indischen Armee, der italienische Krieg und die daraus hervorgehende Steuererhöhung in England: alles Umstände, die sich in den engen Rahmen von kaum drei Jahren zusammendrängen!

Wir übergehen die großen politischen Ereignisse, welche so tief mit eingriffen in das Leben des Prinzen Albert und in das Geschick Englands; mögen sie diejenigen nachlesen, welche sich eingehend darüber unterrichten wollen. Was uns besonders anzieht, ist des Prinzen Privatleben, und sind hier auch die Einzelheiten allzu eingehend behandelt, so bieten sie doch viel des Ansprechenden dar. Sie alle geben, wenn dies nach dem bereits Mitgetheilten überhaupt noch erforderlich, überreiche Kunde von des Prinzen ausgezeichneten Eigenschaften als Gemahl, Vater und Freund. Die Briefe an seine älteste Tochter nach Deutschland sind überaus schön. Sie sind, in ihrer Art, das Beste im ganzen Buche, voll väterlicher Zärtlichkeit, klugen Rathes und angenehmer Familienplauderei:

Ich bin keine demonstrative Natur — schreibt er ihr am 3. Februar, dem Tage, nachdem sie England verlassen, um als Gemahlin des jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm nach Deutschland zu gehen — und du weißt darum kaum, wie lieb du mir stets gewesen bist, und welch eine Lücke du meinem Herzen hinterlassen hast. Doch nicht im Herzen, denn da wohnst du ja vor wie nach, wohl aber im täglichen Leben, welches das Herz beständig an deine Abwesenheit erinnert.

In einem Briefe ertheilt er ihr Rathschläge über ihre Haushaltung und ihre Ausgaben, und ermahnt sie, einen bedeutenden Posten pour l'imprévu beiseite zu stellen.

Dieser Herr (d. i. l'imprévu) ist der kostbarste Gast im Leben, und wir machen lange Gesichter, wenn wir ihm nichts vorsetzen können. . . . Schicksal, Zufall, Zeit und Welt kümmern sich sehr wenig um „eine vorhergegangene Berechnung", sondern fordern ihre Gebühr mit rauhem Ungestüm. Spätere Einschränkungen, um jenen gerecht zu werden, helfen nichts, da die Anforderungen des täglichen Lebens sich zum großen Theil nach jenen Vorausberechnungen gestalteten und so eine rechtmäßige Gewalt erlangten.

In einem andern Schreiben, nachdem er kurz zuvor Großvater geworden, spricht er Besorgnisse wegen der Gesundheit seiner Tochter aus:

Etwas Seeluft wäre das Rechte für dich und ist, was allen Wöchnerinnen am besten nach überstandener „Campagne" bekommt. Ich bin aber schon erfreut, daß du überhaupt angefangen hast Lust zu athmen. . . . Du mußt dich noch gegen manchen Puff im Leben rüsten, wie Oesterreich zum Kriege; sonst unterliegst du und bekommst eine sieche Existenz, welche für dich ein Unglück und für den armen Fritz eine entsetzliche Last fürs Leben abgäbe, wobei du noch obendrein deinen ganzen Beruf verfehlen und keiner deiner Pflichten vorstehen könntest. Was das Familie-haben betrifft, so sagt das französische Sprichwort: „le premier pour la santé, le second pour la beauté, le troisième gâte tout!" England beweist aber, daß das letztere nicht wahr ist, und Gesundheit und Schönheit, die beiden großen Güter, nur verscherzt werden, wenn die Frau die Intervalle nicht eifrig dazu benutzt, den allerdings hart mitgenommenen Körper wiederherzustellen und für Vergangenes wie auf Kommendes zu stärken, und die Intervalle nicht lang genug sind, um dem Körper auch die Zeit zu lassen.

In seinen übrigen Briefen nach Berlin macht der Prinz sich eine besondere Freude daraus, von dem komischen Reden und Handeln der Prinzessin Beatrice, seiner jüngsten Tochter, zu erzählen.

Die kleine Tante macht tägliche Fortschritte und ist wirklich zu komisch. Wenn sie hinfällt, ruft sie betrübt aus: „She don't like it, she don't like it!" und neulich kam sie klagend zum Frühstück (mit verweinten Augen), „Baby has been so naughty, poor baby so naughty!" — wie jemand darüber klagt, daß er unwohl ist, schlecht geschlafen hat u. s. w. Wie viel richtige Philosophie liegt in diesem Ausdrucke! Das Kind fühlte sich nicht verantwortlich dafür, und sah es richtig als ein Unglück an für das „Ich", das ihr noch als dritte Person erscheint, das heißt: als Objeet.

So ist das Buch Martin's nahezu eine Biographie der Königin wie aller Familienglieder, nicht blos die des Prinz-Gemahls. Es ist ihm verstattet, vom Geheimnisse ihres häuslichen Lebens den Schleier wegzuziehen, wie es selbst bei Niedrigergestellten selten der Fall ist, und diese Einzelheiten werden manchen aufs wärmste berühren. Die Wirkung wird sein, daß die vom Benehmen des Prinz-Gemahls in allen Familienangelegenheiten gehegte günstige Meinung nur noch erhöht wird und man erst recht erkennt, welchen Verlust sein frühzeitiger Tod seinem Hause brachte.

Die frühern Bände berichten nur weniges über des Prinzen literarische Neigungen; dies wird nun in dem vorliegenden in vollem Maße nachgeholt. Daß er sich für Herrn von Tocqueville's „L'Ancien Régime et la Révolution" so sehr interessirte, mag eher seiner politischen als seiner literarischen Neigung zugeschrieben werden; es erregt indeß unsere Theilnahme, wenn wir sehen, wie er persönlich Bekanntschaft mit dem Autor macht und das Werk später dem Kaiser Napoleon III. empfiehlt. Von seiner Antheilnahme und der der Königin an allerlei literarischen Erzeugnissen finden sich in diesem Bande mannichfache Angaben. In einem Tagebuchbericht der Königin über einen langen und vielbeschäftigten Tag der Ceremonien und Festlichkeiten zu Cherbourg heißt es zum Schluß: „Um zwanzig Minuten vor zehn Uhr stiegen wir hinab" — man befand sich an Bord der königlichen Yacht — „und lasen das höchst interessante Buch «Jane Eyre» beinahe hinaus." „Alle charakterreichen Novellen hatten für ihn einen unwiderstehlichen Reiz", sagt Martin vom Prinzen, „und namentlich bevorzugte er George Elliot's frühere Werke." So beklagt sich der Prinz-Gemahl in seinem Tagebuche unter anderm, daß er im Laufe eines Monats nur ein einziges Buch zu lesen im Stande gewesen sei. «Two Years ago», schreibt er an seine älteste Tochter, „ein Buch, welches du, glaube ich, gelesen hast, macht mir wegen der Tiefe der Menschenkenntniß und dem Eindringen in die Verhältnisse zwischen dem Menschen, seinem Thun, seinem Schicksal und Gott große Freude." Eine Stelle in einem spätern Briefe an dieselbe ist vornehmlich bezeichnend:

Ich war gewiß, daß die „Saint's Tragedy" dich nicht nur interessiren und ansprechen würde, sondern daß du auch den innern Geist des Werks ergreifen und fassen würdest. Die Substitution der von dummen Menschen gemachten Doctrinen für die Gesetze der von Gott gemachten Natur ist der Kern des Katholicismus: der liebe Gott verstand es nicht, seine Welt zu machen, die Natur ist schlecht, verderbt, verabscheuungswürdig! Doch halt! Nein! Der liebe Gott hatte sie anfangs ganz gut

gemacht, und der Teufel hat sie ihm verdorben; sie ist eigentlich des letztern Werk, und der arme Gott kann sich nicht helfen. Da kommt die Kirche und hilft ihm aus seiner Noth; sie zerstört diese böse, schlechte Natur für ihn und gibt ihm großmüthig das Seinige zurück. Dies ist der wahre Sinn von der Lehre vom Fleische und dem Teufel, wie sie die Kirche gibt.

Wir schließen mit den Schlußworten des „Athenaeum" vom 10. Mai 1879 in seinem Bericht über den vierten Band des Martin'schen Originalwerks. Das Blatt sagt:

Prinz Albert war ein so guter Mensch, so rechtschaffen und eifrig in Erfüllung all der schweren und verantwortlichen Pflichten, die ihm seine Stellung auferlegte, so besorgt für das Wohl derjenigen, mit denen er innig verbunden war, und des Volks, in dessen Mitte er lebte, daß es schade ist, daß es Martin für nöthig fand, die Schönheit und den Eindruck seines Bildes durch übertriebenes Lob zu beeinträchtigen. Es ist recht, daß er den Ausspruch misbilligt: niemand sei ein Held in den Augen seines Kammerdieners; doch hätte er auch bedenken sollen, daß der lobpreisende Stil eines Kammerdieners nicht immer anmuthig noch überzeugend wirkt.

Ferdinand Moesch.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Unter dem Titel „Das Ewig-Weibliche" hat der Dramatiker Albert Lindner eine Sammlung ernster und heiterer Beobachtungen über Frauennatur und Frauenleben (Leipzig, Eckstein) herausgegeben. Er beginnt sein Vorwort mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob ich sagen soll: «Es zieht uns hinan», oder: «hinab». Denn wie alle dichterischen Sentenzen ist auch der Schluß des «Faust» nur eine Halbwahrheit. Das Ewig-Weibliche besteht ebenso gut aus jenen kleinlichen, engsichtigen, am Boden kriechenden Eigenschaften, die diesem Geschlechte allein eignen, als aus jener himmlischen Harmonie des Wesens, aus jener Fülle von Barmherzigkeit und göttlicher Liebe, unter denen sich die Kirche die Mutter des Heilands denkt und die dem Manne ewig versagt sind. Wie viel erhabene Tugenden hat das Weib schon im Manne geweckt, zu wie viel entehrenden Lastern hat es ihn auch erniedrigt! Wie mancher ist zum Halbgott geworden durch die Liebe eines edeln Weibes, wie mancher zum Teufel durch die Leidenschaft eines gemeinen Weibes. Messalina und Maria, Weltvernichterin und Weltretterin — alles, was an Weiblichkeit dazwischenliegt, ist nur eine Abschwächung dieser Extreme nach der Mitte zu. Etwas von beiden Extremen ist jedes Weib — für diejenige Welt nämlich, in der es wirkt. Ein Buch also, was ausschließlich zur Verherrlichung der Frauen geschrieben wäre, wäre eine Lüge; aber ebenso auch ein Buch, was die Frauen bedingungslos verdammen wollte." Der Verfasser sagt ferner, er habe anfangs geschwankt, ob er den ganzen Vorrath seiner Beobachtungen in verschiedene Gebiete eintheilen und unter verschiedene Titel bringen sollte, z. B. Die deutsche Frau, Die gefallene Frau u. s. f.; doch er habe es zuletzt vorgezogen, „die ganze Masse seiner Aphorismen durcheinander zu werfen"; er schließt sein Vorwort mit den Worten: „Es ist wahr, daß in diesem Buche neben viel Verherrlichung auch viel Gift und Galle steckt, und es ist ebenso wahr, daß man den vorliegenden kleinen Vorrath zu einem Folianten erweitern könnte, das aber will ich meinen Lesern im voraus sagen: zum Widerruf und zur Reue würde mich von allen Millionen Frauen der Erde nur eine einzige nöthigen können: meine Mutter." Albert Lindner zeigt sich hier als ein Epigrammatiker, der seine Gedanken recht pointirt zuzuspitzen weiß: die Satire auf die Frauen überwiegt übrigens bei weitem ihre Verherrlichung. Wenigstens auf den Ruhm eines Frauenlob kann der Autor der „Bluthochzeit", in welchem Drama er die Giftmischerin Katharina Medicis und die Ehebrecherin Königin Margot in den Vordergrund stellt, keinen Anspruch machen. Ein kleiner Auszug aus der Anthologie seiner eigenen Beobachtungen, denen einige Aussprüche anderer Schriftsteller angehängt sind, mag dies beweisen:

„Die Frau schätzt ihren Geliebten mehr mit den Augen der andern Frauen als mit ihren eigenen." —

„Ich frage jede Frau auf ihr Gewissen, ob sie nicht lieber vor aller Welt geliebt scheinen, als unter vier Augen geliebt sein will? So sehr ist Eitelkeit euer Name!" —

„Erst Kokette, dann Freigeist, und endlich Betschwester wie Frau von Krüdener und die Gräfin Hahn-Hahn — eine solche Carrière bringt kein Mann fertig." —

„Denke von einer gewissen Frau so schlimm du willst, so denkt doch jede Frau von dieser gewissen noch schlimmer als jeder Mann." —

„Wie wird man der Frauen froh? Man denke sich Klatschsucht, Putzsucht, Verleumdung, Geiz, Hoffart, Verrath, Lüge, Bosheit und andere Laster. Jede Frau ist die Summe derselben, nur jede in verschiedener Mischung der Theile. Vergleiche diese Liste und schätze die Geliebte nach dem Theile, von dem sie am wenigsten hat. Das ist die einzige Antwort auf die obige Frage." —

„Wie viele Frauen nehmen sich einen Liebhaber, nicht um ihn zu haben, sondern um ihn einer andern nicht zu lassen!" —

„Jede Frau gönnt einer andern gerade nur so viel an Liebe und Liebhabern, als sie selber nicht brauchen kann, d. h. sie gönnt der andern gar nichts davon!" —

„Drei Geschöpfe bringen die meiste Zeit beim Putz zu: Katzen, Fliegen und Frauen. Die ersten sind falsch, die zweiten sind lüstern, die dritten beides zusammen, und noch was mehr."

Das ewig Weibliche zieht uns hinan!

— Die „Neue Zeit", eine Zeitschrift, welche das Organ der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten ist und seit der Gründung derselben besteht, erscheint von jetzt ab unter der Redaction von Joseph Kürschner, der sich als Theaterhistoriker und Theaterstatistiker neuerdings durch Herausgabe des „Jahrbuch für das deutsche Theater" mit Recht einen Namen gemacht hat; denn kein anderer deutscher Autor beherrscht so das reichhaltige, kaum zu erschöpfende Material, welches die Theaterwelt und das Theaterwesen der Gegenwart darbietet, und keiner sucht diese Kenntnisse mit so erstaunlichem Fleiß zu verwerthen. Es ist daher keine Frage, daß die „Neue Zeit" von jetzt ab eine unentbehrliche Hülfsquelle für alle diejenigen sein wird, die mit dem deutschen Theater in irgendwelcher Beziehung stehen und sich für seine Entwickelung interessiren. Schon die erste Nummer der reorganisirten Zeitschrift beweist, welche Fülle von Mittheilungen von jetzt an in derselben enthalten sein wird. Während die meist von Agenten herausgegebenen Theaterblätter das Theater nur in der Beleuchtung ihrer Agentur sehen und alles, was nicht mit dieser im Zusammenhang steht, ignoriren, wird sich hier die unbefangenste Rundschau über die ganze dramatische Literatur, die Aufführungen aller Stücke und alle Ereignisse des Theaters uns eröffnen. Außer den officiellen Bekanntmachungen der Genossenschaft und den auf die Rechtspflege in Fragen des Urheberrechts bezüglichen Artikeln, einer Specialität, welche der geistvolle Syndikus der Genossenschaft, Dr. Gerhard,

nach wie vor behandeln wird, außer selbständigen Artikeln, wie derjenige über G. Conrad's neueste dramatische Werke von Professor G. Zimmermann u. a., finden sich folgende Rubriken, deren regelmäßige Wiederkehr den reichsten Notizenschatz verbürgt: „Rundschau", „Vom Auslande", „Allerlei Kleinigkeiten", „Theatralische Nekrologie", „Novitätenschau", „Literarische Anzeigen und Nachrichten", „Bibliographie", welche auch Aufsätze in Zeitungen, Dissertationen, Programme und antiquarische Nekrologe umfaßt. Daß alle diese Rubriken nicht blos ein skeletartiges Fächerwerk bilden, sondern mit einem reichen Inhalt ausgefüllt sein werden: dafür bürgt mehr noch als die Mittheilungen der Probenummer der Name des Verfassers.

Ausländische Literatur.

Schopenhauer's Philosophie beginnt allmählich ihren Rundgang durch die romanischen Länder. In Frankreich ward zuerst die Bahn gebrochen durch Ribot's geistreiche Abhandlung „La philosophie de Schopenhauer" (Paris 1874) und durch die gelungene Uebersetzung des Hauptwerks „Die Welt als Wille und Vorstellung" von Jermer-Baillière in der pariser „Bibliothèque de la Philosophie contemporaine". Jetzt stößt die italienische „Revista Europea" in einem scharfsinnigen Artikel von Vittorio Peri den Seufzer aus, es möchte doch ein Uebersetzer von Ruf daran denken, die Werke des berühmten Philosophen ins Italienische zu übertragen, indem einerseits die Kenntniß des Deutschen in Italien „noch so ärmlich bestellt", andererseits eine Uebersetzung nothwendig sei, weil sich Italien nicht gleichgültig gegen eine Neuerung auf philosophischem Gebiete verhalte, welche „die Bewunderung eines zahlreichen gebildeten Publikums erregt und stets erregen wird". Zwar werde Schopenhauer's System vor dessen allgemeiner Verbreitung zahlreiche und schwere Hindernisse zu überwinden haben, unter denen Kant's und Hegel's Systeme, welche tiefe Wurzeln geschlagen, obenan stehen; die günstige Aufnahme, welche das neue System gefunden, bürge jedoch für einen nicht allzu fernen, glänzenden Sieg.

— Von Eduard Reich's „System der Hygieine", dessen Uebersetzung in das Portugiesische wir im vorigen Jahre anzeigten, ist soeben eine von Dr. Danitsch besorgte, wohlgelungene und sehr schön gedruckte serbische Uebersetzung in Belgrad erschienen. Dr. Reich ist ein Lehrstuhl der Anthropologie und Hygieine an einer ausländischen Universität angeboten worden. Wie wir erfahren, soll der namhafte Hygieiniker geneigt sein, denselben anzunehmen.

Theater und Musik.

Adolf Wilbrandt's Trauerspiel „Chriemhild" ist am hannoverschen Hoftheater mit schönem Erfolg in Scene gegangen. Auch am hamburger Stadttheater ist dies Drama schon gegeben worden, dessen erster Act vorzüglich ist, während der letzte an dem allzu grellen Massenmord an Etzel's Hof krankt, wie der letzte Theil der Hebbel'schen „Nibelungen". Merkwürdigerweise hat bisher keins der Theater, deren Leiter sich in dem berliner Preiscomité befinden und Wilbrandt wegen dieses Stücks den Tausendthalerpreis zusprachen, dasselbe zur Aufführung gebracht.

— Am breslauer Stadttheater wurde ein Schauspiel von Emil Arter: „Duelle", gegeben, in welchem die Duellfrage den Mittelpunkt bildet und das als eine dramatisirte Polemik gegen das Duell betrachtet werden kann. Auch um ein amerikanisches Duell handelt es sich in dem am meisten spannenden dritten Act. Die Verwickelungen werden am Schluß durch einen Deus ex machina gelöst, indem die Duellanten sich als Brüder erkennen.

Bibliographie.

Amrein, K. C., Seb. Pereg. Zwyer von Evibach. Ein Charakterbild aus dem 17. Jahrhundert. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Auerbach, B., Spinoza. Ein Denkerleben. Stuttgart, Cotta. 12. 2 M.

Aus der Mappe des Particularist Bliemchen aus Dresden. Leipzig, Glaser u. Garte. Gr. 8. 1 M.

Avenarius, F., Wandern und Werden. Gedichte. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 4 M.

Baker, Sir S. W., Cypern im Jahre 1879. Aus dem Englischen von R. Oberländer. Autorisirte Ausgabe. Mit einer lithographirten Karte. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Bernardini, F., Novellen. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Biedermann, K., Deutschland im 18. Jahrhundert. 2ter Bd.: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände. 2ter Thl.: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts. 3te Abth. Leipzig, Weber. Gr. 8. 14 M.

Breitschwert, A. v., Vegetarianer und Fleischesser. Schwank. Ulm, Gebr. Nübling. 1879. 8. 30 Pf.

Brenner, J., Abhandlung über die Frage: Warum kehrt der Mond unserer Erde stets dieselbe Seite zu? Stuttgart. Gr. 8. 50 Pf.

Boue, K., Das römische Castell in Deutz oder Deutz zur Zeit der Römer auf Grund der neuesten Entdeckungen und Funde dargestellt. Köln, Bachem. Gr. 4. 1 M.

Bündinger, M., Der Ausgang des medisehen Reiches. Eine Quellenuntersuchung. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 50 Pf.

Carion, F., Jakob Pennint. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1881. 8. 10 M.

Dannemann, F., Maria von Schottland. Trauerspiel. Bremen, Hallmann. Gr. 16. 2 M.

Dinter's, F. G., Ausgewählte pädagogische Schriften. Mit Einleitungen und Anmerkungen von F. Seidel. 1ster Bd. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 3 M.

Durdik, J., Ueber das Gesammtkunstwerk als Kunstideal. Prag, Grégr u. Dattel. 8. 40 Pf.

Dvorský, F., Neues über J. Kepler. Mit 21 Beilagen. Prag, Otto. Gr. 8. 1 M.

Die Ergebnisse der Ausgrabnngen zu Pergamon. Vorläufiger Bericht von A. Conze, C. Humann, R. Bohn, H. Stiller, G. Lolling und O. Rasehdorff. Mit 7 Tafeln. Berlin, Weidmann. Fol. 12 M.

Die Erhaltung der deutsehen Freihäfen, ein nationales Bedürfniss. IV. Hamburg, Meissner u. Behre. 8. 30 Pf.

Friedmann, A., Ersetzter Verlust. Novelle. Hamburg, J. F. Richter. 1881. 12. 1 M.

Gerold, Rosa v., Eine Herbstfahrt nach Spanien. Den Reisegefährten zur Erinnerung. Wien, Gerold's Sohn. 8. 6 M.

Gneist, R., Zur Verwaltungsreform und Verwaltungsrechtspflege in Preußen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 50 Pf.

Gregorovius, F., Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. 4te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Hanstein, Marie, König Dietrich und Königin Gotelind. Bonn, Hanstein. 8. 2 M.

Hausmann, J., Deutsche Lieder. Reichenbach i. Schl., Hoefer. 16. 80 M.

Hoffmann, C., Ein Schlosser in Egypten. Meine Erlebnisse während eines zehnjährigen Aufenthaltes im Lande der Pyramiden. 12 Lfgn. Berlin, Zollern. Gr. 8. à 50 Pf.

Jordaens, H., In der Schule des Lebens. Novelle. Bonn, Hauptmann. Gr. 8. 3 M.

Lassalle, F., Das System der erworbenen Rechte. Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie. 2 Thle. 2te Aufl. Herausgegeben von L. Bucher. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Des deutschen Michel Katechismus über den Kulturkampf für das deutsche Volk. Berlin, Schleiermacher. 12. 40 Pf.

Neumann, S., Die Fabel von der jüdischen Masseneinwanderung. Ein Kapitel aus der preußischen Statistik. Berlin, Simion. Gr. 8. 80 Pf.

Oetken, F., Ueber die Schulen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Oldenburg, Schulze. 8. 60 Pf.

Ponholzer, B., Otto von Wittelsbach, Herzog von Bayern. Vaterländisches Schauspiel. Mit einem Anhang: Declamationen. Dönauwörth, Buchhandlung des katholischen Erziehungsvereins. 16. 75 Pf.

Das Recht zur Revolution im Lichte moderner Kultur. Historisch-kritische Gänge in's Reich der Sozialisten von einem Nichtsozialisten. I. Thl.: Der Kampf um's Brod. Die Burgen des Adels. Die Heiligen der Inquisition. Die Mondscheinfresser. Zürich, Trüb. 8. 1 M.

Sierke, E., Kritische Streifzüge. Lose Studienblätter über das moderne Theater. 1ster Thl. Braunschweig, Wreden. 1881. Gr. 8. 9 M.

Treu, J., Betrogen und verkauft. Gestorben und auferstanden. Verloren und gefunden. Drei Novellen aus Rußland. Leipzig, Licht u. Meyer. 16. 1 M.

Vignoli, T., Mythus und Wissenschaft. Eine Studie. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 47. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Anzeigen.

Im Verlag von **L. Brill** in **Darmstadt** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Völkerkunde Osteuropas

von

Lorenz Diefenbach.

Zweiter Band, 1. Halbband.

Derselbe bespricht vorzüglich Hauptfactoren der Gegenwart: die slavischen und die türkischen Völker und wird hoffentlich mit gleicher Hochschätzung wie der erste Band aufgenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

COMMENTAIRE
SUR
LES ÉLÉMENTS DU DROIT INTERNATIONAL
ET SUR
L'HISTOIRE DES PROGRÈS DU DROIT DES GENS
DE **HENRY WHEATON.**

PAR

WILLIAM BEACH LAWRENCE.

TOME QUATRIÈME.

In-8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Dieser neue Band des Lawerence'schen Commentars zu den zwei berühmten völkerrechtlichen Werken des amerikanischen Staatsmanns Wheaton führt den Specialtitel: „Études sur la Juridiction consulaire en pays chrétiens et en pays non chrétiens et sur l'Extradition", und ist zu obigem Preise auch einzeln verkäuflich. Band I—III kosten zusammen geh. 18 M., geb. 22 M. 50 Pf.

Die beiden Werke Henry Wheaton's erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Éléments du droit international. Cinquième édition. 2 volumes. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'a nos jours. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 12 M. Geh. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

DER NIBELUNGE NÔT

mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet,
den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuche
herausgegeben von

KARL BARTSCH.

I. Theil: **Text.** 4 M. — II. Theil 1. Hälfte: **Lesarten.** 5 M.
II. Theil 2. Hälfte: **Wörterbuch.** 9 M.

In dieser grossen kritischen Ausgabe des Nibelungenlieds von Karl Bartsch hat der berühmte Germanist die Resultate seiner vieljährigen Forschungen über die verschiedenen Handschriften, die Sprache und den Versbau des altdeutschen Textes niedergelegt und verwerthet. Das Werk bildet nach seiner nunmehrigen Vollendung einen der bedeutendsten Beiträge zur germanistischen Literatur.

Soeben erschien:

Die
Seele des Menschen
von

Charles Waddington.

Gr. 8. Elegant brosehirt. Preis 8 Mark.

Das Buch des grossen französischen Philosophen und Staatsmannes wird jeden aufs angenehmste anregen und höchste Befriedigung gewähren.

Leipzig, 1880. **Moritz Schäfer.**

Im Verlag von **C. Stampfel** in **Preßburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schopenhauer's Philosophie der Tragödie

von

Aug. Siebenlist.

Gr. 8. 27 Bogen. Preis elegant brosch. 10 M.

Meine Schriften aus der Emigration

von

Ludwig Kossuth.

I. Band. Gr. 8. 36 Bogen. Preis elegant brosch. 10 M.

Meine Zeit, mein Leben

von

Franz Pulszky.

I. Band. Gr. 8. 27 Bogen. Preis elegant brosch. 7 M.

Der II. Band von Kossuth und Pulszky, welcher sich in Vorbereitung befindet, dürfte bis Ende November l. J. erscheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben
von

Rudolf von Gottschall.

Achter Theil.

8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Der vorliegende achte Theil des „Neuen Plutarch", dieses beliebten, weit verbreiteten Haus- und Familienbuchs, bietet die Lebensbilder des tapfern deutschen Reichsritters Franz von Sickingen, von Hans Prutz, des englischen Seehelden Admiral Nelson, von Friedrich Althaus, und unsers großen Tonmeisters Mozart, von August Reißmann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMÄNNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 21. October 1880.

Inhalt: Neue Dramen. Von Hans Herrig. — Geschichtliche Schriften. Von Arthur Kleinschmidt. — Pestalozzi's Werke. Von Hugo Göring. — Ein Roman von Ernst Wichert. Von Max Töppen. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen.

1. Nora. Trauerspiel in fünf Acten von W. Anhäuser. Trier, Lintz. 1879. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Sühne. Schauspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1879. 8. 3 M.
3. Frithjof. Schauspiel in fünf Aufzügen, mit freier Benutzung von Tegnér's Frithjofsage. Von Katharina Diez. Düsseldorf, Schaub. 1879. 8. 1 M.
4. Radegundis. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Wien, Rosner. 1879. 16. 1 M. 60 Pf.
5. Kaiser Otto der Dritte. Nationales Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hugo Krebs. Breslau, Köhler. 1880. 8. 3 M.
6. Randeck. Ein Trauerspiel in fünf Acten von Friedrich Müller. Oldenburg, Schulze. 1879. Gr. 8. 2 M.
7. Der Landvogt von Speier. Schauspiel in drei Acten von Ernst Wolfram. Solothurn, Jent u. Gaßmann. 1879. 8. 1 M. 80 Pf.
8. Der Königsrichter. Trauerspiel in fünf Acten von Franz Keim. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1879. 8. 3 M.
9. König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Stephan Milow. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. 8. 1 M. 50 Pf.
10. Marino Falieri, oder Die Verschwörung des Dogen zu Venedig. Trauerspiel in fünf Acten von Martin Greif. Wien, Wallishauser. 1879. Gr. 16. 3 M. 60 Pf.
11. Die beiden de Witt. Trauerspiel in fünf Acten von Ferdinand von Saar. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Heidelberg, Weiß. 1879. 8. 2 M. 20 Pf.
12. Eudocia. Historisches Drama in fünf Acten von Joseph von Wertheimer. Wien, Rosner. 1879. 8. 2 M.
13. Hypatia. Tragödie in fünf Acten von Arnold Beer. Leipzig, Brockhaus. 1878. 8. 2 M. 40 Pf.
14. Schauspiele von Ernst Rethwisch. (Die Reichstagswahl. Kulinde. Papst Leo XIII. Hertha.) Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. 12. 3 M.
15. Arbues de Epila und Die letzte Stunde der Madame Roland. Zwei dramatische Skizzen von Hermann E. Jahn. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. Gr. 16. 2 M.

Das ernste Drama kann sich in Deutschland nicht über Mangel an Production beklagen. Ein Drama in Versen erscheint nach dem andern. Wer mag entscheiden, ob hier die Dichter eine größere Ausdauer zeigen, die sich durch keinen Miserfolg abschrecken lassen, immer aufs neue fünffüßige Jamben zu scandiren, oder die Buchhändler, welche immer wieder auf dem Markt mit der Laterne nach dem poetisch angelegten Menschen suchen, der solcherlei Artikel für seine Bibliothek ersteht. Aber gesetzt selbst, der letztere fände sich einmal ausnahmsweise, so wird doch auch seine Empfehlung schwerlich die Theaterintendanten vermögen, irgendwie ihre Aufmerksamkeit dieser Art von Production zuzuwenden. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht dann und wann an diesem oder jenem Theater einmal ein Drama in Versen oder eine Tragödie aufgeführt wird. Allein solche vereinzelte Vorkommnisse sind durchaus werthlos und ohne weitere Nachwirkung auf die Literatur und den Kunstgeschmack des Publikums. Ich habe mich sowol über die traurigen Folgen dieses Zustandes für die deutsche Geistesentwickelung wie über seine Ursachen bereits an andern Orten mehrfach ausgesprochen. Was insbesondere die letztern betrifft, so werde ich immer wieder in meinen Ansichten bestärkt, wenn ich von einer größern Anzahl neuer dramatischer Dichtungen Kenntniß nehme. Es fehlt unserer dramatischen Poesie der rechte Zug und eine überzeugungstreue, ihrer selbst sichere ästhetische Tendenz. Der eine verfolgt diesen, der andere verfolgt jenen Weg. Niemand bekümmert sich um den Mitstrebenden, geschweige denn daß ihm die Frage Sorge machte, ob überhaupt auf dem Felde der modernen Production noch ein Fleckchen Landes für das höhere Drama urbar zu machen ist. So verklingen denn die meisten Dramen, mag ihr Dialog noch so dramatisch sein, ungehört als Monologe.

Diese Unsicherheit der Production offenbart sich auch in dem bunten Durcheinander der behandelten Stoffe.

Selten nur kann man objective Kennzeichen angeben, welche zu ihrer Wahl veranlaßten. Dieselbe entspringt vielmehr fast immer einem subjectiven Belieben, kurz gesagt, einer Liebhaberei. So erscheinen denn die Stoffe theils ungeeignet, theils nicht in ihrem objectiven Werth erfaßt. Dies gilt in ganz hervorragender Weise von jenen dem germanischen Alterthum entnommenen Themen, mit denen sich eine Gruppe der uns vorliegenden Dramen befaßt. Was für einen Sinn kann der Rückgang in dieses uns nur schwer anschaulich erfaßbare, graue Alterthum haben? Meines Erachtens liegt das Poetische so weit entfernter Zeiten stets in einer Art des Erhabenen, sei es in der unmittelbaren Wildheit der Charaktere, in der von keiner Convenienz beeinflußten Fülle der Empfindung, oder in der geheimnißvollen Tiefe der Gedanken, die uns wie Sterne aus dem Nebel der Vergangenheit entgegenschimmern. Ein solches Alterthum hat immer etwas Mythisches, Sagenhaftes an sich, einerlei ob es auf griechischem oder deutschem Boden spielt, ob es ganz in sich ruht oder in Berührung mit der sonst bekannten Geschichte tritt. Am allerwenigsten ist es daher zu ertragen, wenn wir modernen Alltagsmenschen mit Haut und Haar in dieses Alterthum uns versetzt sehen. Dieser moderne Alltagsmensch kann zwar unter Umständen ganz poetisch angehaucht sein; indessen das wird die Sache nur noch schlimmer machen.

Ein Beispiel dafür liefert das Trauerspiel „Nora" von W. Anhäuser (Nr. 1), das im Jahre 16 n. Chr. im Waldgebiet der Sigambern spielt und die Liebe Nora's, der Tochter des Sigamberherzogs Detmar, zu Julius Cäcina, dem römischen Feldherrn, behandelt. Die Verse des Verfassers sind geschickt und flüssig; es geht aber durch das ganze Stück ein Jambengeplätscher, das einem sozusagen bis an den Hals steigt und mit der Gefahr des Ertränkens droht. Dabei ist es inhaltslos und entbehrt jeder spannenden Handlung. Mit beneidenswerther Kühnheit füllt der Verfasser den sechzehn Seiten langen vierten Act mit einem einzigen Duett zwischen Nora und Cäcina, um den fünften sofort mit einer fünf Seiten langen Fortsetzung zu beginnen. Von Ursprünglichkeit, Tiefe des Gefühls oder der Gedanken ist nirgends etwas zu merken, alles vielmehr voll von flacher, moderner, süßlicher Sentimentalität. Gleich im ersten Act erklärt der unglückliche Liebhaber des Dramas, Detmar's Neffe Thedolf, in folgenden Worten seine Liebe:

O, Nora, höre mich!
Lang' wußt' ich nicht, wie mir geschehen war.
Ich wandelte wie träumend durch die Welt,
Ein unerklärlich Sehnen, eine Wehmuth,
Die ich nicht deuten konnte, faßte mich,
Und schweigend trug ich meines Kummers Bürde.
Da, als ich jüngst durch Wald und Wiesen streifte
Und klagte dort den Himmlischen mein Leid,
Blitzähnlich einer Offenbarung gleich
Kam es da über mich, daß du es bist,
Nach der ich schmachte, du das süße Ziel
All meiner träumerischen Sehnsucht, daß
Kein Heil für mich auf Erden außer dir,
Daß ich dich ewig, bis zum Wahnsinn liebe,
Blick' nicht hinweg. Hab' ich dich überrascht,
O, so verzeihe meinem Herzen, das
Nicht länger tragen konnte das Geheimniß.

Daß bei einer solchen Darstellung von keinem Colorit die Rede sein kann, wird sich der Leser nach dieser Probe selbst sagen. Auch die ungeschickt gewählten Namen zeigen, wie wenig es dem Verfasser darauf ankam, das Alterthum leibhaft zu machen. Das Einzige, was man ihm zugestehen kann, ist, daß er manchmal einen zwar nicht besonders kräftigen, aber immerhin ganz hübschen lyrischen Schwung erreicht.

Ganz anders ist selbstverständlich Felix Dahn in unserm Alterthum zu Hause, wenn man auch nicht recht begreift, weshalb dieser gelehrte Dichter in seinem Schauspiel „Sühne" (Nr. 2) nordische Götternamen mit deutschen durcheinandermengt, im Hochdeutschen niederdeutsch Wodan schreibt und Namen wie Heilrun consequent auf der zweiten Silbe betont. Felix Dahn hat von unsern dramatischen Dichtern wol das größte theatralische Talent. Mancher wird vielleicht die ausführlichen Decorationsschilderungen, die detaillirten scenischen Notizen, die fortwährenden Anweisungen für die Schauspieler nicht ohne Lächeln lesen; sie beweisen jedoch, daß Dahn das, was er schreibt, in der Phantasie vor sich agiren sieht. Er schaut mit klarem Auge Coulissen, Costüme, Posen und Geberden, und soweit sich aus diesen Ingredienzien Effecte herstellen lassen, ist er durchaus wirkungsvoll. Weiter reicht sein Blick leider nicht. Er sieht hinter all dem weder wirkliche Menschen, noch diesen wirklichen Menschen ins Herz. Deshalb nimmt auch unser Herz keinen warmen Antheil an seinen Schöpfungen, und stets erinnert, was wir hören, an das tönende Erz und die klingende Schelle des Apostels. Bei dem vorliegenden Stück macht sich dieser Uebelstand noch mehr als anderwärts bemerkbar, weil der Inhalt desselben im Grunde ein Kapitel der germanischen Rechtsalterthümer ist. Er betrifft nämlich die Fehde zwischen zwei Gaufürsten der Semnonen. Dieselben lassen an Stelle der Blutrache eine Sühne treten, stellen sich beide in den Dienst des Vaterlandes und werden von Armin zum Schluß des Dramas mit den Worten entlassen: „Auf Wiedersehen — im Teutoburger Wald." Die Art und Weise, wie die kluge Heilrun das todtgeglaubte Liebespaar Sigo und Albheid im letzten Act vorführt, erinnert an das „Wintermärchen", hat indessen etwas entschieden Komisches (oder ist doch, um eine mehrfach wiederholte Spielanweisung des Verfassers zu gebrauchen, jedenfalls von „leise komischer Wirkung"), denn Sigo ward im dritten Act vor unsern Augen erstochen, und Albheid hat sich mit dem aus seiner Wunde gezogenen Dolche selbst durchbohrt, wobei beide folgende Geständnisse wechseln:

Sigo.
Vergib — Albheid — ich hab' dich — sehr geliebt!
Albheid.
Ich aber dich, o Sigo — noch viel mehr!

Unter die Nordgermanen führt uns das Schauspiel „Frithjof" von Katharina Diez (Nr. 3). Die schönen Verse Tegnér's haben schon manchen verführt, diesen Stoff für das Theater zu behandeln. Man hat „Frithjof" sowol in Musik wie in Jamben gesetzt. Es ist indessen bisjetzt nur wenig dabei herausgekommen. Kein Wunder! Der Stoff reiht eine Anzahl von Begebenheiten aneinander, welche durch die Liebe Frithjof's zu Ingeborg in Beziehung gesetzt werden, allein dies genügt doch kaum als einheitliches Band für ein Drama. Bei einem Epos hat der Leser allenfalls Geduld, den Tod König Ring's abzuwarten; bei einem Drama macht es ihn ungeduldig, daß auch der Held so viel Geduld besitzt; es schreckt ihn ab, daß Ingeborg sich ohne weiteres zur Gattin König Ring's machen läßt, kurzum er wünscht, beide möchten irgendeine Handlung begehen, und wäre es auch um den Preis, daß sich beide damit in eine Schuld verstrickten. Als Frithjof Ingeborg im zweiten Act entführen will, spricht Ingeborg:

Solang' du redlich, offen um mich warbst
Bei meinem Bruder und vor unserm Volke,
Und ich auf friedliche Versöhnung hoffte,
Hab' ich dir nicht der Liebe Gruß verweigert,
In diesem Tempel selbst, in Baldur's Schutz;
Ich sah es nicht als Unrecht an! Doch seit
Ich deinen Plan zu unsrer Flucht vernommen,
Ist mir's, als warnten mich des Gottes Blicke
Vor einem Frevel, — mir ist's klar geworden:
Er will ein Opfer — unsre Liebe soll
Sich läutern — soll wie er durchs Feuer gehn,
Bis zu Walhallas ew'gem Götterfrieden. —
O, laß uns nicht den guten Gott betrüben
Durch Trotz und durch Verrath an unserm Volk,
Dem du gehörst mit deinem tiefsten Leben,
Wenn auch ein Wahn dich jetzt von ihm vertreibt:
Es hat ein Recht an dich; ein größres noch
Vielleicht an mich, an König Bele's Tochter.
O glaube mir, es rächte sich an uns!
Wir würden beide, echte Nordlandskinder,
Im heißen Süden Fremdlinge stets bleiben.
All seine glühenden Rosen würden nicht
Ersetzen uns der Sterne bleiches Licht,
Das über unsrer Väter Hügel leuchtet.
Die Heimat ist des Menschen erste Mutter;
Wer sie verletzt, dem folgt kein Segen nach. —
Sei stark, mein Frithjof! Unsre Norne sprach
Das Wort der Trennung. Laß uns ihm gehorchen.

Das ist alles recht brav, indessen für eine dramatische Heldin doch gar zu wohlanständig. Wir müssen freilich bedenken, daß wir als Verfasserin eine Dame vor uns haben, und es wäre unrecht, wollten wir nicht zugeben, daß sich in „Frithjof" manche sinnige und anmuthige Stelle findet.

Noch mehr verdient dieses Lob das einactige Drama „Radegundis" der Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy (Nr. 4). Heldin desselben ist Radegundis, Prinzessin von Thüringen, welche sich der Frankenkönig Chlotar zur Frau nahm, die aber später in ein Kloster ging und hier den Namen einer Heiligen erwarb. Die ebenso klare wie feine Sprache erinnert vielfach an Grillparzer. Leider geht alles ein wenig gar zu schnell vor sich. In dem einen Act kommt Radegundis aus dem Kloster, wo sie erzogen worden, wird für die Welt gewonnen, heirathet Chlotar, wird plötzlich an der Hochzeitstafel wieder andern Sinnes und kehrt zu ihren Nonnen zurück. Besonders dieser letzte Umschwung ist ganz unvermittelt. Man ahnt wol, was die Verfasserin will, aber sie hätte ihre Absicht klarer ausdrücken müssen. Die Oper kann allerdings solche stumme Uebergänge schildern, weil das Orchester die psychologischen Ereignisse detaillirt; im gesprochenen Drama jedoch müssen die Personen sich aussprechen. Ich glaube, hier könnte leicht durch eine Aenderung Besserung geschafft werden, und halte dies für um so wünschenswerther, als die kleine Dichtung dann auch auf dem Theater ihre Wirkung nicht verfehlen würde, wenigstens bei einer liebevollen Inscenirung und einem Publikum gegenüber, das Geist genug hätte, um aufmerksam zu folgen. Chlotar sowol wie Radegundis und der Dichter Venantius Fortunatus sind sehr geschickt gezeichnete Gestalten. Jedenfalls sei das anspruchslose Werk allen warm zur Lektüre empfohlen.

Ein alter Bekannter grüßt uns in „Kaiser Otto III." von Hugo Krebs (Nr. 5). Ich stehe nicht auf jenem Standpunkt, der von den Stoffen aus unserer großen Kaiserzeit nichts wissen will, bin vielmehr überzeugt, daß dieselben bei der rechten Behandlung von der größten Wirkung sein würden. Von dieser rechten Behandlung freilich ist bisjetzt nirgends viel zu sehen. Wir hoffen eine gewaltige Statur zu finden, die uns mit den Schauern der Vorzeit erfüllen soll, aber wo wir sie suchen, stoßen wir auf eine dichte Dornenhecke tendenziöser Phrasen. Es gibt nicht leicht eine poetischere Gestalt als die Otto's III.; nur muß man die Poesie nicht in der Kritik suchen, welche Herr von Sybel und seine Schule an der italienischen Politik der deutschen Kaiser ausgeübt haben. Es gab damals noch kein Nationalitätsprincip und deshalb auch keine bewußte Beschränkung auf die eigene Nation. Hätte Otto III. das Kaiserthum aufgefaßt wie Friedrich I., so wäre hierbei nichts Tragisches gewesen; aber Otto III. meinte, das alte Rom selbst existire noch. Und dieser Glaube war verzeihlich; denn äußerlich war er zum größten Theil im Recht. Zur Zeit Otto's III. standen noch die meisten Paläste, Tempel, Thermen, höchstens vielfach ihres Bilderschmucks beraubt. Wie mußte das Herz des sächsischen Jünglings befangen werden, wenn er all diese Pracht mit den plumpen Behausungen daheim verglich; auf dem alten Palatium residirend und von ihm auf die Stadt hinabblickend, wähnte er der unmittelbare Nachfolger der Cäsaren zu sein. Von alledem weiß Hugo Krebs nichts. Das Rom, welches er schildert, ist das Rom des spätern Mittelalters, als die Stadt wieder emporblühte und die Erinnerungen an die Republik im Herzen ihrer Bürger wach wurden: sein Crescentius hält Reden wie etwa Cola di Rienzi. Dem Verfasser kommt dies freilich sehr zu statten, denn er schwelgt mit Vorliebe in gehaltlosen Phrasen, die er bisweilen sogar, um die Leser eigens aufmerksam zu machen, gesperrt drucken läßt, z. B.:

Denn nichts kann uns der Gottheit näher rücken,
Als, sie vertretend, Menschen zu beglücken —

Denn Meineid rächt sich früher oder später
An dem, der an sich selbst ward zum Verräther —

Im Volk entspringt der Quell der höchsten Macht.

An andern Stellen wird die Diction äußerst prosaisch. Wenn Heinrich von Baiern sagt: „Das Deutsche Reich ist durch Parteienzwist so arg zerklüftet, daß des stärksten Herrschers rastlose Thatkraft kaum es retten kann vor gänzlicher chaotischer Zerrüttung", so kann man das kaum noch Poesie nennen. Was Otto selbst anbelangt, so trägt er sich kühn mit Weltbeglückungsplanen, um „aus allen Himmeln des Ideals jäh hinabzustürzen in der Enttäuschung einzige Umarmung". Schließlich wird er von Stefania, der Gemahlin des Crescentius, vergiftet. Er seufzt:

Urewiger, vor dem die Himmel beben,
Riefst du zu früh mich auf die Weltenbühne,
Zum Spielball nur, zum Hohn der schnöden Zeit,
Die unzugänglich für das ewig Schöne —
So dank' ich dir dies karge Dasein nicht
Und bald'ger Tod erscheint mir hoch willkommen!

Herzog Heinrich aber ruft ihm nach:

Du rührend Bild der Unzulänglichkeit
Des Menschenwillens gegen Götterschluß,
Du Phaëthon germanischer Geschichte,
Du schöner kaiserlicher Wunderknabe,
Ein Liederquell entspringt einst deinem Grabe!
Den Enkeln wird durch dich ins Herz gebrannt
Der Wahlspruch: haltet fest am Vaterland!

Was das Trauerspiel „Raudeck" von Friedrich Müller (Nr. 6) eigentlich soll, ist uns nicht recht klar geworden. Es spielt „in Deutschland zur Zeit des Bauernkriegs". Deutschland ist indessen groß, und so hat man nirgends das Gefühl eines sichern historischen Hintergrundes. Der Verfasser besitzt unzweifelhaft großes Geschick, sein Dialog ist lebendig und natürlich. Hätte er zur Zeit geschrieben, als derartige Stücke Mode waren, würde sein Stück sicherlich nicht ohne Wirkung gewesen sein. Zwar hätte er dann die Jamben beiseitelassen müssen; denn der Inhalt seines Dramas ist trotz der großen Action so genrehaft, daß man den Zweck des Kothurns nicht recht einsieht. Der Held desselben, ein Ritter, der an die Spitze der aufständischen Bauern tritt, erscheint als ein Gemisch von Götz von Berlichingen und dem Kleist'schen Rechtsfanatiker Michael Kohlhaas.

Nicht viel mehr vermag ich mit dem vieractigen Schauspiel „Der Landvogt von Speier" von Ernst Wolfram (Nr. 7) anzufangen, trotzdem dasselbe bereits im Stadttheater zu Solothurn aufgeführt wurde. Der Landvogt von Speier tyrannisirt diese gute Stadt zur Zeit des großen Interregnums. Das Stück schließt mit der Wahl Rudolf's von Habsburg zum deutschen König, der dann als ausgleichende Gerechtigkeit zwischen die Handelnden tritt. Für solche mittelalterliche romanhafte Episoden fehlt heutzutage Dichtern wie Publikum die rechte Naivetät: die schönen Tage des „Pfefferröfel" sind dahin.

Eine besondere Beachtung dagegen verdient das Trauerspiel Franz Keim's: „Der Königsrichter" (Nr. 8). Schon dem Stoffe nach sollte es die Sympathie eines jeden Deutschen erwecken. Es beschäftigt sich nämlich mit den Kämpfen der siebenbürgischen Sachsen wider die magyarischen Uebergriffe in der Mitte des 16. Jahrhunderts und ist „der glorreichen Nation der siebenbürger Sachsen" gewidmet. Darin liegt zugleich, daß es von actueller Bedeutung ist. Gerade diese actuelle Bedeutung aber dürfte den Wirkungskreis des Dramas bedeutend einschränken. Denn verschiedene Umstände verursachen es leider, daß in Deutschland selbst der Antheil an unsern auch heute wieder von den übermüthigen Mongolen bedrohten Stammesgenossen nicht so lebendig ist, wie er sein müßte, wenn unser Nationalgefühl bereits kräftig entwickelt wäre. Zwar könnte das Drama auch ohne dieses actuelle Interesse Erfolg erzielen; ich fürchte nur, daß es den Bühnenvorständen nach ihrer Art nicht actuell genug sein wird. Und doch verdiente die Arbeit eher eine Aufführung als so manches fade Lustspiel, um das sich die Intendanten reißen.

Markus Pemflinger, der tapfere Königsrichter zu Hermannstadt, der Mann mit dem stolzen Unabhängigkeitsgefühl und dem unbeugsamen Rechtssinn, der sich nicht scheut, seinen eigenen Sohn in den Tod zu schicken, als er zum Verräther an der sächsischen Sache geworden, ist eine vortreffliche Figur. Auch sonst ist das Stück reich an kräftigen und scharf charakterisirten Gestalten. Eine Ausnahme machen nur der erwähnte Sohn des Königsrichters, der übliche Liebhaber des Dramas, und die schöne Gräfin Ilona Mailath, die ihn mit einem einzigen Blick ihrer dunkeln Augen zum Treubrüchigen macht und mit der der Dichter schließlich so wenig anzufangen weiß, daß er sie todtstechen läßt. Die Sprache ist knapp, ohne jede lyrische Abschweifung. Weshalb auch dieser Autor alle Augenblicke einzelne Worte gesperrt drucken läßt, ist mir verborgen geblieben. Großes Lob verdient der Aufbau des Ganzen; das Interesse steigert sich von Act zu Act. Ungemein lebendig ist gleich der erste Aufzug, von großer tragischer Wirkung die letzte Hälfte des vierten. Alles in allem: Franz Keim besitzt ohne Zweifel ein bedeutendes Talent. Möchte die deutsche Bühne davon Nutzen ziehen!

Wenn wir uns zu den nichtdeutsche Stoffe behandelnden Dramen wenden, so haben wir uns zunächst mit drei Dichtern zu beschäftigen, die ebenso wie Franz Keim Oesterreich angehören, und deren Werke sich gleichfalls weit über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben. Dies ist gewiß nicht zufällig. Die lebhafte Empfänglichkeit des österreichischen Stamms macht den Dichtern mehr Muth, als es die in Norddeutschland augenblicklich herrschende Indifferenz vermag. Leider beschäftigen sich jedoch zwei der in Rede stehenden Dramen mit den allerabgedroschensten Stoffen. Martin Greif*) hat einmal wieder den Schatten des Marino Falieri heraufbeschworen, Stephan Milow den König Erich XIV. von Schweden zum Helden seines

*) Martin Greif ist übrigens ein Baier. D. Red.

Trauerspiels erkoren — oder, wie er einmal in demselben irrthümlicherweise conjugirt, „erkürt". Der Reiz, den beide Gestalten auf die Dichter ausüben, läßt sich leicht begreifen: sie scheinen von vornherein geschaffen, Mittelpunkt einer Charaktertragödie, wie solche die hergebrachte Aesthetik als höchstes Ziel aufstellt, zu werden. Das historische Costüm fügt noch einen neuen Reiz hinzu. Dächte man klarer über das Wesen des historischen Dramas nach, so würde man bald begreifen, daß das Historische hier nur als Ballast wirkt. Nur dann kann das Historische ganz in die Poesie aufgehen, wenn die großen geschichtlichen Gedanken, die ja auch immer die wahrhaft menschlichen sind, zum Ausdruck kommen. Beeinflußt aber das Historische einen Charakter in einer Weise, die selbst wieder mit dem Geschichtlichen gar nichts zu thun hat, so wird das Drama außer Stande sein, die ganze Fülle der Ursachen, die noch dazu theils im Conventionellen vergangener Zeiten liegen, klar zu machen. Deshalb das Unvermittelte, Unbegreifliche, das allen derartigen Charakterzeichnungen anhaftet.

Das gilt namentlich von Martin Greif's „Marino Falieri" (Nr. 9). Oder kann sich jemand im Ernst in den Charakter des Dogen hineindenken, der im Dienst der Republik alt geworden ist und nun plötzlich um eines Spottverses willen die Verfassung seiner Vaterstadt umzustürzen sucht? Wohl soll das Drama die Motive condensiren, nicht aber excerpiren. Aus dem kurzen Gespräch des Dogen mit einem Arsenalmeister und einem Bildhauer ist die ganze Breite der Thatsachen nicht zu entnehmen, auf der sich die Verschwörung Falieri's aufbaute. Martin Greif zeichnet sich auch als Lyriker durch große Knappheit und einen fast epigrammatischen Stil aus, als Dramatiker vermeidet er erst recht jeden lyrischen Schwung. Es ist alles auf die Charakteristik abgesehen. Nur zuweilen läßt sich ein kraftgenialer Ton vernehmen, z. B.:

Falieri.

Verbannung auf ein Jahr! Haha, ein Jahr!
Warum nicht lieber mit dem Fuchsschwanz ihm
Versetzen eins und ihn dann laufen lassen?
Ja, die Gerechtigkeit hat weite Aermel!
(Die Inquisitoren reden untereinander; Falieri springt auf.)
Ihr milden Herrn, hört ihr den Dogen nicht?
Bin ich Pantaleon anstatt der Fürst,
Ein muntres Spielzeug für die großen Kinder,
Ein Puppenstiel und drum so aufgeputzt,
Chimärisch Staatshaupt, durch die Mütze nur
Von allen unterschieden? Nun, da nehmt
(er reißt die Herzogsmütze sich ab)
Den eitlen Lappen auch, den Schein der Macht.

Trotz aller Theorien Heinrich Laube's bin ich denn doch der Ansicht, daß Lyrik und Gedankentiefe auch auf der Bühne mehr wirken als jene ängstliche Knappheit, deren Muse mir immer wie im Zustande der Abmagerung begriffen vorkommt.

Eine ganz andere Physiognomie zeigt Stephan Milow's „König Erich" (Nr. 10). Als Lyriker verdient er die Prädicate „glatt und weich". Er hat etwas Vornehmes, aber mehr im weiblichen Sinne. Man würde sich wundern, daß ein solcher Dichter sich eine so schauervolle Geschichte, wie die Erich's XIV. aussuchte, wenn man nicht wüßte, daß sich die Extreme berühren. Uebrigens hat die wüste nordische Atmosphäre Milow nicht abgehalten, seiner eigenen Art treu zu bleiben, wie dem Leser folgender Monolog Erich's beweisen mag:

Was ist es denn um eines Menschen Tod?
Ein Aug' erlischt, ein Aug' aus Millionen,
Die weiter spiegeln der Gestirne Licht,
Die fort und fort das bunte Leben tragen,
Zahllos und unerschöpflich, eine Fülle,
Für die der Raum zu enge wird im Kreis
Und die sich selbst bedrängt in ihrem Reichthum.
Wer möchte da noch achten des Atoms,
Das hingestäubt und keine Lücke läßt
Im Ueberfluß des unermessnen Alls!
Was ist es denn um eines Menschen Tod?
Ein Aug' erlischt — doch wehe, dieses Aug'
Ist doch nur einmal da und kommt nicht wieder!
Es schaut um sich, wie keines wieder schaut
Von all den ungezählten Millionen;
Es hat sein eignes Licht, die eigne Farbe,
Das eigne Maß für alles, was da ist.
So füllt es auch das unermessne All
Mit seinem eignen Reichthum bunten Lebens,
Mit seinen eignen Bildungen, Gestalten,
Bestrickend, mannichfaltig, schön umspielt
Vom Schimmer, den es ihnen selber leiht,
Und was es auch im weiten Rund umspannt,
Sein Eigen ist's, das es sich selbst erbaut.
Ein Auge — eine Welt! und lösch' es aus,
Zertrümmert hast du eine ganze Schöpfung.

Was ich oben über excerpirte Motive gesagt habe, gilt auch von Milow's Stücke. Man begreift nicht recht, weshalb sich dieser vertrauensselige, lebenslustige Jüngling zwischen dem zweiten und dritten Acte in einen finstern Tyrannen verwandelt; ebenso wenig ist die spätere psychologische Katastrophe genugsam durch den an Nils Sture verübten Mord motivirt. Unklar ist das Verhältniß Erich's zu seinem Rathgeber Pehrson; auch der Irrsinn des Herzogs Magnus schneit unerwartet in die Handlung hinein, etwa wie der Wahnsinn der Ophelia in „Hamlet". Trotzdem wird man das Drama vom Anfang an mit Vergnügen lesen. Besonders aber zum Schluß häufen sich die Vorzüge, mag auch der entthronte und eingekerkerte Erich immerhin an Richard II. erinnern. Hier hat der Dichter Töne des tiefsten Gefühls gefunden; so z. B. wenn Erich im Gefängnisse in folgende Klagen ausbricht:

O Schmerz! — Was recht' ich noch mit dem Nichtswürd'gen
Und rütt'le mir Erinnerungen auf,
Die mir, fürwahr, nicht taugen können jetzt! —
Zwei Menschen leb' ich noch! Der Eine geht
Vertraulich mit der Thorheit Arm in Arm,
Sucht bei den andern Antheil noch und Liebe,
Zählt ihnen vor, worin er Recht darf fordern,
Gräunt sich um ihre Tücke und kann trostlos
Ob seinem Misgeschick die Hände ringen;
Indeß der Zweite, stummen Munds, gefaßt,
Den bangen Lauf des Daseins nur belächelt.
Er sä't die Wohlthat nicht um warmen Dank;

Wenn einer ihm für hold erwiesne Liebe
Ins Antlitz schlägt, so macht es ihn nicht jammern;
Er härmt sich nicht um abgeblühte Hoffnung
Und sucht nicht, was die karge Welt nicht beut —
O, ehe dieser nicht zur vollen Herrschaft
In mir gelangt, bin ich noch nicht erlöst!
(Geht zum Fenster, wo die Blumen stehen und beschäftigt sich mit ihnen.)
Seid ihr in meiner bangen Einsamkeit
Genossen mir und bringt mir sanften Trost!
Belauschen will ich euer still Entfalten
Und jede Blüte, die ihr Auge öffnet,
Sei wie der Gruß mir eines bessern Geistes.
O, ihr seid makellos, seid rein und gut.
Ich pfleg' euch, und zum Danke duftet ihr.

Weit weniger lyrisch gehalten ist Ferdinand von Saar's Trauerspiel „Die beiden de Witt" (Nr. 11). Freilich war hier die Lyrik von selber ausgeschlossen. Weder Wilhelm III. von Oranien eignet sich dazu, noch die beiden Helden, die durch und durch politische Persönlichkeiten sind. Allerdings sehr interessante. Der geistreiche Michelet meint, sie seien Staatsmänner gewesen, die für die Zukunft zwar recht behalten, im Momente aber unrecht gehabt. Denn im Momente sei zwar Frankreich der gefährlichste Feind der Niederlande gewesen; sie hätten indessen richtig erkannt, daß die eigentliche Gefahr ihrem Volke von der englischen Concurrenz drohe. Ferdinand von Saar hat diesen Gedanken jedoch nicht benutzt, sondern seine Tragödie rein auf das Verhältniß der de Witt zum Hause Oranien gebaut, wobei er noch, um Wilhelm III. möglichst fleckenlos zu erhalten, eine ziemlich ungeschickte Intrigue zu Hülfe nimmt. Johann de Witt wird seinem Princip untreu, indem er den Prinzen von Oranien, um das Vaterland zu retten, an die Spitze der Armee stellt; Cornelius bleibt Feind der Oranier, wird aber infolge jener Intrigue fälschlich angeklagt, dem Prinzen nach dem Leben getrachtet zu haben. Beide fallen endlich der Wuth des Pöbels zum Opfer. Um etwas Abwechselung in diese Haupt- und Staatsaction zu bringen, hat Saar ähnlich wie im „Egmont" Volksscenen und ein Liebesverhältniß hinzugefügt. Die Volksscenen sind indessen zu farbenarm; die Liebe Wilhelm's zu Johann's Tochter Maria steigert sich nirgends zu einem kräftigen dramatischen Forte. Auch ist es dem Dichter nicht immer gelungen, wenn seine Personen in Jamben reden, einen wahrhaft poetischen Ton zu finden. Zum Beweise setze ich wiederum zwei Stellen her, die der Leser sich selbst zu Versen entwirren mag.

Estrades.

Ich verstehe, was Eure Hoheit damit sagen wollen. Der Enkel eines der bedeutendsten Feldherrn der Neuzeit, eines Prinzen Moritz, darf wol die stolze Zuversicht besitzen, er werde, an die Spitze der Armee gestellt, selbst einem Condé, einem Turenne gegenüber mit dem Schwerte in der Hand den Dingen eine andere Wendung geben.

Wilhelm.

Ihnen schwebt ein Ideal vor. Muß ich Ihnen sagen, daß unser Land, mehr als irgendeins, zerklüftet ist im Innern? Schon die Provinzen streiten um das Vorrecht mit Holland stets, wo sich der alte Haß zwischen dem Volk und den Patriciern mit jedem Tag erneuert. Sie selbst erfahren, wie schwer es ist, bei solchem Widerstreit der Meinungen und Interessen ohne die größte Machtvollkommenheit die Menschen zu einem großen Zwecke zu vereinen.

Mit diesen angeblichen Versen vergleiche man einmal die Prosa im fünften Acte des „Egmont"! Doch kann uns dieses nicht abhalten, die Vorzüge der Dichtung anzuerkennen. Wilhelm III. und die beiden de Witt sind fein gezeichnete Charaktere, der Aufbau des Ganzen geschickt und die Katastrophe von großem Eindruck.

Soviel wir uns erinnern, haben die Trauerspiele Greif's und Saar's auf der Bühne einen gewissen Erfolg gehabt. Sie haben ihn verdient. Zu einer nachhaltigen Wirksamkeit, sei es im Theater, sei es auf die kommende Zeit, fehlt ihnen die nöthige Kraft und Fülle.

Mit einer Episode der byzantinischen Geschichte und zwar jener tragischen der Kaiserin Eudocia und des späterhin so grausam geblendeten Romanus Diogenes beschäftigt sich ein fünfactiges historisches Drama von Joseph von Wertheimer (Nr. 12). Daß der Verfasser bereits im hohen Greisenalter steht, erfährt man nicht nur aus einem liebenswürdig bescheiden gehaltenen Vorworte, sondern auch aus der vorgesetzten Widmung: „Seiner Henriette zur goldenen Hochzeit." Es wäre unbillig, an eine solche Arbeit mit der Strenge einer unerbittlichen Kritik heranzutreten, obschon auch diese mancherlei daran zu loben finden wird. Ob der Autor recht daran gethan, seine Heldin schließlich zur Selbstmörderin zu machen, erscheint mir zweifelhaft. Auch manche seiner Betrachtungen klingen allzu modern, so wenn Eudocia sagt:

Nein doch, Polyxena, der Byzantiner
Steht dem Barbaren näher als dem Griechen.
Ich konnt' es Diogen schon damals sagen,
Daß Vandalismus nicht es einst gewesen,
Der Kunstgebilde macht' zu Wurfgeschossen —
Byzantinismus war's im Belisar.

Einem entschiedenen dramatischen Talente stehen wir in dem leider kürzlich verstorbenen Arnold Beer (Nr. 13) gegenüber. Er hat sich diesmal die Geschichte der „Hypatia" zum Vorwurf genommen, die bekanntlich bereits von dem Engländer Kingsley zur Heldin eines wohlgelungenen Romans gemacht wurde. Aeußerlich muß es als ein Fehler erscheinen, daß Beer's Tragödie hundertundeinundsechzig Seiten lang, also zu lang ist. Wozu schreiben die Dichter Stücke, von denen sie sich selber sagen müssen, daß bei einer etwaigen Aufführung mindestens ein Drittel fortzufallen hätte? Dialog und Handlung sind viel zu complicirt und verlieren sich in Einzelheiten, die nicht auf die Bühne gehören, weil hier der Dichter nicht alles allein geben, sondern auch dem Schauspieler etwas zu thun übrig lassen soll. Daß Hypatia den Plan faßt, mittels eingewanderter Gothen das Römische Reich theilweise zu erneuen und ein von Byzanz unabhängiges Afrika herzustellen, dünkt mich ziemlich weit hergeholt. Da an ihn sich sogar die Katastrophe knüpft, bringt

er ein fremdes Element in die Heldin und verwirrt die prägnante Bedeutsamkeit ihrer Gestalt. Um endlich noch einen Fehler hervorzuheben: Beer's Verse sind oft gar zu salop. Es liegt mir fern, etwa an der Hand einer Schulmetrik an Versen herumzumörgeln. Nöthig ist indessen, daß überall der Rhythmus mit Energie festgehalten werde, weil niemand sonst im Theater merken wird, daß er es mit Versen zu thun hat. Im übrigen haben wir, wie bereits bemerkt, eine sehr interessante Arbeit vor uns: interessant durch den Gang der Handlung, durch die einzelnen Charaktere und durch manche schwungvolle, von wahrer Poesie eingegebene Stelle. Eine Zeile, wie die, mit welcher der unglückliche Liebhaber der Hypatia, der Mönch Alexis, dem Worte des Vaters der Philosophie: „Werk für deinen Gott gethan!" erwidert:

Werk seiner Feinde!
Ich gehe in die Wüste zu ihm selbst —

und damit die Tragödie schließt, hat etwas so unzweifelhaft Großartiges an sich, daß der Dichter ein Recht besitzt, darauf stolz zu sein.

Die Werke, die uns noch zu besprechen übrig bleiben, bedürfen keiner weitläufigen Erörterungen. Sowol die Schauspiele von Ernst Rethwisch (Nr. 14), als die beiden dramatischen Skizzen von Hermann E. Jahn (Nr. 15) sind denn doch gar zu dilettantisch, als daß man sich weiter in sie vertiefen möchte. H. E. Jahn kann man allenfalls zugestehen, daß er einige Phantasie besitzt und diese künstlich zu erhitzen versteht. Immerhin ein ziemlich zweifelhafter Vorzug!

Hans Herrig.

Geschichtliche Schriften.

1. Das Bündniß von Canterbury. Eine Episode aus der Geschichte des Konstanzer Concils. Von J. Caro. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der gediegene und scharfsinnige Historiker Polens entfaltet vor unsern Augen ein recht unerquickliches Gemälde; auf dem blendenden Hintergrunde des Konstanzer Concils, eines der größten Congresse aller Zeiten, heben sich drei Monarchen wenig vortheilhaft ab, die sich um die Wette überlisten und betrügen: der römische König Sigismund, Heinrich V. von England und der geistesschwache Karl VI. von Frankreich.

Frankreich und England bekämpften sich in jenem furchtbaren Nationalkriege, der ein Jahrhundert ausfüllt. Während desselben trat in Konstanz das ökumenische Concil wegen Abschaffung des Kirchenschisma mit drei Päpsten und wegen Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern zusammen. Sigismund, dessen Geist immer nach dem Höchsten griff, ohne es durchführen zu können, wollte diese Anarchie lösen und mischte sich, um sein Interesse und das Concil zugleich zu fördern, in die Händel der beiden Feinde. Damit beide das Concil beschickten, eine gallikanische und eine englische „Nation" auf demselben erschiene, trat er in Unterhandlungen mit England und Frankreich, und schloß mit Frankreich im Juni, mit England im Herbste 1414 Verträge. Frankreich ersuchte nun, ein falsches Spiel beginnend, Sigismund um seine Intervention für den Frieden bei England, nur um die Hand nach innen anstatt nach außen kehren, seine Zwiste schlichten und dabei weiter rüsten zu können. So schlau und gerieben sonst Sigismund war, ließ er sich doch hier verblenden, hielt die Friedensneigung für echt und glaubte in übertriebener Selbstzuversicht, es werde ihm ein Leichtes sein, England und Frankreich zu vereinbaren. Gewiß aber hat er — wir müssen dies Caro zugestehen — hierbei keine mit England verabredete lügnerische Rolle gespielt. Ueberhaupt wird Caro dem ungerecht angegriffenen Biographen Sigismund's im 15. Jahrhundert, Eberhard Windeck, an mancher Stelle gerecht. Vielfach gedrängt, ging Sigismund, um für den Frieden zu interveniren, von Konstanz nach Paris, wo man aber seine Vermittelung zurückwies; als man ihm hier vorschlug, mit Heinrich V. selbst zu unterhandeln, scheute er auch vor der Reise nach London nicht zurück. Selten wol hat er so ehrlich gehandelt und ist so untadelhaft vorgegangen wie in diesem Falle, und gerade hierin ist er so viel geschmäht worden. Heinrich V. stellte im Frühjahr 1416 sehr mäßige Forderungen an Frankreich: außer der Festung Harfleur mit einem Landstriche wollte er einen dreijährigen Waffenstillstand. Ein Präliminarentwurf dieses Inhalts ging im Juni 1416 nach Paris ab. Während am französischen Hofe mancher ehrlicher dachte, setzte der nichtswürdige Connétable Graf Bernard d'Armagnac es im Rathe des Königs durch, daß man nur zum Schein auf die Verhandlungen einging, damit man während derselben Harfleur, dessen Capitulation nahe schien, nehmen könnte. Er wollte den klugen Heinrich V. überlisten und rechnete in vollendeter Perfidie darauf, Sigismund zum Danke für seine Vermittelung zu dupiren. Karl VI., ein bloßer Schatten, erklärte Sigismund seine volle Zustimmung zu den Ergebnissen der londoner Juniconferenz, und Sigismund erwartete viel von einem Monarchencongresse in der Picardie.

Eine nichtswürdig ersonnene und fein eingefädelte französische Intrigue brach aber bei den Verhandlungen über den londoner Präliminarentwurf in Beauvais durch, und während der Krieg fortgesetzt wurde und Harfleur im August 1416 Entsatz erhielt, fühlte sich Sigismund durch die Treulosigkeit Frankreichs tödlich verletzt und legte Ende Juli oder Anfang August feierlich sein Amt als Mediator nieder. Der hochfliegende Streber hatte alles gethan, um

die Geschicke der französischen und englischen Reiche zu entscheiden; er war von Konstanz, wo seine Gegenwart vollgewichtig wirkte, davongeeilt: jetzt sah er sich in seinen Lieblingsträumen, Weltfrieden und Kreuzzug, betrogen, das Concil war um köstliche Zeit und um Energie gebracht, sein kaiserliches Ansehen stand auf dem Spiele, Frankreich spottete seiner, und das Concil sah in ihm den betrogenen Besiegten.

In England richtete sich gleichfalls die öffentliche Meinung, wenn man in jenen Zeiten von einer solchen reden darf, gegen Sigismund, weil er mit der Mediation gescheitert war. Hatte Sigismund, der Tradition seines Hauses folgend, bisher wol zu sehr an der Freundschaft mit den Valois gehangen und ihr manches Opfer gebracht, so schlug jetzt diese Neigung in vollen Haß um. (Wenn Caro die „Bourbons" nennt, so meint er stets die „Valois"!)

Sigismund sandte aus Canterbury am 15. August 1416 Heinrich V. einen fertigen Allianzvertrag gegen Frankreich. Nach Calais am 24. August zurückgekehrt, griff er gar nicht mehr in die Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und England ein, sondern erklärte sich in wildem Zorne gegen die französische Regierung, worauf diese mit barem Hohne antwortete. Als Heinrich V. und Herzog Johann von Burgund sich im October 1416 gegen Frankreich verbündeten, war auch Sigismund noch in Calais. Dann eilte er nach Konstanz zurück. Obgleich er hier die Engländer auffallend auszeichnete, traute ihm Heinrich V. nicht recht und ließ ihn nicht aus den Augen. Am 22. März 1417 erklärte Sigismund Frankreich den Krieg, und am 24. Mai bestätigten alle Kurfürsten außer Böhmen das Bündniß von Canterbury. Bald aber zeigte sich, daß seine Rüstungen lässig vorangingen und er die englische Freundschaft nur benutzte, um im Concil einen Halt zu gewinnen; fortwährend entschuldigte er sich bei Heinrich, daß er noch nicht zum Schwerte gegriffen, und während dieser in den Krieg zog, hielt Sigismund zwar auf dem Papiere zu ihm und dem Herzoge von Burgund, welcher d'Armagnac's Wirthschaft ein Ende machte, schützte aber Concilgeschäfte vor, als Hinderniß seines Eintretens in den Krieg. Jetzt handelte er durchaus unaufrichtig. Dabei überspannte er unerhört seine Rechte als Schirmvogt der Kirche und suchte die Grenzen der kirchlichen Selbstverwaltung zu verrücken, was einen so fanatischen Orthodoxen wie Heinrich V., den blutigen Verfolger der Wicliffiten, aufs äußerste verstimmte. Sein Lieblingswunsch, die Kirchenreformation vor der Papstwahl vorzunehmen, scheiterte, und seit der Wahl Martin's V. trat Sigismund im Concile mehr und mehr in den Hintergrund, die Coalition der deutsch-englischen Nation verlor an Einfluß, Sigismund's Neigung zum Kriege gegen Frankreich erkaltete, zwar sprach er noch von demselben, aber er unternahm ihn nicht. So zerstob das Bündniß von Canterbury wie eine Seifenblase.

Caro, der wiederholt auf die treffliche Arbeit von Max Lenz, „König Sigmund und Heinrich V. von England", rühmend hinweist, gibt im Anhange zu seiner echt kritischen Schrift drei Urkunden Karl's VI. von Frankreich und Sigismund's.

2. Geschichte der Stadt und Bäder Baden, mit einer Ansicht der Stadt und Bäder aus dem vorigen Jahrhundert. Von B. Fricker. Aarau, Sauerländer. 1880. Gr. 8. 10 M.

Ein ungemein lebendig geschriebenes Buch von beträchtlichem Umfange führt uns in die Geschichte des schönen schweizer Bades ein; voll Gründlichkeit und Fleiß hat der Autor aus allen ihm zu Gebote stehenden Quellen geschöpft und eine Geschichte Badens zusammengestellt, von der er mit Recht sagt, sie sei ein Stück schweizer Geschichte, Baden sei das getreue Abbild gar vieler schweizer Städte, und in der Schweiz sei keine Schwesterstadt zu finden, die so vielfältiges und allseitiges historisches wie culturelles Interesse bieten dürfte wie die zweitausendjährige Thermenstadt an der Limmat. Eine schöne Ansicht von Stadt und Bädern im vorigen Jahrhundert steht dem Buche voran.

Die Gegend um Baden gehört zu den am frühesten bewohnten der Schweiz; ringsum fanden sich celtische Grabhügel, Geräthschaften und Waffen. Aus der römischen Periode datiren massenhafte Bautenreste. Als Cäsar die andere Wohnsitze suchenden Helvetier zurücktrieb, entstand aus dem Schutte ihrer alten Niederlassung auch Baden, dessen Bäder sehr frühe gesucht, auch zeitig durch Ueppigkeit bekannt waren; neben Vindonissa galt es als bedeutendste Ansiedelung der Römer in der Ostschweiz. Tief sank Baden in den Wirren der Völkerwanderung. Später theilte es, zum Zürichgau geschlagen, dessen Geschicke, kam 1110 an die von den Lenzburger Grafen abgezweigten Grafen von Baden, nach ihrem Aussterben 1173 an die Grafen von Kyburg, und von diesen 1264 an das Haus Habsburg. Das bisherige Dorf Baden erhielt in den letzten Jahren des 13. Jahrhunderts Stadtrechte, und 1307 tritt uns der erste Stadtschultheiß entgegen. Bis 1415 blieb Baden bei dem österreichischen Hause; dann eroberten es die Eidgenossen, und der Kaiser überließ es ihnen als Reichspfand. Schien es anfänglich, als werde die Reformation, deren Lehren Eindruck gemacht, hier Boden fassen, so schwand rasch diese Hoffnung und voll Zähigkeit hielt Baden am Katholicismus fest, Zwingli's Lehre entschieden bekämpfend. Der harten Zeit der Belagerung durch die Reformirten unter Zürich und Bern (1712) folgte schon 1714 die Glanzepoche Badens: der Friedenscongreß zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche. Der ohnehin schon große Leichtsinn des badener Lebens empfing durch diesen Congreß neue Nahrung. Bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts führte die Stadt hierauf ein politisches Stillleben, aus dem die Hand der Französischen Revolution sie sehr unsanft herausriß; sie litt schwer unter den Kriegen der Revolution. Die berühmte Mediationsacte Napoleon's von 1803 zerstörte die Sonder-

stellung wieder, welche die Helvetische Republik 1798 der Stadt gegeben hatte; war sie in letzterer ein eigener Canton geworden, so sank sie jetzt zu einem Bezirkshauptorte herab und kam zum Canton Aargau, dem sie noch heute angehört.

Unter den vielen interessanten geschichtlichen und culturgeschichtlichen Ausführungen des Fricker'schen Buchs fesselten mich am meisten die Schilderungen des Badelebens in den verschiedenen Jahrhunderten. In hohem Grade frivol muß es nach der Erzählung des päpstlichen Secretärs Poggio, der 1417 vom Konstanzer Concil zur Erholung nach Baden kam, in den Bädern zugegangen sein. Der freie Ton daselbst zog natürlich sehr viele Vergnügungssüchtige an, eine „Badenfahrt" wurde Modesache; später ergingen gegen die Ausschreitungen der Badenfahrten obrigkeitliche Verbote (17. Jahrhundert). Heutzutage herrscht der ehrbarste Ton in dem einst mit Recht verrufenen Badeorte.

3. Politische Geschichte der Serben in Ungarn. Nach archivalischen Quellen dargestellt von J. H. Schwicker. Budapest, Aigner. 1880. Gr. 8. 8 M.

Der durch seine ungarischen Forschungen besonders berufene Professor Schwicker macht zum ersten male den Versuch — und, sagen wir es gleich, seinen trefflich gelungenen —, auf Grund der reichen Urkundenschätze in den österreichischen und ungarischen Archiven und eines sechsjährigen Studiums, zusammenhängend die politische Geschichte der Serben in Ungarn während der Zeit von 1690 bis 1792 darzustellen. Es ist diese Epoche die bei weitem wichtigste ihrer ganzen Existenz in Ungarn; sie reicht von ihrer großen Einwanderung bis zu ihrer Aufnahme zu gesetzlichen Vollbürgern Ungarns. Zugleich wirft die Schilderung dieser Begebenheiten belehrende Streiflichter auf die Gesammtpolitik der habsburgischen Monarchie und die Tendenzen der kaiserlichen Regierung, wie sie den verschiedenen Nationen im Schoße des Reichs gegenüber zu verschiedenen Zeiten hervortreten. Endlich bildet das Werk einen interessanten Beitrag zur Verwaltungsgeschichte des Kaiserstaates und legt unter anderm Zeugniß ab für die hervorragenden Talente Maria Theresia's auf dem Gebiete der Administration. Das Werk ist dem serbischen Patriarchen und Erzbischofe von Karlowitz gewidmet, und diesem politischen Theile der serbischen Geschichte soll eine Geschichte des Kirchen- und Schulwesens der Serben folgen.

Mit dem Niedergange des serbischen Staats und dem erobernden Vordringen der Türken nahm die Emigration der Serben auf ungarisches Gebiet bedeutend zu, und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war Südungarn hauptsächlich von Serben bewohnt; dann aber lichteten die tyrannische Herrschaft der Osmanen und innere Wirren diese Gebiete so sehr, daß sie bei der Wiedergewinnung derselben durch den Kaiser nahezu ohne Bewohner waren. Mittlerweile hatten die Serben neue Wohnsitze an den Grenzen Slawoniens und Kroatiens gefunden, aus denen die Militärgrenze entstand, in der sich die innigste Verbindung von Soldat und Bauer, Pflug und Schwert manifestirte. Der Türkenkrieg von 1688—99 führte abermals viele Serben nach Ungarn, und in diese Zeit fällt jene massenhafte Einwanderung, mit der Schwicker beginnt. Es war Leopold I. darum zu thun, an den Serben einen Nachhalt bei der Bekämpfung der Osmanen zu gewinnen; nicht aber forderte er ihre bewaffnete Hülfe, und noch weniger wünschte er, sie sollten ihre Wohnsitze verlassen. Wie Schwicker mir überzeugend dargethan zu haben scheint, rief der Kaiser somit die Serben nicht ins Land, was so oft behauptet wird. Von ihrem Patriarchen aufgefordert, ergriffen sie die Waffen gegen des Kaisers und ihren gemeinsamen Feind, den Großherrn, vermochten dem ungünstigen Gange des Feldzugs jedoch keine andere Wendung zu geben, fürchteten mit Fug und Recht den Zorn der Türken und emigrirten auf kaiserlichen Boden, in der Hoffnung, die Verhältnisse würden sich bald besser gestalten und ihnen die Rückkehr in die alte Heimat ermöglichen. Sie forderten darum von Leopold außer Zehnten- und Abgabenfreiheit keine politischen oder staatsrechtlichen Zugeständnisse, sondern einzig die Gestattung freier Religionsübung und ein unbeschränktes Dispositions- und Strafrecht für ihr geistliches Haupt. In der festen Erwartung, sie würden stets die Türken bekämpfen, gewährte der Kaiser, ehe sie noch die Save überschritten, ihre Forderungen durch das hochwichtige Privilegium vom 21. August 1690; Schwicker bemerkt hierbei, daß dem serbischen Patriarchen damals auch über Bosnien und die Herzegowina die Jurisdiction zugesprochen wurde, und setzt voraus, nach der kürzlich durch Oesterreich-Ungarn erfolgten Occupation dieser Gebiete werde nun dieses nominelle Recht zur vollen Wahrheit werden und dem Kaiserstaate seine orientalische Mission erleichtern.

Leopold's Hoffnungen auf Sieg zerrannen aber, die Türken blieben vom Glücke begünstigt, und an 40000 serbische Familien flüchteten unter dem Patriarchen Arsenius Csernovics auf ungarischen Boden; sie wurden im Innern des Landes angesiedelt, von den Städten aber scheel angesehen; denn ohne alle staatliche Erziehung und ganz verwildert, griffen sie in das Eigenthum der Ungarn ein, und es kam so zu steten Reibereien in Staat, Familie und Kirche. Trotzdem begünstigte sie Leopold, indem er nach wie vor der Ansicht war, ihre Ansiedelung sei nur vorübergehend; er wünschte, daß sie unter dem Patriarchen als einheitliches Ganzes zusammenhielten, natürlich aber nicht, daß sie dauernd unter ihm einen Staat im Staate bildeten. So sehr sie sich auch sträubten und in Kumanien nebst der kleinen Walachei angesiedelt sein wollten, versetzte Leopold sie 1694 in den Landstrich zwischen Donau und Theiß, wo sie viele Orte gründeten. Doch betrachteten er wie sie die Ansiedelung nur als ein vorübergehendes Asyl. Ihre Reibereien mit den Ungarn nahmen kein Ende. Zu ihrem tiefen Kummer entriß den Serben der Karlowitzer Friede im Januar 1699

dauernd das alte Vaterland; sie mußten nun in Ungarn bleiben und hier Angehörige werden. Jetzt entspann sich ein fortgesetzter Kampf zwischen dem serbischen, von seiner Kirche geleiteten Volke einerseits und den ungarischen und kroatischen Landesbehörden und der katholischen, der serbischen Kirche feindlichen Hierarchie andererseits; bald als Vermittler, bald als Mitkämpfer erscheinen die wiener hohen Behörden. An der Spitze des rohen und wilden Volks, das treu am Kaiser hielt, stand als geistliches und weltliches Oberhaupt der Patriarch; die Serben bildeten somit eine Art Kirchenstaat, wie Montenegro lange einer war. Meistens dienten sie zur Grenzmiliz, in langer Linie der Türkeninvasion einen lebendigen Wall entgegensetzend. Besonders aus militärischen Gründen protegirte sie der wiener Hof und bestätigte wiederholt ihre Privilegien, so sehr auch die Ungarn dagegen redeten. Seitdem jedoch nach dem Frieden von Szatmár 1711 der innere Aufbau Ungarns sich vollzog, dachte auch der wiener Hof an die Einschränkung der serbischen Privilegien, die Joseph I. noch 1706 in vollem Umfange bestätigt hatte. Langwierige und unfruchtbare Streitigkeiten nahmen die nächsten Decennien ein, und die Serben sahen ihre Rettung nur in der Verleihung des ungarischen Staatsbürgerrechts und der gesetzlichen Anerkennung ihrer Freiheiten. Hierüber petitionirten sie 80 Jahre lang. Aber der Hof ging hierauf nicht ein, gewährte ihre Wünsche nicht und ließ sie nur als privilegirte Fremde in Ungarn und seinen Nebenländern leben. Frühe schon suchte Rußland auf sie Einfluß zu gewinnen, machte unter dem ruthenischen und serbischen Volke aber schlechte Propaganda; mistrauisch scheuten die Serben vor der eigennützigen Berührung Rußlands zurück, die in Wien böses Blut gegen sie machte, und standen in fester Treue zu den Habsburgern, von ihnen Schutz und Schirm erhoffend; im Siebenjährigen Kriege z. B. erwarben sich die Grenzer neue Verdienste um ihre Kaiserin-Königin und im Türkenkriege seit 1788 um Joseph II. Leopold II., dessen Hauptaufgabe es war, zu restauriren, wo sein Vorgänger umgestaltend vorgegangen war, erfüllte endlich die sehnlichen Wünsche der Serben (Raizen), indem er 1791 allen Griechisch-Nichtunirten in Ungarn und dessen Nebenländern volles Staatsbürgerrecht verlieh, ihnen die Fähigkeit zum Erwerbe von Gütern und zur Bekleidung aller Aemter zugestand; den weitern Wunsch einer illyrischen Hofkanzlei gestand er ebenfalls 1791 zu; doch erwirkte die ungarische Hofkanzlei schon 1792 bei Franz II. ihre Wiederaufhebung. Mit einem kurzen Ueberblicke über die in dem Werke nicht mehr behandelte serbische Geschichte in Ungarn seit 1792 schließt Schwicker ab. Er hat uns in den Serben ein politisches Volk gezeigt, dessen Politik ausgeprägt national ist und dessen Kirche selbst mehr ein nationales als ein religiöses Institut genannt werden kann; in ihr fanden die Serben, als einst ihr Reich untergegangen, den Schutz ihres nationalen Wesens und Seins. Die ungarischen Serben, immer noch in gegenseitiger Antipathie mit den Magyaren lebend, wurden mit der Zeit auf geistigem Boden die Führer und Lehrer des ganzen serbischen Volksstamms.

Arthur Kleinschmidt.

Pestalozzi's Werke.

J. H. Pestalozzi's ausgewählte Werke. Mit Pestalozzi's Biographie herausgegeben von Friedrich Mann. Vier Bände. Zweite Auflage. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1878—79. Gr. 8. 11 M. 50 Pf.

Wir erfüllen eine unabweisbare literarische Pflicht, indem wir dem Redacteur der „Deutschen Blätter für erziehenden Unterricht" aufrichtigen Dank für die liebevolle Mühe und gewissenhafte Hingebung aussprechen, mit der er sich der Veranstaltung einer Musterausgabe der Hauptschriften des Mannes gewidmet hat, der als Schöpfer einer neuen Volkserziehung gelten muß. Friedrich Mann's „Pestalozzi" hat sich denn auch rasch die verdiente Anerkennung in den weitesten Kreisen erworben, und den sorgsamen Herausgeber hat die Genugthuung belohnt, einem wirklichen pädagogisch-literarischen Bedürfniß genügt zu haben, wie die nach Verlauf von vier Jahren erfolgte Veranstaltung einer neuen Auflage bewiesen hat. Die uns vorliegende Pestalozzi-Ausgabe hat drei ins Auge fallende Vorzüge: sie ist streng philologisch-kritisch redigirt; sodann ermöglicht sie durch die chronologische Anordnung der einzelnen Schriften einen Einblick in die Entwickelung und das Werden der Ideen des genialen Denkers; endlich bietet sie durch gründliche, sachliche und literarische Notizen ein reiches Material zu neuen, fruchtbaren Studien über den innern Zusammenhang der gesammten Welt- und Lebensauffassung des Autors, indem sie schwer verständliche Stellen nie durch eigene Zuthat, sondern stets durch Anführung der Parallelen erklärt. Durch diese Momente wird das erreicht, was immer seltener wird, je mehr Schwierigkeit es macht, je mehr selbstlose Hingebung an den Gegenstand es erfordert: das Ziel echter Geschichtschreibung, historische Objectivität.

Selbstverständlich mußte sich der Herausgeber auf die specifisch pädagogischen Schriften Pestalozzi's beschränken, wenn dieselben auch mit ihrer breiten Basis in den allgemeinen philanthropischen und social-ökonomischen Anschauungen und Bestrebungen des Autors wurzeln. Die Sammlung umfaßt gerade so viel Schriften, als zur allseitigen Orientirung über den Geist des Denkers und zur vollständigen Würdigung seiner Verdienste ausreichend sind. Daß die Herstellung eines reinen Textes keine leichte Aufgabe war, erklärt sich schon durch die Menge von Ab-

weichungen, welche die einzelnen Lesarten voneinander trennen. Thatsächliche Aenderungen hat der Herausgeber nur an der in den Originalausgaben, namentlich der ältern Schriften, höchst mangelhaften Orthographie und Interpunktion vorgenommen. Der ganzen Sammlung ist ein alphabetisch geordnetes Inhaltsverzeichniß der pädagogischen Materien beigegeben worden, welches das schnelle Auffinden der Pestalozzi'schen Aussprüche über einen bestimmten Gegenstand sowie die vergleichende Zusammenstellung derselben nach den verschiedenen Entwickelungsstufen des Autors erleichtern soll.

Die beiden ersten Bände der vorliegenden Sammlung umfassen das Hauptwerk Pestalozzi's: „Lienhardt und Gertrud". Zum ersten male bietet uns der Herausgeber diese Schrift, welche den Ruhm des Autors begründet hat, in ihrer ursprünglichen Gestalt, in welcher sie gegenwärtig ganz unbekannt ist. Andauernde Beschäftigung mit den Werken des Erziehungsreformators hatte ihn zu der Ueberzeugung bringen müssen, daß Pestalozzi's ganze Ursprünglichkeit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit von fremden Gedanken und literarischen Einflüssen nur in der ersten Ausgabe seines Hauptwerks hervortrete. Schon Hermann Krüsi in Trogen, der 1831 das Werk neu herausgab, hatte die erste Auflage als die „vollständigste und beste" bezeichnet, wie sie es ja auch ist, die ihrem Verfasser die vorzüglichsten Geister am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts gewonnen hatte. Der erste Theil derselben war in der Ostermesse 1781 in Berlin bei Decker erschienen. Die Vorbemerkungen des Herausgebers enthalten einen umfassenden Bericht über die äußere Entstehung des Werks, an die sich eine mit gründlicher Sachkenntniß und Umsicht ausgeführte, logisch geordnete Zusammenstellung der leitenden Grundgedanken der Schrift anschließt. Die Anmerkungen berücksichtigen in diesen beiden Bänden außer den genannten Elementen ganz besonders die Abweichungen späterer Ausgaben von den ursprünglichen.

Der dritte Band wird mit den „Abendstunden eines Einsiedlers" eröffnet, die nur aus äußern Gründen dem zeitlich spätern Hauptwerk nachgestellt worden sind. Auch dieser kleinen Schrift schickt der Herausgeber wieder eine kurzgefaßte, treffende Analyse des Gedankeninhalts und einen Bericht über ihre Entstehung voraus. Wenn es eines Zeugnisses bedarf, um den oberflächlichen Vorwurf, Pestalozzi's Methode sei irreligiös, gründlich zurückzuweisen — wie ihn nicht nur die schlechtunterrichteten und übelwollenden Zeitgenossen, sondern auch neuerdings wieder ein Quasihistoriker der Pädagogik vom ultramontanen Standpunkt aus erhoben —, so genügt eine einfache Hinweisung auf die „Abendstunden eines Einsiedlers". Mit Recht beweist der Herausgeber die bestrittene Echtheit dieser Schrift, abgesehen von dem äußern Zeugniß Niederer's, durch das innere Moment ihrer Uebereinstimmung mit dem Gedankeninhalt des Hauptwerks „Lienhardt und Gertrud". Von Wichtigkeit für die Entscheidung dieser Frage und außerdem von allgemeinem Interesse sind die Anmerkungen, welche der Herausgeber der Schrift beifügt, die man mit Recht als das Programm des später in breiter Ausführlichkeit ergänzten Systems bezeichnet. Hier weist er mit feinem Takt die Keime des künftigen Ganzen durch Citate aus den größern Werken nach und bietet so einer psychologisch zergliedernden Betrachtung, also einem Studium der genetischen Entwickelung der Hauptgedanken Pestalozzi's das vorzüglichste Material, dessen combinirende Verwerthung das Object einer interessanten Specialuntersuchung werden könnte. Daß der Herausgeber den ersten Druck der Abhandlung, wie sie in Iselin's „Ephemeriden der Menschheit" im Jahre 1780 erschienen ist, seiner Ausgabe zu Grunde gelegt hat, ist wiederum ein literarisch-kritischer Vorzug, weil die ursprüngliche Gestalt derselben später durch Aenderungen und Streichungen von fremder Hand sowie durch sinnentstellende Druckfehler theilweise verunstaltet worden ist.

An die genannte Abhandlung schließen sich drei Aufsätze Pestalozzi's aus dem „Schweizerblatte" an, von denen der erste eine systematische Darstellung seiner Erziehungsideen versucht, der zweite, ein Exeurs aus dem Nachrufe auf Iselin, wichtige Momente aus der Erziehung von Pestalozzi's eigenem Sohne hervorhebt, die einen unmittelbaren Anschluß an Rousseau beweisen. In diesen mehr oder weniger individuellen Mittheilungen tritt einmal die Betonung der väterlichen Wirksamkeit in der Erziehung hervor, während sonst bei Pestalozzi nur die Aufgabe der Mutter in Betracht kommt. Der dritte Aufsatz stellt die Religion als nothwendig für des Menschen echtes Glück dar. Auch dieser Abtheilung des Bandes schickt der Herausgeber wieder sehr interessante Notizen über das Schicksal des von Pestalozzi redigirten Journals voran, welches nur ein Jahr lang seine kümmerliche Existenz gefristet hat.

Hierauf folgt Pestalozzi's „Brief an einen Freund über seinen Aufenthalt in Stanz". Er enthält Geschichtliches über Entstehung und Führung der Anstalt, allgemeine methodische Grundsätze, seine Principien der sittlichen Bildung und Bemerkungen über den Gang seines Unterrichts. Der Herausgeber hat die Bemerkungen Niederer's aus der „Wochenschrift für Menschenbildung", in welcher der Aufsatz zuerst erschienen war, wieder zum Abdruck gebracht, weil sie vielfach interessant erscheinen.

Die nächste Abtheilung des Buchs bildet die größere Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", nebst Vorbemerkungen des Herausgebers. Hier tritt uns Pestalozzi schon in einem neuen Stadium entgegen. Hier ist aus dem Volkserzieher und Armenvater der Methodiker geworden: hier stellt er den Unterricht als hervorragendstes Mittel zur Erreichung des Erziehungszwecks hin und entwickelt das Princip der Anschauung als obersten Grundsatz des Unterrichts in einer Weise, die das Buch zu einem Eckstein des Volksunterrichts gemacht hat und ihm seinen bleibenden Werth verleiht — wie der Herausgeber mit

Recht sagt. Letzterer zeigt in klarer Nachbildung der Grundgedanken des Autors die Consequenzen des Princips, die er mit treffender Kritik — wiederum mehr historischer als subjectiver — beleuchtet. Er hat seiner Sammlung die zweite Ausgabe des Werks zu Grunde gelegt, aber die Abweichungen von der ersten Ausgabe deutlich gekennzeichnet. Von den umgearbeiteten Stellen wird die ursprüngliche Fassung in den Anmerkungen unter dem Texte mitgetheilt.

Die in der darauffolgenden Schrift enthaltenen sechs Briefe sind nur Bruchstücke einer größern Arbeit, von der nie mehr im Drucke erschienen ist, als was der Herausgeber aufgenommen hat. Es sind die „Ansichten und Erfahrungen, die Elementarbildung betreffend", die für das Verständniß der Pestalozzi'schen Gedanken von größtem Werthe sind, ja eine Klarheit der Gedanken und eine Ruhe des Gemüths bekunden, wie sie dem sturmbewegten Kämpfer nur selten zutheil geworden ist. Hier fordert der Autor harmonische Entwickelung aller Kräfte und Anlagen, ein Ziel, zu dessen Erreichung nothwendig religiöse Bildung gehöre.

Den Schluß des Bandes bildet die Abhandlung „Ueber die Ideen in der Elementarbildung" mit des Herausgebers Vorbemerkungen. Derselben liegt eine Rede zu Grunde, die Pestalozzi als Präsident der schweizerischen Gesellschaft für Erziehung im Jahre 1809 gehalten hatte, um die schweizerischen Erziehungsfreunde zu einer Prüfung seiner Anstalt zu veranlassen. Dieselben sollten einen festen Punkt gewinnen, auf den die verschiedenen Darstellungen der Methode, die Entwürfe und Rechtfertigungen zurückgeführt werden müßten, damit endlich die Zweifel zerstreut würden, die immer noch über sein Thun und Streben verbreitet waren. Wir finden darin nach des Herausgebers treffend analysirender Untersuchung ein neues Stadium der Pestalozzi'schen Gedankenentwickelung: das des Versuchs einer philosophisch begründeten Darstellung der Idee einer Elementarbildung. Die äußern Momente, die den Autor in diese Richtung gedrängt hatten, führt uns Friedrich Mann in klarem Berichte vor, wobei er seine Darstellung durch Anführung der Urtheile berühmter Zeitgenossen über Pestalozzi belebt. Besonders interessant ist die Mittheilung der betreffenden kritischen Aeußerungen der Philanthropen, des besonnenen Niemeyer, des Dichters E. M. Arndt, des Philosophen J. G. Fichte und eines Anonymus der „Göttingischen Gelehrten Anzeigen": der vorliegende Abdruck verbindet alle wesentlichen Bestandtheile der ersten und zweiten Ausgabe dieser Abhandlung.

Der vierte Band enthält Pestalozzi's „Reden an sein Haus" nebst den Vorbemerkungen des Herausgebers, ferner Pestalozzi's „Schwanengesang", ein alphabetisches Namen- und Sachregister und des Herausgebers „Abhandlung über Pestalozzi's Leben und Wirken". Haben die „Reden" auch geringere Bedeutung für die Pädagogik selbst, so geben sie uns doch „das eigenthümlichste und ergreifendste Seelenbild von Pestalozzi. Es thut sich darin eine seltene Beredsamkeit des Herzens kund, wo kindliche Demuth und überwältigende Liebe mit dem Siegesjubel genialen Thatendranges, wo innere Zerrissenheit und erschütternde Selbstanklage mit der Erhabenheit einer großen Seele und eines edeln Willens wechseln." Sie sind, wie Fr. Mann sagt, die reinsten Ergüsse seines reichen, während einer sturmbewegten Zeit in wechselnden Gefühlen auf- und niederwogenden Herzens. Den Grundstein bildet überall Pestalozzi's unversiegbare Liebe für die Sache der Menschenbildung, die ihm nicht *sein* Werk, sondern Gottes Werk ist. Aber nirgends in seinen Schriften klingt der von ihm so tief gefühlte Widerspruch zwischen der Hoheit seiner Ideale und der Unvollkommenheit ihrer Verwirklichung durch seine eigene Person und sein eigenes Institut greller hindurch als in diesen in bedeutungsvollen Stunden gesprochenen Reden. Aus den „Vorbemerkungen" gewinnt der Leser einen orientirenden Einblick in den innern Zusammenhang der „Reden". Seinen „Schwanengesang" schrieb der achtzigjährige Pestalozzi, um der zweifelnden Mitwelt die wichtigsten Erfahrungen mitzutheilen, die er bei seinen zum Theil mislungenen praktischen Versuchen gemacht, und ihr zu beweisen, daß mit seiner Anstalt nicht auch seine Ideen hinfällig geworden seien. Er legt noch einmal sein Princip der Elementarbildung dar und detaillirt die Ursachen, die seine Versuche zur praktischen Darstellung seiner Ideen scheitern ließen; dabei hebt er aber auch die in ihm selbst, in seiner Individualität liegenden Hindernisse hervor und gibt danach seine sehr werthvolle, doch nur mit Kritik zu benutzende Selbstbiographie.

Die in den innern Verhältnissen liegenden Ursachen, aus denen seine Anstalt zu Grunde ging, theilt er in der gleichzeitig mit dem „Schwanengesang" erschienenen Schrift „Meine Lebensschicksale" mit. Die in unserer Ausgabe abgedruckte Schrift enthält nach Friedrich Mann's Worten die Summe alles dessen, was Pestalozzi für dauernd werthvoll und der ernsten Erwägung bedürftig erachtete. Sie ist deshalb für die Kenntniß und Beurtheilung des pädagogischen Reformators von hoher Wichtigkeit und mit demselben Unrechte von den Darstellern der Geschichte der Pädagogik vernachlässigt worden, wie die erste Ausgabe von „Lienhardt und Gertrud". Als besonders beachtenswerth darin bezeichnet der Herausgeber die Ausscheidung dessen, was der Autor früher für wichtig gehalten hatte, ebenso die Modificationen, mit denen hier ältere Gedanken wieder erscheinen. Um so fruchtbar als möglich zu wirken, strebt er bei seiner Darstellung nach größter Klarheit. Diese ist ihm denn auch mehr als in andern Schriften gelungen, ein Beweis, daß der achtzigjährige Greis noch genau wußte, was er wollte, wenn auch sein Blick für die Auffassung mancher, namentlich persönlicher Verhältnisse getrübt erscheint. Im allgemeinen schreitet er in logischer Ordnung vorwärts, wenn schon, wie er selbst sagt, auf seinem Wege hier und da einkehrend und selber oft von der Landstraße abweichend, aber immer das Ziel fest im Auge haltend.

Der Herausgeber hat den 1825 in der Cotta'schen Gesammtausgabe erschienenen Druck benutzt, der bessern Uebersicht halber wie in den frühern Schriften eine bequeme Paragrapheneintheilung durchgeführt und die wichtigsten Parallelstellen durch Anmerkungen unter dem Texte nachgewiesen.

Ein alphabetisches Namen- und Sachregister gibt orientirende Auskunft über den reichhaltigen Stoff, den die vier Bände enthalten, und unterstützt in vortrefflicher Weise ein mehr systematisches Studium des nicht systematisch darstellenden Autors.

Einen schönen, harmonischen Abschluß erhält das verdienstvolle kritisch philologische Werk durch die mit Wärme und eingehender Tiefe ausgeführte Biographie des Autors von Friedrich Mann. Die Darstellung gewinnt dadurch außerordentlich an unmittelbarer Frische und Lebendigkeit, daß der Verfasser in den meisten Fällen in seinen umfassenden literarischen Berichten den Wortlaut der Schriften citirt, die er bespricht. Seine Pestalozzi-Biographie ist eben eine psychologische Analyse dessen, was das innere Leben des Erziehungsreformators bewegte, und versäumt kein Moment, welches zum Verständniß der ihn beherrschenden Ideen beiträgt. Daher erfahren wir nicht nur die Urtheile der Zeitgenossen über den merkwürdigen Mann, sondern auch die der modernen Historiker und Fachmänner, deren Denken sich mit dem Pestalozzi'schen berührt. Mit Befriedigung folgt man den pietätvollen Berichten, die der Verfasser mit den resumirenden Worten schließt:

Liebe war der Grundzug seines Wesens. Seine pädagogische Theorie floß aus seinem Herzen, nicht aus seinem Kopfe. Mit der ganzen Kraft seiner Liebe wandte er sich dann dem Volke und zunächst dem niedern Volke zu, um ihm zu einem menschenwürdigen, äußerlich befriedigenden und innerlich seiner wahren höchsten Bestimmung entsprechenden Dasein zu verhelfen. Die Liebe machte ihn zum eifrigen, ja bittern politischen Schriftsteller, sie machte ihn in erster Linie zum Pädagogen, da er erkannte, daß dem immer weiter um sich fressenden sittlichen, socialen und wissenschaftlichen Verderbniß nur durch eine Erziehung abzuhelfen sei, welche die schlummernden edelsten Kräfte des Volks wecke und stärke. Und diese Richtung auf Volkserziehung bestimmt die Stellung, welche er in der Pädagogenwelt einnimmt. Das Jahrhundert, in welchem er seine pädagogische Wirksamkeit begann, hat sich selbst den Namen des pädagogischen beigelegt; aber keiner seiner Repräsentanten hat seine Thätigkeit, sein ganzes Handeln dem Volke in der Weise zugewandt wie Pestalozzi. Das Menschliche seines Thuns, seine Irrthümer und Schwächen können das Bild nicht trüben, welches er in unserer Seele zurückläßt. Er hinterließ uns als lebendiges Vermächtniß aus der schönen Zeit seines wahrhaftigen Daseins das Bild eines großen und guten Menschen, eines Menschen, der im einzelnen war, wie alle immer sein sollten; eines Kindes voll unnachahmlicher Naivetät, unerschöpflicher Innigkeit, Beweglichkeit und sinniger, selbstvergessender Empfänglichkeit für alle Erscheinungen und Reize dessen, was ihn umgab; eines Mannes voll überschwenglicher, aufopfernder Willens- und Thatkraft; eines Genies voll schöpferischer Triebe und Anschauungen; eines begeisterten und begeisternden Werks der Vorsehung zu Stiftung einer neuen Culturepoche.

Wir beschließen unsern Bericht mit dem Wunsche, daß diese mit reiner Pietät bearbeitete Pestalozzi-Ausgabe die weiteste Verbreitung finden und den größten Segen in Haus und Schule bringen möge. Hugo Göring.

Ein Roman von Ernst Wichert.

Heinrich von Plauen. Historischer Roman von Ernst Wichert. Drei Bände. Köln, Reißner. 1880.

Eine der interessantesten Perioden der preußischen Geschichte ist die Zeit des Hochmeisters Heinrich von Plauen, dem die schwierige Aufgabe zufiel, den von übermächtigen äußern Feinden bedrängten, seinen Unterthanen durch Selbstsucht entfremdeten, in sich von Parteien zerrissenen Deutschen Orden vor drohendem Verderben zu erretten. Er trieb noch einmal die Polen und Litauer, welchen sein Vorgänger Ulrich von Jungingen auf dem Schlachtfelde bei Tannenberg erlegen war, nach heldenmüthiger Vertheidigung der Marienburg aus dem Lande; er that die ersten Schritte, die gerechten Ansprüche seiner Unterthanen auf politische Berechtigung in den allgemeinen Angelegenheiten des Landes zu befriedigen; er suchte die Parteien im Orden zu versöhnen: aber so Großes er auch vollbrachte — von dem Boden aus, auf welchem er stand, ließ sich das, was er anstrebte, nicht mehr erreichen; er erlag den feindlichen Mächten nach männlichem, rühmlichem Kampfe. Der Stoff ist an sich für den Romandichter ein sehr dankbarer, und es gereicht dem Verfasser des „Heinrich von Plauen" ohne Frage zu großem Lobe, daß er mit der historischen Ueberlieferung, welche im allgemeinen aus reichen Quellen fließt, vollkommen vertraut und in nichts Wesentlichem von derselben abgewichen ist. Das größere Verdienst aber besteht darin, daß er durch geistvolle Auffassung, poetische Ergänzung und plastische Darstellung dieselbe zu einem fesselnden Gesammtbilde abgerundet hat.

Von den historisch bekannten Persönlichkeiten treten außer Heinrich von Plauen selbst unter andern der danziger Bürgermeister Konrad Letzkau, der polnische König Jagello, und die Gegner des Hochmeisters innerhalb des Ordens, der Großschäffer Georg von Wirsberg und der Marschall Michael Küchmeister, in vollkommen ausgeprägter Individualität uns entgegen. Heinrich von Plauen durfte in dem Roman nicht blos als Mitglied des Ordens und als Landesfürst erscheinen; die rauhe Tapferkeit des Ritters und das allgemein menschliche Wohlwollen des Landesfürsten bedurften einer Ergänzung, welche uns in die Tiefen seines Herzens blicken ließe. So hat der Dichter ein Geschwisterpaar, welches dem Hochmeister — um nicht mehr zu verrathen — sehr nahe steht und an dessen Geschicken

er den liebevollsten Antheil nimmt, in die Handlung eingeführt und durch dieses Kunstmittel das Interesse des Lesers für den großen und verdienstvollen Mann außerordentlich gesteigert. Vorzüglich gelungen ist das Porträt Konrad Letzkau's, welcher als der eigentliche Träger des später auch von dem Hochmeister angenommenen politischen Gedankens geschildert wird. Unter den Schöpfungen, welche wir der Phantasie des Dichters verdanken, nimmt das eben erwähnte Geschwisterpaar eine der ersten Stellen ein: der Bruder, welcher durch sein Ritterschwert und seine Treue sich eine geachtete Lebensstellung und eine ihm lange vorenthaltene Geliebte dazu erkämpft; die Schwester, welche dem Fürstensohne den schlichten Eidechsenritter als Bewerber vorzieht. Die tolle Polin, die Halbschwester des Eidechsenritters, kann der innigsten Theilnahme des Lesers gewiß sein. Aber wahrhaft prachtvoll ist die Gestalt des alten menschenscheuen Waldmeisters, welchen schwere Schuld und Rachegedanken zugleich decennienlang verfolgen, bis er endlich Gelegenheit findet, durch eine edle That die Schuld zu sühnen und die Rachegedanken von sich abzuschütteln. Wie die Grundgedanken des Romans, die Charaktere der Personen, der ganze Verlauf der Handlung Geist und Gemüth kräftig anregen und wohlthätig befriedigen, so weiß der Verfasser auch die mannichfaltigen Lebenskreise, in welche er uns einführt, das Leben in der reichen Handelsstadt, in den Ordensschlössern, im Feldlager, unter den Vitalienbrüdern, an den Höfen von Polen und Ungarn, auf den Landgütern der Eidechsenritter und der polnischen Edelleute u. s. w. mit gediegener Sachkenntniß und anschaulicher Lebendigkeit darzustellen. Der kunstsinnigen Anlage des Ganzen entspricht überall die sorgfältigste, liebevollste Ausführung des Einzelnen. Wer an den historischen Romanen von Scheffel, Freytag, Dahn Freude und Erhebung gefunden hat, wird diesen mit voller Befriedigung Ernst Wichert's „Heinrich von Plauen" zugesellen. Auch der reifern Jugend der höhern Lehranstalten Deutschlands kann er, ebenso wie jene, unbedenklich empfohlen werden.

Max Töppen.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Der „Saturday Review", Nr. 1295 und 1299, entnehmen wir folgende Besprechungen:

„Soldan's zuerst im Jahre 1843 veröffentlichte «Geschichte der Hexenprocesse. Neu bearbeitet von Heinrich Heppe» (2 Bde., Stuttgart, Cotta) ist eins derjenigen Werke, die, in ihrer ursprünglichen Gestalt nur der Gelehrtenwelt zugänglich, dem größern Publikum durch Compilatoren und Aneigner zufließen. Es ist nun von dem kürzlich ebenfalls verstorbenen Schwiegersohn des Verfassers gründlich revidirt und zum Theil umgeschrieben worden; doch ist das Gerippe des Buchs ungeachtet der bedeutenden Erweiterung, welche sowol die Geschichte des Aberglaubens wie die der betreffenden Gesetzgebung inzwischen erfahren hat, wesentlich dasselbe geblieben. Soldan untersucht den Fortschritt und die Abnahme dieses gräßlichen Aberglaubens mit äußerstem Fleiße; ohne langweilig zu werden, hat er dieses traurige Kapitel der Menschheit mit hinreichender Ausführlichkeit behandelt."

„Karl Brünnemann's Biographie «Maximilian Robespierre. Ein Lebensbild nach zum Theil noch unbenutzten Quellen» (Leipzig, Friedrich) soll nach dem Verfasser selbst eine Erwiderung sein auf eine von anderer Seite veröffentlichte ungünstige Lebensbeschreibung seines Helden. Wir theilen Brünnemann's Besorgniß, daß das deutsche Publikum, welches nun das Gift ebenso wie das Gegengift vor sich hat, jenes vorziehen werde, nicht sowol aus dem von ihm angegebenen Grunde, daß der angreifende Theil seinem Verleger nützlich gewesen, als vielmehr weil der angegriffene in seinem Fürsprecher unglücklich ist. Brünnemann ist ein sehr armseliger (poor) Schriftsteller, dessen Stil niedrig und kriechend und der alle Dinge und Personen unterschiedslos nach dem Urtheil bemißt, welches sein tadel- und gelbsüchtiger Held sich von ihnen gebildet hat. Seine geschichtliche Behandlung des Gegenstandes ist von unverzeihlicher Oberflächlichkeit. Man sieht sich vergebens nach den «unbenutzten Quellen» um, die er herbeigezogen haben will; es ist aber augenscheinlich genug, daß sie von nur sehr geringem Belang sein können. Er erwähnt nirgends Hamel, der ja doch die größte Autorität für Robespierre's Biographie von seinem Standpunkte aus ist. Er geht mit unglaublicher Flüchtigkeit über jene Handlungen Robespierre's hinweg, die am meisten der Entschuldigung bedürfen, wie z. B. die Hinrichtung Danton's, und füllt sein Buch mit langen Auszügen aus seinen Reden an, die sich langweilig genug im Original lesen, in einer geistlosen deutschen Uebersetzung aber gänzlich unlesbar sind."

„Meyer's «Deutsches Jahrbuch für die politische Geschichte und die Culturfortschritte der Gegenwart» (Leipzig, Bibliographisches Institut) verfolgt seinen nützlichen Lauf und behauptet seinen hohen Rang unter den Veröffentlichungen, welche danach streben, eine jährliche Uebersicht der geistigen Thätigkeit der Menschheit zu geben. Eine solche Uebersicht kann natürlich nicht vollständig sein, und die Wahl der Gegenstände mag zuweilen willkürlich erscheinen; im allgemeinen jedoch sind sie mit vortrefflichem Urtheil gewählt und mit viel Geschick behandelt. Wir bemerken unter specifisch englischen Thematen: eine Rundschau über die neueste englische Literatur, eine Beurtheilung der britischen Malerschule und einen Bericht über den afghanischen Feldzug. Sowol die neueste Politik wie die zeitgenössische Literatur ist sehr unparteiisch behandelt; der werthvollste Beitrag indessen ist wol eine Besprechung der jüngsten Fortschritte der Evolutionslehre von dem bei uns als Biograph Erasmus Darwin's bekannten Dr. Krause. ... Auch die archäologische Abtheilung ist gut vertreten und gute Pläne der Ausgrabungen zu Ilion, Ephesus und Olympia beigegeben."

„Der Erfolg des «Shakspeare-Jahrbuchs» hat wahrscheinlich die Gründung eines Goethe gewidmeten eingegeben, das unter dem Titel: «Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger» (Bd. 1, Frankfurt, Literarische Anstalt) erschienen ist. Es dürfte nicht sehr schwierig sein, das Unternehmen aufrecht zu erhalten, denn nicht allein ist die Mannichfaltigkeit der Goethe'schen Schriften unendlich, sondern es liegen auch die biographischen Materialien bei ihm in eben solcher Fülle vor, wie sie bei Shakspeare dürftig sind; auch sind die Personen, die man ungezwungenerweise in Verbindung mit ihm bringen kann, unzählig. ... Der Aufsatz über «Helena» ist vielleicht der bedeutendste in diesem ersten Bande."

„Leopold Katscher's «Bilder aus dem englischen Leben. Studien und Skizzen» (Leipzig, Friedrich) schildern einige äußere

Seiten des englischen Lebens in lebhafter und anziehender Weise, wenn sie auch keinen Anspruch darauf erheben, die Leser tief in dessen Geheimnisse einzuweihen. Die Artikel über die englischen Universitäten, das Post- und Telegraphenwesen und die londoner Clubs enthalten viel wirklich werthvolle Belehrung in sehr anmuthiger Darstellung."

„Das Trauerspiel «Die Hexe» von A. Fitger (Oldenburg, Schulze) zeugt von bedeutender Begabung, doch gehören das Stück ebenso wie dessen Heldin zu sehr der Buchdramatik an."

„Gustav Körting hat durch «Boccaccio's Leben und Werke» (Leipzig, Fues) seine Geschichte der italienischen Renaissance-Literatur um eine ausführliche Monographie vermehrt. Boccaccio ist, wie Petrarch, ein Typus der Renaissance, und da Körting als Literarhistoriker schreibt, so behandelt er ihn von diesem Gesichtspunkte aus. Mit Recht weist er darauf hin, daß Boccaccio classische und mittelalterliche Elemente in solcher Weise in sich vereinigt, daß er spätern Schriftstellern zum Muster wurde und der Literatur Reichthum und Mannichfaltigkeit verlieh, während sie sonst in große Gefahr gerathen wäre, pedantisch und einseitig zu werden. . . . Der biographische Theil ist sehr sorgfältig behandelt, wenngleich zu dem bisher Bekannten nicht viel hinzuzufügen war."

„Die Annalisten, Hagiographen und kläglichen Dichter, mit denen Adolf Ebert in seiner werthvollen «Allgemeinen Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande» (2 Bde., Leipzig, Vogel) sich zu befassen hat, würden höchst uninteressant sein, ständen sie nicht in Beziehung zur allgemeinen Culturgeschichte. Es ist ein wahres Wunder, daß sein Buch bei alledem im ganzen so frisch und lesbar ist."

Ueber „Die Schopenhauer-Literatur. Versuch einer chronologischen Uebersicht derselben von F. Laban" (Leipzig, F. A. Brockhaus) heißt es: „Schopenhauer war dreißig Jahre lang ohne einen Jünger, fast ohne einen Leser geblieben. Jetzt nimmt das bloße Verzeichniß der Bücher und Artikel, in denen Bezug auf ihn genommen ist, 90 Octavseiten einer besondern Bibliographie ein. Viele von diesen Bezugnahmen sind zwar nur flüchtig oder gelegentlich, und in einigen Fällen ist der Zusammenhang mit Schopenhauer ein sehr entfernter. Nach allen Abzügen jedoch bleibt genug übrig, um einen sehr bemerkenswerthen Beweis von der Macht des Genies zu bilden, über die Feindseligkeit von Cliquen und Coterien zu triumphiren." (Wir behalten uns selbstverständlich eine ausführliche Besprechung dieses Buchs in dem Haupttheile d. Bl. vor.)

„L. Anzengruber hat unter dem Titel: «Dorfgänge. Gesammelte Bauerngeschichten» die Erzählungen, welche ihm einen hohen Ruf als Schilderer österreichischen Dorflebens erworben haben, in zwei Bände gesammelt (Wien, Rosner). Sie verdienen ihre Berühmtheit, da sie zugleich vollkommen naturgetreu und bei außerordentlicher Zartheit und echtem Geist der Humanität frei von Ultrarealismus sind. Mit unerheucheltem, doch nicht aufdringlichem Mitleid schildert der Verfasser die dunkle Seite des Seelenlebens der Bauern: Armuth und Verworrenheit der Begriffe und verkümmerten oder verkrüppelten Verstand, häufig mit einem feinen sittlichen Wesen verbunden, welches aufopfernden Heldenmuthes fähig ist. Von diesem letztern findet sich ein schönes Beispiel in «Die fromme Kate», deren Heldin in der That den meisten Anzengruber'schen Porträts geistig überlegen ist. Die Gefahr einer lebhaften Einbildungskraft, wenn sie mit Unwissenheit und Einfalt verbunden ist, wird mit großem Talent in der rührenden Geschichte «Lizzie, das Gänsemädchen» gezeigt. Jede einzelne Erzählung hat ihre besondern Vorzüge, und die ganze Sammlung beweist, daß Anzengruber eine bemerkenswerthe Gabe besitzt, seine eigene Persönlichkeit in der seiner Charaktere aufgehen zu lassen und mit deren eigenen Augen der harten Aufgabe, welche das Leben ihnen stellt, ins Gesicht zu schauen."

„Der Hauptfehler in H. Kruse's Drama «Der Verbannte» (Leipzig, Hirzel) ist, daß Ulfeld zu günstig geschildert und dadurch die tragische Wirkung des geistigen Conflicts und der Selbstanklage in gleichem Maße abgeschwächt wird. Der Dichter hat die Wirkung seines Werks auch dadurch beeinträchtigt, daß er Ulfeld's siegreichen Nebenbuhler, einen bessern Patrioten, wenngleich schlechtern Menschen, Hannabal Sehsted, in sein Drama mit eingeführt hat."

Bibliographie.

Adamson, R., M. A., Ueber Kant's Philosophie. Unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von C. Schaarschmidt. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Albers, J. H., Die Lehre vom Teufel allgemein fasslich dargestellt für liberale Protestanten aus dem Volk. Eine Preisschrift. Strassburg. 1878. 8. 60 Pf.

An das deutsche Volk in Oesterreich. Ein Mahnruf von einem Fortschrittsmann. Leipzig, O. Wigand. 8. 40 Pf.

Beyersdorff, R., Die Raumvorstellungen. Metaphysische Untersuchung. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 M.

Philosophische Bibliothek oder Sammluug der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersetzt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. H. v. Kirchmann. 291stes u. 292stes Hft.: Erläuterungen zu des Aristoteles Politik. Von J. H. v. Kirchmann. Leipzig, Koschny. Gr. 8. à 50 Pf.

Bühler, C., Der Altkatholicismus, historisch-kritisch dargestellt. Eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden, Brill. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Carl August in Frankfurt a. M. und die glücklichsten Tage im Leben der Eltern Goethe's 18. bis 23. Herbstmonates 1779. Bericht über eine Feier in Goethe's Vaterhause, veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstifte für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung daselbst am 19. Herbstmonates 1879. Mit 4 Bildnissen — einem der Herzogin Anna Amalia, einem des Prinzen Constantin und zweien des Herzogs und Großherzogs Carl August — in Lichtdruck. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 M.

Encyklopädie der neueren Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von W. Herbst. 1ste u. 2te Lfg. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. à 1 M.

Die Feier des Goethe-Tages als erbauendes und veredelndes Volksfest. Ein Bericht über die Feier des 130. Geburtstages Goethe's, nebst einem Beitrage zur Kenntniß der nach dem Leben gemalten Goethe-Bildnisse. Mit 4 Goethe-Bildnissen in Lichtdruck. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 M.

Hinüber, Vilhälm fon, Fereinfaxte śreibung där deutśen spraxe gemacs där rixtigen ausspraxe. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Lesker, B., Aus Mecklenburg's Vergangenheit. Historische Skizzen. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 1 M.

Lewald, Fanny, Zu Weihnachten. Drei Erzählungen. Berlin, Janke. Gr. 8. 7 M.

Kleine Lieder. Gedichte von C. vom Berge. Dresden, Bleyl u. Kämmerer. 16. 3 M.

Lohwag, E., Iphigenie in Delphi. Tragödie. Wien, Hölder. 8. 3 M.

Lorm, H., Wanderers Ruhebank. Erzählungen. Leipzig, Schlicke. 1881. 8. 5 M.

Ludolff, M., Beata. Novelle. Bonn, Hauptmann. Gr. 8. 3 M.

Lyon, O., Goethes Verhältniss zu Klopstock. Döbeln, Schmidt. Gr. 8. 2 M.

Möller, B. P., Meerumrauscht. Bilder und Silhouetten. Tondern, Dröhse. 1879. 12. 1 M. 80 Pf.

Pfleiderer, E., Eudämonismus und Egoismus, eine Ehrenrettung des Wohlprinzips. Leipzig, Barth. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Pypin, A. N., und V. D. Spasović, Geschichte der slavischen Literaturen. Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen von T. Pech. Autorisirte Ausgabe. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 11 M.

Reichensperger, A., Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk, nebst Glossen dazu. Köln, Bachem. Gr. 8. 1 M.

Reiners, A., Echternacher Volkssagen. Gesammelt und bearbeitet. Echternach. 8. 40 Pf.

Ring, M., Goldene Ketten. Eine Hofgeschichte. 4 Bde. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 16 M.

Neue rumänische Skizzen. Uebersetzt von Mite Kremnitz. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Stern, A., Die letzten Humanisten. Historischer Roman. Leipzig, Schlicke. 1881. 8. 5 M.

Tagebuch der Geschichte und Biographie. Historisch-biographisches Hand- und Nachschlagebuch über alle wichtigen Ereignisse und Persönlichkeiten für alle Tage des Jahres von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Unter Mitwirkung von W. Kentzler und H. Preiß herausgegeben von der Redaction des Geschichts-Lexikons. 1stes Heft. Berlin, Bolm. Gr. 8. 50 Pf.

Historisches Taschenbuch. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. 10ter Jahrg. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Wichodil, Anna, Irene. Eine pädagogische Novelle. Klagenfurt, Bertschinger u. Heyn. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Die Pracht-Ausgabe
der
Geschichte des Deutschen Volkes
in kurzgefaßter Darstellung erzählt von
David Müller
erscheint in 8 Lieferungen zu je 1 Mark und wird Ende November d. J. vollständig vorliegen.
Vorräthig in jeder Buchhandlung.
Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Torquato Tasso
und
Italienisches Leben im 16. Jahrhundert.
Von
Pier Leopold Cecchi.
Aus dem Italienischen übersetzt von
H. Freiherrn von Lebzeltern.
Autorisirte Ausgabe.
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 20 Pf.

Das Werk über Tasso und seine Zeit von Professor Cecchi zu Palermo ist in Italien mit lebhaftestem Beifall aufgenommen worden, und wird sicher auch in Deutschland, durch die vorliegende Uebersetzung zugänglich gemacht, bei allen Literaturfreunden Beachtung finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Mythus und Wissenschaft.
Eine Studie von **Tito Vignoli.**
8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 47. Band.)

Geistreiche Untersuchungen des italienischen Gelehrten Vignoli über die Sinneseindrücke beim Thiere und beim Menschen sowie über die Entwickelung des menschlichen Intellects zur Wissenschaft und Freiheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Recht des Lebenden.
Roman von
Levin Schücking.
Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Wie jedes neue Werk, womit Levin Schücking die Lesewelt beschenkt, darf auch dieser soeben erschienene, spannende und geistvolle Roman aus seiner Feder der freundlichsten Aufnahme sicher sein.

Im Verlage von **G. Reimer** in **Berlin** ist eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Die Wiederbelebung
des
classischen Alterthums
oder
das erste Jahrhundert des Humanismus.
Von
Georg Voigt.
In zwei Bänden.
Erster Band.
Zweite umgearbeitete Auflage.
Preis: 8 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Das System der erworbenen Rechte.
Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie
von
Ferdinand Lassalle.
Zweite Auflage, herausgegeben von
Lothar Bucher.
Zwei Theile. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Lassalle's Hauptwerk „Das System der erworbenen Rechte" hat bei seinem ersten Erscheinen in juristischen, philosophischen, politischen und administrativen Kreisen Aufsehen erregt und liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Dieselbe ist von dem Wirkl. Geh. Legationsrath Lothar Bucher in Berlin, welchem Lassalle das literarische Eigenthum seiner Schriften vermachte, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet, in welchem derselbe unter anderm sagt, selbstverständlich finde das Werk Eingang in die Bibliothek der Gelehrten, aber auch keinem Praktiker mit wissenschaftlichem Sinne werde es mehr fremd und entbehrlich sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Premiers éléments
de
Littérature française
comprenant la composition et la poétique.
Par
Louis Grangier.
Seconde édition, revue et augmentée.
In-8. Geh. 1 M. 60 Pf.

Ein Leitfaden zur Einführung in das Wesen und die Eigenthümlichkeiten der französischen Literatur, der seine Brauchbarkeit für Schulen wie zum Selbstunterricht hinlänglich bewährt hat und hier in zweiter, verbesserter, durch eine Reihe von Musterstücken in Poesie und Prosa vermehrter Auflage vorliegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMANNISCHE RESSOURCE Breslau

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 28. October 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von David Asher. — Militärische Schriften. — Neue italienische Reiseliteratur. Von Otto Speyer. — Zur neuesten Novellenschriftstellerei. Von J. J. Honegger. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

In neuester Zeit hat sich bei uns wieder einmal nach längerm Zwischenraum das Gefühl der Mangelhaftigkeit der so massenhaft in die deutsche Literatur eindringenden Uebersetzungen geregt. Eduard Engel hat mit dem Titel seines Schriftchens „Die Uebersetzungsseuche in Deutschland" jedenfalls die richtige Bezeichnung dafür gefunden. Gewiß hat auch dessen Inhalt ins Schwarze getroffen; ob die Schrift aber sich so heilsam erweisen wird, wie man es wünschen möchte und wie sie wol dazu geeignet wäre, ist stark zu bezweifeln, denn noch bemerkt man keine Anzeichen davon. Für gar zu viele ist das Uebersetzen, namentlich mittelmäßiger und selbst schlechter ausländischer Romane, leider zum Handwerk geworden, trotzdem dieses Handwerk sicherlich keinen goldenen Boden hat. Gerade das Gute und auch trefflich Uebersetzte findet oft keinen Anklang und sucht vergebens sich Bahn zu brechen, weil das Schlechte den Markt beherrscht, d. h. dem verderbten Geschmack des Publikums mehr zusagt. Wie Engel, hat auch O. Heller Uebersetzungsfehler nachgewiesen, namentlich bei Paul Lindau, der sonst für einen gründlichen Kenner der französischen Sprache galt. Es hat sich nun gezeigt, daß es nicht die Franzosen allein sind, die den „Generalstab" zu einem „General Staff" oder das „dem Meinigen", auf welchem Tell stand, zu einem schweizer Berg machen, sondern daß auch Deutsche ähnliche Schnitzer begehen können.

Man ist sich nämlich noch immer nicht allgemein der außerordentlichen Schwierigkeit aller Uebersetzung bewußt. Nichts scheint leichter, als ein Buch zu verstehen, mit dessen Sprache man eine gewisse Vertrautheit erlangt hat. Wenigstens redet man sich beim oberflächlichen Lesen ein, man verstehe es. Man versuche aber nur, einen einzigen längern Satz daraus in seine Muttersprache, und zwar genau und idiomatisch zu übertragen, und man wird sich bald eines andern überzeugen. Der Gewissenhafte wird bald finden, daß er das einzelne Wort wol oberflächlich gekannt, nicht aber in den bestimmten Sinn, den es gerade an der betreffenden Stelle hat, eingedrungen ist. Erst wenn, oder sobald ihm das gelungen, wird sich auch das entsprechende Wort aus der Muttersprache oder der, in welche man übersetzt, leicht einstellen und, soweit zwei verschiedene Sprachen überhaupt sich decken, der Sinn genau wiedergegeben sein. Solches Uebersetzen ist aber durchaus keine leichte Aufgabe und nur, wer sich ihr gewissenhaft unterzieht und wiederholt unterzogen hat, vermag es, die Schwierigkeit derselben zu ermessen. Zum Wissen, d. h. zur vollständigen Beherrschung der beiden Sprachen, jener, aus der, und derjenigen, in die man überträgt, muß noch das Können hinzukommen. Man muß eine große Fertigkeit auch in der Muttersprache haben, um stets den richtigen oder vielmehr richtigsten Ausdruck (hierbei spielt bekanntlich Kenntniß der Synonymik eine große Rolle), die passendste Wendung herauszufinden oder gleich an der Hand zu haben, was selbst bei dem sprachgewandtesten Uebersetzer nicht immer der Fall ist. Die fremde Sprache mit ihrem oft stark abweichenden Idiom nimmt den Geist bekanntlich für den Augenblick so gefangen, daß er sich wie in einer andern Welt, einer ganz fremden Gedankensphäre befindet und den Rückweg in die heimische nicht leicht zu finden vermag, oft ihn gar nicht findet. Es ist eben die wirklich gute Uebersetzung, namentlich einer Dichtung, eine Kunst, und zwar — wie die mislungenen Versuche so vieler bedeutender und hervorragender Uebersetzer, die zugleich selbst Dichter waren, zeigen — eine der schwierigsten Künste. Es wird gewiß jeder Kenner mit mir übereinstimmen, daß es, die nöthige Begabung natürlich vorausgesetzt, viel leichter sei, zehn Seiten in der Muttersprache zu schreiben

oder zwei darin zu dichten, als eine einzige Strophe aus einer fremden Sprache allen Anforderungen genügend zu übersetzen. Wörter haben nämlich wie Ziffern je nach ihrer Verbindung mit andern verschiedenen Werth. Es genügt daher eine bloße Wörterbuchkenntniß durchaus nicht zur mustergültigen Uebertragung, sondern es gehört dazu eben eine vollständige Beherrschung der Sprache, verbunden mit einer umfassenden Kenntniß ihrer Literatur. Ohne diese Bedingungen mag es wol einem Uebersetzergenie, denn es gibt solche Ausnahmen wie in allen Fächern, gelingen, Treffliches zu leisten; wer aber ein solches nicht ist, wird nur Stümperei zu Tage fördern.

Wenn ich nun eine Probe der Uebersetzungskunst des größten deutschen Dichters hier aufzuweisen vorhabe, so geschieht es nicht etwa in der Absicht, die gewiß ebenso thöricht wie vergeblich wäre, seinen Ruhm zu verkleinern, sondern gerade deshalb wähle ich ihn, weil er als selbstschöpferischer Dichter so hoch steht, ja seinen Rang neben den größten Dichtern aller Länder und aller Zeiten einnimmt und als Haupt und Quelle der deutschen Sprache (testa di lingua) mit Recht angesehen wird, weil daher durch die Bloßstellung, wenn ich es doch so nennen muß, seiner verfehlten Uebersetzung, während sie seinem Ruhm nichts anhaben kann, meine obigen Behauptungen um so besser und einleuchtender bewiesen werden.

Freilich, hat man gesagt, war Goethe nicht fest im Englischen; das dürfte er selbst jedoch kaum geglaubt haben; sonst würde ein Mann wie Goethe schwerlich eine Uebersetzung gewagt oder doch keinesfalls sie der Oeffentlichkeit übergeben haben. Schon des von ihm hoch verehrten Dichters wegen, dessen Dichtung er übertragen, würde er es gescheut haben, eine verfehlte Arbeit drucken und in seine Werke aufnehmen zu lassen. Er muß also der Meinung gewesen sein, er habe das Original verstanden: wie er aber die englische Dichtung verunstaltet hat, davon möge man sich nun überzeugen.

Ich beziehe mich auf seine Uebertragung des „Monolog aus Byron's «Manfred»". In einem Artikel in der „Gegenwart" wurde unlängst in einer Besprechung des oben erwähnten Engel'schen Schriftchens auf das Versehen Goethe's in der vierten Zeile hingewiesen, wo er für „yoke" joke gelesen und das Leben eine „Posse" statt ein „Joch" — es ist freilich beides — genannt hat.

Wäre nun die obige Verwechselung der einzige Fehler in der Goethe'schen Uebertragung, so läge eben nichts weiter als ein Versehen beim Lesen vor, und man hätte sich nur zu wundern, daß kein Zeitgenosse Goethe darauf aufmerksam gemacht und der Fehler in jeder neuen Auflage seiner Werke sich wiederfindet. In Wirklichkeit aber sind die Verstöße gegen den Text viel zahlreicher, und leidet selbst die deutsche Sprache unter dieser mit unvollkommenen Kräften unternommenen Wiedergabe.

Da es zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, den ganzen Monolog, wie ihn Byron geschrieben und Goethe übersetzt hat, hier abzudrucken, zumal es meine Absicht ist, zur Vergleichung und Berichtigung die Gildemeister'sche Uebertragung mit heranzuziehen, so genüge es, die besonders verfehlten und misverstandenen Verse aus der Goethe'schen Uebertragung zu geben und die Gildemeister'sche danebenzustellen:

Goethe.	Gildemeister.
Der Zeit, des Schreckens Narren sind wir! Tage,	Wir sind die Narr'n der Zeit und Angst, die Tage
Bestehlend, stehlen sie sich weg ...	Beschleichen uns, entschleichen uns, wir leben ...
In all den Tagen der verwünschten Posse —	In allen Tagen dieses eklen Jochs,
Lebendige Last auf widerstrebendem Herzen,	(Das unser ringend Herz einschnürt — das Herz,
In Sorgen stockt es, heftig schlägt's in Pein,	Das bald in Gram versinkt, bald pocht vor Weh
Der Freud' ein End ist Todeskampf und Ohnmacht —	Und Wonne, die in Qual und Schwachheit endet) —
In all den Tagen, den vergangenen ...	In allen Tagen, künft'gen und vergangnen ...
... wo die Seele	Wie weniger als wen'ge zählen wir,
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück	Wo nicht die Seele nach dem Tode lechzt
Wie vor dem Winterstrome schreckt. Das Frösteln	Und doch zurückfährt wie vor einem Strom
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel	Im Winter, ob das Frösteln schon im Nu
In meiner Wissenskraft. ...	Vorbei ist. — Eine Hülfe beut mir noch
	Die Wissenschaft: ich kann die Todten rufen ...
Der Antwort ernsteste ist doch das Grab ...	Die schlimmste Antwort kann nur sein: das Grab! ...
Aus griech'scher Jungfrau nie entschlafenem Geist —	Der Byzantinerin schlaflosen Geist
Antwort und Schicksal ...	— Antwort und sein Verhängniß. ...
... Wenn er auch schon zu Hülfe	Und starb dann unverziehn, obwol er Zeus
Den wilden Zeus berief, Phigaliens	Zur Hülfe rief und in Phigalia
Arkadische Beschwörer aufrief, zu gewinnen	Arkadiens Beschwörer aufbot, um
Vom aufgebrachten Schatten sein Verzeihn,	Von dem erzürnten Schatten eins zu flehen,
Auch eine Grenze nur des Rächens. ...	Gnad oder Ziel der Rache. ...
Und glücklich, glückverspendend ...	Glücklich und glückverbreitend. Was ist sie? ...
Ein Wesen? Denk' er nicht — ...	Was ich zu denken scheue — oder nichts! ...
In dieser Stunde fürcht' ich, wie ich trotze; ...	Doch noch zur Stunde schreckt mich, was ich wage. ...

Und fühl' am Herzen fremden kalten Thau!
Doch kann ich thun, was mich am tiefsten widert;
Der Erde Schrecken ruf' ich auf.

Und sonderbare Kälte thaut im Herzen.
Doch ich vermag zu thun, wovor mir grauft,
Und Menschenangst zu bändigen. Es nachtet.

Man wird mir hoffentlich, ohne daß ich den Urtext anführe, aufs Wort glauben, daß Gildemeister eine wortgetreue, fast buchstäbliche Uebertragung desselben gegeben hat. Wie sie dabei auch dem deutschen Sprachgeist treu geblieben, wie gewählt und edel die Ausdrücke und wie geschmeidig die Verse sind, davon wird sich der Leser selbst überzeugen. Hier also, bei einem Vergleiche der beiden Uebersetzungen, kann der Deutsche, der freilich schon damals, d. h. zu Goethe's Zeiten, so manches Meisterwerk der Uebersetzung aufzuweisen vermochte, namentlich und vor allem den Schlegel-Tieck'schen Shakspeare, mit Stolz sagen: wir haben es „herrlich weit gebracht", auch wenn nebenher noch immer so viel Stümperhaftes auf dem Büchermarkt erscheint. Mich aber soll es freuen, wenn ich hiermit, nicht etwa zur Verkleinerung Goethe's, wohl aber zur Würdigung der meines Erachtens noch lange nicht genug gewürdigten Gildemeister'schen Uebersetzung Byron's beigetragen hätte; denn sie ist eine wahre Perle unserer Literatur, ein goldenes*) Meisterstück in des Wortes kühnster Bedeutung.

David Asher.

*) Man gestatte mir dieses Wortspiel, obgleich Gilde natürlich „Zunft" bedeutet, und nichts mit „to gild" „vergolden" zu thun hat.

Militärische Schriften.

1. Zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskriege der Conföderirten von Heros von Borcke. Aus dem Englischen übersetzt von Kaehler. Deutsche Originalausgabe. Zwei Bände. Mit einem Bildniß des Generals Stuart und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Die Militärliteratur ist nicht reich an solchen einem größern Lesekreis zugänglichen Werken, welche den letzten amerikanischen Krieg behandeln; insbesondere vermißt man in den vorhandenen eine eingehende Beschreibung der Thaten der conföderirten Armee und ihrer Leistungen gegenüber dem an Zahl und Hülfsmitteln weit überlegenen Heere der Nordstaaten, daher begrüßen wir das unter obigem Titel erschienene Buch als eine sehr willkommene Gabe. Zwar können diese „Erinnerungen" nicht den kriegsgeschichtlichen Werken zugezählt werden, dennoch dürfen wir ihnen einen großen militärischen Werth zuerkennen, denn nicht nur führen sie die Erlebnisse eines Reiteroffiziers vor, voll wichtiger Lehren für die Kunst, die Cavalerie im Kriege zu gebrauchen, und geben eine Schilderung davon, wie es in diesem zugeht, sondern sie schildern auch die Thaten des Generals Stuart, des Mannes, der durch seine Persönlichkeit, Thätigkeit und Leistungen während der gewaltigen Kämpfe des amerikanischen Bürgerkriegs die Reiterei in ihrer großen Bedeutung, ihrer Unentbehrlichkeit für die Kriegführung im Großen zur Geltung gebracht, und der mit unter die ersten gehört, denen es die Reiterei zu danken hat, daß ihre Wichtigkeit, Leistungsfähigkeit und vielseitige Verwendbarkeit zur Anerkennung gelangt ist.

Die Darstellungen des Verfassers zeigen ein feines Gefühl für die landschaftlichen Schönheiten des uns Europäern fremden Kriegsschauplatzes und einen scharfen Blick für die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse; sie regen den Leser durch die Lebendigkeit und Leichtigkeit der Schilderung der Erlebnisse und durch den tiefen Ernst, mit dem der Reiterdienst und seine hohen Anforderungen in moralischer und körperlicher Beziehung beleuchtet wird, angenehm an und fesseln, bei dem häufigen Wechsel der vorgeführten Personen, durch die bunte Zusammenstellung der Scenen ungetrübter Ruhe, heitern Genusses, großer Entbehrungen, außerordentlicher Anstrengungen und ernster Kämpfe, in welche letztere infolge der eigenthümlichen politischen Verhältnisse häufig unmittelbar von den Freuden des muntern geselligen Verkehrs eingetreten werden muß, um dann diesen nach schnell erfochtenem Siege ebenso rasch wieder aufnehmen zu können.

Neben dieser unterhaltenden Seite der Bilder aus dem Reiterleben, wie es im Kriege wirklich ist, bieten die „Erinnerungen" dem Leser aber auch die wichtigsten Hinweise auf den Dienst des Reiteroffiziers, führen die hohe Bedeutung dieses Dienstes vor Augen und lassen erkennen, daß auf allen Schlachtfeldern und zu allen Zeiten dieselben Grundsätze über die Verwendung der Cavalerie und dieselben Anforderungen an die Persönlichkeiten ihre Geltung behalten. Darum eignet sich das Werk zu einem werthvollen Handbuch insbesondere für den jüngern Cavallerieoffizier, um so mehr, da der Uebersetzer im Einverständniß mit dem Verfasser „an einzelnen der dargestellten reiterlichen Thaten, welche ihm besonders anziehend oder wichtig erschienen, einige Betrachtungen geknüpft hat über jene Grundsätze, die von den ältesten Zeiten bis heute maßgebend für die Gliederung, Erziehung, Führung und Verwendung der Cavalerie haben sein müssen, wenn sie leisten soll, was sie leisten muß, die ungestraft nicht vernachlässigt werden dürfen, die in ihrer richtigen Anwendung die Sicherheit des Erfolgs gewährleisten und sich in diesen Richtungen auch in den besprochenen Fällen mit ganz besonderer Schärfe geltend machen".

Die vom Verfasser geschilderten Ereignisse fallen in die Zeit des Kriegs vom Frühjahr 1862 bis zum Mai

1864. Bei den Kämpfen um den Besitz von Richmond tritt die Ueberlegenheit der südstaatlichen Generale an Energie, Geschicklichkeit in der Führung sowie an Unternehmungsgeist über die Heerführer der Nordstaaten, welche erst nach ungeheuern Opfern an Menschen und materiellen Mitteln ihren Zweck erreichen konnten, in unparteiischer Darstellung deutlich hervor; von besonderm Interesse sind die verschiedenen „Raids", welche General Stuart mit seiner Reiterei und reitenden Artillerie in weitem Bogen bis hinter den Rücken des Feindes und rings um das lagernde feindliche Heer herum in hohem Grade kühn und geschickt ausführte und wodurch er, unerwartet erscheinend und rechtzeitig enteilend, unermeßlichen Schaden an Material wie auch erfolgreichen Schrecken bereitete.

Die dem Werk beigegebene Karte würde noch willkommener sein, wenn sie alle im Text vorkommenden Ortsnamen, beziehungsweise Brücken enthielte und es so ermöglichte, den beschriebenen Unternehmungen leichter zu folgen.

Wir schließen unsere Besprechung des Buchs, welches wir bis zur letzten Seite mit größtem Interesse gelesen haben, mit der besten Empfehlung und glauben, daß jeder Leser desselben es mit gleicher Befriedigung aus der Hand legen wird.

2. Geschichte der Belagerung von Queretaro. Nach authentischen Quellen und eigenen Erlebnissen von Theodor Kaehlig. Wien, Seidel u. Sohn. 1879. Gr. 8. 3 M.

Dankbarkeit gegen seinen edeln, tapfern, dahingemordeten kaiserlichen Herrn und treue Anhänglichkeit an denselben haben dem Verfasser die Verpflichtung auferlegt, den Entstellungen der Thatsachen bei den letzten Kämpfen der kaiserlichen Armee entgegenzutreten und durch eine streng unparteiische Darstellung der denkwürdigen Ereignisse in einem getreuen Bilde der damaligen Lage der Wahrheit Geltung zu verschaffen. Die Mittel zur Lösung dieser Aufgabe standen dem Verfasser reichlich zu Gebote; denn während fast der ganzen Dauer der Episode des letzten mexicanischen Kaiserreichs versah er bei dem unglücklichen Kaiser Maximilian die Dienste eines Secretärs. Mit dieser Stellung im Hauptquartier war für ihn daher der Vortheil verknüpft, nicht allein den Ereignissen als Augenzeuge beiwohnen und an Ort und Stelle zahlreiche Notizen sammeln, sondern auch sich von den dienstlichen Berichten der Generalstabsoffiziere über den Fortgang der militärischen Vorkommnisse und Operationen Abschriften verschaffen, in den Besitz der officiellen Relationen des Hauptquartiers für das Regierungsblatt gelangen und endlich aus den Dictaten des Kaisers selbst schöpfen zu können. Auch ist sein Bestreben unverkennbar, der Unparteilichkeit gerecht zu werden, da er die officiellen Relationen da, wo sie von den Thatsachen abweichen oder über Misserfolge hinweggehen, einer Kritik unterwirft und es sich angelegen sein läßt, nach eigenen Erlebnissen die Ereignisse so darzustellen, wie sie wirklich waren; dadurch gewinnt der Leser des Buchs den wohlthuenden Eindruck einer wahrheitsgetreuen Schilderung der siebzigtägigen Belagerung von Queretaro und der Veranlassungen zu dem für den Kaiser Maximilian so verhängnißvollen Ausgange derselben, während das Interesse an dem in gefälliger klarer Schreibweise Dargebotenen fortdauernd rege erhalten wird.

Aus dem auch für den Laien fesselnden Inhalt führen wir an, daß das kaiserliche Heer wegen Mangels einer Militärpflicht durchgehends aus „Gepreßten" rekrutirt wurde, daß es daher nach der Räumung der Hauptstadt und später des Landes durch die Franzosen dem republikanischen an Zahl nachstand, ein Nachtheil, der einigermaßen durch seine bessere Organisation ausgeglichen wurde, sowie dadurch, daß der Kaiser den Oberbefehl über die Armee, welche zum Schutze der Hauptstadt dem Feinde in Queretaro entgegengestellt werden sollte, übernahm und so den Miserfolgen vorbeugte, die aus gegenseitiger Eifersucht der Generale zu entstehen pflegen.

Die Stärke der in Queretaro am 22. Februar 1867 versammelten Truppen betrug nur rund 8500 Mann und wurde auch leider nicht vermehrt; denn trotz der dem Ministerium beim Abzuge aus Mexico gegebenen Befehle, alle entbehrlichen Truppen, sobald sie marschbereit seien, nachzusenden, blieben infolge der Saumseligkeit der Minister die erwarteten Verstärkungen aus, und zudem kam die kaiserliche Partei, die klerikale an der Spitze, dem Versprechen nicht nach, die so nöthigen Unterstützungen an Geld zu gewähren.

Die traurigen Folgen hiervon zeigten sich zunächst darin, daß die kaiserliche Armee den günstigen Zeitpunkt zur Ergreifung der Offensive gegen den sich erst sammelnden Feind, unter dessen Generalen Zwietracht und Eifersucht in Bezug auf den Oberbefehl herrschte, vorübergehen lassen mußte und an Queretaro, das ihm den nöthigen Unterhalt gewährte, gebannt blieb; so konnte die republikanische Armee zu einer mehr als doppelten Ueberlegenheit sich vermehren, die Einschließung der Stadt vollziehen und dadurch die kaiserliche Armee nöthigen, nach wochenlanger tapferster Vertheidigung wegen Mangel an Subsistenzmitteln den Widerstand aufzugeben. Was Queretaro selbst betrifft, so wird zur Beseitigung von Irrthümern hervorgehoben, daß diese große, gutgebaute und hübsche Stadt, von deren 30000 meist wohlhabenden Einwohnern 10000 Handwerker waren, kein starkbefestigter Platz, sondern ein offener Ort ist und dazu noch auf drei Seiten auf mehr oder minder kurzer Entfernung von mäßigen Höhen beherrscht wird, sodaß es sich zu einer Festung nur dann eignen würde, wenn diese Höhen im Besitz des Vertheidigers gehalten werden könnten. Hiervon abzustehen, nöthigte aber die Schwäche der Garnison, die sogar eine dauernde Besetzung der Vorstädte nicht zulässig machte; die einzigen Stützpunkte bildeten im Westen ein hoher Hügel, Cerro de las Campanas, welcher die vorliegende große Ebene weithin beherrschte, und im Osten das zur wirksamen Vertheidigung geeignete große Kloster Santa-Cruz,

wogegen die geschaffenen Befestigungsanlagen höchst primitiv und unerheblich genannt werden. Trotz aller dieser ungünstigen Umstände localer Art sowie trotz des allmählich eintretenden Mangels an Lebensmitteln, Fourrage und Munition leistete die Besatzung nicht nur bis zu Ende den Angriffen des Belagerers den tapfersten Widerstand, sondern ergriff auch mehrfach erfolgreich die Offensive und erfocht ruhmvoll kämpfend mehrere Siege über die zahlreichen, aber feigen Feinde. Nicht zu vergessen ist die Opferwilligkeit der Bewohner Queretaros, welche ihr Letztes hergaben und schwer zu leiden hatten. Doch diesen rühmenswerthen Leistungen sollte der gebührende Lohn nicht zutheil werden; die erwarteten Unterstützungen blieben aus, da der ehrsüchtige General Marquez, welcher mit Vollmachten zur Absetzung des Ministeriums und mit dem Befehl, Verstärkungen herbeizuführen, nach Mexico entsandt worden war, dort angekommen, eigensüchtige Plane verfolgte, und so blieb den Kaiserlichen, als die Kunde hiervon zu ihnen gelangt war, angesichts der gesteigerten Noth nur übrig, entweder sich einem unerbittlichen Feinde zu ergeben oder den Durchbruch und die Flucht zu versuchen. Leider wurde die Ausführung des wohlangelegten Plans, während eines allgemeinen Ausfalls dem Kaiser an der Spitze der noch vorhandenen Cavalerie und der fremdländischen Offiziere Gelegenheit zur Flucht zu geben, zweimal aufgeschoben, und diese Zögerung sollte verhängnißvoll für den Kaiser und seine Truppen werden, denn inzwischen knüpfte der verrätherische Oberst Lopez, in verächtlichem Undank gegen reichliche Wohlthaten und das volle Vertrauen Maximilian's, mit dem Feinde Unterhandlungen an, führte diesen nächtlicherweile in die Stadt und verhinderte durch sein Auftreten auch die letzte Möglichkeit zur Rettung seines bisherigen Kriegsherrn.

Indem wir hiermit unser Referat über das empfehlenswerthe Buch schließen, unterlassen wir nicht, auf die in denselben enthaltenen höchst interessanten Auslassungen des Kaisers über das empörende Verhalten der Franzosen, insbesondere Bazaine's, auf die Correspondenzen Maximilian's und auf seine Plane für die Zukunft des Landes, dem er sein Leben opferte, hinzuweisen.

3. Geschichte des 4. großherzoglich hessischen Infanterieregiments (Prinz Karl) Nr. 118 und seiner Stämme. 1699—1878. Von A. Keim. Mit zwei Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1879. Gr. 8. 7 M.

Unter Landgraf Ludwig X. von Hessen-Darmstadt wurde die Aufstellung eines Garnisonregiments von 2 Bataillonen zu 4 Compagnien, das den Namen „Regiment Erbprinz" erhielt, am 21. Januar 1791 beendet; da aus dieser Truppe später das Regiment Nr. 118, dessen reichhaltige Geschichte uns vorliegt, hervorgegangen ist, so stellte eine großherzogliche Cabinetsordre jenen Tag als Stiftungstag desselben fest.

Am 8. December 1794 sah sich der Landgraf bei seinem Bemühen, seinen reichsständischen Pflichten nachzukommen, veranlaßt, dem Regiment „Erbprinz" ein Feldbataillon hinzuzufügen, das später mit andern Truppentheilen den Stamm für das in Rede stehende Regiment abgegeben hat. Es trat nämlich am 1. Juni 1803 mit dem am 5. April 1790 aus der Grenadier-Leibcompagnie des 1. Bataillons vom Regiment „Landgraf" und den beiden Grenadier-Compagnien des Leibregiments (jetzt Leib-Garderegiment Nr. 115) gebildeten Leib-Grenadierbataillon (seit 1799 1. Füsilierbataillon) zu der Brigade „Erbprinz" in 3 Bataillonen zu 4 Compagnien zusammen, wurde am 23. August 1808 als Regiment „Groß- und Erbprinz" in 2 Bataillone zu 6 Compagnien umgebildet, dann am 7. Mai 1814 neu formirt zu 2 Bataillonen zu 4 Compagnien. Am 1. Juli 1820 trat zu jedem Bataillon eine 5. (Schützen-)Compagnie vom ehemaligen Regiment „Prinz Emil". Am 11. April 1830 erhielt das Regiment die Benennung 4. Infanterieregiment, der später die Chefs, nämlich Großherzogin, beziehungsweise Prinz Karl, hinzugefügt wurden.

Infolge der Militärconvention mit Preußen fielen am 1. Juli 1867 die beiden Schützencompagnien fort, endlich wurde am 25. October 1871 das Regiment zu 3 Bataillonen formirt, indem das bisherige 2. Jägerbataillon als Füsilierbataillon hinzutrat, und seitdem führte es die gegenwärtige Bezeichnung.

Das reiche Material, welches dem Verfasser zur Verfügung stand und das er mit großem Fleiß namentlich durch archivalische Studien erweiterte, ist bei richtigem Maßhalten bezüglich des Eingehens in Einzelheiten mit stilgewandter Feder zur Darstellung einer Regimentsgeschichte verwandt worden, welche sowol durch das Alter der Erinnerungen als auch durch die verzeichneten ehrenvollen und ruhmreichen Thaten dem Leser ein großes Interesse abgewinnt.

Der erste Abschnitt ist den „Landbataillonen" als Regimentsahnen gewidmet; er macht uns mit der Kriegsverfassung in Hessen bekannt, wo bereits am Ende des 15. Jahrhunderts auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht ein Milizsystem entwickelt war, welches erst im Jahre 1791 endete, und liefert somit ein interessantes Stück Culturgeschichte sowie den Beweis für das Bemühen der Fürsten, ihre Kriegsmacht zu einer tüchtigen heranzubilden. Hieran schließt sich die Geschichte des 1. Leib-Grenadierbataillons, welches in den Feldzügen 1792—95 am Main und Rhein sowie in den Niederlanden durch Mannszucht und Tapferkeit die allgemeine Anerkennung sich erwarb und 1796—97 infolge eines Subsidienvertrags mit England in Istrien und Kroatien Verwendung fand; dann folgt die des 1. Bataillons „Erbprinz", das an den Feldzügen 1795—97 am Rhein, an der Lahn und Nahe einen ehrenvollen Antheil nahm.

Nachdem diese beiden Bataillone nebst Resten des vormaligen kurkölnischen Regiments von Kleist in 3 Bataillonen zur Brigade „Erbprinz" 1803 zusammengetreten waren, traf sie infolge der politischen Ereignisse das beklagenswerthe Schicksal, als Rheinbundstruppen für die Interessen des französischen Kaisers gegen ihre frühern Verbündeten 1806

und 1807 in Westpreußen und Schwedisch-Pommern verwendet zu werden, wobei sie indeß keine Gelegenheit fanden, sich in offener Feldschlacht auszuzeichnen. Anders war es in den Jahren 1808—12 in Spanien, einer Periode, die dem Regiment reichen Waffenruhm eintrug; in vier großen Schlachten und in mehr als funfzig Gefechten focht es mit Auszeichnung und verlor über 1000 seiner braven Soldaten für eine Sache, die ihrem Herzen fremd war. Schließlich erlag das Regiment einer Katastrophe, in der es alles, nur nicht die Ehre verlor; es wurde nämlich in Badajoz nach heldenmüthiger Vertheidigung, namentlich des Schlosses, mit der übrigen Besatzung kriegsgefangen und von den eingedrungenen Engländern in der Gefangenschaft in der unwürdigsten Weise behandelt. Mit warmen Farben werden die vier Jahre des Kriegs geschildert, der auch von seiten der Franzosen und ihrer Verbündeten mit Grausamkeit geführt wurde. Die absichtliche Verzettelung der deutschen Truppen wird dargethan und mit gerechter Entrüstung den lügenhaften Beschuldigungen der Franzosen über das Verhalten des tapfern Regiments bei der Vertheidigung von Badajoz entgegengetreten, indem durch das schriftliche Zeugniß des französischen Gouverneurs der Festung über das Wohlverhalten des Regiments diese französische Mythe von Verrath zunichte gemacht wird.

Nach der Rückkehr der Gefangenen und nach Neuformation des Regiments 1814 finden wir es 1815 mit andern hessischen Truppen bei der Armee des Fürsten Schwarzenberg, sich siegreich betheiligend an den Gefechten und Blokaden am Oberrhein; später nach langer Friedensperiode bei den Kämpfen gegen die badisch-pfälzische Insurrection 1849, und 1866 im 8. Bundescorps an den Gefechten südlich des Mains theilnehmend. Endlich betrat das Regiment im Verbande der 25. (hessischen) Division, welche dem preußischen 9. Armeecorps zugetheilt wurde, 1870 im Kriege für Deutschlands Schutz und Einheit den Boden Frankreichs; in der Schlacht bei Saint-Privat und bei der Cernirung von Metz mitwirkend und der Schlacht bei Orléans im December beiwohnend, findet das Regiment am 9. December Gelegenheit, sich im Gefecht bei Montlivault und bei der Erstürmung des Schlosses Chambord hervorzuthun; diese bilden die Glanzpunkte seiner kriegerischen Thätigkeit. Bei letzterer zwang in nächtlichem Kampfe das muthige Vordringen einer unvollzähligen Compagnie die Besatzung des Schlosses von über 3000 Mann, den Widerstand aufzugeben, wodurch die Gefangennahme von 1 Obersten, 2 Stabsoffizieren, 80 Offizieren und 200 Mann herbeigeführt und außerdem 5 Geschütze, 12 Munitionswagen und 60 Pferde erbeutet wurden.

Den Schluß des Buchs bildet die Geschichte des ehemaligen 2. Jägerbataillons, welches 1871 als Füsilierbataillon dem Regiment einverleibt wurde.

Als Anlagen folgen die Beschreibung der Fahnen, die Zusammenstellung der Feldzüge, Ranglisten, ein Verzeichniß sämmtlicher Offiziere, welche beim Regiment gestanden haben, Nekrologe höherer Offiziere, die aus dem Regiment hervorgegangen, und Angabe der Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung desselben seit seiner Einrichtung. Für das bessere Verständniß des Sturms auf Badajoz und des Gefechts bei Montlivault sowie des Sturms auf Chambord dienen zwei kleine Pläne.

Indem wir im übrigen auf den Inhalt des Werks verweisen, dürfen wir dem Leser desselben eine interessante Lektüre versprechen.

4. Handbuch für Truppenführung und Befehlsabfassung von Cardinal von Widdern. Erster und zweiter Theil. Zweite vervollständigte, nach dem praktischen Bedürfniß umgearbeitete Auflage der „Befehlsorganisation". Gera, Reisewitz. 1879. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Vor drei Jahren erschien das vorliegende Werk unter dem Titel „Befehlsorganisation, Befehlsführung und Armee-Aufklärungsdienst" und sollte Beiträge zum Studium der höhern Truppenführung liefern. Diesmal hat sich der Verfasser eine wesentlich andere Aufgabe gestellt. Hatte er damals die höhern und höchsten Truppenführer bezüglich ihrer Obliegenheiten im Auge, so will er jetzt ein praktisches Handbuch, ein Informationsmittel geben, welches die Functionen aller Commandostellen beleuchtet, „sodaß ein jeder, welcher als Führer, Generalstabsoffizier, Adjutant oder anderweitiger Beirath Antheil an der Truppenführung hat, in dem Handbuch sich sowol über den gesammten Befehlsmechanismus, als auch über die seiner persönlichen Stellung, beziehungsweise der betreffenden Lage entsprechenden Thätigkeit zu unterrichten vermag".

Die veränderte Aufgabe hat eine wesentliche Erweiterung des Stoffs und demnächst wieder eine Ausdehnung desselben auf drei Theile, von denen wir vorerst zwei kennen lernen, erforderlich gemacht. Der erste Theil enthält: den Dienstbetrieb in den Stäben mit einem Anhange mit Notizen über Organisation und Technisches, die Truppenführung und Befehlsabfassung auf Märschen, auf Vorposten, in Cantonnirungen und Bivuaks, und den Relaisdienst. Im zweiten Theil werden die Gefechtsformen und Gefechtsgrundsätze der drei Waffen, die Gefechtsleitung im allgemeinen, dann im besondern beim Angriff, in der Vertheidigung, nach abgebrochener unentschiedener Schlacht hart am Feinde, das Abbrechen des Gefechts behufs Rückzug und Einleitung der Verfolgung behandelt.

Dem schon anderweit vortheilhaft bekannten Verfasser ist seine Absicht vollkommen gelungen, und wir können dieses Werk allen Betheiligten als ein wirklich praktisches Handbuch bestens empfehlen. In den verschiedenen Kapiteln wird neben vielen werthvollen und sorgfältig gesammelten Detailbestimmungen alles geboten, was ein taktisches Lehrbuch über diese Gegenstände enthalten muß, wobei stets der besondere Standpunkt des Truppenführers und des Generalstabsoffiziers im Auge behalten ist. Durch eine große Zahl interessanter einschlägiger Beispiele aus der neuesten Kriegsgeschichte werden die Lehren der Theorie erläutert, und wird dadurch das Ganze belebt. Wo solche

Beispiele für kleinere Verhältnisse nicht vorlagen, hat der Verfasser selbst die entsprechenden Befehle entworfen. Hierbei hätte es wol zu besserer Belehrung gedient, wirkliche Namen einer bestimmten Gegend zu wählen, und würde es sich empfohlen haben, die Beispiele auf dem reichlichen Kartenmaterial des von jedermann unschwer zu erlangenden Generalstabswerks von 1870—71 zu wählen. Auch wäre es, als dem Charakter eines Handbuchs entsprechend, erwünscht gewesen, die verschiedenen Profile der Schützengräben in einfachen Holzschnitten dem Text eingefügt zu sehen.

Obwol wir in der Lage sind, uns über das ganze Werk anerkennend auszusprechen, so können wir doch über das, was der Verfasser vom Gebrauch der Artillerie sagt, nicht ohne einige Einwendungen hinweggehen. Im zweiten Theil heißt es von den Avantgardenbatterien, „daß sie sich bei einer vom Feinde vorbereiteten Vertheidigung von den Vertheidigungsbatterien, falls diese überlegen sind, noch über 2000 Meter, ja eventuell sogar bis zur Shrapnelgrenze, zurückhalten müssen". Diese Grenze liegt aber auf 2500 Meter; da das Reglement ausdrücklich ausspricht, es sei bei der Wahl der Stellungen der Batterien nur festzuhalten, daß bei Entfernungen über 2400 Meter eine ergiebige Artilleriewirkung nicht mehr zu gewärtigen ist, und da es sich um den Artilleriekampf handelt, so können wir der Annahme einer allgemein bezeichneten größern Entfernung als 2400 Meter für die erste Geschützaufstellung nicht beipflichten.

Ebenso wenig stimmen wir der Ansicht bei, daß die Bekämpfung der feindlichen Artillerie von den Avantgardenbatterien erst aufzunehmen sei, „sowie die hierzu ausreichenden Artilleriekräfte des Gros eingetroffen sind". Vielmehr ist es Aufgabe jeder Avantgardenartillerie — sei es eine, seien es mehrere Batterien —, die vorgehende Avantgardeninfanterie nur so lange durch Beschießen der feindlichen Infanterie zu unterstützen, bis der Vertheidiger, um dieses Vorgehen zu erschweren, seine Artillerie spielen läßt, dann aber gegen die feindliche Artillerie ihr Feuer zu richten, um es von der eigenen Infanterie abzuziehen. Entwickelt sich eine überlegene feindliche Artillerie, so wird das Vorgehen der Infanterie trotzdem zum Stillstand kommen, und nunmehr wird es einer Verstärkung durch die Artillerie des Gros bedürfen.

Endlich möchten wir dem Ausspruch, daß bei der Vertheidigung bei einer einzelnen Division die Batterien durchschnittlich in der Mitte der Gesammtstellung seitlich des vom Angreifer erstrebten Einbruchsobjects Aufstellung finden, entgegenhalten, daß es in Berücksichtigung der Flanken als schwacher Punkte der Vertheidigungsstellung nothwendig ist, einen Theil der Batterien für die Flügel derselben zu bestimmen. Sind beide Flanken der Stellung schwach, so wird zunächst für jeden Flügel eine Batterie bereit gestellt, während die beiden übrigen Batterien der Division hinter der Mitte in Bereitschaft verbleiben. Diese treten in den Kampf ein, sobald der Angreifer eine starke Artillerie entwickelt, und träfe dann beziehungsweise die oben allegirte Verwendung zu.

Hiernach scheiden wir von dem interessanten Werk mit einer nochmaligen warmen Empfehlung desselben.

Neue italienische Reiseliteratur.

1. Kleinere Schriften aus dem Nachlasse von A. W. Ambros. Erster Band: Aus Italien. Preßburg, Heckenast. 1880. 8. 6 M.
2. Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens. Von Woldemar Kaden. Berlin, Janke. 1880. Gr. 8. 7 M.
3. Roma Capitale. Römische Lebens- und Landschaftsbilder. Von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 6 M.
4. Italische Apriltage. Erinnerungen aus einer confessionslosen Romfahrt von Martin Schleich. Leipzig, Hirth. 1880. 8. 2 M.

Die Zeit, wo eine kleine Zahl vom Glück Begünstigter dem entzückt aufhorchenden großen Publikum von dem fernen Wunderlande Hesperien erzählen durfte, sicher, daß nur wenige unter den Zuhörern oder Lesern je im Stande sein würden, ihre Berichte durch eigenen Augenschein zu controliren, ihre Uebertreibungen und Ungenauigkeiten zu rügen, ist längst unwiederbringlich vorüber. Schon jetzt genügt eine Reise von heute auf morgen, um uns von der bairischen Hauptstadt nach Verona und Venedig zu bringen; die Zeit ist nahe, wo wir die Sonne eines Herbsttags auf deutschem Boden unter-, und die des folgenden auf italienischem Gebiet mögen aufgehen sehen. Es bedarf weder ungezählten Geldes noch ungemessener Zeit mehr, um selbst bis zu den Gestaden des Tiber und bis zum Golf von Neapel zu gelangen; manchem Beamten und Lehrer genügen vierwöchentliche Ferien, um nicht nur die neue Hauptstadt des Königreichs Italien mit ihren uralten Wunderwerken zu durcheilen, sondern auch die Rauchsäule aus dem Gipfel des Vesuvs und die Tempel von Pästum aus dem grünen Gerührig der Sümpfe aufsteigen zu sehen. Da sollte man denken, daß, wenn die Zahl der Reiseführer, derer von Fleisch und Blut wie derer von Druckerschwärze, naturgemäß in stetem Zunehmen begriffen ist, die der Touristenschriften entsprechend abnehmen müßte. Aber dem ist keineswegs so. Der Strom scheint unversiegbar; ja es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein Aufenthalt von wenigen Wochen, der doch kaum genügt, die zahllosen Natur-, Kunst- und Geschichtswunder der Halbinsel im Fluge zu schauen, daheim alsbald den Stoff zu einem dickleibigen Buche liefert. Die Bücher finden Verleger; sie müssen also auch wol Leser finden, trotzdem sich von Goethe bis Gregorovius eine classische deutsche Literatur über Ita-

lien gebildet hat, die jedem Wissensdurstigen und Neugierigen volle Befriedigung zu bieten vermag. Freilich, die wenigsten dieser schriftstellerischen Touristen kennen ihre großen Vorgänger, und ähnlich mag es wol den meisten Lesern ergehen, die hier wie anderswo vorzugsweise nach dem Neuesten greifen, was der literarische Markt bietet. So mag dem einen wie dem andern als neu und originell erscheinen, was längst vielfach besser, vollständiger und wahrheitsgetreuer gesagt worden ist. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß auf diesem, wenn nicht extensiv, doch intensiv sich immer vergrößernden und naturgemäß im Laufe der Zeiten mannichfachen Wechseln unterworfenen Gebiete sich nicht noch neue Beobachtungen anstellen, neue Standpunkte der Betrachtung auffinden, ja noch ganz neue Entdeckungen machen ließen. Auch hier wird wie überall mit der Zeit eine Arbeitstheilung eintreten müssen. Der eine wird sich mit der Geschichte und Statistik, mit den politischen und socialen Zuständen des neuen Italiens, der andere mit den neuesten Resultaten der archäologischen und kunsthistorischen Studien und Entdeckungen, ein dritter mit der Natur des Landes, seiner Physiognomik, seiner Flora und Fauna beschäftigen; ein vierter endlich Land und Leute jener Theile des Königreichs speciell erforschen und behandeln, von denen wir, wie von Calabrien und Apulien, dem Innern Siciliens und Sardiniens, erst eine sehr unvollkommene Kenntniß besitzen. Dazu aber genügt natürlich nicht eine kurze, ohne gründliche Vorbereitung unternommene Ferienreise.

Von den vier vor uns liegenden Schriften gehört nur die letzte der eben charakterisirten Kategorie flüchtiger Touristenschriften an, während die drei andern mehr oder weniger schwer wiegende Gründe für ihre Daseinsberechtigung nachweisen können.

Der petersburger Archivar Johann Batka, ein intimer Freund des am 28. Juni 1876 in Wien verstorbenen A. W. Ambros, gibt im Auftrage der Familie des Verewigten die theils bisher in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten, theils noch nicht gedruckten Schriften des berühmten Musikhistorikers heraus. Der zweite Band soll musikalische Aufsätze, der dritte Studien zur bildenden Kunst und Biographisches bringen. Der uns vorliegende erste: „Aus Italien“ (Nr. 1), enthält Skizzen und Briefe, die Früchte von vier Reisen, die der Verfasser in den Jahren 1861—68 nach der Halbinsel unternahm. Der nächste Zweck dieser Reisen waren musikalische Studien, denen Ambros mit ebenso viel Eifer wie Erfolg in den Bibliotheken und Archiven von Venedig, Florenz und Rom, zumal in der des Dogenpalastes und in der Laurentiana, oblag. Die Ergebnisse derselben sind in den wissenschaftlichen Werken des Verfassers niedergelegt; in unserm Buche finden sie nur gelegentliche und beiläufige Erwähnung, besonders wo es gilt, auf den Reichthum noch nicht gehobener Schätze auf diesem Gebiete hinzudeuten.

Ambros hat, wie aus einer Bemerkung unsers Buchs hervorgeht, die Absicht gehabt, ein zusammenhängendes Werk über Italien zu schreiben. Wenn er nicht dazu gekommen ist, so lag der Grund wol darin, daß er „die Kamellast italienischer Reisebeschreibungen nicht um ein Exemplar vermehren, sondern etwas Neues und Eigenes bringen wollte“. Dazu aber waren seine Reisen weder nach Zeit noch Raum hinlänglich ausgedehnt. Er scheint durchaus auf der großen Touristenheerstraße geblieben zu sein und kennt, soweit der vorliegende Band einen Schluß darauf gestattet, nur die großen Städte; ja unter diesen scheint er Turin, Mailand und Genua gar nicht oder doch kaum berührt zu haben; ebenso wenig hat er Sicilien gesehen. Dennoch darf er mit nicht ungerechtfertigtem Selbstgefühl von sich sagen: „Ich für mein Theil sehe von Italien wenig, wenn man es in gewöhnlicher Weise zählt, aber viel, wenn man es geistig wägt.“ Finden wir in den ziemlich sparsam eingestreuten Naturschilderungen trotz dem Enthusiasmus des Verfassers für italienischen Himmel und südlichen Pflanzenwuchs nicht viel „Neues und Eigenes“, so spiegelt sich dagegen in seinem Kopf die Kunstwelt der Halbinsel in so origineller Weise, tritt uns in seinen Schilderungen und Deutungen in so scharfer und eigenartiger Beleuchtung entgegen, daß er hier nicht nur unser Interesse lebhaft fesselt, sondern auch jeder Italienfahrer Neues von ihm lernen kann. So beispielsweise seine Schilderung des Judas in Giotto's Wandmalereien in Madonna dell' Arena zu Padua; die Deutung der Reliefs am Campanile des florentiner Doms; seine Bemerkung über Cellini's Perseus in der Loggia dei Lanzi, den er eine „ins Kolossale übersetzte Goldschmiedearbeit“ nennt; seine Darstellung der Reiterstatue Colleoni's auf dem Platz vor San-Giovanni e Paolo in Venedig: „Der Haudegen sitzt auf seinem Gaul (Pferd darf es hier nicht heißen) mit einem Gesicht, als wolle er, wie es in Goethe's «Götz» heißt, den ersten, der ihm zu nahe kommt, umgekehrt in die Erde pflanzen“; die Schilderung des Eindrucks, den die vereinzelten mittelalterlichen Kunstwerke Neapels auf ihn machten:

> Ich habe heute in der Incoronata die sieben Sakramente Giotto's, in Santa-Chiara die gothischen Gräber der Anjou gesehen. Herrliche Sachen für Florenz, Pisa, Siena u. s. w. Hier spielen sie nicht die beste Figur. Sie nehmen sich aus, als wollte jemand mitten in ein Bacchanal hinein einige Seiten aus der „Summa“ des heiligen Thomas von Aquino vorlesen.

Wo musikalische Leistungen in Betracht kommen, tritt uns das Kennerurtheil wie das feine Kunstgefühl des Verfassers natürlich besonders lebhaft entgegen. So wo er den Gesang der päpstlichen Kapelle in der Sixtina am Charfreitag schildert:

> Endlich wird die letzte Kerze ausgelöscht, die herabblickenden Riesengestalten der Propheten und Sibyllen Michel Angelo's bekommen in der eingetretenen tiefen Dämmerung geradezu etwas Geisterhaftes, eine lange, bange Stille folgt. In der benachbarten Sala-Regia verstummt das englische Froschgequack und französische Spatzengezwitscher, ein lang gedehntes St! von hundert Stimmen ermahnt zur Aufmerksamkeit. Jetzt ist es so still, daß man eine Stecknadel fallen hören könnte. Da beginnt leise und zu immer vollern Klängen anschwellend das Miserere

der Kapelle, und da ist's nun rein aus. Darüber gibt es schwerlich etwas! Der Vortrag dieses berühmten Stücks hat etwas Unbeschreibliches. Jeder Ton ist ganz Seele, Liebe, Andacht, Schmerz. Die Stimmen von himmlischer Klarheit und Reinheit fließen wie Wellen ineinander; jetzt erhebt sich krystallhell der Sopran, jetzt tönt der ernste, gleichsam trauervolle Baß, jetzt dringt der metallhaltige Klang der Tenore, der milde Klang des Alts dazwischen. Die Stimmen durchdringen sich, trennen sich, schwellen, verklingen, wachsen endlich gewaltig an, ohne im mindesten schreiend zu werden. Kein Singverein der Welt leistet etwas Aehnliches. Man denkt sich diesen Musikstil wol je zuweilen so vorgetragen, aber man verzweifelt an der Möglichkeit, ihn je so zu hören, bis man hier endlich das Ideal verwirklicht findet. Den folgenden Tag hörte ich die Kapelle im Lateran eine Messe singen, und so auch am Ostertage in Sanct-Peter. Das singen sie nun in den weiten Räumen stark und gleichmäßig ab; es verhält sich gegen den feinbeseelten Vortrag in der Sixtina etwa wie eines der Tribunenmosaiken, welches nur Umrisse und wenige kräftige ungebrochene Farben gibt, aber mit dieser derben Technik eine eigene Großartigkeit erzielt, zu einem überaus durchgebildeten Tafelbilde voll feinster Züge, Lasuren u. s. w.

Ambros schwärmt für die Kunst, die ihm höher steht als jede andere geistige Thätigkeit des Menschen:

Ich verehre die Arbeit des Staatsmannes, des Mechanikers, des Sprach- und sonstigen Forschers; ich weiß, was Handel und Industrie werth sind; aber endlich ist es doch nur die Kunst, die uns Zeugniß vom Göttlichen in uns gibt und uns über den Standpunkt einer Klasse sehr kluger Thiere hinaushebt. ... Wo die Kunst sinkt, sinkt das Leben.

Dabei ist er gut katholisch fromm, wenn ihm auch „bei den Reliquien zuweilen der Dämon die Frage ins Ohr raunt, ob denn das auch echt und wahrhaftig sei". Zuweilen kommt auch, wie an Galilei's Grabe in Santa-Croce zu Florenz, der denkende Mann mit dem gläubigen Katholiken in Conflict. Pius IX. macht ihm bei der Audienz den Eindruck „eines lieben sanften Heiligen, eines verkörperten Engels". Es ist vielleicht nicht außer Zusammenhang mit dieser Geistes- und Gemüthsrichtung, daß er für die Frührenaissance fast mehr Sinn hat als für die Antike selbst, geschweige deren spätere geistlose Nachahmung. Das Rococo ist ihm ein Greuel.

Ueberall tritt uns in dem Buche ein Schatz mannichfaltigen Wissens, eine große Belesenheit in antiken und modernen Schriften entgegen, aus denen ein treffliches Gedächtniß ihm die mannichfaltigsten Citate — nie Gemeinplätze — zu Gebote stellt. Die moderne italienische Literatur scheint er allerdings kaum zu kennen; daß er dagegen in den Trecentisten wohl zu Hause ist, zeigt uns die geistreiche Parallele zwischen Dante und Petrarca. Sein Stil ist klar, anschaulich und lebendig; die Sprache im ganzen durchaus correct; nur hier und da erinnert ein Ausdruck, eine Wendung an österreichische oder speciell böhmische Eigenart. Besonders anregend und anmuthend wirkt die lebhafte, ungezwungene, zuweilen etwas enthusiastische Ausdrucksweise der Briefe. Einzelne Stellen, wie die Schilderung des Landschaftsbildes, das sich von der lateranischen Basilica aus darbietet, beweisen, daß seine Sprache auch einen höhern Ton anzuschlagen vermag.

Er scheint fast überall unter dem ersten frischen Eindruck des Gesehenen und Erlebten geschrieben zu haben, was er allerdings auch in der Einleitung, die swol ursprünglich bestimmt war, dem nicht zu Stande gekommenen Buche voranzugehen, als ein Haupterforderniß einer italienischen Reisebeschreibung bezeichnet. Deshalb ist Goethe, über dessen italienische Reise er einen eigenen Essay veröffentlicht hat*), sein Mann und in mancher Hinsicht sein Vorbild, abgesehen natürlich von den Zusätzen, die der alternde Dichter später Riemer in die Feder dictirt hat. Dennoch ist er auch ihm gegenüber frei von jeder geistlosen Nachtreterei. Nicht verzeihen kann er es, daß Goethe für die Frührenaissance kein Auge und keinen Sinn, „für Brunelleschi, Bramante, die Robbia, Sansovino, Ghiberti und Donatello nicht ein Wort, nicht eine Silbe hat". Dagegen versäumt er keine Gelegenheit, um mit oft sehr einseitiger Schärfe gegen Adolf Stahr zu polemisiren, der ihm viel zu kühl kritisch, zu selbstbewußt, vor allem zu fertig ist, und über dessen „hohles Phrasengepolter" er bei mehr als einer Gelegenheit die Lauge scharfen Spottes ausgießt. Die Mühe, des seligen Kotzebue italienische Reise zu studiren, vielfach zu citiren und zu kritisiren, hätte er sich füglich sparen dürfen: wer unter den Mitlebenden kennt sie noch oder mag sie noch lesen, mag sie auch so gut wie die übel berufene Schrift Nicolai's gar manches Gute und Treffende enthalten.

Man darf ganz einverstanden mit dem Herausgeber sein, daß er pietätvoll die Aufsätze und Briefe durchaus in ihrer ursprünglichen Form veröffentlicht, ohne eine „verschlimmbessernde" Hand daran zu legen. Dagegen hätte dieselbe Pietät ihn vermögen sollen, für eine sorgfältigere Correctur der Druck- und auch wol Schreibfehler, zumal bei den italienischen Namen, Sorge zu tragen. Es macht keinen angenehmen Eindruck, wenn wir Cap Cinuello statt Circello, wenn wir stets Antonius- statt Antoninus-Säule lesen, wenn die Namen Mengs und Winckelmann verwechselt sind u. s. w. Die Naturgeschichte ist dem Verfasser ein fremdes Gebiet; er hätte deshalb besser gethan, es bei den deutschen Pflanzennamen bewenden zu lassen, und der Herausgeber hätte nicht z. B. den Namen des Erdbeerbaums (Arbutus unedo L.) als wissenschaftliche Bezeichnung des Lorbers stehen lassen sollen. Auch die aus der Entstehung des Buchs leicht erklärlichen, theilweise wörtlichen Wiederholungen hätten ausgemerzt werden sollen.

Der erste Theil des Buchs enthält Städtebilder aus Oberitalien: Venedig, Padua, Vicenza, Verona; Skizzen aus Rom; zwei Charakterköpfe: Pater Theiner und Gregorovius, und Varia (l'Inglicismo in Italia, Artistisch-Internationales, Santa-Croce, Brigantengeschichten, Winckelmann und die Villa Albani). Es ist zu beklagen, daß der Herausgeber nicht auch die trefflichen in „Bunte Blätter"**) veröffentlichten Aufsätze über Pisa, Assisi, Orvieto u. s. w. aufgenommen hat. Der zweite Theil bringt

*) „Goethe in Italien und seine Nachfahrer" („Bunte Blätter", Neue Folge, Leipzig 1874).

**) Leipzig, Leuckart (C. Sander); Erste Folge 1872; Neue Folge 1874.

an seine Gattin Therese gerichtete Briefe von seinen vier italienischen Reisen, die theilweise denselben Stoff, aber von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus behandeln.

Unter den Städtebildern ist Venedig, vervollständigt durch die Reisebriefe, nach Umfang und Inhalt das weitaus bedeutendste. Hier, wo Adrian Willaert (seit 1527) und seine Schüler, wo Monteverde, den Ambros den Vater der ganzen modernen Musik nennt, gewirkt haben, gab es trotz Caffi's und Winterfeld's verdienstlichen Arbeiten für den Musikhistoriker die wichtigsten Schätze zu heben. Freilich werden in unserm Buche diese Studien nur beiläufig erwähnt; dafür erhalten wir einen raschen, aber klaren Ueberblick über die Geschichte der Lagunenstadt, aus der besonders interessante Momente in scharfe Beleuchtung gerückt und Vergleiche zwischen sonst und jetzt zur Veranschaulichung der alten Pracht angestellt werden. Er weist uns nach, wie die Architektur der Häuser sich aus ihrer Entstehung und aus dem Boden, von dem sie sich erheben, erklärt, wie der Mangel an Raum nöthigte, die kleinsten Winkel auszunutzen und die sonderbarsten Grundrisse zu wählen, wie die innere Einrichtung in dem eigenartigen venetianischen Leben begründet ist; zeigt uns, wie oft neben den herrlichsten Ornamenten dem architektonischen Gerüste der constructive Gedanke mangelt. Venedig ist ihm „absolut unvergleichbar", Padua specifisch alterthümlich-italienisch, Florenz die Stadt fürstlicher Bürger, Siena die stolzer Adelsgeschlechter, Pisa die reiche Republik und Handelsstadt.

Die Schilderung der Katakomben in „Das unterirdische Rom" mochte vor zehn Jahren manches Neue bieten; jetzt ist sie durch neuere Forschungen und Beschreibungen antiquirt. „Santa-Croce in Gerusalemme" bietet ein treffliches Gesammtbild der Ewigen Stadt. In „Uralte Heiligenbilder" ist eine vergleichende Zusammenstellung der verschiedenen Christustypen von großem Interesse. Die beiden „Charakterköpfe" bringen weder Neues noch Bedeutendes: „Gregorovius" ist mehr ein Panegyrikus als eine Charakteristik — hauptsächlich ein Referat über „Die Geschichte Roms im Mittelalter". In „Artistisch-Internationales" bricht Ambros eine Lanze für die moderne deutsche Kunst gegen die italienische. Daß Cornelius und Overbeck seine Lieblinge sind, während er z. B. Kaulbach's gar nicht erwähnt, begreift sich unschwer bei der allgemeinen Geschmacksrichtung des Verfassers. Die „Brigantengeschichten" enthalten nur unbedeutende Variationen des altbekannten Themas. „Winckelmann und die Villa Albani" bringt zwar nichts kunstgeschichtlich Neues, enthält aber ganz interessante Betrachtungen und Bemerkungen über Winckelmann's Einfluß auf Goethe und sein Verhältniß zu seiner Zeit in Sprache und Ausdruck.

Die Briefe, welche Erlebtes und Geschautes, Schilderung, Erzählung und Betrachtung in buntester Mannichfaltigkeit bringen, werden durch ihren liebenswürdigen Humor und die frische Lebendigkeit des Ausdrucks den meisten Lesern am besten gefallen. Geistreiche Gedanken, anschauliche Bilder, scharfe und originelle Urtheile mischen sich mit harmlosen Berichten über gewöhnliche Tageserlebnisse. Bedeutende römische Persönlichkeiten, denen Ambros nahe getreten, werden uns vorgeführt: außer den erwähnten Gregorovius und Theiner ziehen Pius IX., Cardinal Hohenlohe, Liszt, Visconti u. a. an unsern Augen vorüber. So folgen wir ihm gern, auch wenn es zuweilen etwas bunt durcheinander geht, wie wenn wir morgens mit ihm auf den Hügel von San-Miniato bei Florenz steigen und die herrliche Aussicht auf die Stadt und das Arnothal bewundern, dann eine Predigt in San-Niccolò hören, die Gemälde in den Uffizien beschauen, ihn zu einem Gabelfrühstück begleiten und schließlich noch eine Matinée musicale mitmachen.

Die erste Reise beschränkt sich auf Venedig, die zweite behandelt zumal Florenz und Rom; die dritte, im Herbst 1866 unternommene ist sehr kurz: die Niederlagen von 1866 haben den österreichischen Patrioten tief verstimmt; er erblickt in dem Kriege „das Alpha einer Zeit, wo alles in das wilde Wirbeln eines kommenden Jüngstgerichts gerathen ist", und es wird ihm erst wohl, als er wieder die erste österreichische Station erreicht hat. Auf der vierten Reise (1868) ist die trübe Stimmung überwunden; hier, wo er zum ersten mal auch die Herrlichkeiten des Golfs von Neapel erblickt, steht wieder der alte liebenswürdige und heitere Enthusiast vor uns.

Otto Speyer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur neuesten Novellenschriftstellerei.

1. Clarissa. Eine Erzählung aus der Rococozeit von Konrad Kraus. Mainz, Kirchheim. 1880. 8. 4 M.
2. Kleine Leute. Drei Novellen von Hans Hopfen. (Um den Engel. Gewitter im Frühling. Trudel's Ball.) Berlin, Schneider u. Co. 1880. 8. 5 M.
3. Unter Tannen und Palmen. Historische Erzählungen von Hermine C. Proschko. Wien, Manz. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Fabulirtes. Erzählungen und Skizzen von Hugo Wittmann. Berlin, Freund u. Jeckel. 1880. 8. 4 M.
5. Der blaue Schleier. Novelle von A. Roland. Gotha, Windaus. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.

Es sind überwiegend neue Namen, die uns da begegnen, ein alter guter Bekannter allerdings auch. Vier von ihnen mit mehr oder weniger knappen Erzählungen, Bildern und Skizzen sind unbedenklich ins Gebiet der Novellenschriftstellerei zu verweisen; ob wir die bedeutend länger gestreckte „Erzählung" des fünften als Roman, Familienroman bezeichnen wollen, mag ziemlich gleichgültig sein. Wir beginnen übrigens gerade mit diesem.

„Clarissa" von K. Kraus (Nr. 1) ist eine ergreifende

mainzer Local- und Familiengeschichte aus dem gräflichen Hause von der L. Sie spielt sich zwischen folgenden Personen ab: der Vater ist ein schlaffer, genußsüchtiger und verschwenderischer Weltmann französischen Stils; die Stiefmutter, ein herzloses Weib, ist aus Habsucht und Affenliebe für ein gründlichst verdorbenes eigenes Muttersöhnchen zur Verbrecherin heruntergesunken, die den Sohn erster Ehe, sonach den Majoratserben, zweimal heimtückisch umzubringen versucht; das Söhnchen Anselm probirt ebenfalls den Brudermord, ist gemeiner Dieb, wird Hanswurst einer Gauklerbande, macht nachmals als falscher Spieler ein großes Haus und wird im Duell erstochen. Diesen dunkeln Gestalten stehen zwei leuchtende gegenüber: da ist der Stammhalter des Hauses, Graf Damian, der aus Ekel an den häuslichen Zuständen die Heimat geflohen, vier Jahre in den Türkenkriegen gekämpft hat und nun als tüchtiger Mann heimkehrt; neben ihm die prächtige Cousine Gräfin Clarissa, die den Buben Anselm hat heirathen sollen, aber den ritterlichen Damian glühend liebt und trotz des Widerstandes und der Intriguen jener heillosen Frau dessen hochbeglückte Gattin wird. Die Geschichte beginnt mit Damian's Rückkehr ins Vaterhaus, und die ganze Vorgeschichte ist im Verlaufe natürlich hereingetragen.

Das specifisch locale Gepräge der alten erzbischöflich-kurfürstlichen Stadt Mainz vor nahezu anderthalb Jahrhunderten drückt sich lebendig und anschaulich auf jeder Seite ab: die Gassen und Gäßchen und freien Plätze, die Thürme und Klöster, die großen Höfe alter Familien, die Eckhäuser, Herbergen und Kneipen: das alles wird mit den alten Namen und Formen getreu bis ins Einzelne vorgeführt, und es wickelt sich vor unsern Augen das ganze volle Leben und Treiben einer geistlichen Residenzstadt am Rhein in der bunten Rococozeit ab. Wir sehen sie alle vor uns in ihrem Gebaren und Behaben, sehen sie handeln und wandeln: die ehrbaren Pfahlbürger und Handwerksmeister, die dann und wann einen Schoppen zu viel hernunterschütten und bis Mitternacht in ihrer Stammkneipe sitzen, wenn sie nicht gerade das herumwandelnde „Muhkalb" fürchten; die Büttel und Weibel, Pförtner und herumlungernden Soldaten; die Chorherren und geistlichen Würdenträger bis herauf zum alten starrköpfigen Kurfürsten; den reichen und den verarmten Adel in seinen Stammhäusern; die Possenspieler mit ihrem Hanswurst; die Nonnen in ihren burgartig abgeschlossenen Klöstern; die betrügerischen Juden und Wirthe. Das alles wimmelt durcheinander, kunterbunt und lärmend. Der Wahn- und Spukglaube spielt in den beschränkten Gemüthern noch eine bedenkliche Rolle und wird von den gescheitern Köpfen, welche die Welt gesehen, schlau als Agitationsmittel für ihre übrigens ganz vernünftigen und gerechten Zwecke verwendet.

Und indem wir im besondern den von der L.'schen Hof und seine Gemächer betreten, werden wir wahrheitsgetreu ins innerste Weben und Schaffen, Streben und Walten einer heillos zerrütteten vornehmen Familie eingeführt; nicht blos die Thüren der Gemächer, auch die Herzen öffnen sich vor unserm Blick, und wir sehen alle bösen Leidenschaften, alle feinen und innigen Herzenszüge sich entfalten in voller Action, in Spiel und Widerspiel. Clarissens stille Liebe, zuerst ganz hoffnungslos, hat etwas ungemein Anmuthendes an sich; sie ist die am feinsten gezeichnete Gestalt. Ganz glücklich hält sich die Introduction, indem sie uns mit der reichen Weinlese im Klosterweinberg gleich die volle Freudens- und Segenszeit jener prachtvollen Rheingaue eröffnet. So liefert uns der Verfasser ein allseitig sich abrundendes Zeit- und Lebensgemälde und bekundet sich darin als recht anmuthender Erzähler; auch dieses Bild wie ein gleichartiges, das ihm voraufgegangen, hat seinen nicht zu verkennenden culturgeschichtlichen Werth. Die Sprache ist angemessen und schön.

Was Hans Hopfen in „Kleine Leute" (Nr. 2) bringt, sind eigenartige Geschichten und scharf ausgeprägte Gestalten.

Die erste Erzählung: „Um den Engel", führt uns nach Tirol, hoch auf die Berge und in die Felsthäler, mitten in die Eigenheiten eines starr abgeschlossenen Natur- und Volkslebens. Der hier herrschende fanatische Aberglaube ist das Triebrad der ganzen Geschichte. Zum Glück sind Gestalten wie die Schabacherin und Stocklausnerin zur heutigen Zeit veraltete Figuren; unmöglich allerdings auch jetzt noch nicht. Grund und Kern ist folgendes psychische Räthsel. Die Schabacherin hat ihren Mann, der ihr zu viel das Wirthshaus im Thal besuchte, mit bösem Wunsch entlassen; in der Nacht stürzt er todt am Felsen herunter, und nun hat das Weib keinen Seelenfrieden mehr. Die Stocklausnerin, eine mit Hausiren in allerlei weltlichen und geistlichen Artikeln, mit Beten und Quacksalbern sich durchbringende Vagabundin, zum Theil schlau, zum andern Theil aber ebenso geistesbeschränkt wie ihre Kunden, beredet das ganz von ihr beherrschte arme Weib: Frieden und Verzeihung könne ihr nur werden, wenn ein reiner Engel vor Gottes Thron für sie bete, und zu dieser Bestimmung sei Barbara, das eigene Töchterchen der Schabacherin, auserkoren. Dieses Töchterchen ist eine stille, zarte Natur, von schwacher Lunge und wirklich kränkelnd. Als es hohe Zeit ist, wenn sie gerettet werden soll, führt der Zufall einen jungen Arzt herbei, zu dem die Verlassene sogleich Zutrauen faßt, und er bringt das Kind heimlich in einen Bergstadel, um es zu heilen. Die zwei Weiber reden sich ein, es sei von demselben Gebirgsstock herabgestürzt wie der Vater, und schon freut sich die unnatürliche Mutter, nun ihren ersehnten Engel und Fürsprecher zu haben, als sie vernimmt, daß und wo Barbara lebe. Halb geistesverwirrt holt sie dieselbe zurück und ist nahe daran, sie von jenem Felsen herabzustürzen, als die rechtzeitig herbeigerufenen vernünftigen Leute das wahnsinnige Gebaren stören. Das Kind lebt in glücklichern Kreisen fort, und die beiden seltsamen Weiber

ziehen miteinander ruhelos, jedenfalls nicht als Segenspenderinnen, in den einsamen Weilern und Hütten und armen Dörfchen ihres Berglandes herum.

Ein nicht weniger auffallender Seelenconflict bildet den Mittelpunkt der zweiten Erzählung: „Gewitter im Frühling." Agnes und Karl sind als Geschwister erzogen und dieser dem geistlichen Stande bestimmt worden. Jene liebt den Jugendfreund Ludwig, Studiosus der Rechte. Karl ist eine wild unstete Natur. Er gibt nicht blos das theologische Studium auf, sondern büßt auch den Glauben ein, will als Kaufmann in die weite Welt hinaus und erfährt zu seinem Unheil überdies, daß Agnes nicht seine Schwester sei, worauf sofort glühend eine stärkere Liebe zu dem schönen Kinde in ihm aufsteigt. Alle drei treffen an einem Frühlingsnachmittag, als ein verfrühtes furchtbares Gewitter aufsteigt, zusammen. Karl verfolgt die auf den nahen Berg flüchtende Pflegeschwester mit seiner rasenden Liebe; da kommt ihr Ludwig, den das gleiche Gefühl in die Nähe getrieben, zu Hülfe; zwischen den zwei Rivalen entsteht blutiger Streit. Ludwig ist der Kräftigere, wird aber von Karl mit einem Steine so an die Stirn getroffen, daß er halb todt liegen bleibt. Das Ende der Katastrophe ist, daß alle drei ihren Frieden im Kloster suchen; Karl freilich erst nach Jahren, als der in die Welt hinausgezogene Starrkopf heimgekehrt und das ungestüme Herz zur Ruhe gebracht ist. Im Kloster begegnen wir den zwei Patres wieder, die eine so stürmische Jugend hinter sich haben.

Ein anderer, aber wieder ein Herzensconflict macht den Inhalt der dritten Erzählung „Trudel's Ball" aus: Gertrude ist das verwöhnte Kind einer mit Gedanken auf eine zweite Heirath umgehenden reichen und jungen Kaufmannswitwe aus Charlottenburg. Unter den Bewerbern um ihre Hand wäre der Mutter Harald Richter am liebsten, der schon früher ein Auge auf sie warf. Er zögert aber mit seinem Antrag und übergibt schließlich sein mühsam schriftlich formulirtes Heirathsgesuch dem Kinde Gertrud zur Vermittelung. Dieses aber, eigenwillig, von einem unbestimmten Gefühl beherrscht, daß Richter sein Stiefvater nicht werden dürfe, im Augenblick ohnehin erzürnt, weil Richter's Hund ihr den schönen Spielball zerrissen hat, nimmt den bedeutungsvollen Brief und näht ihn in aller Stille in den Ball hinein, den sie in der Rumpelkammer verbirgt. Die Mutter, enttäuscht und beleidigt, heirathet einen nahen Vetter. Jahre vergehen, das Kind reift heran, aber das begangene Unrecht läßt noch der Jungfrau keine Ruhe. Da führt das Schicksal sie wieder mit dem unvermählt gebliebenen Richter zusammen, und nun folgt die unerwartete Lösung: die beiden verlieben sich in einander; Gertrud bekennt reuig ihr Vergehen und erhält von dem Geliebten Absolution, weil daraus klar wird, daß damals schon unbewußt eine stille Neigung zu dem schönen Mann in dem Mädchenherzen mitgespielt hat, und auch Harald empfindet lebhaft, daß, was er jetzt fühlt, erst die rechte Liebe sei, während ihn einst zur Mama blos eine kühle Neigung hingezogen habe; kurz, die zwei sind glücklich.

In der Composition dieser drei Erzählungen hat der Autor ganz verschiedene Wege eingeschlagen. Die dritte führt uns ohne Einleitung, deren es auch nicht bedarf, mitten in die Situation ein und bringt das Ganze nach consequent vorschreitender Erzählungsweise an einem Faden bis zu Ende. Die erste schickt kurz eine orientirende Einleitung voraus über die Scene, auf der die Geschichte spielt, nämlich das Bergland Tirol mit seinem „Badl", d. h. dem noch stark primitiven Bergbadeörtchen. Am eigenthümlichsten schreitet die zweite Geschichte vor, jedenfalls nach fein geplanter Berechnung; sie zerfällt genau in zwei ganz deutlich sich abtrennende Hälften: in der einen führt der Autor sich selbst als Klosterschüler ein, entwirft die interessanten Porträts der verschiedenen Patres und entrollt ein lebendiges, mit jugendlichem Sinn aufgefaßtes Gemälde des Klosterschullebens; dann springt er auf die Persönlichkeit desjenigen seiner geistlichen Lehrer über, den er zum Hauptträger seiner Geschichte ausersehen — das ist der einstige Studiosus Ludwig — und erzählt uns in originell erfundener Einkleidung dessen Vorgeschichte, wie wir sie oben berührten. Die zwei ersten Geschichten geben groß und prächtig aufgefaßte Zeichnungen eines schweren Gewitters.

Der Name Hans Hopfen's ist so wohl bekannt, daß man über sein Erzählertalent wenig zu sagen braucht. Er schöpft mit großer Frische und Naturwahrheit unmittelbar aus dem Leben, malt anschaulich treu, legt ebenso viel Gemüth in seine Darstellung wie Kunst in die Combination. Immer aber steht das psychische Interesse voran; das gibt seinen Gestaltungen Tiefe. Am schlagendsten beweist dies der vorliegende Band in den mannichfach schattirten, etwas ungewöhnlichen und doch überzeugend wahren Charakterköpfen der Klostergeistlichen. Auch die Geistesbeschränktheit, herausgewachsen zum fanatischen Wahnwitz in der einen, zum verbrecherisch scheinheiligen Vagabundenthum in der andern Frauengestalt aus dem eng abgeschlossenen tiroler Gebirgsleben, sind durchaus zutreffend; solche geistige Krüppel prägen sich als natürliche Producte dieser Atmosphäre aus. Hopfen kennt die Menschennatur; in seiner Charakteristik macht sich der feine Beobachter geltend; in der Combination und dem Ausmalen der Einzelzüge bethätigt sich der Dichter.

Hermine Proschko bringt sechs kleinere Erzählungen unter dem Titel: „Unter Tannen und Palmen" (Nr. 3). Auf die dritte derselben trifft die Bezeichnung „historisch" nicht zu, da sie nicht mit geschichtlichen Persönlichkeiten zu thun hat; auf die erste und längste nur halb und halb; denn trotz des glänzenden Schauplatzes am Hofe Maria Theresia's ist die Gestalt, die im Centrum steht, der Hofkanzler Edler von Huber, bei aller Noblesse und Feinheit des Wesens, eben doch keine namhafte historische Persönlichkeit. Dagegen sind drei ganz ausgesprochene Künstlernovellen: wie Rafael II., d. i. der deutsche Rafael

Mengs, in Rom zu einem wunderlieblichen Modell für seine Madonna und damit zu einer ebenso lieblichen Frau kommt; wie Mozart in der Familie Weber, nachdem die ältere Tochter durch ihn zur stolzen Künstlerin ausgebildet worden und ihn undankbar vergessen hat, in der jüngern Schwester eine treu liebende Gattin gewinnt; wie unter des Dichters Metastasio Aegide die Sängerin Caterina Arditi oder, nach ihrem Schützer und Erzieher, Gabrielli zur Berühmtheit wird. Auch die dritte Erzählung spielt ins Kunstleben hinüber, sofern die Krisis nach einer etwas seltsam gedachten Verwickelung gelöst wird durch das Prachtgemälde „Venus" von Correggio. In die fünfte Geschichte, eine der durch rachsüchtige Leidenschaft rasch und blutig auslaufenden Liebesgeschichten des Orients, sind keine geringern Persönlichkeiten mit verwickelt als Napoleon in Aegypten nebst seinem Freund und General Kleber.

Die Erzählungen sind unterhaltend, liebenswürdig geschrieben, psychisch einfach und wahr entwickelt, natürlichen Tons, nicht ohne Herzenskenntniß, da und dort ergreifende Situationen darstellend. Große Bedeutung darf man ihnen nicht beilegen. Ich würde die am meisten frische Natur athmende, von steirischem Waldesduft gewürzte erste Geschichte allen andern vorziehen.

Wenden wir uns zu Hugo Wittmann: „Fabulirtes" (Nr. 4). Wäre der Titel „Plaudereien" nicht etwas stark abgebraucht, so möchten wir ihn jenem vorziehen; jedenfalls würde er besser passen. Sobald wir von Fabuliren sprechen oder hören, denken wir sofort an freie Phantasiegestaltungen mit etwas romantischem Anstrich, der uns allenfalls so in ein Stück Feenwelt versetzen möchte. Davon ist hier indeß gar nichts zu finden; im Gegentheil, der Verfasser bewegt sich in der unmittelbar realistischen Welt, und zwar einer ganz und gar alltäglichen, über die er allerdings mit Laune und Humor etwas phantasirt. Mehr als einmal sind es bloße Federzeichnungen oder Pinselübungen, kleine Scenen oder häuslich heimische Bildchen, die eigentlich fast gar nichts erzählen, und sie sind nicht das Uebelste an der Sammlung; so „Weihnachtsstimmungen" und „Osterspiele".

Sehen wir uns einmal seine Stoffe an.

Da wird unter dem Titel „Ein Held" ein Mann vorgeführt, der nach bedenklichem Zaudern seine schön gewesene und dann durch die Pocken furchtbar entstellte Braut doch heirathet und dabei glücklich wird. „Stadt und Dorf" erzählt eine sehr gewöhnliche Ehestandsgeschichte, wie nämlich ein feines Mädchen des Geldes wegen einen rohen Bauernkerl zu heirathen veranlaßt und natürlich unglücklich wird. „Gesicht und Schicksal" führt zwei etwas origineller geartete Lebensgeschichten vor: wie einer, dem die ungnädige Natur ein stereotypes Lächeln aufs Gesicht gemalt, das er nun einmal in keiner Lebenslage wegbringen kann, dadurch aus allen seinen Stellungen herausgetrieben wird, bis er arm und verlassen stirbt; und wie umgekehrt ein anderer, dem ein gnädigeres Geschick die Miene des melancholisch in die Welt schauenden Biedermannes gab, durch diese unverdiente Mitgabe steigt und steigt, reich und geehrt wird. Drei andere Erzählungen, wieder ganz auf alltäglichem Boden sich bewegend, sagen uns, „wie sie sich kriegten".

Die erste führt einen jungen Mann vor, der um Allerseelen seine Frau auf dem Kirchhofe findet, so natürlich, wie nur etwas unter dem Monde begegnen kann. Die zweite läßt ebenso lebenswahr eine gescheite Regierungsräthin so fein manövriren, daß sie einem dummen Baron statt der schönen Tochter, die er gern hat, die unschöne Schwester ankuppelt. Die dritte, von etwas größerer Ausdehnung, erzählt, wie ein junger unabhängiger Mann fast wider Willen und auf allerlei Umwegen zu einer prächtigen Frau mit drei Millionen Thalern kommt. Die „Ehelichen Zankduette", auch so ziemlich nach dem Leben, sind Erzählungen, von denen die dritte jedenfalls von ganz neuer Erfindung ist; sie philosophiren nebenbei viel und hübsch bunt durcheinander über Bälle und Moden, Frühling und Leben, Predigt und Beichte, lassen uns aber in der That ein wenig hinter die Ehestandsgardinen schauen; es geht übrigens recht anständig und unschuldig dabei her. Die guten Leutchen zanken sich ein wenig, man sollte meinen blos um des Vergnügens willen, sich wieder auszusöhnen. Die „Physiognomischen Studien" über eine Reihe von Stiefeln vor der Schlafzimmerreihe eines Gasthofs und mit dem Theatercoup des Verwechselns sind natürlich recht humoristisch. Das „Neujahrsgeschenk" ist wieder eine unmittelbar dem Leben abgelauschte Familiengeschichte. Aus dem Kreise der übrigen Skizzen fallen die „Modernen pariser Familienbilder" heraus, das eine dem echten Bürger- und Kleinkrämerstande, das andere der ultraroyalistischen Haute-Volée entnommen; Familienbildchen sind sie aber in jeder Ader, durch und durch; der Verfasser scheint nun einmal dies Genre vorzugsweise zu pflegen. Insofern macht eine stärkere Wendung aus der gewohnten Façon heraus die Erzählung „Sakrament und Grammatik", eine höchst ergötzliche Geschichte eines salzburger Erzbischofs, der kein Latein und auch sonst nichts versteht, als flott zu leben bis an sein lustiges seliges Ende.

Es ist eine eigene Sache um diese kleinen Bildchen, von denen manche auf ein Dutzend Seiten oder weniger noch gebracht sind. Sie erzählen uns so wenig als möglich und dazu so gewöhnliche Dinge, wie wir sie jede Stunde vor unsern Augen passiren sehen, sodaß wir uns wol fragen, warum wir das alles auch noch lesen sollen. Nun, wir lesen es doch. Vielleicht wird uns diese Art des Verfassers, das Alltägliche unmittelbar nach dem realen Leben vorzuführen, am schärfsten bewußt, wenn wir die erste seiner Heirathsgeschichten durchlesen oder auch die tausendfach ähnlich sich abspielende stille Ehestandstragödie „Stadt und Dorf". In andern Skizzen macht er allerdings mehr Anstrengungen der Erfindung und kann es darin bis zu originellen oder wenigstens wunderlichen Situationen

bringen. Warum wir die Skizzen eigentlich lesen? Drei Dinge liegen ohne Zweifel vor: ein nicht unbedeutendes Zeichnungstalent, ziemlich viel Gemüth und eine liebenswürdig ungetrübte Lebensanschauung, welche einer in sich abgeschlossenen Individualität anzugehören scheint; vor allem aber eine gute Partie gesunden Humors, der die Situationen gern von der lustigen Seite nimmt, aber auch mit einer gewissen Gemüthstiefe in den Ernst des Lebens eindringt, am anziehendsten wol in den beiden Festtagblättern: „Weihnachtsstimmungen" und „Osterspiele". Ich enthalte mich übrigens eines abschließenden Urtheils über die Art oder den Umfang von Wittmann's Talent; dafür genügt dieses einzige Bändchen nicht, und weiteres von ihm kenne ich nicht. Zu einem solchen würde uns der Autor erst Gelegenheit geben, wenn er sich an größern Objecten versuchte; ich meine das natürlich nicht nach der Seitenzahl — Bret Harte, Turgénjew und andere Meister haben ebenso kurze Skizzen und Bildchen hingeworfen —, ich meine es innerlich, nach der Intention und Stoffwahl. Die Welt da ist uns denn doch zu klein und zu gewohnt, wir stoßen jeden Augenblick mit den Ellbogen an ihren Ecken an. Bedeutendes läßt sich daraus schwerlich machen, und schließlich stellt sich doch ein gewisses Unbehagen ein, wenn man uns zu lange vor- und rückwärts um den bekannten Stubenofen und die in alter Weise summende Theekanne herumführt.

Die kleine Novelle von A. Roland: „Der blaue Schleier" (Nr. 5), ist ganz unbedeutend. Held der Geschichte ist ein Wirthssohn am Rhein, der sich ein bischen als Geck benimmt, im Grunde der Seele aber viel feinfühliger sein soll, als das manierirte Aeußere zeigt. Er liebt eine Stiefschwester, die einen andern heirathet, und stirbt bald danach. Der Ton ist natürlich; nur hat der Autor am Schlusse durch eine erkünstelt räthselhafte Wendung, die ans Geisterhafte streift, der einfachen Geschichte mehr Relief geben wollen.

J. J. Honegger.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Adolf Silberstein in Pest gibt ein neues deutsches Blatt: „Die Kritik", heraus. Wir wünschen dem redlich strebenden und mit deutschen literarischen Zuständen wohlvertrauten Redacteur, daß er die Fahne des deutschen Geistes hochhalten möge auf dem jetzt sehr bedrohten Vorposten desselben in der Mitte der stürmischen magyarischen Bewegung.

— Ein neues „Musikalisches Centralblatt" erscheint in Leipzig unter der Redaction des Verlegers Robert Seitz. Die Redaction will, unbeirrt vom Parteigetriebe, jeder musikalischen Richtung gerecht werden. Das Vorwort sagt: „In Leipzig, dem Boden der classisch-musikalischen Kunst, wo durch Bach der Grundstein zu unserer gesammten heutigen Musik gelegt wurde, ein Grundstein, dem ebenfalls in Leipzig eine der schönsten Blüten der Romantik in Schumann entsproß, wollen wir der Musikwelt ein Blatt bieten, das allem Guten, gleichviel wo es steht, seine Kräfte weiht." Das Blatt wird wissenschaftliche Aufsätze, Berichte über Concerte und Opernaufführungen des In- und Auslandes, Notizen bringen; es hat die namhaftesten musikalischen Schriftsteller als Mitarbeiter gewonnen.

— Ein in Wien neu erscheinendes „Deutsches Salonblatt" (Redacteur: Anton Langgaßner) will dem Prospect zufolge eine ästhetisch-belletristische Zeitschrift im besten Sinne des Wortes sein, anmuthig und fesselnd geschriebene Essays, die besten Erzeugnisse der Poesie und schönen Literatur, auch eine kritische Rundschau und Plaudereien aus gesellschaftlichen Kreisen sowie musikalische Compositionen bringen. Die erste Nummer enthält unter anderm „Tagebuchblätter" von Otto Leixner und den Beginn eines Romans von Hans Wachenhusen: „Die Schuld des Herzens".

— Eine Schrift von Karl Fiedler: „Die Gesammtgastspiele in München und ihre nationale Bedeutung für die dramatische Kunst" (München, Merhoff), geht strenger ins Gericht mit den Musteraufführungen als die neulich erwähnte von Heinrich Bulthaupt. Der Miserfolg wird in schärfster Weise constatirt; doch der Autor spricht für eine Erneuerung des Versuchs und eine regelmäßige alljährliche Wiederkehr, die das Gesammtgastspiel einem höhern, reformatorischen Ziele zuführen würde. Seine Urtheile über die einzelnen Darsteller können wir nur zum Theil unterschreiben: sie treffen bisweilen den Nagel auf den Kopf, bisweilen aber sind sie auch Ausflüsse entschiedener Voreingenommenheit und unkritischer Antipathie.

— In der Schrift „Die Invaliden-Pensionskassen und die Gesetzgebung" (Berlin, Staude) gibt der competente Verfasser Ferdinand Wöllmer zunächst eine Entwickelung der Invalidenkassenfrage, erörtert dann das Wesen der Knappschaftskassen und der Zwangskassen sowie der darauf bezüglichen Gesetzgebung. Besonnen und klar plaidirt er für möglichst freie Bewegung aller Klassen des Gemeinwesens im Gegensatz zur Bevormundung von oben herab.

— Ein besonderer Abdruck aus dem „Börsen-Wochenblatt" sind die „Börsen-Silhouetten" von Chevalier (Berlin, Kühl). Wie einst Hogarth mit seinem Stift meisterhaft die Typen menschlicher Leidenschaften zu charakterisiren wußte, so thut es hier ein Eingeweihter mit der Feder für das Gebiet der Börse. Die verschiedenen Kapitel sind überschrieben: „Die jungen Leute", „Vereidete Makler und Maklersubstitute, über Speculanten und Speculation überhaupt", „Hausse und Baisse, Haussiers und Baissiers, der Paria, der Privatmann", „Das Cabinet des Herrn Geheimraths, Börsenpuppenspiel", „Bankiers und Wechsler", „Der lachende und der weinende Jean", „Etwas über Gründungen und Gründer", „Peter Schlehmihl" u. s. w. Eine köstlichere Ironisirung des ganzen Börsentreibens und der Börsengestalten läßt sich nicht denken; wäre der Hintergrund nicht so furchtbar ernst, wir würden das Büchlein für eine Stunde feinern Behagens gern empfehlen.

— Von dem „Neuen Pitaval", begründet von J. E. Hitzig und W. Häring, fortgeführt von A. Vollert, liegt der Neuen Serie funfzehnter Band vor (Leipzig, F. A. Brockhaus). Diese Sammlung besonders merkwürdiger Criminalprocesse ist weltbekannt und bedarf nicht weiter unserer Empfehlung. Wir begnügen uns daher, den Inhalt des vorliegenden Bandes anzugeben: „Die Geheimpolizei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika", „Vier Criminalprocesse in Nordamerika", „Eine Tödtung aus Liebe", „Der Raubmord auf dem Hohenbogen", „Die Mordnacht in der Springölmühle zu Vogelsberg", „Proceß Fadda (Mord, Rom)", „Marguerite Joujean (Mord, Petersburg)".

Theater und Musik.

Am Hoftheater zu Manheim ist Joseph Weilen's neue Tragödie „König Erich" mit schönem Erfolg in Scene gegangen. Der Autor, welcher dieser ersten Aufführung beiwohnte, um nach dem Eindruck derselben noch Aenderungen in seinem Manuscript vorzunehmen, wurde mehrfach hervorgerufen. König Erich XIV. von Schweden ist ein Lieblingsthema der neuen Dramatik: Robert Prutz hat diesen Stoff behandelt, nach ihm Heinrich Kruse, und auf unserm Büchertische befinden sich wieder zwei Erich-Dramen, eins von Stephan Milow und eins von Jahn. In einer interessanten Erzählung hat Wilhelm Jensen den Stoff behandelt. Hier steht die Liebe Erich's zu seiner Karin im Mittelpunkte der Handlung: auch Joseph Weilen hat sie dramatisch verwerthet. Die historische Haupthandlung betrifft den Kampf des Königs Erich mit seinem Bruder Johann. Man rühmt dem Drama eine sehr lebendige Exposition, effectvolle Steigerung und interessante Charakteristik, besonders des Hauptheldeu nach.

— Das Preisschauspiel von Otto Girndt: „Dankelmann", welches die münchener Jury gekrönt hatte, ist am hamburger Stadttheater zur Aufführung gekommen: die Aufnahme soll am Schluß eine kühle gewesen sein. Man rühmt die Routine des Bühnenschriftstellers, findet aber zu viele peinigende Situationen in dem Stück. Das Zeitalter, in welchem das Stück spielt, ist das des brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III., der später sich in Königsberg mit der Königskrone schmückte.

— Zwei neue Opern haben vor kurzem die Feuerprobe bestanden: in Dresden die komische Oper „Don Pablo", Text und Musik von Theobald Rehbaum, in Leipzig die Oper „Lancelot", Text von Franz Bittong, Musik von Hentschel, dem Kapellmeister des brünner Theaters. Man rühmt dem Text von „Don Pablo" eine feine und elegante Diction nach und ebenso der Musik Feinheit und Zierlichkeit; die Partitur enthält eine Reihe formell abgerundeter Musikstücke und wirksamer Ensemblesätze. Die Oper „Lancelot", die in Leipzig eine beifällige Aufnahme fand, nimmt einen höhern Schwung; der Text behandelt die bekannte Sage von Lancelot vom See, seine Liebe zur Königin Ginevra, seinen Kampf mit Morbed nach dem Tode des Königs Artus. Der heilige Gral, von König Parcival bewacht, bildet das Schlußbild. Wir bewegen uns also in dem Sagenkreise, dem auch Wagner seine Motive entnimmt. Die Kritik rühmt die treffliche Harmonik der Oper und meint, daß ihr melodiöser Kern sich bei wiederholtem Hören besser einprägen werde. Am wirksamsten ist der dritte Act mit den Gesängen der Tafelrunde und dem Kampf von Artus und Morbed.

Bibliographie.

Anderſen's, H. C., Ausgewählte Werke. Neu revidirt auf Grund der vom Verfasser selbst besorgten deutschen Ausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von L. Katscher. 8 Bde. Leipzig, Wartig. 8. 18 M.

Avenarius, F., Wandern und Werden. Gedichte. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 4 M.

Bahnsen, J., Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt. Princip und Einzelbewährung der Realdialektik. 1ster Bd. Berlin, Grieben. Gr. 8. 8 M.

Bodenstedt, F., Gräfin Helene. Novelle. Stuttgart, Richter u. Kappler. 16. 2 M.

Braun-Wiesbaden, K., Von Berlin nach Leipzig. Reichs-, rechts-, wirthschafts- und kulturgeschichtliche Plaudereien. Leipzig, Reißner. 8. 6 M.

Bulthaupt, H., Das Münchener Gesammtgastspiel 1880. Bremen, Rühle u. Schlenker. 8. 1 M. 20 Pf.

Doehn, R., Aus dem amerikanischen Dichterwald. Literar-historische Skizzen. Leipzig, O. Wigand. 1881. Gr. 8. 4 M.

Döllinger, J. v., Das Haus Wittelsbach und seine Bedeutung in der deutschen Geschichte. Festrede. München, Franz. Gr. 4. 60 Pf.

Fischer, K., Die Nation und der Bundestag. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte. Leipzig, Fues. Gr. 8. 7 M.

Frei, W., Europa's Wiedergeburt. Ein politisch-wirthschaftlicher Vorschlag. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 1 M.

Galen, P., Die Fürstendiener. Nach den ungedruckten Memoiren eines Exministers erzählt. 4 Bde. Leipzig, C. Zieger. 8. 20 M.

Gehricke, F. L., Fürst Wolfgang von Anhalt. Geschichtlich-vaterländisches Drama in 5 Akten mit einem Schlußbilde. Dessau, Neubürger. 8. 1 M. 50 Pf.

Genée, R., Poetische Abende. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 4 M.

Giesebrecht, W. v., Die Zeit Kaiser Friedrichs des Rothbarts. 1ste Abth.: Neuer Aufschwung des Kaiserthums. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

Goldammer, H., Friedrich Fröbel, der Begründer der Kindergarten-Erziehung. Sein Leben und Wirken. Berlin, Habel. Gr. 8. 2 M.

Gruen, H., und R. Maurmeier, Der Wittelsbacher Ruhm und Ehre. Festspiel. Kempten, Dannheimer. Gr. 8. 40 Pf.

Hartmann, E. v., Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

— — Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 3 M.

Hoffmann, J. G. E., Julianos der Abtrünnige. Syrische Erzählungen. Leiden, Brill. 4. 20 M.

Jensen, W., Ueber die Vivisektion, ihre Gegner und Herrn Richard Wagner. Stuttgart, Levy u. Müller. 1881. Gr. 8. 75 Pf.

Kolb, G. F., Abriß der Culturgeschichte der Menschheit. Auf Grundlage seines größeren Werkes bearbeitet. Leipzig, Felix. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Lehmann, O., Ueber Kant's Principien der Ethik und Schopenhauer's Beurteilung derselben. Eine kritische Studie. Berlin, Grieben. Gr. 8. 2 M.

Leitner, K. G. Ritter v., Novellen und Gedichte. Wien, Hartleben. 8. 2 M. 70 Pf.

Deutsche Litteraturzeitung. Herausgegeben von M. Roediger. 1ster Jahrgang. October bis December 1880. 13 Nrn. Berlin, Weidmann. Hoch 4. 7 M.

Mielke, D. E., Das Prinzip des Weltganzen und der Polarismus. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Mohrmann, H., Jacobus Sackmann, Pastor zu Limmer bei Hannover. Erste Darstellung seines Lebens nach den Acten und eigenhändigen Schriftstücken und sorgfältig revidirte Ausgabe seiner Predigten. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Molière, Ausgewählte Lustspiele. In fünffüßigen, paarweis gereimten Jamben übersetzt von A. Laun. Leipzig, Friedrich. 1881. 8. 4 M.

Müller, K. E. H., Reichs-Steuern und Reichs-Reform-Bestrebungen im 15. und 16. Jahrhundert. Brenzlau, Vincent. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Noer, Graf F. A. v., Kaiser Akbar. Ein Versuch über die Geschichte Indiens im 16. Jahrhundert. 1ste Lfg. Leiden, Brill. Gr. 8. 4 M.

Nolte, W., Marco und Maria. Eine Erzählung in Versen. Frankfurt a. M., Auffahrt. 12. 50 Pf.

Pasqué, E., Rübezahl. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1881. 8. 7 M. 50 Pf.

Peetz, H., Volkswissenschaftliche Studien. Darinnen zuvörderst unsere alten Bayernherzoge des 12. bis 16. Jahrhunderts als Bergherren mit ihren vornehmsten Gewerkern naeher beleuchtet werden, ingleichen aber auch eine Riemgauer Grundherrschaft (16. Jahrhundert) nämlich die des hochedlen Geschlechtes derer Freiherren von Freyberg auf Hohenaschau erstmals zur Darstellung gebracht wird, viel urkundlich Material von deren alten Gerichtswändeln, dem damaligen Berg- und Ackerbau, ihrem Verkehrswesen und insondere von ihrer Almwirthschaft, welches der Rede wohl werth sein wird, zumal dem archivalischen Ernste auch soviel Ergötzliches beigemischt wurde, damit dieses Buch in Summa sowohl nützlich als lustig zum Lesen sein möchte. Alles dies wurde aus allerlei ehrwürdigen Büchselbriefen und Geschriften unserer bayerisch königlichen Archive wie aus anderen glaubwürdigen Documenten und vielen Rechnungen immer nach wahrhaftiger Selbstschau mit Fleiß und langjähriger Ausdauer ins Werk gefaßt. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 4. 12 M.

Drei Preis-Humoresken. (I. Die Denkmäler der Cimbern am Rhein von F. Woas. II. Im Dunkeln von R. Koß. III. Ein Lesеabend von A. Roderich.) Leipzig, Thiel. 1881. 8. 1 M.

Reichardt-Stromberg, Mathilde, Die Staatsbürgerin. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M.

Reisebriefe eines Diplomaten. Von Charikles. Wismar, Hinstorff. 8. 4 M.

Reuß, Eleonore Fürstin, geb. Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, Gedichte. 2te Sammlung. Berlin, Hertz. 8. 4 M. 50 Pf.

Röhricht, R., und H. Meisner, Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Lande. Herausgegeben und erläutert. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 20 M.

Rosenberg, E., Ueber Grillparzer, vorzüglich als Dramatiker. Populärwissenschaftlicher Vortrag. Hirschberg, Heilig. Gr. 8. 60 Pf.

Schmidt, E. v., Die Philosophie der Mythologie und Max Müller. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Soltau, W., Ueber Entstehung und Zusammensetzung der altrömischen Volksversammlungen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 16 M.

Sonnemann, L., Die Straßburger Tabaksmanufaktur und das Tabaksmonopol. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 30 Pf.

Thumser, Papstthums Todtenlied. München. 8. 50 Pf.

Treitschke, H. v., Der letzte Akt der Zollvereins-Geschichte. Altona, Schlüter. Gr. 8. 40 Pf.

Unflad, L., Die Shakespeare-Literatur in Deutschland. Versuch einer bibliographischen Zusammenstellung der in Deutschland erschienenen Gesammt- und Einzeln-Ausgaben Shakespeares und der literarischen Erschcinungen über Shakespeare und seine Werke von 1762 bis 1879. München, Unflad. Gr. 8. 3 M.

Waniek, G., Zum Vocalismus der schlesischen Mundart. Ein Beitrag zur deutschen Dialektforschung. Bielitz, Fröhlich. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Weddigen, F. H. O., Ueber die Notwendigkeit einer Professur für neuere Litteratur an den deutschen Hochschulen. Essen, Silbermann. Gr. 8. 80 Pf.

Weiß, K., „Glück und Frieden!" Goethe's Herrmann und Dorothea ethisch ausgelegt. Berlin, Oehmigke. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die Zeitschrift für bildende Kunst,

herausgegeben von Professor Dr. Karl von Lützow in Wien, Verlag von E. A. Seemann in Leipzig, beginnt mit dem soeben ausgegebenen Octoberhefte ihren 16. Jahrgang. Getreu ihren bewährten Grundsätzen, wird die Zeitschrift auch in diesem neuen Bande bestrebt sein, von dem künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Leben der Gegenwart ein umfassendes, durch Gediegenheit des Inhalts und fesselnde Darstellung anziehendes Bild zu geben. Auf die Reichhaltigkeit des literarischen Theils und die künstlerische Ausführung der beigegebenen Illustrationen wird vom Herausgeber und Verleger stets die gleiche Sorgfalt verwendet; das vorliegende erste Heft mag den neu eintretenden Abonnenten als Probe dienen. Die für die nächsten Lieferungen in Aussicht stehenden Beiträge behandeln sowohl interessante Tagesfragen und Begebenheiten des Kunstlebens als eine Reihe neuer Ergebnisse der Kunstforschung, vornehmlich auf den Gebieten des classischen Alterthums und der Renaissance. Dem Ausstellungswesen, den neuen Erscheinungen der Kunstliteratur und des Kunsthandels wird namentlich in den fortlaufenden Berichten der „Kunst-Chronik", die während der Sommermonate alle 14 Tage, sonst regelmäßig jede Woche erscheint, eingehende Berücksichtigung zutheil. Bei der Herstellung der beigegebenen Stiche, Radirungen, Holzschnitte, Heliogravüren u. s. w. sind die ersten Künstler und Kunstinstitute des In- und Auslandes beschäftigt. — Der Preis des Jahrgangs (12 monatliche Hefte nebst 45 Wochennummern der Kunst-Chronik umfassend) beträgt 25 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen

von

Ferdinand Gregorovius.

Vierte Auflage. 8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 3 M.

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, gelangt immer mehr zu verdienter Würdigung und Verbreitung. Auch in der vorliegenden vierten Auflage, die besonders geschmackvoll ausgestattet ist, wird es ihr an erweiterter Theilnahme nicht fehlen.

„Euphorion" liegt außerdem in einer illustrirten Prachtausgabe, mit Original-Compositionen von Theodor Grosse, vor (Preis 7 M.), deren artistische Ausführung dem gewähltesten Büchertisch zur Zierde gereicht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Cypern
im Jahre 1879.

Von

Sir Samuel White Baker.

Aus dem Englischen von **Richard Oberländer.**

Mit einer lithographirten Karte. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Cypern ist durch die im Jahre 1878 erfolgte Occupation von seiten der Engländer neuerdings in den Vordergrund des politischen Interesses gerückt worden. Das vorliegende Werk des berühmten englischen Reisenden, in welchem die gegenwärtigen Zustände der Insel und ihrer Bewohner mit treuer Anschaulichkeit geschildert sind, darf mithin sicher auf zahlreiche Leser rechnen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Henry M. Stanleys
Reise durch den dunklen Welttheil.

Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet

von

Dr. Berthold Volz.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Stanley's großes zweibändiges Werk „Durch den dunkeln Welttheil", worin er selbst über seine von den wichtigsten Erfolgen gekrönte Entdeckungsreise durch den afrikanischen Continent ausführlichen Bericht erstattet, wurde von der wissenschaftlichen Welt mit einmüthigem, seltenem Interesse aufgenommen. Um nun auch weitern Kreisen die Kunde von diesen großartigen Entdeckungen zugänglich zu machen, hat der Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam Dr. B. Volz das vorliegende Buch bearbeitet, das, mit zahlreichen Originalabbildungen geschmückt und zu sehr billigem Preise dargeboten, sich besonders auch als eine vorzügliche Bereicherung der Volks- und Jugendschriften-Literatur empfiehlt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Zur

Verwaltungsreform

und

Verwaltungsrechtspflege in Preußen.

Von **Rudolf Gneist.**

8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Der berühmte Staatsrechtslehrer, Referent der Commission, welche das preußische Abgeordnetenhaus zur Vorberathung der in der Session von 1880 von der Regierung eingebrachten Reformgesetzentwürfe ernannt hatte, gibt in dieser Schrift eine orientirende Uebersicht über den Entstehungs- und Entwickelungsgang der Verwaltungsjustiz in Deutschland wie speciell in Preußen und knüpft daran die interessantesten Betrachtungen über die Grundlagen von Staat und Gesellschaft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Schopenhauer-Literatur.

Versuch einer chronologischen Uebersicht derselben.

Von

Ferdinand Laban.

8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Bibliographische, nach den Erscheinungsjahren geordnete Vorführung der Schriften von und über Schopenhauer sowie Nachweis derjenigen Stellen in Werken und Journalen, wo auf Schopenhauer Bezug genommen wird: eine Arbeit von großem Werth für jeden, der sich mit diesem Philosophen beschäftigt.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 11.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

AKADEMISCHE RESSOURCEN Bibliothek

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 4. November 1880.

Inhalt: Zustände in Rußland. Von Rudolf Doehn. — Neue italienische Reiseliteratur. Von Otto Speyer. (Beschluß.) — Gedichte. Von Rudolf Kulemann. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zustände in Rußland.

Russische Literatur und Cultur. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik derselben. Von J. J. Honegger. Leipzig, Weber. 1880. Gr. 8. 6 M.

Das lebhafte Interesse, welches das russische Reich bei der ganzen gebildeten Welt, ja selbst bei minder gebildeten Volksstämmen und Volkskreisen durch seine innern Stürme nicht weniger als durch seine äußere Politik wachruft, erklärt und rechtfertigt die große Anzahl von Schriften, die in jüngster Zeit sich mit russischen Zuständen beschäftigen. Zu diesen Schriften zählt nun auch das vorliegende Buch von J. J. Honegger, welches sich selbst als „ein Beitrag zur Geschichte und Kritik russischer Literatur und Cultur" einführt. Wie es von dem Verfasser der „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts" und der „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit" nicht anders erwartet werden konnte, so zeugt auch die in Rede stehende Arbeit von fleißigem Studium und gewissenhafter Forschung. Innere und äußere Gründe bestimmten den Autor zur Abfassung seines Buchs: einmal zog ihn die seit Puschkin so bedeutend gewordene Literatur Rußlands in dem Maße an, daß er die Lösung der Doppelfrage versuchte, worin der besondere Charakter dieser Literatur bestehe, und wie viel sie andererseits mit den abendländischen Literaturen gemein habe; dann aber wollte er auch Klarheit über die verschiedenen, oft recht mangelhaften und verkehrten Urtheile über Rußland schaffen. Aeußerlich ward er bestimmt durch mehrjährigen Umgang mit Russen der höhern Stände und mit Deutschen, die lange in Rußland gelebt hatten. Seine Beschäftigung mit den russischen Zuständen bezeichnet Honegger als seine „Lieblingsarbeit". Der russischen Sprache mächtig, studirte er mit Eifer und in erster Linie die Hauptwerke der russischen Literatur, ferner die Werke deutscher und englischer Reisender und einiger französischer Geschichtschreiber. So vorbereitet schritt er zur Abfassung seines Buchs. „Ich wollte weiter nichts geben", sagt er im Vorwort, „als ein Résumé über die heutigen russischen Culturzustände, sine ira et studio, aber auch absolut ohne alle Schminke oder Vertuschung, scharf und streng, was am Abschlusse der bezüglichen Studien meine Ueberzeugung geworden." Wesentlich Neues darf man demnach in Honegger's Arbeit nicht suchen wollen, wohl aber ein interessantes, durch ernstes Forschen nach Wahrheit geläutertes Urtheil über russische Literatur und Cultur.

Das Buch zerfällt in vier Theile, eine Einleitung und drei Hauptabschnitte. Die Einleitung behandelt die Grundzüge der Geschichte Rußlands, der erste Hauptabschnitt die modernen Zustände, der zweite die Literatur, der dritte endlich einzelne Autoren.

Die allerdings kaum zehn Seiten umfassende Einleitung gewährt dennoch einen für den Zweck der Arbeit ziemlich genügenden Ueberblick über das allmähliche Zusammenschweißen der Glieder des russischen Kolosses und das Verschmelzen einer Masse der ungleichartigsten Völkerschaften zu einem autokratisch regierten Ganzen. Der Verfasser hat zu seiner Darstellung vorzugsweise die Werke von Arthur Kleinschmidt, Strahl, Herrmann, Rambaud und Pogodin benutzt und läßt sich über die hauptsächlichsten Fundamentalthatsachen der russischen Machtstellung in folgender, stilistisch nicht gerade sehr ansprechenden Ausdrucksweise vernehmen:

Erste Stütze der Warägerherrschaft ist Nowgorod; folgt die Besitznahme von Kiew und Smolensk; nach dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts wird Moskwa Haupt des Reichs. Ins erste Drittel des 13. fällt die Niederlassung der Deutschen in den Ostseeprovinzen. Gleichzeitig die Mongolenherrschaft nach den unglücklichen Schlachten an der Kalka und am Sit. — Sehr frühe und langdauernde Kriege mit den Bulgaren; in neuern Jahrhunderten mit Polen und Schweden, in den letzten mit der Türkei. — Erste diplomatische Beziehungen mit Persien zu

Iwan's III. Zeit im letzten Drittel des 15. — Fast romanhafte Eroberung Sibiriens durch die Stroganows im letzten Viertel des 16.; Besetzung der Krim im achten und neunten Jahrzehnt des vorigen; der Kaukasusländer in unserm Jahrhundert.

Was den ersten Hauptabschnitt des Buchs betrifft, so war der Verfasser, da er niemals in Rußland gewesen und somit aus eigener Anschauung nicht über die „modernen Zustände" dieses Landes berichten konnte, wie er selbst im Vorworte sagt, „des Wesentlichsten auf seine Gewährsmänner in Wort und Schrift angewiesen". Anders gestaltet sich dies mit dem zweiten und dritten Hauptabschnitt; hier steht der Autor mehr auf eigenen Füßen; er hat selbständig geprüft und gibt seine eigenen, reiflich erwogenen Entscheidungen.

Bei der Darstellung der modernen russischen Zustände schildert der Autor zunächst die Gegensätze in Land und Volk, er bespricht die verschiedenen Völkerstämme und ihre Religionen, die westländischen und die einheimischen Ansichten über Rußland, die Charakterzüge des Volks, die fremden Civilisationselemente, die ganz verschiedenen Civilisationskreise, die Politik und Diplomatie. Nachdem er dann die sich ablösenden Generationen und civilisatorischen Phasen während unsers Jahrhunderts (den Umschwung mit der französischen Invasion, die Nikolaische Zeit und deren Zusammenbrechen, die reformatorische Periode Alexander's II. und die neuesten Ereignisse) beleuchtet hat, unterzieht er theils in kürzerer, theils in ausführlicherer Weise folgende Punkte einer nähern Betrachtung: die Leibeigenen-Emancipation, den Staatsorganismus, die Bureaukratie und Beamtenwelt, das Rechtsleben, die volkswirthschaftlichen Zustände und die Finanzen, Erziehung, Schule und Unterricht, Wissenschaft und Kunst, Kirche und Sektenwesen, den ungetheilten Gemeindebesitz, die Bestrebungen der Slawophilen und Panslawisten und schließlich einzelne Landesgebiete und Völkerschaften. Wir lassen dahingestellt sein, ob diese Eintheilung und Reihenfolge der behandelten Gegenstände eine naturgemäße und logisch richtige ist, und begnügen uns damit, einzelne Punkte besonders hervorzuheben.

Die Frage „Was ist Rußland?", womit der erste Hauptabschnitt beginnt, wird vom Verfasser mit folgenden Worten des Fürsten Dolgoruki beantwortet:

Rußland ist ein ungeheueres Gebäude mit europäischem Aeußern und geziert mit einem europäischen Giebelfeld, aber im Innern nach asiatischer Art möblirt und verwaltet. Die sehr große Mehrzahl der Staatsangestellten, in mehr oder weniger europäische Costüme gesteckt, verfahren in Ausübung ihrer Funetionen als wahre Tataren. Kein Land der Welt ist reicher an Gesetzen, Verordnungen und Reglements aller Art; der russische Codex ist der umfangreichste, indem er über 1000 Seiten umfaßt, und jedes Jahr erscheinen neue Ergänzungen. Aber dieser Codex, so nützlich für das Gedeihen der Papierfabriken, ist für das Land ein todter Buchstabe. Der erste Artikel des ersten Bandes, welcher den Kaiser über alle Gesetze stellt, macht alle funfzehn dicken Bände zum umfangreichsten aller schlechten Späße.

Daß diese Antwort keine Schmeichelei für Rußland enthält, steht fest. Wir greifen einige Punkte aus dem reichen Inhalte des ersten Hauptabschnitts heraus, und zwar zunächst die Bureaukratie, welche seit langer Zeit von der Masse des russischen Volks mit gutem Grunde gehaßt und verachtet wird. Puschkin hat diese Welt der sittlichen Fäulniß, Corruption und Versumpfung, welche sich seit Peter dem Großen immer weiter greifend herausbildete, wie der Verfasser citirt, also gezeichnet:

... Eine Welt von Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform gesteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
Spione, frömmelnde Koketten
Und Sklaven, stolz auf ihre Ketten!
In dieser Welt der Heuchelei,
Des Lugs und Trugs, der Kriecherei,
Verschmitztheit, Roheit, Alltagsleere,
Klatschsucht, Verleumdung, Unnatur;
In diesem Tugendgrab, wo nur
Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre,
In diesem Sumpf, in welchem wir
Uns, Freunde, alle baden hier. ...

Diese Schilderung des russischen Beamtenwesens erscheint etwas stark aufgetragen; aber auch der Staatsrath Wigel charakterisirt den russischen Bureaukraten also: „Mitgefühl kennt er nicht; heilig ist ihm nichts auf dieser Welt; er ist ein civilisirter Räuber, der nicht den gehörigen Muth hatte, sein Gewerbe auf offener Heerstraße zu treiben." Der Verfasser meint, daß in der neuesten Zeit das Beamtenthum in Rußland wol etwas besser geworden sei, doch nur in geringem Grade.

Was die Jugenderziehung anlangt, so theilt Honegger die Ansichten eines russischen Conservativen mit; dieselben lauten folgendermaßen:

Was soll man von unserer Jugenderziehung sagen? Die Intelligenz erzieht ihre Söhne und Töchter im Geiste des Occidents; das Kind plappert von der frühesten Jugend an französische, deutsche und englische Verse her, aber das Vaterunser kennt es nicht. Die unterste Volksklasse weiß nicht, wie ihre Kinder erzogen werden, und in den Dorfschulen treiben materialistisch gesinnte Lehrer ihr Wesen. Unser Familienleben droht vollständig zu verschwinden. Die Kinder brauchen blos in eine höhere Klasse ihrer Lehranstalt hinüberzukommen, um die Väter als abgelebt anzusehen und sich über sie lustig zu machen; sechzehn- bis siebzehnjährige Jungfrauen suchen selbständige Arbeit und vertiefen sich bis über die Ohren in die Geheimnisse der Naturwissenschaft. Alles, was man früher in Gegenwart einer Jungfrau nicht beweisen durfte, setzt die moderne Jungfrau bis ins einzelne auseinander und analysirt es mit einem Geschick, wie es zuweilen dem Fachmann nicht eigen ist. Die Aufgabe, die ihr vom Schöpfer gestellt worden, ist ihr eben fremd. Sie will blos gleiche Rechte mit dem Manne besitzen, ohne sich darüber Rechenschaft ablegen zu können, worin diese Rechte eigentlich bestehen.

Suworin bestätigt diese Anschauung vollkommen mit den Worten:

Unsere Kinder gehen zu Grunde, die besten Kräfte gehen um nichts verloren, und vielleicht deshalb, weil viele von uns Erwachsenen ein solcher Schund (takaja drjanj) sind, der zu nichts tauglich ist als nur zu liberalisirenden Ausrufungslauten, die als bürgerliche Verdienste herausgestrichen werden; weil es

bei uns weder Charakter, noch Ausdauer, noch System gibt, sondern nur eine gewisse Halbheit, etwas Unvollendetes, so etwas, was in seiner Apathie zu Zeiten vor nichts Ekel empfindet, nicht einmal vor dem liberalisirenden Sich-Stützen auf eine in Aufregung befindliche Jugend.

Anzuerkennen ist vielfach, was in Rußland auf Staatskosten auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde geschehen ist.

Aus der ganzen modernen Geschichtsentwickelung Rußlands zieht Honegger etwa folgende Schlußfolgerung. Von den widersprechendsten Factoren bewegt und zerrissen, hin- und hergewürfelt und aufgewühlt von der absolutistischen Despotie und dem nihilistischen Revolutionsgeiste, ohne Halt und Ruhe, hat Rußland nur zwei Wege vor sich. Will es gemäß den panslawistischen und slawophilen Träumereien und Phantastereien — denn etwas anderes sind sie nicht — die westländische Bildung von sich abstoßen, so wird es nach mongolisch-chinesischer Weise erstarrt stehen bleiben: eine vom modernen Culturleben abgelöste Insel. Und da dies im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen denn doch nimmermehr geht, so ist es in allen Fragen des Fortschritts an die abendländische Civilisation gewiesen, und wie die Dinge heute und wol noch längere Zeit liegen, am allerstärksten an die deutsche. Wohl oder übel, gern oder ungern, in Frieden oder in Feindschaft, ob er wolle oder sich widerstrebend bäume: der deutschen Cultur und ihren Lebensprincipien muß auch jener halbasiatische Koloß sich beugen. Wir glauben, daß Honegger mit diesem seinem Urtheile im wesentlichen das Richtige getroffen hat, wenn auch „die panslawistischen und slawophilen Träumereien und Phantastereien" dem deutschen Elemente noch viel zu schaffen machen werden.

Im zweiten Hauptabschnitte, welcher von der Literatur Rußlands handelt, bespricht der Autor den Ursprung, die Entwickelung, das Wesen und die Fundamentalcharaktere dieser Literatur bis auf die neueste Zeit herab; er schildert die fremden Einflüsse und die verschiedenen Gattungen; alsdann charakterisirt er die Entwickelungslinie der einzelnen Parteien und Schulen, die Kreise, Werke und Schicksale der ersten größern Schriftsteller, um schließlich der russischen Sprache und Tagespresse eine kurze Betrachtung zu widmen. Es bietet dieser Abschnitt viel Lesenswerthes; der Verfasser ist vollständig Herr des Stoffs und behandelt ihn in geistreicher, anziehender Weise. Er weist schlagend nach, daß der Ausspruch Jordan's, die russische Literatur sei „kein inländisches, sondern ein exotisches, aus dem Auslande herübergepflanztes Gewächs", seine vollste Berechtigung hat. Von ältester Zeit her haben fremde Einflüsse bestimmend auf die russische Literatur eingewirkt. Am frühesten war es das Altgriechische, welches die grammatischen Formen und den Geist der slawischen Sprache bestimmte; mit der Volksdichtung traten orientalische und italienische Einflüsse in die Poesie ein; polnische Einwirkung machte sich schon durch die Vermittelung des Latein geltend (Bildung der spätern Geistlichen im polnischen Kiew); durch Peter den Großen kam das Deutsche an die Reihe; unter Anna's und Elisabeth's Regiment wurde das Italienische Hofsprache, um unter der zweiten Katharina durch das Französische ersetzt zu werden; neuestens trat noch das Eingehen auf die englische Literatur hinzu. Die gewichtvollsten dieser Factoren sind das Französische und das Deutsche: jenes für die Darstellungsart mit Ausnahme der zumeist dem Deutschen entnommenen poetischen Formen und Versmaße, dieses für den Ideenschatz, die Denkweise und Theorie. Aus allem entspringt der überwiegend eklektische Charakter, der die russische vor den andern Literaturen kennzeichnet, derart, daß dabei diese Nation wieder in ganz eigener Art das aufgenommene Fremde in das Gepräge ihres specifischen Charakters umwandelt und dadurch eine außerordentliche Vielseitigkeit gewinnt. Obgleich die französische Sprache das Lieblingsidiom der hohen Gesellschaft war und blieb, haben doch die französischen Autoren keinen ausschlaggebenden Einfluß im Lande geübt, nicht Schule gemacht, und sind von der russischen Kritik gar nicht besonders anerkannt worden. Während Byron und Walter Scott, auch Dickens und Thackeray förmliche Schulen zeugten, haben die größten französischen Romantiker höchstens Nachfolger vom zweiten Range. Ein sehr wichtiges Studienmoment wurde die deutsche Philosophie, die viel früher und energischer in Rußland eindrang als in Frankreich und England. Ein Katheder für Kant'sche Philosophie bestand in Moskau schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Später brach sich die Schelling'sche Naturphilosophie Bahn und machte ungemeines Glück. Dieses Studium führte dann einerseits zu demjenigen der ältern deutschen Systeme der Philosophie, andererseits zur Bekanntschaft mit den Aesthetikern und Kritikern der Schule Schelling's; von da aus schritt man weiter vor zur Kenntnißnahme von den deutschen Dichtern, Goethe und Schiller voran, und verfiel, noch einen Schritt weiter thuend, auf die Engländer, insbesondere Shakspeare. Die Generation Puschkin's, die überhaupt auf ein tieferes philosophisches Ergründen des deutschen Geistes ausging, nahm auch Besitz vom ganzen Gebiete der romantischen Poesie. Damit war die deutsche Literatur in eine ebenbürtige Geltung eingerückt mit der früher allein herrschenden französischen.

Interessant ist, was Honegger über die Ausbildung des russischen Dramas sagt. Ueber die Literaturgattungen der neuesten Zeit läßt er sich unter anderm also vernehmen:

> Der Roman ist das Hauptfeld geblieben, die Lyrik durch den Positivismus und Naturalismus zurückgedrängt, und nur die Satire gedeiht. Das Drama ist zum Geschichtsgemälde herabgesunken, und die Intriguenkomödie noch nicht acclimatisirt. Natürlich ist jene erste Gattung, als die formloseste und aller Willkür zugänglichste, der Haupttummelplatz für alle unreifen Gedanken, unreinen Gefühle und ungeschlachten Bilder der sogenannten Enthüllungsliteratur, das grobe Ackerfeld der Nihilisten und Naturalisten. Es ist eine wüste Gegend; das einst so elegante, takt- und maßvolle Schriftwesen ist in die brutale

Barbarei und den rohen Tendenzdienst heruntergesunken; man schreibe an seine Stirn mit großen Lettern: Degradation!

Was die russische Sprache anbetrifft, so citirt der Verfasser Bodenstedt's Urtheil über dieselbe: „Die reiche, bildsame und klangvolle Sprache ist mit gleichem Glück zur Trägerin nordischer Kraft, Klarheit und Tiefe, wie südlicher Formenschönheit geworden. Der zwanglos eingebürgerten Mannichfaltigkeit der Formen entspricht der an die Sangesweisen aller Culturvölker erinnernde Inhalt der bessern Kunstdichtungen des Volks." Hiermit stimmen allerdings außer Honegger manche genaue Kenner der russischen Sprache überein; namentlich wird die Schmiegsamkeit und Biegsamkeit dieser Sprache betont. Herzen bezeichnet z. B. als ihren Grundcharakter die außerordentliche Leichtigkeit, mit welcher man alles in ihr ausdrücken könne, abstracte Ideen so gut wie lyrische Empfindungen.

Der dritte Hauptabschnitt des Honegger'schen Buchs behandelt ausführlicher einzelne (vierzehn) Schriftsteller, die nach verschiedenen Richtungen hin zur Ausbildung der russischen Literatur beigetragen haben; die neueste Literatur ist hier jedoch gar nicht berührt worden, weil, wie der Verfasser sich im Vorwort ausdrückt, in derselben sich „ein höchst unerquicklicher Rückgang, ästhetisch und moralisch", geltend macht. Die Namen jener vierzehn Autoren sind folgende: Nikolai Michailowitsch Karamsin, Alexander Puschkin, Michail Jurjewitsch Lermontow, Alexei Wassiljewitsch Kolzow, Alexander Sergejewitsch Gribojedow, Nikolai Pawlow, Helena Hahn, Alexander Bestushew, Wladimir Alexandrowitsch Sollohub, Nikolaus Gogol, Alexander Herzen, Saltikow, Alexis Pisemski und Iwan Turgénjew. Außer diesen vierzehn bedeutendern Schriftstellern werden noch kurz einige kleinere Dichter, welche der Karamsin'schen Epoche angehören, erwähnt, wie z. B. Krylow, Shukowski, Gneditsch, Delwig, Yasikow und Nikitish. An eine bestimmte deutsche Schreibart der russischen Namen hat sich der Verfasser, da hier kein System zutrifft, nicht gebunden.

Karamsin hat sich als Geschichtschreiber und Novellist hervorgethan, seine Verse aber sind ohne Poesie. Als Verbesserer der russischen Sprache ist er epochemachend. Der poetische Vorkämpfer und das mustergebende Haupt der neuen Schule, eigentlich der erste große Dichter Rußlands, ist Puschkin. Ihm sehr nahestehend, gleich strebend und an Talent mehr als ebenbürtig ist Lermontow. Kolzow, nicht selten der „russische Burns" genannt, ist nach des Kritikers Bjelinski trefflichem Ausdrucke für die Art von Poesie geboren, welche er ins Leben rief. Bodenstedt hat manche seiner Lieder ins Deutsche übertragen. Das Ausgeprägteste an seinen Liedern sind Ton und Colorit der Steppennatur, die ihnen einen ganz eigenen Duft gibt. Die absolute Natürlichkeit, Wahrheit und naive Intimität macht den Charakter der Kolzow'schen Poesie aus. In seinen Steppen unter einfachen Bauersleuten aufgewachsen, kennt und liebt er mit voller Seele die russische Natur, alles Gute und Schöne im Charakter seines Volks, dessen Leiden und Freuden er schaut, fühlt und miterlebt. Gribojedow, Verfasser des gefeierten Schauspiels „Wehe dem Gescheiten!" („Gore ot umà!"), steht isolirt da in der russischen Literatur und ist ohne Vorgänger und ohne Schule, wie Honegger mit Grund behauptet. Er geißelt in dem genannten Stücke die Heuchelei, Beschränktheit, Kriecherei und Charakterlosigkeit des moskowitischen Lebens. Als talentvolle Erzähler zeichnen sich aus: Pawlow, Helena Hahn, Bestushew und der Graf Sollohub, einem altlitauischen Geschlechte entsprossen. Als feiner Beobachter und Zeichner specifisch russischen Lebens steht Gogol dem Grafen Sollohub so ziemlich gleich; während Sollohub's Schilderungen vorwiegend aristokratischen Kreisen entnommen sind, zeichnet Gogol mehr bürgerliche Verhältnisse; doch ist letzterer dem erstern an poetischer Kraft und gemüthvollem Humor weit überlegen. Der bekannte Publicist Alexander Herzen steht an der Spitze der nach- und antinikolaitischen Bewegung; er gehört zu den wenigen Russen, die Westeuropa wirklich verstanden haben. Soltikow ist einer von jenen russischen Autoren, deren Hauptzweck es ist, mitzukämpfen gegen die Lüge im nationalen Leben und Treiben Rußlands. Seine geist- und talentvollen Skizzen haben der realistischen Schule der russischen Literatur mit einer scharf politischen Tendenz das Signal gegeben. Pisemski, in der Politik der national-russischen Partei angehörig, ist ein starker Realist und stellt die schreienden Gesellschaftsgegensätze in Rußland mit den grellsten Farben dar. Den Schluß des Buchs macht ein Charakterbild von Iwan Turgénjew, der, halb idealistischer Romantiker, halb moderner Realist, zu den bedeutendsten Skizzenzeichnern und Erzählern unsers Jahrhunderts gehört.

Das Gemälde, welches uns Honegger von der russischen Literatur und Cultur entworfen hat, ist unzweifelhaft in den meisten Partien ein dunkles und abstoßendes; das ist aber nicht seine Schuld. Die besten Autoren Rußlands haben die geistige Entwickelung ihres Geburtslandes nicht heller und freundlicher gezeichnet als unser Autor, im Gegentheil, noch dunkler. Wie Honegger im wesentlichen die in administrative Autokratie zu sehr gebundenen Gesellschafts- und Staatszustände als culturfeindlich und verderblich verurtheilt, so verurtheilt er andererseits ebenso streng die ganze moderne Revolution sammt ihrem Nihilismus als barbarisch und sinnlos. Sein Urtheil über die russische Nation als solche ist milder. „Es fehlt", sagt er, „dem russischen Volke von oben bis unten, in allen Schichten und Kreisen, an der richtigen Direction. Ich habe manche Russen gekannt, die viel Geist hatten; selten aber einen, der wußte, was er mit diesem Geiste anfangen solle."

Rudolf Doehn.

Neue italienische Reiseliteratur.

(Beschluß aus Nr. 44.)

1. Kleinere Schriften aus dem Nachlasse von A. W. Ambros. Erster Band: Aus Italien. Preßburg, Heckenast. 1880. 8. 6 M.
2. Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens. Von Woldemar Kaden. Berlin, Janke. 1880. Gr. 8. 7 M.
3. Roma Capitale. Römische Lebens- und Landschaftsbilder. Von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 6 M.
4. Italische Apriltage. Erinnerungen aus einer confessionslosen Romfahrt von Martin Schleich. Leipzig, Hirth. 1880. 8. 2 M.

Woldemar Kaden (Nr. 2), durch die ebenso farbenreichen wie poetischen Schilderungen aus dem südlichen Wunderlande, die „Wandertage in Italien", „Durstige Tage", vor allem durch den Text zu dem Prachtwerk: „Italien, eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna", allgemein bekannt und beliebt, wurde, wie er uns in dem Vorwort „zur neuen Begegnung" erzählt, von Gregorovius aufgefordert, die drei südlichsten, von den Touristen bisher kaum berührten Provinzen der Halbinsel: Apulien, die Basilicata und Calabrien, zu bereisen und zu schildern. Gregorovius glaubte damals, mit seinen italienischen Wanderungen abgeschlossen zu haben; so betrachtete denn Kaden den Auftrag als ein Vermächtniß und beschloß, die Erbschaft anzutreten. Später ist ihm Gregorovius denn doch in seinen „Apulischen Landschaften", dem fünften Bande der „Wanderungen", nicht zum Vortheil der vorliegenden Schrift zuvorgekommen. *)

Kaden reiste im August mit der Eisenbahn von Neapel nach Foggia in Apulien, der Hauptstadt der Provinz Capitanata, besuchte von hier aus das berühmte Heiligthum des Erzengels Michael am Monte-Gorgano, ging dann über Bari nach Tarent, den Ruinen von Metapont und der Bergstadt Pisticci, weiterhin quer durch die Basilicata nach Potenza und über Vietro südöstlich bis Rossено in Calabria citra, von wo er direct mit der Bahn nach der Hauptstadt des Südens zurückkehrte. Wer diesen Weg auf der Karte verfolgt, wird eine Zickzacklinie finden, deren wunderlicher Lauf wol vielfach mehr in zufälligen Umständen als in einem klar durchdachten und bestimmten Plane seine Erklärung findet. Mit Sicherheit glauben wir wenigstens annehmen zu dürfen, daß das ursprüngliche Reiseprogramm ein weit ausgedehnteres war, daß der Verfasser zumal die beiden kleinern Halbinseln, in welche die große ausonische ausläuft, östlich die Terra di Otranto, westlich die beiden Calabrien, in die er nur wenige Meilen weit eindringt, und die doch des Interessanten und wenig Bekannten noch mehr bieten als die durchreisten Landschaften, gründlicher zu erforschen gedachte. Den Grund dieser Beschränkung, den der Verfasser im letzten Kapitel seines Buchs andeutet, würde der Leser auch ohne das leicht errathen haben. Er war müde, erschöpft, „aller Lager und Heerstraßen satt", halbkrank, der Ruhe und Pflege bedürftig. Und das ist wahrlich nicht zu verwundern. „Wer Italien nur im Winter und Frühjahr durchreist hat, kennt das Land überhaupt nicht", heißt es in der Einleitung. Darin liegt viel Wahres; ein Land des Südens tritt uns in seiner vollen Eigenthümlichkeit nur im Sommer entgegen, ebenso wie nordische Gegenden im Winter. Dennoch dürfen wir es als einen Irrthum bezeichnen, den der Verfasser gebüßt und ohne Zweifel berent hat, unwirthliche, aller Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens bare, fast durchaus schattenlose und von Sumpffiebern schwer heimgesuchte Landschaften zur Zeit der größten Hitze und Dürre, im August, zu durchwandern. Referent, der das sehr ähnliche Sicilien, ehe es dort fahrbare Straßen, geschweige denn Eisenbahnen gab, im Juni zu Pferde durchreiste*), weiß aus Erfahrung, welche Anstrengungen eine solche Sommerreise kostet, welche Entbehrungen sie auferlegt, welch eine kräftige Constitution sie erfordert. Und doch ist der Juni Gold gegen den August. Die Folgen dieser unglücklich gewählten Zeit treten in Inhalt und Form des Buchs deutlich zu Tage. Es liegt über dem Ganzen etwas bald wie die trübe bleierne Nebelschicht, die an Sommerabenden auf den Sümpfen lastet, bald wie die schwüle, stanberfüllte, sonnendurchglühte Atmosphäre des Augustmittags. Die nach Regen lechzende, verdorrte Landschaft, die schwere dicke Fieberluft, der Schmuz und das Elend der Ortschaften und ihrer Bewohner spiegeln sich gleichsam auch in dem Stil des Verfassers, dem es hier zumeist an der frischen, schwungvoll lebendigen Darstellungsweise gebricht, die wir sonst an ihm lieben und bewundern. Vergeblich streut er zur Erheiterung seine Intermezzos süditalienischer Märchen und eines albanesischen Hochzeitscarmens ein; vergeblich versichert er uns, die Basilicata sei ein schönes Land für den Botaniker, den Geologen, den Maler: wir werden den trüben unbehaglichen Eindruck des Ganzen nicht los, den der Essay „Ueber süditalienische Zustände" nicht abschwächt, sondern verstärkt. Die socialen Zustände sind in diesen Provinzen eben im ganzen noch so jammervolle, daß sie den Reisenden mit Schrecken und Abscheu, den Menschenfreund mit tiefem Mitleid erfüllen müssen. Nur dadurch, daß man jene Gegenden zu einer Zeit besucht, wo die Pflanzenwelt in ihrer üppigen Fülle jene Höhlen des Schmuzes, des Elends, vielfach auch des Lasters halb verhüllt, wo eine reine, liebliche Luft sie umspielt und so die äußere Natur ein gewisses Gegengewicht gegen jene Eindrücke bildet, im April und October zumal, wird es hier möglich, nicht schwarz in schwarz zu malen. Wir wollen dem Verfasser keinerlei Vorwurf daraus machen,

*) Vgl. „Blätter für literarische Unterhaltung", Jahrgang 1877, Nr. 24.

*) Vgl. O. Speyer, „Bilder italienischen Landes und Lebens" (Berlin, Mittler u. Sohn), II, 137—251.

daß er uns die volle Wahrheit gibt; aber wer diese „Sommerfahrt" mit der Erwartung in die Hand nimmt, neue anmuthige Bilder italienischer Natur und italienischen Volkslebens darin zu finden, ließe das Buch besser ungelesen. Auch würde es zu einer andern Zeit dem Verfasser möglich gewesen sein, tiefer einzudringen und sowol über die Natur jener Länder wie über ihre Bewohner und ihre Verhältnisse gründlichere Studien zu machen. An der nöthigen Ausrüstung dazu fehlt es ihm keineswegs: er besitzt außer der classischen Bildung, dem Blicke des Künstlers, dem feinen Naturgefühl und dem offenen Sinn für die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens und Volkscharakters — Eigenschaften, deren jeder bedarf, der uns Italien treu und anschaulich nach allen Richtungen hin schildern will — auch die ethnologischen, linguistischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die wir in den meisten Touristenschriften vermissen. Zur Beurtheilung der eigenthümlichen, uns Nordländern nicht leicht verständlichen Zustände des südlichsten Italien bedarf es freilich außerdem gründlicher Bekanntschaft mit der Volkswirthschaft wie mit der Geschichte des Landes. Kaden seufzt nach modernen Gracchen für Apulien und Calabrien. Sicher liegt die Agrargesetzgebung dort im Argen, wenn es auch noch nicht ganz so schlimm damit ist wie in Sicilien; aber auch die beste kann doch nicht sofort die Latifundien aufheben, oder die adelichen Grundbesitzer nöthigen, größere Kapitalien in ihre Ländereien zu stecken und ihre Tagelöhner besser zu bezahlen, kann nicht dem verwahrlosten, schlecht genährten, kraft- und bedürfnißlosen Volke neue Spannkraft und sittliche Energie einflößen. Durchführung des obligatorischen Volksunterrichts, Hebung und Verbesserung der bereits bestehenden Schulanstalten; directe und indirecte Förderung der Industrie und des Handels, letzteres zumal durch den Bau guter Staats-, Provinzial- und Communalstraßen, zu denen die widerwilligen Gemeinden nöthigenfalls mit Gewalt herangezogen werden müssen; allmähliche Aufforstung der entwaldeten Gebirge, Regelung der Flußbetten, Trockenlegung der Sümpfe und noch manches andere muß hinzukommen, um allmählich Licht, Luft und neues Leben in diese seit anderthalb Jahrtausenden immer tiefer versumpften Zustände zu bringen. Der italienischen Regierung fehlt es dazu nicht an der nöthigen Erkenntniß, auch nicht an gutem Willen, wohl aber noch vielfach an der Energie, der zähen Ausdauer, den finanziellen Mitteln und dem erforderlichen Personal von Beamten und Lehrern, um die gewaltigen Hindernisse, die ihr die Natur wie die Bevölkerung selbst entgegenstellen, zu besiegen. In Rom hat man außerdem viel zu viel mit Parteigezänk, mit dem Kampf um die Ministerstühle, dem ôte-toi que je m'y mette und mit Verhandlungen über große politische Fragen zu thun, um sich mit dem nöthigen Ernst und Kraftaufwand den Fragen der innern Landescultur zu widmen.

Wenn wir den Eindruck unsers Buchs im ganzen als einen traurigen bezeichnen mußten, so müssen wir doch auch hinzufügen, daß es ihm nicht an einzelnen Lichtblicken, an freundlichen Episoden und zumal an einer Fülle interessanter Notizen aus allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft fehlt. Dem Naturfreunde bieten sich treffliche Schilderungen der eigenthümlichen südlichen Waldvegetation, wenn auch der Verfasser von den Urwäldern des Garganus leider nur den Saum, den riesigen Silawald gar nicht betreten hat; dem Nationalökonomen statistische Notizen aller Art; dem Archäologen Nachrichten über Metapont und die neuesten Ausgrabungen an der endlich aufgefundenen Stelle, wo das alte Sybaris gestanden. Der Zoolog findet die Schilderung einer Stachelschweinjagd und interessante Mittheilungen über die Tarantel und den immer noch damit verknüpften bekannten Aberglauben; der Liebhaber der Geschichte eine Menge historischer Reminiscenzen zumal aus der Zeit Manfred's von Hohenstaufen. Auch dem Ethnologen, dem unter anderm eingehende Mittheilungen über die im Mittelalter eingewanderten Albanesen; dem Sprachforscher, dem am Schlusse eine Reihe süditalienischer Dialektproben; dem Literaturfreund, dem die erwähnten phantastischen und farbenbunten Märchen, welche nach Stoff und Gewand gleichsam die Mitte zwischen germanischen und slawischen Volksmärchen halten, und jenes albanesische Hochzeitscarmen geboten werden, mangelt es an dieser reichbesetzten Tafel nicht an besondern für ihren Geschmack zubereiteten Gerichten.

Wir citiren zum Schluß als Probe von Inhalt und Form des Buchs einige charakteristische Stellen. Zunächst ein Bild vom Rande der Garganuswälder:

Von Thier- oder wenigstens Vogelleben keine Spur, der Wald lag schweigend, wie verzaubert, eine wahrhaft märchenhafte Stille. Nur manchmal klang es wie eines Menschen Ruf, aber aus so weiter Ferne, daß nur das in der Stille geschärfte Ohr ihn vernehmen konnte. Aber die Bäume, die Pflanzen: ein süßes, seliges Gewirr, ein grünes Netzwerk, wie in den Himmel hineingesenkt, die Geister der Luft einzufangen. Da fand sich der Blick nicht zurecht, von Ranke zu Ranke, von Zweig zum Ast, zum Wipfel irrend, verirrte er sich nur mehr und mehr. Und unten, welches Gedränge von Bäumchen, Sträuchern, Schlingpflanzen, die einander förmlich auf die Wurzeln treten und wie übermüthige Buben übereinander herfallen, miteinander ringen, sich umschlingen voll freudiger Lebenslust. Die Stechwinde mit ihren glänzenden ornamentalen Blättern, den phantastischen Arabesken der Wickelranken und purpurfarbenen Träubchen umarmt die reizende Clematis, deren schneeweiße duftige Blüten und luftigleichte, reiherbuschähnliche Silberfedern weithin leuchten, und beide vereint, die schlanken Gestalten, die Lianen dieser Wälder, strecken ihre Arme in graziösen Windungen in die höchsten Wipfel hinein, die dunkeln Säulen des großen Saales wie zum Feste bereitend. Dort rankt die wilde Rebe und der dicht mit Dornen umkleidete Judendorn in den harzigduftigen Lentiscus hinein, der dicht umhängt ist von den glänzenden Blütentrauben des Goldregens. Hartriegel und Erdbeerbaum haben ihre scharlachrothen Früchte angesetzt, und an verspäteten Erd- und Himbeeren fehlt es auch nicht.

Weiterhin schildert uns Kaden eine apulische Landschaft bei ausbrechendem Gewitterſturm:

Der Garganus war bis zu dem äußersten Gipfel hinauf in einen dichten Staubmantel gehüllt, und über den Tavogliere hin jagten sich riesige Tromben grauen Staubes. Das Meer

lag noch ruhig, und nur dann und wann zuckte weit draußen wie erschreckt eine Welle auf. Vom Thore Manfredonias aus übersah ich die Ebene. Dichte Schwaden stiegen empor aus den Küstensümpfen, die zu kochen schienen, und mischten sich mit den tiefherabhängenden schwarzgrauen Wolkenzügen, die drohend den südlichen Horizont durchflogen. Die Sonne steht tief . . . und glühend, als ob sie ihre Feuermassen in den Fluten löschen wollte, taucht sie jetzt eilig in das Meer hinab. Dicker weißer Dampf brodelt auf, wie bei dem Eisen des Schmiedes, das zum Abkühlen im Eimer zischt. Trübes hastiges Roth steigt matt in des Himmels Höhe hinein, ein kurzes Aufflackern . . . violettbraun . . . aber das Grau siegt alsbald, das träge, gleichgültige Grau. Grau erscheint die Nähe und die Ferne . . . Land und Meer in Grau. Eine schwere feuchte Luft schleppt sich langsam über die staubige Ebene her . . . Der Wind ist wieder gefesselt, aber man hört ihn seufzen aus der Höhe, und nun beginnt auch das Meer die Ufer entlang seufzend zu athmen . . . es schläft voll Unruhe . . . wie suchend heben einzelne Wellen an den grünen Steinen ihre weißen Häupter empor, andere eilen von drüben herüber und drängen die ersten, die eben zurückschwanken wollten, weit ins Land hinein.

Ferner die Beschreibung eines Nachtquartiers zu Lauria in der Basilicata:

Der Bursche setzte meinen Koffer vor einer Locanda ab, die schon durch ihr Aeußeres mein Entsetzen erregte. Und eine zweite gibt es nicht! Ein barsches, unfreundliches Weib empfing mich, ohne meinem Gruß zu danken, und führte mich durch eine stinkende finstere Vorkammer, eine wackelige Leiter hinan in ein Zimmer, wie ich noch keins gesehen. Die Fenster hatte der Wind ausgeblasen, und nur ein Flügel hing noch in den Angeln; der Regen hatte die Dachbalken beschädigt, sodaß der blaue Himmel oben hereinschaute und die einst gelben Tapeten in großen Fetzen von den Wänden hingen. Das Meublement waren ein zerbrochener Stuhl und eine Matratze, mit stinkendem, halbverfaultem Stroh gefüllt, für vier Schläfer breit genug, unter dem Bett aber in einer wüsten Lache stand ein kleines Schwein, mit einem Fuß an das Bett gebunden, das mich überrascht angrunzte; in dem Bett hatte sich ein Volk Hühner breit gemacht, über ihm hing ein halber Hammel, bereits übelriechend und von blauen Schmeißfliegen umsummt. Was sonst noch zu sehen, entzieht sich der Darstellung.

Endlich eine Schilderung des Cratithals in Calabrien:

Der Crati ist heut ein recht freudeloser Fluß, und das Thal, das er durchirrt, ist traurig und öde. Ein dichter Schilfwald füllt es in der Mitte, an welchem der Fluß träge dahinläuft. Kein Haus, kein Mensch ist zu sehen, das Land gehört eben niemand. Oft verschwinden die schmuzigen Wasser in dem die Ufer deckenden von der Sommersonne gedörrten Schlamm. Oder die Schlammkruste ist gesprungen, und in den tiefen Spalten stehen röthlich trübe Sumpfwasser, wo der Büffel Erquickung sucht. Die Berge, die das Thal begleiten, sind rauh und öde, von gelber verbrannter Farbe. Das Wasser wird immer trüber, je mehr es der Mündung naht, und ist so dick, daß immer eine runzelige metallisch gefärbte Haut, die sich in dicken Falten zusammenschiebt, darauf schwimmt. Immer mehr in die Breite geht er, fast jedes Jahr wechselt er sein Bett, und an der Mündung ist er so schwach, daß er das Meer kaum erreichen kann. Langsam schiebt er den dicken Schlammbrei vor sich hin, zwischen grauen Schlammdünen. Oft verschluckt die Erde seine letzten Wasser. Ein Ort des Todes ist dieses Mündungsland: Blumen, Bäume, Vögel und alle Thiere fliehen es, und doch soll dereinst, wie die Sage erzählt, Anna, die Schwester der Dido, hierher geflohen sein, hier gewohnt haben.

Der Titel ist einem Buche noch unentbehrlicher als selbst einem preußischen Beamten, und die Herren Verleger pflegen darauf zu halten, daß er wohlklingend und vielversprechend laute. Kann man nun nicht unter allen Umständen verlangen, daß die Aufschrift den Inhalt des Werks schon in nuce enthalte, so sollte er doch billigerweise wenigstens nicht irreführen und unerfüllte Erwartungen wachrufen. Das aber ist durchaus der Fall bei dem Buche von Rudolf Kleinpaul: „Roma Capitale“ (Nr. 3). Man erwartet in demselben natürlich eine Schilderung Roms, wie es sich seit und infolge seiner Verwandlung in die Hauptstadt des Königreichs Italien herausgebildet hat. Nun führt uns der Verfasser allerdings auf wenigen Seiten in kühnen Sprüngen von der Gründung der savoyischen Monarchie bis zum Einzuge der italienischen Truppen durch die Bresche bei Porta Pia am 20. September 1870, ja bis zum Todestage Victor Emanuel's. Er meint, Rom — jetzt nur noch magni nominis umbra — sei seitdem gewissermaßen zu seinem Ursprunge zurückgekehrt und habe sich entschlossen, nochmals von vorn anzufangen. Richtiger und zweckmäßiger hätte er uns vielleicht nachweisen sollen, wie und weshalb die Verquickung eines modernen Nationalmittelpunkts mit der antiken Welthauptstadt und der mittelalterlichen Metropole der occidentalischen Christenheit einen so unharmonischen Eindruck hervorruft, und wie wenig geeignet Rom zu seiner jetzigen Bestimmung sei, sodaß schon Cavour seufzend ausrief: „Könnten wir doch Rom nur zur Sonntagshauptstadt machen!“ Aber darauf läßt sich der Verfasser nicht ein. Der Inhalt seines Buchs hat weiter nichts mit der modernen Hauptstadt zu schaffen; dagegen behandelt es alle möglichen Seiten des römischen Lebens in naher und ferner Vergangenheit.

Statt des gewohnten Geldstücks will Kleinpaul dem Neptun der Fontana Trevi ein paar beschriebene Blätter in den Schos werfen — ob der Gott an diesem Opfer Gefallen finden wird? Der Verfasser wenigstens scheint nicht daran zu zweifeln. In dem Einleitungskapitel: „Eine Morgenstunde auf dem Monte Pincio“, behauptet er, Goethe's „Tasso“ könne man nur hier, wie die „Iphigenie“ nur im Garten der Villa Borghese verstehen lernen. Seine Gründe erscheinen uns nicht sehr durchschlagend, wenn man nicht den dafür gelten lassen will, daß ihm, d. h. dem Verfasser, eine schwindsüchtige Comtesse hier den Lorberkranz als Tasso II. aufgesetzt und ihn damit feierlich zu ihrem und einer befreundeten Marchesa Cicerone für Rom gedungen hat. Er nimmt das Amt an, verliebt sich bei dieser Gelegenheit in die Dame, und „unter ihren Auspicien wurden diese Aufsätze geschrieben“.

So wenig wie dem Buche eine großartige Reichhaltigkeit, so wenig läßt sich seinem Verfasser eine gründliche Bekanntschaft mit den besprochenen Gegenständen, eine umfassende, vielseitige Gelehrsamkeit absprechen. Jeder Leser, jeder Besucher Roms kann hier noch lernen und wird manche ihm neue und interessante Einzelheit finden. Aber

vielleicht gilt auch hier der Spruch: „Weniger wäre mehr gewesen.“ Die historischen, kunstgeschichtlichen, linguistischen Excurse, vermischt mit zahllosen geschichtlichen und ungeschichtlichen Anekdoten, ermüden um so mehr, als des Verfassers Ideenassoeiationen oft von einer fabelhaften Kühnheit sind und sein Stil öfters einen so odenartigen Schwung nimmt, daß der nicht in gleichem Grade enthusiastisch aufgeregte Leser kaum zu folgen vermag.

Die „Villa Celimontana“ gibt ihm Gelegenheit, die wunderbaren Schicksalswechsel, die Rom erfahren, durch die Worte Virgil's: „Goldenes Jetzt, einst starrend im Wust von Dornen und Strauchwerk“, und ihre Umkehrung durch Poggio 1431: „Goldenes Einst, jetzt starrend im Wust“ u. s. w. zu illustriren. Alles vom historischen Standpunkte aus betrachtend, erzählt er uns in dem Kapitel „Römische Straßenrufe“ von allen Quacksalbern, Seiltänzer- und Komödiantenbanden vom Thespiskarren an bis auf die Gegenwart, gibt dann die Resultate eingehender Studien über die römischen Salat- und Gemüsearten zum besten, theilt alte Annoneen aus Rom und zumal aus Pompeji mit, entwickelt seine Ansichten über die römische Industrie der Gegenwart, gibt einen historischen Exeurs über die römischen Bäder, citirt eine Unzahl römischer Wetterregeln, spricht über die Heiligentage und ihren Ursprung, charakterisirt die Heiligen der einzelnen Stände u. s. w. — und das alles in einem Kapitel!

Nach einem ergötzlichen Intermezzo über das seltsame römische Trinkerspiel, die Passatella, das er einst mit dem Erzbischof von Florenz (!) gespielt habe, werden wir über die zahlreichen Todtenbruderschaften in Italien belehrt, wobei natürlich auch der berühmten florentiner Misericordia, wenn auch etwas flüchtig, gedacht wird. Die Geschichte der Findelhäuser, insbesondere des Findelhauses von Santo Spirito in Rom, mit moralischen Betrachtungen durchwebt, wie sie Kleinpaul liebt, schließt mit einer Bemerkung über die Geschichte des Christenthums, die wir wörtlich anführen, weil sie für des Verfassers historische Anschauungs- und Darstellungsweise charakteristisch ist:

Ein Kind des Kronos war das Christenthum in einer Höhle geboren worden, und, nach Italien gekommen, säugte es die römische Wölfin, bis es groß wurde. Wäre dieser Findling nicht zufällig nach Rom verschlagen und hier zum Bischof ausgerufen worden, er hätte es nicht weiter gebracht als irgendein Judenkind.

In den „Betten der Todten von sonst und jetzt“ gibt uns Kleinpaul nach einer platonisch-sentimentalen Expectoration über Tod und Unsterblichkeit eine classische Geschichte der Bettstellen als Parallele für die verschiedenen Methoden der Todtenbestattung. Weiterhin erhalten wir bei Besprechung der Katakomben eine gelehrte, scharfsinnige und interessante „Symbolik der altchristlichen Kunst“, die freilich eigentlich so wenig hergehört wie die gründliche Auseinandersetzung über die Zubereitung der Pfauenbraten. Demselben die cur hoc unterliegt die übrigens höchst anschauliche, fast zu schwungvolle Schilderung des Orcagna'schen „Triumph des Todes“ in dem Camposanto zu Pisa. Wenn er in den drei verwesenden Königen des Gemäldes die Bilder Otto's III., Konradin's und Heinrich's VII. und zugleich eine ahnungsvolle Hindeutung auf die Dichter Algarotti, Byron und Shelley erblickt, bei dieser Gelegenheit des letztern Todesfahrt weitläufig erzählt und gar schließlich die aus dem „Neuen Pitaval“ nur allzu bekannte Vergiftungsgeschichte des Doctor Demme und seiner Flora berichtet, so wird es dem Leser nicht ganz leicht, den Weg nach Roma Capitale zurückzufinden.

In dem folgenden Abschnitt: „Alt- in Neu-Jerusalem“, führt er uns nach weit ausgreifenden linguistischen Excursen über die Wörter Ghetto, Artischoke u. s. w. nach Jerusalem zum Salomonischen Tempel, den er beschreibt, charakterisirt die Synagoge und die jüdische Gebetsweise, springt wieder nach Rom hinüber und in die Katakomben hinein, wo die Juden begraben liegen, erzählt, bis auf das babylonische Exil übergehend und den trockenen Geschichtsstoff mit allerlei historischen Anekdoten würzend, wie die Juden nach Rom gekommen, analysirt den eigenthümlichen Geruch dieser Nation, berichtet über ein Gespräch zwischen Philo und Caligula betreffs des Schweinefleischessens, bespricht die Sabbatfeier, die Gründe des Hasses und der Verachtung der Römer gegen die Juden, die Behandlung der letztern im Mittelalter und bis auf die neueste Zeit, fingirt eine Dominicanerpredigt zu ihrer Bekehrung in der Michaeliskirche an der Grenze des Ghetto, der es wenigstens an Lebendigkeit und Saftigkeit des Ausdrucks im Stile Abraham's a Sancta-Clara nicht mangelt, und bricht schließlich in die begeisterte Apostrophe aus:

Ewiges Rom! Jerusalem ist wie ein Schatten über dich hinweggezogen; du hast es wie ein Kleid abgeworfen; du selber bleibst und währest, unverwüstlichen Lebens voll. Aber o Jerusalem, Erinnerung des Menschengeschlechts! Jerusalem einst, jetzt Quds! O, Mutter der Religionen, von deinen Bastarden siebzehnmal übermannt, während die echten und erstgeborenen Söhne in unendlicher Zerstreuung über die Erde fliehen! Reiche entstehen und schwinden, Nationen heben und senken sich wie Wogen: der unselige Schuhmacher geht, geht und geht, bis Christus wiederkommt; und wenn ihm das flammende Kreuz vor seiner Stirn allaugenblicklich das ganze Gehirn versengt und jede Erinnerung abtödtet, so doch nicht die an die Tochter Zions, die eine Fürstin unter den Heiden war und jetzt ihr stolzes Angesicht im Staube zu den Füßen stolzerer Feinde reibt.

Die so zum Ahasver concentrirte jüdische Nation setzt sich auf einen der Leichensteine des kleinen modernen Judenkirchhofs zwischen Palatin und Aventin und erblickt dort im Circus Maximus ein altrömisches Wettrennen in einer glänzend gemalten Vision, die dann endlich à la Heinrich Heine mit den schönen küchenlateinischen Versen schließt:

Carduus et pater
Bachus weltherrscheros evehit ad deos.

Wer verlangt noch mehr?

Was der Verfasser über den Eindruck der römischen Campagna sagt, ist recht gut und zutreffend, wenn auch eben nicht neu. Aber auch in diesem Kapitel ist die Hauptsache eine nicht übermäßig diserete Vision in der sogenannten Grotte der Egeria, die sich darin auflöst, daß die

Gräfin Leonore sein Haupt in stiller Nacht auf ihrem Schoße hält — sie hatten beide geschlafen und der Kutscher war inzwischen weggefahren!

Von zwei der „Hauptstadt Rom" angehängten Schlußkapiteln führt uns das erste in die Campania Felix zu einer Wallfahrt nach dem Monte Vergine bei Avellino, in welcher der Verfasser nur eine Fortsetzung und Variante des uralten Kybele Attysdienstes erblickt, während das andere — ein Brief aus Athen an die römische Freundin — uns Scenen aus dem Volksleben des modernen Attika und zum Schluß einen Sonnenaufgang vom Gipfel des Pentelikon aus schildert.

Unsere Leser werden zugeben, daß das Buch des Interessanten viel und überhaupt viel mehr enthält, als sein Titel erwarten ließ, der vielleicht besser „Olla-potrida" gelautet hätte.

Wenn der bisher nur durch seine Thätigkeit auf andern Gebieten bekannte Verfasser der „Italischen Apriltage", Martin Schleich (Nr. 4), im Vorwort sagt, er habe sich endlich überreden lassen, daß der Separatabdruck seiner in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Berichte über eine italienische Frühlingsreise „ein allgemein empfundenes Bedürfniß" sei, so ist solche humoristische Selbstironisirung ganz geeignet und auch wol bestimmt, eine strenge Kritik zu entwaffnen. Zu gleichem Zweck fügt er dem Bekenntniß, daß er nichts Neues zu bringen vermöge, hinzu, „daß es doch oft eine naheliegende Bemerkung gebe, die man zwar selbst machen könne, sich aber zur Zeitersparniß auch wol präsentiren lasse, zumal wenn es in so bescheidener und unmaßgeblicher Weise geschehe wie in dem vorliegenden Büchlein".

Wir wollen die Bescheidenheit wie die Unmaßgeblichkeit gern anerkennen, und sind dem Verfasser dankbar, daß er den Bericht über seine, wie es scheint, etwa vierwöchentliche Hesperienreise nicht über 200 Druckseiten in Kleinoctavformat ausdehnt, die der Verleger in der jetzt beliebten antikisirenden Weise mit Vignetten und Initialen geschmückt hat. Freilich ist das nicht eben jedermanns Geschmack, und jedenfalls hätte man bei solcher sorgfältiger Behandlung des Aeußern erwarten dürfen, daß so grobe Verstöße, wie der, daß S. 62 und 63 vollständig versetzt sind, vermieden wären.

Schleich ging zu Anfang April 1879 von München aus über Verona und Ancona nach Rom. Das erste Viertel des Buchs behandelt die Reise, die Rast, den Aufenthalt in der Ewigen Stadt. Die Darstellung ist im ersten Theil — entsprechend der flüchtigen Eisenbahnfahrt, auf der sich der Verfasser nur in Verona, Bologna, Ancona und Spoleto kurze Ruhe gönnte — durchaus aphoristisch, ein buntes Gemenge von historischen Reminiscenzen aus alter und neuer Zeit, statistischen und ethnographischen Bemerkungen, Notizen über italienische Küche, italienische Cigarren u. s. w., wie die Erlebnisse des Reisetags sie bieten und Städte und Landschaften an ihm vorüberziehen. Da aber alles so harmlos unbefangen ohne alle Prätension sich darbietet und zugleich von einem schalkhaften, liebenswürdigen Humor gewürzt erscheint, so mag man es sich gern gefallen lassen, die altbekannten Orte nochmals an des Verfassers Seite im Fluge zu durcheilen, die „historische und architektonische Würde" von Verona la Degna anzuerkennen, über den schwer zu findenden Rubicon, den die Gelehrten höchst unästhetischerweise in dem Flüßchen Pisciatello erkannt haben wollen, zu Francesca von Rimini zu eilen, die Miniaturrepublik von San-Marino von fern auf ihrem Felsen thronen zu sehen, in Jesi Kaiser Friedrich's II. Geburtsort zu begrüßen, bei Gualdo-Tadina sich in Totila's tragisches Schicksal und den „Kampf um Rom" zu versenken, und in Spoleto mit ihm den trotz Martial sauern und schlechten Wein zu dem trefflichen Wildbraten zu trinken. Da sind wir denn glücklich auf dem Bahnhofe in den Diocletiansthermen angelangt, nachdem wir vorher noch dem zackigen Soracte einen Gruß zugerufen haben, der zwar jetzt nicht nive candidum, aber doch von verdrießlichem Regengewölk umgeben ist. Es ist eben der Frühling von 1879, der abscheulichste vielleicht, den Italien in diesem Jahrhundert erlebt, wo man bei Neapel noch im Wonnemonat im Ueberzieher wandern mochte. Beiläufig irrt übrigens der Verfasser ebenso, wenn er den einsam aufstrebenden Soracte zur Kette der Sabinerberge, wie wenn er das Königreich Italien zu den Mächten zweiten Ranges zählt.

Sollen wir nach seinem Buche urtheilen, so hat sich Schleich in Rom um die Herrlichkeiten der Malerei und Sculptur, zumal der Renaissance, sehr wenig, um die socialen und politischen Erscheinungen gar nicht gekümmert. Desto mehr lebt und webt er in dem Alterthum und seinen ehrwürdigen Resten und berichtet vielfach — was für diejenigen, welche nicht in allerneuester Zeit an Ort und Stelle waren, von besonderm Interesse ist — aus eigener Anschauung und gestützt auf die Schriften von Jordan und Reber eingehend über die neuen Ausgrabungen, zumal auf dem Forum und dem Palatin, wie über die letzten Ergebnisse der archäologischen Forschungen, z. B. über die Lage des capitolinischen Jupitertempels und die Geschichte des Pantheons. Dabei kommt denn auch manche originelle Anschauung, manche witzige Bemerkung zum Vorschein; auch läuft wol hier und da eine philosophische Betrachtung von mehr oder weniger Originalität und Tiefe, oder eine moralische Nutzanwendung von stets anerkennenswerther Kürze mit unter, auch wol ein historischer Exeurs, wie der über den Sieg Konstantin's über Maxentius und seine andern Mitbewerber: Ereignisse, die doch wol dem gebildeten Touristen nicht so ganz unbekannt sein dürften, wie der Verfasser zu glauben scheint. Wenn er von oben herab, nach dem Forum schauend, die drei Triumphbogen des Septimius Severus, des Titus und Constantinus in Procession auf das Capitol heranmarschiren sieht, so klingt das zwar phantastisch genug, ist aber doch nicht ohne Anschaulichkeit und jedenfalls weniger kühn als seine Deutung der Nocturni Equites, wie Prudentius die Kolosse

des Quirinals bezeichnet, durch einen Vergleich mit der Tag- und Abend-Lichtnelke*), weil sie im Dunkeln gleich der letztern Blume weiß leuchteten. Der Verfasser hat eine entschieden witzige Ader und ist stark in Wortspielen, die freilich zuweilen, wie das zwischen Schopenhauer und Schöppchenhauer, von einigermaßen zweifelhaftem Werthe sind. Er ist ein großer Liebhaber historischer Anekdoten, die sich, wie die von dem Rüben bauenden Cincinnatus, nicht gerade immer durch Neuheit auszeichnen. Seine geschichtlichen Anschauungen sind hier und da etwas fragwürdig, wie wenn er zu glauben scheint, daß es ohne Tetzel's Ablaßhandel nie zur Reformation und der daraus hervorgegangenen Spaltung Deutschlands gekommen sein würde.

Im ganzen wird niemand das Büchlein ganz unbefriedigt aus der Hand legen, wenn es auch natürlich für den, der Rom nicht kennt, viel zu wenig, und für den Kenner der Ewigen Stadt recht viel Ueberflüssiges enthält. Dem Schicksal der meisten schriftstellernden Touristen, die so lange voraussetzen, daß ihre Leser gar nichts von Rom kennen, bis wo ihnen die Sache zu weitläufig wird, oder vielleicht sie selbst nicht weiter wissen, und wo es dann zu heißen pflegt: „das ist ja allgemein bekannt", ist unser Verfasser freilich auch nicht ganz und gar entgangen.

Otto Speyer.

*) Die Lychnis nocturna des Verfassers ist wol ein Lapsus pennae oder memoriae statt L. vespertina Sibth.

Gedichte.

1. Kleine Wahrheiten. Aus dem Leben — fürs Leben von Märzroth. Salzburg, Dieter. 1880. 16. 1 M.

Es gibt unzählige kleine Wahrheiten, aber alle eignen sich nicht für poetische Fassung. Daß Lilien weiß, Veilchen blau sind, gehört zu den trivialen Wahrheiten, die man liegen läßt, es sei denn, daß man sie durch geistige Beziehungen ins Ungewöhnliche erhebt, was im Gegensatz zur Prosa Sache der Poesie ist. So empfiehlt Märzroth unter anderm in acht Zeilen, dem Kinde zuweilen etwas zu versagen, und andere sechs Zeilen enthalten den Spruch: Gegen heißes Blut helfen nicht kalte Bäder oder ein hartes Lager, sondern der Wille. Manche von den „Wahrheiten" wären richtiger, wenn man das Gegentheil annähme. Den Spruch „Die Welt geht ihren Gang" sollen diejenigen beherzigen, welche sie umzugestalten suchen. Aber der Marmor geht nicht immer seinen Gang, sondern denjenigen, welcher nach Vorschrift des Künstlers zur Statue führt.

Ein Spruch muß viele einzelne Fälle umfassen, zahlreiche Ausnahmen machen ihn schwankend. Es heißt da unter dem Titel „Bedenken":

Was sich nicht biegen läßt,
Sollte man brechen,
Thäte Gewaltsamkeit
Nur sich nicht — rächen!

Das kann man so und wieder anders nehmen. Alte vertrocknete Bäume lassen sich nicht biegen, folglich bricht man sie. Pflasterstampfer, erzne Lanzen, Statuen, die sich nicht biegen lassen, zerbricht man nicht. Verstockte Verbrecher bricht die Justiz. Was würde aus der Welt werden, wenn sie es aus Furcht vor Rache nicht thäte!

Wir können doch nicht damit einverstanden sein, daß man, um zufriedenen Sinn zu erhalten, „Fünfe gern gerade sein läßt".

Herrliche Freunde oft wären gefunden,
Wäre das Reden gegönnt auch den Hunden!

Blieben die Hunde, auch wenn sie redeten, Hunde, so würden sie als ganz wunderbare Exemplare von kynologischen Vereinen besser bezahlt werden als diejenigen, welche ihre Freundschaft blos bellen.

Die Form bestimmt! Auf Inhalt
Beliebt man zu verzichten!
Das gilt von allen Dingen,
Sogar auch von — Gedichten!

Aber die Statue ist geformter Marmor. Der Inhalt oder die Materie gewinnt unendlich durch die Form. Also keins ohne das andere. Ebenso auch das Leben nicht ohne Theorie, welche später im Gegensatz zu Leben und Flamme „leerer Rauch" (!) genannt wird.

In den Menschen lebt der Gottheit
Ewig edle Urnatur,
Aber bitte zu bemerken:
In den — allerbesten nur!

Aber wohlbemerkt! auch in den schlechtesten, d. h. es kann und wird vermittels der unaustilgbaren Uranlage, die von Gott stammt und den Fortschritt verheißt, das Schlechte sich ins Gute umwandeln. Letztere Wahrheit hat mehr Allgemeingültigkeit.

Dagegen begegnen wir auch Wahrheiten von nicht anzufechtender Geltung:

Alles kann der Mensch erschleichen,
Treibt es mächtig ihn dazu:
Stellung, Reichthum, ja auch Ehre,
Nur nicht die — Gewissensruh'!

Hier sind wir überzeugt, daß noch so viele realistische Ausnahmefälle nicht so viel zählen als der unendliche oder ideale Begriff der Gewissensruhe.

Hübsch ist auch das über die Frauen Gesagte:

— — Wie die Sterne,
So voll Glanz und so voll Licht,
Sind die Frauen unbestritten;
Aber zu — berechnen nicht!

Wir heben auch als vorzüglich hervor die Wahrheiten mit den Ueberschriften: „Kritikasterei"; „Nutzen des Bösen"; „Kleinstädtisch"; „Entre nous"; „Doctorinnen"; „Reclame";

„Andere Zeiten"; „Musterbild"; „Recept"; „Erinnerung"; „Die Macht des Kleinen". Und so im ganzen wird sich der Leser lebhaft angeregt fühlen und das Büchlein auch andern gern empfehlen wollen.

Von den Grabschriften, die der Dichter sich selber setzt, lautet die eine so:

Als das Herz, das mich geliebt,
Aufgehört zu schlagen,
Fragt' ich mich: was willst du noch
Deine Bürde tragen?

Sagt' ich drauf: versuche es
Eine Weile noch! Vielleicht
Fällt die Last von selbst! Und sieh',
Jetzund hab' ich es erreicht!

2. Alard. Ein Fragment von E. Oswald. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 2 M. 50 Pf.

Warum „Fragment"? Etwa weil am Schluß steht: „Ist's seiner Zukunft Stern? Das steht bei Gott!" Wer ist dieser Stern? Ein Mädchen, welches während der Abwesenheit Alard's in Indien zur Jungfrau heranwuchs, die Tochter eines auf der Seefahrt begriffenen Marinekapitäns, dessen Frau den jungen „braungelockten" Lieutenant Alard liebt und der sie allmählich wiederliebt. Warum liebt sie ihren Gatten nicht, der als vortrefflicher stattlicher Mann dargestellt wird, mit „kraftvoll hoher Wohlgestalt und liebevollen Augen", der den Leuten „von Jugend auf wohlgethan"? Wir erfahren es nicht. Aber doch! Die Frau, Eva hieß sie, appellirt an ihr Gefühl, an dies unbestimmte Etwas oder Alles oder Nichts, aus dessen Haltlosigkeit, wenn man es nicht mit klarem Geist zu individualisiren oder zu umgrenzen versteht, andere Haltlosigkeiten entspringen. Die Frau sagt das mit etwas andern Worten so:

Die Liebe macht mich zittern nicht,
Denn sie ist Gottesgnade.

Eine schöne Gnade Gottes, wenn man für das Gegentheil von dem, was man thun soll und kann, prädestinirt sein will!

Wir können uns schon vorstellen, wie die fesselosen Gefühle Alard's und Eva's hin- und herfluten:

Mit heißem Kusse schloß sie ihm die Lippen
Und barg an seiner Brust ihr glühend Antlitz.

Aber doch zittert sie trotz der „Gottesgnade". Und warum?

— — Zittern
Schafft mir die Schuld, die mich dein freies Herz
Und seiner Jugend unentweihtes Fühlen
An mein gekettet Dasein binden ließ.

Inzwischen kommt der Marinekapitän von seiner Meerfahrt zurück. Es ist Abend. Durchs Fenster sieht er ins Wohnzimmer, wo Eva gebeugt und sinnend im Lehnsessel sitzt:

Ist das mein Weib? Was ist geschehn? Wer stahl ihr
Das frohe Lächeln und die klaren Augen?

Also hatte doch Eva nach ihrer Verheirathung froh gelächelt und klare Augen gehabt! „Ich war's, der allzu lange fern geweilt!"

Freilich! Aber warum nahm der Kapitän seine Frau nicht mit nach den Molukken oder sonst wohin, um gewisse oceanische Gefühle von der Brüstung des Schiffsbords umfrieden zu lassen?

Ins Zimmer jetzt tritt er:

Den Mantel warf er von sich
Und zog an seine Brust sie, die verstummt
Vom jähen Schrecken ihm am Arme lehnte.

Sie erschrak, weil sie nicht ihn, sondern Alard erwartet hatte.

Da kam von ferne
Ein Jubelschrei aus frischem Kindermunde,
Durch Saal und Halle flog ein leichter Tritt,
Und in des Vaters Arme warf sich Evchen,
Mit ihrer Liebe Kraft ihn fast erdrückend.

Diese innige Liebe der Tochter ist ein Zeugniß gegen die Mutter, die nicht den geringsten Grund hatte, einen solchen Vater nicht zu lieben. Oder mit andern Worten: Eva und Alard treten dem Kapitän und seiner Tochter gegenüber in einen sie verdunkelnden Hintergrund und sinken also in unserer Theilnahme, was im Verhältniß zum Ganzen ein großer Fehler ist, da sie als Hauptpersonen sich über der Trübe zum Licht emporheben mußten. Zwar stirbt Eva aus Gram, aber nicht über die dem Kapitän grundlos entzogene Neigung — aus diesem Extrem ihrer Stimmung hätte sich für uns die Anerkennung ihres nur momentan gesunkenen Werths ergeben —, sondern aus Gram über den Verlust Alard's. Als Alard nach längerer Zeit aus Indien zurückkehrt, findet er den Kapitän zum zweiten mal und zwar glücklich verheirathet; Evchen aber, in der Erinnerung an das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihrer Mutter und Alard, eilt diesem entgegen:

O Alard! — Ist's denn möglich? Sei gegrüßt
Nach langer Zeit! — — Vor seine Seele trat
Das Kind, das ihm den letzten Scheidegruß,
Den Sonnenblick in seine schwerste Stunde
Gebracht, und — all der Jahre ganz vergessend,
Die sich entfremdend zwischen jetzt und damals
Gedehnt, — schlang um das zarte Mädchen er
Wie um ein Kind, zu Trost und Schutz den Arm.
Dem Freunde ihrer ersten Jugend wehrte
Sie nicht; still lehnte sie an seiner Brust.

Nun erzählt sie von der Mutter. Alard aber, nachdem er leise auf ihre Stirn seine Lippen gedrückt, sagt:

Ich komme wieder —
Laß dann uns von der lieben Mutter reden,
Heut kann ich's nicht!

Ans Meer ging er.

Goldflimmernd schwebte
Der heiße Mittag auf den blauen Wassern,
Die Schiffe zogen und die Möven tanzten
Spitzflüglig über Wogenkamm und Gischt.

Und von da zum Grabe der Verstorbenen. Aber „nicht weinen konnt' er wie einst um sie; dunkel legte sich's um die Augen ihm":

Und sieh, es tauchte aus der Finsterniß
Ein Stern, der strahlte ihm wie Himmelströsten.
Des mutterlosen Kindes Auge war's,
Das, heimwehkrank, um Liebe stumm gefleht
Mit seiner Mutter Blick — und in des Mannes
Vereinsamt Leben warf der klare Schein
Des fernen Jugendtraumes lichten Abglanz.

Ist's seiner Zukunft Stern? Das steht bei Gott! —

So der Schluß. Die mitgetheilten Proben zeugen von Talent. Das sind aber nur Einzelheiten.

3. Das Frauenherz. Lebensbilder und Dichtungen von Hermann Semmig. Leipzig, E. Kempe. 1879. 8. 4 M.

Das Buch hat auf 296 Seiten die Frau oder das weibliche Wesen nach seinen verschiedenen Charakterbildungen und Lebensabschnitten in poetischer und prosaischer Form zum Gegenstande, mit Beiträgen von 25 Schriftstellern, unter den Titeln: „Das Ideal"; „Die erste Liebe"; „Verschwiegene Liebe"; „Die Einsamen"; „Das häusliche Glück"; „Frauentreue"; „Die Schwester"; „Deutsche Weiblichkeit im 18. Jahrhundert"; „Des Weibes stilles Heldenthum"; „Ehret die Frauen". Zu den einem größern Leserkreise weniger bekannten Dichtern möchten gehören: Georg Grefflinger, geboren zu Regensburg, kaiserlich gekrönter Poet, gestorben 1677 als Notar zu Hamburg; Wilhelm Meyer, geboren 1759 zu Harburg, gestorben 1840 als Gutsbesitzer in Holstein, lieferte Beiträge in den Schiller'schen „Musenalmanach" und übernahm die bis dahin von W. v. Humboldt besorgte Correctur desselben; Evariste Boulay-Paty, geboren 1805 in Donges, nahe an der Mündung der Loire, befreundet mit dem Herausgeber, gestorben 1864 zu Paris. In seinen von der Akademie gekrönten Sonetten feiert er namentlich seine Mutter, „die von so blendender Schönheit war, daß Napoleon, noch Erster Consul, erklärte, nie eine so reizende Frau wie die junge Bretagnerin gesehen zu haben". Eins dieser Sonette, welches der Herausgeber übersetzte, lautet:

Geht eine Frau in hohen Jahren
An mir vorüber, Traurigkeit
Im stillen Blick, das Haupt beschneit
Mit schönen silberweißen Haaren,

Gebeugt von Uebeln, die in Scharen
Dem Alter geben das Geleit,
Und schleichend nun in Mattigkeit
Die Schritte, die so leicht sonst waren:

Frau aus dem Volke, Frau von Range,
Mit heil'ger Ehrfurcht bleib' ich stehn,
Um sie vorübergehn zu sehn,

Und eine Thräne netzt die Wange;
Fast sie zu küssen treibt es mich —
Ich denk', o Mutter, ach! an dich.

Mit Recht wird als Vorbild in jeglicher weiblicher Tugend Luise Scheppler hervorgehoben, die Dienstmagd des bekannten Pfarrers Oberlin, welcher das im Elsaß gelegene wüste Steinthal aus seiner natürlichen wie geistigen Versunkenheit unter Luisens Beihülfe zu einer Art Paradies umschuf. Wie die in Vergleich gezogene Jeanne d'Arc von bäuerlichen Aeltern auf der Grenzmarke Frankreichs und Deutschlands geboren, erwies sich in ihrer Weise die deutsche Jungfrau nicht minder segensreich als die französische, indem sie achtundfunfzig Jahre lang das Panier der Bildung und Menschenliebe vorwärts trug bis an ihr Grab, das sie neben dem Grabe ihres geliebten väterlichen Freundes und Meisters Oberlin fand, nachdem sie zuvor von der französischen Akademie den großen Tugendpreis, bestehend in 5000 Frs., erhalten, den sie zu wohlthätigen Zwecken verwandte. Ein von Oberlin niedergeschriebener, erst nach seinem Tode entsiegelter und im evangelischen Consistorium zu Straßburg aufbewahrter Brief empfahl Luise seinen Nachkommen aufs liebevollste. Auch der 1877 verstorbenen Mutter Simon, „die in den Kriegen von 1866 und 1870 dem Würgengel als der Engel der Barmherzigkeit auf das Schlachtfeld nachgeeilt war und auch noch im Frieden das Werk der Erbarmung fortsetzte, indem sie in Loschwitz bei Dresden eine Heilstätte für Invaliden und alleinstehende Kranke gründete", wird unter dem Titel „Stilles Heldenthum" ein warmer Nachruf gewidmet.

In einem an den Herausgeber geschriebenen Brief vertheidigt Justinus Kerner mit Berufung auf Chroniken und alte Bilder die Wahrheit der bekannten, auch von Bürger behandelten Geschichte der Weiber von Weinsberg. Der Herausgeber hatte sie in einem Justinus Kerner zugesandten und auch in seiner Sammlung mitgetheilten Gedicht „Die Frau von Kriebstein" eine Fabel genannt, wirklich aber habe sie sich in Sachsen zugetragen. Wäre das der Fall, dann freilich müßten die Schlußworte des Bürger'schen Gedichts umgewandelt werden in die Worte des Semmig'schen:

Drum von meiner Mulde Strande
Ruf' ich's froh in alle Lande:
Fällt euch einst das Freien ein,
Laßt's ein sächsisch Mädchen sein.

Alle Ehre den sächsischen Frauen und Fräulein, aber damit werden die schwäbischen nicht aus dem Sattel gehoben.

Von den fünfundzwanzig in der Sammlung erscheinenden Dichtern nennen wir außer den ältern (Abschatz, Zachariä, Gellert, Bürger, Goethe, Schiller, Kerner, L. Schefer, Chamisso u. s. w.) die neuern und noch lebenden: Mises (Fechner), E. Ziel, B. Neuhaus, Friedrich Hofmann, dessen Gedicht „Häusliche Scene am Morgen" wir namentlich hervorheben. Die meisten Beiträge aber spendete der Herausgeber selbst, nämlich etwa ein Drittel der ganzen Sammlung! Man kommt da leicht auf den Gedanken, als habe der Verfasser unter Goethe-Schiller-Kerner'scher u. s. w. Deckung das Seinige einführen wollen. Besser aber, wenn vieles davon weggeblieben wäre. Man lese z. B. das Gedicht mit der Ueberschrift „Küsse":

Ich küßt' ihr die Stirne, den Sitz der Gedanken,
Daß sie gedächte mein ohne Wanken.

Ich küßt' ihr die Wange, den Sitz der Scham,
Daß sie nie bleiche Schuld oder Gram.

Doch als ich ihr selig die Lippen geküßt,
Was ich da dachte, daß selbst ich's doch wüßt'!

Sinnen und Sprechen, Stirn, Waug' und Mund,
Alles vergaß ich von Herzensgrund.

Trotz der Schmäher liebt ihn die Liebste doch:

Und liebst mich doch und hängst doch küssend
An meinem liederreichen Mund.

In Beziehung auf Umarmung und Kuß heißt es:

Und unter dem Weinstock in warmer Nacht
Da hielt ich dich taumelnd umschlossen,
Da ist dein erster glühender Kuß
Berauschend ins Herz mir geflossen.

Als Wind möcht' er „ihr um das erröthende Ohr säuseln". Also ein eisiger Wind, von welchem die Ohren erröthen.

Die schöne Frau müßte eine Titania sein, wenn sie der anstürmenden Liebe gegenüber auf ihre Schönheit verzichten wollte:

Und in dem Schimmer von deiner Pracht,
Sonne der Frauen, sollt' ich nicht schwelgen?
O so wehre zu duften den Kelchen!
Wo die Schönheit erscheint, da muß sie auch siegen.
Willst du ihr's wehren? Titanischer Wahn!
Siehe, ich knie und bete dich an!

Sehr gefährlich! Wenn sie nun trotz alledem nicht siegen wollte! Bei den Worten:

„Ich liebe dich!"
Bricht in voller Glut
Tief aus der Brust der Worte Lavaflut.

Indeß kühlen sich diese Lavafluten doch ab, und da sie einen dem Wachsthum günstigen Boden erzeugen, so sproß daraus unter Beihülfe der übrigen Dichter jenes durch den größten Theil des Buchs sich entfaltende, nunmehr Frauen und Fräulein sowie auch den Leser anziehende freundlich belebende Grün, zu welchem wir, außer den von Justinus Kerner belobten, ihm zugesandten Gedichten des Verfassers, auch dessen „An meine Mutter", „Meiner Gattin", „Einer jungen Braut" und noch einige andere rechnen.

4. Artus. Ein Alpenmärchen in zehn Gesängen von Ferdinand Wilferth. Weiden, Taubald. 1880. 12. 1 M. 50 Pf.

Die Gesänge sind nicht lang, das Ganze enthält 82 Seiten.

Prinz Artus, seinem Gefolge voraneilend, setzt einem die Schlucht überspringenden Hirsch nach, stürzt jedoch, indem das Pferd, rückwärts fallend, am Felsen zerschellt, in den Abgrund und bleibt betäubt im Moose des Hanges liegen —

Da kam, auf seinen Stab gestützt,
Langsam aus dichten Tannes Mitten
Ein Mensch, ein Greis, herangeschritten. —
Wie kam ein Mensch an diesen Ort!
Bin ich nicht weit genug geflohen?
Soll heute die Gefahr mir drohen,
Der ich entging seit Jahren hier
Im Urgebirge beim Gethier!

Indeß führt er doch Artus zu seiner nicht weit von der Schlucht gelegenen Waldhütte. Als dieser sich hier, von dem Alten allein gelassen, Träumen überließ,

Kam, hold vom goldnen Strahl umfangen,
Ein jungfräuliches Kind gegangen,
Ein Frauenbild, so lieb und schön,
Wie es die Welt noch nie gesehn.
Vom jugendlichen Haupte fließt
Der blonden Locken reichste Fülle,
Die, eine weiche goldne Hülle,
Den weißen Nacken rings umschließt.

Wer bist du? und wer ist dein Vater? fragt sie Artus.

Mein Vater ist ein alter Mann;
Gibt's jüngre Männer denn als ihn?
Der Vater sprach mir nichts davon. —
Gewiß ich muß Euch eilig fliehn!
Der Vater hat mir oft gesagt,
Daß, wer nach seinem Namen fragt,
Sein grimmster Feind! — So seid es Ihr?!

Damit verschwand Hulda. So hieß sie.

Hulda's Vater, selbst einst Held und Herrscher, war vor Artus' Vater, dem König, der ihn besiegte, geflohen und glaubte sich nicht weit von der Schlucht in seiner Waldhütte geborgen.

Der König erfährt nun den Herabsturz seines Sohnes: man hatte dessen todtes Pferd, ihn selbst aber nicht gefunden. Er entsendet Leute, um den — Leichnam zu suchen.

Hulda inzwischen offenbart sich draußen dem Vater: geflohen sei sie, als sie den jungen Fremdling in der Hütte gesehen; aber nun sei erst recht sein Bild in ihr Herz gedrungen:

Er, der die Welt und Menschen kennt,
Ahnt, welch ein Feuer in ihr brennt,
Die Glut, die ohne Nahrung loht
Und nimmer zu erlöschen droht.
Er hört. Noch fließen ihre Klagen,
Wie durch den Busch der weiche Schall
Der liebeseligen Nachtigall.

Wer ist Artus? Der Alte kennt ihn nicht. Denjenigen sollte die aus edelm Blut Entsprossene wählen, den ihr später der Vater nennen würde, worüber Hulda in Thränen ausbricht. Er faßt also den Entschluß, den ihm lästigen Fremdling zum Thale hinauszuführen. Artus aber, hinter ihm bis zum Heerwege herschreitend, merkt sich durch Wahrzeichen den Weg zur Waldhütte, und wandert, nachdem ihn der Alte verlassen, dorthin zurück. Dennoch verirrt er sich. Da plötzlich hört er Hörnerschall. Die vom König abgesandten Ritter erscheinen, statt seines Leichnams finden sie den Lebendigen. Weiter aber will Artus, um die Waldhütte zu suchen, die sie endlich, jedoch leer finden.

Der König inzwischen überließ sich, in der Meinung, daß Artus todt sei, tiefster Trauer. Da tritt eine kummerschwere Gestalt nebst einem schönen goldhaarigen Mägdlein

vor ihn hin mit den Worten: „Ich nahe mich trotz Acht und Bann. Nimm huldvoll diese auf, deren Mutter einst mich dir vorzog, wodurch Groll und Kampf zwischen uns entstand. Ich unterlag. In die Verbannung mußt' ich. Da bin ich!" Der König aber hob beide an seine Brust und sagte zu Hulda: „Dein sei mein ganzes Reich mit Städten, Burgen und Vasallen!" In diesem Augenblick hört man Rufe: „Artus lebt, er kommt, er ist da!" Der Sohn sinkt dem Vater an die Brust. Und mehr noch! Unter den Versammelten sieht er, die er vergeblich gesucht — Hulda, welche der König seinem Sohne zuführt, ohne daß dieser weiß, sie sei die Tochter eines Fürsten, was er erst später erfährt.

Und „Hulda" — „Artus" — beide liegen
Sich in den Armen, beide schmiegen
Sich Brust an Brust zum ersten mal,
Schaun ihrer Blicke Liebesstrahl
Und fühlen alle Glut der Flammen,
Der reinsten, die vom Himmel stammen.

Eine hübsch angelegte und ausgeführte romantische Erzählung mit Wichtelmännchen, Elfenköniginnen, Feenschlössern, Lilliputkammerherren; auch donnernde Wolken, leuchtende Blitze, Quellgemurmel, säuselnde Blätter, singende Nachtigallen, Sonnenfunken, die wie Diamantsplitter durch den dunkeln Wald zittern. Ja, „wie mich erfreut Waldeinsamkeit!"

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Stunden des Nachdenkens über die Erscheinungen des Erdenlebens" veröffentlicht Moritz Pawer unter dem Titel: „Das Wesen der Form" (Leipzig, Wartig). Es ist uns unbegreiflich, wie ein so nutzloses Buch zum Druck gelangen konnte. Wenn ein unklarer Kopf über alle möglichen Dinge redet, so sind das doch noch lange nicht Proben eines philosophischen Tiefsinns. In drei Theilen wird hier orakelt vom „Evangelium St.-Johannis 1, 4", von „Lebensformen und Culturformen". Eine Untersuchung über das Wesen der Form findet sich nirgends, dafür aber eine „neueste Theorie über das Licht", und eine Lehre „von den Formen der Erde". Nach dem Verfasser ist „das ganze materielle Weltgebäude aus Licht erbaut", das Licht ist das einzig Positive, das die Negation enthält u. s. w. Es fehlt uns an Raum, um aus der Menge von schülerhaft-nebulosen Phrasen Beispiele zu bringen; zum Beleg unserer Kritik aber müssen wir wenigstens die folgenden anführen: „Der Mensch, das Meisterwerk der Schöpfung, kommt nackt ins Dasein, und die gütige Mutter Natur, die für den Liebling der Götter bis dahin (!) alles gethan, läßt ihn beim Eintritt ins Leben im Stich u. s. w.; es hängt dann vom Menschen ab, ob er als vernünftig gekleideter Mensch oder als schlotteriger Bummler, als zierlich gekleidetes Mädchen und anständige Frau oder als «Donna Schlampa», als feine Frau — oder als vom Eitelkeitsteufel besessene Modepuppe durchs Leben wandelt. . . . Aus der Noth und dem Festhalten in dem eigenen Sein entspringt das Schöne."

— Von der Sammlung „Darwinistische Schriften" liegt eine neue vor: „Die Sprache des Kindes" von Fritz Schultze (Leipzig, E. Günther). Der Verfasser weist eingehend nach, auf welche Weise die Sprache des Kindes allmählich sich bildet, und kommt zu folgenden Resultaten: Die Sprachlaute werden im Kindermunde in einer Reihe hervorgebracht, die von dem mit der geringsten physiologischen Anstrengung zu Stande kommenden Laute allmählich übergeht zu den mit größerer, und endet bei den mit größter physiologischer Anstrengung zu Stande gebrachten Sprachlauten. Für den dem Kinde noch unaussprechbaren Laut setzt dasselbe den diesem schwierigen Laute nächstverwandten, mit geringerer physiologischen Schwierigkeit sprechbaren Laut oder läßt diesen eventuell weg.

— Eine Schrift von F. W. Heine behandelt die „Germanischen, ägyptischen und griechischen Mysterien" (Hannover, Hahn). Es hat uns nicht gelingen wollen, aus den mannichfach durcheinandergewürfelten Themen des Verfassers ein klares Bild von dem zu gewinnen, was dieses Buch eigentlich soll. In bunter Reihe werden folgende Ueberschriften abgehandelt: „Das Giersfeld", „Alte Sage vom Alke", „Die nationale, die politische, die philosophische, die mystische und die wissenschaftliche Seite des Wodanthums", „Heute", „Sonst", „Jahresformel", „Röber", „Sokrates und Alcibiades", „Die theoretische Vernunft", „Die Dreizahl", „Mythologie", „Die sächsischen Wappenzeichen" u. s. w. Vielleicht ist ein Fachgelehrter im Stande, diese oder jene haltbare Anmerkung aus diesem Buche herauszuziehen; wir bekennen offen, daß es uns bei der Lektüre dieser Schrift wie ein Mühlrad im Kopfe herumging.

— Ein Separatabdruck aus den „Literarischen Berichten aus Ungarn", herausgegeben von Paul Hunfalvy (Budapest, 3. Bd., 1. Heft), schildert die „Ungarische Roman- und Erzählungsliteratur in der Gegenwart" auf wirklich geistvolle Weise. Wir haben es hier mit einem Muster eingehender und doch prägnanter, gerechter und begründeter Kritik zu thun.

Ausländische Literatur.

Das neueste Bändchen der unter dem Gesammttitel „English Men of Letters" von Macmillan u. Comp. veranstalteten und von Professor Morley herausgegebenen Sammlung von Monographien über die hervorragendsten englischen Dichter und Schriftsteller dürfte in Deutschland leicht das meiste Interesse von allen bisher erschienenen erregen; denn es ist Byron gewidmet und es könnte der in neuerer Zeit so verschiedenartig beurtheilte Dichter, wäre er noch am Leben, von dem Verfasser John Nichol sagen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt." Er behandelt ihn nämlich nach dem von Hodgson ausgesprochenen schönen und milden Urtheil, er habe es gar nicht so arg gemeint. „The poor dear soul meant nothing of all this." Wozu das „Athenaeum" bemerkt: „Dies ist unzweifelhaft der Schlüssel zu einem großen Theil vom schlimmsten Byron'schen Skandal: einer eigenthümlichen Erheuchelung von Lasterhaftigkeit und nicht geringern Unzüchtigkeit der Phantasie. . . . Ohne Zweifel ist das verhältnißmäßig gnädige Urtheil, welches Nichol über die dunkeln Punkte im Leben des Dichters fällt, in der Hauptsache nicht nur einsichtsvoll, sondern auch streng richtig. . . . Es muß jetzt von allen Billigdenkenden zugestanden werden, daß die Ausgelassenheiten in Byron's Leben als private und verzeihliche Fehler angesehen werden sollten, die von seiner Thatkraft, seiner Freiheitsliebe, seinem Hochsinn und dem selbstlosen Heldenmuth seines Todes unendlich überwogen werden." Auch als Dichter wird ihm Nichol im ganzen gerecht; denn trotz mancher berechtigten Bemängelung zieht er ihm keinen andern Dichter seit Milton vor.

— Mit Shelley hat man sich in den letztern Jahren in seiner Heimat außerordentlich viel beschäftigt: die Gemeinde seiner Verehrer, die in ihm nächst Shakspeare den größten englischen Dichter anerkennt, wächst fortwährend. Seine Dichtungen sind neuerdings wiederholt edirt und mit Noten versehen worden, und eben sind nun auch „The Prose Works of Percy Bysshe Shelley. Edited by Henry Buxton Forman" erschienen. Nach Art unsers immer mehr in die alexandrinische Schule hineingerathenden Zeitalters, wo jedes Blättchen eines berühmt gewordenen Schriftstellers aus dem Staube hervorgezogen wird und der Professor an der Universität oft gerade in den unbedeutendsten, längst vergessenen Anfängen das eigentlich Wichtigste sieht und darüber stundenlange Vorträge hält, hat Forman, in seiner nur zu weit gehenden Verehrung alles aus Shelley's Feder Hervorgegangenen, jeden seiner jugendlichen Essays und jedes Bruchstück eines solchen, nebst manchem bisher unveröffentlicht gebliebenen, darunter besonders „The Necessity of Atheism", wovon sich blos ein Exemplar im Besitze des Enkels des Bruders des Dichters, Sir Percy, und dessen Gattin Lady Shelley befunden hat, zum Abdruck gebracht. Es sind meist unreife Sachen, die uns hier in vier Bänden geboten werden, und die Literatur ist um nichts reicher geworden durch sie, wenn auch die Bibliotheken wieder um vier Bände vermehrt werden.

— Der einst viel genannte Chartistenführer Thomas Frost hat „Forty years' Recollections, Literary and Political" veröffentlicht, ein Werk, das nicht blos als ein Stück Zeitgeschichte, sondern auch als Autobiographie von nicht geringem Interesse ist.

Dasselbe läßt sich von dem kürzlich anonym erschienenen Werke „Francis Deák, Hungarian Statesman. A Memoir. With a Preface by M. E. Grant Duff", dem bekannten Parlamentsmitgliede und einem der besten Kenner des Auslandes in England, sagen. Als politische Biographie wird das Buch, das freilich aus der Feder eines warmen Verehrers seines Helden, doch ohne dessen gute Eigenschaften zu übertreiben, geflossen ist, von der englischen Kritik als vollkommen bezeichnet.

— Schon wieder sind zwei englische Uebertragungen der „Odyssee" zu verzeichnen und zwar eine (Buch I—XII) von Sir Charles Du Cane und die andere von Avia, natürlich einem Pseudonym; letztere wird sehr gerühmt. Beide sind gereimt: Du Cane's, nach Art der Chapman'schen Uebersetzung der „Ilias", in vierzehnsilbigem Jambus, Avia's nach dem Morris'schen Versmaß in seiner „Story of Sigurd" in funfzehn- bis sechzehnsilbigen Versen, in denen der Anapäst mit Jamben abwechselt, die also dadurch weniger ermüdend sind.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 19. October starb in München der Schriftsteller Hermann von Schmid, der sich besonders durch seine volksthümlichen Erzählungen, die er in der „Gartenlaube" veröffentlichte, in weitesten Kreisen einen Namen gemacht hat. Am 30. März 1815 zu Weizenkirchen in Oberösterreich geboren, studirte er in München die Rechtswissenschaft und trat in den bairischen Staatsdienst, schied indessen aus demselben 1850 wieder aus, weil seine politischen Ueberzeugungen mit den Maßnahmen der Regierung nicht im Einklang waren. Seitdem widmete er sich ausschließlich der schriftstellerischen Laufbahn, trat auch dem münchener Theater näher und leitete eine Zeit lang das Theater am Gärtnerplatz. Wir erwähnen von seinen Dorfgeschichten: „Almenrausch und Edelweiß", die in dramatischer Form verfaßte und auf die Bühne gebrachte „Z'widerwurz'n" u. a. Doch wenn seine Erfolge vorzugsweise diesem Gebiete angehörten, so war doch sein Streben auch größern Aufgaben zugewendet; er schrieb mehrere umfangreiche historische Romane: „Mütze und Krone" (5 Bde., 1869), „Die Türken in München" (2 Bde., 1862), „Concordia, eine deutsche Kaisergeschichte aus Baiern" (5 Bde., 1874), „Der Bauernrebell" (2 Bde., 1876) u. a., die meistens auf bairischem Boden spielen. Auch dem ernsten Drama huldigte er („Columbus", 1875) und noch vor drei Jahren gab er eine episch-lyrische Dichtung heraus: „Winland oder die Fahrt ums Glück" (1877). Er war ein frisches und liebenswürdiges Talent.

Bibliographie.

Am-Herd, P. C., Thomas in der Bünden oder der Freiheitskampf von Wallis. Ein historisches Drama. Aarau, Sauerländer. 16. 2 M. 80 Pf.

Andersen, H. C., Das Märchen meines Lebens. Leipzig, Wartig. 8. 3 M.

Avé-Lallemant, F. C. B., Der Magnetismus mit seinen mystischen Verirrungen. Culturhistorischer Beitrag zur Geschichte des deutschen Gaunerthums. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 4 M.

Bain, A., Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Mit 4 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. 2te verbesserte Aufl. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 3ter Bd.) Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 4 M.

Dahn, F., Odhin's Trost. Ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrhundert. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 8 M.

Deppisch, K., Denkwürdigkeiten. Würzburg, Bucher. 12. 50 Pf.

Fitger, A., Winternächte. Gedichte. Berlin, Oppenheim. 1881. 8. 4 M.

Gerhard, M., Geächtet. Roman in 2 Bdn. Berlin, Rogge u. Fritze. 1881. 8. 9 M.

Gerstäcker, F., Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 6te Aufl. Mit Illustrationen von O. Brausewetter. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Goethes Jugendbriefe. Ausgewählt und erläutert von W. Fielitz. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Goethe, J. W. von, Faust. A Tragedy. The first part. Translated, in the original Meters, by B. Taylor. Authorized Edition. 2nd ed. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 3 M.

Hellwald, F. v., Naturgeschichte des Menschen. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. 1ste Lfg. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 50 Pf.

Hesekiel, Ludovika, Zünftig. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1881. 8. 10 M.

Hinze, H., Gurko und Suleiman Pascha. Die russisch-türkischen Operationen in Bulgarien und Rumelien während des Krieges 1877—78. Kritische Studien über moderne Kriegführung. Mit 1 Operationskarte und 5 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Hocker, N., und C. Arenz, Dom-Album. Der Dom zu Köln im Kranze deutscher Dichtung. Mit einem Anhang: Geschichte und Beschreibung des Kölner Domes. Köln, Püttmann. 16. 1 M.

Hübner, A. Freih. v., Ein Spaziergang um die Welt. Mit circa 350 Abbildungen. 1ste Lfg. Leipzig, Schmidt u. Günther. Fol. 1 M. 50 Pf.

Joufrois. Altfranzösisches Rittergedicht, zum ersten Mal herausgegeben von K. Hofmann und F. Muneker. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Junker von Langegg, F. A., Midzuho-gusa. Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan. 2ter Bd.: Schilderungen aus Japan. (Zatsu-roku-no-pu.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 6 M. 50 Pf.

Kirchbach, W., Salvator Rosa. Roman. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 8 M.

Lasker, E., Wege und Ziele der Culturentwickelung. Essays. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 7 M. 20 Pf.

Nobbe, H. F. A., Gerhoh von Reichersberg. Ein Bild aus dem Leben der Kirche im XII. Jahrhundert. Leipzig, Böhme. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Ramann, L., Franz Liszt. 1ster Bd.: Die Jahre 1811 bis 1840. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 11 M. 50 Pf.

Rietschel, E., Jugenderinnerungen. (Separatabdruck aus der Biographie Rietschel's von A. Oppermann.) Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

Rockinger, L., Die Pflege der Geschichte durch die Wittelsbacher. Akademische Festschrift. München, Franz. Gr. 4. 6 M.

Stanleys, H. M., Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von B. Volz. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 5 M.

Steinhausen, H., Irmela. Eine Geschichte aus alter Zeit. Leipzig, Böhme. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Studien über die Judenfrage. Von einem Geächteten. In zwanglosen Heften. 3tes Heft. Lemberg, Seyfarth u. Czajkowski. Gr. 8. 80 Pf.

„Um einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz!" Erzählung von A. v. N. Halle, Fricke. 8. 2 M.

Voigt, K., Das Passionsspiel in Oberammergau. Offenbach, Strauß. Gr. 8. 50 Pf.

Wahl- und Wappensprüche. Ein Beitrag zur Spruchpoesie. Berlin, Hertz. 12. 1 M. 60 Pf.

Wechßler, A., Sieben Sagen. Ulm, Ebner. 12. 50 Pf.

Weitbrecht, C., Gedichte. Neue Ausgabe. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 3 M.

Zistler, F., Gräfin Emmy. Roman. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 4 M.

Zola, E., Das Assommoir. Deutsch von W. König. 1ste Lfg. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

GESCHICHTE DER SLAVISCHEN LITERATUREN

von

A. N. PYPIN und **V. D. SPASOVIČ.**

Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen

von

TRAUGOTT PECH.

Erster Band. 8. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.

Dieses von dem berühmten russischen Literaturhistoriker Pypin im Verein mit dem polnisch-russischen Gelehrten Spasovič verfasste und nach der zweiten Auflage des Originals übertragene Werk bietet zum ersten mal eine wissenschaftliche Uebersicht über das weite Gebiet der slavischen Literaturen und ist zugleich geeignet, den Charakter der gesammten slavischen Bewegung dem Verständniss des westlichen Europa näher zu bringen. Der vorliegende erste Band behandelt die Literatur der Bulgaren, Südslaven (Serbo-Kroaten und Slowenen), Südrussen und galizischen Russinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

The Scientific English Reader.

Englisches

Naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch.

Von

Dr. F. J. Wershoven.

I. Theil: Physik, Chemie, Chemische Technologie.

Mit 9 Abbildungen. 8. Geh. 2 M.

Im Anschluss an sein in demselben Verlage erschienenes „Technisches Vocabular" (Preis 2 M. 50 Pf.), das bereits grosse Verbreitung gefunden hat, bietet der Verfasser hier den polytechnischen Lehranstalten sowie zum Selbstudium für Praktiker und Industrielle den ersten Theil eines „Naturwissenschaftlich-technischen Lesebuchs", eine mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehene Sammlung von Aufsätzen der hervorragendsten englischen Fachmänner über Gegenstände der Physik, Chemie und Chemischen Technologie.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unter den Olivenbäumen.

Süditalische Volksmärchen.

Nacherzählt von

Woldemar Kaden.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 20 Pf.

Unter diesem Titel macht Woldemar Kaden, der bewährte Kenner von Land und Leuten Italiens, den Märchenschatz des italienischen Volks dem deutschen Publikum zugänglich. Ein die Sammlung einleitender Essay orientirt den Leser über die Herkunft der erzählten Märchen sowie über ihr Verhältniß zu unsern deutschen Sagen und Märchenstoffen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. H. Riehl.**

Fünfte Folge. Zehnter Jahrgang. 8. Geh. 6 M.

Inhalt:

Isaak Casaubon. Von Fridolin Hoffmann. — Der Reichstag von Augsburg. Von Henri Tollin. — Gustav Wappers. Ein Künstlerleben. Von Hermann Billung. — Die Anfänge Wilhelm's von Oranien. Von Heinrich Welzhofer. — Peter's des Großen Briefwechsel mit Katharina. Von A. Brückner. — Ein neues Fürstenthum in alter Zeit. Von A. Forstenheim. — Zur innern Geschichte des Socialismus. Von W. H. Riehl. — Der Dichter der „Insel Felsenburg". Von Adolf Stern.

Mit dem vorliegenden Bande vollendet das „Historische Taschenbuch" seinen funfzigsten Jahrgang. Es darf mit Befriedigung auf diese lange Reihe von Bänden hinblicken, die als eine Fundgrube des werthvollsten Materials für den Geschichtsforscher und zugleich als eine reiche Quelle belehrender Unterhaltung allgemein anerkannt und geschätzt sind. Auch der neue Band bietet ebenso interessante wie mannichfaltige Beiträge.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wege und Ziele der Culturentwickelung.

Essays von **Eduard Lasker.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Eduard Lasker bietet in diesem Werke eine Reihe von Essays, die innerlich miteinander verbunden sind, indem sie in ihrer Gesammtheit eine einheitliche Weltanschauung zum Ausdruck bringen. Mit lebhaftem Interesse wird man den geistreichen Ausführungen des auf andern Gebieten, besonders durch seine hervorragende politische Wirksamkeit bekannten Verfassers folgen, welche die höchsten Fragen der Menschheit in den Kreis der Berathung ziehen, ohne dabei die Wirklichkeit und die thatsächlichen Zustände aus dem Auge zu verlieren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Jugenderinnerungen

von

Ernst Rietschel.

Separatabdruck aus der Biographie Rietschel's von Andreas Oppermann.

8. Geh. 1 M. 60 Pf. Cartonn. 2 M.

Rietschel's, des gefeierten deutschen Künstlers, „Jugenderinnerungen", die jetzt zum ersten male in Separatausgabe erscheinen, sind, wie Adolf Stahr sagte, „ein Schatz, den sich jede deutsche Familie aneignen, den jeder deutsche Hausvater, jede deutsche Hausmutter ihren Kindern in gemeinsamer Lektüre zuführen sollte".

Diese wohlfeile Ausgabe ist bestimmt, die so wünschenswerthe allgemeine Verbreitung der Schrift zu ermöglichen und sie namentlich Volks- und Jugendbibliotheken zugänglich zu machen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

DEUTSCHES RECHTS-FRIEDENSBÜNDNIS

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 11. November 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Rudolf von Gottschall. — Zur orientalischen Frage. — Deutsche und nordische Unterhaltungsliteratur. Von Richard Weitbrecht. — Zur rechts- und staatswissenschaftlichen Literatur. Von H. von Scheel. — Deutsche Kaisergeschichte. Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Nicht lange ist's her, daß im Reichstage das freundliche Verhältniß des Fürsten Bismarck zu Ferdinand Lassalle gerügt wurde, bei welcher Gelegenheit der Fürst erklärte, er würde sich freuen, wenn er so interessante Gutsnachbarn hätte wie Lassalle. Die engern freundschaftlichen Beziehungen Lassalle's zum Adlatus des Fürsten Bismarck, Lothar Bucher, sind schon seit lange bekannt; sie werden jetzt den Zeitgenossen in das Gedächtniß zurückgerufen durch die soeben erschienene zweite, von Lothar Bucher herausgegebene Auflage von Lassalle's Hauptwerk: „Das System der erworbenen Rechte" (2 Thle., Leipzig, F. A. Brockhaus). Immerhin bleibt es interessant, daß gewissermaßen aus dem Atelier der Bismarck'schen Geheimpolitik heraus, aus der nächsten Umgebung des Reichskanzlers die neue Auflage einer Schrift erscheint, welche in vieler Hinsicht als die wissenschaftliche Grundlage einer neuen socialistischen Reformpolitik angesehen werden muß, als die wissenschaftliche Herausringung des unserer ganzen Zeitperiode zu Grunde liegenden social-politischen Gedankens. Wir haben in unserm literarischen Porträt: „Ferdinand Lassalle" (Jahrgang 1865 d. Bl.) diesem Werk bereits eine eingehendere Betrachtung gewidmet; wir sagten damals: „Die Entwickelung des Wesens des römischen Erbrechts aus einem einzigen Begriff heraus erscheint uns so bedeutsam, daß wir glauben, die römischen Rechtshistoriker und Pandektenlehrer, so sehr sie sich gegen alles sträuben, was mit der Speculation zusammenhängt — und zwar mit Recht, insoweit es den bisherigen unfruchtbaren Schematismus derselben betrifft —, können das Werk Lassalle's nicht ignoriren, ohne sich ein Armuthszeugniß auszustellen." In der That ist dies auch nicht geschehen; in dem berühmtesten Pandektenhandbuch der Neuzeit, demjenigen von Windscheid, ist Lassalle mit unter den Quellenschriftstellern bei dem Abschnitt angeführt, welcher von dem römischen Erbrecht handelt. Das ganze Werk hat eine durchaus wissenschaftliche Haltung: auch am Schluß weist Lassalle nur die begriffliche Unmöglichkeit des modernen Testaments nach, ohne ausdrücklich zu sagen, was an dessen Stelle treten solle; man könnte höchstens aus einer hingeworfenen Aeußerung entnehmen, er wolle die Regelung der Hinterlassenschaften von Societäts wegen an diese Stelle setzen, die nach seiner Ansicht im Prineip im Code Napoléon und den meisten neuern Erbschaftssystemen bereits enthalten ist. Durchweg spricht nur der Gelehrte, der Rechtsphilosoph, der dabei mit einer überraschenden Kenntniß des römischen Rechts ausgerüstet ist. Nur in eine kleine Note flüchtet sich der sociale Reformator, indem er den Angelpunkt des ganzen modernen Socialismus hervorhebt: „In socialer Beziehung steht die Welt an der Frage, ob heute, wo es kein Eigenthum an der unmittelbaren Benutzbarkeit eines andern Menschen mehr gibt, ein solches auf seine mittelbare Ausbeutung existiren solle, d. h. gründlich, ob die freie Bethätigung und Entwickelung der eigenen Arbeitskraft ausschließliches Privateigenthum des Besitzers von Arbeitssubstanz und Arbeitsvorschuß (Kapital) seien, und ob folgeweise dem Unternehmer als solchem und abgesehen von der Remuneration seiner etwaigen geistigen Arbeit ein Eigenthum an fremdem Arbeitswerth zustehen solle."

Wie kommt nun Lothar Bucher dazu, das Lassalle'sche Werk herauszugeben? Aus einem einfachen Grunde: Lassalle hat ihm in seinem Testament das literarische Eigenthum seiner Schriften vermacht. Lothar Bucher sagt hierüber in einem Brief an die Verlagsbuchhandlung: „Der Beweggrund Lassalle's, mir das Eigenthum seiner Werke zu vermachen, war jedenfalls die Absicht, mir eine Einnahme zuzuwenden, die er sehr überschätzte. Ich weiß, daß er von seinen Agitationsschriften, auf deren Eigenthum ich verzichtet habe, eine große dauernde Revenue

erwartete, die er weiter zur Agitation zu verwenden gedachte. Als er sein Testament machte, wußte er so wenig wie ich selbst, daß ich künftig wieder Beamter sein und Gehalt beziehen würde. Was mich am Anfang mit ihm zusammenbrachte und später zusammenhielt, war, daß ich seit Jahren gegen Sanct Manchester geschrieben hatte."

Im übrigen war Lothar Bucher kein Gesinnungsgenosse Lassalle's, was dessen revolutionäre Theorie betrifft. Dies geht aus seinem Brief an Lassalle hervor, den er am 22. Januar 1862 geschrieben und welchen die „Germania" am 18. Juli 1878 veröffentlicht hat. Er hatte mit Lassalle ein lebhaftes Gespräch über diese Frage gehabt; er ergänzt seine dabei vorgebrachten Anschauungen durch jenes Schreiben, in welchem er sagt: „Ich bin ein langsames Thier im Argumentiren und bin mir selten auf der Stelle aller Voraussetzungen bewußt, auf denen mein Urtheil über eine verwickelte Frage instinktmäßig beruht." Das Gespräch hatte sich um die Möglichkeit gedreht, die bestehende Ordnung niederzuwerfen oder niederzuhalten. Lassalle hatte sich gegen eine nackt politische Revolution erklärt: Bucher stimmt ihm darin bei, weniger dem, was Lassalle an die Stelle setzen will: „Alle Maßregeln, die Sie nennen, sind doch wieder nur politisch, juristisch kann man sagen, stehen auf dem alten socialen Boden, schaffen nur neue Bourgeois. Und diese neuen Besitzverhältnisse, neu durch einen Wechsel der Personen, nicht, um mich so auszudrücken, durch die chemischen Eigenschaften des Besitzes, könnten nur behauptet werden durch einen permanenten Krieg, einen Terrorismus einer sehr kleinen Minorität (ich schätze sie nach statistischen Quellen und nach meiner genauen Kenntniß der ländlichen Bevölkerung in den östlichen Provinzen). Es ist richtig, daß Revolutionen nur durch Minoritäten gemacht werden; aber es ist auch richtig, daß sie nur behauptet werden, wenn die Minorität der Majorität einen Genuß, wenigstens einen Glauben zu bieten hat. Ich komme also auf mein altes Wort zurück: es fehlt dem populo der Dio und uns das, wofür man mit Ehren untergehen könnte." So tritt er dem Agitationseifer, den kühnen Planen des Freundes entgegen und schließt den Brief mit den Worten: „Wenn Sie alle Gründe kennten, die ich habe, diese alte Weltordnung zu hassen, so würden Sie die Ueberwindung würdigen, die es mich kostet, so objectiv die Dinge anzusehen."

Den Unterschied seines Standpunktes von demjenigen Lassalle's hebt Bucher am Schluß der Vorrede zur zweiten Auflage des „Systems der erworbenen Rechte" hervor; er sagt dort: „An einem seiner Gesellschaftsabende, gern besucht von Männern wie Boeckh, Pfuel und Friedrich Förster, hielt ich ihm aus dem Kopfe einen Satz Lessing's entgegen. Ich habe mich erst jetzt überzeugt, daß mein Citat nicht ganz wörtlich war; aber so, wie ich es gab, schickt es sich wohl zum Abschluß dieser Zeilen: «Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, welche richtige Blicke in die Zukunft thaten, und nur diese Zukunft nicht erwarten konnten. Wozu die Geschichte sich Jahrhunderte Zeit nimmt, das soll in dem Augenblicke ihres Daseins reifen.»" In demselben Vorwort meint Bucher: wenn Lassalle den heutigen Tag erlebt hätte, so würde er sicherlich nicht die Feder gegen das deutsche Schwert geführt und nicht die pariser Commune für „die endlich entdeckte Form, kraft deren man zur Emancipation der Arbeit gelangen wird", erklärt haben. Diese letzte Wendung findet sich in einem von dem londoner Generalrath der Internationale verfaßten und von den correspondirenden Secretären derselben unterzeichneten Schriftchen: „La guerre civile en France" (Brüssel, Truyts), und die betreffende Stelle heißt wörtlich: „Die Commune war wesentlich die Regierung der Arbeiterklasse, das Ergebniß des Kampfes zwischen der Klasse, welche producirt, und der Klasse, welche ausbeutet, die endlich entdeckte Form, kraft deren man zur Emancipation der Arbeit gelangen wird. Ohne diese letzte Bedingung wäre die Commune nur eine Unmöglichkeit und eine Illusion gewesen."

Der Standpunkt, auf welchem Lothar Bucher mit Lassalle gemeinsam steht, bleibt doch immer derjenige der Feindschaft gegen Sanct Manchester. Diese Losung wird gegenwärtig noch von einem Größern ausgegeben: der Reichskanzler ist der Dritte im Bunde, und man darf begierig sein auf die socialen Reformen, die von der Wilhelmsstraße aus den Weg in die deutschen Parlamente und die deutschen Lande nehmen werden.

Rudolf von Gottschall.

Zur orientalischen Frage.

1. Die orientalische Frage in ihren Anfängen. Rede, gehalten in der Festsitzung der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften zu München am 25. Juli 1879 von J. von Döllinger. Nebst einer biographischen Skizze als Anhang. Wien, Perles. 1879. Gr. 8. 80 Pf.
2. Plevno. Ein Denkstein der modernen Kriegsgeschichte. Von Eduard Rüffer. Nach den bestvorhandenen Quellen dargestellt und mit kritischen Bemerkungen, sowie einer vorzüglichen Karte des Umgebungsterrains von Plevno versehen. Prag, Bellmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Die Umgestaltung des Orients als Culturfrage von Friedrich von Hellwald. Augsburg, Lampart u. Comp. 1878. Gr. 8. 2 M.

In der von der Redaction der „Alma Mater" in Wien herausgegebenen „Sammlung öffentlicher Vorträge und Reden" findet sich eine Rede des berühmten Kirchenhistorikers J. von Döllinger (Nr. 1), welche er in der Festsitzung der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften zu München am 25. Juli 1879 als Vorstand derselben

gehalten hat. Wenn diese Rede sich mit den Anfängen der orientalischen Frage beschäftigt, so ist man versucht, interessante Enthüllungen über die Diplomatie des letzten Jahrzehnts darin zu vermuthen, sieht sich aber sofort getäuscht; denn der Verfasser spricht nicht von derjenigen orientalischen Frage, welche in dem Berliner Congreß von 1878 verhandelt worden ist, sondern greift um 800 Jahre zurück und schildert jene mächtige Bewegung, welche zwei Jahrhunderte umfaßte und in der Weltgeschichte unter dem Namen „Kreuzzüge" (1096—1291) bekannt ist. Der Verfasser nennt die orientalische Frage den Angelpunkt, um den die Weltpolitik unsers Jahrhunderts sich dreht, und hält es für lohnend, an der Hand der Geschichte die Anfänge, das erste Stadium dieser Frage zu betrachten und darüber Klarheit zu gewinnen, wie es kam, daß damals, im 11. und 12. Jahrhundert, unter ungleich ungünstigern Verhältnissen eine den Bedürfnissen und glühenden Wünschen der ganzen christlichen Welt Europas entsprechende Lösung nicht gelang, vielmehr trotz unermeßlicher, willig dargebrachter Opfer eine unheilschwere Erbschaft den folgenden Geschlechtern hinterlassen wurde. So bezeichnet also der Verfasser die Periode der Kreuzzüge als das erste Stadium der orientalischen Frage. Der Leser wird sich die Täuschung gern gefallen lassen; denn er findet hier manche neue Gesichtspunkte, die er vergebens in den gewöhnlichen Darstellungen der Kreuzzüge sucht. Das Ziel, welches die damalige Christenheit des Occidents so beharrlich und einstimmig verfolgte, war nicht ein Phantom, dem man in schwärmerischer Verblendung nachjagte, sondern die dem christlichen Europa durch die Natur der Dinge gestellte, wenn auch damals nur von wenigen erkannte Aufgabe, die vorderasiatischen Länder am Mittelmeer wieder zu gewinnen und einen nie zu versöhnenden, unablässig vordringenden Feind abzuwehren. Aber die Leitung des großen Unternehmens war von Anfang an eine verkehrte, die Beweggründe, Mittel und Anstalten trugen den Keim der Auflösung in sich; die zwei weltbewegenden Dogmen der damaligen Kirche, die Buß- und Ablaßtheorie und die Lehre von der gottgewollten Weltleitung durch den Papst vermochten wol gewaltige Menschenmassen nach Asien zu treiben und sie dort Schlachten gewinnen zu lassen; aber sie waren unmächtig, Fürsten und Völkern die Tugenden der Selbstbeherrschung, der Eintracht, Ausdauer und Disciplin einzuflößen, ohne welche der Besitz des im Sturmlauf Gewonnenen nicht für die Dauer gesichert werden konnte. Die Idee der Kreuzzüge ging von den Päpsten aus, welche Syrien und Palästina in ihren Herrscherkreis hereinziehen, die byzantinische Kirche mit der römischen vereinigen und dadurch die ganze Christenheit ihrem Machtgebot unterwerfen wollten. Das wirksamste Mittel, welches sie benutzten, um die Massen in Bewegung zu bringen, war die Verheißung des Papstes, daß jedem Kreuzfahrer die Buße erlassen und die Seligkeit gewiß sei. Infolge dessen drängte sich eine Menge Gesindel zu den Kreuzheeren; von Disciplin war weder während der Feldzüge noch bei den Niederlassungen in Syrien die Rede. Dazu kam die Zersplitterung des neugegründeten Feudalstaats, die Conflicte zwischen dem in dem Königreich Jerusalem allmächtigen Klerus und den Laien, der Mangel einer eigenen Flotte, der Haß der Griechen gegen die römischen Kleriker, welche nach Errichtung des lateinischen Kaiserthums auf der Balkanhalbinsel mit dem doppelten Hochmuth des gebietenden Eroberers und der verdammenden Rechtgläubigkeit auftraten. Letzteres gibt dem Verfasser Veranlassung, dem Papst Innocenz III., welcher den lateinischen Kreuzzug für die Zwecke des päpstlichen Stuhls auszubeuten suchte, die Hauptschuld an dem Untergange des christlichen Königreichs beizulegen. Als dann vollends die Conflicte mit den letzten Staufen, die Feldzüge gegen die Albigenser, gegen die Christen und Heiden im nördlichen Europa hinzukamen, auch diese im Dienste der Päpste geführten Kriege als Kreuzzüge bezeichnet und die Theilnahme daran mit Sündenvergebung belohnt wurde, da hatte die Curie kein Geld, keine Zeit und kein Interesse mehr für Asien, und die abendländischen Völker konnten sich ihren Lohn auf eine minder gefährliche und minder unbequeme Weise verdienen. Die Ketzerkreuzzüge in Europa entzogen den asiatischen Kreuzzügen alle Lebenskraft; die Päpste des 13. Jahrhunderts zerstörten, bewußt oder unbewußt, das Werk ihrer Vorgänger. Der Ausgang der Kreuzzüge war eine vollständige Niederlage des Christenthums, zum großen Theil durch die Päpste verschuldet. Damit schloß der erste Act des welthistorischen Dramas; mit dem Jahre 1453, welches eine neue Niederlage bedeutet, ging der zweite Act zu Ende; jetzt sind wir dem Ende des dritten Acts näher gerückt, ohne voraussagen zu können, ob der Ausgang diesmal für die Ehre, die Sicherheit und den Frieden des christlichen Europa besser sorgen werde. Von der Einsicht und Willensreinheit der Fürsten und Staatsmänner, welche unsere Geschicke lenken, hängt die Entscheidung über den Schluß dieses dritten Acts ab. „Wir alle", schließt der Verfasser, „schwanken zwischen Befürchtungen und Hoffnungen."

Der Verfasser der „Plevno" betitelten Schrift, Eduard Rüffer (Nr. 2), steht mitten in der großen Action des dritten Acts dieses orientalischen Dramas. Er gibt uns eine genaue Schilderung der Belagerung Plevnos, der vielen Gefechte und Schlachten, welche vor dieser Festung vorfielen, und knüpft an jede einzelne Action seine militärischen Bemerkungen an. Er bezeichnet es als einen großen Fehler, daß Serbien nicht gleich von Anfang in die Action hineingezogen und dadurch die Möglichkeit geschaffen wurde, mit wenigen serbisch-rumänisch-russischen Divisionen die Festung Widdin so einzuschließen, daß Osman-Pascha der Abzug aus derselben versperrt war und der russische Vorstoß über den Balkan sich ungehindert hätte vollziehen können. War dieser Fehler gemacht, so durfte der Uebergang über die Donau und das Vorrücken gegen den Balkan nicht vor sich gehen, ohne daß Rußland eine bedeutende Reservearmee in Bessarabien aufstellte.

Dies geschah aber nicht, weil die Mobilisirung der russischen Armee nur ruckweise und nicht gleich von Anfang an in einheitlichem großen Stil erfolgte. Hatte Rußland anfangs eine zu kleine Operationsarmee, so durften seine Truppen nicht am 20. Juli Plevno angreifen, ohne zu wissen, wie viele Bataillone dort zur Vertheidigung stehen, und noch weniger am 30. Juli und am 12. September, nachdem man gesehen und gefühlt hatte, daß Osman-Pascha mit 40 Bataillonen in der Festung war, und nachdem man ihm Zeit gelassen hatte, seine Vertheidigungspositionen in einen Gürtel starker Forts umzuwandeln. Die Belagerung durfte so lange nicht zu einer Erstürmung übergehen, als nicht die Festung von allen Seiten eingeschlossen, Osman nicht von der Außenwelt hermetisch abgesperrt und nicht jede Möglichkeit eines Entsatzes und neuer Zufuhren abgeschnitten war. Nur dann konnte der Belagerer, durch eine Reihe von festen Positionen geschützt, an die Erstürmung einzelner Verschanzungen denken. Die Russen, welche in diesem Kriege die größte Bravour und Ausdauer zeigten, waren außerdem dadurch im Nachtheil, daß sie ein geringeres Gewehr hatten als die Türken, daß sie nicht gehörig darauf eingeübt waren, gegen das feindliche Infanteriegewehr Deckungen zu suchen und zu finden, daß sie beim Angriff noch die veraltete Bajonnettaktik hatten, kurz, daß ihnen die rechte Vorschule, die rechte Führung, die rechte Taktik fehlte. Umgekehrt weist der Verfasser auch Osman-Pascha sehr bedeutende Fehler nach. Es stand in seiner Macht, am 20. Juli die Truppenabtheilung des Generals Schilder-Schuldner gefangen zu nehmen oder aufzureiben; er versäumte es, am Abend des 30. Juli oder am folgenden Tage die im russischen Lager momentan eingerissene Panik durch einen Vorstoß gegen die Donau in eine Katastrophe zu verwandeln; er beschränkte die Ausbeutung der gegnerischen Fehler und Verluste auf die Verstärkung der Festungspositionen, ohne im geeigneten Augenblick von der Defensive zur kühnen Offensive überzugehen. Er bewies zwar große Zähigkeit und Ausdauer, zugleich aber auch nicht weniger strategische Unfähigkeit. Da er den Russen hinlänglich Zeit ließ, die nöthigen Verstärkungen heranzuziehen, so mußte endlich die Zeit kommen, wo die Cernirung eine vollständige und Osman auf sich selbst angewiesen war. Nachdem die Russen die Positionen bei Telisch genommen hatten (28. October), mußte er mit aller Macht durchzubrechen suchen. Er that es nicht, weil er sich der Hoffnung hingab, die Russen würden noch einen Generalsturm auf seine Positionen versuchen und dabei sich so schwächen, daß ihm dann ein Durchbruch leichter gelingen könnte. Aber die Russen überließen ihm die Initiative und warteten den Moment, wo er ausbrechen würde, mit außerordentlicher Wachsamkeit ab. Der Verfasser schließt seine Darstellung mit den Worten, welche Todleben, der eigentliche Bezwinger Plevnos, zu einem deutschen Correspondenten sprach und mit welchen er die Fehler der russischen und der türkischen Strategie in der Kürze darlegte.

Die politische und culturelle Seite der orientalischen Frage bespricht Friedrich von Hellwald (Nr. 3) in seiner Schrift „Die Umgestaltung des Orients“. Dieselbe ist aus verschiedenen Aufsätzen entstanden, welche der Verfasser in den ersten Monaten des Jahres 1878 in dem von ihm redigirten „Ausland“ veröffentlicht und nun zu einer selbständigen Schrift erweitert und ergänzt hat. Die Spitze derselben ist gegen die von dem ungarischen Gelehrten, Professor Hermann Vambéry in Budapest, herausgegebene Schrift „Ueber die Reformthätigkeit der Türkei“ gerichtet. Nur Weniges ist durch die spätern Ereignisse dementirt; wir rechnen dazu den Abschnitt, welcher „Der orientalische Krieg und die neutralen Mächte“ betitelt ist. Der darin empfohlene Bund zwischen Deutschland, Rußland und Italien, wodurch Frankreich und Oesterreich lahm gelegt, England vom Continent ausgeschlossen werden sollte, ist durch das Auftreten der russischen Diplomatie und Presse und durch den darauf folgenden Abschluß eines deutsch-österreichischen Defensivbündnisses eine Unmöglichkeit geworden, wenn er überhaupt angesichts der unsichern Verhältnisse in Italien eine Möglichkeit war. Was aber sonst der Verfasser über die Türkei und die orientalische Frage sagt, hat heute, nach dem Berliner Congreß und der Berliner Conferenz noch die nämliche Geltung wie vor derselben. Wir sind noch lange nicht am Ende der orientalischen Krisis; die große Frage, wer nach dem Untergange des Osmanenthums das Herrscherwort auf der Balkanhalbinsel und am Bosporus führen soll, wird noch geraume Zeit die Stelle eines unter die europäischen Mächte geworfenen Zankapfels vertreten; das Schlagwort „Reformfähigkeit der Türkei“ wird noch lange herhalten müssen, um den politischen Egoismus einzelner Großmächte zu bemänteln. Von dem Grundsatz ausgehend, daß die orientalische Frage keine europäische mehr sei, sondern nur eine osteuropäische, sofern ganz Westeuropa an der Lösung derselben gar kein culturelles Interesse mehr habe (wobei von England abgesehen wird, das übrigens aus rein britischen Interessen das türkische Reich zu seinem Specialstudium macht), bespricht der Verfasser in mehrern Kapiteln den Islam und seine Wandlungen, die Culturverhältnisse der Osmanen, die Verfassung des Osmanenreichs, die Polygamie und die Cultur, die Sprachenfrage und die Bevölkerungsverhältnisse, und kommt schließlich zu dem Resultat, daß einestheils die äußern Bedingungen, die Interessen der europäischen Mächte, der Erhaltung der Türkei nicht günstig sind, anderntheils nach den innern Bedingungen seiner Culturzustände das türkische Reich die zu seiner Erhaltung nöthigen Reformen nimmer zu Stande bringen könne, sofern man unter Reformen solche Maßnahmen versteht, welche die Türkei zu einem Gliede des europäischen Culturkreises zu erheben geeignet seien. Die Türkei wird stets ein asiatisches Reich bleiben; sie kann aus innern Gründen niemals ein europäischer Staat werden: so lautet das Facit der eingehenden Untersuchung. Daran knüpft sich die Frage, ob die Erhaltung der Türkei im Interesse der

europäischen, und ganz besonders der osteuropäischen Staaten wünschenswerth sei. Diese Frage verneint der Verfasser, da die Interessen der europäischen Cultur die möglichste Ausbreitung derselben verlangen, die Osmanen aber für die europäische Gesittung nicht empfänglich sind. Er tadelt es daher mit Recht, daß der Pariser Tractat von 1856 die Türkei in das „europäische Concert" aufgenommen und als ein ebenbürtiges Glied in der Reihe der Culturstaaten bezeichnet hat. Dagegen zweifelt er nicht, daß die von der Türkei geknechteten christlichen Stämme, welche vor dem Einbruch der Osmanen auf einer Gesittungsstufe standen, die von jener des damaligen Abendlandes nicht so gar weit entfernt war und welche in ihren Culturfortschritten nur durch ihre Bedränger zurückgehalten worden sind, die Culturarbeit aufs neue aufnehmen und die abendländische Gesittung sich anzueignen im Stande sein würden. Die Fortdauer der Osmanenherrschaft bedeutet das Niederhalten der Culturbestrebungen der Balkanvölker; an den Untergang jener Herrschaft ist der Culturaufschwung dieser Völker geknüpft. So erweist sich der auf der Balkanhalbinsel entstandene Kampf als ein Kampf ums Dasein, der zwischen dem emporstrebenden Slawenthum des Ostens und dem niedersinkenden Osmanenthum ausgefochten und mit dem Siege des Stärkern endigen wird. Daß der Sieger nicht das morsche, innerlich verfaulte Osmanenreich sein wird, bedarf keiner weitern Erörterung. Die Frage ist nur: was dann? Die culturelle Frage concurrirt hier mit der politischen. Der Verfasser ist geneigt, an die Stelle des untergehenden türkischen Reichs die mittelbare oder unmittelbare russische Herrschaft treten zu lassen. Das wird weder England noch Oesterreich zugeben, und selbst Deutschland kann es nicht gleichgültig sein, ob der östliche Nachbar, der zuweilen einen recht gründlichen Deutschenhaß zeigt, sein Scepter bis zum Aegäischen Meer ausstreckt oder nicht. Da bei der Lösung dieser Frage nicht blos die Slawen, sondern auch die Griechen, die unter allen Balkanvölkern in der Cultur am meisten vorgeschritten sind, berücksichtigt werden müssen, so ist kein Zweifel, daß der Gladstone'sche Satz: „Die Balkanhalbinsel gehört den christlichen Balkanvölkern", der allein richtige ist.

Deutsche und nordische Unterhaltungsliteratur.

1. Der Bernsteinsucher. Roman von G. Rosenthal-Bonin. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1880. 8. 9 M.

Rosenthal-Bonin hat in seinen Novellensammlungen, namentlich in „Unterirdisch Feuer" gezeigt, daß er zu erzählen versteht. Der Schwerpunkt liegt bei ihm in dem immer wechselnden, aber stets prächtig aufgetragenen Localcolorit. Umfassende Kenntnisse in der Länder- und Völkerkunde kommen ihm hierbei zu Hülfe, und er weiß dieselben glücklich zu verwerthen, namentlich in Schilderungen der untern Volksklassen. So ist auch in dem vorliegenden Roman der Verfasser mehr auf seinem Terrain, solange die Handlung in Brüster-Ort, der Station für Bernsteintaucherei an der Ostsee, sich bewegt, als in dem Theil der Geschichte, der sich in Paris abspielt. Der gut und spannend geschriebene Roman verläuft doch zuletzt gar zu sehr in das gewöhnliche Fahrwasser des Sensationsromans, und das Interesse eines feinern Geschmacks erlahmt, statt gesteigert zu werden. Es handelt sich um einen Diebstahl, freilich nicht im gewöhnlichen Sinn. Der arme Bernsteintaucher Holmson de la Franca, von Jugend auf mit Bücherlesen und Musik beschäftigt und in die Welt hinausstrebend, entdeckt ein armlanges Stück Bernstein auf dem Meeresgrunde. Der Aufseher Metzler will ihm nicht wohl, er ist eifersüchtig auf Holmson, weil er dessen Jugendgespielin, Bertha Maseck, liebt. Zur Eifersucht hat er übrigens keinen Grund, da zwar Bertha Holmson, dieser aber nicht Bertha liebt. Während einmal Holmson und ein anderer Taucher unten sind, sucht Metzler sich des Feindes zu entledigen, indem er den Hahn an einer der Luftpumpen zudreht; er verwechselt aber die beiden Luftpumpen, und so entgeht Holmson dem sichern Tode und der andere Taucher stirbt. Eben bei dieser Gelegenheit hat Holmson das ausnehmend werthvolle Bernsteinstück entdeckt und beschließt, es zu holen und mit demselben in die weite Welt zu gehen.

Darauf baut sich nun die Verwickelung auf. Holmson fährt nachts in das Meer hinaus; Bertha, die ahnt, daß er etwas Gefährliches vorhat, springt zu ihm in das Boot hinein, um ihn vor Gefahren zu schützen, und bietet von nun an bis zum Schluß das Muster einer selbstverleugnenden Liebe, mit welcher sie denn auch zuletzt die Sprödigkeit Holmson's bezwingt. Holmson hebt glücklich den Bernstein, entgeht aber nur mühsam den Verfolgern; denn die Gesellschaft für Bernsteinsucherei betrachtet Holmson's Handlung als Diebstahl. Die Aussagen Metzler's machen ihn überdies des Mordes an dem mit ihm in die Tiefe tauchenden Kameraden verdächtig, den er eben deshalb getödtet habe, um das Bernsteinstück für sich allein behalten zu können. So wird er wegen Verdacht des Mordes, wegen Veruntreuung und Contractbruchs verfolgt, gelangt aber glücklich mit Bertha nach Paris. Dort findet letztere, die jede Unterstützung Holmson's zurückweist, in einem Feinstopfereigeschäft eine Unterkunft. Holmson deponirt gegen einige hunderttausend Francs den Bernstein bei dem Juwelier Robillard. Dieser führt ihn in sein Haus und die Gesellschaft ein; seine Tochter Marguerite verliebt sich in Holmson, und dieser entpuppt sich als ein Sänger von Gottes Gnaden. Der Director der Großen Oper läßt ihn zum Theatersänger ausbilden, und er feiert im „Propheten" große Triumphe. Bertha, die bei der Vorstellung anwesend ist, jubelt darüber, daß sie ihm zur Flucht und

zu seiner wahren Bestimmung verholfen hat, verräth aber dabei vor ihrem Verehrer Lagrange, der Polizeibeamter ist, daß zwischen ihr und dem geheimnißvollen Sänger Beziehungen bestehen. Nun spitzt sich die Sache immer mehr zum gewöhnlichen Verbrecher- und Entdeckungsroman zu. Metzler taucht ebenfalls in Paris auf und tritt einer amerikanischen Dame Pompeja de la Franca näher, die wegen einer an den Namen de la Franca geknüpften Erbschaft von Amerika herübergekommen ist. Er kommt gerade recht, denn die Polizei ist dem unter falschem Namen in Paris sich aufhaltenden Holmson auf der Spur und setzt ihn ins Gefängniß. Metzler, auf dessen Zeugniß alles ankommt, benutzt das, um Bertha, die er noch liebt, zu ängstigen, bis sie ihm in der Verzweiflung, um Holmson, den einzig Geliebten, zu retten, das Versprechen gibt, ihm ihre Hand zu reichen und mit ihm zu fliehen. Aber zuvor soll er, um Holmson von dem Verdacht des Mordes zu reinigen, einen Schein ausstellen, daß er selbst jenen andern Taucher getödtet habe, indem er ihn mit Holmson verwechselte. Dieser Schein sollte geöffnet werden, wenn beide nach Amerika eingeschifft seien. Metzler stellt in wahnsinniger Leidenschaft zu Bertha den Schein aus, und damit ist die Verwickelung ihrem Ende nahe. Lagrange, der von der Sache Wind bekommen hatte, nimmt Metzler den Schein ab und führt ihn ins Gefängniß. Holmson wird freigelassen, und da er jetzt Bertha's treue Liebe erkannt hat und sie mit seiner Hand belohnt, da er überdies der alleinige Erbe des Vermögens ist, um dessen willen die Dame Pompeja von Amerika gekommen war, so löst sich alles in Wohlgefallen auf. Nur Marguerite, deren glühende Liebe zu Holmson unerwidert blieb, ist unglücklich. Und das werthvolle Stück Bernstein? Der Leser weiß zum voraus von andern Romanen her, daß solche die ganze Welt erregende Stücke immer im zweiten oder dritten Bande verschwinden. Und dies geschieht denn auch durch die Schuld der Tochter des Juweliers, die das corpus delicti verbergen will, um Holmson aus der Verlegenheit zu bringen.

Bei dieser Gelegenheit sei an die Grenzen zwischen Dichtung und Wirklichkeit erinnert. Wenn eine Erzählung an ganz bestimmten, mit Namen genannten, uns naheliegenden Orten spielt, wenn die Zeit der Handlung entweder angegeben ist oder doch sich leicht errathen läßt, ja wenn historische Persönlichkeiten hereingezogen werden — wie denn hier Humboldt das Bernsteinstück für echt erklärt —, so wird leicht aus dem Roman ein Zwitterding zwischen historischer Erzählung und reiner Erfindung. Der Leser des vorliegenden Romans wird z. B. nicht allzu großer Neugier beschuldigt werden dürfen, wenn er fragt: Hat es denn je ein solches Stück Bernstein gegeben, ist wirklich einmal an der Großen Oper in Paris plötzlich ein Sänger in der Rolle des „Propheten" aufgetreten und hat ganz Paris und damit die civilisirte Welt in Erstaunen gesetzt? Ich weiß es nicht; möglich wäre es ja, wiewol die Verbrennung des Bernsteins und die Thatsache, daß Holmson später nur höchst selten als Sänger auftrat, darauf schließen läßt, daß beide Fragen mit Nein zu beantworten sind. Dann aber ist es ein Eingriff der Phantasie in die Wirklichkeit, der doch etwas zu weit geht. Producte von so zwingender Gewalt sind eben die meisten Romane doch nicht, um uns beim Lesen ganz vergessen zu lassen, daß wir eine erfundene Geschichte vor uns haben. Je weniger wir aber das vergessen können, um so geringer ist in der Regel der Genuß. Durch Hereinziehen historischer Personen oder Sachen wird für den nicht ganz harmlosen Leser der Schein der Wirklichkeit nicht erhöht, besonders wenn er wie in dem vorliegenden Roman durch den nicht immer ganz ungezwungenen Gang der Ereignisse daran erinnert wird, daß nicht die Geschichte, sondern der Schriftsteller den Knoten geschürzt und gelöst hat.

In Summa: der angenehm und leicht zu lesende Roman Rosenthal's verräth eine gewandte und sichere Feder; für Rosenthal's Begabung als Romanschriftsteller kann aber aus demselben weder Günstiges noch Ungünstiges geschlossen werden, während seine Begabung für die Novelle eine hervorragende ist.

Zweifelhafter erscheint uns das bei Theodor von der Ammer, wenigstens nach der vorliegenden Probe, die sich betitelt:

2. Ein Wintermärchen. Novelle von Theodor von der Ammer. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1879. Gr. 16. 2 M.

Oskar Fricke ist Maler und macht im Winter seine Studien in Unterammerdorf. Er malt des Müllers Moni und erfährt hierbei das nicht ungewöhnliche Schicksal, von dem Naturkinde, das sich aber höchst gebildet auszudrücken versteht, geliebt zu werden. Das in der Nähe von Ammerdorf gelegene Gut Edlingshofen ist seit einiger Zeit von der jungen Marchesa Teresita Biancaeamponi bewohnt. Dieselbe hatte einen französischen Maler geliebt, einen Seelenfreund Oskar's; der Maler starb unerwartet, die Marchesa trauerte um ihn und erfuhr noch andere herbe Schicksale. Sie wurde von ihrem Vater an einen Baron Edling, den sie für einen Unwürdigen hielt, verheirathet, ließ ihn aber am Abend des Hochzeitstags mit der Hälfte ihrer Renten auf Reisen gehen. Seitdem sind drei Jahre verschwunden. Die Marchesa ist, nachdem sie „im Kampf mit der Alltäglichkeit geblutet hatte", eine emancipirte Frau geworden, dabei natürlich sehr schön, wie denn auch der Maler zwar ein Enacksson, aber ein Urbild männlicher Kraft ist. Sie hat alle Bilder Oskar's gekauft, weil seine Art zu malen sie an die Malweise ihres gestorbenen Geliebten erinnert. Jetzt, da sie ihm so nahe ist, sucht sie ihn auf; er ist ungalant, sie pikant; die Sache macht sich. Ein gemeinsamer Eislauf gibt ihnen Gelegenheit, sich näher zu kommen. Ich setze einen Abschnitt aus diesem Kapitel hierher, um zu zeigen, welche Art von Schilderung unsere heutigen Schriftsteller nicht mehr entbehren zu können glauben, wenn sie anziehend schildern wollen:

Er band ihr die Schlittschuhe fest und sah dabei zum ersten mal, welch reizend kleine Füßchen sie hatte, die in hohen gold-

braunen Stiefelchen steckten. Während er selbst seine Schlittschuhe befestigte, glitt die Marchesa vor ihm in kurzen Bogen auf dem Eise umher. Sie hatte ein schwarzes Sammtcostüm, das bis an die Knöchel reichte und mit weißem Pelz verbrämt war. Das Baret, das schief auf dem Haupt saß, stimmte damit überein. Lustig flatterten darunter die rothen Haare um den weißen Pelz am Nacken, wenn sie sich elastisch in den Hüften erhob und mit einem Fuß über die Eisfläche glitt, in der kühnen Biegung des andern die schönen Formen des Beins unter dem schmiegsamen Sammt zeigend. Wenn sie dann zu einem graziösen Bogen ausfuhr, flog auf eine Secunde über dem freischwebenden Fuß das Kleid empor und die blendende Weiße der Strümpfe glänzte über den goldbraunen Stiefeln bis dahin, wo weites Spitzengekräuse die sanft gerundete Wade krönte (!). Es ächzte das Eis, wenn Oskar Fricke den athletischen Körper hob und senkte, und die Schlittschuhe schnitten in die glatte Fläche tiefe Furchen. Die Arme auf der Brust verschlungen, glitt er in kunstvollen Wendungen dahin. In dem anliegenden Jagdcostüm sah man jede Muskel in Thätigkeit, ein Bild, das die Schönheit männlicher Kraft im Wechsel der Bewegung glänzend darstellte. Wie Glockenton war es zu hören, wenn die Marchesa, die Fläche mit dem schmalen Eisen berührend, dahinflog und mit dem ganzen Reiz weiblicher Grazie die Anmuth eines plastischen, zierlichen Gliederbaues in flüchtigen Gestaltungen entfaltete.

Die Art dieser Schilderung, bei welcher uns ganz Claurensch zu Muthe wird, bereitet uns darauf vor, daß, als nun die Marchesa sich den Fuß verrenkt, Oskar sie in das nächstgelegene Haus trägt, ihr kalte Umschläge auf den unter Erröthen entblößten Fuß macht und auch fernerhin in ihrem Schlosse die medicinischen Hülfeleistungen besorgt. Diese haben auch solchen Erfolg, daß die Marchesa an einem Tage ungeduldig durch das Zimmer schreitet, an demselben, sich auf Oskar stützend, langsam ein wenig hinkend zum Spiegel geht, am nächsten aber flott die Treppe hinaufsteigt. Dabei erfährt er, daß sie die Geliebte seines Freundes war; das Band der Liebe umschlingt beide, und in einem durchsichtig gehaltenen Märchen fordert die Dame den nordischen Bären auf, sich doch endlich zu erklären. Nun aber erscheint als retardirendes Element ihr Gemahl, Baron Edling, und entpuppt sich als äußerst edler Mann, der, obwol er gekommen ist, seine Rechte an die Marchesa geltend zu machen, dem Rechte des Herzens weicht und seine Frau selbst dem Maler zuführt, während er unten an der Treppe wartet. Moni kommt dazu, erfährt von dem Baron, daß die oben sich eben küssen, und fällt als echtes Naturkind in Ohnmacht. Nachher wird sie von ihrem Vater auf Rath des Pfarrers aus dem Hause gestoßen, man weiß nicht recht warum? Und am Gardasee sitzt in der Jasminlaube, auf deren Duft wir längst gewartet haben, die Marchesa Teresita in einem reichen Négligé auf Oskar's Schos.

Ich habe dieser Inhaltsangabe nichts zuzufügen; die Schilderung ist oft lebendig; das Ganze steht auf einem mittlern Durchschnittsniveau.

Ebenfalls eine Tendenznovelle und künstlerisch betrachtet auf gleicher Stufe stehend sind die:

3. Schwalbenmärchen. Phantasiegebilde aus den Schattenseiten der Wirklichkeit von J. V. Jacobi. Zweite Auflage. Berlin, Mrose. 1880. 8. 2 M. 80 Pf.

Der Elementarlehrer Braun huldigt freiern religiösen Anschauungen und wird deshalb während der Aera Mühler durch pfäffische Heuchler und Schurken gemaßregelt und vom Amt entsetzt. Ebensolche Tröpfe wie die Pfaffen sind die Vertreter der Geld- und Geburtsaristokratie, deren hochmüthige Behandlung sich der natürlich höchst edle Braun gefallen lassen muß. Das ganze Büchlein ist sehr unerquicklich zu lesen, namentlich auch, da die Caricaturen mit sehr wenig Aufwand von Geist und Witz gezeichnet sind. Die Schilderungen der Pfaffen so gut wie die pädagogischen und theologischen Excurse bewegen sich in den allergewöhnlichsten fortschrittlichen Zeitungsphrasen; von einer tiefern Erfassung des Conflicts zwischen Ueberzeugung und Amt ist keine Rede. Die ganze Darstellung, deren Stoff übrigens einer auch für Preußen vergangenen Zeit angehört, ist ganz geeignet, bei weniger gebildeten Lesern Unzufriedenheit zu erregen. Dasselbe ist der Fall mit den drei Schwalbenmärchen, welche Braun niederschreibt. Was die Schwalben hier theils in kindlichem, theils in äußerst bissigem Tone erzählen, sind traurige Geschichten menschlichen Elends, ohne jede poetische Versöhnung und Verklärung. Auch hier sind die armen und niedrigen Menschen als Engel, die Reichen und Höhern, Pfaffen, Beamte, Offiziere, wohlthätige Frauen u. s. w., als Schurken dargestellt, und dazwischen hinein zwitschern die Schwalben Tiraden über gegenwärtiges Elend und künftige Seligkeit, wenn einmal die „wahre Geistesbildung" alle Völker erfaßt haben wird, die Generale weniger Tafelgelder erhalten, der Glaube an ein Jenseits ausgetilgt, der Krieg abgeschafft und der Satz als wahr erkannt ist: „Was die Erde trägt, ist an sie gebunden, es entsteht auf ihr, kehrt zu ihr zurück."

Flüchten wir uns von dieser traurigen Gegenwart in vergangene Zeiten, die uns R. V. von Walther vorführt in:

4. Hans Landtschadt von Staynach. Ein Culturbild aus der Reformationszeit von Rudolf Bernhard von Walther. Heidelberg, K. Winter. 1880. 8. 5 M. 50 Pf.

Ich weiß nicht, was mir während der ganzen Lektüre dieses Buchs Scheffel'sche Reminiscenzen erweckt hat: es sind kaum Anklänge an Scheffel im einzelnen da, und doch hat man das Gefühl, als ob Scheffel's sämmtliche Werke nicht ohne Einfluß auf die Abfassung des Romans gewesen wären. Der Verfasser nennt das Buch freilich nicht einen Roman, sondern ein Culturbild, und hat sich dadurch vor einer strengen Kritik nach der Seite der künstlerischen Verarbeitung sichergestellt. Es wird uns die Geschichte des Ritters Hans Landtschadt von Staynach erzählt, zu welcher der Grabstein desselben in Neckarsteinach dem Verfasser den Faden gab. Die Geschichte beginnt mit dem Jahre 1500, in welchem der junge Hans aus den Türkenkriegen in die väterliche Feste zurückkehrt. Er heirathet Else, die Tochter eines freien Bauern; nach wenigen Monaten aber geht das Glück durch den Frevel eines Pfaffen zu Grunde, Else stirbt. Die weitere Handlung spielt in Altheidelberg am Hofe, wo Hans die Liebe der Elisabeth von Fleckenstein gewinnt, mit der vereint er dann in Neckarsteinach

die Reformation einführt, den Bauernaufstand erlebt, welcher jenem Pfaffen die Rache bringt, und endlich alt und lebenssatt stirbt. An den Faden dieses Lebensbildes sind nun zahlreiche, zum Theil interessante Culturbilder aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts angereiht, wozu Anmerkungen die Erklärungen oder historische Belege geben. Im ganzen fehlt es aber an der rechten Verarbeitung des historischen Materials, das der Verfasser in ausgedehnter Weise gesammelt hat, und die Wärme, mit welcher er vorträgt, entschädigt hierfür nicht genügend. Doch will er ja blos ein Culturbild geben. In diesem Fall werden die Anforderungen an Richtigkeit nicht blos der einzelnen geschichtlichen Thatsachen, sondern des ganzen Bildes um so strenger sein. Da sind mir nun einige Zweifel aufgestiegen. Es ist selbstverständlich, daß es dem Verfasser erlaubt sein mußte, von der gereimten Lebensgeschichte seines Helden, die der Leichenstein enthält, abzuweichen; denn es hat für uns mehr Werth, wenn durch eine solche Abweichung das Bild ein abgerundeteres wird, als wenn es streng historisch ist, zumal da der Held nicht zu den weltbekannten Persönlichkeiten gehört. Etwas anderes aber ist es doch mit der Person Luther's und einigen hervorragenden Reichstagen, speciell des Wormser Reichstags. Es ist immer etwas Schwieriges, solche allbekannte Vorgänge in Romanen nachzuerzählen, und am schwierigsten ist es, sie einen Augenzeugen erzählen zu lassen. Ob der Verfasser das Recht hat, was sich in Worms in zwei Sitzungen zugetragen hat, Hans Landtschadt als in einer Sitzung geschehen erzählen zu lassen, „um", wie die Anmerkung sagt, „die Darstellung nicht zu weitläufig zu machen", könnte schon zweifelhaft erscheinen. Wir sollen doch in der Illusion erhalten bleiben, einen Augenzeugen zu hören, während wir Protestanten wenigstens die Sache von Jugend auf besser wissen als, wie es scheint, der Augenzeuge, bis wir die Anmerkung zu Hülfe nehmen. Und wenn wir dann die bekannten Schlußworte Luther's: „Hier steh' ich u. s. w.", aus dem Munde eines Ohrenzeugen vernehmen und lesen, daß dieser sie zu besserm Gedächtniß niedergeschrieben habe, so wissen wir wiederum, daß der Wortlaut eben dieses Schlußsatzes sehr bestritten ist und die historische Forschung sich sehr freuen würde, wenn eine gleichzeitige Niederschrift derselben zum Vorschein käme.

Doch diese und ähnliche Ausstellungen mag man vielleicht kleinlich finden. Anders steht es mit Betrachtungen und Gesprächen. Selbst wenn Hans Landtschadt ein Dichter war, hat er schwerlich um das Jahr 1500 also gesprochen:

Ich sah euch doch, euch sonnenhelle Bilder Italiens, mit der Farbenglut und dem grellen Gegensatz von blendendem Licht zu tiefstem Schatten. Wie scharf und bestimmt dort jede Linie, jeder Umriß! Diese Einheit jedoch, bei aller Mannichfaltigkeit der Bäume, Sträucher, Kräuter, dies Zusammenstimmen von gedämpftem Licht und nicht zu dunkelm Schatten, von milder Farbe und gefärbtem Dunkel, von tausend Mitteltönen, die so sanft beruhigend auf Herz, Sinne und Verstand einwirken, das Viele in der Einheit, das bietest du nur, schöner deutscher Wald!... Und gibst du, deutscher Wald, nicht eine äußere Darstellung dessen, was in uns vorgeht? dessen, was wir nicht beschreiben noch erklären, sondern nur empfinden können? dessen, was wir Deutsche „Gemüth" nennen und als unser alleiniges Eigenthum vor allen andern Völkern preisen?

Das hat nicht Hans Landtschadt, sondern Bernhard von Walther im 19. Jahrhundert gedacht und gefühlt. Und an die Bewegungen der letzten Jahre und Monate erinnert uns das Gespräch am heidelberger Hofe über die Judenfrage und Reuchlin's Gutachten über Verbrennung der jüdischen Bücher. Es heißt da:

„Ich meine", sagte bedächtig der Kurprinz Ludwig, „Reuchlin habe eins ausgelassen, im übrigen sei aber zutreffend, was er geschrieben." — „Und dieses Eine ist?", fragte der Kurfürst. — „Der Jude", erwiderte Ludwig, „wird niemals Pfälzer oder Baier oder sonst ein Deutscher, er bleibt Jude. Hierin liegt die Bedeutung und die Größe seines Stammes, nebst der Gefahr für uns." — „Gefahr?" fragte erstaunt der Kurfürst. — „Ich fürchte, mein Herr Vater", erwiderte Prinz Ludwig, „daß dieses Volk uns wirkliche Gefahren für die Zukunft bringt. Sie nennen sich das erste Volk, das Volk des Eigenthums, und wähnen, Gott habe ihnen alle andern Völker gleichsam zum Gebrauch überwiesen. In der Zerstreuung über die Erde, die wir ihre Strafe, sie Vergewaltigung nennen, liegt ihr Vortheil. Wie die Ameisen schwirren sie umher. Hundert tritt man todt, doch tausend andere schleppen mit Emsigkeit in ihren Bau zusammen, was ihnen nutzbringend scheint. Dies fleißige Treiben könnte uns erfreuen und zur Nacheiferung anreizen, wenn nicht ein kleines Etwas wäre, das großen Schaden zufügt. Wie eine Wucherpflanze umklammert jeder dieser Juden den markigen Baum. Anfangs schmückt diesen die Umrankung, bald aber weicht seine innere Kraft den Ansprüchen des Schmarotzers; er siecht dahin, ist schließlich nur der ausgesogene, abgestorbene Träger jener anfänglich nur unbedeutenden Pflanze, die ihm ihr Leben verdankt. Aus sich selbst heraus schafft und bringt der Jude nichts; wohl aber versteht er es, die edelsten Säfte und Kräfte anderer für sich zu verwerthen, und niemals gibt er wieder heraus, was er besitzt."

Die Richtigkeit dieser Ausführungen selbst für das 16. Jahrhundert zugegeben, berührt es uns doch immer unangenehm, was wir eben durch die Prosa aller Zeitungen hallen hörten, um auch dann zu treffen, wenn wir uns in ein Kunstwerk versenken. Gilt dies schon von einem in der Gegenwart spielenden Roman, so noch mehr von einem culturhistorischen. Bei einem solchen ist es auch störend, wenn gewisse Wahrheiten uns in der Form entgegentreten, wie sie irgendein Dichter späterer Zeit formulirt hat. So wenn der Bauer vom lindenbacher Hofe mit Schiller sagt: „Rasch tritt der Tod den Menschen an", oder der Pater Kellermeister ebenfalls mit Schiller von der „wahren Milch der frommen Denkungsart" spricht. Weniger der Zeit als dem Ort widersprechen Ausdrücke wie „Bangst du dich nach ihm?" und „Ein Ende Weges blieben wir nun stumm" u. a., die meines Wissens, so weit der Neckar reicht, nirgends zu Hause sind noch waren.

Durch Uebersetzung zugänglich geworden sind uns:

5. Lebensbilder. Von J., Verfasser der „Geschichte eines jungen Mädchens". Aus dem Dänischen übersetzt von F. v. L. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880.

Verfasser und Uebersetzer dieser „Lebensbilder" sind

wol unter dem weiblichen Geschlecht zu suchen, wie auch der Inhalt derselben auf Frauen, näher auf junge Mädchen berechnet ist. Die Moral tritt überall deutlich, wenn auch nicht aufdringlich hervor und ist eine gesunde, denn sie besteht im Hinweis auf werkthätiges selbstverleugnendes Christenthum. Die Uebersetzung ist ohne besondere Verstöße gegen die Sprache gemacht; unangenehm liest sich nur die consequente Weglassung des Artikels bei allen Verwandtschaftsgraden. Wir haben übrigens in Deutschland Dutzende von Schriftstellern ähnlicher Tendenz und Begabung wie dieser Däne, sodaß ein Bedürfniß nach Uebersetzung solcher Erzählungen nicht gerade vorhanden ist. Und die Bedürfnißfrage kommt bei Uebersetzungen doch in erster Linie in Betracht, wenn das Talent eines fremdländischen Schriftstellers nicht ein hervorragendes ist.

Als ein solches können wir das der Magdalena Thoresen bezeichnen, von deren Erzählungen der zweite und dritte Band vorliegt:

6. Gesammelte Erzählungen von Magdalene Thoresen. Frei nach dem Norwegischen von Walter Reinmar. Zweiter und dritter Band. Berlin, Guttentag. 1879—80. 8. 9 M.

Es ist noch nicht allzu lange her, seit norwegisches Leben und Wesen den norwegischen Schriftstellern selbst erschlossen ist, und erst die Bauernnovellen Björnson's haben die Aufmerksamkeit anderer Völker auf diesen eigenartigen Schlag von Menschen und auf das norwegische Land überhaupt gelenkt, sodaß es jetzt bereits das Ziel zahlreicher Touristen ist. Die Verfasserin der vorliegenden Dorfgeschichten, obwol von Geburt eine Dänin, ist vollkommen daheim im Norwegischen und so tief eingedrungen in den Charakter dieses Landes und seiner Bewohner, wie nur je ein deutscher Schriftsteller in den seines eigenen Landes und seiner eigenen Landsleute. Ja mancher von diesen, der Dorfgeschichten schreibt, weiß nicht halb so viel vom Wesen seines Volks als Magdalene Thoresen vom norwegischen, und um die Gabe poetischer Darstellung könnte sie mancher beneiden.

Die Geschichten, die sie erzählt, sind meist düster gefärbt, denn, sagt die Verfasserin gelegentlich:

so geht das Leben der Bauern dahin in diesen Gegenden, streng und ernst, aber deswegen nicht ohne Glück. Denn das Glück hat gar viele Namen. Gott sei Dank, daß Genügsamkeit einer derjenigen Namen ist, die es oft herbeirufen, und dem es am liebsten folgt! Und wenn der Bauer auch keine Geschichte hat, die gleich derjenigen der Vorzeit aus großen Heldenthaten besteht, so hat er doch die Geschichte, welche sich entwickelt im Kampf mit den Verhältnissen, wo Tod und Leben sich gar oftmals zweifelhaft ins Auge schauen, und wo der Gewinn immer nur ein dürftiges Auskommen ist.

Ist es demgemäß wie bei allen Dorfgeschichten weniger der bewegte Gang der Ereignisse, welcher uns fesselt, so ist es um so mehr die Entwickelung und Entfaltung der Charaktere, welche der Verfasserin in vollem Maße gelingt. In der Schilderung der realen Zustände, die, soweit ich von deutschem Volksleben auf norwegisches schließen kann, stets auf Wahrheit beruht, entwickelt die Verfasserin eine große Virtuosität. In diesem Stück hat unter den deutschen Dorfgeschichtenerzählern am meisten Aehnlichkeit mit ihr Otto Ludwig (in „Heiterethei" und „Zwischen Himmel und Erde"); beide thun übrigens darin manchmal etwas zu viel.

Auch die Naturschilderungen sind zum größten Theil plastisch und anschaulich, aber sie wollen sehr aufmerksam gelesen sein; dann erst steht das landschaftliche Bild klar vor unsern Augen. Für Leser, die gewohnt sind, alle landschaftlichen Schilderungen nur zu überfliegen, hat Thoresen nicht geschrieben, wie auch nicht für solche, welche sich langweilen, sobald die Spannung in innern und dazu oft in unbedeutend scheinenden, für den Bauer aber hochwichtigen Conflicten liegt. Inwieweit die Uebersetzung, welche ja eine freie ist, gerade in den Naturschilderungen getreu ist, wie viel auf Rechnung der Verfasserin und des Uebersetzers (wol auch einer Frau) kommt, weiß ich nicht zu sagen, ebenso wenig, wie die Schilderungen im Norwegischen klingen. Für unser Ohr scheint mir bei aller Poesie doch die Darstellung oft etwas überladen, wenn sich Stellen wie die folgende wiederholen:

Weit hinaus in das westliche Meer erstreckt sich die Halbinsel Statland, deren äußerste Klippenspitze den Namen Staalet führt. Das ist der fernste, gefährdetste Wachtposten, und ihn umbrandet, umwogt, umbraust, umsaust, umstürmt und umheult das wilde, wogende, grollende, rollende Meer in freier ungebändigter, überschäumender Nordlandskraft, während die mächtige Klippe dunkel und drohend gleich einem gefesselten Wiking auf seine racheschnaubenden Feinde herniederschaut, auf die rastlosen, rollenden, schäumenden, zischenden Wellen.

Oder:

Denn obgleich die Wellen an gar manchem schönen blaugoldigen Sommersonntag weich und zärtlich und liebkosend den Fuß der starren Bergesriesen umhüpfen, umspielen, umsingen und umklingen und so vertraut mit demselben zu plaudern scheinen, so bäumen doch dieselben kleinen zierlichen Wellen sich wildgewaltig, zornig, siedend, zischend auf, wenn der Sturm daherbraust auf Riesenschwingen vom Hochgebirg' und westlich fernem Meer, und schäumen dann an den Felsen auf in einer solchen unbändigen Raserei, daß aus dem blauklaren, lächelnden Gewässer von ehedem ein zischender brodelnder Kessel wird. Die ernsten schweigsamen Berge nur wechseln nicht die Stimmung wie die wetterwendischen Wellen, sondern stehen majestätisch ruhig da, vertieft in ihre eigene Sage. Der donnernde, brüllende, tosende Wogenbraus vermag sie nicht zu erschüttern und nicht hinwegzuschwemmen; die hüpfende, plaudernde, klingende, sonnenflimmernde, schimmernde Welle verlockt sie nicht zum leichten tändelnden Spiel; sie sind sich selbst genug. Aber das Wasser, das Wasser bleibt doch der Sieger in diesem Kampf: die Welle kommt und klingt und klopft und geht und kommt und leckt und klingt an Fels und Felsgestein und spült und wäscht und schürft ein Körnchen um das andere fort geduldig, unermüdlich, immerdar, Jahrhunderte und Jahrtausende lang, bis sie den Fels unterhöhlt und dann über den grausen Trümmerfall hochaufjubelnd, zischend zusammenschlägt.

Das ist gewiß Poesie, aber für eine Dorfgeschichte sind die Bilder doch etwas zu gehäuft. Uebrigens wirft uns die mit reicher Phantasie begabte Verfasserin nicht blos gelegentlich solche poetische Brocken hin, sondern gibt der

ganzen Darstellung bei aller Lebenswahrheit, bei allem Realismus, der uns z. B. das gelegentliche Ausspucken der Bauern nicht erspart, eine poetische Färbung, einen idealen Duft. Und so fühlen wir bei dieser Lektüre nie das Misbehagen, das uns so oft bei Dorfgeschichten erfaßt, weil sie entweder nach dem Stalle oder dem Salon duften, ja einzelne dieser Geschichten legen wir mit der Befriedigung aus der Hand, die nur ein echtes Kunstwerk uns schafft.

Die beste und reifste Frucht des gesammten Schaffens der Verfasserin ist unstreitig die große, den ganzen zweiten Band füllende Erzählung „Inga, die Sonne des Siljethals." Anlage und Entwickelung, Schürzung und Lösung des Knotens sind vortrefflich; es geht nicht im Geschwindschritt vorwärts, sondern langsam, wie Denken und Fühlen der Bauern; langsam, aber nicht lahm, wie in der sonst guten größern Erzählung des dritten Bandes „Der Student." Die vier „Skizzen" dieses Bandes dagegen sind zum Theil ganz treffliche kurze Erzählungen, von welchen man bedauern mag, daß sie nur Skizzen sind und sich allzu rasch abspielen.

Ich gebe aus „Inga" zwei charakteristische Proben. Von einem der Helden, Rolf, entwirft die Verfasserin folgende Schilderung:

Stundenlang konnte er, als er heranwuchs, an die Wand des Hauses gelehnt, in müßigem Hinstarren verbringen. Und manche höhnende, kränkende Aeußerung mußte er deshalb vernehmen. Aber er ließ die kränkenden Redensarten zu einem Ohr hinein- und zum andern hinausgehen, oder stellte sich, als habe er überhaupt nichts gehört. Er war sein eigener Herr und that, was ihm gefiel, und es beliebte ihm nun einmal, ruhig dazustehen und seinen Gedanken nachzuhängen. So schloß er wie ermüdet die Augen halb und folgte mit den Augen gar oft der Schar der Sperlinge. Es dünkte ihm dann, als vollführten die Vögel ein unleidliches Geschrei. Kein einziger Vogel hüpfte auch nur einen Schritt weit, ohne zu piepen. Nein, Geschwätz bei der Arbeit konnte Rolf nicht leiden. Eine Hummel flog summend und brummend an ihm vorüber und hing sich mit ihrem schweren Körper an die zitternden Blumen, die sich zum Tode neigten, weil das gefräßige Thier ihnen das süße Herzblut aussog. Da stieg der Aerger auf in Rolf. Denn solch ungehobeltes, gefräßiges Wesen konnte er nicht leiden. Hübsch behutsam und fein mußte das Zarte und Gute behandelt werden; man sollte auch nicht alles auf einmal begehren und nehmen wie die Hummel. Denn der Ungenügsamkeit folgt das Misvergnügen. Der Kukuk rief vom Walde herüber — man hörte den Ruf fernher. Es schien fast, als schwiege alles, um dem Kukuk zu lauschen. Da dachte Rolf: Hm! Der Vogel klagt genug! Wohl war der Kukuk der Vorbote und Künder des Sommers und des guten Wetters, und deshalb lauschte Rolf gern seinem Ruf; aber der Kukuk prophezeite auch Unglück, prophezeite, daß mancher Haus und Hof verlieren würde. Dergleichen Unglücksbotschaften liebte Rolf nicht. Solche Prophezeiungen schienen ihm einfältige, unüberlegte Redensarten, denn er huldigte dem Grundsatz, daß man ohne Beweise nie ein Wort leichtsinnig aussprechen dürfe; daß Worte nicht weiter reichen dürfen als die That. Gegen Feierabend schlug an der Bergeshalde die Drossel, erst wenige leise Töne, als wollte sie die Stimme prüfen, dann aber schwollen die Töne an und wurden lauter, voller, und ein sehnsuchtsvolles Liebeslied erklang durch die stille Abendluft. Bei diesen süßen Lauten erwachte in Rolf's Seele eine Ahnung von Glück; er fühlte, daß ihm etwas fehle, es überkam ihn gleichsam ein Durst, ein heißes inniges Verlangen nach dem geträumten, nur geahnten Glück.

Dieses Glück findet er in der Tochter seines Nachbars, Eli; aber es scheint, als ob Gunnar, der zweite Held der Erzählung, der übrigens schon von Inga bezaubert ist, ihm den Rang ablaufe. Eli ist diesem, einem lebensfrohen Prachtburschen, den sie in Dienst genommen hat, mehr gewogen, als für ihre Seelenruhe und Rolf gut ist. Ihm tritt gleich in den ersten Tagen Rolf entgegen:

„Na", lachte Gunnar, „du könntest einem hungerigen Menschen wol aus dem Wege gehen." Er hätte die Worte am liebsten herausgesungen, so froh war er. — „Es scheint, es macht dir Vergnügen, zu lachen", sagte Rolf und kniff das eine Auge zu. „A ja, es gefällt mir schon", lachte wieder der Bursch. — „Es ist nicht gut vor der Zeit zu lachen, ich will dir deshalb einen Rath geben." Und mit diesen Worten drängte er sich so dicht an den Burschen heran, daß dieser sich unwillkürlich anschickte, ihn abzuwehren. — „Ich habe niemandes Rath nöthig", sagte der Bursch. — „Du hast keinen Rath nöthig?" fragte Rolf. „Ich werde dir nichtsdestoweniger einen Rath ertheilen. ... Das Mädchen da oben im Hause — du weißt schon, wen ich meine — läßt du in Ruhe!" — „Ich habe nicht daran gedacht, das Mädchen zu beunruhigen." — „Du sollst dich überhaupt nicht um sie bekümmern", sagte Rolf und maß den Burschen mit einem Blick vom Kopf bis zum Fuß, als wolle er Maß zu dessen Sarge nehmen. Gunnar stutzte ein wenig, faßte sich aber bald. — „Ich glaube, du bist toll", lachte er. — „Nein, aber ich halte etwas von dem Mädchen. Verstehst du?" — „Das verstehe ich", lächelte der Bursch. — „Und deshalb sollst du dich davon halten. Verstehst du das auch?" fuhr Rolf unbeirrt fort. — „Ja, das verstehe ich auch." — „Leb' wohl", bot Rolf und wandte sich von ihm ab.

Es erhellt aus diesen kurzen Proben, worin die Aehnlichkeit zwischen Thoresen und Auerbach besteht, mit dem begeisterte Kritiker die Verfasserin verglichen haben. Ich gestehe, daß ich die Erzählungen von Magdalene Thoresen mit größerm Genuß gelesen habe als Auerbach's sämmtliche Dorfgeschichten.

Die Uebersetzung ist, wie ebenfalls aus den Proben hervorgeht, im ganzen gut, wenn auch nicht in allen Theilen tadellos. Auf wessen Rechnung die vielen nicht immer passenden „gleichsam" kommen, weiß ich nicht; jedenfalls auf Rechnung einer Frau. Richard Weitbrecht.

Zur rechts- und staatswissenschaftlichen Literatur.

1. Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens. Ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Staats- und Rechtsgeschichte von A. H. Post. Oldenburg, Schulze. 1880. 8. 5 M.
2. Deutsche Wirthschaftsgeschichte von K. T. von Inama-Sternegg. Erster Band. — A. u. d. T.: Deutsche Wirthschaftsgeschichte bis zum Schluß der Karolinger-Periode. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1879. Gr. 8. 12 M.
3. Gesammelte kleine Schriften von J. C. Bluntschli. Erster Band: Aufsätze über Recht und Staat. Nördlingen, Beck. 1879. Gr. 8. 5 M.
4. Ueber den Begriff des Besitzes von S. Mendthal. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1878. Gr. 8. 1 M.
5. Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft von Paul von Lilienfeld. Vierter Theil: Die sociale Physiologie. Mitau, Behre. 1879. Gr. 8. 10 M.
6. Im Freistaat oder Gesetz und Sitte der Freiheit. Ungefährlich socialistische Zukunftsplane von F. Amersin. Triest. 1880. 8. 1 M.

Die Forschung über die frühesten Stufen des Staats- und Rechtslebens, die uns einen tiefern Einblick in die Entwickelung und das Wesen unserer heutigen Rechts- und Wirthschaftseinrichtungen verschaffen soll, hat bekanntlich mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ueber die erste Periode des gesellschaftlichen Lebens unserer jetzigen Culturvölker gibt es naturgemäß nur sehr spärliche Andeutungen, und die Beobachtung der heute noch existirenden „wilden" Völkerschaften findet ihr stärkstes Hinderniß in der Befangenheit der civilisirten Beobachter. Wenn man bedenkt, wie schwer es einem Städter ist, sich in die Verhältnisse und Bedürfnisse der Landbevölkerung hineinzudenken und hineinzufinden — es wird das ja leider nicht selten auch in der Staatsverwaltung fühlbar —, was da für „Dorfgeschichten" der verkehrtesten Art zusammengeschrieben werden, so kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, wie viel falsche Beobachtungen über uncivilisirte Völker gemacht und uns überliefert werden, zumal man hier zumeist auf Leute mit einseitigen Interessen und starken Vorurtheilen, wie Händler und Missionare, oder auf flüchtige Reisende angewiesen ist. In einem Buche wie das von A. H. Post (Nr. 1), wo dergleichen Nachrichten nach gewissen Kategorien — Familienrecht, Verfassungsrecht, Erbrecht, Standesunterschiede, Strafrecht, Gerichtswesen, Vermögensrecht — zusammengestellt werden, wird man daher ebenso wenig lauter wichtige Beobachtungen wie vollständige und gleichmäßige Materialiensammlung erwarten dürfen. Immerhin hat der Verfasser sich ein Verdienst damit erworben, daß er eine große Menge von Notizen aus Reisebeschreibungen, Rechtsbüchern und rechtsgeschichtlichen Arbeiten übersichtlich zusammenstellte, vielen weit zerstreuten interessanten Stoff dem größern Publikum zugänglich machte und ihm die Mannichfaltigkeit der Rechtsentwickelung und die Entwickelungsfähigkeit des Rechts vor Augen führt.

In einer spätern Periode und auf ein beschränkteres Gebiet der Staatengeschichte führt K. T. von Inama-Sternegg (Nr. 2), der sich durch sein Buch „Die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutschland während der Karolingerzeit" — einen Vorläufer des vorliegenden Werks — und kleinere Arbeiten auf wirthschafts- und rechtsgeschichtlichem Gebiet schon einen angesehenen Namen erworben hatte. Hier haben wir eine aus dem vollen Reichthum gediegenen Wissens mit völliger Beherrschung des Stoffs gearbeitete Originalforschung vor uns, die jetzt das erste Jahrtausend der deutschen Wirthschaftsgeschichte umfaßt und, in gleicher Weise fortgesetzt, eine deutsche Wirthschaftsgeschichte bieten wird, wie wir sie uns nur immer wünschen können. Der erste Band ist in zwei Bücher getheilt: „Die deutsche Volkswirthschaft in der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen" und „Die Entwickelung der deutschen Volkswirthschaft während der Karolingerzeit". Zuerst wird die Art der Ansiedelung, der Begründung fester Wohnsitze auf dem noch zum größten Theil mit Wald und Sumpf bedeckten Boden des heutigen Deutschland geschildert; dann die Gliederung des Volks, die Bedeutung der Familie und der Markgenossenschaft und die Verfassung des Grundeigenthums auseinandergesetzt, ferner der Betrieb der Landwirthschaft, der Zustand des Verkehrs- und Geldwesens bis zu Karl's des Großen Zeit erörtert. Mit der Karolingerzeit beginnt ein neuer Abschnitt, der wol als derjenige der beginnenden staatlichen Wirthschaftspolitik und zugleich der Ausbildung des Einflusses der großen Grundherrschaften auf die Volkswirthschaft bezeichnet werden darf. In diesem zweiten Buche ist der Stoff in entsprechender Weise wie im ersten eingetheilt. In den Schlußbetrachtungen sagt der Verfasser:

> Die Cultur des Römerreichs und das Christenthum waren die beiden Kräfte, welche die Deutschen in dem Augenblick erfaßten, als sie eben erst ihr neues Leben und ihre Eigenthumsordnung einzurichten begannen; und sofort wird das Leben mannichfaltiger; die Wirthschaft und mit ihr das Volk differenziiren sich. Neue Bedürfnisse werden dadurch angeregt, materielle und geistige Mittel zur Befriedigung derselben in Menge zugänglich; und unvermerkt zieht damit die Sehnsucht nach besserm Dasein als kräftiger Keim künftigen reichern Schaffens ein in die ahnungslose Brust der einfachen Waldleute. Und überdies wird die Idee des Staats von einem deutschen Stamm und einem deutschen Fürsten aufgenommen, der nun die in vollster Zersetzung begriffene Gemeinschaft der deutschen Stämme aufs neue mit den Mitteln antiker Staatskunst belebt, eine Gemeinschaft ihres öffentlichen Lebens erzwingt und damit aufs neue den unwiderleglichen Beweis liefert, daß Staaten nicht organisch aus der Familie erwachsen, welcher die Zielpunkte des Staats ganz fremd sind, sondern daß sie gemacht werden, wo immer die unwiderstehliche Sehnsucht nach den größten Erfolgen, die dem Menschen zu erreichen möglich sind, nach Herrschaft über die Massen, sich mit der Thatkraft eines bevorzugten Menschen und eines bevorzugten Volks verbindet, das in sich selbst die Fähigkeit hierzu besitzt.

Ein anderer wohlbekannter Vertreter der „historischen

Schule", J. C. Bluntschli, bietet uns in seinen „Gesammelten kleinen Schriften" (Nr. 3) theils rechtsgeschichtliche Forschung, theils rechtsbegriffliche Untersuchung. Unter den elf Aufsätzen dürften diejenigen über Ehe, Eigenthum, Erbrecht und Reform des Erbrechts die bemerkenswerthesten sein. Obgleich der größte Theil schon im „Deutschen Staats-Wörterbuch" und in Zeitschriften veröffentlicht worden ist, wird diese Auslese kleinerer Schriften, die der Verfasser aus Anlaß seines funfzigjährigen Doctorjubiläums veranstaltet hat, vielen willkommen sein. Durch den gefälligen Vortrag sind die Aufsätze wohl geeignet, weitere Kreise für einige Vertiefung in staatswissenschaftliche Fragen zu gewinnen. Der zweite Theil der Sammlung soll politische, kirchliche und völkerrechtliche Schriften aufnehmen.

Die kleine Studie von S. Mendthal (Nr. 4), die in das Gewirr juristischer Spitzfindigkeiten hinein, aber nicht wieder aus ihm hinaus führt, möchte dem Leserkreis d. Bl. weniger zusagen.

Auch dürfen wir dem Leser kaum zureden, sich in die Lektüre des umfangreichen Bandes zu versenken, in welchem Paul von Lilienfeld die „Sociale Physiologie" aufzubauen sucht (Nr. 5). Seine Kenntniß könnte er zwar, insbesondere durch die massenhaften Citate aus der naturwissenschaftlichen und staatswissenschaftlichen Literatur, nicht unbedeutend bereichern; ob er aber das vom Verfasser Gewollte erreichen würde, nämlich einzusehen, daß die menschliche Gesellschaft ein „realer Organismus" ist und sich aus dieser seiner Natur alle ihre Gesetze nach „realgenetischer" Methode leicht erklären, das ist uns zweifelhaft. Wir haben hier einen ähnlichen, aber nicht mit derselben Tiefe und Gelehrsamkeit unternommenen Versuch vor uns, wie ihn Schäffle in seinem „Bau und Leben des socialen Körpers" gemacht hat, der uns auch durchaus glauben machen will, durch die Zusammenstellung der Vorgänge im menschlichen Organismus mit denjenigen in der Gesellschaft werde mehr gegeben als ein Bild und könne für die Systematik der Socialwissenschaft wirklich etwas gewonnen werden. Wir sehen aber hier nichts als umfangreiche Repetitorien aus der Physiologie — die ja doch in ihren eigenen Grundlagen noch so unsicher und streitig ist — mit darangeknüpften staatswissenschaftlichen Betrachtungen, die dann auf zum Theil recht triviale und fragwürdige „Analogien" hinauslaufen; wie z. B.:

daß alle Vorschläge zur Lösung der sogenannten socialen Frage nichts anderes als nur stärkere oder schwächere Erregungen oder Hemmungen dieses oder jenes Theils des socialen Nervensystems behufs Normirung und Regelung entweder im Sinne der Solidarität oder in dem der Individuation, der physiologischen Thätigkeit desselben bezwecken.

Der Verfasser hat zwar die Natur der socialen Frage, die zu jeder Zeit eine andere ist, misverstanden, aber man versteht sein Gleichniß doch ungefähr. Schwieriger dürfte dies mit seiner Formulirung des „social-physiologischen Gesetzes in Hinsicht auf die Bildung der Zwischenzellensubstanz, d. h. der Production, Vertheilung und Consumtion der Gebrauchswerthe" sein, welches lautet:

Das Uebereinander der socialen Zwischenzellensubstanz (Entwickelung des Land- und Bergbaus, der Industrie, Anhäufung von Kapitalien u. s. w.) steht in directem Verhältniß zur Folgerichtigkeit im Nacheinander und im Nebeneinander der social-physiologischen Wirkung derjenigen Kräfte, die zur Ausbildung des Uebereinander der socialen Zwischenzellensubstanz concurriren.

Und wenn Lilienfeld in seinem Abschnitt über „Das social-physiologische Gesetz der Vererbung" das sublime Gesetz verkündet: „Ein jeder Mensch durchläuft real die ganze Geschichte der Menschheit", ein Gesetz, welches „eine der Grundfesten der Socialwissenschaft der Zukunft" sein werde, weil es „die ganze Realität des socialen Organismus in kurzem wiedergibt", so dürften doch manchem berechtigte Zweifel an der Zukunft einer solchen „Socialwissenschaft der Zukunft" aufsteigen.

Da steigt man denn doch lieber frisch und unbeirrt durch öde Formeln mit Amersin (Nr. 6) in die sociale Zukunft und tummelt sich in Gedanken in den freien Einrichtungen seines Freistaats, den er uns schon einmal ausführlicher in anziehendem Bilde als „Land der Freiheit" (vgl. Nr. 10 d. Bl. f. 1875) vorgeführt hat. Da kann man wenigstens auf ein Stündchen das literarische und sociale Chinesenthum vergessen, in das sich unsere alte Welt immer mehr hineinzuarbeiten scheint.

H. von Scheel.

Deutsche Kaisergeschichte.

1. Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Konrad II. Von Harry Breßlau. Erster Band: 1024—31. Auf Veranlassung Seiner Majestät des Königs von Baiern herausgegeben durch die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1879. Gr. 8. 12 M.

Dieser neueste Band der unter der Leitung der einst von König Maximilian II. von Baiern eingesetzten münchener historischen Commission erscheinenden „Jahrbücher der deutschen Geschichte" darf in jeder Hinsicht als eine erfreuliche Erscheinung und eine werthvolle Bereicherung unserer historischen Literatur begrüßt werden, wenn er auch entsprechend dem Zwecke und dem Charakter des ganzen Unternehmens, in die er sich einfügt, sich zunächst und vorzugsweise an die eigentlich wissenschaftlich arbeitenden Fachleute wendet. Schon die Fülle der die Darstellung belegenden Anmerkungen und die ein Drittel des Bandes einnehmenden Excurse, welche umfängliche kritische Specialuntersuchungen enthalten, bringen diese

gelehrte Tendenz der Arbeit sichtbar zum Ausdruck. Aber die geschmackvolle und lebendige Erzählung wird auch in dem weitern Kreise der Geschichtsfreunde Beifall finden und dem Buche dankbare Leser gewinnen, um so mehr, als einige Partien desselben ohne Frage ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen. Freilich macht sich doch auch hier wieder die Engheit der Schranken bemerkbar, welche den Mitarbeitern an den „Jahrbüchern der deutschen Geschichte" dadurch gezogen sind, daß ihnen von Anfang an die möglichste Einhaltung der streng annalistischen Form zur Pflicht gemacht worden ist. Es braucht wol nicht erst weiter ausgeführt zu werden, daß eine sachlich geordnete, von wirklich geschichtlichen Gesichtspunkten ausgehende Darstellung mit der Erfüllung dieser Vorschrift nicht selten geradezu unvereinbar ist, ja, in jedem der hierhergehörigen Werke finden sich Abschnitte, für welche die Verfasser selbst die Einhaltung der annalistischen Ordnung einfach für eine Unmöglichkeit erklären: von ihr ist denn auch Breßlau bei der Darstellung der italienischen Verhältnisse und dann bei der der deutschen Angelegenheiten während des ersten Römerzugs abgewichen, und stellt eine gleiche Abweichung auch für einzelne im zweiten Bande zu behandelnde Abschnitte in Aussicht.

In unabhängiger und scharf eindringender Forschung hat Breßlau namentlich die vielfach als Hauptquelle zu verwerthende Biographie Konrad's II., welche der Burgunder Wigo verfaßt, von neuem gründlich kritisch untersucht, und ist im Gegensatze zu seinen Vorgängern und namentlich zu dem entsprechenden Theile von Wilhelm von Giesebrecht's „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" vielfach zu andern und neuen Resultaten gekommen. Als solche hebt er selbst hervor die Geschichte der Wahl Konrad's II., von welcher der etwas romantische Reiz, der sie in der landläufigen Ueberlieferung umgibt, verschwindet, um der nüchternen Prosa und dem harten Ernste der Politik Platz zu machen:

> Sachlich kann die Uebereinkunft der beiden Vettern nur in einem Verzicht des wormser Herzogs auf seine Candidatur und in der von ihm gegebenen Zusicherung bestanden haben, seinerseits dem ältern Vetter seine Stimme zu geben, und „es liegt auf der Hand, daß es in der That sehr reale und nicht unbedeutende Versprechungen gewesen sein müssen, die den Herzog zu einem solchen Schritte bewogen haben. Das zu verschweigen, den Vorgang in ein falsches Licht zu stellen, hatte Wigo, der Hofmann, allerdings bei dem spätern Verhalten des Königs gegen seinen Vetter, dessen Verzicht er zu nicht geringem Theil seine Wahl verdankte, alle Veranlassung."

Reich an neuen Ergebnissen sind dann ferner die Breßlau'schen Forschungen namentlich in Bezug auf die Geschichte Ernst's von Schwaben, insofern als sie noch eine ganze Reihe von bisher als historisch angesehenen Zügen der Ueberlieferung ebenfalls als unhaltbar erwiesen haben; denn bekanntlich ist ja gerade dieser kriegerische Jüngling frühzeitig der Mittelpunkt eines weitverzweigten Sagengewebes geworden, welches die eigentlich historischen Momente nur allzu sehr überwuchert hat:

> Nicht ohne Sympathie erzählt Wigo das tragische Ende des jungen Herzogs, der seine Zukunft der Freundestreue geopfert hatte; „es starb der Herzog und die Zierde der Schwaben", so verzeichneten die Mönche von St.-Gallen sein Ende in dem Todtenbuche ihres Klosters, wie schwer sie auch einst seine Hand über sich gefühlt hatten. In Lied und Sage hat sich das Andenken Ernst's lange erhalten; aber die Persönlichkeit des Herzogs verwandelte sich im Munde des Volks, und Erinnerungen aus den Tagen Kaiser Otto's, von den Kämpfen, die einst Heinrich von Baiern und Liudolf von Schwaben gegen den Bruder und Vater geführt hatten, verschmolzen mit denen, welche sich an Konrad's Stiefsohn knüpften, bis endlich die bunte Phantasie des Zeitalters der Kreuzzüge seine Gestalt mit einem üppigen Gewebe orientalischer Märchen umrankte. Von den Motiven seines Aufstandes, von der herben Tragik seines Schicksals, von dem Charakter seines Gegners haben diese Sagen kein irgendwie getreues Bild bewahrt. Herzog Ernst, der Graf Wenzel, der Kaiser Otto, die in ihnen auftreten, haben wenig mit den handelnden Personen der Tragödie gemein, welcher auch in den Augen des Historikers die Geschichte Ernst's II. gleicht.

Neues bietet Breßlau außerdem namentlich in seiner Darstellung der wichtigen italienischen Angelegenheiten und in derjenigen des ersten Römerzugs.

2. Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Wilhelm von Giesebrecht. Fünfter Band: Die Zeit Kaiser Friedrich's des Rothbarts. Erste Abtheilung: Neuer Aufschwung des Kaiserthums unter Friedrich I. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1880. Gr. 8. 8 M. 60 Pf.

In dem vorliegenden Halbbande bietet uns Giesebrecht endlich den Anfang seiner seit Jahren mit Spannung erwarteten Geschichte Kaiser Friedrich's I., und es tritt der gefeierte Verfasser der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" damit in die Lösung des besten Theils der ihm gestellten Aufgabe ein, die deutsche Geschichte bis zum Ausgange der staufischen Periode herabzuführen. Referent hat vor Jahren selbst sich an diesem gewaltigen Stoffe versucht: er darf daher wol mit besonderer Befriedigung den wesentlichen Fortschritt constatiren, welchen unsere Kenntniß jener großen Zeit durch diese neueste Arbeit Giesebrecht's gemacht hat. Das Quellenmaterial ist sowol im Gebiete der historischen Aufzeichnungen als auch in dem der Urkunden um einige werthvolle Stücke bereichert, mit eindringender Kritik nochmals gesichtet und geprüft worden, sodaß eine ganze Reihe von Einzelheiten, sowol was die Zeitbestimmung als die Sache selbst betrifft, gegen die bisherige Annahme berichtigt worden ist. Giesebrecht's eigenthümliche Darstellungsweise ist bekannt: nur will es uns scheinen, als ob eine gewisse Voreingenommenheit des Geschichtschreibers für das Mittelalter und den vielberufenen christlich-germanischen Charakter desselben hier mehr noch als sonst erkennbar wird. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß der in der Darstellung herrschende Ton allzu sehr an den des Epos, und zwar des mit einer gewissen Behaglichkeit erzählenden Epos anklingt und in manchen Abschnitten in auffallendem Contraste mit dem Stoffe die eigentlich historische Energie und die politische Anschauung vermissen läßt.

Auf Einzelheiten einzugehen müssen wir uns für jetzt versagen, denn noch liegen uns die „Quellen und Beweise"

nicht vor, in welchen Giesebrecht am Schlusse eines jeden Bandes seine Darstellung wissenschaftlich zu begründen und namentlich die Abweichungen von der bisher herrschenden Auffassung eingehend zu rechtfertigen pflegt. Auch von der gesammten Auffassung des großen Kaisers, wie sie Giesebrecht durch seine Forschungen gewonnen hat, wird sich ein vollständiges Bild erst entwerfen lassen, wenn die in dem vorliegenden Bande nur bis 1164 geführte Geschichte Friedrich's bis zu dem Auszuge im Jahr 1190 vorliegt. Alsdann werden wir auf diese hochbedeutende Arbeit noch einmal näher eingehend zurückkommen; für heute begnügen wir uns, den Lesern d. Bl. von dem Ereigniß Kunde gegeben zu haben, als welches in den fachgenössischen Kreisen das Erscheinen eines neuen Bandes von Giesebrecht's großem Werke mit Recht aufgefaßt wird.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In der Schrift: „Der nordische Dichterkreis und die Schleswiger Literaturbriefe" von Paul Döring (Sonderburg, La Motte jun.), werden mit großer Gelehrsamkeit, aber in populärer Vortragsform die „Schleswiger Literaturbriefe" besprochen, welche in vier Sammlungen (1766, 1767, 1770) in Schleswig und Leipzig, Bremen und Hamburg erschienen. Der Verfasser redet eingehend von Johann Elias Schlegel, Klopstock, J. Andreas Cramer, G. B. Funk, H. W. von Gerstenberg, H. P. Sturz, G. F. E. von Schönborn, F. G. Resewitz u. a. Aus der Vereinigung dieser Männer gingen die „Schleswiger Literaturbriefe" hervor, eine kritische Zeitschrift, deren Inhalt vom Verfasser referirt wird. Der Werth der „Schleswiger Literaturbriefe" lag darin, daß sie die Ideen der Originalität und des Genies in den Vordergrund stellen, daß sie auf Shakspeare hinweisen und eine wahrhaft innerliche Lyrik fordern. Die anspruchslose kleine Schrift empfehlen wir gern dem Literarhistoriker von Fach.

— Die Frage: „Ist der menschliche Wille frei?" untersucht „mit besonderer Rücksicht auf die Frage der Zulässigkeit der Todesstrafe" Ambrosius Voelcker (Stuttgart, Levy u. Müller). Geschnörkelt ist nicht selten der Stil der ganzen Schrift. Der Verfasser läßt als einziges Motiv der Strafe die Sicherheit der Gesellschaft gelten, will möglichst milde Strafen verhängt wissen und verlangt, daß kein Todesurtheil gefällt oder vollstreckt werde. Als Philosoph vertritt er den Standpunkt des Determinismus, verherrlicht Spinoza und — gewisse rabbinische Tractate. Irgendwelchen Werth hat seine Broschüre nicht.

— „Moses Mendelssohn's Verdienste um die deutsche Nation" setzt E. Schreiber, Rabbiner in Bonn, auseinander (Zürich, Verlags-Magazin). Schon der volltönende Titel ist specifisch jüdisch, der Inhalt aber mit jenem bestechenden Geschick gearbeitet, welches den israelitischen Journalisten eigen zu sein pflegt. Mendelsohn war gewiß ein fleißiger, kenntnißreicher Schriftsteller und ein edler Mensch, aber die heutzutage beliebte Vergötterung desselben müßte doch in maßvollern Schranken gehalten werden. Schreiber entwirft ein Lebensbild Mendelsohn's und ist bemüht, aus dessen Schriften eine viel wärmere deutschnationale Gesinnung herauszulesen, als Schiller und Goethe besaßen! Das Ganze soll nachweisen, wie unberechtigt „die Judenfrage" ist.

— Aus dem Verlage der Winter'schen Universitätsbuchhandlung in Heidelberg liegt uns vor eine „Sammlung von Vorträgen", herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff. Die Vorträge erscheinen in wohlausgestatteten Heften, deren zehn einen Band bilden (à 4 M.). Es machen sich geltend mehrere Arbeiten von berufenen Autoren, wie z. B. „Die Gefahren der See" von Contreadmiral R. Werner; „Ueber gesundes und ungesundes Aussehen" von Sanitätsrath P. Niemeyer; „Die Börse und die Börsensteuer" von F. Perrot; „Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel" von Alfred Kirchhoff u. s. w. Hier sind interessante Themata sachgemäß und ansprechend behandelt. Andere wieder erreichen nicht eigentlich das Ziel, welches sie sich gesteckt haben. Hierher gehören: „Goethe's Stellung zur deutschen Nation" von A. Schäfer in Bonn; „Die romantische Schule in Deutschland und Frankreich" von Stephan Born; „Der Thurmbau zu Babel" von W. Hähnelt. Im ganzen aber sind es gediegene Sachen, die uns in diesen Vorträgen geboten werden. Was soll aber „Schmerz und Weltschmerz" von Alfred Bienengräber? Es handelt sich hier nur um ein geistreichelndes Aesthetisiren, welches uns Goethe als Repräsentanten des Weltschmerzes bezeichnet, weil er einmal den „Werther" geschrieben; ein Dilettantismus, welcher uns den Weltschmerz definirt als „das Suchen nach einem verlorenen Besitz, den man nicht kennt und nie sein eigen genannt hat".

— Im Verlage von Levy und Müller in Stuttgart erscheint eine „Neue Volksbibliothek", herausgegeben von Richard Weitbrecht (à Heft 40 Pf.). Die Mitarbeiter schreiben alle anziehend und volksthümlich; die Hefte sind reichhaltig, der Inhalt vielgestaltet. Wir heben hervor: „Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst" von Egelhaaf; „Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur" von L. Martin; „Das Kunsthandwerk in Vergangenheit und Gegenwart" von Lübke; „Justus von Liebig und die Landwirthschaft" von Zöller u. s. w. Als Lektüre für das Volk und die reifere Jugend sind diese Vorträge warm zu empfehlen.

Theater und Musik.

Es scheint, als ob unsere vielgepriesenen Lustspieldichter sich jetzt dem genre sérieux hingeben und damit dem genre ennuyeux verfielen. Paul Lindau's neues Lustspiel: „Verschämte Arbeit", hat am berliner Hoftheater keine günstige Aufnahme gefunden, und wenn wir das Facit der wohlwollenden und der feindlichen Kritik ziehen, so hat der Autor diesmal sich im Ton vergriffen, ja das Stück soll den Eindruck des Unbedeutenden und Langweiligen machen. Von einigen Kritikern werden indeß die beiden ersten Acte gerühmt. Die Heldin des Stücks ist eine Geheimrathstochter, welche sich mit Tapisseriearbeiten beschäftigt und deshalb manche Zurücksetzung erfahren muß. Der Verfasser des so erheiternden „Doctor Klaus", L'Arronge, hat ebenfalls dem wiener Hofburgtheater eine Ifflandiade: „Das Haus Loney", zur Aufführung übergeben, welche mit gutem Erfolg über die Bühne ging, dem aber die tonangebende Kritik eine allzu philiströse Haltung vorwirft. Eine Fortbildung des gesunden Benedix'schen Lustspiels ist gewiß wünschenswerth; aber es scheint, daß diese Richtung jetzt zu tief in das Iffland'sche Fahrwasser geräth. Der eigentliche Held des Stücks von L'Arronge ist ein Gymnasiast, der sein Abiturientenexamen nicht besteht, sich deshalb das Leben nehmen will, aber von einem Schauspieler gerettet wird, der sich auch fernerhin als Mentor des jungen Zöglings annimmt, sodaß er das nächste mal beim Maturitätsexamen

eine gute Nummer erhält. Die Liebe dieses Schauspielers zur Schwester des jungen Maunes ist ein zweites Ingredienz der Handlung: der Commerzienrath will seine Tochter keinem Schauspieler geben, erst der gute Erfolg der Pädagogik des Künstlers ändert seinen Entschluß.

— Das Lustspiel Hugo Bürger's: „Auf der Brautfahrt", ist jetzt auch am leipziger Stadttheater in Scene gegangen. Das Stück ist fleißig, aber mühsam gearbeitet, wie fast alle Bürger'schen Stücke; es fehlt in der Motivirung der natürliche Guß und Fluß, das starke durchschlagende Motiv; die Komik besonders ist oft gesucht und nur in einzelnen Scenen glücklich. Außerdem verstößt es, wie viele Stücke von Bürger und Lindau, gegen den wichtigen Grundsatz, daß das Publikum von Hause aus mit im Geheimniß sein müsse. Auch in dem neuen Bürger'schen Stück findet sich ein dunkler Punkt, der sich erst allmählich lichtet, was nur im Roman und in der Novelle berechtigt ist. Und ein für die Zeitrichtung und den Modegeschmack bezeichnendes Curiosum ist es, daß die vermeintliche Romantik, die als ein Verstoß gegen die gute Sitte hingestellt wird, sich in eine finanzielle Prosa auflöst. Die Heldin des Stücks steht im Verdacht eines geheimen Liebeshandels, man hat sie zu nächtiger Stunde in einer Laube gesehen mit einem jungen Manne zusammen. Das war indeß kein Romeo, sondern der Agent einer Versicherungsgesellschaft, und was man für Liebesgeplauder hielt, das waren nur Abmachungen wegen eines Rentenversicherungscontracts, den die Tochter hinter dem Rücken der Mutter zu Gunsten derselben abschloß. Und dazu Mondscheinbeleuchtung und der Genfersee... wie stimmungsvoll!

— Das neue Lustspiel von Ernst Wichert: „Der Geheimsecretär", ist in Königsberg mit Beifall in Scene gegangen. Der Held dieses Stücks ist indeß nicht ein schreibkundiger Beamter, sondern ein Möbel, das eine wichtige Rolle in den Verwickelungen spielt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Dem berühmten ältern Vorleser Shakspeare'scher Dramen, Karl von Holtei, ist sein jüngerer Nachfolger, Emil Palleske, allzu früh ins Grab gefolgt; er starb am 28. October in Thal bei Eisenach nach längerm Leiden. Die liebenswürdige Persönlichkeit Palleske's hat seinen Vorlesungen lange Jahre hindurch ein großes Auditorium gesichert: er wußte vortrefflich seine Gestalten zu individualisiren und las mit besonderm Erfolg humoristische Scenen, wie die Falstaff-Scenen. Geboren war Palleske am 5. Januar 1823 zu Tempelburg in Pommern, hatte in Berlin studirt, war dann zum Theater gegangen und längere Zeit besonders in Oldenburg engagirt gewesen. Seit 1851 begann er seine Reisen als Vorleser, die ihn auch nach Rußland, Rumänien, England und Holland führten. Als dramatischer Dichter hat er mehrere Stücke verfaßt: „Achilles" (1855), „König Monmouth" (1853) und „Oliver Cromwell" (1855). Das zweite dieser Dramen ist wol das gelungenste, zeugt von einem schönen Talent und wurde sehr günstig beurtheilt. In weitesten Kreisen hat er sich bekannt gemacht durch seine mit Schwung und Wärme geschriebene Schiller-Biographie: „Schiller's Leben und Werke" (2 Bde., 1858—59; 9. Aufl. 1877).

Bibliographie.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 1ster Bd. 10tes Hft.: Der Socialismus im Zeitalter der Reformation. Von F. Ibach. Frankfurt a. M., Fössler. Gr. 8. 40 Pf.

Carus, P., Helgi und Sigrun. Ein episches Gedicht der nordischen Sage. Dresden, v. Grumbkow. 16. 1 M. 25 Pf.

Cossa, L., Einleitung in das Studium der Wirthschaftslehre. Aus dem Italienischen nach der 2ten Auflage des Originals übertragen und herausgegeben von E. Moormeister. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Die deutschen Dichtungen von Salomon und Markolf. Herausgegeben von F. Vogt. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Salman und Morolf. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 10 M.

Fels, E., Die weiße Frau vom Greifenstein. Roman in 3 Bdn. Jena, Costenoble. 1881. 8. 12 M.

Fenuer, H., Die Aesthetik Kants und seiner Vorgänger. Bützow. 1875. 4. 1 M. 20 Pf.

Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von G. Schmoller. 3ter Bd. 1stes Hft.: Landwirthschaft und Gewerbe in Mittelrussland seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Von A. Thun. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Goethe, Briefe an Rauch. Mitgetheilt von K. Eggers. Leipzig, Seemann. Hoch 4. 1 M. 50 Pf.

Hahn, R. E., Schöne Frauen. Roman. 2 Bde. Dresden, Pierson. 1881. 8. 6 M.

Hartfelder, K., Werner von Themar, ein Heidelberger Humanist. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hoffmann, L., Thier-Psychologie. Stuttgart, Schickhardt u. Ebner. 1881. Gr. 8. 3 M.

Im Lenz geknickt. Proben aus dem geistigen Nachlasse Ludwig Stifter's. Mit einer biographischen Einleitung von Müller aus Guttenbrunn. Linz, Ebenhöch. 1881. 8. 2 M.

Kaden, W., Italienische Gyps-Figuren. Oldenburg, Schulze. 1881. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Kalthoff, Das Leben Jesu. Reden. Berlin, Würzburg. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kinzel, K., Der Junker und der treue Heinrich. Ein Rittermärchen. Mit Einleituug und Anmerkuugen herausgegeben. Berlin, Weber. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kleinpaul, R., Mediterranea. Lebens- und Landschaftsbilder von den Küsten des Mittelmeers. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 6 M.

Kluckhohn, A., Ueber die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungeu Wittelsbach'scher Fürsten aus dem Hause Pfalz. Festrede. München, Th. Ackermann. Lex.-8. 40 Pf.

Lichtstrahlen aus Friedrich von Hellwald's Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. Augsburg, Lampart u. Comp. 8. 2 M.

Mc Carthy, J., Geschichte Englands von der Throubesteigung Viktorias bis zum Berliner Kongress (1837—1878). 1ster Bd. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von L. Katscher. Leipzig, Schlicke. 1881. Gr. 8. 12 M.

Miranda, A. di, Richard von Cornwallis und sein Verhältniß zur Krönungsstadt Aachen. Ein Beitrag zur deutschen Kaiser-Geschichte. Urkundlich und quellengemäß dargestellt. Mit Benutzung von bisher nicht veröffentlichten Documenten. Bonn. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Pfleiderer, O., Grundriss der christlichen Glaubeus- und Sittenlehre. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 M.

Rethwisch, C., Der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen. Berlin, Oppenheim. 1881. Gr. 8. 4 M.

Rosenthal, C., Die Ingenieure. Lustspiel. Mainz, Diemer. 8. 1 M.

Roth, R., Das Büchergewerbe in Tübingen vom Jahre 1500 bis 1800. Rede. Tübingen, Laupp. 8. 1 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 18: Goethe's Verhältnis zur Musik von W. J. v. Wasielewski. — Nr. 19: Die geschichtliche Entwicklung der Sonate von S. Bagge. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. à 75 Pf.

Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialecte. Herausgegeben von W. Braune. 1ster Bd. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M.

Sarauw, C. v., Die Feldzüge Karl's XII. Ein quellenmässiger Beitrag zur Kriegsgeschichte und Kabinetspolitik Europa's im XVIII. Jahrhundert. Mit einer Karte des nordischen Kriegstheaters und 6 Tafeln. Leipzig, Schlicke. 1881. Gr. 8. 12 M.

Sartorius von Waltershausen, A., Die Stellung des Staates zu der Alters- und Invalidenversorgung für Lohnarbeiter. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Sauer, C. M., Novellen. 2ter Bd.: Monsu Max. Görlitz, Vierling. 8. 4 M.

Schlierbach, M., Neue Gedichte. Berlin, Mittler u. Sohn. 16. 3 M.

Schmidt, E., Die Belagerung von Hameln uud die Schlacht bei Hessisch-Oldendorf im Jahre 1633. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M.

Seidel, H., Winterfliegen. Neue Gedichte. Berlin, F. Luckhardt. 12. 2 M.

Spir, A., Vier Grundfrageu. Leipzig, Findel. Gr. 8. 2 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1374: Ein Meteor. Drama von Eugenie Gräfin Ballestrem. — Nr. 1375: Die Niobide. Novelle von E. Taubert. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à 20 Pf.

Warnherr, A., Die Opfer eines Wucherers oder Leichtsinn und Verbrechen. Kriminal-Roman. 1ste u. 2te Lfg. Dresden, Lohse. Gr. 8. à 25 Pf.

Werther, J., Enttäuschungen. Schauspiel. Stuttgart, Werther. 8. 3 M.

Windelband, W., Die Geschichte der neueren Philosophie, in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften dargestellt. 2ter Bd.: Von Kant bis Hegel und Herbart. — A. u. d. T.: Die Blüthezeit der deutschen Philosophie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 8 M.

Winterfeld, L. v., Die Frage über die Landes-Befestigung in der Schweiz. Bern, Haller. 8. 60 Pf.

Zardetti, O., Roma felix oder wird Rom wieder päpstlich werdeu? Auf das 1. Decennium der Okkupation Roms durch die Italiener 20. September 1880. Frankfurt a. M., Fösser. Gr. 8. 1 M.

Zeiß, G., Bilder aus der deutschen und bayerischen Geschichte. Landshut, Krüll. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Seit Oktober d. J. erscheint wöchentlich:

Deutsche Litteraturzeitung.

Herausgegeben von **Max Roediger,**

Privatdocent an der Universität Berlin.

Preis für jedes Quartal 7 Mark.

Berlin. Weidmannsche Buchhandlung.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Moderne Grammatiken.

Robertson's Methode.

Unter Mitwirkung nationaler Kenner herausgegeben von

Dr. phil. F. Booch-Árkossy.

Französisches Lehr- und Lesebuch. I. 3. Aufl.

In verziertem Original-Pappband 3 M.

Italienisches Lehr- und Lesebuch. I. II.

In verziertem Orig.-Pappband à 3 M. Suppl. u. Schlüssel 2 M.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Dichtungen des Auslandes

in vorzüglichen Uebersetzungen.

Serie I, Elzevir-Ausgaben.

Bd. I. **Giosuè Carducci: Ausgewählte Gedichte.** Metrisch übersetzt von **B. Jacobson.** Mit einer Einleitung von **Karl Hillebrand.** Brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Bd. II. **Chaucer's Ausgewählte kleinere Dichtungen.** Im Versmaasse des Originals in das Deutsche übertragen und mit Erörterungen versehen von Dr. **John Koch.** Brosch. 2 M., eleg. geb. 3 M.

Bd. III. **Iris.** Dichterstimmen aus Polen. Auswahl und Uebersetzung von **Heinrich Nitschmann.** Brosch. 5 M., eleg. geb. 6 M. (Volksausgabe brosch. 3 M.)

Bd. IV. **Luther im Spiegel spanischer Poesie.** Bruder Martin's Vision. Nach der 10. Auflage der Dichtung unseres Zeitgenossen **D. Gaspar Nuñez de Arce** im Versmaass des Originals übertragen von Dr. **Joh. Fastenrath.** Brosch. 1 M. 50 Pf., eleg. geb. 2 M. 50 Pf.

Bd. V. **Andina.** Eine Auswahl aus südamerikanischen Lyrikern spanischer Zunge. Uebertragen von **L. Darapsky.** Brosch. 2 M. 50 Pf., eleg. geb. 3 M. 50 Pf.

Bd. VI. **Lieder des hellenischen Mirza-Schaffy Athanasius Christópulos,** nebst einer Auswahl von Liedern und Gedichten hellenischer Zeitgenossen. Im Versmaasse der Originale übertragen von **August Boltz.** Brosch. 2 M. 50 Pf., eleg. geb. 3 M. 50 Pf.

Bd. VII. **Ausgewählte Gedichte von Björnstjerne Björnson** und anderen zeitgenössischen nordischen Dichtern. Metrisch übertragen von **Edmund Lobedanz.** Brosch. 4 M., eleg. geb. 5 M.

Bd. VIII. **Neruda's kosmische Lieder.** Aus dem Böhmischen übersetzt von **Pawikowski.** Brosch. 1 M. 20 Pf., eleg. geb. 2 M. 20 Pf.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Zur Dämmerzeit.

Gedichte von **Max Kalbeck.**

16. Broschirt 2 M. 40 Pf. Elegant gebunden 3 M. 40 Pf.

Max Kalbeck, von welchem Paul Lindau sagt, es sei „geradezu eine Freude, einmal einem berufenen dichterischen Talente zu begegnen", hat sich durch eine Reihe stimmungsvoller Gedichtsammlungen als der talentvollste der jüngern schlesischen Dichter erwiesen und durch litterarische Studien über seinen Vorgänger Joh. Chr. Günther vortheilhaft bekannt gemacht. Die obige Gedichtsammlung, aus einheitlicher poetischer Stimmung heraus empfunden, bietet formschöne, wahre Lyrik.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geist und Körper.

Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen.

Von

Alexander Bain.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit 4 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 3.)

Die Gesetze des Zusammenhangs zwischen Geist und Körper des Menschen, wol das schwierigste Problem der Wissenschaft bildend, werden hier von dem Verfasser, Professor der Logik an der Universität zu Aberdeen, in einer Weise erörtert, welche die bisherigen Resultate der Forschung vollständig klarlegt und den Leser zugleich zum weitern Nachdenken auffordert. Bereits ist eine zweite Auflage der deutschen Ausgabe des Werks nöthig geworden, die mehrfache Verbesserungen erfahren hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Magnetismus

mit seinen mystischen Verirrungen.

Culturhistorischer Beitrag zur Geschichte des deutschen Gaunerthums.

Von

F. Ch. Benedict Avé-Lallemant.

8. Geh. 4 M.

Eine quellenmäßige Geschichte des sogenannten thierischen Magnetismus oder Hypnotismus und der im Namen desselben verübten Täuschungen und Schwindeleien von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, dargestellt von dem Verfasser des berühmten Werks „Das deutsche Gaunerthum in seiner socialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung" (4 Bde. Preis 30 M.).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 18. November 1880.

Inhalt: Schriften zur religiösen Literatur. — Ausländische Dramen. Von Hans Herrig. — Beiträge zur Culturgeschichte. Von J. Mähly. — Biographisches. Von Albert Weigert. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften zur religiösen Literatur.

Von den Schriften religiösen Inhalts, die uns zur Besprechung vorliegen, hat es die überwiegend größere Zahl mit Gegenständen der historischen Forschung zu thun, einige andere sind aus polemischem Interesse geschrieben, eine dritte Klasse endlich will der Erbauung dienen. Wir wollen sie nach den genannten Kategorien vorführen.

1. Handbuch der neuesten Kirchengeschichte von Friedrich Nippold. Dritte umgearbeitete Auflage. Erster Band: Einleitung in die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Elberfeld, Friderichs. 1880. Lex.-8. 10 M.

Das „Handbuch der neuesten Kirchengeschichte", das hier in dritter Auflage erscheint, hat insofern eine Umgestaltung und Erweiterung gegen die frühern Ausgaben erfahren, als ihm in dem vorliegenden Bande eine Einleitung vorangeschickt wird, die für einen umfassendern Unterbau sorgen oder die das 19. Jahrhundert in kirchlicher Hinsicht bewegenden Zeitmächte auf ihre verstecktern Quellen zurückverfolgen möchte, und so findet der Verfasser denn schließlich den Ausgangspunkt für die ganze neuere Kirchengeschichte in der Reformation. Es wird demgemäß denn auch der Inhalt dieses einleitenden Bandes in drei Abschnitten vorgeführt, von denen der erste die Zeit von der Reformation bis zur Aufklärung behandelt, der zweite das Zeitalter Friedrich's des Großen, und der dritte besonders wichtige die Zeit der Revolution und Reaction. Wichtig nämlich ist dieser Abschnitt deswegen, weil Nippold in ihm über das Verhältniß beider eine von den bisherigen Auffassungen durchaus verschiedene und neue Ansicht aufstellt und mit Erfolg begründet.

Was der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts ihren eigenthümlichen Charakter aufdrückt, ist nach Nippold der durchgängige Gegensatz zu den Idealen des 18. Datirt wird dieser Umschwung von der Restauration des Papstthums im Jahre 1814; den entscheidenden Sieg des letztern findet der Autor aber schon 1801 im Napoleonischen Concordat angebahnt, ja, die Vorbereitungen dazu führen ihn bis in den Anfang der neunziger Jahre zurück. Die Restauration erscheint hier als der unausbleibliche Rückschlag der Revolution; diese letztere aber galt nach der hergebrachten, fast officiellen Auffassung als die einfache Consequenz der Aufklärung. Nippold zeigt vielmehr, daß die Revolution der Tod der Aufklärung war; die eigentliche Mutter der Revolution aber ist ihm die jesuitische Contrareformation.

Fragen wir nach den Grundsätzen der Nippold'schen Kirchengeschichtschreibung, so nennt er selber als Grundforderung, die an jede zukünftige Geschichtschreibung der religiösen Entwickelung zu richten sei, die unbedingte Unabhängigkeit von jedem confessionellen Dogmatismus, das durchgängige Messen der einzelnen Kirchen und theologischen Schulen mit demselben Maß. Dieser Maßstab ist denn auch in dem einleitenden Bande zur Geltung gekommen. Der Standpunkt des Verfassers also ist nicht der kirchlich dogmatische, sondern der geschichtliche. Um so mehr ist er bestrebt, denselben zur Geltung zu bringen, als ihm auch die kirchlichen Bildungen von den Schwingungen der allgemeinen Culturentfaltung bedingt sind.

Versucht man es einmal ernstlich — spricht er sich hierüber mit eigenen Worten aus — die Entwickelung der verschiedenen Kirchen und ihrer theologischen Schulen von einer Periode zur andern nicht im Gegensatz, sondern in Parallele miteinander zu betrachten (und darin besteht eben die Eigenthümlichkeit seines Versuchs), so wird man bald die Richtigkeit dieser These erproben.

Was seinem Buche einen hervorragenden Werth verleiht, das sind die gründlichen Quellenstudien, auf die es sich stützt. Er spricht sich selber über die herkömmlichen

Abschreiberdarstellungen in ziemlich abfälliger Weise aus und führt einige Beispiele vor, an denen der gerügte Fehler eclatant zu Tage trete. So ist schon früher in d. Bl. bei Gelegenheit der Besprechung verwandter Schriften erwähnt worden, wie seit Ernst Moritz Arndt und Bunsen darüber geklagt werde, der wirkliche Luther sei noch immer eine unbekannte Größe. Auch Nippold macht wieder darauf aufmerksam und läßt sogar das herbe Wort laut werden, daß die Geschichte der lutherischen Reformation eine ganz andere Gestalt gewinnen müsse, wenn sie einmal von solchen geschrieben werde, die Luther's Schriften wirklich gelesen haben.

Eine schöne und wohlthuende Seite bekundet das Buch in des Verfassers Bestreben, sich verkannter oder gemishandelter geschichtlicher Größen mit warmer Vertheidigung anzunehmen, so des Spaniers Michael Servet, der nicht blos als ein Märtyrer des Glaubens, sondern auch der Wissenschaft anzusehen ist. Auch Geister andern Schlags, so Lessing's Freund Nicolai, der sich in der Literaturgeschichte nicht des besten Rufs erfreut, werden nach den Verdiensten, die sie ihrer Zeit geleistet, gebührend gewürdigt. Ganz besonders aber erfahren diese Rücksicht, bei allem Zugeständniß ihrer Einseitigkeit, die Männer der Aufklärung und des theologischen Rationalismus, über welchen letztern Richard Rothe das Urtheil gefällt hat: „der Rationalismus ist eine schlechte Theologie, aber keine üble Religion."

Bei einem protestantischen Kirchenhistoriker von Nippold's Bedeutung wird es dem Leser vielleicht erwünscht sein, zu erfahren, was er selber von der Zukunft des Protestantismus erwartet. Wir können es uns deshalb nicht versagen, seine Ansicht wiederzugeben, wie er sie am Ende dieses einleitenden Bandes im Vorblick auf die nachfolgende Darstellung der kirchlichen Angelegenheiten ausspricht:

> Die Geschichte der Kirche ist freilich im 19. Jahrhundert weniger wie je auch die des Christenthums. Neben der kirchlichen Gestaltung der Dinge werden von einer Periode zur andern auch die der Kirche entfremdeten Kreise uns näher beschäftigen müssen, Kreise, bei denen wir wohl zuzusehen haben, ob die Unkirchlichkeit auch eine Unchristlichkeit in sich schließt. Wird sich uns dabei auch im einzelnen manches widrige Extrem zeigen, so wird doch im großen und ganzen auf die große Bedeutung und den immer steigenden Umfang des außerkirchlichen Christenthums hinzuweisen sein. Daß zumal trotz des sinkenden Einflusses der protestantischen Kirchen doch die Kraft des Protestantismus nicht erlahmt ist, zeigt allein schon die erstaunliche Thätigkeit der moralischen Vereine in unserm Jahrhundert. Der deutsche Protestantismus als solcher trägt bereits mehr als je das ganze geistige Leben der Nation. Die eigentlich nationale Entwickelung Deutschlands liegt aber noch vor uns. Wie die Nationalliteratur sich später zu ihrer classischen Periode entfaltet hat als die der andern Völker, so auch die national-politische Entwickelung; die Kräftigung des nationalen und national-sittlichen Bewußtseins zieht aber nothwendig eine Stärkung des religiös-sittlichen Lebens nach sich, wenn einmal die großen Krisen, die noch ausgekämpft werden müssen, überwunden sind. Das Gleiche gilt jedoch um nichts minder von dem außerdeutschen Protestantismus.

2. Politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation von Eberhard Gothein. Breslau, Koebner. 1878. Gr. 8. 3 M.

Es ist kein erfreuliches Bild, das uns hier aus der Zeit des Kaisers Maximilian entgegengebracht wird. Das Volk erscheint fast nur als Object der Bewegung, weniger als spontan handelndes Subject derselben, als eine Masse, mit der von oben her experimentirt wird, oder die, durch Bauernunruhen, Kreuzwunder und Wallfahrtsfieber aufgeregt — Geistesepidemien nennt sie der Verfasser —, fast nur ein pathologisches Interesse in Anspruch nimmt. Um so verdienstlicher aber muß die Arbeit des Verfassers genannt werden, als er seine auf eingehenden Quellenstudien beruhende Geschichtsbetrachtung einer Zeit widmete, die, dicht unter der Schwelle der Reformation gelegen, nur in geringerm Maße die Blicke des Forschers auf sich zu ziehen pflegt.

3. Die Therapeuten und ihre Stellung in der Geschichte der Ascese. Eine kritische Untersuchung der Schrift: „De vita contemplativa" von P. E. Lucius. Straßburg, Schmidt. 1880. Gr. 8. 4 M.

Unter den Schriften des Alexandriners Philo wird eine genannt, die den Titel führt: „Vom beschaulichen Leben, de vita contemplativa". Obwol weder durch literarische Gediegenheit noch durch philosophische Tiefe ausgezeichnet, ist sie dennoch die populärste seiner Schriften geworden, und zwar aus dem Grunde, weil sie einer interessanten, philosophisch-religiösen Sekte Erwähnung thut, die uns nur durch sie bekannt wird, der sogenannten Therapeuten. Diese Sekte von einsiedlerischen Asceten ist von den Zeiten des Alterthums durch das Mittelalter bis in die Gegenwart der Gegenstand eifriger Forschungen gewesen, wobei es sich namentlich auch darum handelt, ob das bereits eine christliche Erscheinung sei, oder ob man ihr ihren Platz außerhalb des Christenthums anzuweisen habe. Die verschiedensten Ansichten waren im Laufe der Zeit laut geworden; bald wurden die Therapeuten als Helden der Ascese gepriesen, zu deren Tugenden die ganze Geschichte vielleicht kein Gegenbild aufzuweisen habe; bald wurde ihre historische Existenz überhaupt angezweifelt und die angebliche Schrift Philo's ein aus späterer Zeit stammender, zu Gunsten des beschaulichen Lebens geschriebener Roman genannt. Nicht ganz zu derselben Ansicht, aber doch zu einer ähnlichen gelangt der Verfasser, indem er sie für eine etwa am Ende des 3. Jahrhunderts unter dem Namen Philo's zu Gunsten der christlichen Ascese verfaßte Tendenzschrift erklärt. Ist seine Ansicht die richtige, so hätten wir hier einen neuen Beleg für eine unter starker Betheiligung der pia fraus zu Stande gekommenen Literatur der alten Kirche zu verzeichnen, deren Lichtung dem heutigen Forscher fast unübersteigliche Schwierigkeiten bereitet. Bei seiner kritischen Untersuchung der vorgeblich Philonischen Schrift weiß der Verfasser, was bei dergleichen wissenschaftlichen Arbeiten selten der Fall ist, so-

gar das Interesse des Lesers zu spannen, indem er ihn Schritt für Schritt dem dort entrollten Bilde näher führt, die verschiedenen Auffassungen beleuchtet, widerlegt und sich so den Weg zu seiner eigenen Aufstellung bahnt, die dann an dem Schluß des Werks ihren Platz findet.

4. Theologische Studien aus Würtemberg. Unter Mitwirkung von Braun, Häring, Knapp, Müller, Nestle herausgegeben von Theodor Hermann und Paul Zeller. Erster Jahrgang. 1880. Erstes Heft. Ludwigsburg, Neubert. 1880. Gr. 8. 2 M.

Wir führen dieses Heft „Theologischer Studien aus Würtemberg" deshalb hier an, weil einer seiner Aufsätze: „Christus und der Essenismus", ihm am natürlichsten eine Stelle nach dem vorbesprochenen Werk über die Therapeuten anweist: zwei Erscheinungen, die von jeher so sehr mit Beziehung aufeinander behandelt worden sind, daß man sie nicht selten sogar identificirt hat. Das Unternehmen, dessen erstes Heft hier erscheint, wendet sich zunächst an die Geistlichen Würtembergs, hat sich also von vornherein einen beschränktern Kreis des Wirkens gestellt, bietet jedoch in den vorhandenen vier Aufsätzen so ernste und gediegene theologische Arbeiten, daß es sehr wohl den Anspruch erheben darf, auch in weitern Kreisen Eingang zu finden.

5. Das Urevangelium und die Gegner der Schrift „Christus und die Cäsaren" von Bruno Bauer. Berlin, Grosser. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die neueste Schrift Bruno Bauer's lehnt sich an sein größeres Werk „Christus und die Cäsaren" an und ist veranlaßt durch die Einwendungen der Gegner desselben, die er unter Wiederaufnahme der Hauptpunkte seiner Arbeit zu widerlegen sucht. Das Werk „Christus und die Cäsaren" ist nach seinem Erscheinen auch in Nr. 30 d. Bl. f. 1878 von uns besprochen worden, und Bruno Bauer hat unsere damals geäußerten Bedenken gleichfalls einer Entgegnung für werth befunden. So sehr wir uns dadurch geehrt fühlen, so müssen wir doch bekennen, daß wir auch durch seine neuesten Ausführungen nicht überzeugt worden sind, uns geirrt zu haben. Die Einwendung, die wir damals gemacht, bestand vornehmlich darin, daß wir zeigten, wie Bruno Bauer dasjenige, was im Christenthum bisher noch als historisch fester Kern gegolten, nämlich die Gestalt seines Stifters, in atomistischer Weise auflöse, und daß das geistige Messiasbild, das er an dessen Stelle setze und das er aus dem Zusammenwirken der alexandrinischen Schule Philo's, des Stoicismus, des Juden- und Römerthums entstanden sein läßt, weniger den Eindruck einer organisch in sich ruhenden Gestalt mache, als vielmehr einer solchen, die aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengeschweißt sei. Karl Frenzel, der mit dem Ansehen seines literarischen Namens die andern Gegner decken, aber auch die Kosten der Widerlegung tragen muß, hat auch schon erklärt, daß er durch die versuchte Widerlegung nicht zu Bruno Bauer's Ansicht bekehrt sei. Wir glauben, daß auch die übrigen Gegner sich in ähnlicher Weise äußern werden. Was die Bruno Bauer'sche „historische Deutung der Evangelien als plastischer Darstellungen der eigenen Kämpfe und Erfahrungen der Urgemeinde" betrifft — denn das ist es, worauf seine Ansicht hinausläuft —, so scheint es uns noch jetzt ein unerhörter Gedanke zu sein, die Gestalt des Stifters des Christenthums für eine blos imaginäre Persönlichkeit zu erklären, für ein reines Product der religiösen Phantasie, für eine literarische Fiction, bei der es nicht zu begreifen sei, wie sie den naiven Glauben an ihre Realität gewinnen konnte. Andererseits kann man jedoch der Kühnheit der wissenschaftlichen Hypothese, die Bruno Bauer aufstellt, und der entschlossenen Zähigkeit, mit der er die einmal genommene Position festhält, die Anerkennung nicht versagen. Auch die vorliegende Widerlegungsschrift wird denen, die sein vorausgegangenes Werk „Christus und die Cäsaren" gelesen haben, des Interessanten und Anregenden vieles bieten, und wird der Streit, um den es sich hier handelt, auf beiden Seiten mit ruhigem Wahrheitssinn weitergeführt, so kann er schließlich auch nur der Erkenntniß der Wahrheit dienen.

6. Das Geburtsjahr Christi. Ein chronologischer Versuch mit einem Synchronismus über die Fülle der Zeiten und zwölf mathematischen Beilagen von Florian Rieß. Freiburg i. Br., Herder. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Es läßt sich kaum ein größerer Contrast denken als zwischen dieser Schrift und der vorher besprochenen von Bruno Bauer. Bei dem letztern das Bestreben, die historische Gestalt des Stifters des Christenthums zu einem bloßen Gedankending zu verflüchtigen, und dort, bei dem Jesuiten Florian Rieß, die minutiöseste Untersuchung zur Feststellung seines Geburtsjahres. Es ist ein außerordentlicher Fleiß und eine stupende Gelehrsamkeit auf die Arbeit verwendet. So sehr das auch anerkannt werden muß, so wird man doch fragen dürfen, einerseits ob über die Sache sich überhaupt noch etwas Bestimmtes ermitteln lasse, und dann ob sie bei der doch nur äußern Natur ihres Werthes wichtig genug sei — eine Einwendung, die der Verfasser insofern sich selber gemacht zu haben scheint, als er ihr bei dem Leser mit dem Motto seines Buchs zuvorzukommen sucht. Was nun das Resultat der Untersuchung betrifft, so nennt er als Jahr und Tag der Geburt den 25. December des Jahres 752 nach der Erbauung Roms. Die Sicherheit, mit der diese Zahlen hingestellt werden, wird manchen Leser vielleicht von vornherein bedenklich machen; er wird, wenn er das Buch aufschlägt, um den Gang der Untersuchung zu controliren, manches als Thatsache angenommen finden, von dem er meinen wird, es sei erst als Thatsache zu erweisen. Doch wir dürfen hier nicht näher auf die Untersuchung eingehen; wer mit der einfachen Wiedergabe des Resultats nicht zufrieden ist und die Art kennen möchte, wie es gewonnen wurde, der muß es in dem Buche selbst nachlesen oder vielmehr nachrechnen.

7. Aus Palästina und Babylon. Eine Sammlung von Sagen, Legenden, Allegorien, Fabeln, moralischen und sinnreichen Erzählungen, Gleichnissen und geistvollen Bibelauslegungen, Dichtungen und Sprüchen, Morallehren, Maximen und Lebensregeln, Sprichwörtern, Redensarten und anderweitigen Sentenzen aus Talmud und Midrasch mit sachlichen und sprachlichen Anmerkungen nebst einer allgemeinen Einleitung über Geist und Form der Agada von Daniel Ehrmann. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser will uns mit demjenigen Theil des Talmud, welcher die Agada genannt wird, bekannt machen und bietet uns eine bunte Mosaik seines Inhalts, wie er auf dem Titel specieller genannt wird. Die Auslese der Maximen, sprichwörtlichen Redensarten u. s. w. hätte nach unserm Dafürhalten noch mehr beschränkt werden können, da viele der mitgetheilten Proben nicht eigenartig genug erscheinen. Dagegen glauben wir in dem ersten Theile des Buchs die Keime vieler unserer modernen Fabeln und moralischen Erzählungen aufzufinden, selbst einzelne Züge einer volksthümlichen Schalkheit, die an den Pfaffen Amis und Tyll Eulenspiegel erinnern, haben vielleicht hier ihren Ursprung. Der Verfasser hätte seinen Zweck in anderer Weise erreicht und zugleich eine literarisch verdienstliche Arbeit geschaffen, wenn er seine Urkunde als Stoffquelle späterer Geisteserzeugnisse betrachtet hätte. Nach den zahlreichen Proben, die uns bei der Lektüre des Buchs aufgestoßen sind und die wir hier nicht im einzelnen wiedergeben können, würde es sich vielleicht der Mühe lohnen, den Talmud einmal daraufhin anzusehen. Allerdings dürfte es sich, selbst wenn die Priorität festgestellt würde, immer noch fragen, ob er seinerseits nicht auch aus noch weiter zurückgelegenen Quellen geschöpft hat.

8. Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen bearbeitet und herausgegeben von F. X. Kraus. Mit zahlreichen, zum größten Theil Martigny's „Dictionnaire des antiquités chrétiennes" entnommenen Holzschnitten. Erste und zweite Lieferung. Freiburg i. Br., Herder. 1880. Lex.-8. 3 M. 60 Pf.

Die Ergebnisse der Forschungen auf dem Gebiete der christlichen Archäologie, wie sie namentlich seit ungefähr dreißig Jahren durch die Entdeckungen in den römischen Katakomben gewonnen wurden, sind in Frankreich durch den Abt Martigny in seinem „Dictionnaire des antiquités chrétiennes" zu einer Gesammtdarstellung vereinigt worden. Ein ähnliches Unternehmen liegt für Deutschland in dem angekündigten Werke vor. Es handelt sich in demselben nicht etwa blos um Alterthümer der Kunst, sondern zugleich der Verfassung, des Rechts, des Cultus und des Privatlebens aus den ersten sechs Jahrhunderten der Christenheit. Um sich ein Urtheil über das Werk zu verschaffen, wird man gut thun, einen bestimmten Artikel des in lexikalischer Form gebotenen Inhalts herauszugreifen; wir schlagen dazu den Artikel „Christliche Archäologie" vor, in dem der Herausgeber sich über Begriff, Umfang und Geschichte seines Gegenstandes ausspricht und seine volle Herrschaft über denselben bekundet. Ein abschließendes Urtheil ist zur Zeit, wo erst zwei Lieferungen vorliegen, nicht möglich; erst im Verlauf weiterer Publicationen wird es sich herausstellen, ob der Verfasser seinem Vorsatz, die Thatsachen, von jeder persönlichen Färbung absehend, möglichst einfach und klar darzustellen, treu bleiben, und ob er nicht — wenigstens ist diese Anschuldigung schon an anderer Stelle nach anderer Richtung hin laut geworden — die Archäologie im Dienst und Sinn einseitig katholischer Interessen verwerthen wird. Für den Anfänger, der in die verhältnißmäßig noch junge Wissenschaft erst eingeführt werden soll, bietet das Werk fast zu viel; es ist deshalb die Absicht des Herausgebers, ein Handbuch in systematischer Darstellung folgen zu lassen, mit Dank aufzunehmen. Die Ausstattung, namentlich auch die artistischen Beigaben, lassen nichts zu wünschen übrig.

Wir haben hiermit die Reihe der historischen Schriften geschlossen und lassen nun zwei andere folgen, die in polemischem Interesse geschrieben sind:

9. Reformjüdische Polemik gegen das Christenthum im Gewande moderner Aesthetik. Kritisch beleuchtet durch F. C. Heuch. Deutsche Ausgabe. Flensburg, Westphalen. 1879. Gr. 8. 1 M.
10. Pariser Kirchenlichter. Didon. Loyson. Skizzen von M. G. Conrad. Zürich, Verlags-Magazin. 1880. Gr. 8. 1 M.

Die erste der genannten Schriften: „Reformjüdische Polemik gegen das Christenthum im Gewande moderner Aesthetik" von F. C. Heuch (Nr. 9), aus dem Norwegischen übersetzt, wendet sich gegen den kopenhagener Literaturhistoriker Brandes, der, für die Ausbreitung seiner ästhetisch-materialistischen Ideen thätig, auch in Christiania eine Reihe von Vorträgen gehalten hatte. Um seinem Einfluß zu begegnen, wurden die vorliegenden Artikel geschrieben, die hier zu einer selbständigen Schrift zusammengestellt sind. Da jedoch Brandes als der hervorragende Typus einer ganzen Klasse reformjüdischer Schriftsteller erkannt wurde, so wird an seiner schriftstellerischen Thätigkeit zugleich die Taktik reformjüdischer Polemik gegen das Christenthum überhaupt enthüllt und beleuchtet. Es ist eine schneidige Abwehr, die hier geübt wird, und der vorgehaltene Spiegel ist es immerhin werth, daß man auch einmal in ihn hineinsieht; doch glauben wir, daß der norwegische Theolog die Dinge theilweise zu schwarz sieht oder zu einseitig aus theologischen Gesichtspunkten beurtheilt. Was insbesondere seine Auslassungen gegen Brandes betrifft, so müssen wir hier um so mehr auf jede Kritik verzichten, als uns die Schriften desselben im Augenblick nicht in dem Maße gegenwärtig sind, um den Grund oder Ungrund der Heuch'schen Beleuchtungen erweisen zu können.

Die unter Nr. 10 angeführte Schrift: „Pariser Kirchenlichter" von M. G. Conrad, bietet zwei Skizzen, die, aus Paris vom März dieses Jahres datirt, in geistreich pikanter Weise den Lebensgang und die kirchliche Thätigkeit zweier pariser Kanzelcelebritäten, Didon und Loyson (Pater Hyacinthe), schildern. Schon die der Schrift vorangeschickte Uebersetzung eines Artikels aus dem „Voltaire" kündigt

sie als eine polemische an. Fragen wir nach dem positiven Standpunkt, den der Verfasser den skizzirten Erscheinungen gegenüber einnimmt, so ergibt sich das aus seiner Schrift nicht zur Genüge. Denn wenn er im Verlauf derselben die Deutschen ermahnt, fortan nur im Weine die Wahrheit zu suchen, und ihnen den Cultus der Liebe und Schönheit, des Ewig-Weiblichen empfiehlt, so sind diese Aeußerungen wol kaum ernst zu nehmen; damit will er nur seine Gegnerin, die Klerokratie, necken und ärgern. Wir wollen deshalb von seinem Standpunkt absehen und seine Schrift als das nehmen, als was sie sich bietet, und so mag denn ihre Bedeutung damit ausgesprochen sein, daß wir in ihr ein geistreich sarkastisches Feuilletongeplauder finden, das in der Besprechung der genannten pariser Kirchenmänner mit Wohlbehagen den Anlaß nimmt, gegen die katholische Kirche loszugehen, wobei, da er einmal im Zuge ist, auch einige Schläge für ihre Stiefschwester, die protestantische, abfallen.

Wir haben noch über eine dritte Klasse von Schriften zu berichten, die der Erbauung dienen wollen.

11. Bibel für Freunde der Wahrheit. Die Summe der Weisheit aller Zeiten. Berlin, Stande. 1878. 8. 3 M.
12. Tod, Fortleben und Auferstehung oder die letzten Dinge des Menschen, auf Grund der heiligen Schrift unter besonderer Berücksichtigung der bezüglichen Literatur dargestellt von Franz Splittgerber. Dritte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Halle, Fricke. 1879. 8. 3 M.
13. Einiges über Jenseits und Diesseits. Von J. Wimmer. Leipzig, O. Wigand. 1880. Lex.-8. 60 Pf.

Die „Bibel für Freunde der Wahrheit" (Nr. 11) will, wie der weitere Titel besagt, „die Summe der Weisheit aller Zeiten", oder mit andern Worten, das Beste aus allen Religionen bieten, aber ohne Dogma. So schön der Gedanke klingt, so birgt er doch seine Bedenken, wie gleich die vorliegende Bearbeitung zeigt. Hier wird von Gott zuerst im Sinne des Monotheismus geredet und gleich daneben in pantheistisch indischer Weise. Darunter leidet die Einheit der Weltanschauung. Dem wahrhaft Religiösen wird übrigens mit einem Pantheon, mit einer Versammlung aller Götter wol schwerlich gedient sein; er wird wahrscheinlich einen derselben erwählen und diesem sich ganz ergeben. Im übrigen bekundet sich in dem Werke ein so ernster Sinn, und es bietet eine solche Fülle schöner Gedanken aus Religion und Philosophie, daß ihm sehr wohl das Wort als Motto vorangesetzt werden durfte: „Tretet ein, auch hier ist Gott!"

Die unter Nr. 12 verzeichnete Schrift: „Tod, Fortleben und Auferstehung" von Franz Splittgerber, die bereits in dritter Auflage erscheint, versucht es, „auf Grund einer gläubigen Schriftforschung wie einer unbefangenen Naturbetrachtung" den Schleier zu lüften, der uns unser künftiges Schicksal verbirgt, und erweist sich bei näherer Einsicht als ein Buch, das unsere Hoffnungen von einem Fortleben nach dem Tode ohne Ueberschwenglichkeit, mit nüchternem Auge betrachtet und in verständiger Weise bespricht.

„Einiges über Diesseits und Jenseits" von J. Wimmer (Nr. 13) bringt uns mit einem Autor in Verbindung, der d. Bl. schon früher Gelegenheit gegeben, sich über eine seiner Schriften „Ueber Religion und das Ewige im Christenthum" (Nr. 30 f. 1878) auszusprechen. Seine vorliegende Publication bietet in vier Abschnitten wohldurchdachte und gehaltvolle Gedanken, die jedoch, um sich einer größern Wirkung bei dem Leser zu versichern, ihres fragmentarischen Charakters entkleidet und in ausgeführterer Weise ausgesprochen werden müßten.

14. Ueber die Entstehung der Sprache. Die ersten Sprachlehrer des Menschengeschlechts. Von Leopold Stein. Zürich, Verlags-Magazin. 1880. Gr. 8. 40 Pf.

Wir haben unter dem vorstehenden Titel schließlich noch über eine Abhandlung zu berichten, die sich unter unsere Rubrik: Religiöse Schriften, nur schwer unterbringen läßt. Die Berechtigung dazu könnte nur aus gewissen Nebenumständen abgeleitet werden, so aus dem Umstande, daß der Autor ein jüdischer Rabbiner ist und in seiner Schrift mannichfach auf biblische Thatsachen anspielt. Der Gegenstand selber jedoch, mit dem er es zu thun hat, ist kein religiöser. Es handelt sich um eine Erklärung über die Entstehung der menschlichen Sprache, und die Ansicht, die er aufstellt, ist eine neue und originale, sodaß sie den Anspruch auf eine aufmerksame Prüfung erheben darf. Nachdem er erwiesen, daß Denken und Sprechen sich gegenseitig bedingen und sonach gleichzeitig entstanden sein müssen, kommt es ihm auf das „Wann, Wo und Wie?" an. Gegenwärtig lernt das Kind sprechen von seiner Mutter, wie seine Mutter von ihrer Mutter, und so fort empor an der unendlichen Kette der Geschlechter:

> Und dennoch muß die Kette rückwärts einmal einen Anfang genommen haben. Wir müssen zuletzt bei einer Mutter ankommen, die nicht von einer Mutter gelernt hat. Wir stehen am Ziele, und da wir nicht weiter vorandringen können, so müssen wir umkehren. Da die Aeltern nicht bei ihren Aeltern können gelernt haben, indem sie die ersten waren: wer mußte ihr Lehrer werden? Das eigene Kind! Jener erste weckende Blitz, dem alles Licht entstammt, ging nicht von den Aeltern zu dem Kinde, sondern von dem Kinde zu den Aeltern.

Das ist sehr schön gedacht. Aber könnte dieser Impuls zum Denken und Sprechen, dieser weckende Blitz nicht auch schon aus dem gegenseitigen Verhältniß der beiden Erzeuger zueinander geboren sein? Doch es ist leicht, bei einer neuen Ansicht Einwendungen und Zusätze zu machen; wir wollen damit nicht die Priorität der Idee beeinträchtigen, wir empfehlen vielmehr die schön und lichtvoll geschriebene kleine Abhandlung der Aufmerksamkeit der Leser.

Ausländische Dramen.

1. Die Tochter Roland's. Drama in vier Aufzügen. Nach dem Französischen des Vicomte Henri de Bornier von Anton Giers. Bonn, Strauß. 1880. Gr. 8. 3 M.
2. Der Elfenhain. Schauspiel in fünf Acten nach J. L. Heiberg. Deutsch von P. F. Siebold. Kassel, Kay. 1879. Gr. 8. 2 M.
3. Maria Stuart. Drama in fünf Aufzügen von Julius Slowacki. Uebersetzt von Ludomil German. Leipzig, Friedrich. 1879. 8. 2 M.
4. Kiejstut. Trauerspiel in fünf Acten von Adam Asnyk. Uebersetzt von M. von Reden. Posen, Jolowicz. 1880. Gr. 8. 2 M.

Es ist ein unbestreitbarer Ruhm der deutschen Literatur, daß sie reicher an Uebersetzungen ist als jede andere und allmählich als ein wahres Repertorium der Weltliteratur dienen kann. Wie jeder Vorzug hat auch dieser seine Schattenseiten. Nirgends grassirt die Uebersetzungsmanie so wie in Deutschland, nirgends werden so viel schlechte und unnöthige Uebersetzungen auf den Büchermarkt geworfen. Auch die vier Dramen, welche uns in deutscher Uebersetzung hier vorliegen, gehören in diese Kategorie. Theils wären sie besser unübersetzt geblieben, theils sind sie schlecht übersetzt. Welchen Zweck hat es z. B., Henri de Bornier's „Die Tochter Roland's" (Nr. 1) aus dem Französischen zu übertragen? Das Stück hat, wie man sich erinnern wird, vor einigen Jahren in Paris großes Aufsehen gemacht, nachdem der schon in reifern Jahren stehende Autor so lange hatte warten müssen, wie einst Jakob um Lea freite, bis das Théâtre Français sich zur Aufführung entschloß. Der Beifall ist nicht unverdient. Das Drama ist von einem warmen patriotischen Hauch erfüllt, es enthält viele poetische Stellen, es beweist in seinem Aufbau, daß die Traditionen Corneille's noch immer in Frankreich fortwirken. Mit ausgesuchtem Witz, sodaß einem unwillkürlich Lessing's Kritik über „Rodogune" in der „Hamburgischen Dramaturgie" einfällt, sind die verschiedenen Conflicte und Gegensätze ausgeklügelt, wie dies schon aus dem Grundgedanken hervorgeht, daß sich ein Liebesverhältniß zwischen der Tochter Roland's und dem Sohne des Verräthers Ganelon anspinnt. Natürlich weiß dieser Sohn nicht, daß Ganelon sein Vater ist. Zur Strafe für seinen Verrath hatte man diesen auf ein Pferd gebunden und dies in die Wälder gejagt. Hier wird er von Mönchen gerettet und lebt fortan unerkannt und in der Verborgenheit unter dem Namen eines Grafen Amaury. Das Geheimniß kommt im letzten Act zu Tage; Gerald (dies ist der Name des Sohnes), der schon im Begriff steht, die Geliebte zum Altar zu führen, verzichtet und bezwingt sich wie Schiller's Jüngling im „Kampf mit dem Drachen" selbst, worauf Karl der Große das Stück mit ähnlichen Worten schließt, wie sie dort der Großmeister spricht:

Ihr Fürsten, Ritter, beuget euch vor dem,
Der scheidet: er ist größer als wir alle.

Die Uebersetzung ist im ganzen fließend. Als Beispiel möge folgende Rede des großen Kaisers dienen:

So begleitet
Die Schmeichelei uns während dieses Lebens.
Und welchen Namen wird wol Karl dem Großen
Gott geben? — Bald schon werd' ich's wissen! — Und
Welch tiefer Schmerz ergreift mich, wenn ich denke,
Wie unsre Menschenwerke untergehen!
Ach, alle Macht, kaum ist sie aufgebaut,
So wankt sie schon. Wo sind des Meroväus,
Wo sind des Chlodwig Söhne? — Was wird einst
Wol aus den deinen, Karl der Große, werden?
Wer wird nach mir sie schützen? Und wenn dort
Im stillen Dom ich ruhe, wird das Reich
Ein Riesenwerk, wird ein Phantom es sein?
Wird ein Jahrhundert wol mein Stamm noch dauern?
— Bald werd' ich's wissen! — Wenn des Todes Schlummer
Genaht mir, wenn die Erde ich verlassen,
Dann werde ich die Zukunft ohne Schleier
Und ohne Hülle schaun; im Buch der Zeiten,
Die meinem Blick sich öffnen, werde dann,
O Vaterland, ich deine Größe lesen
Sowie dein Misgeschick. Ja, deine Größe!
O Vaterland, so wachse denn in künft'gen
Jahrhunderten, wie deiner Wälder Zierde,
Die Eiche, die im Boden fest sich wurzelnd
Mit ihrer Krone Schutz und Schatten bietet!
Sei Heimatland den kommenden Geschlechtern,
Auf daß der Fremdling, welches Stammes er
Auch sei, in dir ein zweites Vaterland
Einst finde!

Das ist alles recht hübsch; aber glaubt der Uebersetzer, daß man „Die Tochter Roland's" auf den deutschen Theatern aufführen wird? Und wenn dies nicht der Fall ist, sollte die Kenntniß der französischen Sprache in Deutschland nicht so verbreitet sein, daß jemand, der sich für Henri de Bornier interessirt, sein Stück im Urtext lesen kann?

Ebenso wenig scheint mir die Uebersetzung des dänischen und der beiden polnischen Dramen durch zwingende Gründe veranlaßt. An eine Aufführung ist selbst bei der Vorliebe unserer Theaterleitungen für alles Fremde kaum zu denken. Von besonders hervorragendem poetischen Werth sind die Dichtungen auch nicht. So haben die Uebersetzungen eigentlich nur für diejenigen Werth, welche die Literatur eines Volks studiren wollen, ohne seine Sprache zu kennen.

J. L. Heiberg gehört zu den dänischen Romantikern. Die dänische Romantik besitzt ohne Zweifel der deutschen gegenüber das Verdienst der größern Formvollendung. Die deutsche Romantik ist dafür tiefer und originaler. So wird diese in ihrem innersten Kern ewig fortleben, während die dänische von Jahr zu Jahr abgeblaßter erscheint. Dies gilt auch von Heiberg's „Elfenhain" (Nr. 2). P. F. Siebold, der Uebersetzer, hat uns indessen wenigstens eine lesbare Arbeit geliefert.

Ludomil German, dem Uebersetzer von Julius Slowacki's „Maria Stuart" (Nr. 3), wäre anzuempfehlen, daß

er erst einmal deutsche Grammatik gründlich studirte, ehe er sich daran machte, deutsche Verse zu schmieden. Es ist nahezu unmöglich, ein Urtheil über den Werth dieses den Mord Rizzio's und Darnley's behandelnden Drama zu fällen: so lächerlich ungeschickt sind die Verse, so stümperhaft ist der Ausdruck. Ludomil German sagt z. B. statt „du befiehlst" „du befehlest", er reimt „ade!" auf „schade". In was für einem Versmaß das Stück eigentlich geschrieben, habe ich nicht constatiren können. Der Leser möge seinen Scharfsinn an folgender Probe selbst üben:

So einsam und alleine. Der Page bleibt lange
Und die Stunden so langsam, so zögernd mir fließen!
Schnell und froh sie vergehen in der Arbeit Zwange,
Wenn mir unter der Nadel bunte Blumen sprießen,
Wenn ich, wie Bäuerinnen, sticke oder nähe.
Doch sie sind mir so selten! Immer im Gewühle
Mistrauischer und kälter, sie heucheln, ich sehe
Ihre Thränen, ihr Lächeln — doch fehlen Gefühle.

Dies dürfte mehr als genug sein, um die dargebotene Leistung zu kennzeichnen.

Besser übersetzt ist Adam Asnyk's Drama „Kiejstut" (Nr. 4), dessen Hauptperson der in der polnischen Sage so berühmte Konrad Wallenrod ist. Wir Deutsche werden niemals ein Verständniß haben für die Auffassung der Polen von dem Verhältniß zwischen den Slawen und dem Deutschen Orden. Wenn Jagiello von Litauen die Abgesandten desselben gleich in der zweiten Scene des vorliegenden Stücks folgendermaßen apostrophirt:

Ich will euch helfen, vom Verrath zu reden,
Die ihr vom Brote des Betrugs euch mästet
Und fremde Länder mit Verrath und Tücke
Ins Netz lockt und die Völker unterjocht.
Ihr nährt euch auf dem Boden unsrer Väter,
Dem gift'gen Pilze gleich, der wächst am Eichbaum;
Ihr saugt das Mark aus seinen jungen Trieben,
Und seines Lebens Mark vergiftet ihr —

so habe ich darauf nur eins zu bemerken: es wäre besser, wenn dergleichen nur auf Polnisch gesagt würde.

Hans Herrig.

Beiträge zur Culturgeschichte.

1. Beiträge zur altitalischen Cultur- und Kunstgeschichte. Von Wolfgang Helbig. Erster Band: Die Italiker in der Poebene. Mit einer Karte und zwei Tafeln. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1879. Gr. 8. 5 M.

Der Verfasser hätte seine Arbeit, die er als „Beitrag zur Cultur- und Kunstgeschichte" bezeichnet, auch einen Baustein zur italischen Ethnographie nennen dürfen, die als solche, wenigstens auf deutschem Boden, noch nicht vorhanden ist. Die Engländer haben in neuerer Zeit einiges aufzuweisen, was einer Ethnographie ähnlich sieht, und die Zeit scheint gekommen, wo ein solches Werk unternommen werden kann; denn wenn man zuwarten wollte, bis aller Stoff, der unter oder über der Erde zerstreut liegt, beisammen ist, so müßte man überhaupt das Bücherschreiben bleiben lassen. Wir wüßten nicht, woher der ethnographischen Forschung anderswoher als unterirdisch noch Stoff zuwachsen sollte. Etwa aus der vergleichenden Sprachwissenschaft? oder der sogenannten vergleichenden Mythologie? Letztere allerdings hat ihren Faden noch lange nicht abgesponnen. Solange er aber — und dies scheint augenblicklich der Fall zu sein — an jenes Gewebe der Penelope erinnert, darf man ohne große Angst vor „grundstürzenden" Resultaten von jener Seite her die Arbeit beginnen. Merkwürdig übrigens, daß auch für Hellas noch keine Ethnographie existirt.

Nach des Verfassers Ansicht ist bisher von der Archäologie das Handwerk, insoweit es nicht in ganz greifbarem Zusammenhang mit der Kunst steht, ungebührlich vernachlässigt worden. Aber man darf doch fragen: welche Handwerke, über die sich überhaupt Untersuchungen anstellen lassen (außer den in den Pfahlbauten, die nun eben Helbig behandelt, durch günstiges Geschick uns noch in ihren Resten entgegentretenden), hängen denn nicht aufs engste mit der Kunst zusammen? Und für die übrigen hat doch Blümner und haben andere, gefördert durch eine Anzahl tüchtiger Vorarbeiten, höchst Bemerkenswerthes geleistet. Auch was speciell Pfahlbauten betrifft, so ist doch wahrlich in den letzten Jahren und Jahrzehnten Wetteifer und Arbeit rege genug gewesen. Wenn man die hier liegenden Aufgaben der Archäologie zuweisen will, so ist man dazu durch den Gebrauch dieses Wortes bei alten Schriftstellern allerdings berechtigt; aber gerade jenes Handwerk und jene Manufactur, die nicht mit der Kunst in enger Berührung steht, sollte eher, um eine Grenzregulirung möglich zu machen, nach moderner Abmachung den Antiquitäten zufallen.

Die „Pfahldörfer in der Poebene" und „Die Italiker in den Pfahldörfern" sind die beiden Abschnitte, in welche der gelehrte Verfasser seinen nach Paragraphen gegliederten Stoff theilt. Er hat sich für die Ausgrabungen in der Poebene nicht nur persönlich interessirt, zur Zeit als sie stattfanden, sondern sich auch durch Autopsie von ihrem Fortschreiten und ihren Resultaten überzeugt. Er kommt hierbei durch Combination und Anwendung der Analogie zu interessanten Schlüssen. So z. B. hören wir, daß die ältesten Vorfahren der herrlichen Hellenen ein wildes und schmutziges Hirtenvolk waren, welches den zurückgebliebensten Celtenstämmen (zu Cäsar's Zeit) näher stand als den Athenern der perikleischen Zeit (man vergleiche zu Homer's Zeit den Misthaufen im Palast des Priamos und

im Herrenhaus des Odysseus, die große Seltenheit des Badens); daß die Jagd in den Pfahldörfern nur in geringem Grade betrieben wurde und weit hinter die Viehzucht zurücktrat; daß sie sogar sich nicht mit dem Fischfang abgaben (letzteres scheint freilich unglaublich trotz der mangelnden Fischgräten und Reste von Angelhaken, denn warum sollten sie die Fische nicht in Netzen gefangen und die Gräten mit den Zähnen zermalmt haben?); daß sie die Obstcultur nicht kannten, dafür aber Eicheln aßen (da hätten wir also doch die herodotischen βαλανηφάγοι!); daß sie kein Brot zu backen verstanden, sondern aus den zerstampften Körnern blos einen Brei oder Teig bereiteten u. a. m. „Die älteste Bevölkerung Italiens", sagt der Verfasser, „war die ligurische"; diese hatte schon vor der Einwanderung der (arischen) Italiker einen ansehnlichen Theil der Halbinsel inne, und da bei ihr das Wort Alb— so häufig als geographischer Name vorkommt, so fragt es sich, ob nicht dasselbe ligürische Wort in dem Namen Albalonga enthalten sei. Von allen den Völkerschichten aber, welche wir theils nacheinander, theils nebeneinander in Oberitalien finden — Ligurer, Italiker, Etrusker, Celten —, haben blos die Italiker Pfahldörfer angelegt, und diese Pfahldörfler stehen, verglichen mit den Germanen, auf einer höhern Stufe der Cultur (?). Die Bevölkerung der in den Seen angelegten Niederlassungen stand dagegen auf der gleichen Culturstufe wie die Bewohner der (auf trockenem Boden angelegten) Pfahldörfer. Die altitalische Hütte war rund, und offenbar hängt die Eigenthümlichkeit, daß auch der Vestatempel diese Form hatte, damit zusammen (?). „Während der Urzeit, als die Mittel, Feuer zu beschaffen, beschränkt waren, mußten die Dorfgenossen darauf bedacht sein, die Flamme zu unterhalten, deren sich die einzelnen Familien bedienen konnten; darum (als Erinnerung an diesen alten Brauch) das ständige Feuer im Heiligthum der Vesta." Das Eisen war den Pfahldörflern (und sogar noch dem alten Latium) unbekannt; das „älteste latinische Handwerk stand im wesentlichen auf derselben Stufe wie das der Pfahldörfler". Der Verfasser behauptet (und, wie es scheint, mit Grund), daß das Stück Geschichte, welches die alten Italiker als Pfahldörfler auch in der Poebene durchmachten, dem entspräche, welches die Griechen in Epirus zurücklegten, und daß, wenn einmal Albanien der Forschung zugänglich geworden, man hoffen dürfe, entsprechende griechische Denkmäler kennen zu lernen.

2. Roma sotterranea. Die römischen Katakomben. Eine Darstellung der ältern und neuern Forschungen, besonders derjenigen de Rossi's, mit Zugrundelegung des Werks von J. Spencer Northcote und W. R. Brownlow, bearbeitet von Franz Xaver Kraus. Mit vielen Holzschnitten und chromolithographirten Tafeln. Zweite neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1879. Gr. 8. 12 M.

Das in zweiter Auflage erscheinende, mit vielen Holzschnitten und chromolithographirten Tafeln versehene, mit „Zugrundelegung des (englischen) Werks von Spencer Northcote und Brownlow" verfaßte Werk des katholischen Theologen Kraus enthält, gegenüber der ersten Auflage, als neuen Zuwachs die Kapitel über die oberirdischen Cömeterien sowie über einige früher nicht besprochene Katakomben, dann zahlreiche Ergänzungen und Nachträge, welche durch das Erscheinen des dritten Bandes von de Rossi's „Roma sotterranea" nothwendig geworden waren; gegenüber dem oben angeführten englischen Werk beansprucht der Verfasser Buch VI (die Inschriften der Katakomben behandelnd), VII (Inhalt der Katakombengräber) und VIII (Uebersicht der römischen Katakomben) nebst einigen Beilagen als sein Eigenthum. Man wird ihm beistimmen, wenn er meint, das unterirdische Rom sei ein Boden geworden, an dem kein Historiker, kein Kunstgelehrter, kein Forscher in Dingen menschlicher Cultur und Sitte, vollends kein Theologe vorübergehen darf, ohne wenigstens einen Blick in diese „Welt" zu thun; aber ob nun gerade als Theologe und Kunsthistoriker ein in den Traditionen der Kirche befangener, legendengläubiger Forscher der richtige Mann ist, muß bezweifelt werden. Der Verfasser wehrt sich zwar gegen die schon früher ihm gemachte Insinuation, daß er, ebenso wie Dr. de Rossi, wesentlich von seinem confessionellen Standpunkt beeinflußt werde; aber wie es für jeden nüchternen Kritiker klar ist, daß in de Rossi's sonst bahnbrechenden Leistungen sich leider ein Factor findet, der mit der strengen Kritik sich nicht vereinbaren läßt, und zwar eben der confessionelle, so kann auch für den, der die Zugaben des Verfassers mustert, kein Zweifel über dessen Stellung zur unbefangenen Kritik bestehen. Es genügt ein für alle mal, die Beilage über die „Cathedra Petri" zu lesen — jene Cathedra, welche „de Rossi so glücklich war zu sehen, als sie bei Gelegenheit der achtzehnhundertjährigen Säcularfeier des Martyriums des Apostels zur Verehrung der Gläubigen öffentlich ausgestellt wurde". „Es steht demnach", heißt es am Schluß der Untersuchung, „der Bezeichnung derselben als «Cathedra Petri» von seiten der historischen und archäologischen Wahrheit nichts im Wege." Contra principia negantem non est disputatio — und deshalb wird sich der Verfasser mit den Tausenden nicht protestantischer, sondern unbefangener Kritiker, die seine Anschauungen und Resultate angreifen, nicht in Erörterungen einlassen können; er wird sich aber ebenso wenig beklagen dürfen, daß sie seine kritischen Gänge nicht für solche anerkennen, sondern ungläubig die Köpfe schütteln. Zwar nicht zu allem. Man ist ja von katholischer Seite ganz andere Dinge gewohnt. Der Verfasser benimmt sich verhältnißmäßig recht zurückhaltend und mit großem Anstand. Er klagt im Vorwort über die Gottlosigkeit der Zeit, „welche beinahe bewirkt, daß die Kirche aus dem Haus vertrieben wird, das sie sich selbst gebaut", er macht nicht offen Propaganda, predigt nicht gegen die Abtrünnigen, bleibt möglichst bei der Sache, gibt sogar eine stellenweise Fälschung der Martyreracten zu, betrachtet nicht

alles „sub specie pontificis maximi", er führt nicht die Sprache eines Zeloten noch die des absoluten Köhlerglaubens, er kann sogar lobend die Untersuchungen von Protestanten erwähnen; einzelne seiner kunstgeschichtlichen Abschnitte sind recht lesenswerth, auch das Historische, solange es ohne kirchlichen Anstrich abgehandelt werden kann und nicht Päpste oder Märtyrer eine Rolle darin spielen, läßt einen erfahrenen kenntnißreichen Forscher erkennen — aber c'est le ton qui fait la musique! Der Geist der Kritik, der hier waltet, ist nicht frei, er ist unbewußt beeinflußt von Legendenmoder und von hierarchischem Wust. Dies thut dem Werth des Buchs zwar Abbruch, aber doch nur bis zu einem gewissen Punkt, und dieser steht immer noch hoch über dem Nullpunkt. Das ganze in Frage gekommene Material ist mit großem Fleiß zusammengetragen, nach zweckmäßigem Plan gegliedert und durch die beigegebenen Illustrationen (wovon eine große Zahl für den Kunstkenner von großem Werth sind) der sinnlichen Anschauung und somit auch dem geistigen Verständniß näher gebracht.

Es fehlt uns der Raum, die Hauptresultate der darin geführten Untersuchungen mitzutheilen oder auch nur einzelne derselben prüfend zu betrachten — doch sei uns hier gestattet, eine Vermuthung auszusprechen, welche den bisher noch nicht aufgeklärten Namen der Katakomben betrifft. Der Verfasser hat die Ansichten darüber zusammengestellt und entscheidet sich für de Rossi's Erklärung, wonach das Wort von cubare (mit eingeschobenem m) abzuleiten und eigentlich in zwei Worten zu schreiben wäre: kata cumbas (was so viel heißen soll als ad accubitoria, scil. christianorum). Die unbegreifliche Verquickung des Griechischen (kata) und des Lateinischen macht aber diese Erklärung sehr unwahrscheinlich. Der erste und unangefochtene, d. h. als griechisch anerkannte Bestandtheil, kata, ist es, von dem man ausgehen und schließen muß, daß auch der zweite griechischen Ursprungs sei. Freilich kann man fragen: warum soll man sich für die nächste Umgebung der italischen Hauptstadt einer griechischen Ortsbezeichnung bedient haben? Und diese Frage wieder macht es soviel als gewiß, daß wenigstens das kata nicht getrennt von dem folgenden Wort, d. h. nicht als eine ein Nomen regierende Präposition betrachtet werden darf — denn sonst befänden wir uns mitten in griechischen Landen. Wer wird in Deutschland (wo doch gewiß dem Französischen sehr viele Concessionen gemacht werden) sagen: au Trottoir statt auf dem Trottoir, oder: dans le Corridor statt im Corridor u. dgl.? Also ist katacumba als ein Wort zu betrachten und konnte wol von κατάκειμαι abgeleitet sein: „der Ort, wo die Todten unter der Erde liegen". Allerdings existirt kein griechisches Nomen compositum κατακυμβαί, aber möglich wäre eine solche Bildung immerhin im Munde der griechisch redenden Christen in Rom, und es wird schwerlich zu beweisen sein, daß nicht gerade von ihnen diese Bezeichnung (für eine Localität, die ja specifisch christlichen Zwecken diente) aufgebracht werden konnte.

3. Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von J. von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Stuttgart, Spemann. 1878. Folio. In Lieferungen zu 1 M. 50 Pf.

Von dem in jeder Beziehung — äußerlich, d. h. typographisch und decorativ, und innerlich, d. h. inhaltlich und geistig — beachtenswerthen Unternehmen liegen die vierzehn ersten Lieferungen vor; die Darstellung mit ihrem ornamentalen Geleite ist bereits bis zum Anfange des dritten und letzten Haupttheils: Kunst und Literatur, gediehen. Da wir schon früher Veranlassung genommen haben, das Werk zu besprechen, so können wir uns diesmal kurz fassen. Es ist nicht ganz leicht, ähnliche Erscheinungen zu recensiren, es gibt deren bereits eine stattliche Anzahl und jede Woche bringt sozusagen einen neuen Prospectus, kein Land und Volk ist mehr sicher vor dem Griffel des Periegeten und dem Stift des Illustrators. Man läßt sich so gern durch die blanke schöne Außenseite bestechen, über den Inhalt gleichgültig wegzusehen und ein Opfer des Scheins zu werden. Es läßt sich zudem ernstlich fragen, was an solchen Unternehmungen die Hauptsache, was Beiwerk ist, ob der Text, ob die Illustrationen? Erläutern diese den Text? oder dient dieser blos als Cicerone für die Illustrationen? Wir stellen uns auf jenen Standpunkt (und das wird dem Verfasser hoffentlich erwünscht sein), wollen aber dabei gern anerkennen, daß die graphischen Zuthaten nicht nur Schritt halten mit denen der ersten Lieferungen, sondern dieselben, sowol was Zahl als was Schönheit betrifft, eher übertreffen. Schon sehen wir hier das Neueste, was die Erde dem Fleiß der Forscher zurückgegeben hat, die Nike des Paionios und den Hermes des Praxiteles prangen! Ob es nicht zu viel behauptet ist, wenn es im Text heißt, daß, was man im Boden Olympias an Kunstwerken fand, den hochgespannten und überspannten Erwartungen durchaus nicht entsprochen habe? Wenn von der Qualität, besonders des Giebelfeldschmucks, die Rede ist, dann ja, aber die Quantität ließ doch wahrhaftig kaum zu wünschen übrig.

Wird es uns der geehrte Verfasser verargen, wenn wir hierorts, nach der vorausgeschickten Erklärung, daß wir seiner gediegenen Darstellung mit großem Interesse gefolgt sind, uns einige wenige Punkte zu berühren gestatten, wo wir abweichender Ansicht sind? Er wird hoffentlich darin vielmehr ein Zeichen unsers Interesses erblicken. Stilistische Unebenheiten, wie: „um den Strand entlang", „die Menge erfüllte sich mit politischer Leidenschaft", „der Conflux von Menschen", „das hatte sein Gutes und sein Schlechtes, und hatte es doppelt oder vielmehr in höchster Ausführlichkeit beides", „sie hatten die Angelegenheiten der Soldaten und der Schiffe" u. s. w., führen wir an zum Beweise, daß wir uns in den Text vertieft haben; von Sachlichem ist uns die Bemerkung aufgefallen, die Hetärien in Athen hätten „wol auch politische Bedeutung gehabt, meist aber der Unterhaltung gedient". Das umgekehrte Verhältniß ist das richtige, wenigstens für die Zeit, wo

es der Mühe werth ist, von Hetärien zu reden. Ein schiefer Ausdruck ferner ist: das Pentathlon oder Faustkampf — es ist durchaus nicht das Nämliche! Und woher weiß der Verfasser, daß zu Olympia auch das Wettreiten zu den Kampfspielen gehört habe? In den Zeiten, innerhalb welcher sich die gegebene Darstellung bewegt, niemals! Neu klang uns auch die allzu gewagte Erklärung, warum das Pferd dem Poseidon geweiht sei. Nämlich, weil das Pferd übers Meer aus dem Orient kam! Da gefallen uns die „galopirenden Wellen des Meeres" doch noch viel besser.

4. Rom und römisches Leben im Alterthum von Hermann Bender. Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen von A. Gnauth, Rieß und A. Schill u. a. Holzschnitte aus dem xylographischen Institut von A. Cloß in Stuttgart. Erster Halbband. Tübingen, Laupp. 1879. Lex.-8. 6 M.

Schön typographisch ausgestattet, mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt versehen, gut und mit Verständniß geschrieben, übersichtlich geordnet, macht das Buch einen äußerst vortheilhaften Eindruck. Es ist eine Art von praktischem Lehrbuch der römischen Privatantiquitäten, nur daß es nicht auf Vollständigkeit des Materials Anspruch macht (wie dies der Fall ist mit Becker-Marquardt's gelehrtem Handbuch) und daß es mit dem nachchristlichen 2. Jahrhundert abschließt, „in welchem das specifische Römerthum sein Ende erreicht". Der gelehrte Apparat ist vollständig fern gehalten, doch verspricht der Verfasser, der seine Darstellung durchflochten hat mit einer Menge übersetzter Stellen römischer und griechischer Schriftsteller — ein sehr wirksames, lebendig veranschaulichendes Zeugenverhör —, am Schluß seines (noch für das laufende Jahr in Aussicht gestellten) Buchs ein vollständiges Repertorium der sämmtlichen Belege zu liefern, womit auch dem Bedürfniß des Philologen abgeholfen sein wird. Gerade diese Stellen legen auch Zeugniß ab für des Verfassers Selbständigkeit und Stoffbeherrschung. Ueber seine Stellung zu andern Verfassern ähnlicher und verwandter Werke gibt das Vorwort genügenden Aufschluß, und man sagt nicht zu viel, wenn man das Buch als einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommend bezeichnet, einem Bedürfniß sowol für den gebildeten Leser als für den Primaner, der, wenn ihm die Gnade der Götter, d. h. seiner Lehrer, es gestattet und ein gütiges Geschick seine Wiege nicht in die Fluren hineingestellt hat, wo menschenfreundliche Oberstudienräthe für ein täglich vierstündiges häusliches Pensum neben sechs bis sieben Schulstunden plaidiren — der also noch Muße findet, seine formelle Schullektüre durch Kenntnißnahme der Realien zu ergänzen. Merkwürdigerweise hat der Verfasser das seinerzeit vielgelesene und auch jetzt noch (in der Bearbeitung von Rein) nicht blos gern, sondern auch mit großem Nutzen gebrauchte Buch von A. Becker, „Gallus", nicht erwähnt. Glaubte er dessen überhoben zu sein, weil das Buch im äußern Gewande eines Romans auftritt? Aber die Excurse sind ja eingestandenermaßen die Hauptsache und meistentheils so lichtvoll und so vortrefflich, daß vorgerückte Schüler sich mit Liebe hineinvertiefen und selbst die Originalstellen mit Vergnügen lesen — wie dies der Schreiber dieser Zeilen aus seiner und anderer Erfahrung bezeugen kann. Weniger in diesen Fall kam und wird der Schüler kommen mit den schon stilistisch ungenießbaren „Römischen Privatalterthümern" von Theophil Schütz, und diese durften darum auch mit Fug unerwähnt bleiben.

In Einem Punkt können wir dem Verfasser nicht beipflichten; er betrifft den Abschnitt über die Topographie Roms. Diese, so erwünscht auch als Uebersicht und mit Betonung des Allernothwendigsten, ist entschieden zu langathmig gerathen und ohne beigegebenen Plan kaum verständlich, darum auch nicht recht genießbar trotz der Vortrefflichkeit der Holzschnitte.

Bei dem überaus günstigen Eindruck, den die Arbeit des Verfassers macht, scheint es nicht angezeigt (wenigstens in einer nicht specifisch gelehrten Zeitschrift), über Einzelheiten zu rechten, welche Zweifel oder Widerspruch hervorrufen könnten; lieber möchten wir mit Genugthuung constatiren, daß der Verfasser hier und da gegenüber großen und glänzenden Autoritäten gewagt hat, seine Ueberzeugung zu wahren und das „jurare in verba magistri" zu verschmähen, z. B. wo er betont, daß „Rom anfangs doch nicht eigentlich als Handelsstadt (was bekanntlich Th. Mommsen behauptet) hervortritt", und dann verschiedene Momente dagegen anführt, daß man der ursprünglichen Stadt diesen Charakter vindicirt. Ungerechtfertigt dagegen erscheint uns der Zweifel an Tacitus' Genauigkeit, respective die Ansicht, daß dieser Schriftsteller da übertreibe, wo er von der Ausdehnung des großen Brandes unter Nero und der dadurch herbeigeführten Verwüstung der Stadt spricht. Im Urtheil über Persönlichkeiten und persönliche Verhältnisse mag ja der große Historiker nicht immer ganz vorurtheilsfrei gewesen sein — jener Brand war aber eine so furchtbare sachliche Realität, daß Tacitus, in dessen erste Jahre er fiel und dem er also ganz genau bekannt sein mußte, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit gesagt haben kann.

Der Verfasser hat für gut erachtet, die römischen Zustände durch zahlreiche, oft ziemlich ausführliche Parallelen der mittelalterlichen und der neuern Zeit zu illustriren. Hiergegen ist principiell zwar nichts einzuwenden, aber es darf, scheint es uns, doch nur als πάρεργον geschehen, in einzelnen treffenden Strichen und Zügen, nicht in behaglich breitem Farbenauftrag; sonst erhalten wir eine „vergleichende Statistik und Alterthumskunde".

Leser, die sich gern über die vielbesprochene Frage nach dem Naturgefühl der Alten orientiren wollen, welche bekanntlich, seit Humboldt in seinem „Kosmos" der Sache Erwähnung that, eine ergiebige Quelle von Erörterungen pro und contra geworden ist, verweisen wir auf S. 221 fg.; nach dem unzeitigen Geschwätz so mancher Aesthetiker und Culturhistoriker thut es einem förmlich wohl, hier eine so

ruhige und klare Darstellung zu finden. Etwas zu streng dagegen scheint uns der Verfasser zu sein in seinem Urtheil über den Kunstsinn der Römer; den gebildeten Römern ihn abzusprechen, möchte doch zu gewagt sein. Der Streit, der sich seinerzeit hierüber zwischen C. F. Hermann (der den positiven Standpunkt vertrat) und Friedländer in Königsberg (der sich völlig negirend verhielt) entspann, ist, wie so mancher andere, so zu schlichten, daß die Wahrheit als in der Mitte liegend angenommen werden muß.

Wir behalten uns vor, wenn einmal der zweite Band erschienen sein wird, auf das in hohem Grade interessante Buch zurückzukommen. J. Mähly.

Biographisches.

1. Biographische Denkblätter nach persönlichen Erinnerungen. Von Alfred von Reumont. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 9 M.
2. Ernst Moritz Arndt's Briefe an eine Freundin. Herausgegeben von Eduard Langenberg. Mit einem Porträt. Berlin, Schleiermacher. Gr. 8. 7 M.
3. Die Aeltern und Geschwister Napoleon's I. Von Arthur Kleinschmidt. Berlin, Schleiermacher. Gr. 8. 7 M.
4. Samuel Henzi's Leben und Schriften. Von J. J. Bäbler. Aarau, Sauerländer. 1880. Gr. 8. 2 M.
5. Fürst Bismarck. Ein Lebensbild von W. Buchner. Lahr, Schauenburg. Gr. 16. 75 Pf.
6. Graf Moltke. Ein Lebensbild von W. Buchner. Lahr, Schauenburg. Gr. 16. 75 Pf.

Alfred von Reumont, der verdienstvolle Kenner italienischer Staaten- und Literaturgeschichte — ehemaliger Geschäftsträger am Hofe von Papst Pius IX. und Reisebegleiter König Friedrich Wilhelm's IV. —, gibt uns in den „Biographischen Denkblättern" (Nr. 1) nach seinen persönlichen Erinnerungen manche schätzenswerthe Kunde. Wir bekennen offen, daß uns die Bedeutung einzelner Namen erst bei dieser Gelegenheit klar geworden ist — wer weiß so leicht Ausführliches von Don Carlo Filangieri, dem Fürsten von Satriano, dem letzten leitenden Staatsmanne des Königreichs Neapel, oder von Johannes Gaye, dem verdienstvollen Herausgeber des imposanten Werks „Carteggio inedito d'Ardisti", das für das italienische Kunstleben des 15. und 16. Jahrhunderts eine Quelle darbietet, aus welcher jetzt noch, vier Decennien nach Erscheinen des Werks, alle schöpfen, die sich mit kunsthistorischen Arbeiten beschäftigen, und von Therese Gräfin Spaur, der treuen Begleiterin des Papstes Pius IX. auf dessen Flucht nach Gaëta, von der Alfred von Reumont recht interessant berichtet:

Am Morgen des gedachten 24. November verließ die Gräfin Spaur mit ihrem Sohne und dessen Hofmeister, einem deutschen Priester der Gesellschaft Jesu, Rom, um sich nach Albano zu begeben; gegen Abend folgte ihr Gemahl, in dessen offenen Wagen der Papst, der den Quirinalischen Palast in einem gewöhnlichen Hofwagen verlassen hatte, in der Nähe des Laterans gestiegen war, mit seinem Jäger nach. Am Ende der sogenannten obern Galerie bei Ariccia nahm gegen 10 Uhr Abends Pius IX., der um Albano herumgefahren war und an dem Vereinigungspunkt der Straßen den Jagdwagen verlassen hatte, in Gegenwart dort postirter Carabiniers, die sich dem Herrn Gesandten dienstfertig erwiesen, in der Berline der Gräfin Platz, während der Graf mit dem Jäger den Außensitz bestieg. Am folgenden Morgen um 10 Uhr erreichte man Mola di Gaeta, wo Cardinal Antonelli, der spanische Botschaftssecretär Don Gonzales d'Arnao und des Papstes Neffe, Graf Luigi Mastai, Tags zuvor verkleidet angekommen waren. In dem Gasthofe Villa Cicerone schrieb Pius IX. an König Ferdinand einen Brief, welchen Graf Spaur sogleich nach Neapel brachte, während der Papst, der Cardinal, d'Arnao und die Gräfin nebst den Ihrigen um den Golf herum nach der Festung fuhren, welcher das Exil eines Papstes noch mehr Berühmtheit verschafft hat als ihre zahlreichen Belagerungen, deren Zahl für jetzt mit derjenigen geschlossen hat, in welcher die Bomben eines Königs aus einem der ältesten Geschlechter Europas ein legitimes junges Herrscherpaar, seine eigenen Verwandten, aus ihrem letzten Zufluchtsorte verdrängten, während ein Prinz seines Hauses von der diesem Herrscherpaare gehörenden Villa aus das Bombardement inspicirte.

Wer weiß Ausführliches von Luigi Crisostomo Ferrucci, vielleicht dem größten Dichter in lateinischer Sprache, den die Neuzeit kennt, und dessen Hauptwerk „Scala di vita memoriale in terza rima", ein Terzinengedicht in 120 Gesängen, als eine Divina commedia des 19. Jahrhunderts zu bezeichnen ist. In dem Vorwort zu dem Werke deutet Ferrucci seine Absicht folgendermaßen an:

Möge es nicht seltsam erscheinen, daß Physik, Geographie, Geschichte, Politik, Reisen, Ethik bis zur Grenze der Theologie viel mehr mittels der Analyse, welche der beherrschende Trieb unserer Epoche ist, als mittels der speculativen Synthesis, welche das Wesen der Zeit Dante's ausmacht, in einer Dichtung umfaßt werden, die, wie der Titel andeutet, ein Memorial vielartiger Dinge zu einem sittlichen Zwecke sein soll. Um die Absicht richtig zu verstehen, ist es nöthig festzuhalten, daß dieses Erinnerungsbuch das Product einer Epoche ist, die sich von der Dante'schen in allem unterscheidet. Damals alles Speculation und Schwung, heute alles Forschung und Berechnung; damals Stürme und offene Feindschaft, heute glatte Oberfläche und Heimlichkeit; damals persönliches Eintreten und Ungebundenheit, heute öffentliche Ordnung und Fußangeln. Wenn Dante gezeigt hat, bis zu welchen Höhen man mit der poetischen Kunst hinauf-, zeigt der Verfasser der „Scala di vita" vielleicht, zu welchen Tiefen man mit ihr hinabsteigen kann.

Oder von Francesco Bonaini, einem der bedeutendsten Archivare, die je existirt, der sich besonders um die Geschichte von Pisa so hohe Verdienste erworben, daß ihm in dem weltberühmten Campo santo dieser Stadt die letzte Ruhestätte bereitet wurde. Und von Emmanuele Cicogna, dem Herausgeber des Werks „Inscrizioni Veneziane raccolte ed illustrate", bei dessen sechstem, über 1100 Quartseiten zählendem Bande der Verfasser bemerkt: er bitte

den Leser, nicht anzunehmen, als glaube er hiermit seine Absicht, alle von ihm gesammelten und erläuterten Inschriften bekannt zu machen, erfüllt zu haben, und als nehme er sich vor, die Arbeit nicht weiter zu führen, die er jetzt, besonderer Umstände halber, unterbreche. Alfred von Reumont fügt hinzu:

In der That umfassen die fünfundfunfzig Kirchen von Venedig, Murano, Palndo, welche seine Bände enthalten, verhältnißmäßig wenige der bedeutendern (Inschriften) der Stadt. Man findet San-Giorgio maggiore, daneben die im Jahre 1812 mit haarsträubendem, aber in der Geschichte der französischen Herrschaft in Italien nicht neuem Vandalismus zerstörte Santa-Maria de' Servi, auch San-Gemignano, einen Bau des Sansovino, der im Jahre 1807 Opfer gleicher Barbarei ward, zum Zweck, den Marcusplatz mit einer ledernen Copie der neuen Procuratien abzuschließen, San-Zaccaria u. a. Es fehlen aber, selbst wenn man von San-Marco absieht, gerade die beiden an historischen Monumenten reichsten Hauptkirchen SS. Giovanni e Paolo, und dei Frari, vieler andern nicht zu gedenken. Wie aber die Sachen standen, gehörte große Ausdauer dazu, Liebe zur Heimat, eigene Opfer, das Werk bis zu diesem Punkte durchzuführen, bei der beschränkten Lage des Verfassers und der geringen Unterstützung und Aufmunterung, die er bei der österreichischen Regierung fand.

Und weiter berichtet er uns von Emmanuele Cigogna:

Cicogna's Handschriftensammlung und Bibliothek, vorzugsweise der Geschichte Venedigs gewidmet, war überaus reich; als er aufhören mußte, sie zu vermehren, zählte sie gegen 40000 Bände, worunter an 5000 Manuscripte. Mit größter Liberalität gestattete er die Benutzung seiner Erwerbungen, denen eine Menge Kupferstiche, Bilder, Curiosa aller Art, alle auf seine Vaterstadt bezüglich, sich anschlossen. Er hatte keine bedeutenden Mittel auf Erwerbungen zu verwenden, wie Teodoro Correr und Leopoldo Cicognara, aber er sammelte mit unermüdlichem Eifer. Er that es in den traurigen französischen Zeiten, als Venedig mit jedem Tage mehr zur Ruine wurde und die Schätze vieler heruntergekommener, ja ganz verödeter patricischen Paläste gewissermaßen auf den Trödelmarkt kamen, wie in den bessern Tagen, als die österreichische Regierung eine Wirksamkeit entwickelte, deren gute Seiten man zu oft und leicht über den Misgriffen vergessen und verleugnet hat, an welche heute jedoch mancher mit billigerer Schätzung zurückdenkt. Emmanuele Cicogna, in den allerbescheidensten Verhältnissen, machte es nicht wie der brillante Graf Cicognara. Dieser verkaufte seine schöne kunstgeschichtliche Bibliothek, deren Katalog zwei Bände füllt, an Papst Leo XII., der sie der Vaticana beifügte; jener vermachte, wie Correr und der Kanonikus Antonio Giusti, seine Sammlungen seiner geliebten Vaterstadt. Als plötzlich dem kleinen Hause, welches er in Calle langa Trevisan bei Santa Maria Formosa bewohnte, in einem jener charakteristischen Gäßchen, in denen zur Noth zwei nebeneinander wandeln können, der Einsturz drohte, wurde die Bibliothek nach dem Museum Correr gebracht und gehört nun der Stadt. Möge sie ferner denen, die sich mit der unerschöpflich reichen und nicht minder lehrreichen Geschichte dieser ruhmvollen Stadt beschäftigen, gute Dienste leisten. Dem Besitzer aber brach die unerwartet nothwendig gewordene Trennung von seinen Büchern das Herz. Er ward nicht wieder froh, und seine Kräfte sanken rasch, die körperlichen erst, dann auch die geistigen, bis ein sanfter Tod ihn am 22. Februar 1868 in seinem achtzigsten Lebensjahre abrief.

Mit einem Lebensbilde Federigo Sclopis', dem letzten aus dem glänzenden Kreise, den König Albert von Piemont einst in seiner Hauptstadt Turin um sich versammelt hatte, schließt Alfred von Reumont sein Buch. Federigo Graf Sclopis war ein bekannter Gelehrter, vertraut mit der Geschichte seines Vaterlandes; in weitere Kreise drang sein Name, als ihm im Jahre 1872 das Präsidium des in Genf zusammengetretenen Schiedsgerichts in der weltbekannten Alabamafrage übertragen wurde.

Es sind nicht nur „persönliche Erinnerungen", die Alfred von Reumont uns in diesen Aufsätzen darbietet; es sind auch die Früchte eingehender Studien und jahrzehntelanger Beschäftigung mit einer bestimmten Materie. Um so mehr bedauern wir aber, wissenschaftliche Objectivität nicht immer festgehalten, sondern die Beurtheilung durch subjectives Empfinden beeinflußt zu sehen. Das ist besonders immer da der Fall, wo von Politik die Rede ist; da verläßt der Verfasser den historischen Standpunkt und wird politischer Parteigänger. In einem Lebensbild von Elisabeth, Königin von Preußen — übrigens einem der schwächsten Kapitel des Buchs — schreibt er z. B. über die berliner Märztage des Jahres 1848: „Was während der scheußlichen und in ihrer Scheußlichkeit von deutschen Poeten besungenen «Berliner Tage» die Königin Elisabeth gelitten hat" u. s. w., und gibt dann über die hereinbrechende Reactionszeit folgende, sehr gewundene und auch stilistisch entschieden gewagte Erklärung:

Es ist Sitte geworden, diese Jahre eine Reactionsperiode zu nennen. Wer in Anschlag bringt, wie gewaltig im Laufe von drei Vierteljahren das Fundament erschüttert worden war, wie viele Nachwehen auch nach wiederhergestellter äußerer Ordnung blieben, wie vieler Verbesserungen die inmitten der noch währenden Aufregung dem Staate verliehenen neuen Formen bedürftig waren, wie unzureichend sich in kritischen Momenten das während sechsunddreißig Friedensjahren fast stationär gebliebene Militärsystem erwies: der wird sich kaum dem Eindruck verschließen können, daß die Consolidirungsarbeit dieser Jahre, wahrlich keineswegs leicht noch immer dankbar, wesentlich dazu beigetragen hat, in der ersten Hälfte der Regierungszeit König Wilhelm's das Bestehen eines schweren innern Kampfes zu ermöglichen, welcher manche rechtliche wie politische Bedenken wecken mußte, in der zweiten die großartigsten Erfolge neuerer Geschichte in Krieg und äußerer Politik herbeizuführen. Man mag nicht mit allen Tendenzen und Bestrebungen dieser Periode auf geistigem Gebiete einverstanden sein, aber man wird es derselben, abgesehen von der Blüte der wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, danken, in einem bis dahin nicht gekannten Maße, im Verfolgen der vom Könige bei seinem Regierungsantritt klar bezeichneten Bahn, das Wirken christlichen Sinnes in den verschiedenen Bekenntnissen stetig wie mächtig gefördert zu haben.

Aehnlichen Anschauungen und auch ähnlich complicirten Perioden begegnen wir noch häufig in dem sonst so verdienstvollen Werke.

Der Briefwechsel Ernst Moritz Arndt's mit einer Freundin (Nr. 2), den Eduard Langenberg herausgegeben, erscheint uns wie die Erfüllung einer Pietätspflicht, gegen die wir kein Wort der Widerrede haben. Ernst Moritz Arndt, der Sänger der Lieder „Was ist des Deutschen Vaterland" und „Der Gott, der Eisen

wachsen ließ, der wollte keine Knechte", der Mann, von dem es überdies treffend heißt:

Licht und Recht war die Schrift auf seiner Fahne, Deutschland über alles und Preußen in Deutschland voran, der Wahlspruch seiner Vaterlandsliebe — höchste und ausnahmslose Herrschaft des Gesetzes im einigen und starken deutschen Vaterlande sein politisches Ziel —

ist uns eine so sympathische, achtungswerthe und in mancher Beziehung bedeutende Persönlichkeit, daß wir den Beitrag zur Kenntniß seines innern Wesens, den uns die genannten Briefe gewähren, freudig begrüßen. Aber an und für sich sind sie wenig interessant, das müssen wir offen bekennen. Arndt richtet diese Briefe an eine Freundin, die Frau Charlotte von Katten, eine sehr vortreffliche Frau, stark in der Furcht des Herrn, mild und aufopferungsvoll in ihrem Wesen, mit einem poetischen Hauche begabt, wie ihn auf wahre Religiosität basirte Reinheit der Gesinnung häufiger mit sich zu bringen pflegt. Daß zu einer solchen Persönlichkeit Arndt sich in Treue und Innerlichkeit hingezogen fühlte, ist psychologisch leicht erklärbar, und der Briefwechsel dauert auch wirklich ein halbes Jahrhundert ununterbrochen fort. Eine eigentliche Gedankenlese aber gewährt er nicht. Da werden immer und immer wieder Wünsche laut, immer und immer wieder Hoffnungen, und es ist wol kein einziger Brief geschrieben worden, in dem nicht eine Variation des alten Liedes:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt! —

enthalten wäre.

Der Herausgeber nennt diese Briefe Arndt's eine „liebliche" Ergänzung seines Lebens — als solche wollen wir die Arbeit gern ihrem ganzen Umfange nach gelten lassen.

Es ist eine verdienstvolle Arbeit, die uns Arthur Kleinschmidt mit seiner „Geschichte der Aeltern und Geschwister Napoleon's I." (Nr. 3) darbietet, darüber kann kein Zweifel herrschen. In consequenter Wissenschaftlichkeit wird hier der Historiker niemals zum Fabulisten; die Data und die Facta selbst sprechen gewissermaßen zu uns; durch die Sorgfältigkeit der Zusammenstellung werden die Bilder uns klar und plastisch; da braucht wenig ausgeführt, wenig gedeutet zu werden. Um was es sich hauptsächlich handelt, die Charakteristik der einzelnen Geschwister Napoleon's I.: das wird uns durch die kundige und vollständige Erforschung des Lebens und Wirkens dieser bedeutenden Menschen in das beste Licht gebracht. Geflissentlich haben wir den Ausdruck „das beste Licht" gewählt; denn von einer lebhaften Sympathie für die Familie der Frau Lätitia Maria Bonaparte ist der Verfasser beseelt, und ob diese seine Objectivität nicht insoweit trübte, daß er die Schatten, die in seine Bilder fallen könnten, gemindert oder, wenn irgend möglich, den Blick darauf zu lenken unterlassen hat: darüber mit ihm zu rechten, bleibt der historischen Kritik ein ziemlich weiter Spielraum. Aber gefälscht hat er nirgends, und wenn er dem allgemein Menschlichen gewissermaßen wohlwollend Rechnung getragen, so bieten ihm allerdings die Persönlichkeiten genügende Veranlassung dazu.

Es ist geradezu wunderbar, wie in dieser einen Generation die alte Familie Bonaparte so viel herrliche und kraftvolle Aeste getrieben hat; es wäre eine blöde Voreingenommenheit, das leugnen zu wollen, weil bittere Schmach gerade durch sie das übrige Europa betroffen und Ströme Blutes ihretwegen geflossen sind. Auch ist nicht zu vergessen, daß der durch nichts begrenzte Herrscherwille des Kaisers Napoleon, trotz seiner Liebe zu den Geschwistern, trotz der richtigen Erkenntniß ihrer Fähigkeiten und Schwächen und trotz der deutlich zu Tage tretenden Absicht, durch seine Familie Frankreich zu einem der Welt Gesetze schreibenden Reiche zu gestalten, auch noch als er ihre Häupter mit Kronen geschmückt, alle seine Geschwister für nichts weiter als seine, d. h. Frankreichs, Unterthanen hielt.

Es wird uns die Maßlosigkeit der Herrschsucht Napoleon's I. gerade hier, durch die synchronistische Darstellung seines Einflusses auf die Länder der verschiedenen vertriebenen Herren besonders klar; die Briefe, die er an seine Geschwister richtet, sind dafür beweisführende Documente, und daß ihm nichts Angestammtes, nicht einmal die angestammte Heiligkeit des Papstes Achtung einflößt, und welcher Deutlichkeit der Sprache er sich bedient, beweisen Briefe an seinen Oheim, den Cardinal Fesch, der damals sein Bevollmächtigter am Hofe des Papstes war, vielleicht am besten:

Für den Papst bin ich Karl der Große, weil ich wie Karl der Große die Krone Frankreichs mit der der Longobarden vereinige und weil mein Reich an den Orient grenzt. Ich denke daher, man richtet sein Betragen gegen mich nach diesem Gesichtspunkte ein. Ich werde im Aeußern nichts ändern, wenn man sich gut aufführt; andernfalls werde ich den Papst zum Bischof von Rom reduciren. Sie beklagen sich, ich habe die italienischen Angelegenheiten ohne sie abgemacht. Mußte es denn hier wie in Deutschland zugehen, wo es keine Feierlichkeiten, keine Sacramente, keine Religion mehr gibt? Sagen Sie ihnen, wenn sie nicht aufhörten, würde ich sie Europa als Egoisten zeigen und die Angelegenheiten der Kirche in Deutschland mit dem Erzkanzler und ohne sie festsetzen. Es gibt in Wahrheit nichts so Unvernünftiges wie den Hof in Rom. . . . Sie sind in Rom wie ein Weib. Mischen Sie sich nicht in Dinge, die Sie nicht verstehen. . . . Sagen Sie ihnen, ich habe die Augen offen, ich lasse mich nur bis zu einem gewissen Punkte täuschen, ich sei Karl der Große, der Degen der Kirche, ihr Kaiser; ich müsse als solcher behandelt werden; sie dürfen nicht wissen, ob es ein russisches Reich gebe. Ich eröffne dem Papste in wenigen Worten meine Absichten. Beruhigt er sich dabei nicht, so werde ich ihn in dieselbe Lage zurückversetzen, in der er vor Karl dem Großen war.

Wir wollen hier aus dem reichen mitgetheilten Material nur noch einen Brief Victor Hugo's erwähnen, den dieser am 27. Februar 1833 an Joseph Bonaparte, einst König von Spanien, nach London schrieb:

Erlauben Sie mir, Sire, Sie immer als König zu behandeln. Die Könige, die Napoleon geschaffen, kann meiner Meinung nach nichts abschaffen. Es gibt keine Menschenhand, welche

das erhabene Zeichen auslöschen kann, das dieser große Mann Ihnen auf die Stirn gedrückt hat. . . . Es ist unmöglich, daß die Zukunft Ihrer Familie fehle, wie groß auch immer der Verlust des vergangenen Jahres (Reichstadt) sei. Sie tragen den größten der historischen Namen. In Wahrheit gehen wir eher der Republik als der Monarchie entgegen; aber einem Weisen wie Ihnen liegt wenig an der äußern Form der Regierung. Sie haben bewiesen, Sire, daß Sie der würdige Bürger einer Republik zu sein verstanden.

Das ist doch eine sehr monarchische Sprache für einen radicalen Revolutionär. — Wir geben willig zu, daß es dem Autor gelungen ist, in seinem Buche so vollständige Nachrichten über die Familie Bonaparte zusammenzutragen, wie unsers Wissens bisher in keinem einzelnen Werke zu finden sind; weniger aber ist ihm nach unserer Ansicht das „halbe Prophetenthum" des Historikers gelungen:

Heute ist das Haus Bonaparte abermals von dem Boden Frankreichs, seiner wahren Heimat, ausgewiesen, und Feuer und Wasser wird ihm dort versagt; trotzdem wird sich der Glaubenssatz der sterbenden Ahnfrau, die Geschichte ihres Hauses sei noch nicht zu Ende, frühe oder spät erfüllen und wieder ein Napoleon in Paris gebieten. Wie die Verwaltung Frankreichs unter den Bourbons, den Orléans und der Republik der bonapartistischen Schablone treu blieb, so ist auch außer der in Frankreich nie unerschütterlichen, sondern stets gefährdeten Republik von allen Staatsformen nur der Bonapartismus lebensfähig. Gar manches Auge schaute früher nach dem bekannten Kastanienbaum im Tuileriengarten, dessen frühes Knospen dem Kaiserhaus Segen bedeuten sollte; heute ist er vergessen: ob aber auf immer die fromme Mär verklungen ist? Die letzten Deputirtenwahlen haben die überlegene Stärke des Bonapartismus in Frankreich über alle andern Parteien glänzend beleuchtet. Ein neuer 2. December ist nicht undenkbar, zumal bei einem so unberechenbaren Volke, welches Tocqueville so wahr gezeichnet hat.

Das hat sich alles heute schon wesentlich geändert! Qui vivra, verra!

„Samuel Henzi's Leben und Schriften" (Nr. 4) beleuchtet J. J. Bäbler. Es ist gewissermaßen eine Rettung, die der Autor versucht, gegenüber den herabwürdigenden Urtheilen von Albrecht von Haller, Sillier, Monard u. a. sich auf Briefe Lessing's stützend. Lessing schreibt:

Ich konnte mich nicht enthalten, den vortheilhaften Begriff zu verrathen, den ich mir von ihm (Henzi) theils aus öffentlichen Nachrichten, theils aus mündlichen Erzählungen gemacht hatte. . . . Henzi ist der Patriot, Ducret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, und dieser oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bei dem das Herz ebenso vortrefflich als der Geist war, wird von nichts als dem Wohle des Staates getrieben; kein Eigennutz, keine Lust zu Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts, als die Freiheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und wenn diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt.

Samuel Henzi war bekanntlich ein schweizer Dichter, der bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts gelebt hat und durch eisernen Fleiß und hervorragende Veranlagung sich zum Gelehrten und sehr productiven Dichter zugleich herangebildet hatte. Die „Vossische Zeitung" berichtet aus einem Briefe vom 1. August 1749 über ihn:

Er verstand nicht allein alle alten Sprachen, sondern er redete und schrieb auch mit einer so großen Leichtigkeit Griechisch, daß zwei Bischöfe aus Griechenland, welche unterschiedene Unterredungen mit ihm gehabt, versichert haben, daß sie auf ihren Reisen in ganz Europa keinen seinesgleichen gefunden hätten. Er schrieb gemeiniglich in dieser Sprache seine Briefe und Billets an seine Freunde, die sie verstanden, wenn er sich gegen die Neugierigkeit versichern wollte. . . . Er drückte sich im Deutschen und Französischen sehr schön aus; er schrieb in diesen beiden Sprachen mit vieler Fertigkeit, und ein so ursprüngliches und erhabenes Feuer der Einbildungskraft, für welches er leicht einen Platz unter den größten Schriftstellern, wie seine hier gedruckten und andern flüchtigen Stücken zeigen, würde gefunden haben, beweisen dieses.

Samuel Henzi nahm ein trauriges Ende. Er starb, als ein Verschwörer gegen die herrschende Regierungsform der freien Stadt Bern, auf dem Schaffot.

Der Autor hat mit großer Mühe die spärlichen Quellen aufgesucht und gesichtet und uns hierdurch und durch gründliche Kenntnißnahme der Werke Henzi's ein möglichst zuverlässiges Bild von dem Menschen sowol als von dem Dichter geschaffen. Solche Arbeiten sind als Beiträge zur Literaturgeschichte immerhin recht schätzenswerth.

„Fürst Bismarck" (Nr. 5) und „Graf Moltke" (Nr. 6) von W. Buchner sind Lebensbilder, möglichst treu nach der Natur gezeichnet, ohne alle Romantik und naheliegende Sucht zu verklären durchgeführt und gerade deswegen vielleicht um so ähnlicher. Frisch und lebendig geschrieben, verdienen sie, Volksbücher zu werden.

Albert Weigert.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Zeitschrift „Moravia. Eine Monatsschrift für Literatur und Heimatskunde", herausgegeben von W. Müller (Brünn, Rohrer) soll ein Spiegelbild der Geschichte und des geistigen Lebens von Mähren sein. Die Heimatskunde will sie „der mährischen Schriftstellerwelt reserviren", die Kenntniß der Schönheiten des Landes durch Illustrationen fördern und gute musikalische Compositionen mährischer Künstler abdrucken. Wir können nicht anders sagen, als daß dieses Provinzialblatt über gediegene Leistungen verfügt und geschmackvoll ausgestattet ist.

— L. Hoffmann, der Verfasser der Schrift „Thier-Psychologie" (Stuttgart, Schickhardt u. Ebner), geht davon aus, daß das Seelenleben der Thiere in seiner Wurzel noch soviel wie unbekannt sei, daß man die treibende Kraft im Thiere Instinct genannt habe. Die Anhänger der Descendenztheorie müßten jedoch die Thierseele als von gleicher Qualität wie die des Menschen annehmen. So will denn der Verfasser das Seelenleben der Thiere in unparteiischer Weise mit dem des Menschen vergleichen, und er gibt viel feine Beobachtungen und brauchbare Bemerkungen. Was soll man aber denken, wenn der Verfasser Sätze zu Tage fördert wie folgende: „Die höher entwickelten Thiere können auch ohne Sprache eine oft in Staunen setzende Geistesthätigkeit entwickeln. . . . Wenn auch die Thierwelt sich gegenseitig verzehrt, muß denn da der Mensch noch

diese Greuelscenen mit vermehren? . . . Sind die wenigen Tage der Lust, die z. B. ein Kalb genießt, nichts werth? Sollte es lieber ungeboren bleiben, weil es wieder sterben muß?"

— In seiner Schrift „Ueber das Gesammtkunstwerk als Kunstideal" (Prag, Gregr u. Dattel) will der Verfasser J. Durdik als Herbartianer nachweisen, daß das (Wagner'sche) Gesammtkunstwerk nur insoweit anzuerkennen sei, als sich dasselbe bescheidet, ein zusammengesetztes Kunstwerk zu sein. Eine Kunst kann nicht im Verband mit andern ihr Höchstes erreichen, weil in diesem Falle die Künste einander Concessionen machen müssen. Uebrigens weist auch die (Vischer'sche) Gehaltsästhetik die Berechtigung eines Gesammtkunstwerks zurück.

— „Die Bauhütten des Mittelalters", Vortrag von August Reichensperger (Köln, Bachem), ist eine kleine Broschüre, welche mit großer Sachkenntniß und in anziehender Darstellung ihr Thema behandelt.

Ausländische Literatur.

Als ein bedeutendes Werk, wenngleich eigentlich mehr höheres Schulbuch, erwähnen wir „A History of Classical Greek Literature" von J. P. Mahaffy, hauptsächlich deshalb, weil sowol der Verfasser als auch sein Recensent in der „Saturday Review" einige für Deutsche beachtenswerthe, wiewol wenig schmeichelhafte Bemerkungen macht. Der Verfasser seinerseits räumt den deutschen Philologen zwar viel Verdienst auf dem Gebiete der Homerforschung ein, kann aber ihre allgemeinen kritischen Gesetze nicht billigen und findet ihren beliebten Gebrauch, literarische Vortrefflichkeit zum letzten Prüfstein der Echtheit einer Stelle zu machen, sehr trügerisch. Er betont übrigens die nationale Isolirtheit der Gelehrten und hält dafür, man stehe sich so schroff gegenüber, daß jede Nation blind sei gegen das, was die andere gesagt hat. Es beruhe dies, meint er, vielleicht darauf, daß wenige Gelehrte in Deutschland oder England im Stande seien, die Kraft eines Beweises in der Sprache der andern vollkommen zu würdigen. Seine, Mahaffy's, Meinung von deutscher Gelehrsamkeit scheint geringer zu werden, je weiter er vorschreitet, und schließlich gelangt er zu dem Schluß, daß die passendste Arbeit für einen deutschen Gelehrten die sei, die Fragmente des Ctesias, wenn man ihnen alle Beweisstücke für seine Zuverlässigkeit als Anhang beigibt, neu zu ediren. Und der Recensent seinerseits fügt hinzu, es erinnere Mahaffy's Methode, die griechische Literatur zu behandeln, im Vergleich mit der deutscher Gelehrten stark an die bekannte Geschichte von der Art und Weise, wie ein Deutscher und ein Engländer den ihnen gestellten Auftrag ausführten, ein Kamel zu beschreiben. Der Engländer, heißt es da, packte seinen Koffer und machte sich auf, um seinen Gegenstand in dessen heimischer Wüste zu studiren, während der Deutsche ruhig zu Hause blieb und ein Kamel aus seinem innern Bewußtsein heraus construirte.

— Aehnlich wie den deutschen Philologen scheint es wol manchen Lesern und Beurtheilern des letzten Products des amerikanischen Humoristen Mark Twaine (Pseudonym für S. L. Clemens): „A Tramp Abroad" (auch in der Tauchnitz-Edition erschienen), ergangen zu sein. Sie haben eben nicht das richtige Verständniß für die Sprache gehabt, wenn sie nicht ihre Lachmuskeln bei der Lektüre aufs kräftigste erregt fanden und den Verfasser gar bei seinem ausgelassensten Humor und seinen tollsten Späßen, in denen er sich nun einmal gefällt, au sérieux genommen haben. So z. B. bei dem, was er über die deutsche Sprache und über allgemein anerkannte Kunstwerke sagt. Daß er übertreibt, sei gern zugestanden. Thut es Dickens aber etwa nicht? Und doch hat auch das deutsche Publikum ihn fast so sehr gefeiert wie das englische und amerikanische. Wie kam das? Einfach deshalb, weil man ihm Dickens durch gute Uebersetzungen vermittelte und die Mehrzahl ihn durch diese kennen gelernt hat.

— Ein höchst empfehlenswerthes Werk sind die „Lectures on the Science and Art of Education: with other Lectures and Essays" vom verstorbenen Joseph Payne, herausgegeben von seinem Sohne Joseph Frank Payne, mit einer Einleitung von Rev. R. H. Quick.

Bibliographie.

Amyntor, G. v., Im Hörselberge. Novelle. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Aeschylos, Die Perser. Tragödie. Verdeutscht und ergänzt von H. Köchly. Herausgegeben von K. Bartsch. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bachmann, A., Die Völker an der Donau nach Attilas Tode. Ein Beitrag zur Geschichte der Völkerwanderung. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 50 Pf.

Belot, A., und E. Vacano, Die Würger von Paris. Eine Geschichte von neulich. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 7 M.

Beutner, G. F., Der Zoll-Anschluss der Hansestädte Hamburg und Bremen. Eine Zeit-Studie. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 M.

Bismarck-Schönhausen, v., Reden in den Parlamenten 1847 bis 1851. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von T. Riedel. Berlin, C. Heymann. 1881. Gr. 8. 3 M.

Bourdon, Frau, Silvio Pellico. Ein Lebensbild. Nach dem Französischen. Autorisirte Uebersetzung von J. Kemen. Luxemburg, Brück. 8. 1 M.

Bourfet, A., Sein Doppelgänger. Dramatischer Scherz. Hamburg, Kramer. Gr. 8. 60 Pf.

— — Wenn man eigensinnig ist. Schwank. Hamburg, Kramer. Gr. 8. 60 Pf.

Braun-Wiesbaden, K., Culturgeschichtliche Novellen. (Der Archimandrit. — Generalbeichte eines westfälischen Edelmanns.) Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Doctor Sackauer. Neue Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Brühl, G. v., Der Flüchtling oder die Insel der Geretteten. Historisch-romantische Erzählung. 1stes bis 5tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 10 Pf.

Byr, R., Der Weg zum Herzen. Erzählung. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Conrad, M. G., Französische Charakterköpfe. Studien nach der Natur. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Dewall, J. van, Die beiden Russinnen. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 8 M.

Ernst, C., Der große Brand von Gera am 18. September 1780. Gedicht. Gera, Hahn. 12. 50 Pf.

Falk, F., Ein Beitrag zur Arbeiter-Versicherungsfrage. Hamburg, Nestler u. Melle. Gr. 8. 50 Pf.

Hoeppner, J., Aus lichten Tagen. Ein Strauß deutscher Lieder mit zehn Aquarellen. Leipzig, Arnold. 8. 12 M.

Kettnaker, R., Loreley. Roman. Nördlingen, Reischle. 8. 2 M. 40 Pf.

Kick, F., Zur Frage der einheitlichen Mittelschule. Eine kritisch-pädagogische Studie. Leipzig, Felix. Gr. 8. 1 M.

Löhn-Siegel, Anna, Wie ich Schauspielerin wurde. Aus den Anfängen meiner Theaterlaufbahn. Berlin, Gerschel. Gr. 8. 6 M.

Mützelburg, A., Der Bockreiter. Eine seltsame Historie. 2 Bde. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Pasqué, E., Frau Musica. Vier Erzählungen. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Rehmke, J., Die Welt als Wahrnehmung und Begriff. Eine Erkenntnisstheorie. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 M.

Schauerte, F., Christina, Königin von Schweden. Ein Lebensbild. Freiburg i. Br., Herder. 8. 1 M. 50 Pf.

Scheffel, J. V. v., Waldeinsamkeit. Dichtung zu 12 landschaftlichen Stimmungsbildern von J. Marak, radirt von E. Willmann, in Lichtdruck ausgeführt von J. Schober in Durlach. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 8 M.

Schellwien, R., Dichtungen. Magdeburg, Faber. 8. 3 M. 50 Pf.

Schwaiger, M. F., Am See. Gedichte. Salzburg, Mittermüller. 16. 1 M. 20 Pf.

Die Pariser Tagezeiten. (Handschriftlicher Text.) Herausgegeben von S. Waetzoldt. Hamburg, O. Meissner. 8. 4 M.

Thiersch, H. W. J., Ursprung und Entwicklung der Colonieen in Nordamerika 1496—1776. Augsburg, Preyß. 8. 1 M. 50 Pf.

Vlämisches Tagebuch über Vasco da Gama's zweite Reise 1502—1503. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von H. C. G. Stier. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 1 M. 20 Pf.

Voigt, G., Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. 1ster Bd. 2te umgearbeitete Auflage. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 8 M.

Wernick, F., Städtebilder. (Avignon, Nimes, Algier, Blida, Constantine, Biskra, Tunis, Karthago, Malta, Syrakus, Catania, Girgenti, Palermo, Barcelona, Valencia, Elche, Murcia, Malaga, Granada, Sevilla, Cordoba, Madrid, Toledo, Escorial, Burgos.) 5ter Bd. (Neue Folge, 3ter Bd.) Leipzig, L. Senf. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**

Fünf Bände.

4. Preis jedes Bandes geh. 30 M., geb. 32 M.

(Auch in 75 Lieferungen à 2 M. zu beziehen.)

Dieses nun vollständig vorliegende Werk wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Soeben erschien:

Erste Section. 98. Theil (**Guss-Stahl — Gymnastik**).

4. Cart. 11 M. 50 Pf., auf Velinpapier 15 M.

Von größern Artikeln sind in diesem Theile besonders hervorzuheben: Gustav Adolf, Gustav-Adolf-Verein (von Hasemann); Gütergemeinschaft (von Just); Guttiferen (von Garcke); Karl Gutzkow (von Boxberger); Gymnasium (von Eckstein); Gymnastik (von Theile).

☞ **Frühern Subscribenten auf das Werk, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen gewährt.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das System der erworbenen Rechte.

Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie

von

Ferdinand Lassalle.

Zweite Auflage, herausgegeben von

Lothar Bucher.

Zwei Theile. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Lassalle's Hauptwerk „Das System der erworbenen Rechte" hat bei seinem ersten Erscheinen in juristischen, philosophischen, politischen und administrativen Kreisen Aufsehen erregt und liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Dieselbe ist von dem Wirkl. Geh. Legationsrath Lothar Bucher in Berlin, welchem Lassalle das literarische Eigenthum seiner Schriften vermachte, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet, in welchem derselbe unter anderm sagt, selbstverständlich finde das Werk Eingang in die Bibliothek der Gelehrten, aber auch keinem Praktiker mit wissenschaftlichem Sinne werde es mehr fremd und entbehrlich sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Mediterranea.

Lebens- und Landschaftsbilder von den Küsten des Mittelmeers.

Von

Rudolf Kleinpaul.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Durch sein Buch „Roma Capitale" als Reiseschriftsteller und Culturhistoriker aufs vortheilhafteste bekannt geworden, bietet der Verfasser hier eine neue Reihe Bilder und Skizzen, in welcher er uns nach Griechenland, Neapel, Genua und an die Riviera versetzt und wiederum die landschaftlichen Schilderungen durch interessante Momente aus Vergangenheit und Gegenwart des Volkslebens illustrirt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

FAUST.

A TRAGEDY

By JOHANN WOLFGANG VON GOETHE.

TWO PARTS.

TRANSLATED, IN THE ORIGINAL METRES, BY

BAYARD TAYLOR.

The First Part. Second edition. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
The Second Part. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Bayard Taylor's englische Uebersetzung des „Faust" ist die einzige, welche sich streng an die Versmaasse des Originals anschliesst und mit den Gedanken auch die Form der Dichtung in möglichster Treue wiedergibt. Der Erste Theil liegt bereits in zweiter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Welttheil.

Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet

von

Dr. Berthold Volz.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Stanley's großes zweibändiges Werk „Durch den dunkeln Welttheil", worin er selbst über seine von den wichtigsten Erfolgen gekrönte Entdeckungsreise durch den afrikanischen Continent ausführlichen Bericht erstattet, wurde von der wissenschaftlichen Welt mit einmüthigem, seltenem Interesse aufgenommen. Um nun auch weitern Kreisen die Kunde von diesen großartigen Entdeckungen zugänglich zu machen, hat der Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam, Dr. B. Volz, das vorliegende Buch bearbeitet, das, mit zahlreichen Originalabbildungen geschmückt und zu sehr billigem Preise dargeboten, sich besonders auch als eine vorzügliche Bereicherung der Volks- und Jugendschriften-Literatur empfiehlt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Universitäts-Bibliothek Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 25. November 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Erwin Mausbach. — Zur Kunstgeschichte unsers Jahrhunderts. Von Karl Biedermann. — Neue Romane. Von Eugen Zabel. — Gedichte. Von Rudolf Kulemann. — Feuilleton. (Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Von verschiedenen Seiten (gelegentlich auch in d. Bl.) ist in letzter Zeit wiederholt der Wunsch laut geworden, daß an den deutschen Universitäten ein Lehrstuhl für neuere deutsche Literatur möge gegründet werden, und diesem Wunsche wird jeder aufrichtige Freund der deutschen Literatur nur beistimmen können. Daß der neuern schönwissenschaftlichen Literatur von höherer Art und Tendenz im Publikum wieder ein breiterer Boden gewonnen werde: das ist sicherlich ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, und die deutschen Universitäten könnten zu dessen Erreichung möglicherweise nicht wenig beitragen. Wir fürchten aber leider, daß zur Zeit noch die Curatorien derjenigen Universitäten, an denen ein solcher Lehrstuhl bisher nicht besteht, sich jedem darauf bezüglichen Vorschlage gegenüber spröde verhalten und sich darauf berufen werden, daß an den Universitäten, wo eine derartige Professur besteht, die betreffenden Collegien meist zu den am schlechtesten besuchten gehören, und daß demgemäß der für diese Professur ausgesetzte Gehaltsetat weggeworfen sei. Und diesem Einwande läßt sich bisjetzt leider nicht die Berechtigung absprechen. Schreiber dieses gehört noch lange nicht zu den ältesten Leuten und glaubt, daß es auf den meisten Universitäten in Betreff des beregten Punktes heute noch ziemlich ebenso stehen wird, wie es während seiner eigenen Universitätszeit stand. Die in Rede stehende Universität zählte über 700 Studenten; an derselben las ein höchst geistvoller (jüngst verstorbener) Professor Aesthetik und neuere deutsche Literaturgeschichte. Und wie viel Zuhörer sah er zu seinen Füßen? In der Aesthetik einen einzigen, und das war der Verfasser dieser Zeilen, und die Vorlesungen über neuere Literaturgeschichte hatten — obgleich öffentlich und gratis — gleichfalls nicht mehr als ein halbes Dutzend Zuhörer herbeizulocken vermocht. Dem gewöhnlichen Gros der Studiosen erscheinen solche Dinge als Allotria: das kommt ja alles nicht im Examen vor und darum kann man es entbehren! Genau genommen gehört auch die Philosophie zu diesen Allotriis. Aber in der Philosophie werden Theologen und Philologen examinirt, und dieser Umstand bewahrt den Professor der Philosophie vor dem sonst naheliegenden Schicksal, vor leeren Bänken lesen zu müssen. Aber deutsche Literatur, und zwar neuere, wird von keinem Examinanden verlangt. Ja, die mittelalterliche, das ist etwas anderes! Die hat der künftige Gymnasiallehrer unbedingt nöthig, der germanistische Professor sitzt in der Examencommission, und darum müssen die betreffenden Collegien gehört werden. Aber wer fragt im Examen nach Schiller und Goethe? Und was nicht im Examen vorkommt, das wird, wie gesagt, nach der gewöhnlichen Studentenpraxis nicht gehört. Die Studenten jeder Facultät halten sich an ihre strengen Fachcollegien, was darüber hinaus ist, das ist vom Uebel. Dieser Standpunkt ist natürlich ebenso einseitig als bedauerlich, und er kann die Universitätscuratorien nicht gerade ermuthigen, für solche „Allotria"-Professoren noch große Gehalte auszuwerfen.

Daß die Besucher der Universitäten infolge fachwissenschaftlicher Ueberbürdung verhindert wären, sich auch andern Disciplinen zu widmen, läßt sich durchaus nicht behaupten. Aber es muß vor allen Dingen die falsche Idee beseitigt werden, als ob es sich auf der Universität lediglich um fachwissenschaftliche Abrichtung handle; vielmehr muß den Studirenden wieder zum Bewußtsein kommen, daß auf einer universitas litterarum vor allem auch universale Bildung zu erringen sei, und daß neben der (nicht blos des Examens wegen betriebenen) Philosophie hier die Literatur des eigenen Volks in erster Linie stehe; statt der immer mehr vorschreitenden Arbeitstheilung, die oft genug zur Folge hat, daß einer in seinem speciellen Fache

ein großer Gelehrter, sonst aber ein geradezu ungebildeter Mensch ist, statt dessen — sagen wir — wäre zu wünschen, daß man wieder etwas mehr zu der Methode längst vergangener Zeiten zurückkehrte, in denen die Studenten oft mehrere Semester vor aller Fachwissenschaft im Interesse allgemeiner Durchbildung philosophische und literarische Collegien hörten. Damit aber die letztgenannten Disciplinen auf den Universitäten wieder zu größerer Geltung und durchgreifenderm Einfluß gelangen, muß theilweise schon auf den Gymnasien das Ding anders angefaßt werden. Auf diesen kann man in der That von einer Ueberbürdung reden, d. h. die lediglich fachwissenschaftlichen Anforderungen werden zum Schaden der allgemein humanitären Bildung immer mehr gesteigert, während es sich auf dem Gymnasium doch vor allem um Aneignung der letztern und nicht um Befriedigung der erstern handelt. Und wie werden nun gerade Philosophie und deutsche Literatur auf dem Gymnasium behandelt? Von Philosophie ist im ganzen wenig die Rede. Wo aber etwa in der obersten Klasse die Rede darauf kommt, da werden die philosophischen Systeme der Alten und Neuen in den meisten Fällen mit souveränem Achselzucken als ebenso viele verfehlte Versuche, die Wahrheit zu finden, hingestellt, welche letztere (die Wahrheit) allein bei ihm, dem Religionslehrer (denn der macht in der Regel dergleichen Excurse), zu finden sei. Derartige Auffassungen sind natürlich nicht geeignet, Respect vor der Philosophie einzuflößen und zu ihrem weitern Studium auf der Universität zu ermuntern. Derselbe Herr aber, der den Religionsunterricht gibt, vertritt oft genug auch das Deutsche, und gerade in der Gegenwart, wo die Orthodoxie wieder Trumpf ist, werden da die Koryphäen der Literatur oft nach Maßstäben beurtheilt, die an Schiefheit nichts zu wünschen übrig lassen. Daß die Poesie eine freie und vorurtheilslose Kunst ist und nur nach den ihr immanenten ästhetischen Gesetzen, nicht aber nach anderweiten fremden Gesichtspunkten beurtheilt werden darf, das wird hier ganz und gar vergessen. Der geistliche Hochmuth sitzt in absprechendster Art zu Gericht und jede geistig (und auch politisch) freie Richtung wird in Grund und Boden verdammt; und da nun die bedeutenden deutschen Poeten in der Regel nicht an einem Uebermaß von Orthodoxie und reactionärer Gesinnung laborirt haben, werden sie den Schülern vielfach in einem vollkommen falschen Lichte vorgeführt, und so verlassen die Abiturienten die Schule, um die Verketzerten natürlich auch auf der Universität weiterhin keiner Beachtung zu würdigen. In der Regel dringt von diesen Fälschungen des richtigen Urtheils nicht gar viel ins große Publikum, es bleibt das meist in den Gymnasialkreisen. Wenn man aber einmal etwas zu hören bekommt, so muß man staunen, wie oft der grünste Candidat der Theologie sich herausnimmt, über Heine, Freiligrath, ja über Goethe's „Faust" u. a. herzuziehen.

Wenn aber kein Theolog den Literaturunterricht gibt, so gibt ihn, da specielle deutsche Lehrer noch nicht existiren, meist ein Philolog, der gewöhnlich in erster Linie classischer Philolog ist und sich um die nun nebenbei mit zu übernehmende deutsche Literatur herzlich wenig gekümmert hat. Der Unterricht ist ihm selbst nicht sehr genehm und interessant; darum versteht er ihn auch für die Schüler nicht interessant und lebendig zu machen, und indem er die deutschen Dichter oft genug mikrologisch wie die alten Classiker behandelt, bringt er durch Langweiligkeit zu Wege, was sein theologischer College mit schiefen Urtheilen leistete.

In allen diesen Beziehungen muß auf den Gymnasien erst eine Aenderung eintreten, bevor es auf den Universitäten mit dem Interesse für Literatur besser werden kann. Schließlich und zu allerletzt wird man freilich sagen müssen: die Poesie ist und bleibt eine aristokratische Kunst, und kein Gymnasiallehrer und kein Universitätsprofessor wird den Sinn dafür jenen Dutzendmenschen aufschließen, die überall die Mehrzahl bilden und denen die Empfänglichkeit dafür von der Natur versagt ist. Es gibt feine Seelen, und es gibt grobe Seelen; für die letztern ist die Poesie überhaupt nicht da, dieselbe existirt nur für die Elite der Menschheit; wenn man deshalb warten will, bis der Literaturprofessor einen so großen Saal wie der Pandektenlehrer nöthig hat, so wird man überhaupt nie dazu kommen, einen anzustellen.

Erwin Mansbach.

Zur Kunstgeschichte unsers Jahrhunderts.

Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Zweite Reihe. Nördlingen, Beck. 1879. 8. 5 M. 50 Pf.

Das Pecht'sche Buch behandelt eine Reihe noch lebender oder jüngst verstorbener namhafter deutscher Meister der bildenden Kunst — Malerei, Sculptur und Architektur — sammt ihren Kunstwerken in eingehender Weise.

Pecht hat die Schärfe seiner Kritik und seine umfassende Kunstkennerschaft bereits mehrfach bethätigt, so früher in seinen „Südfrüchten", noch vor einigen Jahren wieder in einer Reihe geistvoller Artikel über die große internationale Kunstausstellung zu Paris in der augsburger „Allgemeinen Zeitung". Was an dem vorliegenden Werke über deutsche Künstler besonders wohlthut, ist die Verschmelzung ebendieser Schärfe und Unbefangenheit des Urtheils mit einer daneben überall hervortretenden Wärme und Pietät der Anerkennung für alles Große und Schöne, welches in diesen Künstlern repräsentirt ist. Dazu kommt endlich noch als besonderer Vorzug der weite und freie Blick, womit Pecht die verschiedenen Richtungen und Hervorbrin-

gungen der bildenden Kunst als eines einzelnen Zweigs der allgemeinen nationalen Cultur dem Ganzen dieser Cultur, dem Gesammtorganismus des geistigen Lebens unserer Nation einzureihen und von diesem höchsten Gesichtspunkt aus zu beurtheilen sucht, ohne damit ihrer Idealität und deren ewigen Gesetzen etwas zu vergeben.

Die „Erste Reihe" der „Deutschen Künstler", die 1877 erschien, ist in d. Bl. bereits besprochen worden. Es sei daher nur um des Zusammenhangs willen daran erinnert, daß dort die glänzenden Namen Cornelius, Ludwig Richter, Ernst Rietschel, Ludwig Knaus, Gottfried Semper, Moritz von Schwind, Anselm Feuerbach, Friedrich Preller es waren, um welche die kunsthistorischen und biographischen Betrachtungen des Verfassers sich bewegten.

Schienen damit schon beinahe nach allen Seiten hin die Höhepunkte deutscher Kunstschöpfung im 19. Jahrhundert bezeichnet, so fügt gleichwol die im vorigen Jahre erschienene „Zweite Reihe" noch eine Menge anderer, in ihrer Weise nicht minder bedeutender Meister, zum Theil wieder nach andern Richtungen, hinzu: Karl Rottmann, Franz Defregger, Wilhelm von Kaulbach, Franz Lenbach, Alfred Rethel, Arnold Böcklin, Christian Rauch, Ludwig Passini, Bonaventura Genelli, Adolf Menzel, Hans Makart.

Bei jedem der hier Genannten ist zuerst der Lebens- und Entwickelungsgang kurz, aber nach seinen Hauptmomenten angegeben, wobei dem Verfasser mehrfach, wie schon im ersten Bande, seine persönliche Bekanntschaft mit den betreffenden Persönlichkeiten zu statten kam; es sind sodann ihre namhaftern Schöpfungen vorgeführt, veranschaulicht und besprochen; ganz besonders ist aber auf die Gesammtbedeutung eines jeden dieser Künstler und seiner Eigenthümlichkeit für die Entwickelung der Kunst hingewiesen, sowie seine Stellung zu den Hauptaufgaben derselben in überzeugender Weise charakterisirt.

Folgen wir dem Verfasser durch die Reihe dieser Charakteristiken, indem wir von jeder derselben dasjenige hervorheben, was uns als besonders markant erscheint.

Gleich im Eingange zu der Schilderung Rottmann's begegnen wir einer jener allgemeinen culturgeschichtlichen Betrachtungen, die Pecht gern anstellt, einer solchen, der bei aller Paradoxie, die sie auf den ersten Blick enthält, dennoch eine gewisse Wahrheit sich nicht absprechen läßt. Pecht erwähnt, daß Rottmann seinen ersten Unterricht im Zeichnen von dem selbst sehr künstlerisch gebildeten Vater, einem Maler und Zeichenlehrer in Handschuhsheim an der Bergstraße, empfangen habe. Dazu bemerkt er:

> Sicherlich ist es nichts weniger als zufällig, daß so viele der berühmtesten Künstler auch Söhne von solchen sind. Gewiß hat nichts so sehr zur Entwickelung der Cultur beigetragen, ist überhaupt so tief in der menschlichen Natur und dem sie beherrschenden Triebe der Nachahmung begründet als das Kastenwesen, das wir nicht zufällig bei den Nationen entwickelt finden, welche die ersten Träger der höhern Civilisation waren. Es gehört zu den ärgsten Verkennungen dieses der Menschennatur eingewurzelten Triebes, wenn unsere dermaligen socialen Einrichtungen, verführt von der Rousseau'schen Gleichheitstheorie, diesem Triebe in der Erziehung wie in der Gliederung der ganzen bürgerlichen Gesellschaft so ganz und gar keine Pflege angedeihen lassen, während durch eine verständige Ausnutzung desselben ungleich höhere Resultate zu erzielen wären. Der Mangel an technischem Vermögen, der unsere Zeit so sehr zu ihrem Nachtheil von frühern Perioden, besonders in Deutschland, diesem Paradies der Schulmeisterweisheit und Gesetzesfabrikation, unterscheidet, ist die directe Folge dieses verfehlten Systems.

Gewiß denkt Pecht nicht an eine Wiedereinführung des alten indischen Kastenwesens oder auch nur jener mittelalterlichen Einrichtung der sogenannten gesperrten Gewerbe, wo lediglich ein Meisterssohn wieder Meister in dem gleichen Gewerbe werden konnte; er meint wol blos — und darin hat er nicht unrecht — es wäre gut, wenn die Sitte sich feststellte, daß häufiger als jetzt der Sohn das Werk seines Vaters fortsetzte. In vielen Zweigen der Cultur, in Handel und Industrie, auch in manchen gelehrten Berufsarten, geschieht das schon: für die Kunst und auch für das Kunstgewerbe wäre eine ähnliche Continuität der Entwickelung sicherlich von Nutzen. Rottmann's Eigenart in Auffassung der Natur kennzeichnet Pecht folgendermaßen. Rottmann selbst sagte einmal in einem Briefe: „Studien aus großer Natur sind nöthig; einen erhabenen Charakter, der den Stil eines Bildes, wie ich es mir denke, ausmacht, muß man gesehen und begriffen haben, um die Studien des Details anwenden zu können." Pecht bemerkt dazu:

> Ihm also war Stil und Erhabenheit eins und dasselbe; er verstand die Natur gar nicht anders denn von dieser Seite her, als Text zur Melodie in seiner Brust, wie er denn später einmal äußerte: „Ohne es gerade zu suchen, wird dies ein Bild geben, welchem ähnliche Formen ich schon öfter gezeichnet; es ist mir angenehm, das nach der Natur malen zu können, was mir früher nur in der Idee lag." Das war so richtig, daß er oft tage- und wochenlang unaufhörlich an einem Formgedanken herummodelte, bis er ihn so einfach und groß herausgearbeitet, wie er ihm vor der Seele schwebte. Damit erreichte er denn freilich eine Prägnanz der Erscheinung, daß man seine meisten Bilder nie mehr zu vergessen im Stande ist, wenn man sie einmal gesehen; sie sind gleich antiken Kunstwerken alle vollkommen ausgetragen, der Gedanke so sehr auf seinen kürzesten und schlagendsten Ausdruck reducirt, daß er blitzartig frappirend und überzeugend wirkt.

Am längsten verweilt Pecht bei der Reihe italienischer Landschaften, mit denen Rottmann auf König Ludwig's I. Betrieb die Arcaden des Bazars in München schmückte. Trotz der Beschränkungen, welche in Bezug auf die Auswahl der Stoffe der königliche Wille, und trotz der Schwierigkeiten, welche bei der Ausführung die ihm noch neue Technik des Fresco dem Maler auferlegte, war doch, wie Pecht sagt, damit „etwas geschaffen, was in seiner Art geradezu einzig in der Welt dasteht, was von allen Werken jener Zeit (die zwanziger und dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts) allein classisch genannt werden muß. Wirkt es doch heute nach fünfundvierzig Jahren noch ebenso entzückend wie damals. Die außerordentliche Bescheidenheit der künstlerischen Mittel trägt zu diesem Eindruck nicht am wenigsten bei, wirkt um so anregender auf die Phantasie, als doch

die Lichtfülle des Fresco mit großem Geschick ausgenutzt ist, sodaß die sonnige Heiterkeit, die für Italien wie für die griechischen Kunstwerke so charakteristisch ist, nicht allein sehr gut wiedergegeben, sondern auch mit jenem majestätischen Ernst aller südlichen Natur aufs glücklichste verbunden erscheint".

Nicht gleich befriedigt ist Pecht von den griechischen Landschaften, mit denen Rottmann, ebenfalls auf des Königs Wunsch, etwas später die untere Reihe der Arcaden schmückte. Er äußert:

Hat die Composition unleugbar dieselben Vorzüge vollendeter Originalität wie stilvoller Einfachheit und Größe der Form, so fehlt doch die heitere Anspruchslosigkeit, die süße Liebenswürdigkeit und naive Anmuth jener Jugendarbeit durchaus, macht einem majestätischen Ernst, ja jener Schwermuth Platz, die uns beim ewigen Wandern über Trümmer, der unaufhörlichen Hinweisung auf eine glanzvolle Vergangenheit inmitten armseliger Gegenwart nothwendig beschleichen muß. Nur ein einziges dieser Bilder kann man allenfalls heiter nennen, Chalkis, wo man förmlich aufathmet, endlich nicht mehr an die Vergänglichkeit alles Edeln und Schönen erinnert, nicht mehr über Ruinen geführt wird. Um der Monotomie dieses so oft wiederkehrenden Motivs zu entgehen, und gedrängt von dem gänzlich verwilderten coloristischen Geschmack seiner Zeit, der gerade das Bunteste und Schwerste in der Farbe am meisten bewunderte, ließ sich denn auch der Maler dazu verführen, die herrliche Größe seiner Form durch einige übertriebene Effecte von Sonnenuntergängen u. dgl. zu beeinträchtigen, deren schwerfällige Pracht nicht künstlerisch wirkt.

Damit scheiden wir von Rottmann und wenden uns mit dem Verfasser zu Franz Defregger.

Wie in dem Malersohn Rottmann von seiten der Technik, so findet Pecht in dem tiroler Bauernsohn Defregger von seiten der künstlerischen Anschauung und Empfindung eine gewisse natürliche Prädestination.

Die Entwickelungsgeschichte Defregger's wird uns in einer kurzen selbstbiographischen Aufzeichnung des Künstlers schlicht und einfach, aber um so anmuthender mitgetheilt. Defregger ist ein echter Tiroler, wie in Sitte und Tracht (welche letztere er auch als schon namhafter Künstler beibehielt), so in der Wahl und Behandlung seiner Stoffe. Das bezeugen seine Bilder: Speckbacher (welches 1868 so großes Aufsehen machte und seinen Ruf begründete), Die Brüder, Die italienischen Bettelmusikanten (die ihre Künste in einer tiroler Bauernfamilie zeigen), Der Ball auf der Alm, Das Preispferd, Das letzte Aufgebot, Das Faustschieben u. s. w. Was Pecht über diese Bilder im einzelnen sagt, darüber müssen wir auf das Buch selbst verweisen. Defregger's Charakteristik im allgemeinen gibt er in folgenden Sätzen:

Wie Defregger der naivste unter den gegenwärtig lebenden Künstlern, so ist auch das idealisirende Moment stärker bei ihm als z. B. bei Passini, ja selbst bei Knaus. Er ist der entschlossenste Optimist von allen Malern, die ich überhaupt kenne, da er nie eine eigentlich widerwärtige Figur in seinen Bildern bringt, da weder Laster noch Gemeinheit für ihn vorhanden zu sein scheint. Das Böse existirt für ihn nicht einmal als Gegensatz des Guten. Dadurch wird seine Welt trotz aller Realität doch eine durchaus ideale. Sie beglückt uns um so tiefer, als das nicht etwa System und Speculation ist, sondern mit der angeborenen Arglosigkeit und Reinheit, jener Jungfräulichkeit eines Charakters zusammenhängt, an dessen innerlicher Hoheit nichts Unreines und Gemeines haften bleibt, welch männlicher Energie er sonst auch fähig sei. Darum erscheint Defregger auch in ungewöhnlichem Grade zum religiösen Maler prädestinirt, und ich bin überzeugt, daß er hier nicht weniger auf seinem Felde wäre als auf dem, das er jetzt bebaut. Aber auch auf diesem wirkt er schon meist ganz religiös, indem er uns den Glauben an das Edle in der menschlichen Natur stärkt und wiederherstellt und uns tiefer dadurch beglückt, als es den meisten Kunstwerken anderer gelingt. Dies ist denn auch das Geheimniß seiner rasch errungenen Popularität, die noch stets im Wachsen begriffen erscheint, da keine Form des Schönen anziehender wirkt als das Unbewußte.

Eine der ausgeführtesten, zugleich interessantesten Schilderungen bei Pecht ist die Kaulbach's. Hier tritt einerseits des Verfassers Unbefangenheit und Selbständigkeit des Urtheils gegenüber einer so vielbewunderten (freilich auch so vielbestrittenen) künstlerischen Größe wie Kaulbach, andererseits sein Talent, sich in die Eigenthümlichkeit eines Künstlers hineinzudenken, in der Anwendung auf eine so vielgewandte und bewegliche Natur wie die Kaulbach's in markantester Weise zu Tage. Man höre, wie Pecht das ganze Wesen Kaulbach's analysirt, erst negativ nach seinen Schwächen, dann positiv nach der Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit seiner Begabung:

War nun Kaulbach ein classischer oder überhaupt ein großer, vielleicht gar nur ein dermalen populärer Künstler — denn die Eigenschaft der Popularität wird ihm niemand absprechen? Diese Frage ist für die Zeitgenossen doch nicht so leicht zu beantworten, wie die persönlichen Freunde es ohne weiteres als festgestellt annehmen. Bekanntlich hat seine Versetzung in die erste Kategorie sogar bei seinen Lebzeiten schon ausnehmend viel Widerspruch gefunden, und von nicht gering wiegenden Stimmen. Kann endgültig gewiß aber nur die Nachwelt darüber entscheiden, so geben wir, seine Zeit- und Fachgenossen, die wir ihn persönlich gekannt sowie die Wirkung, die er auf seine Nation im verschiedensten Sinn ausgeübt, doch jedenfalls einen nicht zu übersehenden Chor von Zeugen ab; wir haben ein Material zu bieten, das bei dem Endurtheil schwer ins Gewicht fällt. Da muß denn sofort constatirt werden, daß das specifisch Künstlerische, die Form der Darstellung, keineswegs bedeutende Bereicherung von Kaulbach erfahren, daß er durchaus keinen eigenen Stil, keine bisher unbekannte Sprache oder Ausdrucksweise für seine Gedanken geschaffen, vielmehr die classicistische seines Meisters Cornelius ziemlich unverändert übernommen und nur nach und nach in realistischer Richtung etwas weiter ausgebildet hat. Daß er einen neuen Stil in dieser Beziehung eingeführt, wie seinerzeit Piloty, dann Feuerbach, jetzt ein Makart, kann niemand von ihm behaupten. Die Sprache der Kunst ist von ihm um keine einzige neue Wendung, keinen irgend erheblichen technischen Fortschritt vermehrt worden. Vielleicht wol eben deshalb hat er auch niemals eine Schule gebildet oder directe Nachahmer gefunden, wie blendend auch seine Erfolge gewesen, wie vieles von seiner Weise auch auf die Zeitgenossen übergegangen. Er schließt eine formale Richtung ab, sie lebt in ihm aus, er führt keine neue ein. Aber er hat jedenfalls wenigstens so viel Eigenes in seiner Formenbildung, daß man sehr leicht seine Arbeiten von andern der Schule wegkennt. Uebrigens wird das Urtheil über ihn besonders dadurch erschwert, daß es wenige Künstler seines Ranges

gibt, die so viele leichtsinnige und mittelmäßige Arbeiten gemacht haben. ... In der Malerei während einer sehr unclassischen, jeder festen oder auch nur erträglichen Technik entbehrenden Periode überhaupt nur irgendetwas Bleibendes zu schaffen, ist sehr viel schwerer, als der Laie gewöhnlich glaubt. Es war daher in vieler Beziehung ein Unglück für Kaulbach — wie früher schon für Cornelius — daß ihm nicht wie Goethe und Schiller ein Lessing vorausging, der ihnen die Sprache, die Technik bildete. Ward Rafael ein Jahrhundert früher geboren, so wäre die Welt um ihren größten Maler gekommen! Weder der ganz antikisirende Carstens, der gar keine Technik besaß, noch die viel zu sehr von der David'schen Richtung beherrschten, in Paris gebildeten Schwaben Wächter und Schick können auf dieses Verdienst einen begründeten Anspruch erheben, Mengs' Traditionen aber hatte der Zwischenraum eines halben Jahrhunderts vergessen lassen. Dagegen ist Kaulbach durchaus deutsch, keine fremde Kunstrichtung hat irgendeinen Antheil an ihm. Er hat in hohem Grade jenen auf unserer musikalischen Begabung ruhenden rhythmischen Sinn, jenes strenge Stilgefühl, welches die deutsche Kunst so auszeichnet. Noch mehr aber den ihr ganz charakteristischen Zug, daß sie sich niemals mit der Darstellung der bloßen Schönheit der Gestalt an sich befriedigt fühlt, sondern daß ihr diese immer nur Symbol, Mittel, aber nie Selbstzweck wird; daß sie immer erzählen oder doch bedeuten, lehren, ja predigen will. Dafür ist er der gerade Gegensatz von seines Meisters Cornelius in ihrer ruhigen Sicherheit so imponirenden Natur. Sie verhalten sich zueinander wie der Volker mit dem stählernen Fiedelbogen zu Goethe's Tasso. Unruhig, beweglich, nervös und reizbar im höchsten Grade wirkt die Zeit, der Moment sogar, auf ihn mit verführerischer Gewalt. Wie jener eine durchaus männliche, classisch einfache, so ist Kaulbach ein gemischte, vor allem gründlich moderne, die mannichfaltigsten Widersprüche in sich vereinigende, viel reichere, wenn auch nicht die Spur von antikem Wesen in sich enthaltende, sondern romantisch geistreiche Natur. Es reizt ihn eigentlich alles, Gold und Lorbern, Frauen- und Volksgunst, Zeitungslärm und Nachruhm; ja, wenn ihn das Hohe entzückt, so amusirt ihn das Gemeine kaum weniger. Umgreifend, verwegen, viel verbrauchend, voll jener Unersättlichkeit, die wir an fast allen großen Männern wahrnehmen, frech, ja cynisch, himmelstürmerisch, ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Liebe, ewig wechselnd, der größten und abschreckendsten Kälte und Berechnung wie der verzehrendsten Leidenschaft, der heißesten Glut fähig, heute geizig und habsüchtig, morgen großmüthig und verschwenderisch, ist und bleibt der Grundzug seines Wesens das Dämonische, wie wir es zuerst bei Byron, dann bei Heine und jetzt bei Richard Wagner wiederfinden. Gerade Kaulbach aber stellt dieses Element, diese specifische Mischung von Dr... und Feuer, wie sie Goethe so unübertrefflich nennt, reiner dar als irgendein anderer.

Pecht unternimmt es nun, diese verschiedenen negativen und positiven Eigenschaften Kaulbach's theils aus seiner Bildungsgeschichte zu erklären, theils an seinen Werken aufzuzeigen. Auch hier können wir ihm natürlich nicht ins einzelne folgen, dürfen aber diesen Abschnitt seines Buchs allen denen, die sich für Kaulbach interessiren, oder die seine Eigenthümlichkeiten erst kennen lernen möchten, ganz besonders zu aufmerksamer Lektüre empfehlen. Wenn Pecht Kaulbach's Verhältniß zur Kritik, wenn er „Kaulbach im Atelier", oder wie er es bezeichnet „Reineke Kaulbach", wenn er weiter, zu einer allgemeinen Betrachtung abschweifend, mit ergötzlichem Humor den „Stoffwechsel im Gebiet der geistigen Welt" und, abermals zu Kaulbach zurückkehrend, das bei diesem wirksam gewesene Verhältniß zwischen reichem Lebensgenuß und fabelhafter Productivität — wenn er dies alles in fast feuilletonistisch leichter und pikanter Form schildert, so zeigt er gleich daneben wieder den ganzen Ernst und die ganze Sicherheit des Kunstkenners, indem er einerseits Kaulbach's mangelnde Naivetät in der Kunst rügt (weshalb es demselben schwer, ja unmöglich gewesen sei, „das darzustellen, was mit der Fülle und Reinheit des Herzens zusammenhängt"), andererseits mit rückhaltloser Bewunderung von der reichen Phantasie Kaulbach's spricht, die ihn bei der Wahl der Stoffe das die Zeit am tiefsten Bewegende (wie in seinem Arbues, seinem Nero, seinen Darstellungen aus dem Reformationszeitalter im Treppenhaus des berliner Museums) habe herausgreifen, bei der Composition aber im Bau und in der Verschlingung der Gruppen wahrhaft schöpferisch habe verfahren lassen.

Am Schluß wirft Pecht noch die Frage auf: worin doch eigentlich Kaulbach's außerordentliche, „wenn auch rasch wieder dahingeschwundene" Popularität liege, eine Popularität, welche die von Cornelius weit übertraf. Und er antwortet:

> Sie liegt darin, daß, während dieser den Kämpfen und Anliegen wie dem Geschmack unserer Zeit durchaus fremd bleibt, Kaulbach nicht nur ihre ganze Bildung in sich aufgenommen hat, sie in seinen Werken widerspiegelt, sondern sich durch dieselben an ihrem Ringen auch aufs nachhaltigste betheiligt, ja sie zu einem der glänzendsten Denkmale desselben macht. Sie zeigen uns vor allem einen Reichthum, eine großartige Weite, Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes, deren sich kaum ein anderer moderner Künstler rühmen kann.

Viel kürzer als die vorige, aber um so wärmer ist die Darstellung des nun folgenden Künstlers, Franz Lenbach, der sich von einer anfänglich ziemlich stark naturalistischen Manier durch ein strenges Studium der classischen (italienischen, niederländischen u. a.) Meister zu einer edeln, zugleich originellen Behandlung des Porträts, seiner Specialität, hindurchgearbeitet.

Nicht minder liebevoll ist das Bild des überaus frühreifen und talentvollen, aber leider ebenso früh durch ein körperlich-geistiges Leiden der Kunst verloren gegangenen Alfred Rethel ausgeführt, zum Theil mit Zugrundelegung von Briefen des Künstlers an seine Braut und seine Mutter, zum Theil aus eigenen, persönlichen Erinnerungen Pecht's. Nebenher gehen Analysen der bedeutendsten Compositionen Rethel's, der Nemesis, des Rudolf von Habsburg, des Hannibalzugs, der aachener Kaiserbilder u. a.

Arnold Böcklin erhält folgendes Signalement als Mensch und Künstler, wie er namentlich in seinen frühern Schöpfungen und bei seinem ersten Auftreten in den Künstlerkreisen Münchens (nach der Rückkehr aus Italien) erschienen sei:

> Er war in allem und jedem ein wunderlicher Heiliger, wie sich bei näherer Bekanntschaft bald ergab, oft barock und immer genial, dabei eine ganz dämonische Natur. Obwol im höchsten Grade zum Grübeln und Theoretisiren geneigt, doch dem Leben gegenüber, in allen weltlichen Dingen, naiv wie ein Kind, arglos

wie ein solches gegen völlig Fremde, und dann wieder gegen seine besten, aufopferndsten Freunde mistrauisch, heute voll des köstlichsten Humors, morgen düster und unzugänglich, unberechenbar in allem und jedem. Dabei leidenschaftlicher Anbeter der alten Kunst — selbst aber ein ganz moderner, in seiner Empfindungsweise wie in seinen Werken dem wirklichen Leben gänzlich abgewendeter Romantiker und humoristischer Stimmungsmaler.

Originell in Landschaft und Porträt, mehr noch in seinen humoristischen Bildern, welche in dem Meerweib gipfeln, hat Böcklin neuerdings, nachdem er sich ganz in Florenz angesiedelt, den strengern Stil der alten, „prärafaelitischen" Künstler sich angeeignet und in diesem Geiste unter anderm eine Kreuzesabnahme gemalt, auch eine zahlreiche Schule um sich gebildet, die ihm auf dem neu betretenen Wege folgt.

Die ausführlichste Biographie und Kritik in diesem Bande nächst derjenigen Kaulbach's ist die Christian Rauch's. Kaulbach und Rauch waren bekanntlich Landsleute im engern, ja im engsten Sinne des Worts: beide einem der kleinsten unserer Kleinstaaten, Waldeck, entstammt, beide geborene Arolsener. Die große Gestalt Rauch's ist von Pecht mit wohlthuender Pietät in ihr volles Licht gestellt. Und doch hat er sich auch ihr gegenüber seine volle Unbefangenheit gewahrt. Um das zu zeigen, brauchen wir nur die beiden Urtheile Pecht's, das über Rauch's Victorien in der Walhalla und das über dessen Friedrichs-Denkmal nebeneinander zu stellen. Ueber die erstern sagt Pecht:

Wenn sie im ganzen als seine bedeutendste Leistung im Fache der Idealfiguren gelten müssen, bezeichnen sie auch vollständig seine Grenzen nach dieser Richtung hin. Man kann das Urtheil über sie dahin zusammenfassen, daß diese Victorien mehr dazu bestimmt scheinen, sich besiegen zu lassen, als zu siegen. Indeß hat gerade dieser Umstand ihrer Popularität nicht bei uns geschadet, die wir von je wol große Siege zu erfechten, niemals aber sie großartig zu benutzen verstanden. Rauch kannte die Venus von Melos, dieses Ideal einer Siegerin, offenbar noch nicht, als er seine Damen schuf; sie sind zierlich, elegant, charmant, voll Adel, Schönheit und guter Erziehung mit bewunderungswürdiger Feinheit gemacht, aber jedenfalls nur Siegerinnen in kleinen, nicht in großen Kämpfen. Das Ueberwältigende, Triumphirende fehlt, sie haben sehr viel mehr Thee getrunken als Blut, was ja auch ganz in der Ordnung ist. Um so mehr, als sie ja vorzugsweise Siege auf geistigem Gebiet, nicht nur in der Schlacht, versinnlichen sollen. Dazu passen sie aber ganz vortrefflich, elegante Poeten und ungebürstete Philosophen, Künstler und Musiker zu krönen, die vom Löwen nur die Mähne haben. Es charakterisirt ihre Auffassung, daß sie, obwol überlebensgroß, doch eher unter als über gewöhnlicher Größe ausgeführt scheinen. Bewunderungswürdig bleibt bei alledem, wie tief Rauch den Vorwurf durchdacht, ihm bei jeder der sechs Gestalten immer wieder eine neue Seite abzugewinnen, sie genau zu individualisiren verstanden hat. Von der Erwartung des Moments, dem leicht und spielend Ergreifen desselben, der stillen Feierlichkeit, dem freudigen Ernst des Harrens bis zum kühnen Gewinnen oder dem Krönen der Sieger ist alles erschöpft und eine so überraschende Mannichfaltigkeit des Charakters und Ausdrucks erreicht, als die Triumphe vielfacher Art sind, die in der Walhalla gefeiert werden. Dabei ist der Geist sowol, in dem sie gedacht sind, als die Ausführung der Figuren, wenn man einmal von der mangelnden Erhabenheit absieht, so überaus edel, daß man diese reizenden Frauen um so mehr immer wieder mit neuem Vergnügen betrachten wird, als sie gerade ganz echt nordische, man könnte sagen berliner Schönen sind. Verleugnet aber Rafael in seinen Frauen erst den Florentiner, dann später den Typus der Römerinnen nirgends, so sieht man nicht ein, weshalb ein Rauch nicht den der Berlinerin, wie Makart den der Wienerin künstlerisch feststellen sollte.

Kann man den Ton dieser Kritik fast etwas frivol finden, so spricht aus der Kritik des Friedrichs-Denkmals der ganze volle Ernst aufrichtigster Bewunderung des Künstlers und Hingebung an das Kunstwerk. Pecht äußert sich darüber so:

Es ist wol, den einzigen Michel Angelo ausgenommen, nie einem Künstler beschieden gewesen, das weitaus bedeutendste Werk seines Lebens in solch später Periode zu vollenden, und es zeugt von einer bewunderungswürdigen Kraft des Geistes wie eisernen Gesundheit des Körpers, daß Rauch dies vermocht. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß dies Monument nicht etwa nur seine größte, sondern auch seine weitaus beste Arbeit ist. Wer aber weiß, welches Maß selbst von physischer Energie dergleichen verlangt, wird sich immer aufs neue darüber wundern müssen, wie Rauch diese Aufgabe gelöst, selbst wenn er auch den größern Theil der materiellen Arbeit seinen Schülern überlassen mußte und wol nur das große Hülfsmodell selber gemacht hat. Bis heute ist denn auch das Denkmal vollständig unübertroffen geblieben, kein moderner Staat hat etwas dem Aehnliches entgegenzusetzen so wenig als dem Gefeierten selber; nur das Denkmal der großen Gegnerin des Königs, der Maria Theresia, in Wien wird annähernd denselben Umfang erhalten. Ob auch denselben Kunstwerth, kann man um so eher bezweifeln, als dieses Friedrichs-Denkmal gerade in seiner Composition noch weit glücklicher ist als selbst in der Ausführung, einen unübertrefflichen malerischen Reiz hat durch die so überaus gelungene Entgegensetzung der Massen der ruhigen und belebten Theile, der kleinen flimmernden und großen mächtigen Formen. Rauch hat das auch nur annähernd sonst nirgends so erreicht, verdankt es also doch wol der reinsten Inspiration, wie fein er nachher auch alles abgewogen haben mag. So ist gleich das Verhältniß der Hauptfigur zu den dienenden und umgebenden meines Wissens nirgends so glücklich getroffen worden. Ebenso ist die Composition des Sockels aus einer obern und untern Abtheilung, von denen die erstern in Flachreliefs Friedrich's eigenes Leben und Werden, dann in freien Figuren an den Ecken seine Regententugenden, die Stärke, Gerechtigkeit, Weisheit und Mäßigung, zeigt, überaus glücklich, um so mehr, als die energischen Gesimse sie prächtig von der untern belebtern Hälfte trennen, die uns alle die großen Männer, in freistehenden Gruppen um den Sockel gereiht, vorführt, welche die Regierung des Königs in Krieg und Frieden als seine Mitarbeiter verherrlichen, während die großen Heerführer zu Pferde an den Ecken sowol prächtige Silhouetten geben, als sich mit den Tugenden über ihnen höchst glücklich zu einer bewegten Gesammtform verbinden. Hat Rauch den Charakter des Rococo bei seinen Figuren auch nicht immer frappant getroffen, bleibt er hier weit hinter Menzel zurück, der das Geschweifte, manierirt Elegante seiner Formen viel besser versteht als der seine antikisirenden Traditionen nie völlig verlierende Rauch, so sind doch viele der 21 einzelnen freistehenden Figuren überaus glücklich. Auch daß sie sich an den Wänden des Sockels in Flachrelief fortsetzen, was man sehr unmotivirt getadelt, wirkt im Gegentheil vortrefflich zu einem unvergleichlich reichen und glänzenden Ensemble, um uns so recht die Wirklichkeit dessen zu zeigen, dessen Gestalt solche gewaltige Träger zu beherrschen, ja fast vergessen zu lassen vermag. Gerade dies ist aber Rauch unvergleichlich gelungen, sein Friedrich ist nicht nur

in der edelsten Weise frappant ähnlich, trotz des sehr geschickt die Figur zeigenden Königsmantels, sondern hat auch bei aller majestätischen Ruhe doch etwas so Ueberwältigendes, Gebietendes, wie ich keine zweite Herrscherfigur auf der Welt wüßte. Rauch ist der gigantischen Wucht dieser Gestalt in der Geschichte vollkommen gerecht geworden und hat mit diesem herrlichen Monument die deutsche Kunst ebenso um eins ihrer weitaus wichtigsten Werke bereichert, als sich die Unsterblichkeit mit demselben gesichert, ist mit der Höhe der Aufgabe wunderbar gewachsen.

Ein in Deutschland noch weniger gekanntes Talent (zum Theil wol eine Folge davon, daß der Künstler sich in Venedig heimisch gemacht und vorzugsweise Stoffe aus dem italienischen Volksleben gemalt hat) lernen wir in Passini kennen, einem Steiermärker, den Pecht neben Knaus und Defregger stellt. In seinen Stoffen nicht deutschnational, ist er es doch, wie Pecht feinsinnig hervorhebt, in der Art und Weise, das Leben und Empfinden des Volks aufzufassen und wiederzugeben.

Der Schilderung Bonaventura Genelli's präludirt Pecht mit einer großen Ketzerei in Bezug auf Werth und Wirkungen der ausschließlichen Versenkung des modernen Künstlers in die Welt der Antike. So wenigstens dürfte ihm vielseitig das ausgelegt werden, was er hier über die Nothwendigkeit einer nationalen Grundlage aller Kunst, auch der bildenden, äußert. Daß er sich gleichwol nicht scheut, das, was seine innerste Ueberzeugung ist, auch offen und entschieden auszusprechen, rechnen wir ihm als Verdienst an. Und so sei denn auch hier wiedergegeben, was Pecht über den Gegensatz von Idealität und Nationalität sagt, mag immerhin die Art, wie er es sagt, einigermaßen schroff klingen. Ganz unrecht hat er gewiß nicht mit den nachstehenden Betrachtungen. Bonaventura Genelli erscheint ihm als eine seltene und in hohem Grade anziehende, für jeden, der sie verstand, erfrischende Natur:

Niemand hat sicherlich diesen merkwürdigen Mann näher gekannt, ohne den bedeutendsten Eindruck von ihm erhalten und zeitlebens bewahrt zu haben. Mir wenigstens, der ich jahrelang das Glück hatte, mit ihm zu verkehren, hat er einen so lebhaften Eindruck hinterlassen wie wenig andere und recht eigentlich den einer antiken, d. h. einfachern und großartigern, mehr auf die ersten und kräftigsten Triebe des Menschen gestellten edeln Organisation, eines stärkern Naturells, als die weitaus meisten Künstler es besitzen, die doch überhaupt im ganzen natürlichere Menschen zu sein pflegen als die Mehrzahl der andern.

Aus Genelli's Künstlerleben und von seinem eigenen genial barocken Wesen wird dann allerlei mitgetheilt, was man in dem Buche selbst nachlesen möge. Das Gleiche gilt von den einzelnen Compositionen Genelli's. Ueber diejenigen seiner Bilder, welche antike Stoffe behandeln, urtheilt Pecht im allgemeinen so:

Es ist eine edle und großartige Einfachheit in den dargestellten Vorgängen, in der Formanschauung, die sich, was Geberdensprache und Bildung des Körpers betrifft, ganz neben die herrlichen Fresken der Farnesina stellt — freilich mit Ausnahme der Köpfe, die bei Rafael individuell und ausdrucksvoll sind, während sie bei Genelli eine allzu einförmige Wiederholung desselben Motivs zeigen und durch ihr larvenhaftes Aussehen sehr unliebsam an die Aegineten erinnern, die mit dem gleichen lächelnden Ausdruck einen todtstechen oder umarmen. Im übrigen ist es überall ein merkwürdig freies, antik einfaches und ursprüngliches, fast elementarisch zu nennendes Wesen, das uns aus dieser ganzen Anschauung, aus der Welt, die der Künstler uns ausschließt, entgegentritt. Genelli ist mehr Grieche geworden als irgendein Deutscher — Carstens ausgenommen; dafür ist er aber freilich auch nur für diejenigen verständlich und genießbar, die griechisch gelernt haben, und wenn man auch die Berechtigung dieser wunderbaren Ausnahme zugibt, so muß man doch immer wieder darauf zurückkommen, daß es unmöglich der Beruf der deutschen Kunst sein kann, uns zum Griechischlernen zwingen zu wollen.

In einem einzigen Zuge, meint Pecht, sei Genelli modern und sehr im Nachtheil gegen die Griechen: er habe durchaus keine Naivetät; sein Griechenthum sei bewußt. Man lasse sich aber das Fremde, wenn es naiv sei, viel eher gefallen als eine gewollt herausgekehrte Fremdartigkeit.

Auch den beiden modernen Bildercyklen Genelli's: Das Leben eines Wüstlings und Das Leben einer Hexe, läßt Pecht alle Gerechtigkeit widerfahren. Es werde darin ein wunderbar reiches Leben voll überschäumender Kraft vorgeführt. Pecht findet etwas Dämonisches darin. Weniger befriedigt ist er von des Künstlers biblischen Compositionen, die „kein volles Leben erlangen", so wenig man auch ihnen „jene Großartigkeit absprechen könne, die allem anhaftet, was Genelli je gemacht hat". Das Gleiche gilt nach Pecht von Genelli's Dantebildern (für die Mystik des Mittelalters habe Genelli keinen rechten Sinn gehabt), „wennschon auch sie in Bezug auf Bravour in der Behandlung nackter Körper oft das Unglaubliche in Kühnheit und Originalität leisten".

Eine kürzere, aber sehr anerkennende Betrachtung widmet Pecht dem berufenen Schilderer preußischer Geschichte, Adolf Menzel, um sich sodann noch zum Schluß seines Buchs — last, not least — dem heutzutage von dem herrschenden Modegeschmack nahezu am meisten auf den Schild gehobenen Meister des Colorits, Hans Makart, zuzuwenden. Die Einführung Makart's geschieht mit folgenden Worten:

Dieser merkwürdige Künstler spiegelt in seinen Werken die geistige Verfassung einer Periode am frappantesten ab, der es nach kolossalen politischen Erschütterungen, nach dem Erblassen der politischen wie religiösen Ideale nur noch darauf ankam, in vollen Zügen zu genießen; aber auch die ganze Leichtblütigkeit des speeifischen wiener Sybaritismus findet ihre vollendetste Personificatiom in Hans Makart.

Und am Schluß seiner Charakteristik der einzelnen Werke Makart's resumirt sich Pecht in folgendem Gesammturtheil über diesen Künstler:

Auf der pariser Ausstellung (wo Makart's Karl V. in Antwerpen ausgestellt war) ward das Verhältniß der Makart'schen Production zu der aller andern Historienmaler der heutigen Welt endgültig festgestellt; wurde doch jedenfalls bewiesen, daß, wenn er in Bezug auf Stil, Tiefe der Gedanken, Gemüth, Leidenschaft, geschweige denn Erhabenheit der Betrachtung hinter vielen zurücksteht, er dagegen an Reichthum der Phantasie, Originalität, gestaltenbildender Kraft, coloristischer Begabung, vor allem aber an Schönheitszauber ihnen allen überlegen ist. Die deutsche Malerei war aber bisjetzt nicht so reich an Schönheit, als daß ihr nicht ein solcher Ueberfluß derselben, wie Makart ihn zu bieten hat, gar sehr zu Gesicht stände.

Bekanntlich hat Makart die Eigenart, welche Pecht hier andeutet, zuerst voll und ganz entfaltet und damit sogleich sich zum Löwen des Tags gemacht in seiner Pest in Florenz. Pecht unternimmt es, die eigenthümliche Wirkung dieses Bildes, soweit das in Worten möglich ist, zu schildern und zu erklären. Er gibt erst kurz eine Analyse des Bildes:

Wir finden uns in der Vorhalle eines Palastes, wo Geldwechsler ihren Sitz aufgeschlagen haben, um die jungen Verschwender, welche sich in das Innere drängen, auszubeuten, während stolze Weiber ihre Gier reizen, herumlungerndes Bettelvolk beide beneidet, alte und junge Wüstlinge eintreten und von Dirnen empfangen werden. Auf dem Mittelbilde sehen wir dann das Marmorbecken eines Bades im Vordergrund, voll von nackten Frauen und Männern in den üppigsten Stellungen oder im Begriff hineinzustürzen, von den Stufen der reichen Renaissance-Architektur herabkommend, auf deren Höhe wir ein so tolles Gewühl aller möglichen verführerischen Scenen sehen, daß einem die Augen übergehen möchten, während das alles auf der dritten Abtheilung durch ein wildes Bacchanal beschlossen und auf die Spitze getrieben wird, wo dann rechts die Austretenden im Rausche des Weins und der Eifersucht sich in die Haare gerathen und morden. . . . Das Ganze muthet uns weit mehr wie ein Traum an, denn als gemeine Wirklichkeit. Hatten in jener Pest des Jahres 1450 alle Bande der Zucht und Ordnung sich aufgelöst in Florenz, suchten Männer und Frauen nur noch in wildem Rausche den Augenblick zu genießen, der vielleicht ihr letzter war, so gab Makart's Werk diesen Taumel vollständig wieder.

Die Gestalten selbst, meint Pecht, stiegen traumhaft auf und verschwänden, ohne daß man sie recht zu fassen im Stande wäre, in dem Rembrandt'schen Helldunkel, welches fast den ganzen Raum ausfüllt. „Um die Ausnutzung der Reize dieses Helldunkels war es dem Maler offenbar weit mehr zu thun als um psychologische Entwickelungen, Darstellung der menschlichen Leidenschaften oder gar um eine Moralpredigt. Er wollte allen Zauber einer reichen Palette, einer üppigen, von schönen Gestalten überquellenden Phantasie entfalten, und dazu passen ihm diesmal Scenen der Wollust und des Grauens am besten. Makart gibt uns hier ein Stück Don-Juan'scher Musik in Farben übersetzt ganz in der bezaubernd leichtsinnigen, glutvollen Art seines großen Landsmanns Mozart (Makart ist auch ein geborener Salzburger), und er bereicherte damit die deutsche Kunst um ein Werk, wie es ihm in gleich berauschender, überall den Charakter der reinsten Inspiration tragender Gewalt schwerlich so bald wieder gelingen dürfte."

Pecht fügt dann noch eine genaue Auseinandersetzung der eigenthümlichen Technik hinzu, deren sich Makart bei seiner Farbengebung bedient. Doch das ist eine Specialität, die nur den Maler interessirt und betreffs deren wir wiederum auf das Pecht'sche Buch selbst verweisen müssen.

Wir schließen die Besprechung dieses Buchs mit dem Wunsch, daß Pecht auf die „erste" und „zweite Reihe deutscher Künstler" noch weitere folgen lassen möge; denn hat er auch den Kreis der namhaftesten unter diesen in den vorliegenden beiden Bänden so ziemlich erschöpft, so gibt es doch wol noch manche, die der Besprechung ebenfalls einen interessanten Stoff bieten würden; neben den ältern Meistern ist ein jüngeres Geschlecht herangewachsen, das zum Theil eine nicht unwürdige Nachfolgerschaft jener entweder schon ist oder doch zu werden verspricht.

Karl Biedermann.

Neue Romane.

1. Helmar. Roman von Fanny Lewald. Berlin, Janke. 1880. Gr. 8. 6 M.
2. Der Roman eines Hypochonders. Erzählt von Johannes van Dewall. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Von den beiden Romanen, die uns zur Besprechung vorliegen, trägt der eine den Stempel jener vornehmen Erzählungskunst, die sich nicht damit begnügt, durch den Reiz einer vielfach verschlungenen Fabel zu fesseln, sondern die dem Leser auch Anregungen für das Nachdenken geben will, während der andere sich dem Geschäft des Fabulirens sorglos hingibt und in bunten Bildern das Leben aufzufangen sucht.

Den neuen Roman „Helmar" von Fanny Lewald (Nr. 1) liest man mit dem Behagen und Genuß, die man beim Betreten einer geordneten, von Geist und Geschmack zeugenden Häuslichkeit empfindet. Die Dichterin ist wie Gretchen's Mutter „in allen Stücken so accurat", und wenn sie uns durch keine überschäumende Originalität fortreißt, so ist man auch wieder sicher, von ihr nicht im Stiche gelassen zu werden. Ihr klarer Sinn, ihre feine Kunstberechnung sorgen dafür, daß die Dinge genau so wirken, wie sie es beabsichtigte, daß es keine Ueberraschungen, aber auch keine Enttäuschungen gibt. Wohl wiederholen sich die Formen mit einer gewissen Regelmäßigkeit, aber der Inhalt ist doch stets echt und geistig gereift. Ihre jüngste Gabe schließt sich an die vor fünf Jahren erschienene Erzählung „Benvenuto" an, sie soll mit den verschiedenen Fortsetzungen einen Cyklus von Lebensbeschreibungen einer Anzahl Künstler bilden, die sich, wie die Verfasserin erzählt, während der pariser Ausstellung im Jahre 1855 freundschaftlich zusammengefunden und den Plan gefaßt hätten, für einander ihre Biographien niederzuschreiben. Wie in „Benvenuto" bildet auch in „Helmar" die Erziehung eines jungen Talents das Sujet, und man wird der Dichterin die Anerkennung nicht versagen können, daß sie aus ihrer eigenen poetischen Thätigkeit heraus wie aus der Beobachtung von Kunstwerken und dem Umgange mit Künstlern ein hervorragendes Feingefühl für die Bedingungen in sich erzogen

hat, unter denen die Gebilde des schönen Scheins entstehen. Diese ästhetische Empfindung und die sich daraus ergebende sanfte optimistische Weltanschauung verleihen dem Roman einen eigenthümlichen Reiz und geistigen Duft, die den Leser festhalten. Nicht mit derselben Kraft tritt Fanny Lewald der Realität des Lebens gegenüber, und ihr Talent, zu charakterisiren, ist geringer als die Gabe, über das Leben nachzudenken und sinnige Betrachtungen zu einer gefälligen Perlenschnur aneinander zu reihen.

Der Roman beherrscht ein räumlich sehr ausgedehntes Gebiet und führt uns von dem ostpreußischen Edelhofe, auf dem die Wiege des Helden steht, nacheinander nach Düsseldorf, Berlin und Rom, mit flüchtigen Seitenblicken auf die Niederlande und Paris. Mit voller Wärme und dichterischer Ergriffenheit weilt Fanny Lewald namentlich bei der Ausmalung der patriarchalischen Zustände, wie sie in der Zeit zwischen den Freiheitskriegen und dem Revolutionsjahre auf dem adelichen Gute geherrscht haben. Hier ist Licht und Schatten in gefälligster Weise vertheilt, und die Schilderung des Lebens in ihrer Heimatprovinz der Verfasserin sehr wohl gelungen. Man sieht das einzelne in plastischer Greifbarkeit vor sich: den schon ergrauten Diener, der in die neue Zeit nicht mehr recht passen will und daher jüngern flinkern Leuten Platz machen muß, den General und seine Gattin, von denen ein Lichtstrom des Wohlwollens und der Güte ausgeht, und das angenehme Verhältniß zwischen Herrn und Diener. In derselben Nacht, welche auf dem Schloß das junge Paar vereinigt, erblickt in der Wohnung des Dieners Helmar das Licht der Welt, und so ist für die nähern Beziehungen der beiden eine natürliche Voraussetzung geschaffen. Anmuthig und anmuthend wird das langsame Erwachen des malerischen Sinnes, die dumpfe Versunkenheit seiner Knabenjahre geschildert, in denen der Genius mit seinen ersten oft wunderlichen Offenbarungen Einkehr hält. Hören wir Helmar's Bekenntniß zugleich als Probe für den Stil und die Darstellungsweise der Verfasserin:

> Die Maler und ihre Hantirung waren mein Taggedanke und mein Traum. Mein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, einen Topf voll Farbe, einen Pinsel und eine Schablone zu besitzen. Denn mit einem Pinsel so über ein dickes kunstvoll ausgeschnittenes Papier in aller Sicherheit hinwegstreichen zu können und nachher die schönen regelmäßigen Figuren vor sich zu sehen, die man auf diese Weise zu Wege gebracht hat, das schien mir ein beneidenswerthes Glück. Ich wurde es nicht müde, die Borte in der einen Stube zu betrachten, in der goldgelbe und himmelblaue Vögel an den großen rothen Kirschen naschten, welche in dicken Bündeln aus dem Grün der Blätter hervorsahen. Ich versuchte im Sande und auf der Schiefertafel und mit Kreide und Kohle an den Wänden und Zäunen die kirschenessenden Vögel nachzumalen, und neben dem Verlangen nach den Farben brannte mir ein schmerzlicher Neid gegen die Maler in der Seele, welche die Farben und die Erlaubniß hatten, diese Herrlichkeiten an den großen schönen Wänden auszuführen. Maler wollte ich werden und nichts anderes auf der Welt.

Die Entwickelung Helmar's von jenem Moment, wo er als Knabe beim Betreten des herrschaftlichen Schlosses plump auf die Nase fällt und das Gelächter der Anwesenden erregt, bis zu seiner Verheirathung mit der Tochter des Generals, der jungen Witwe eines Grafen, die ihm, dem berühmten Maler, die Hand reicht, ist nun halb Künstlergeschichte, halb Liebesroman; in der ersten Hälfte des Buchs mehr jene, in der zweiten mehr dieser. Die harte Lehrzeit in Königsberg und Düsseldorf, die Militärzeit in Berlin, während der er den Unterricht eines kunstsinnigen Grafen erhält, der ihn als Offizierburschen in seine Dienste nimmt, endlich die Eröffnung einer freien unabhängigen Laufbahn durch die Zuertheilung des großen akademischen Preises, der ihn in den Stand setzt, die Reise nach Rom zu machen: all dies ist mit großer Sorgfalt und dichterischem Takt geschildert. Während Helmar das Porträt Dora's, der Tochter seiner frühern Herrschaft, malt, bemächtigt sich das Bild derselben mit süßer Gewalt seiner Phantasie, wie auch das Mädchen der Neigung des Malers entgegenkommt. Doch tritt die Bestimmung der Aeltern, welche Dora dem Grafen zur Gattin gibt, feindlich dazwischen, und erst in Rom erfährt Helmar, daß letzterer auf dem Schlachtfelde geblieben ist. Daß sich dem beneidenswerthen Lose zufolge, dessen sich die Maler in Lustspielen und Romanen häufiger als im Leben erfreuen, der Künstler die Hand der Gräfin erobert, ist der natürliche Schluß, auf den die ganze Darstellung hinzielt. Für die Schilderung dieses Liebesverhältnisses läßt sich wol noch ein vollerer Ton denken, als ihn Fanny Lewald gewöhnlich anschlägt. Ihre bedächtige gedankenvolle Weise gibt sich hier nicht frisch und unmittelbar genug, während ihr gerade bei dem Heraufbeschwören der Jugendeindrücke Helmar's und der künstlerischen Betrachtungen, die sich wie eine angewandte Aesthetik durch das Buch ziehen, diese Eigenschaft sehr zu statten kommt.

In den Roman zwischen dem Maler und der Gräfin ist noch eine andere Liebesgeschichte von mehr äußerlicher Natur verflochten, die Beziehung der schönen Jüdin Cäcilie zu dem Bruder Dora's, einem Offizier, der in der Schlacht verwundet und von jener gegen den Willen und ohne das Wissen der Aeltern gepflegt wird, bis sich auch in der Gestaltung dieses Bundes alles zur Harmonie verklärt. Für den autobiographischen Charakter der Erzählung nimmt diese Partie wol einen zu breiten Raum ein. Man sieht nicht recht ein, was zu einer so genauen Darstellung dieses Verhältnisses begeistern konnte. Man legt den Roman von Fanny Lewald mit dem Gefühl fort, daß man sich nicht gelangweilt und sich in guter Gesellschaft befunden habe.

Die Erzählung „Der Roman eines Hypochonders", von Johannes van Dewall (Nr. 2) gibt keinen Anlaß zu einer eingehendern Besprechung, obwol auch bei diesem Autor das künstlerische Bewußtsein nicht zu verkennen ist. Nur erstickt er häufig die eigentlich charakteristischen Momente in einer Menge gleichgültiger Abschweifungen, deren stoffliche Fülle vielleicht manchen Heißhunger stillt, aber doch mit dem Gefüge des Ganzen nichts zu thun hat.

Die Erzählung führt dem Leser die Schicksale eines Mannes in reifern Jahren vor, den Reichthum und Müßiggang veranlaßt hatten, beim Gastmahl des Lebens des Guten zu viel zu thun, und der infolge davon an einer moralischen Verdauungsstörung leidet, die er für unheilbar hält. Nebenbei ist er auch wirklich krank, aber seine hypochondrischen Gelüste übertreiben das Uebel bis zum Komischen. Der Autor, der sich selbst als redend einführt, will nun darstellen, wie in seinem Helden die jedem Menschen angeborenen Gefühle, die bei ihm nur eingefroren sind, wieder aufthauen und sich in Freundes- und Frauenliebe bethätigen. Eine vom Unglück hart verfolgte jüngere Witwe, die als Gesellschafterin zu dem Sonderling ins Haus kommt und Gegenstand seiner Neigung wird, bekommt dieses Kunststück fertig und rettet einen tüchtigen Menschen dem Leben, indem sie ihn glücklich macht. Die Erzählung empfiehlt sich trotz der Einfachheit des seelischen Problems, das in derselben aufgeworfen und gelöst wird, durch angenehmen Guß und Fluß; sie stellt an den Leser keinerlei Anforderungen und ist doch in der bequemen Art der Darstellung nicht ohne ein freundliches Interesse. Dewall dringt in das Leben nicht tiefer ein, weiß aber der Außenseite desselben eine angemessene, dichterisch erwärmende Beleuchtung zu geben. Eugen Zabel.

Gedichte.

1. Gedichte aus den Jahren 1823—1839 von Adolf Schöll. Leipzig, Hirzel. 1879. 8. 2 M. 80 Pf.

Der Inhalt dieser Sammlung besteht aus Jugendliedern bis zum Jahre 1828 und Liedern aus der Mannesjugend bis zum Jahre 1839. Auf 269 Seiten 130 Gedichte unter verschiedenen Titeln: „Jugendlieder", „Studiosus Agan", „Neue Fahrt", „Riposo", „Wanderfahrt", „Pilgermuscheln", „Mannesjugend". Unter „Pilgermuscheln" sind Uebertragungen einzelner Stellen aus Pindar, Aeschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Dante, Shakspeare u. s. w. zu verstehen. Die eigenen Gedichte zeichnen sich durch Innigkeit, Tiefsinn, Gestaltungskraft, Reimgewandtheit, Mannichfaltigkeit der Stimmungen und Erlebnisse aus. Als Probe theilen wir zunächst das Gedicht „Ständchen" mit:

Schüchtern bricht das nächt'ge Schweigen
Diese Mandolinenweise,
Auf zu deinem Pfühl zu steigen,
Nicht zu laut und nicht zu leise.

Nicht zu laut und nicht zu leise,
Sanft vertraulich anzuhören,
Möchte ja nicht sie verstören
Deines Traumes Zauberkreise:

Möchte selbst hinein sich tauchen
Und im weichen Schlummergleise
Deine süße Ruh' umhauchen
Nicht zu laut und nicht zu leise.

Nicht zu laut und nicht zu leise
Klingend sollten diese Töne,
Wachst du auf in deiner Schöne,
Nachwehn mit entzücktem Preise,

Sollten endlich, ach! es wagen,
Dir in treugemeinter Weise,
Daß dich einer liebt, zu sagen
Nicht zu laut und nicht zu leise!
Nicht zu leise! — —

Den Gedichten charakteristisch ist die Virtuosität, mit welcher unser Dichter Subject und Object aufs innigste miteinander verbindet, und zwar so, daß der in der Natur innewohnende, aber ruhende oder indifferente Geist unter Einwirkung des wesentlich mit ihm verbrüderten bewußten Ich sich idealisirt und der Geist selbst durch die von ihm künstlerisch bearbeitete Natur, an der er jetzt sichtbar haftet, Realität gewinnt. So unter andern und ebenfalls aus den Jugendliedern das originelle Gedicht „Der Brühlriese", geschrieben in vierfüßigen, nicht gereimten Trochäen, 21 Seiten lang, das längste der Sammlung. Mitten in heißer Sommerzeit schreibt ein junger hübscher Famulus für seinen Patron, einen Rathsherrn, ein diesem von befreundeter Hand geliehenes Manuscript ab, in welchem der Kanonikus Mutianus zu Gotha sich über Muronagab Sued, „Paganorum Deus", ausläßt. Plötzlich verdunkelt sich die Landschaft. Verwundert blickt der Famulus auf. „Sued's, des Riesen, Fuß ist es!" sagt der Rathsherr; „immer näher jetzt rückt er mit Kühlung heran, um im weiten Umriß seine Gestalt der Natur aufzudrücken, die er liebt. Und wie er, so auch der Mensch, oder vielmehr die große, um nicht zu sagen riesige Menschheit. Mein eigenes Selbstgefühl ist in der Formenschönheit der zueinander sich bewegenden Gebilde ausgebreitet und so lieblich außer sich vergegenwärtigt, daß es sich zu finden überrascht ist." Der junge Famulus ergänzt in zustimmender Weise die Worte des Rathsherrn. Aber heiß war es, und seine Stirn flammt von der aufsteigenden Wärme lebhaftester Gefühle. Da öffnet sich das Zimmer. Ein junges Mädchen tritt herein, das dem Famulus, um ihn zu erquicken, einen Trunk Wasser reicht. Sie erröthet. Der Rathsherr weiß, wie es um das Herz seines Töchterleins und des von ihm geliebten Jünglings steht. „Fasse Muth", sagt er, „und laß nicht jetzt, wo wir unter dem Einfluß des liebenden Riesen standen, die günstige Gelegenheit ungenutzt vorüber. Irr' ich nicht, so bist du dem muntern Mädchen von Herzen gut, so sag's ihr, schwerlich nimmt sie's bös auf." Und der Jüngling stürzte zu den Füßen des Rathsherrn, erfaßte seine Hände und bedeckte sie mit Thränen und mit Küssen.

„Studiosus Agan" ist eine Kritik der Philosophen und Philologen. „Denken soll nicht von Erfahrung getrennt werden." Ganz recht! Aber nun heißt es: „Construction erstickt des Denkens Licht." Und im Einklange damit der spätere Spruch:

Die schöne Form hat ihren Werth —
Wer möchte das bestreiten?
Indessen läßt das schönste Pferd,
Wenn's todt ist, sich nicht reiten.

Aber unser Dichter spricht da wol etwas übers Herz hinweg: das keineswegs durch die schöne Form ertödtete Gefühl vieler seiner Lieder steht damit im Widerspruch. Phidias' Statue ist kein todtes Pferd, sondern der durch die Kunst erhöhte und vergeistigte Marmor; der straßburger Dom die verleiblichte, erfahrene, construirte Idee; das Purpurblatt der Rose das empfundene oder erfahrene, aus der absoluten Weiße construirte, charakteristisch gewordene, schöne Licht. Dann: „Aus dem Vortraum" (wir könnten auch Vorraum sagen), „oder dem ungetheilten Strom, oder aus dem, was dem Menschen unwillkürlich zu Sinnen stieg, soll die Natur zum Götterschose umgegossen werden". Eine, wie wir meinen, Schelling-Schlegel'sche Auffassung. Aber dieser „Vortraum" bleibt pantheistischer Natur, wenn nicht der denkende construirende Geist seine Werkzeuge anlegt, um dem Strom Fassung und der Natur schöne Form und Gestalt zu verleihen. Kais und Statuen fallen nicht wie Meteorsteine vom Himmel herunter. Studiosus Agan nennt auch die Philologen „Mückenseiher". Aber doch nicht alle. Nicht Wolf, Voß, Böckh, Jacobs u. s. w. „Erst nach dem Reiche trachtet!" wird ihnen empfohlen. Aber was ist das Reich, wenn die Philologen nicht für den Kitt, d. h. für die Aneignung der Declinationen, Conjugationen, Partikeln und anderer Particularismen sorgen, welche das Reich oder den Sprachbau vermitteln!

Unser Dichter ist reimgewandt, aber zuweilen thut er doch des Guten zu viel, z. B. in der „Jagdskizze", wo es unter anderm heißt: „Stürzende Jäger, klatschende Heger, Schreien und Bellen, Wolken von Staub, plätschernde Wellen, knisterndes Laub, Nüstern in Dampf, prasselnde Körner, Hufegestampf, dröhnende Hörner mengen sich, drängen sich, bis das Geschwärme, all das Gelärme sausender Zügel, klingender Bügel, brennender Kehlen, triefender Nacken, schwindelnder Seelen, lechzender Bracken, hinkender Renner, ächzender Männer mit den zerrissenen Kleidern, zerschlissenen Zäumen, verstauchten Gliedern, verhauchten Flüchen ans Ziel sinkt, wo er fiel, der verendende Hirsch" u. s. w. Realismus, Detailmalerei. Aber man überlasse doch etwas der selbstschaffenden Phantasie, welche nicht an zu viel Detail will gebunden sein. Man darf nicht ganz alltägliche Dinge, z. B. einen von der Hochflut getriebenen biderben, weißschimmernden Birkenstamm alle seine Wendungen und Wasserkünste dem Leser weitläufig vormachen lassen, wie das in einem namhaften Roman geschehen ist. Endlich, nachdem sich die wilde Jagd verzogen, athmen wir mit der Hinde auf, welche im beruhigten Walde aus dem Bache trinkt und nicht verräth, was sich die Bäume über die Mordgeschichte erzählen, und das wird wol das Beste am Gedicht sein, denn wir können uns schon denken, was sie untereinander flüsterten.

In „Wanderschaft" werden Wien, München, Dresden, Berlin heimgesucht. Stehe hier München:

Hier ist Athen, aus Marmor-Göttern strahlend,
Und schwillt Korinth, formlustig, von Metallen;
Rom steht hier auf, in breitgestirnter Hallen
Und Siegesthore Baurhetorik prahlend;

Apsiden zirkend und auf Goldgrund malend,
Ist hier Byzanz; und in rustiken, drallen
Palästen, die von Pracht im Innern knallen,
Florenz, der Künste Perlen schön umschalend.

Und hier, wo jedes Volkes Abglanz glostet
Und man von jeder Zeit die Quintessenz hat
In ihren Stoffen, Linien und Tünchen,

Ist neben allem diesem auch noch München,
Das nichts von Hellas, Rom, Byzanz, Florenz hat
Und zwischen Bier und Madel paternostert.

Also die Paläste „knallen" von Pracht. Aber „Knalleffect" soll uns dabei einfallen. „Glosten" ist unsers Wissens kein Wort, wohl aber glasten und plattdeutsch glosen. Wenn es einmal sein soll, sage man doch lieber „glostert", um den Reim auf „paternostert" herauszubringen.

Wir hätten aus den Gedichten viel Schönes zu verzeichnen, der Leser wird es selbst finden. Stehe hier jedoch „Frühlings-Romanze" aus der Abtheilung „Riposo":

Heimlich haben Berg und Wald,
Wiese sich und Bach verschworen,
Für des Winters Allgewalt
Seien sie zu frei geboren.

Winter sitzt am Berg und blickt
In das Land, das er bezwungen,
Als der Berg ihm Wolken schickt;
Drohend sieht er sich umrungen.

Und er stöhnt und henlet bald,
Weil die Wolken ihn verjagen,
Flieht hinunter in den Wald,
Der beginnet auszuschlagen.

Wie der Winter das erblickt,
Fährt ihm Schreck in alle Glieder,
Und kopfüber, kleingebückt,
Tummelt er zur Wiese nieder.

Die entsetzt sich über ihn,
Wird beleidigt, wird verlegen,
Wird vor Zorne gelb und grün,
Und so rauscht sie ihm entgegen.

Dieses Unglück fehlte noch!
Knirscht der Winter wild und leise;
Schnell besinnt er sich jedoch
Auf sein Bett im Bach von Eise.

Hoch im Bogen springt er keck,
Doch der Bach ist längst im Laufe,
Und im jähen Sprung — o Schreck!
Patscht er mitten in die Traufe.

„Ha, Tyranne!“ schäumt im Saus
Nun der Bach und stürzt ihn hinter,
Im Triumph zum Land hinaus
Strudelt er den bösen Winter.

Und „Ruhe“ aus „Neue Fahrt“:

Weit im Herzen
Klar und friedlich wird es hier:
Wahrlich, eine Welt von Schmerzen
Fiel von mir.

Sturmzerrissen
Rang ein See mit wilder Nacht:
Strand und Bett vom ungewissen
Licht umfacht.

Aufgeschlossen
Trinkt er all der Sonne Glanz,
Ihr zum Spiegel hingegossen
Glänzt er ganz.

Wir müssen schließen, machen jedoch im allgemeinen noch eine Bemerkung. Zuweilen vertieft sich der Sinn so sehr, daß er nicht gleich ins Verständniß springt. Das soll kein Tadel sein. Ja, diese anfängliche Unverständlichkeit unter der Voraussetzung, daß das Hineingeheimnißte schließlich klar wie Gold hervortrete, ist ein Vorzug. Das durch Gedankenarbeit aus der Tiefe geförderte Kleinod erfreut uns mehr, als was ungesucht auf der Oberfläche glitzert.

2. Hochland-Lieder von Karl Stieler. Stuttgart, Meyer u. Zeller. 1879. 8. 3 M. 60 Pf.

Hochland-Lieder, d. h. meistentheils Lieder aus dem bairischen Gebirge. Der Verfasser sagt in „Zum Geleite“:

Waldhauch hat euch durchdrungen,
Bergluft und Alpenschnee —
Ich sang euch, wo gesungen
Wernher von Tegrinsee.

Halt' deinen Arm darüber,
Du liedgewaltiger Mann!
Viel Schönheit ging vorüber,
Bergwelt hat ewigen Bann.

Der Inhalt besteht aus 16 Abtheilungen („Werinher's Bergfahrt“, „Hohenschwangau“, „Deutsches Leben“, „Landsknechtlieder“, „Eliland“, „Unter der Linde“, „Frau Minne“ u. s. w.) 141 Gedichte auf 204 Seiten. Zum Theil kleine, sprachlich sehr hübsch gefärbte Romane aus mittelalterlichen Zeiten, wo junge poetisch angelegte Mönche in Conflict gerathen zwischen Herzensdrang und Klosterzwang.

Werinher oder Wernher begibt sich auf Befehl des Abtes von Tegrinsee beim Beginn des Frühlings ins Gebirge, um sich daselbst nach der Wirthschaft des Klosters umzusehen. Unterwegs sieht er, wie Männer eine mächtige grüne Fichte fällen, die zum Kloster geschafft werden soll.

Mit beiden Händen dämmt er ein
Der Brust gewaltiges Wogen: —
So ward wol mancher vom edeln Stamm
Ins Kloster hinabgezogen!

Im Gebirge zeigt ihm Diemudis, „des Klosters holde Magd“, den Wohlstand der Besitzung, das weiße Vlies der Heerde, die Blumen am Grunde, aber auch die Gemsen an der Bergwand:

Da fuhr er empor im langen Kleid,
Als griff er nach Pfeil und Bogen:
„Wie tausendmal bin zum Gejaid
Ich selber hinausgezogen.

„Wie hundertmal bin ich ins Feld
Auf wildem Hengst geritten.
Diemudis! wie viel hab' ich gethan,
Wie mehr hab' ich gelitten!“

Er faßt das Mägdlein bei der Hand —

Diemudis sagte:

„Ich bin des Klosters arme Maid
Und bin des Klosters zu eigen,
Ich bin nicht frei, wie Ihr es seid,
Wie könnt' ich Euch Holdes erzeigen!“

Da sah er sie an so wonneschen,
Es flammten seine Wangen.
„Diemudis“, sprach er, „du bist frei,
Herr Wernher ist gefangen.“

Nun aber kam Frau Minne und legte beider Lippen aneinander. Plötzlich steigt des Klosters Abendläuten aus der Tiefe herauf:

„Leb wohl! leb wohl!“ — Er war so traut
Zur Seiten ihr gesessen;
Daß tief da drunten ein Kloster lag,
Er hatte es tief vergessen!

Herr Wernher kam noch zur rechten Zeit zur Abendmette. Aber durch sein Gebet zog sich das ihm zugeschriebene berühmte Lied, das mit den Worten beginnt: „Du bist mîn, ich bin dîn“. Dies der kleine anmuthende Roman, dem jedoch ein befriedigender Schluß fehlt, denn die jetzt erfolgende absolute Stille in der Brust des jungen ursprünglich ritterlichen Mannes ist doch eine zu große Lücke.

Ebenso der Mönch und Minnesinger Eliland und das Grafenkind Irmingard, welche zu „Nunnenwörth“ (Frauenwerth) auf einer Insel im Chiemsee mit Bangen den Schleier nahm:

Ihr aber fielen die Thränen drauf,
Die barg ich lang im Sinne;
Nun gingen sie mir im Herzen auf
Als Knospen süßer Minne.

Eliland lebte zu Herrenwörth im Augustinerkloster auf einer andern Insel des Chiemsees:

Wol manchen Rosenzweig brach ich vom Pfade
Am grünen Strand,
Es trug der Wind ihn fort an ihr Gestade,
Bis sie ihn fand.

Sie flocht den Kranz sich draus zum Kirchengange —
O holde Noth!
Von meinen Rosen ward ihr Stirn und Wange
So heiß und roth!

In klösterlicher Stille singt er:

Eine stille Zelle
An blauer Welle,

Das ist mein Leid.
Wohlan, ich trag' es —
Aber ich klag' es
Doch allezeit!

Ich hab' mein Leben
An Gott gegeben,
Und das ist sein.
Das wend' ich nimmer —
Doch denk' ich immer:
O wär' es mein!

Diese und andere auf Irmingard gedichteten und, wie wir meinen, tief empfundenen Lieder entdeckt der Abt und will deren Vernichtung:

Mich hat mein Abt verfluchet —
Ich war wol gottverwaist,
Daß Sang mir heimgesuchet
So süß den stillen Geist.

Eliland vergräbt seine Lieder im Walde und zwar in einer eisernen Kiste, welche, nachdem er und sein Abt gestorben, Arbeiter auffinden und dem neuen Abte zuführen. Dieser läßt sie öffnen und sieht und liest:

Von seinen Liedern allen
Wie glüht mein Angesicht,
Doch — „Eh' der Tag zerfallen,
Sei keines mehr am Licht!"

So rief der Abt, der seine,
Eh'dem — ich ruf' es neu!
Denn was gebot der eine,
Das hält der andre treu!

Der Abt läßt sich mit der Kiste in den See hineinrudern und versenkt sie, aber nicht zugleich die Regung, die in ihm selber sympathisch für Eliland erwacht:

Leb' wohl — mein Eliland!
Du pflegtest süßen Sanges,
Ich walte herber Pflicht —
Fürwahr, so schweren Ganges
Gedenk' ich ewig nicht!

So hat denn unser Dichter die Idee des echt Menschlichen, das nie und nirgends völlig unterdrückt werden kann, in unanstößiger edler Form hervorgehoben. Wo es der höhern Fassung enträth, tritt der Humor ein. Ein junger Mönch fragt Hiltegund, Kunrat's Braut: „Willst du mich küssen, Hiltegund? schön Eckbert bin ich geheißen!"

Da zog Kunrat die Stirne kraus:
„Den will ich selber küssen,
Im tiefen Tannicht soll er mir
Für solche Andacht büßen!

Frau Buche, leih' mir einen Ast,
Doch leih' mir keinen weichen,
Schön Eckbert geht bei uns zu Gast,
Dem will ich die Locken streichen.

Schön Eckbert ist ein heiliger Mann,
Drum wird er zum Martyr geschlagen,
Doch wo er sein Marterkrönlein gewann,
Das soll er wol keinem sagen!"

„Hohenschwangau"! Hier lebte der Minnesinger Hiltobolt von Schwanegau:

Hoch im Gaden, laubumwoben,
Klingt der Saiten Goldgetön,
Und Herr Hiltbolt singt da droben —
Einsamkeit, wie bist du schön!

Und ein Wildschwan fliegt vorüber
Südwärts in den blauen Höhn.
Mir ist stille Heimat lieber —
Einsamkeit, wie bist du schön!

Letztere Worte entsprechen der Schlußzeile des mit „Auferstehung" überschriebenen Gedichts, in würdig schmeichelnder Weise hindeutend auf einen andern — königlichen Hiltebolt, nämlich den gegenwärtigen König von Baiern, welcher das in Trümmern zerfallene Hohenschwangau von neuem wird erstehen lassen:

Dann wird neue Lenzluft wehen,
Wieder hebt dein Zauber an,
Dein Gebäu wird auferstehen,
Und zum Phönix wird der Schwan!

Wenn das Banner wallt der Schyren,
Vor dem Thor hallt Hufgedröhn,
Und ein König wird dich küren —
Einsamkeit, wie bist du schön!

Der Leser wird in den „Hochland-Liedern" viel Ansprechendes finden; wir müssen uns, nachdem wir Proben mitgetheilt, auf bloße Hinweisung beschränken, so unter andern auf die Gedichte mit den Ueberschriften: „Rehwild", „Stille Gedanken", „Minnelied", „Trutzlied", „Federzier", „Heimo das Hüterlein", „Nach tausend Jahren", „Scheidegruß", „Heimatbild", „Im Morgengrauen", „Hinzula", „Im Vatican". Letzteres stehe hier zum Schluß:

Es lehnt ein Mann im weißen Kleid
Am Sims in tiefen Gedanken,
Er denkt an eine vergangne Zeit,
An die Zeit der Sachsen und Franken.

Er sieht des müden Heinrich Bild
Im Burghof zu Canossa —
Und wie des Zelters Bügel hielt
Der Stanfe Barbarossa.

Noch wuchern um Canossas Schloß
Viel grünende Lorberreiser,
Noch stampft die Erde manch edles Roß —
Aber die Zollern sind Kaiser!

3. Bilder und Klänge. Von Paul Schwartzkopf. Gütersloh, Bertelsmann. 1879. 8. 2 M.

„Liebesklänge", „Melancholische Klänge", „Religiöse Klänge", „Naturbilder", „Harzbilder", „Nordseebilder", „Sonette", „Verschiedenes", „Uebersetzungen" — das ist der Inhalt. Meist kürzere Gedichte Gutes und wieder nicht Gutes haben wir zu verzeichnen.

Schon thut das Frühlicht sich empor,
Schon scheinet es im Osten;
Der bangen Träume wirrer Chor
Weicht, die dein Haupt umtosten!

Wenn die Träume tosen, dann säuseln wol die Orkane.

In „An Emanuel Geibel" heißt es:

Wie lichtdurchglühten Trauben
Der süße Most entträuft —
Von süßem Frühlingsglauben
Dein Mund dir überläuft!

Für „überläuft" steht auch „quillt":

Und was gleich Zaubereien
Im Herzensgrunde schwillt,
In süßen Melodeien
Aus deinem Munde quillt.

Man sollte denken, der Sturm verjage die süßen Melodeien. Aber nein!

Wenn Liebe, Lust und Klage
Die Nachtigall bewegt —
Wie sie's mit süßem Schlage
Der Nacht ans Herze legt:

So klingt dein Busen wieder
Die süßen Melodein,
Die auf des Sturms Gefieder
Der Lenz gebraust hinein.

Oft finden sich sehr originelle Bilder. Da fallen die Thränen sogar nach oben:

Das ist mein Wetter, wenn durch leise Thränentröpfchen
Der Liebsten Auge lacht,
Daß doppelt süß erglänzt das blonde Köpfchen,
Vom Thau befeuchtet sacht.

Trotz „leiser" Thränentröpfchen ist doch das Köpfchen davon gewaschen.

Vom Fenster her bemerken wir:

Nicht strömet der Regen vom Himmel mehr prasselnd dahin,
Doch glänzt's in den Lachen der Straße von feuchtem Gewinn.

Wir erfahren auch Folgendes:

Wir können nicht ertragen
Den ewigen Sonnenschein —
Es müssen nach Sonnentagen
Auch Mondesnächte sein.

Zuweilen wird der unmittelbar entfaltete Flügel von einer überweltlichen Reflexion wie von einer transscendenten Schere durchschnitten:

Und es brechen Knosp' und Blätter
Wie ein dichtes Hagelwetter,
Blütenflocken niederschnein,
Hüllen Busch und Wälder ein.

Durch die Wipfel rauscht es leise
Unaussprechlich süße Weise:
Schöner noch als hier auf Erden
Soll dein Frühling droben werden.

Am wohlgemeintesten, aber nicht am besten sind die „Religiösen Klänge". Orthodox überlieferte Vorstellungen, bei denen sich alles und nichts denken läßt. Warum denn gerade religiöse Klänge? Auch die sogenannten weltlichen sollen von Religion und Idee getragen sein. Aber da heißt es:

Mir bangt vor dieses Menschenknäuels Wirren!
Mir will dies zwecklos ausgelassne Treiben
Die Geisteskraft betäuben und zerreiben,
Wie nächt'ger Vögelschar unheimlich Schwirren!

Seh' ich am tiefen Räthselstrom wie Kinder
Sie (die Menschen) spielen, möchte Unmuth mich verzehren,
Wie sie sich nicht um Tod und Teufel scheren,
Und fühlen sich behaglich drum nicht minder!

Was thun? Mit dem Glauben drüber hinweg; denn:

Der Glaube macht uns stark und frei
Im Leben und im Sterben,
Wenn alle Renommisterei
Der Laffen bricht in Scherben.

Der gute Glaube läßt sich aber doch wieder ganz hübsch ans Diesseits fesseln:

O gib im liebeleeren Dunkeln,
In sternenleerer Erdennacht
Mir zwei geliebter Augen Funkeln,
Draus mir des Himmels Wonne lacht!

Ferner: „Die Menschen stürmen gleich Giganten das Bollwerk unsers Glaubens".

Sie schreien: hat es Kant doch längst bewiesen,
Daß Gott und Seele und ein ew'ges Leben
Es nimmer kann für unser Wissen geben!

Aber das müßte doch Wasser auf die Glaubensmühle sein! Wissen soll man ja nicht, sondern glauben. Wenn Kant mit „Nescio" die Ideen zur Vorderthür hinauswies, so schlüpften sie mit dem praktischen Glaubensmäntelchen doch wieder zur Hinterthür herein. Warum also Kant angreifen?

Die Metrik läßt auch manches zu wünschen übrig. Anapästen sind da: lächt der Ilse; gleich als spiegelte; sah sie düfteberauscht; er mir's durch; Gold und Rubin u. s. w.

Gute, ja sehr gute Gedichte finden sich aber auch. Wir nennen z. B. „Silbern schwebt die Wasserrose" u. s. w.; „Rolandseck", „Abendlied", „Sparenberg", „Ueber die grüne Ebene des Meeres" u. s. w., „Wo das Schloß auf hohem Berge thront", „Harzburg", wo sich der Dichter über den Ruinen emporschwang:

Doch eine Lerche schwang sich heiter
Zum Himmel auf mit Jubelklang,
Mein Auge folgt' ihr immer weiter,
Bis sie im Strahlenmeer versank.

Da dacht' ich: wenn zu Schutt und Staube
Einst dieser Erde Bau zerspringt,
Daß lerchengleich der frohe Glaube
Aus Trümmern sich zum Himmel schwingt.

Dann: „Im Laub seh' ich's huschen", „In des Mondes Silberglanz verloren", „All das bunte Weltgewühle" u. s. w.

Stehe hier:

Frei bin ich wie der Felsenquell,
Der aus dem tiefen Schachte bricht
Und, laut aufjauchzend, perlenhell
Hervordrängt an das Tageslicht.

Frei bin ich wie der Aar, der dort
Sich auf zum blauen Himmel schwingt,
Und der, entflohn des Jägers Mord,
Zur hellen Sonne aufwärts dringt.

Frei bin ich wie der Sonnenschein,
Den jüngst der Wolken Haft verschloß,
Er aber schlug die Pforten ein
Und steckt' in Brand das Wolkenschloß.

Frei bin ich wie der West, der keck
Entrafft sich hat dem wilden Meer,
Vor dessen Drang in jähem Schreck
Zerstob der flüchtigen Wolken Heer.

Und was sich mir entgegenstellt,
Zerspreng' ich kühn in froher Eil',
Doch ewig fest gebunden hält
Mich deiner süßen Liebe Seil!

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Ein neues Lustspiel von Leopold Günther, welches am leipziger Stadttheater zur Aufführung kam: „Ein Leibarzt", fand zwar eine freundliche Aufnahme, gehört aber zu den Stücken, die sich ein kundiger und gewandter Regisseur aus den Reminiscenzen seiner Bühnenpraxis zusammenstellen kann. Der Grundgedanke ist ganz artig einer Riehl'schen Novelle entnommen; aber bei der Ausführung desselben gerieth der Autor allzu sehr in ausgefahrene Gleise; namentlich werden wir an Hackländer's „Geheimen Agenten" erinnert. Der Held des Stücks ist ein Leibarzt, welcher bei Hofe allgemein für den intimsten Vertrauensmann des Fürsten gilt, aber von diesem selbst nur als ein stummer Hospitant geduldet wird; denn er suchte sich absichtlich denjenigen Mediciner heraus, der die geringste Praxis hat, um vor plauderhaften Leibärzten von großer Kundschaft sicher zu sein. Aus diesem Grundgedanken ließ sich vielleicht eine komische Verwickelung herleiten: von dem Autor ist dies nicht geschehen; denn die paar Genrescenen, in denen dem Leibarzt unverdientermaßen gehuldigt wird, treten doch zurück gegen die eigentliche Haupthandlung, die Liebe des Fürsten zu einem jungen Mädchen, das sich schließlich als die Prinzessin aus dem Märchen entpuppt, welche die fürsorgliche Schwester, die Regentin des Nachbarstaats, dem Fürsten als Braut bestimmt hat. Der Fürst gibt sich bei diesem Rendezvous für den Leibarzt aus, der nur durch diese unfreiwillige Anleihe noch in die Handlung eingreift. Hier häufen sich die Unwahrscheinlichkeiten; die Liebeslyrik ist, trotz des Sonnenaufgangs im Walde, etwas trivialer Natur, und auch der Dialog zeichnet sich mehr durch anständige Haltung als durch Esprit aus: es ist eben das Schablonenstück eines nicht unerfahrenen Bühnenpraktikers.

— Anton Rubinstein's neue Oper „Der Dämon" ist am hamburger Stadttheater in Scene gegangen; doch so ehrenvoll der äußere Erfolg war, so scheint die Oper doch keineswegs einen solchen Eindruck wie „Nero" hervorgerufen zu haben. Der Stoff der Oper verlangte, daß auch die Musik den russischen Volkscharakter zur Schau trug, was natürlich auf ein deutsches Publikum den Eindruck des Fremdartigen machen mußte.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 8. November starb in Wien infolge eines Herzleidens Wilhelm von Hamm, einer der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Schriftsteller, der auch zahlreiche Essays, Reiseskizzen, Novellen und Gedichte veröffentlicht hat. Er war am 5. Juli 1820 zu Darmstadt geboren, widmete sich nach dem Besuche des Gymnasiums der Landwirthschaft bei verschiedenen hessischen Gutsbesitzern, besuchte das landwirthschaftliche Institut in Darmstadt, studirte 1838—39 in Hohenheim, unternahm, nachdem er kurze Zeit gräflicher Verwalter gewesen, eine Fußtour durch Deutschland, Belgien, Frankreich, England, studirte dann Chemie und Nationalökonomie in Gießen, und war nacheinander Lehrer an verschiedenen landwirthschaftlichen Instituten in der Schweiz. Im Jahre 1847 wurde er Redacteur der „Agronomischen Zeitung" in Leipzig, die er an sich kaufte und 23 Jahre lang redigirte. Im Jahre 1848 machte er als Freiwilliger den Feldzug in Schleswig-Holstein mit. In Leipzig verkehrte er viel in schriftstellerischen Kreisen. Im Jahre 1855 erbaute er im benachbarten Dorfe Eutritzsch eine Maschinenfabrik, wie er denn für Einführung neuer Maschinen in Deutschland sehr thätig war. Im Jahre 1863 wurde er Abgeordneter in der zweiten sächsischen Kammer, und 1867 erhielt er einen Ruf nach Oesterreich als Ministerialrath und Vorstand des Departements der Landwirthschaft im Ministerium für Handel und Volkswirthschaft, später Ackerbauministerium. Hier wirkte er bis zu seinem Tode kräftig für Hebung der Agricultur im Kaiserreich. Seine Schriften zerfallen in fachwissenschaftliche, von denen wir hier nur die „Grundzüge der Landwirthschaft" (1850), die „Katechismen der Ackerbauchemie, der Drainirung, des praktischen Ackerbaus" und „Chemische Bilder aus dem täglichen Leben", vor allem das „Weinbuch" (1864) nennen. Er war einer der besten Weinkenner, als solcher in Europa anerkannt; sein Keller vielleicht der reichste Weinkeller in Deutschland durch die freiwilligen Sendungen der Producenten. Er bereiste fast alle Ausstellungen. Frucht dieser Reisen waren z. B. die „Illustrirten Kataloge der Londoner und der Pariser Weltausstellung" (1862 und 1867). Von seinen belletristischen Schriften erwähnen wir: „Freischarennovellen" (1850), „Shelley, biographische Novelle" (1858), „Gedichte" in der Reclam'schen „Universal-Bibliothek".

Bibliographie.

Friedmann, A., Die Vestalin. Ein epischer Sang aus römischer Zeit. Leipzig, Lenz. 64. 75 Pf.

Gerstel, G., Aus hohen Kreisen. Galerie europäischer Herrscher in Biographien und Humoristiken. Zugleich ein Stück Welt- und Hofgeschichte aus der Zeit von 1701 bis 1870. 1ste Lfg. Berlin, Barnitzki. Gr. 8. 50 Pf.

Gnevkow, A., Aus dem Geleise. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 5 M.

Grabowsky, S. Graf, Die Entführung. Criminal-Novelle. Berlin, Goldschmidt. 1875. 8. 50 Pf.

Klaiber, K. H., Henri Arnaud, Pfarrer und Kriegsoberster der Waldenser. Ein Lebensbild. Nach den Quellen untersucht und dargestellt. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Klee, E., „Durch". Eine wahre Geschichte. Itzehoe, Nusser. 8. 1 M. 20 Pf.

Landsberg, J., Volksthümliche Philosophie. Vorlesungen zur Belehrung und Unterhaltung. 1stes Heft. Berlin, Mode. Gr. 8. 50 Pf.

Leixner, O. v., Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung. Mit über 300 Text-Illustrationen und zahlreichen Tonbildern 2c. 1ste Lfg. Leipzig, Spamer. 1881. Gr. 8. 50 Pf.

Lewinsky (Berlin), J., Theatralische Carrièren. Biographische Skizzen. Leipzig, Klein. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.

Minckwitz, J., Grundprobleme der neuhochdeutschen Uebersetzungskunst in Beispielen. Klausenburg. 12. 1 M.

Preyer, W., Naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme. Populäre Vorträge. Berlin, Paetel. Gr. 8. 9 M.

Raimund's, F., Sämmtliche Werke. Nach den Original- und Theater-Manuscripten, nebst Nachlaß und Biographie, herausgegeben von C. Glossy und A. Sauer. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Konegen. 8. à 50 Pf.

Rudel, R., Adel und Demokratie. Ein Beitrag zur Geschichte des Feudalismus. 1ster Bd. Berlin, Münchhoff. Gr. 8. 9 M.

Schmidt, E., Komödien vom Studentenleben aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Vortrag. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 60 Pf.

Schwerin, Josephine Gräfin, Der ist es. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1390: Die Huldigung der Künste. Dramatischer Scherz von E. Böcker. Leipzig, Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Wächter, O. v., Carl Georg von Wächter. Nekrolog. Tübingen, Fues. Gr. 8. 50 Pf.

Witte, J. H., Die Philosophie unserer Dichterheroen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus. 1ster Bd.: Lessing und Herder. Bonn, Weber. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Stimmen der Weihnacht.

Lieder nach dem Spanischen von D. Ventura Ruiz Aguilera

von

Dr. **Joh. Fastenrath.**

16. Eleg. brosch. 2 M., eleg. geb. 3 M.

Dr. Joh. Fastenrath, dessen „Luther im Spiegel spanischer Poesie" (Anfang 1880 in meinem Verlage erschienen und jetzt in zweiter Auflage vorliegend) mit Recht bedeutendes Aufsehen in allen gebildeten Kreisen erregte, bietet hier Weihnachtslieder, die mit zu dem Schönsten und Gehaltvollsten gehören, was wir in diesem Genre besitzen. Fastenrath's neuestes Buch eignet sich wie kaum ein anderes zu Weihnachtsgeschenken.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich.**
Verlagsbuchhandlung.

Deutsches Salonblatt.

Nr 1

Wien, 1 October 1881

Das **„Deutsche Salonblatt"** erscheint am 1., 11. und 21. eines jeden Monats, im Umfange von je zwei Druckbogen (16 Seiten), Groß-Quart-Format und enthält:

Populär-wissenschaftliche Aufsätze, vornehmlich über Musik, Theater, Literatur und bildende Künste;

Gedichte, Novellen, Erzählungen, Humoresken; Plaudereien;

Kleine Mittheilungen aus Hofkreisen, aus der Gesellschaft und aus der Kunstwelt, über Wissenschaft, Literatur und Cultur, über Sport und Mode, sowie vermischte Nachrichten über interessante Tages-Ereignisse; **Miscellen;**

Original-Compositionen für Pianoforte: Lieder mit Clavierbegleitung, Salon- und Tanzmusik und je einmal monatlich

Porträts berühmter Zeitgenossen (Lithografie ohne Rückendruck)

Nur hervorragende Schriftsteller und Componisten sind Mitarbeiter des Blattes, jeder Dilettantismus ist grundsätzlich ausgeschlossen.

Abonnements-Preis vierteljährig nur: **fl. 1.50 = 3 M.**

Inserate werden mit 15 **kr.** für die 5gespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum berechnet.

Zur Pränumeration ladet ergebenst ein

die Administration des „Deutschen Salonblatt",
Wien, IV., Carlsgasse Nr. 18.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben
von
Rudolf von Gottschall.

Achter Theil.

8. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M.

Der vorliegende achte Theil des „Neuen Plutarch", dieses beliebten, weit verbreiteten Haus- und Familienbuchs, bietet die Lebensbilder des tapfern deutschen Reichsritters Franz von Sickingen, von Hans Prutz, des englischen Seehelden Admiral Nelson, von Friedrich Althaus, und unsers großen Tonmeisters Mozart, von August Reißmann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wege und Ziele der Culturentwickelung.

Essays von **Eduard Lasker.**

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Eduard Lasker bietet in diesem Werke eine Reihe von Essays, die innerlich miteinander verbunden sind, indem sie in ihrer Gesammtheit eine einheitliche Weltanschauung zum Ausdruck bringen. Mit lebhaftem Interesse wird man den geistreichen Ausführungen des auf andern Gebieten, besonders durch seine hervorragende politische Wirksamkeit bekannten Verfassers folgen, welche die höchsten Fragen der Menschheit in den Kreis der Berathung ziehen, ohne dabei die Wirklichkeit und die thatsächlichen Zustände aus dem Auge zu verlieren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. H. Riehl.**

Fünfte Folge. Zehnter Jahrgang. 8. Geh. 6 M.

Inhalt:

Isaak Casaubon. Von Fridolin Hoffmann. — Der Reichstag von Augsburg. Von Henri Tollin. — Gustav Wappers. Ein Künstlerleben. Von Hermann Villung. — Die Anfänge Wilhelm's von Oranien. Von Heinrich Welzhofer. — Peter's des Großen Briefwechsel mit Katharina. Von A. Brückner. — Ein neues Fürstenthum in alter Zeit. Von A. Forstenheim. — Zur innern Geschichte des Socialismus. Von W. H. Riehl. — Der Dichter der „Insel Felsenburg". Von Adolf Stern.

Mit dem vorliegenden Bande vollendet das „Historische Taschenbuch" seinen funfzigsten Jahrgang. Es darf mit Befriedigung auf diese lange Reihe von Bänden hinblicken, die als eine Fundgrube des werthvollsten Materials für den Geschichtsforscher und zugleich als eine reiche Quelle belehrender Unterhaltung allgemein anerkannt und geschätzt sind. Auch der neue Band bietet ebenso interessante wie mannichfaltige Beiträge.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

The Scientific English Reader.

Englisches

Naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch.

Von

Dr. F. J. Wershoven.

I. Theil: Physik, Chemie, Chemische Technologie.
Mit 9 Abbildungen. 8. Geh. 2 M.

Im Anschluss an sein in demselben Verlage erschienenes „Technisches Vocabular" (Preis 2 M. 50 Pf.), das bereits grosse Verbreitung gefunden hat, bietet der Verfasser hier den polytechnischen Lehranstalten sowie zum Selbstudium für Praktiker und Industrielle den ersten Theil eines „Naturwissenschaftlich-technischen Lesebuchs", eine mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehene Sammlung von Aufsätzen der hervorragendsten englischen Fachmänner über Gegenstände der Physik, Chemie und Chemischen Technologie.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 12.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAUFMANNISCHE BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 2. December 1880.

Inhalt: Schriften zur Judenfrage. Von Gustav Portig. — Naturwissenschaftliche Revue. Von Karl Jessen. — Zur amerikanischen Literatur. Von Rudolf Stegmann. — Jahresberichte der Geschichtswissenschaft. Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften zur Judenfrage.

Es liegt uns eine Anzahl Schriften vor, welche die seit längerer Zeit viel ventilirte und nun auch vom preußischen Abgeordnetenhause in zweitägiger Debatte durchgesprochene Judenfrage behandeln. Wir werden uns bei Besprechung derselben möglichst objectiv verhalten, indem wir uns meistens darauf beschränken, die Verfasser mit ihren eigenen Worten einzuführen. Die sogenannte Judenfrage ohne Vorurtheil und ohne Leidenschaftlichkeit zu behandeln, ist darum so sehr schwer, weil sie eine eminent praktische ist und doch auf einem schwer zu durchdringenden und zu entwirrenden Ineinander von verschiedenen hochbedeutenden Factoren beruht. Religiöse Weltanschauung, politischer und socialpolitischer Parteistandpunkt, ursprüngliche Naturdispositionen und geschichtliche Erfahrungen greifen hier ineinander, und meist für die am Streit Betheiligten mehr unbewußt und unwillkürlich als bewußt. Beide Theile glauben für ihre heiligsten Güter einstehen zu sollen, und beide Theile stehen sich trotz aller gegentheiligen Versicherungen als Fremde gegenüber. Es bedarf für jeden halbwegs Gebildeten keines Hinweises darauf, daß die hier zu Tage tretenden Urtheile nur auf die Gesammtheit, nicht auf die einzelnen Ausnahmen der Angegriffenen zu beziehen sind. Ohne uns auf die ebenso schwere als ungenügende principiell-theoretische Lösung der Frage hier einlassen zu wollen, können wir doch eine Bemerkung nicht unterdrücken. Wir haben früher einmal versucht, in einem Zuge unmittelbar hintereinander die Schriften von Gegnern und von Freunden Richard Wagner's zu studiren. Der Gegensatz war ein so greller, daß wir mit der Lektüre momentan aufhören mußten, weil wir buchstäblich eine Verrückung unsers Verstandes fürchteten; erst durch immer wiederholtes Zurückkehren und ruhiges Prüfen gelang es uns, zu einer in sich selbst begründeten Ueberzeugung vorzudringen. Auf uns haben im allgemeinen die Wagnerianer, voran Hans von Wolzogen, den Eindruck gemacht, als sprächen sie überschwenglicher und fielen sie heftiger aus als ihre Gegner. So auch können wir von der uns vorliegenden Literatur zur Judenfrage nicht leugnen, daß die gegen die Judenherrschaft gerichteten Schriften maßvoller in der Form auftreten als die zur Vertheidigung der Juden geschriebenen. Wie fanatisch und mit welcher Verdrehung der Thatsachen die letztern bisweilen auftreten, dafür nur ein Beispiel. Otto Henne-Am Rhyn, den man doch wahrlich nicht als einen Feind der Juden ansehen darf, führt folgende Thatsachen an. Der deutsch-israelitische Gemeindebund forderte den Reichskanzler auf, den jüdischen Versöhnungstag als staatlichen Feiertag anzuerkennen. Der Stabsarzt Rosenzweig verlangte in einer 1878 zu Schweidnitz erschienenen Schrift ein Staatsgesetz, welches aus Gesundheitsrücksichten die Beschneidung der Christen beim Militär vorschreibe. Trotzdem schäumt Dr. M. Eisler in seiner Schrift „Die Judenfrage in Deutschland" sein Gift in folgenden Worten aus:

> Daß es aber irgendeinem Juden außerhalb des Irrenhauses je in den Sinn gekommen sei, vom Staate zu verlangen, daß der jüdische Versöhnungstag ein höchster allgemeiner Festtag, gleichberechtigt mit den höchsten christlichen Festen, und der Sabbat gleichberechtigt neben den Sonntag gerückt werden möge, das würde ich nur dann glauben, wenn ich es mit meinen eigenen Ohren gehört, mich durch den Ausspruch glaubwürdiger Menschen überzeugt hätte, daß ich selbst zur Zeit nicht betrunken war und der Gesundheitszustand dessen, der wirklich einen solchen Wunsch ausgesprochen, durch eine commissio de lunatico inquirendo außer allen Zweifel gestellt worden wäre.

Sapienti sat! Eröffnen wir nun die Reihe der Kämpfenden und beginnen wir zunächst mit den Gegnern des Judenthums. Da liegt vor uns:

1. Das moderne Judenthum in Deutschland, besonders in Berlin. Zwei Reden in der christlich-socialen Arbeiterpartei gehalten von Adolf Stöcker. Fünfte Anflage. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

Man kann unsers Erachtens dem ebenso gefeierten als geschmähten Manne das Zeugniß nicht versagen, daß er sich milder, sachgemäßer ausdrückt als viele seiner Mitstreiter. Ihm erscheint das moderne Judenthum als eine große Gefahr für das deutsche Volksleben. Er verlangt, daß nicht dieselben Menschen die beleidigte Unschuld, die gekränkte Toleranz, die Märtyrer der Weltgeschichte spielen, welche mit ihrer ätzenden Kritik Staat und Kirche, Personen und Sachen übergießen. Es sei unzweifelhaft, daß die Gedanken der Religionsfreiheit, der Toleranz in dem modernen Sinne nicht zu dem Charakter des Alten Testaments gehören. Die alten Juden hatten eine Priesterkaste, übten Sklaverei und pflegten Vielweiberei. Das moderne Judenthum sei eine religiöse Macht, und Berthold Auerbach sage sehr richtig, daß die gebildeten Juden nicht sowol Juden als vielmehr Nichtchristen seien. Auch der liberalste Reformer wolle Jude bleiben. Stöcker bittet die Juden, ein klein wenig toleranter und bescheidener zu sein. Er will nicht den Talmud gegen die Juden citiren, verlangt aber, daß nicht die Judenpresse Haß gegen alles Christliche athme. Die schlimmsten berliner Zeitungen seien in den Händen der Juden, welche folgende Taktik beobachteten. Nie werde das orthodoxe Judenthum angegriffen; die liberalen Blätter schwiegen darüber, wenn jenes die confessionslose Schule verwerfe und den ungetrauten Ehepaaren die Excommunication androhe. Käme dergleichen in christlichen Versammlungen vor, so fiele die Preßmeute mit scheinbarem Wuthgeheul darüber her. Stöcker kommt zu dem Schlusse, daß die Juden ein Volk im Volke, ein Staat im Staate bleiben. In Berlin allein wohnten so viel Juden wie in ganz Frankreich und ganz England:

Wären sie wirklich eng mit uns verbunden, so hätte die Zahl nichts Bedenkliches. Aber sie bilden eine in sich geschlossene Gemeinschaft in guten Verhältnissen, in steigender Macht, mit einer sehr profitabeln Verstandeskraft ausgerüstet; sie sind im Besitz von Bank und Handel, in ihren Händen ist die Presse. Die Devise „billig und schlecht" kommt zum guten Theil auf ihre Rechnung. Sie sind überall da, wo es Noth und Speculationslust zu benutzen gilt.

Stöcker fordert größere Toleranz der jüdischen Presse, Rentensystem im Grundbesitz, lebenskräftige Innungen, Aenderung des Creditsystems, des Börsen- und Actienwesens, Einschränkung der Anstellung jüdischer Richter, Entfernung der jüdischen Lehrer von unsern Volksschulen. Schließlich führen wir folgendes Selbstbekenntniß Stöcker's an:

Der Jammer um mein Volk treibt mich, den Kampf öffentlich aufzunehmen. Was hilft es, das Schlechte auf der Kanzel zu bekämpfen, unter welcher die Schreiber und Leser jener Presse sich nicht versammeln, oder in conservativen Zeitungen einen Schmerzensschrei auszustoßen, welchen jene Seelenmörder belachen. Dagegen ist eine Volksversammlung noch immer die geeignete Walstatt, um den Kampf mit den Volksverderbern aufzunehmen. Daß ich dazu ein gutes Recht habe, sagt mir mein Gewissen.

2. Israel und die Gojim. Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage. Leipzig, Grunow. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

Der Verfasser ist von keiner vorgefaßten Meinung ausgegangen, hat sich aber auch nicht von bekannten Modephrasen abschrecken lassen, die Wahrheit zu sagen. Er behandelt das Judenthum in seinem Buche nicht als Religionsgesellschaft, sondern als Rasse, betrachtet die Verbreitung des Judenvolks in der Gegenwart, die letzten Wanderungen und Ansammlungen, die heutigen oder zukünftigen Centren desselben. Hierauf construirt er ein Charakterbild des semitischen Elements aus dessen Vorliebe für den Namen Israeliten, dann aus der nationalen Literatur der Juden, dem Talmud und den spätern rabbinischen Schriften; er citirt die Urtheile hervorragender deutscher Philosophen über das Wesen der Juden, und geht die Geschichte der jüdischen Diaspora durch, in Europa zunächst und dann besonders in Deutschland. Die Emancipation der deutschen Juden, die Einwanderung der Juden aus Westrußland und Polen, das Wesen der Reformjuden beleuchtet er scharf und verlangt, daß die Emancipation der Juden in einigen Punkten revidirt und rückgängig gemacht werde. Der Verfasser findet, daß das unter uns wohnende Semitenvolk nicht zu uns passe, weil es als Ganzes in seiner Denkweise, seinen Neigungen und Ansprüchen von uns Deutschen weit verschiedener sei als selbst die Franzosen und Slawen, welche sich unter uns niedergelassen haben. Es werde in der großen Mehrzahl den Durchschnittsjuden niemals gelingen, anders als in Aeußerlichkeiten Deutsche zu werden. Die meisten von diesen Fremdlingen, welche dies angeblich wollen, haben dabei nur egoistische Zwecke vor Augen. Sie verlangen Duldung und sind selbst unduldsam; sie betrachten ihre Gleichberechtigung nur als Abschlagszahlung auf den Anspruch, ihre angeblich weltgeschichtliche Mission erfüllen zu dürfen, die bei den gröber angelegten Juden auf Ausbeutung der Gojim, bei den feinern auf die Unterwerfung derselben unter den jüdischen Geist hinausläuft. Die Aufhebung der Beschränkungen, welche ihnen eine frühere praktisch denkende Zeit auferlegte, wird von ihnen bewußt oder unbewußt als Trittbret benutzt, um uns auf den Nacken zu steigen. Sie würden unsere Nationalität, unsere bürgerliche Gesellschaft allmählich zersetzen, wie sie das Römische Reich und die antike Civilisation zu Grunde gerichtet haben.

Das Judenthum hat unter uns die Grundsätze des Manchesterthums verwirklicht und häuft mit allen Mitteln Kapital an. Es stellt zu den Schwindlern, Wucherern und Gaunern Deutschlands nach wie vor ein unverhältnißmäßig starkes Contingent; es hat einen Theil unserer Kaufleute mit seiner eigenthümlichen Handelsmethode anzustecken begonnen. Es beherrscht eine große Anzahl von Verhältnissen und Personen durch die maßgebende Stellung, die es an den Börsen und in der Reichsbank einnimmt. Es ist überall darüber her, den Liberalismus auf falsche Bahnen zu lenken. Die Socialdemokratie wurde von

Juden mit einem Credo versehen und als Partei organisirt. Das Judenthum hat der deutschen Presse seine Betriebsamkeit und seine Kameraderie aufgepfropft, seine Handelsmaximen in ihr zur Geltung gebracht, seine Interessen von ihr vertreten lassen, das schändliche Gezücht der literarischen Börsianer geboren und die Kritik in Reclame und Skandal verwandelt. Es führt in unsern Vereinen und Versammlungen, in unsern liberalen, früher selbst in unsern conservativen Parteien und in unsern Vertretungen das große Wort, fast immer zum Schaden derselben, da eitle Vordringlichkeit, unpraktische Rechthaberei, sophistische und rabulistische Spitzfindigkeit und Mangel an Staatssinn fast immer in Begleitung der jüdischen Politiker erscheinen, welche in diesen Kreisen Zulassung und Einfluß gewonnen haben. Es steckt in dem orthodoxen Juden ein offener, in dem reformirten und dem ungläubigen ein verdeckter Feind des Deutschthums und des Christenthums. Wir haben zu viel Juden; dieselben verstärken sich fortwährend durch Einwanderung, und wir besitzen nicht wie England und Frankreich vollkommen genügende Mittel, sie wenigstens wirthschaftlich unschädlich zu machen.

Ohne zu den voranstehenden Sätzen des Verfassers persönlich Stellung zu nehmen, können wir nur sagen, daß er sie mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit zu stützen sucht und sich einer objectiven, ruhigen Darstellung befleißigt.

3. Zur deutschen Judenfrage. Ein Wort zum Frieden von Georg Brake. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser hat sich durch den völlig allgemeinen Titel seiner Schrift allerdings formell das Recht gesichert, alles Mögliche über die Judenfrage herbeizuschaffen, materiell aber sehr zu seinem und des Lesers Nachtheil. Es ist zu viel verlangt, daß man 83, respective 100 ziemlich eng gedruckte Seiten lesen soll, ohne irgendeine Gliederung des Stoffs, ohne sichtbar heraustretende Ueberschrift, Eintheilung, Hervorhebung oder irgendetwas dergleichen. Auf diese Weise kommt die geistvolle, wahrhaft ironische Darlegung der Schrift leider nicht zu ihrer vollen Geltung. Der Verfasser beschäftigt sich viel mit Heinrich von Treitschke, Professor Lazarus und dem Landrabbiner Dr. Glück in Oldenburg. Die Judenfrage ist nach ihm durch die Emancipation der Juden noch nicht definitiv gelöst, sondern nur in ein neues Stadium getreten, und zwar in das entscheidendste. Das Judenthum bekennt in Wirklichkeit eine andere Art der Religion, die sich dem Christenthum und damit der religiösen Einheit des deutschen Volks weder logisch eingliedern läßt noch factisch eingliedern lassen will. Eine solche Anomalie muß nothwendig zur Sprengung jeder nationalen Einheit führen. Die geistige Eigenart des jüdischen Stammes bewegt sich nur in mannichfaltigen Modificationen zwischen den beiden Endpunkten einer rein praktischen Lebensklugheit und eines oft genug alle Wirklichkeit überfliegenden Idealismus. Die Forderung von Lazarus, daß die deutschen Juden Juden bleiben müssen, um vollkommene und leistungsfähige Deutsche zu werden, bedeutet logisch einen flagranten Widerspruch, factisch aber die Constituirung einer zweiten Nation in der deutschen. Mit dem Verlust ihrer nationalen Selbständigkeit haben die Juden allerdings aufgehört eine Nation zu sein; damit aber haben sie nicht ohne weiteres eine andere Nationalität gewonnen. Ohne Blutsvermischung können sich zwei verschiedene Stämme niemals organisch verbinden. Keine Nation kann es auf die Dauer ertragen, daß ein fremder Stamm trotz seines vollen Bürgerrechts im nationalen Staate eine internationale Mission beansprucht. Schon um der nothwendigen Blutsvermischung willen muß auch der Verzicht auf die eigene Religion von den Juden gefordert werden. Diese Forderung ist nur dann zulässig, wenn das Christenthum die vollkommene und die Religion des deutschen Volks ist.

4. Oesterreich ein Juwel in jüdischer Fassung. Judenwirthschaft und Judenherrschaft in Oesterreich-Ungarn. Von Austriacus. Berlin, Hentze. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Dem Verfasser zufolge war die Advocatenherrschaft in Oesterreich die Periode des blühendsten Schwindels und des ungestraften Betrugs. Ein Volkselement gelangte zur Geltung, welches sich zum ausschließlichen Lebenszweck gemacht hat, ohne Arbeit zu Reichthum zu gelangen, welches ohne Sinn für Recht und Billigkeit dem starrsten Realismus huldigt. Dieses Volkselement ist das Judenthum. Der Jude wirft sich mit Vorliebe auf den Handel, weil er die manuelle Arbeit scheut; er ist erfahrungsgemäß der Hehler der Professionsdiebe und widmet sich gern dem Wucher; durch planmäßig in Scene gesetzte wiederholte Falliments macht er sich reich. Durch Verschleudern der Waaren verschlechtert er die Production. Er ist mehr Händler mit Gewerbserzeugnissen als Gewerbtreibender. Die Tagesjournalistik ist den Juden infolge ihrer Geldkraft, nicht aber ihrer Talente gänzlich verfallen. Sie haben aus ihr einen Sumpf gemacht, welcher alles um sich her verpestet, die öffentliche Meinung irreleitet und zersetzend auf die gesellschaftliche Ordnung wirkt. Nirgends zu Hause, ziehen sie weiter, sobald sie das Feld ihrer Thätigkeit ausgesaugt haben. Die frankfurter, berliner, pariser und wiener Juden haben die Discreditirung unserer Verkehrspapiere geschaffen und dadurch den Staat auf das furchtbarste geschädigt. Sobald der Jude gezwungen wird, nur vom ehrlichen Verdienst zu leben, muß er dem intelligentern Christen das Feld räumen. Die sogenannte Verfassungspartei (d. h. die Advocaten) hat das Gewerbe dem Schwindel und dem Betruge ausgeliefert; eine neue Partei muß eine gesunde Reaction herbeiführen.

5. Die Verjudung Deutschlands und der Weg zur Rettung. Noch einmal ein Wort für und wider „W. Marr, Der Sieg des Judenthums wider das Germanenthum". Von Paul Köhler. Stettin, Brandner. 1880. Gr. 8. 1 M.

Im Gegensatz zu Marr hält der Verfasser eine Rettung des Germanenthums vom Judenthume noch für mög-

lich. Er geht von dem Satze aus: wer Israel seinen Glauben nimmt, vernichtet es als Volk. Die Juden, durch eigenen Willen in den Gegensatz zum Christenthum gebannt, hatten nur die Verneinung für die Lebenskraft der christlichen Welt. Die Religion der Juden, wie sie das Alte Testament enthält, ist eine wirklich edle, reine, erhabene. Das Judenthum ist gegenwärtig in einem Zersetzungsproceß begriffen, obwol ihnen Lessing durch seinen „Nathan" ein Bahnbrecher war. Heutzutage stimmen die liberalen Christen ein Wehgeschrei an über die Verjudung Deutschlands, aber die Anhänger der modernen Weltanschauung haben kein Recht zu klagen; denn sie haben den Juden geholfen, die Ideale des christlichen Glaubens zu zerschlagen. Die Liberalen freuen sich, wenn ihre Söhne religionslos werden, die Juden senden ihre Kinder fort und fort in Confessionsschulen. Die Juden schwatzen uns interconfessionelle Friedhöfe auf, aber sie selbst hüten sich, darauf zu begraben. Sie zertrümmern unsere Religion und Sitte — und behalten die ihrige. Rettung vor Verjudung ist nicht zu suchen in der Anlehnung an die katholische Kirche; die Lüge kann nur durch Wahrheit überwunden werden, letztere aber ist die Kraft der evangelischen Kirche. Kein ernster Protestant ist ein Judengenosse geworden. Nehmt die evangelische Kirche weg aus dem Deutschen Reiche, und die übrigbleibende religionslose Masse wird ein Raub Roms und der Juden. Eine starke evangelische Kirche ist der Weg zur Rettung Deutschlands; denn eine Bekämpfung des Judenthums mit blos gesetzlichen Maßregeln ist unzureichend.

6. Studien über die Judenfrage. Von einem Geächteten. In zwanglosen Heften. Lemberg, Seyfarth u. Czajkowski. 1880. Gr. 8. In Heften zu 80 Pf.

Das Bild, welches der Verfasser von der Judenwirthschaft in Galizien mit amtlich feststehenden Zahlen entwirft, ist geradezu grauenhaft. In einem Jahre allein sind dort 17000 Bauernwirthschaften im Executionswege zur öffentlichen Feilbietung gekommen, und zwar infolge des jüdischen Wuchers. Oesterreich sei noch viel mehr den Juden verfallen als Deutschland; dennoch möchte der Verfasser keine Judenhetze, sondern einen modus vivendi, um in den Israeliten mächtige Gönner und Freunde zu gewinnen; die Judenfrage bestehe bei näherer Prüfung in der Creditfrage, in der Ueberwucherung der Kapitalwirthschaft. Darum solle das Zinsennehmen und die daraus fließende Kapitalwirthschaft im Princip nur der Staat ausüben. Die nähere Ausführung dieses Satzes durch den Verfasser übergehen wir hier.

Wir gehen jetzt zu den judenfreundlichen Schriften über und nennen aus dieser Kategorie an erster Stelle:

7. Culturgeschichte des Judenthums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, von Otto Henne-Am Rhyn. Jena, Costenoble. 1880. Gr. 8. 10 M.

Daß wir ein Recht haben, dieses Buch hier einzuordnen, beweist folgende Stelle:

Die Behr'schen und die Marr'schen Flugschriften sind von einer krankhaft erregten Schwäche eingegeben und schließlich eingelaufen in das „Schwarze Meer" der orthodoxen Religion, in den Abrahamischen Schos der fanatischen Klerisei. Diese freiwillige Identification der Judenhetze mit der Pfafferei hat denn sowol der katholische Ultramontanismus als der lutherische Pietismus trefflich zu benutzen verstanden; sowol die „Germanen" mit der ganzen Meute römisch-papistisch-infallibilistisch-syllabistischer Dunkelmänner und Dunkelweiber, als die „Kreuzzeitung" mit der Schar von Götzendienern des Bibelbuchstabens, des papiernen Papstes, haben die Judenhetzen unter ihre alleinseligmachenden Fittiche genommen. In dem berliner Hofprediger Stöcker hat die letztere ihren Hauptmann, ihren unblutigen „Rindfleisch", oder „Armleder" gefunden.

Man wird zugestehen, daß diese Kraftproben schriftstellerischer Diction an Klarheit nichts zu wünschen übriglassen und deutlich zeigen, daß Henne-Am Rhyn ein entschiedener Gegner der Judenhetze ist. Es wird also unbedenklich sein, folgende Stellen aus dem Buche herauszuheben, in denen der Verfasser nicht umhin kann, auch Fehler der Juden aufzudecken. Er gibt zu, daß der Wucher seit langer Zeit eine Lieblingsbeschäftigung der Juden gewesen sei; der Talmud erlaube ja, die Fremden auszusaugen. Es gibt nun allerdings auch christliche Wucherer, aber der Zahl nach einen verschwindend kleinen Theil, und sie seien ohne allen Zweifel Schüler der Juden. Juden sind die Urheber und Nährer des Spielhöllen-Skandals gewesen. Die feinern Juden haben sich meist der höhern Finanz gewidmet, deren gemeinschädliche Auswüchse das einen ausgesprochen semitischen Charakter tragende Börsen- und Gründerwesen bildet, worin Nichtjuden meist nur Stümper geblieben sind. Anselm von Rothschild, welcher 1874 in Wien starb, hinterließ 300 Millionen Gulden, hatte also nicht viel vom „Krach" gelitten; er ließ sich auf ärmliche Weise in einem ungehobelten Bretersarg bestatten, vermachte aber den Armen — nichts. Die Rothschilde sind ohne Ausnahme stets orthodoxe Juden geblieben, aber zu allmächtigen Gläubigern sämmtlicher europäischer und vieler überseeischer Staaten geworden. Die deutsche Reichsbank steht unter einem engern Ausschuß von 15 Mitgliedern, wovon zwei Drittel Juden sind, während die Juden nur den achtzigsten Theil der Bevölkerung bilden. Der Antheil der Juden am Börsen- und Gründerunfug kann unmöglich zu schwarz geschildert werden. Corruption in allen Richtungen brach im Gefolge der Gründer ein; die größte Schamlosigkeit mit „pikanten Photographien" und „Gummiartikeln" machte sich in den Inseraten namentlich der Judenblätter breit. Gewisse jüdische Witzblätter wurden wahre Kloaken der Ehrabschneidung und Zuchtlosigkeit. Es ist weder charaktervoll von den Nichtjuden, Juden über das Maß ihrer Seelenzahl hinaus in Behörden zu wählen, noch taktvoll von den Juden, solche übermäßige Beförderungen anzunehmen. Leute, welche den Talmud als Autorität anerkennen und den Sabbat feiern, sind sowol aus wissenschaftlichen als aus geschäftlichen Rücksichten nicht geeignet, deutsche Richter zu werden. Glauben wir auch nicht an die Möglichkeit einer Unterjochung lebenskräftiger und zahlreicher Völker durch

die speculirende, aber unkriegerische und in Mehrheit selbst feige jüdische Minderheit, so müssen wir doch „jüdische Frechheit", wo sie sich allzu auffallend kund gibt, geißeln. Jüdische Blätter bespötteln und verhöhnen täglich christliche Dinge, welche wir zum Theil selbst verwerfen, aber nicht verhöhnen; kritisiren aber nichtjüdische Blätter oder Bücher auch nur ganz ruhig veralteten krassen jüdischen Aberglauben, so schreit man über Intoleranz und Judenhetze. Jeder hat es in der Hand, sich genau so viel jüdischen Einfluß gefallen zu lassen, als er sich gefallen lassen will. Dazu bedarf es keiner Vereinigungen und Hetzartikel, die nur Böses stiften.

8. Das Judenthum und seine Weltmission. Von Karl Scholl. Leipzig, Friese. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

Die Hauptsätze dieser Flugschrift sind folgende. Es gibt allerdings solche Juden, auf welche die Anklagen ihrer Gegner passen; es wäre aber die himmelschreiendste Ungerechtigkeit, diese Bezeichnung auf alle ohne Unterschied auszudehnen. Es gibt unter den Christen ebenso viele, welche sich ganz dieselben Dinge zu schulden kommen lassen. Die Juden haben durch den von ihnen betriebenen Welthandel und durch die im Mittelalter vorzugsweise von ihnen gepflegten Wissenschaften der Menschheit viel genützt. Sie haben eine Religion hervorgebracht, welche den nüchternsten Realismus mit dem hochgehendsten Idealismus vereinigt. Das Judenthum entließ aus seinem Schose die zwei großen weltgeschichtlichen Töchter-Religionen, das Christenthum und den Islam, beide Fleisch von seinem Fleisch, Geist von seinem Geist. Jüdischer Geist hat in der Form des Christenthums während 18 Jahrhunderten den größten Einfluß geübt. Der Talmud ist nichts weiter als die Sammlung von Erklärungen des alten, eigentlichen Gesetzes, sodaß er, wo er mit diesem in Widerspruch steht, nach dem Ausspruch der Rabbinen selbst seine gesetzliche Geltung verliert. Der Talmud enthält eine Fülle der schönsten und erhabensten Gedanken und Sittenlehren; er enthält daneben eine Unmasse der kleinlichsten und verschrobensten casuistischen Haarspaltereien, und endlich auch christenfeindliche Stellen. An der Begründung der neuen Weltanschauung hat keiner so entscheidenden Einfluß geübt als ein Jude, nämlich Spinoza, welcher seinem innersten Wesen nach im echten Geist des Judenthums wurzelt. Wie das Judenthum vor 1800 Jahren durch seinen großen Sohn aus Nazareth die alte Gott- und Weltanschauung in die Länder der Heiden hineintragen ließ, so legte es auch durch seinen andern großen Sohn Spinoza den Grund der neuen Weltanschauung. Darum nennt Ludwig Feuerbach Spinoza den Moses der neuen Zeit, den Schöpfer der Humanitätsreligion. Darum müssen alle Reformjuden mit den christlichen freien Gemeinden sich verbinden zu gemeinsamer Propaganda für das Ideal der Gegenwart.

9. Die Judenfrage in Deutschland. Von M. Eisler. Neuyork. 1880. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser leugnet, daß es eine wirkliche Judenfrage gebe; das, was von einigen Pamphletisten dazu gemacht werde, sei eine religiöse Frage. Unter den Pamphletisten versteht er Treitschke und Marr; er schreibt in einem so rabulistischen, von Invectiven wimmelnden Stile, daß es uns schwer wird, aus diesem wirren Durcheinander der anmaßendsten Redensarten einen entsprechenden Auszug zu geben. Nicht die Juden, so hören wir, sondern der Römer Pontius Pilatus hat Christum hinrichten lassen. Der gewöhnliche Deutsche stößt zu allen Zeiten und an allen Orten Ausrufe aus, die man nicht einmal mit ihren Initialen niederschreiben möchte. Der gebildete Jude hat sich gewöhnt, seine Hoffnungen für den Fortschritt der Menschheit vorzüglich auf die Namen Kant, Lessing, Strauß, Schleiden, Häckel und Hartmann zu setzen! Das deutsche Volk hat uns nicht das mindeste geschenkt; denn der Mensch ist frei, und wäre er auch in Ketten geboren. Die Artikel der Judenfeinde sehen einer polemischen Metzelsuppe ähnlich, in der Beschuldigungen, Entschuldigungen, Schimpfreden und Ermahnungspredigten pêle-mêle herumschwimmen. Man kann den Löffel nur auf gut Glück hineintauchen, und nach langem Herumstöbern zieht man nichts anderes als ein Stück lederner Wursthülse heraus. Im deutschen Volke lebt eine Menschenklasse, welche die Zahl der jüdischen Flegel ums Hundertfache überragt, das sind die Handlungsdiener und Handlungsreisenden. Herr von Treitschke wird höflichst gebeten, sich über den Ocean nach Amerika zu bemühen, damit er mittels der Seekrankheit den europäischen Menschen von sich gebe. Der Schacher ist zwar nicht ein achtungswerthes, aber doch immerhin ein ehrliches Gewerbe. Der ungezügelte Idealismus Fichte's, Schelling's und Hegel's drohte Deutschland unter einem Wust metaphysischen Nonsenses zu begraben, um dann von einer Bande verzückter Veitstänzer in der Art der alten Klageweiber bejammert zu werden. — Die anständigen Juden können gegenüber solchen Anwälten ihrer Sache nur ausrufen: Gott schütze mich vor meinen Freunden!

10. Die Selbstkritik der Juden. Von Emanuel Schreiber. Berlin, E. Duncker. 1880. Gr. 8. 3 M.

Das Buch trägt als Motto den Ausspruch des Professor Lazarus: „Die Juden sind das classische Volk der Selbstkritik." Schreiber meint, die Judenhetze habe kläglich Fiasco gemacht und dem Judenthum in hohem Grade genützt. Es habe der Ausspruch eines großen Denkers im Midrasch sich bewährt: „Wer Israel haßt, der ist ein Feind Gottes." Der Unterschied zwischen Juden und Deutschen sei blos der, daß erstere kleinasiatischer, letztere großasiatischer Herkunft seien. Die ganze Hetze ist ein Ausfluß ganz gewöhnlichen Neides; aber nicht alles, was gegen die Juden vorgebracht wurde, ist unberechtigt. Man muß alle Achtung vor den sogenannten untern Schichten der berliner Bevölkerung haben, wenn man sieht, wie spurlos die von dem sogenannten gebildeten Stande ausgegangenen Hetzereien vorübergegangen sind. Die Feinde

des Judenthums sind die Ultramontanen, die Kreuzzeitungspartei, die hereingefallenen Gründer, endlich die, welche einmal von einem Juden betrogen wurden, respective hörten, daß ein Jude jemand betrogen habe. Jesus ist von den Römern und nicht von den Juden getödtet worden, weil er sich „König der Juden" nannte.

Der Hauptinhalt des Buchs besteht in einer Anzahl von Stellen, welche aus Predigten und Reden jüdischer Rabbinen u. dgl. entnommen sind; anfangs werden allemal die den Juden gemachten Vorwürfe aufgeführt, aber nur um hinterher glänzend widerlegt zu werden. Im ganzen machen diese Auszüge einen erfreulichen Eindruck; im einzelnen zeigen sie unwiderleglich, daß auch die gebildetsten Juden an eine fundamentale Erneuerung ihrer specifisch jüdischen Weltanschauung nicht denken.

Gustav Portig.

Naturwissenschaftliche Revue.

Ein anspruchsloses, unscheinbares Bändchen, und doch voll Anmuth und poetischem Duft, liegt vor in:

1. Aus der Natur. Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterbilder von C. A. Scherner. Breslau, Gosohorsky. 1880. 12. 2 M. 40 Pf.

Dies Werkchen enthält an feiner Naturbeobachtung mehr als manches dicke Buch. Ein Kleinmeister in der Schilderung unscheinbarer Vorgänge, hat der Verfasser die bekannten Erscheinungen des Thierlebens in Feld und Wald, in Hof und Garten, welche auf dem Lande jedermann sieht, sehen kann und zum großen Theil sehen muß, hier in reizenden, aus der Beobachtung geschöpften, mit fein poetischem Sinne aufgefaßten und zusammengestellten Bildern vorgeführt. Ohne alle Sentimentalität, ohne die mindeste Gefühlshascherei wird hier allen denen, die solche Beobachtungen selbst auf dem Lande haben machen können, manche liebe Scene in die Erinnerung zurückgebracht, aber selbst unter solchen dürfte es wenige geben, die nicht in dieser durchaus originellen, tief empfundenen Auffassung viele neue anmuthige Gesichtspunkte für die Betrachtung altgewohnter Dinge fänden. Wer aber nur für kurze Zeit aus den Straßen der Stadt ins Freie wandern kann, wird doppelt überrascht werden durch den Reichthum poetisch anmuthiger Schauspiele, in welche er sich, der Auffassung dieses Büchleins folgend, überall vertiefen kann, auch da, wo an landschaftlicher Schönheit ihm wenig geboten wird, denn der Verfasser weiß in seine Anschauung alles hineinzuziehen; die Schafwäsche, die Martinigans, selbst die Vogelspur im Winterschnee finden ihren Platz zwischen dem Frühlingsgesang der Lerche und der Spatzenassemblée im späten Winter, an die sich zum Schlusse und zum Wiederbeginn des Jahreskreislaufs noch die Schlittenfaschingfahrt anreiht. Es sei allen Lesern empfohlen.

Diesem Büchlein reiht sich ein zweites an, auch bestimmt, in kurzen Zügen die umgebende Natur uns vorzuführen, aber nicht um uns poetisch darin zu vertiefen, sondern um Rechenschaft zu geben von den wichtigsten Lebensvorgängen der Geschöpfe. Denn in solcher Absicht bespricht ein geistreicher Arzt aphoristisch die Sonne und das Leben:

2. Die Sonne und das Leben. Von H. Kleinpaul. Rochlitz, Bode. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser schildert als etwas enthusiastischer Sonnenverehrer die Wirkung des Lichts auf die organische Natur, von den Pflanzen bis zum Menschen aufsteigend. Mit Schärfe und Klarheit aufgefaßt, bieten diese Aphorismen eine interessante, wenn auch etwas springende Uebersicht über die Haupterscheinungen des Sonnenlichts. Von der Einwirkung auf die chlorophyllhaltige Pflanzenzelle und die chlorophyllose Pilzzelle bis hinauf zu der Ernährung und geistigen Thätigkeit im Thiere und im Menschen verfolgt er sachkundig sein Thema mit Rücksicht auf Physik, Chemie und Physiologie und kommt zu dem Schlusse:

Der himmelanstrebende Eucalyptus amygdalina und der wärmesprühende Spadix der Aroideen, der Gifthauch des Manzanillbaums (nicht Manchinellbaums) und des Zitterrochens elektrischer Schlag, des Leuchtkäfers Glühen und das Licht des menschlichen Geistes, nichts anderes sind sie als ein flüchtiger Reflex des Sonnenlichts.

„Am farbigen Abglanz haben wir das Leben!" Aber freilich, wie in allen Aphorismen sind manche Sätze mehr scharf als umfassend, und nicht alles möchte man unbedenklich unterschreiben. Ja an manchen Stellen dürfte es nicht ganz leicht sein, die gefällig klingenden Fremdworte in klares Deutsch zu übertragen. Und doch sollten Aphorismen um so zweifelloser gefaßt sein, je kürzer sie sind. In dem Satze: „Wie sich die geistige Receptivität, die Wahrnehmung und die von deren allmählichem Wachsthume in der Menschheit Zeugniß ablegende Entwickelung der Vernunft namentlich auf den Gesichtssinn gründet, so wird auch die Reactivität des Geistes von den Empfindungen desselben theils direct ausgelöst, theils controlirt und geregelt", sprudelt vielerlei durcheinander. Doch nicht immer ist dies der Fall, sondern das meiste ist klar gedacht und klar ausgesprochen in nicht gewöhnlicher, weitgreifender Uebersicht. Auch ist fast jeder Ausspruch durch ein Citat belegt. Einzelheiten hier zu bestreiten, würde zu weit führen und von geringem Werthe sein, denn man muß und kann eben dem lebendigen Ausdrucke des Ganzen, der raschen Uebersicht über die Wirkungen der lebenspendenden Sonne einige kleine Ungenauigkeiten und Bedenklichkeiten gern zugute halten. Nur vor einem dürfte es doch am

Platze sein zu warnen, was nicht blos in diesem Schriftchen sich vorfindet: das sind solche geistreich klingende, aber falsche Aussprüche wie die, welche hier in Anlehnung an E. Kapp's „Philosophie der Technik" vorgebracht werden. Die Menschen hätten zunächst unbewußt nach Analogie der Organe ihres Körpers Maschinen construirt, die Pumpe nach dem Herzen, die Camera obscura und den photographischen Apparat nach dem Auge. Das Wahre, was hier auszusprechen wäre, heißt: die Gesetze der Mechanik sind bei der Schöpfung des Menschen in schöner Vollendung angewandt worden, und viel später hat auch der Mensch in mühsamer Erfindung dasselbe oder ähnliches nacherfunden, und jetzt erst begreift er das in ihm Erschaffene.

3. Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese. Neue Studien zur Entwickelungsgeschichte des Weltalls. Von Karl du Prel. (Darwinistische Schriften, Nr. 8.) Leipzig, Günther. 1880. 8. 3 M.
4. Die Nester und Eier der Vögel in ihren natürlichen Beziehungen betrachtet. Ein Beitrag zur Ornithopsychologie, Ornithophysiologie und zur Kritik der Darwin'schen Theorien bearbeitet von W. von Reichenau. (Darwinistische Schriften, Nr. 9.) Leipzig, Günther. 1880. 8. 2 M.
5. Die Sprache des Kindes. Eine Anregung zur Erforschung des Gegenstandes. Von F. Schultze. (Darwinistische Schriften, Nr. 10.) Leipzig, Günther. 1880. 8. 1 M.

Manche Schriften sind lustig zu lesen für den, der eben Lust hat zu lachen, und doch zugleich für den ernsten Denker langweilig oder abstoßend. Solch ein Werk ist das von Karl du Prel: „Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese" (Nr. 3). Man mag für oder gegen Darwin's Hypothesen sich entscheiden, immer wird man anerkennen müssen, daß Darwin sich um eine wissenschaftliche Grundlage seiner Ansichten redlich bemüht und daß er keine Mühen praktischer Naturuntersuchung gescheut hat, um dieselben zu begründen. Hier aber schreibt ein Mann über Naturwissenschaft, der sich schon in der Vorrede rühmt, daß er von dieser Wissenschaft kaum eine Ahnung habe, ja dem es auch gar nicht ernstlich um die Wissenschaft zu thun ist, sondern nur darum, ein breites Gewebe von Phantasterei, das er selber freilich gern für Philosophie ausgeben möchte, wohlgefällig aufs Papier zu bringen.

Ein solches Urtheil klingt hart, zumal für den, der diese Schriften nicht selbst zur Hand hat, aber leider sind die Beweise dafür auf jeder Seite zu finden. Wer aber den Namen eines ehrenwerthen Forschers seinen Schriften vorhängen läßt, der ist auch dafür verantwortlich, daß seine Darstellung wissenschaftlichen Geist athmet. Denn die Irrlichter der Afterwissenschaft führen gar manche in die Irre. Aus diesem Grunde nun sei hier ausführlicher über diese angeblich Darwinistische Schrift berichtet. Karl du Prel macht es dem Leser nicht allzu schwer, zu erkennen, weß Geistes Kind er ist, denn mit dem vollen Cynismus der Unwissenheit erklärt er schon in der Vorrede: in den andern Zweigen der Naturwissenschaft müsse man doch einige Kenntnisse haben — er nennt das: „mehr oder minder selbst Fachmann sein" —, um durch den Streit der Meinungen sich hindurchzuarbeiten, denn erst nachdem man sich „für eine oder die andere entschieden" habe, könne man sich nun „speculativ" darüber auslassen. In der Astronomie sei aber die „synthetische" Thätigkeit des Philosophen viel „reiner"; denn das von der „empirischen" Astronomie gebotene Material ruhe auf dem festen Boden der Mathematik und könne mit größtem Vertrauen entgegengenommen werden, ohne daß man es vorher einer „vollständigen kritischen Prüfung" unterziehen müsse. Nun, eine ärgere Blöße kann sich ein Autor nicht wohl geben. Wer im Stande ist, eine „vollständige" Prüfung der bekannten astronomischen Thatsachen vorzunehmen, der ist ohne weiteres der erste Astronom seiner Zeit, und ihm werden bei dieser Prüfung Punkte genug vorkommen, in denen er Zweifel, Bedenken und somit die Veranlassung zu neuen wissenschaftlichen Forschungen und Fortschritten finden wird. Die meisten Astronomen aber begnügen sich damit, einen kleinen Abschnitt der Wissenschaft kritisch zu prüfen, und finden schon darin meist so viele Zweifel, daß ein Menschenleben noch lange nicht ausreicht, sie zu heben. Hier aber hält ein Autor, der keinen Begriff von der Arbeitsweise eines Astronomen hat, sich für befähigt, trotz dieser Unwissenheit „neue Studien zur Entwickelungsgeschichte des Weltalls" der Welt vorzulegen. Deshalb möchte er gern sich selbst und den Lesern, die von ihm Belehrung hoffen, vorreden, er könne, wenn auch keine „vollständige kritische", so doch eine unvollständige, unkritische Prüfung ausführen. Aber selbst dazu, ja um auch nur ohne Kritik astronomische Forschungen verstehen zu können, gehört ein gut Theil Mathematik, und die scheint der Verfasser nicht einmal in den Elementen zu kennen, sonst würde er sich nicht in solcher Weise eingeführt haben. Freilich, er will nicht empirisch, d. h. erfahrungsmäßig verfahren, sondern in synthetischer Philosophie. Wie angenehm ist es doch, daß wir solche Wörter zur Beschönigung seichter Gedanken so bequem in unserer Sprache verwenden können! Zur Zeit der alten Griechen hatten dieselben wirklich einen guten, klaren Sinn. Da verstand man unter Empirie die einfache Beobachtung, unter Synthese die Zusammenstellung der Beobachtungen nach dem Gesichtspunkte einer Idee. Aber wo existirt denn heute eine empirische, d. h. eine blos beobachtende Astronomie? Jede Beobachtung wird gegenwärtig sofort wissenschaftlich bearbeitet, ja die meisten Beobachtungen werden von vornherein auf Grundlage wissenschaftlicher Berechnungen und Hypothesen angestellt. Wenn nun der Verfasser auf der ersten Seite der Vorrede von der jetzigen Astronomie sagt:

> Man ist heute darüber einig, daß es keinen Werth hat, ein aprioristisches Schema der Welt aufzustellen; man ist aber in das entgegengesetzte Extrem verfallen, sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht, und bedenkt nicht, daß auch das bloße Aggregat von Thatsachen werthlos ist, solange die Einzelerscheinungen nur atomistisch angehäuft bleiben —

so sind alle diese schönen Worte inhaltlos; denn aprioristisch, d. h. nicht aus erwiesenen Thatsachen hervorgehend, zu deutsch eine Vermuthung oder auf Vermuthungen beruhend, ist gleichbedeutend mit hypothetisch, Hypothese. Nun ist aber längst erkannt, daß die Wissenschaft nur so ihre Fortschritte macht, daß eine Vermuthung (Hypothese) auf Grundlage einiger Beobachtungen aufgestellt und diese Vermuthung dann durch angestellte Untersuchungen als wahr oder falsch nachgewiesen wird. So verfährt die Astronomie mit Hülfe der Mathematik aufs correcteste. Wo da der Wald und die Bäume bleiben, wo eine Anhäufung von Einzelheiten stattfindet, und inwiefern diese Anhäufung mit der Lehre von den Atomen zusammenhängt, ist nicht abzusehen und bleibt völlig im Unklaren.

Aber schlimmer als dies: das ganze Werk, welches hier vorgelegt wird, ist nichts anderes als ein auf Vermuthungen beruhendes, also ein aprioristisches Schema der Welt, folglich nach den Worten der Vorrede werthlos. Behandelt wird erstens die Nebularhypothese, d. h. die Vermuthung eines frühern Dampf- oder Nebelzustandes der Weltkörper, zweitens das Leben im Kosmos mit Bezug auf eine Mehrheit bewohnter Weltkörper, drittens die physische Natur der Planetenbewohner, viertens die intellectuelle Natur der Planetenbewohner. Dabei heißt es an einer Stelle: „In der Rundung des Regenbogens projicirt sich nur die Rundung des Augapfels", und an einer andern: „Die Ausdehnung der Dinge ist subjectiv", weil zwei Zirkelspitzen an verschiedenen Körpertheilen verschieden weit voneinander entfernt werden müssen, um als zwei gesondert stehende Punkte genommen zu werden. Verfasser huldigt nämlich der bekannten Ansicht des Aristipp, daß alle Sinneswahrnehmungen trügerisch sind. Aber daß die Rundung des Augapfels nichts mit dem Regenbogen zu thun hat, wird in jeder Schule gelehrt; daß jedes Gefühl subjectiv, die Ausdehnung eines Körpers etwas ganz anderes und zwar etwas Objectives ist, weiß jedermann. Noch unglaublicher ist allerdings der Satz: „Ein runder Gegenstand würde dem Tastsinn (!) anders erscheinen, wenn die Hornhaut (unserer Augen) cylindrisch wäre." Ohne die Elemente der Physik, der Logik, der Physiologie zu kennen, setzt dieser Autor sein aprioristisches Weltsystem zusammen, mit seltsamen Citaten alles spickend und in den Kreis alles nur Denkbare hineinziehend. Aber größer ist noch die Masse von Redensarten, womit jeder Abschnitt feuilletonartig eingeleitet wird, sodaß es oft schwer hält, durch diesen Baumreichthum bis an den Wald zu gelangen. Dabei wird die Teleologie, d. h. die Annahme, daß eine bestimmte einheitliche Idee einer zweckmäßigen Weltbildung zu Grunde liege, ebenso wie der Materialismus bekämpft, um der „Auslese und Anpassung" Darwin's Platz zu schaffen, und — schließlich die Einheitlichkeit der Welt als höchstes Gesetz hingestellt. Im Sinne darwinistischer Auslese soll dann auch die Astronomie reformirt werden; der Verfasser schiebt dieser Wissenschaft, die nur ewig unabänderliche Gesetze und Umgestaltungen der Massen nach diesen Gesetzen kennt, die Ansicht unter, „das Sonnensystem sei vom Anfangszustande nebelartiger chaotischer Zerstreuung zum Endzustande großer mechanischer Zweckmäßigkeit fortgeschritten". Wo aber spricht und was weiß die Astronomie von Anfang, Ende, Fortschritt und gesetzlosen Zuständen, die man Chaos nennen darf. Es nützte nichts, wollten wir diesem Schriftsteller folgen in die überallher zusammengesuchten Einzelheiten: die vierte Dimension, die Technik und Kunst der Menschen, den goldenen Schnitt, den Organismus der menschlichen Sinne sammt der symbolischen Bedeutung der Sinneswahrnehmungen. Schließlich erklärt er die Annahme für ungereimt, daß bei der Einheitlichkeit des Weltganzen „eine kosmische Verbindung der höchsten Manifestationen der Kräfte", d. h. der Seelen, ausgeschlossen sei, wobei er denn die Seelen seiner hypothetischen Planetenbewohner mit in Rechnung gezogen wissen will. Indeß die letztern nannte man früher Engel, und über den Zusammenhang der Geister ist Hypothetisches wahrlich genug geschrieben worden.

Von besserm Gehalte ist die Schrift von W. von Reichenau: „Die Nester und Eier der Vögel" (Nr. 4). Der Verfasser, Conservator des mainzer Zoologischen Museums, bespricht darin seinen Gegenstand kurz nach den natürlichen Beziehungen. Zwar eine schwülstig-sentimentale Einleitung hielt er für nöthig vorauszuschicken, und an philosophisch-phantastischen Erklärungen und Begründungen fehlt es auch nicht; aber sie werden ihm sauer, und je weiter er fortschreitet, desto mehr schüttelt er sie ab, denn in solchen Dingen ist er nicht zu Hause. Nimmt man aber an so drolligen Sätzen, wie: „Der mit der Nothwendigkeit geborene Wille treibt den Vogel zum Nestbau", oder: „Es liegt in der Natur der Vögel, Nest und Nachkommenschaft so zu behandeln, als ob sie es selbst wären, d. h. so sicher zu stellen, als es irgend ihre Sorgfalt und Aengstlichkeit ihnen zuläßt", keinen Anstoß und läßt man alle die Redensarten, welche Begründungen sein sollen, wie z. B. die, weshalb der Kukuk seine Eier in fremde Nester legt, „die Objectivirung der nach außen getretenen Ichtheile, wie Eier und Junge, und die subjective Verwachsung mit ihnen", „als Grund gegenstandlosen Brütens" u. s. w., auf sich beruhen, so findet man in der That, namentlich von S. 21 an, eine fortlaufende, offenbar auf manche eigene Beobachtung gestützte, aber mit guter Literaturkenntniß zu einer allgemeinen Uebersicht zweckmäßig verarbeitete Darstellung des Nestbaues, der Fortpflanzung und des Brütens, wobei allgemeine Uebersichten mit vielem Fleiße durchgeführt worden. Daß ein Theil dieser Zusammenstellungen nach vorgefaßten Meinungen, die der Verfasser als darwinistisch ansieht, aufgestellt sind, nöthigt freilich zu Vorsicht bei der Benutzung. Im übrigen werden auch hier, wie in manchen ähnlichen Schriften, oftmals allgemeine Ansichten, welche einfach auf eine einheitliche Anschauung der

Welt hinauslaufen und längst bekannt waren, als darwinistisch bezeichnet, ohne indeß das Mindeste für Darwin's Hypothesen zu beweisen.

Völlig frei von unklaren philosophirenden Redewendungen ist das letzte der zur Besprechung vorliegenden Schriften: „Die Sprache des Kindes" von Fritz Schulze (Nr. 5). Schon die einleitende Bemerkung, daß die Frage: warum kann das Kind noch nicht sprechen? keine triviale sei, weil es eine absolut andere Weltordnung voraussetzen würde als die gegenwärtige, wenn die Kinder gleich mit vollständiger Sprache geboren würden, zeigt, wie eigenthümlich und doch wie sachgemäß der Verfasser seine Aufgabe auffaßt. Man muß es ihm aber auch Dank wissen, daß er nicht die Absicht hat, „all diese philosophischen Abgründe hier auszumessen", sondern sich frisch an die Beschreibung der physikalischen und geistigen Beziehungen des kindlichen Sprechens macht. In anatomischer Beziehung irrt er freilich, wenn er fürs Athmen das Hauptgewicht darauf legt, daß „die Brustmuskeln den Brustkorb wie eine Harmonika auseinanderziehen", und nicht auf die Bewegung des Zwerchfells; denn weder findet bei gemäßigtem Athmen eine Zerrung oder auch nur active Bewegung der Brustmuskeln statt, noch können die an der Brust liegenden Muskeln durch ihre Zusammenziehung, als der einzigen ihnen möglichen Weise des Ziehens, den Brustkorb „auseinander" ziehen: das könnten nur Muskeln, die außerhalb, d. h. unter und über dem Brustkorbe gelegen wären; aber auch diese, namentlich die Halsmuskeln, lassen sich nur ausnahmsweise auf solche Gewaltthat ein. Auch mit der Unfähigkeit des Säuglings, „den Athmungsmechanismus bald beschleunigt wirken zu lassen, bald ihn zu hemmen", möchte es dem Talente des Schreiens gegenüber nicht so ganz sicher stehen. Indeß diese Dinge liegen dem eigentlichen Studienkreise des Verfassers fern und treffen mehr die von ihm hierfür citirten Autoren. Er selbst schildert dann kurz und verständlich die Entwickelung der Weise, in welcher das Kind durch Glied- und Laut-Geberdensprache, zu welcher letztern auch das Schreien, Weinen, Lachen u. s. w. gehört, sowie endlich durch Wortsprache seine Empfindungen und Gedanken kundgibt. Zur Geberdensprache zählt er dabei mit Recht auch das Schreien, Weinen, Lachen des Kindes, sowie das ganze Gebiet der Interjectionen und die verschiedenen Modulationen des einzelnen Wortes bei ausgebildeter Sprache. Deshalb kann man es nur als einen Irrthum ansehen, wenn er sagt, für den gebildeten Erwachsenen habe die Geberdensprache nur eine sehr geringe Bedeutung; dabei hat er offenbar nur auf die Glied-Geberdensprache Bezug genommen. Aber dieser Irrthum ist für den Verfasser insofern verhängnißvoll, als er nun die Modulationen des Ausdrucks und damit die bei der Lautbildung so wesentlich mit bestimmenden Empfindungen ganz unberücksichtigt läßt und die einzelnen Laute und Buchstaben nur philologisch behandelt. Ein Kind wird aber hauptsächlich durch den Trieb, seine Empfindungen auszudrücken, und später durch den Nachahmungstrieb zum Gebrauche seiner Sprachorgane veranlaßt, und eine Darstellung, welche diesen Punkt nicht in erster Linie berücksichtigt, muß einseitig werden.

Mit dem dann von ihm aufgestellten Hauptsatze, „daß die Sprachlaute im Kindermunde in einer Reihe hervorgebracht werden, die von den mit der geringsten physiologischen Anstrengung zu Stande kommenden Lauten allmählich übergeht zu den mit größerer und endet bei der mit größter physiologischer Anstrengung zu Stande gebrachten Sprachlauten", kann man sich, zumal wenn man die „physiologische" in eine Anstrengung der Sprachorgane übersetzt hat, insoweit wol einverstanden erklären, als es sich in jedem einzelnen Falle um die bequemste Ausdrucksweise der jedesmaligen Empfindung handelt. Als einziges Gesetz, wie der Verfasser es aufzufassen scheint, reicht es gewiß nicht aus. Die Verschiedenheit der Sprachen will derselbe dabei in einer Anmerkung auf Vererbung und dadurch entstandene Prädisposition der Nerven und Muskeln der Sprachorgane zurückführen. Indeß dies ist ebenso wenig erwiesen wie wahrscheinlich; sonst würde ein Kind auch im fremden Lande den Accent und den Dialekt seiner Aeltern behalten müssen, was nicht der Fall ist. Diese Verweisung ist zu leicht hingeworfen und zu wenig belegt, als daß man darauf noch weiter eingehen könnte. Auch das kann hier nur angedeutet werden, wie nun der Verfasser die Entstehung der einzelnen Laute sowie die Abkürzungen und Umbildungen schwer auszusprechender Worte im Kindermunde weiter verfolgt. Solche Untersuchungen werden jedem, der die Entwickelung kleiner Kinder zu beobachten Zeit und Gelegenheit hat, neue interessante Gesichtspunkte darbieten, weshalb die kleine Schrift sich für Familienkreise recht sehr empfiehlt. Karl Jessen.

Zur amerikanischen Literatur.

Aus dem amerikanischen Dichterwald. Literarhistorische Skizzen von Rudolf Doehn. Leipzig, O. Wigand. 1881. Gr. 8. 4 M.

Das höchst lesenswerthe und interessante Buch füllt eine oft gefühlte Lücke in der Geschichte der Literatur aus; denn es unterzieht sich der dankenswerthen Arbeit, über das seither nur mehr in belletristischen Streifzügen sporadisch beackerte bedeutsame Culturgebiet der amerikanischen Poesie in mehr systematischer Weise Licht und Aufklärung zu verbreiten. Der Verfasser, der selbst nahezu

zwölf Jahre in mannichfacher Thätigkeit in Krieg und Frieden als Lehrer, Gesetzgeber und Soldat in Amerika gelebt hat und sich mit den socialen und politischen Zuständen der Neuen Welt innig vertraut zeigt, hat auch auf die transatlantische schöne Literatur sein Auge gelenkt und gibt uns in seiner keineswegs nur aus zweiter und dritter Hand geschöpften Schrift die werthvollen Ergebnisse seiner eigenen Forschung. Verdankt er für seine Darstellung auch den literarhistorischen Werken von Henry T. Tuckerman, Edwin P. Whippel, Rufus W. Griswald, Moses C. Tylor, Francis H. Underwood, Thomas Wentworth Higginson und S. Austin Allibone, sowie den Schriftstellerinnen Marie Taylor und Willa A. Lemand, wie endlich unsern deutschen Gelehrten und Publicisten Dr. K. Brunnemann, O. E. Hopp, Marx u. a. sehr wesentliche Aufklärung, so zeigt doch die selbständige Durchdringung und lichtvolle Disposition seines weitschichtigen Stoffs die gereifte Eigenart eines Literarhistorikers, der mit der charakteristischen Lösung seiner Aufgabe höhere Ansprüche befriedigt.

Der Verfasser widerlegt den Wahn, daß die amerikanische Poesie noch in den Kinderschuhen laufe; wie der Amerikaner politisch und industriell auf eigenen Füßen steht, so schreitet er auch auf dem Felde der Poesie selbständig einher. Rudolf Doehn sagt mit E. O. Hopp, dem geistvollen Uebersetzer amerikanischer Dichtungen:

> Es ist der Pulsschlag eines höhern, geistigern, menschenwürdigern Lebens, den ich auf den Prairien, im Lärm des Kriegs, in den Wäldern, auf dem Meere, in den Gassen der Großstädte, in der Einsamkeit und im Ameisenvolksgedränge der transatlantischen Länder überall wahrgenommen, der auch aus der Literatur der Amerikaner mit jedem Jahre bemerkenswerther und für den Theil der Menschheit deutlicher wird, der für solche Regungen des Geistes empfänglich ist.

In der Einleitung gibt uns Doehn den historischen Untergrund zu seinem literarischen Gebäude, er greift auf die Zeiten des Columbus zurück und zeigt, wie dem spanisch-französisch-portugiesischen Süden gegenüber sich der englische, deutsche, holländische und schwedische Norden constituirte. In den demokratischen Norden legt er die specifische höhere Entwickelungsfähigkeit von Cultur und Poesie. Den Conflict, den der Gegensatz der Engländer und Franzosen in Nordamerika herbeiführte, nennt er mit Ranke einen Streit von universeller Tragweite; „germanische und romanische Rassen kämpfen gleichsam um die Weltherrschaft jenseit des Oceans"; der Sieg aber neigt sich überwiegend dem germanischen Idiom zu:

> Derselbe puritanische Geist, welcher im Verlauf des 17. Jahrhunderts mit Spaten und Handwerkszeug, mit Bibel und Schwert zugleich mit unbeugsamer Strenge und in starrer Unerschütterlichkeit die staatliche Einheit des Mutterlandes in Europa durchkämpfte, zog auch mit den englischen Auswanderern übers Meer nach Neuengland und den südlichern Colonien Großbritanniens und gab ein entscheidendes Moment in der mächtigen Durchbildung der dreizehn Provinzen zu einer selbständigen Staatenunion ab. Die große Mehrzahl der englischen Ansiedler gehörte dem protestantischen Glaubensbekenntniß an.

Den zu verarbeitenden Gesammtstoff theilt Doehn in drei Abschnitte: 1) „Die Colonialperiode"; 2) „Die Periode der Revolutionszeit"; 3) „Die Literaturperiode der Vereinigten Staaten." Obwol mit dieser Eintheilung das ganze Gebiet erschöpft scheint, so führt uns der Verfasser in einem ausführlichen vierten Abschnitt Richard Henry Dana, John Greenleaf Whittier (den Quäkerdichter), Joaquin Miller, William Cullen Bryant, Henry Wadsworth Longfellow wie endlich Bayard Taylor als Hauptvertreter der „modernen amerikanischen Poesie" vor.

Die Colonialperiode zeigt uns die Ansiedler im Kampf mit der Natur und den das Dasein bedrohenden wilden Horden der Indianer; die in geschichtliches Halbdunkel sich hüllende Zeit, voll von praktischem Heroismus, der gläubig und gottvertrauend meist siegreich die drohenden Gefahren besteht, „ersetzt dem amerikanischen Volke das, was für ältere Nationen eine in das graue Alterthum sich verlierende Sagen- und Mythenzeit ist". Der nach Neuengland ausgewanderte Puritaner zeigt neben einer mannichfach abstoßenden Außenseite hervorragende Züge tiefer Empfindung, großartigen Muthes und bewunderungswürdiger Thatkraft. Der Poesie keineswegs durchweg feindlich, lehnt er sich an die Bibel und die Alten an und leistet Tüchtiges in Nachbildung und Uebersetzung; der ihm verwandte Quäker zeigt sich für die Strebungen der Kunst und der verfeinerten Cultur mehr unzugänglich. Die Colonialperiode weist im wesentlichen zwei bedeutende Namen auf: Roger Williams, den Freund John Milton's, den begeisterten Anwalt unbedingter Glaubens- und Denkfreiheit, der dem Princip nachheriger Toleranz in den Vereinigten Staaten die Bahn brach, die Dichterin Anna Bradstreet 1613—73, von der Norton meinte, Virgil würde seine Gedichte verbrannt haben, wenn er die der Anna Bradstreet gekannt hätte. Die neueste Ausgabe derselben ist zu London im Jahre 1858 erschienen.

Die erste Morgenröthe einer in Wahrheit selbständigen amerikanischen Poesie bricht aber erst mit der Revolutionszeit an; „der Kampf mit dem Mutterlande schuf erst nationalgesinnte Amerikaner"; mit den Principien der Selbstregierung und Gleichberechtigung trat die Union in historische Kraft und Wirksamkeit. Der neue Genius der Unabhängigkeit kennzeichnet mehr oder weniger die gesammte Literatur; die überwiegende Zahl der Schriftsteller der Revolutionszeit entstammt der puritanischen Schule der Colonialperiode. Neben dem Puritaner, dem stehenden Typus der amerikanischen Dichtung, bilden Neger und Indianer die wiederkehrenden Figuren für die Darstellung.

Oberst John Trumbull, „Vaterlandsfreund und Künstler, Freund und Adjutant Washington's", wie ihn seine Grabschrift benennt, wird in erster Linie mit Auszeichnung genannt; an denselben schließen sich: Gilbert Stuart, der talentvollste Porträtmaler der Revolutionszeit, sowie die Freunde Benjamin Franklin's, der scharfsinnige und beredte James Ralph und der gefühlvolle und offenherzige Charles Osborn. Indem der Unabhängigkeitskrieg die gewaltigen Hindernisse beseitigt, die „das gierig-hastige

Getriebe der Fabrik- und Handelswelt wie des politischen und socialen Lebens dem Aufschwunge der Poesie und Kunst in Amerika entgegensetzt", bricht er einer idealern Literaturrichtung die Bahn. Freneau, einer hugenottischen Familie entstammend, geißelt in politischer Satire die royalistische Partei; seine Muse hat in den düstersten Tagen des Jahres 1776 seinen Landsleuten frischen Muth eingeflößt und die fast verzagenden Soldaten zu neuem Kampf für die Freiheit begeistert.

Als eigentlichen Satiriker der Revolutionsperiode nennt Doehn Francis Hopkinson; der vielumgetriebene Berlow theilte mit vielen seiner Zeitgenossen den „festen Glauben, daß die tiefgehenden Bewegungen des 18. Jahrhunderts in politischer, religiöser und socialer Hinsicht eine vollständige Umwälzung herbeiführen, daß sie die Priesterherrschaft brechen und an die Stelle der Monarchien Republiken in das Leben rufen werde".

Twight (1752—1817), Verfasser des aus sieben Büchern bestehenden Gedichts „Eroberung von Kanaan", entrollt in dem entschieden gelungenern Idyll „Greenfield Hill" ein anmuthiges Bild amerikanischen Landlebens, das an Voß' „Luise" erinnert; sein Gedicht „Amerika" nimmt unter den Volksgesängen einen Ehrenplatz ein; dasselbe athmet den Glauben, daß in Amerika das Goldene Zeitalter aufgehen werde. Der Dichter ruft:

Columbia, Columbia, steige zum Ruhme empor, du Königin der Welt, du Kind des Himmels! Dich führt dein Genius. Dein Reich ist das letzte und herrlichste aller Zeiten. Fruchtbar ist dein Boden und dein Klima einladend. Die Verbrechen des Ostens mögen niemals deinen Namen besudeln; Tugend, Freiheit und Wissenschaft, das sei dein Ruhm! Europa möge sich in Schlachten und Eroberungen gefallen, wo Nationen verbluten und Städte in Feuer aufgehen; deine Helden, Columbia, sollen die Rechte der Menschheit vertheidigen. Bei dir sollen die Besten aller Nationen eine Zuflucht finden und Gott dem Allmächtigen Weihrauch anzünden, duftender und wohlriechender als alle Blumen des Lenzes.

David Humphreys (1753—1818), Verfasser bukolischer Gedichte und verschiedener Oden, bringt, indem er das Glück Amerikas besingt, im wesentlichen eine poetische Umschreibung von Washington's Testament.

Die seither nur schwach entwickelte dramatische Poesie nimmt mit Mistreß Mercy Warren (1728—1815) einen immerhin nennenswerthen Aufschwung; ihre jetzt vergessenen Gedichte feiern den Triumph des Vaterlandes und verspotten die Feinde desselben.

Hugh Henry Blackenbridge (1748—1816) ist der Verfasser eines schon gelungenern Dramas: „Die Schlacht bei Bunker's Hill"; sein komischer Roman „Modernes Ritterthum oder die Abenteuer des Kapitäns Farrago", eine Nachbildung des „Don Quixote" von Cervantes, fand wegen seines Mutterwitzes und der naturgetreuen Schilderungen aus den Mississippistaaten u. s. w. außerordentlichen Beifall. Mit treffender Satire geißelt das Gedicht „die Unreife gewisser Bevölkerungstheile der Union".

Richard Allsop's (1761—1815) Monodie auf Washington's Tod schlug zündend ein in die Gemüther Amerikas. Samuel Hopkins ist als Satiriker bemerkenswerth. Aus der Revolutionsperiode stammt dann auch das alte Nationallied der Amerikaner: „Yankee Doodle", als dessen Verfasser der um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebende Sheckburg genannt wird. Der andere Nationalgesang: „Hail Columbia, happy land", hat Joseph Hopkinson, den Sohn des obengenannten Satirikers, zum Verfasser.

Unter den vielen Dichtern der Literaturperiode der Vereinigten Staaten nennen wir: den tüchtigen Charles Brockden Brown, hervorragend in barocken Phantasiebildern; Robert Montgomery Bird, in seiner Bildung nicht ohne gründliche Wissenschaftlichkeit; den hochbedeutenden Washington Irving, den nächsten Vorgänger des englischen (Boz) Dickens, wol den ersten der amerikanischen Humoristen; James Fenimore Cooper, den amerikanischen Walter Scott mit seinen berühmten Lederstrumpfgeschichten; Washington Allston; John Pierpont; Charles Sprague; James Gates Percival; G. C. Brainard; Albert Green; Robert Sands und den Dramendichter James A. Hillhouse. Die Literatur nimmt nunmehr einen vollkommen nationalen Charakter an; mit demselben bildet sich zugleich das Verständniß für deutsche Philosophie. Als den epochemachenden Vertreter der poetisch-philosophischen Richtung nennt Doehn den lyrisch-transscendental veranlagten Ralph Waldo Emerson; an denselben schließt sich der als Romancier noch bedeutendere Nathaniel Hawthorne, in dessen geistvollen Gebilden sich das amerikanische Leben in wahrhaft wunderwürdigem Glanze widerspiegelt. Die Monographie dieses vielleicht bedeutendsten aller amerikanischen Dichter hat der Verfasser in dankenswerther Weise mit besonderer Vorliebe durchgeführt. Kaum minder gelungen ist die des neuerdings vielbesprochenen Edgar Allan Poe, wennschon zu bedauern, daß der Verfasser das kürzlich erschienene und aus den besten Quellen schöpfende Buch von John H. Ingram für seine Darstellung nicht hat benutzen können. Interessant ist der Nachweis, daß Alexander Dumas sen. für seinen „Grafen von Monte-Christo" den „Gold Bug", Sardou für seine „Les pattes de mouches" „The purloined letters" („Der entwendete Brief") zur Unterlage gehabt haben. Auch Jules Verne hat in seinem „De la terre à la lune" bei Poe starke Anleihen gemacht. Zu den neuyorker Lieblingsdichtern zählt John Halleck; derselbe that mit seinen Satiren „Croaker Papers" einen Meistergriff. Der Vollständigkeit wegen nennen wir nur, da wir nicht Raum haben, die Doehn'schen Literaturcharaktere im einzelnen nachzuentwickeln, noch folgende bedeutsame Dichternamen: Henry David Thoreau, Green Halleck, Thomas William Parsons, George H. Calvert, Nathaniel Parker Willis, George P. Morris, Charles Fenno Hoffmann, C. P. Cranch. Mit Oliver Wendell inaugurirt sich eine stilistisch gereinigtere Periode, die auch zugleich nach Seite der Gedankentiefe einen entschiedenen Fortschritt aufweist; James Russel's Essays über Dryden, Shakspeare, Lessing und Rousseau treten bemerkenswerth hervor. Der

vielgelesene und in gewisser Hinsicht überschätzte Bret Harte findet eine eingehende Würdigung seiner Gesammtleistungen. Baclay Aldrich, Charles Farrar Brown, als Humoristen hervorragend, Charles Godfrey Leland, John Saxe cultiviren als Satiriker das realistische Genre. Ein schönes Dreigestirn der jüngern amerikanischen Dichterschule bilden E. L. Stadman, R. H. Stoddard und G. H. Boker. Doehn hebt nicht ohne Grund hervor, daß die jüngsten Lyriker der Vereinigten Staaten sich englische und deutsche Dichter, unter den letztern namentlich Goethe und Heine, zum Vorbild nehmen. Von den Modernen zu nennen sind ferner: G. P. Latrop, Georg D. Prentice, J. G. Holland, Robert Kelley Weaks, Willis Clark, J. F. Watson, Charles Alpine, Walt Whitman, William Winter, Sidney Lanier sowie die durch ihren Roman „Uncle Tom's cabin" in beiden Hemisphären bekannte Harriet Beecher-Stowe; die socialen Schriftsteller und Schriftstellerinnen Edmund Kirke, Roderich Hudson, Robert Dale Owen, C. M. Sedwick, Lydia Sigourney, H. Flagg Gould, M. Brooks, die hochbegabte Marthe Walker Cook, Ellen Clementine Howard, Marie Lacoste und die ebenso liebenswürdige als bedeutende Miß Sara Carmichael finden gebührende und eingehende Berücksichtigung.

Das amerikanische Drama ist seither untergeordneter Natur geblieben; gleichwol prophezeit der Verfasser auch diesem wichtigsten Zweige der Poesie einen demnächstigen nationalen Aufschwung; die Gründe, warum derselbe noch nicht erfolgt ist, sind interessant nachzulesen, sie bilden ein für unsere deutsche Dramenproduction ziemlich beredtes Menetekel: der anständige amerikanische Schriftsteller verschmähte es seither, für die Bühne zu arbeiten.

Das letzte, an feinsinnigen und nicht selten an tiefen Bemerkungen reiche Kapitel bringt, wie schon oben bemerkt, die allerneuesten Heroen der amerikanischen Poesie.

Was uns das Buch besonders lieb macht, ist der Geist humaner Objectivität, der dasselbe durchweht; wir finden durchgehends das Streben, ohne irgendwelche Voreingenommenheit den transatlantischen Zuständen und Charakteren gerecht zu werden; nirgends drängt sich das Ich des Verfassers in unliebsamer Weise auf, und wenn er seine literarischen Erscheinungen auf tiefer liegende politische, historische, religiöse und sociale Gründe zurückführt, so geschieht dies zwanglos, ohne den deutsch-pedantischen Tic des Kategorisirens und gewaltsamen Schematisirens. Der Stil der Schrift ist leichtflüssig, knapp und präcis; man merkt dem bewanderten Autor auf keinem Punkt den Schweiß einer mühsamen Sammlerarbeit an. Möglich, daß das große amerikanische Literaturpanorama sich noch vervollständigen läßt; in dem aber, was Doehn geleistet, dürfte keine hervorragende Dichterpersönlichkeit übergangen sein. Höchst dankenswerth sind die Gedichtproben, die der Verfasser beifügt. Wir halten es zum Schluß für eine billige Rede, das Werk zu empfehlen, das Werk empfiehlt auf jeder Seite sich selbst; weit hinausgehend über ein bloßes Compendium zum Nachschlagen, erweckt es Lust und Stimmung für ein lebendiges Studium unserer keineswegs schlecht berathenen transatlantischen Brüder in Apoll. Form und Inhalt des willkommen geheißenen Buchs dürfte bei dem bedeutenden Aufklärungs- und Bildungsbedürfnisse unserer Zeit demselben volksthümliche Verbreitung und einen raschen Rundgang durch alle Schichten der gebildeten Welt sichern.

Rudolf Stegmann.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft im Auftrage der Historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben von F. Abraham, J. Hermann, E. Meyer. Erster Jahrgang. 1878. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 12 M.

In dem vorliegenden stattlichen Bande, der auch von seiten der Verlagshandlung vortrefflich ausgestattet ist, begrüßen wir den Beginn eines Unternehmens, welches sich zunächst zwar an den Kreis der eigentlichen Historiker von Fach wendet, ohne Frage aber auch weit über denselben hinaus Beachtung und Beifall finden und anregend und aufklärend wirken wird. Es braucht an dieser Stelle wol nicht erst weiter ausgeführt zu werden, welche bedeutende Rolle gerade die geschichtlichen Studien in der geistigen und sittlichen Gesammtentwickelung einer Nation zu spielen befähigt und berufen sind, wie keine andere Disciplin eine so unmittelbare und lebensvolle, so jeden Augenblick zu praktischer Wirksamkeit geeignete Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart herzustellen und damit auf die im Gange befindliche Entwickelung im Interesse der Zukunft Einfluß zu üben befähigt ist. Diesen praktischen, diesen — wenn man so sagen darf — national bildenden und national erziehenden Beruf in Wahrheit zu erfüllen, wird die Geschichtschreibung doch immer nur dann im Stande sein, wenn sie sich nicht in unfruchtbares Detail verliert, in der gelehrten Specialuntersuchung nur ein Mittel zum Zweck, nicht aber den Zweck selbst erblickt, wenn sie sich nicht zünftig in die enggezogenen Schranken des rein fachmännischen Studiums einschließt, sondern den Blick auf das große Ganze gerichtet hält und erst durch die Einwirkung auf die Nation selbst ihren hohen Beruf wahrhaft zu erfüllen weiß.

Daß die deutsche Geschichtswissenschaft lange Zeit nicht in diesem Sinne thätig gewesen ist, wird niemand ableugnen können; aber ebenso wird man einhellig bekennen dürfen, daß es damit seit einer Reihe von Jahren wesentlich besser geworden ist. Denn während die Geschichtswissenschaft, froh ihrer durch hochverdiente Meister gewonnenen großen Erfolge, und in dem angenehmen Be-

wußtsein, eine in keinem Falle versagende, sich stets bewährende Methode zu besitzen, sich allzu sehr in die Einzelforschung verlor und mit deren scharfsinniger Weiterführung ihre Aufgabe vollkommen zu erfüllen meinte, gerieth sie allmählich in die Gefahr, in der Masse der über sie herflutenden Einzelheiten unterzugehen, das eigentlich Wesentliche ganz aus dem Gesicht zu verlieren und auch in immer weitern Kreisen der Nation die ihr gebührende Theilnahme und den ihr zustehenden Einfluß einzubüßen. Seit einem Jahrzehnt etwa ist darin ein erfreulicher Umschwung eingetreten, und man ist wieder zu der Erkenntniß gekommen, daß der Historiker, will er diesen Namen mit Recht führen, sich nicht willkürlich auf ein eng abgegrenztes Gebiet beschränken darf, sondern von dem Gegenstande seines speciellen Studiums aus den Blick immer wieder von neuem auf die Gesammtheit der geschichtlichen Entwickelung lenken und sich die großen Momente derselben in ihrer innern Einheit und nothwendigen Zusammengehörigkeit vergegenwärtigen muß. Nur dann wird er einmal davor bewahrt sein, die ihn selbst gerade beschäftigende Specialität willkürlich zu überschätzen, und dann in den Stand gesetzt werden, dieselbe als ein Glied in der großen Kette des historischen Werdens und Vergehens richtig einzuordnen und nach vorwärts und rückwärts als Wirkung und Ursache in Verbindung zu setzen.

Und hier liegt der Punkt, von dem aus die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" verstanden und gewürdigt sein wollen. In dem Vorwort heißt es:

Bei der regen Thätigkeit, die gegenwärtig fast auf allen Gebieten unserer Wissenschaft herrscht und durch eine kaum zu übersehende Literatur bezeugt wird, ist unbestreitbar die Gefahr vorhanden, daß der einzelne Forscher den Ergebnissen der mannichfaltigen Untersuchungen nur zu einem kleinen Theile folgen und der Hauptaufgabe des Historikers, sich ein wahrheitsgetreues und genaues Bild der Vergangenheit zu erwerben, nicht vollkommen gerecht werden kann. Es liegt daher nahe, diesem bedenklichen und wol von den meisten Fachgenossen bereits empfundenen Uebelstand durch Jahresberichte ähnlicher Art abzuhelfen, wie sie für andere Wissenschaften theilweise schon seit Jahren bestehen und sich bewährt haben.

Und von diesem Gesichtspunkte ausgehend hat nun die Historische Gesellschaft, ein Verein meist jüngerer Fachgenossen, zu Berlin unter freundlichem Beirath von Max Duncker, J. G. von Droysen und dem inzwischen der Wissenschaft durch den Tod entrissenen K. W. Nitzsch diese Brücke zu ergänzen und diesem Uebelstande abzuhelfen unternommen. Der dafür eingeschlagene Weg ist allgemeiner Zustimmung sicher:

Haben wir es richtig als Hauptaufgabe des Historikers hingestellt, ein wahrheitsgetreues Bild der Vergangenheit zu gewinnen, so kann es nicht sowol auf die genaue Würdigung einer Schrift als solcher ankommen als vielmehr auf die Ergebnisse, durch welche sie die Züge des bisher geltenden Bildes abändert oder ihm neue einfügt. Autor und Schrift sind dann nur die unumgänglichen Mittel, durch die wir zu einer bessern Kenntniß der Vergangenheit gelangen, und haben keinen andern Werth als den jedweden Gewährsmannes und jedweder Quelle, die man in Anmerkungen citirt.

Auf Grund dieser allgemeinen Norm, gegen die sich nichts einwenden läßt, ließ dann die berliner Historische Gesellschaft durch einige ihrer Mitglieder den specialisirten Prospect ausarbeiten, nach welchem ein diesem Zwecke dienendes Unternehmen erfolgreich würde durchgeführt werden können. Diese nun

stellten es als Aufgabe des Jahresberichts hin, nicht die Schriften an sich zu besprechen, was Sache der einzelnen Literaturblätter sei, sondern aus ihnen alles, was sich im Vergleich zu der bisherigen Forschung in Hinsicht der Thatsachen, der Auffassung oder der Methode als neu ergab, herauszuheben und dieses Neue, nach kleinern Gebieten und Abschnitten zu einem Ganzen vereinigt, dem Leser in zusammenhängender Darstellung vorzuführen, derart, daß Schrift und Autor nur in den Anmerkungen genannt würden und nur zum Belege des im Text Mitgetheilten dienten. Objectivität in der Wiedergabe der zu Tage tretenden Ergebnisse und Bestrebungen mußte daher Haupterforderniß sein; alle Polemik sollte ausgeschlossen und die Kritik auf kurze, sachlich gehaltene Anmerkungen beschränkt sein.

In Ausführung dieses höchst verständigen Programms, welches allein auf die Sache den Ton legt und der namentlich in den Kreisen der jüngern Fachgenossen allzu lange mit einer gewissen Passion geübten Kritik und Recensionenschreiberei den Krieg erklärt, werden in dem vorliegenden ersten Bande der „Jahresberichte", obgleich einzelne Specialgebiete noch gar nicht einmal haben berücksichtigt werden können, etwa 2300 im Laufe des Jahres 1878 erschienene historische Arbeiten — umfängliche Werke so gut wie Dissertationen und einzelne Aufsätze in Zeitschriften — in der programmmäßigen referirenden Weise eingehend besprochen, geordnet nach Alterthum, Mittelalter und Neuzeit, die wiederum in im ganzen 65 sachlich und chronologisch abgegrenzte, in sich aber einheitliche Unterabtheilungen zerfallen, deren jede von einem gerade mit diesem Gebiete durch seine eigenen Studien speciell vertrauten Historiker bearbeitet ist. So gewinnen wir eine vollständige Uebersicht über alles, was die historische Wissenschaft im Laufe des Jahres 1878 neu erobert hat; ihr gesammter augenblicklicher Stand tritt uns wie in einem statistischen Tableau gewissermaßen sichtbar und greifbar vor Augen und, worauf namentlich Gewicht zu legen ist, wir können genau diejenigen Punkte bezeichnen, an denen weitere Forschung zunächst einzusetzen haben wird, und wie von selbst bieten sich uns diejenigen Probleme dar, von deren Lösung die nächsten Fortschritte unserer Wissenschaft zu hoffen sind.

Mit lebhaftem Verlangen und in der festen Ueberzeugung, daß die historischen Studien und das Interesse an ihnen durch sie auf das nachhaltigste gefördert werden, sehen wir der Fortsetzung der „Jahresberichte" entgegen.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Georg Ebers erscheint demnächst ein neuer Roman: „Ein Kaiser", welcher in Aegypten in der römischen Kaiserzeit spielt und dessen Held Kaiser Hadrian ist. Gustav Freytag gibt auch noch rechtzeitig für den Christbaum den letzten Band seiner „Ahnen" heraus, unter dem Titel: „Aus einer kleinen Stadt". Nehmen wir hierzu Berthold Auerbach's Erzählung „Brigitte", Adolf Wilbrandt's Roman „Gott Amor" (2 Bde., Wien, Rosner), „Das Fräulein von Saint-Amaranthe" von dem Herausgeber d. Bl., die alle theils erschienen sind, theils demnächst erscheinen, und andere neue Romane von Max Ring, Levin Schücking, E. Wichert u. a., so ist die Unterhaltungsliteratur zur Zeit der Jahreswende jedenfalls diesmal besonders reichlich vertreten.

In der „Deutschen Illustrirten Zeitung", einer Fortsetzung der „Neuen Illustrirten Zeitung", die neuerdings nach Leipzig übergesiedelt ist, erscheint, neben manchen ansprechenden Artikeln, ein größerer Roman von Ernst Eckstein, der in der römischen Kaiserzeit spielt: „Die Claudier", und durch lebendiges Colorit und treue Darstellung des geschichtlichen Hintergrundes sich auszeichnet. Dem Vernehmen nach hat dieser Roman die Aufmerksamkeit von Maurus Jókai erregt, der sich sehr günstig über denselben geäußert hat und ihn ins Ungarische übersetzen wird; auch eine Uebersetzung ins Russische und Italienische ist im Werke.

— Die vorzügliche Dichtung „Euphorion" von Ferdinand Gregorovius, die sich von Jahr zu Jahr neue Freunde erwirbt, liegt in vierter Auflage vor (Leipzig, F. A. Brockhaus). In zweiter vermehrter Auflage sind die von uns warm empfohlenen „Gedichte" von Heinrich Leuthold (Frauenfeld, Huber) erschienen, um einige Originalgedichte und Uebersetzungen vermehrt; als Herausgeber auch der frühern Auflage nennt sich jetzt Jakob Baechtold. In zweiter Auflage erschienen die ebenfalls bereits besprochenen Gedichte von Arthur Fitger: „Fahrendes Volk" (Oldenburg, Schulze), leichtbeschwingte, volksthümliche Lieder, denen der Verfasser auch eine Sammlung neuer Gedichte: „Winternächte", hat folgen lassen. Von Hermann Kletke's „Gedichten" (Berlin, Habel), die eine innige Empfindung athmen, liegt die dritte vermehrte Auflage vor. Für den Weihnachtstisch empfehlen sich diese Sammlungen, wie die schwunghaften „Gedichte" von Ernst Ziel, die „Gedichte" von Karl Weitbrecht, die Sammlung „Zur Dämmerzeit" von Max Kalbeck. Ein Liebling des Publikums, Julius Wolff, der Dichter des „Rattenfängers von Hameln", hat eine umfangreiche Dichtung vollendet: „Tanhäuser"; Gustav Kastropp eine großangelegte Dichtung: „Kain", die wir ebenso wie Alfred Friedmann's „Vestalin" für den Weihnachtstisch empfehlen. Wir werden alle diese Schöpfungen der Reihe nach einer eingehenden Besprechung unterziehen.

— In fünfter Auflage liegt die Gedichtsammlung von Emil Frommel: „In drei Stufen" (Elberfeld, Bädeker) vor. Es sind dies religiöse Gedichte, geordnet nach den drei Stufen: „Im Vorhof", „Innerhalb des Heiligen" und „Aus dem Allerheiligsten". „Im Vorhof" finden noch profane Dichter, wie Goethe, Lenau, Strachwitz, ihren Platz; „Das Allerheiligste" gehört den frommen Poeten: Knapp, Gerock, Krummacher, Zinzendorf, und höchstens Geibel und Eichendorff finden da noch eine Stelle.

— Die kleine Novellensammlung von Joseph Tren: „Betrogen und verkauft", „Gestorben und auferstanden", „Verloren und Gefunden", drei Novellen aus Rußland (Leipzig, Licht u. Meyer), bietet uns anziehende russische Culturbilder, denen es an einer novelliftischen Pointe nicht fehlt. Das gilt namentlich von der ersten Novelle, die recht frisch und spannend erzählt ist, wenn sie uns auch zum Theil in unbehagliche gesellschaftliche Regionen führt; die beiden letzten gehören mehr dem anekdotischen Genre an.

— Die Reelam'sche „Universal-Bibliothek" schreitet unermüdlich fort und macht nach wie vor mit ihren Zwanzigpfennigheftchen Propaganda für alte und neue, inländische und ausländische Classiker und solche, die es werden möchten; sie ist jetzt gerade bei dem 1400. Hefte angekommen, welches das Märchen von Amadeus Hoffmann „Nußknacker und Mäusekönig" bringt. Wir erwähnen außerdem, was den Inhalt der letzten Hefte betrifft, Klopstock's „Oden und Epigramme", „Der Hofmeister" von Reinhold Lenz, „Die neue Heloise" von Rousseau, Georg Danilewski's Roman „Mirowiez", Kraszewsky's Novelle „Der Dämon", mehrere Stücke von Scribe, der George Sand, Leon Gozlan u. a., ein neues Heft von Macaulay's kritischen und historischen Aufsätzen. Als neue deutsche Originalschriften sind zu verzeichnen: die Novelle „Die Niobide" von dem talentvollen Emil Taubert, zwei Erzählungen: „Eine Geige", „Drei Weihnachten", von Ernst Wichert, das Drama „Ein Meteor" von Gräfin Eusemia Ballestrem, einactige Stücke von Louis Albertus, Karl Treptow und H. A. Bulthaupt.

Ausländische Literatur.

W. Heimburg's „Lumpenmüllers Lieschen" hat unter dem Titel „Lizzie von der Mühle" die Ehre einer Uebersetzung ins Englische seitens Christina Tyrrel erfahren; aber weder der Roman noch die Uebersetzung wird drüben besonders günstig beurtheilt.

— Justin M'Carthy's „History of our own Times" (5 Bde., Leipzig, Tauchnitz) liegt nun vollendet vor und darf gewiß auch in Deutschland auf so guten Erfolg rechnen, wie es solchen in England gehabt. Es ist zwar kein gründliches Geschichtswerk, aber ein in der gefälligsten Darstellung gehaltener Ueberblick der wichtigsten Ereignisse unter der Regierung der Königin Victoria, soweit sie England betreffen, natürlich mit Seitenblicken auf gleichzeitige wichtige ausländische Begebenheiten und frei von jeder Parteifärbung. Die Charakterschilderungen der hervorragendsten Männer der Zeit dürfen sich oft denen Macaulay's an die Seite stellen, und die der Literatur des Zeitalters gewidmeten Kapitel zeugen von des Verfassers richtigem Urtheil und Sachkenntniß.

— Eine vorzügliche Sammlung neuer amerikanischer Dichtungen unter dem Titel „Modern American Lyrics" haben Karl Knortz und Otto Dickmann (Leipzig, F. A. Brockhaus) herausgegeben. Bei einer solchen Auswahl ist es niemals leicht, allen Anforderungen zu genügen und jeden Geschmack zu befriedigen; man wird hier indessen nicht nur das meiste und beste von den bekannten, sondern auch viel ausgezeichnete bisher unbekannte Dichtungen antreffen und an der Frische und Eigenartigkeit so mancher sich erquicken.

— Die zahlreichen Verehrer Heine's werden gewiß auch das sonst ziemlich unbedeutende Buch: „Ricordi della Vita Intima di Enrico Heine per sua Nipote, Maria Embden Heine, Principessa Della Rocca" (Florenz, Barbera), willkommen heißen. Die Verfasserin, dies wenigstens wollen wir hier hervorheben, glaubt nicht an das Vorhandensein der berühmten „Memoirs" und widerlegt Gerard de Nerval's Legende von Heine's Verliebtheit in seine Cousine. Von Mathilde Heine spricht sie übrigens in einem sehr geringschätzigen Tone.

— Die Rabelais-Literatur ist immer noch im Wachsen begriffen. Schon wieder sind zwei Werke über den altfranzösischen Humoristen zu verzeichnen: „La Politique de Rabelais" von Hermann Ligier und „Les Portraits de Rabelais" von George d'Albenas.

— Die kürzlich erschienene „Nouvelle Correspondance de Sainte-Beuve", von Troubat edirt, enthält Briefe des berühmten Kritikers von seiner Schulzeit an und zeigt ihn in seinem besten und vielleicht wahrsten Lichte.

— Alphonse Karr behandelt in seinen „Grains de bon sens" eine Reihe praktischer Fragen, und in „Bourdonnements" gibt er uns einen Wiederabdruck seiner Leitartikel über politische Gegenstände.

— E. Caro hat seine, wenn wir nicht irren, ursprünglich in der „Revue des deux mondes" erschienenen Abhandlungen über „La Philosophie de Goethe" jetzt als Buch veröffentlicht.

— Nicht blos hat Schopenhauer in Ribot einen würdigen Erklärer gefunden, sondern auch ein Kapitel aus den „Parerga und Paralipomena" ist vor kurzem von J. A. Cantacuzène bei Germer-Baillière in Paris erschienen und zwar die „Aphorismes sur la sagesse dans la vie", was nach den Zeitungsberichten selbst von den pariser Damen gierig gelesen werden und Schopenhauer in der französischen Hauptstadt in die Mode gebracht haben soll.

— Eins der bedeutendsten historischen Werke, die in letzter Zeit in Frankreich erschienen sind, ist „Richelieu et les ministres de Louis XIII de 1621 à 1624" von B. Zeller.

— „Poverinà" von der Prinzessin Olga Cantacuzène-Altiéri ist eine anmuthige und rührende Erzählung aus dem italienischen Bauernleben in Lucca.

Bibliographie.

Arndt, O., Ueber die altgermanische epische Sprache. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 1 M.

Bernard, J., Magnus. Eine epische Dichtung. Leipzig, Wartig. 1881. 8. 4 M.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 145: Der überzählige Rittmeister. Lustspiel von E. Thun. Berlin, Lassar. 8. 2 M.

Bluntschli, J. C., Deutsche Staatslehre und die heutige Staatenwelt. Ein Grundriß mit vorzüglicher Rücksicht auf die Verfassung von Deutschland und Oesterreich-Ungarn. 2te umgearbeitete Aufl. der „Deutschen Staatslehre für Gebildete". Nördlingen, Beck. Gr. 8. 7 M.

— — Gespräche über Gott und Natur und über Unsterblichkeit. Nördlingen, Beck. 8. 1 M. 50 Pf.

Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Beiträge zur Reichsgeschichte 1552. Bearbeitet von A. von Druffel. München, Rieger. Gr. 8. 16 M. 80 Pf.

Byr, R., Sesam. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 10 M.

Dannemann, F., Die Winkelheimer. Original-Lustspiel. Bremen, Hallmann. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.

Deppe, A., Der römische Rachekrieg in Deutschland während der Jahre 14—16 n. Chr. und die Völkerschlacht auf dem Idistavisusfelde nach Corn. Tacitus und den übrigen Geschichtsquellen dargestellt. Heidelberg, Weiß. 1881. 8. 2 M.

Diercks, G., Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit. In gemeinverständlicher Darstellung. 1ster Bd.: Das Alterthum. Berlin, Th. Hofmann. 1881. 8. 5 M.

Friesen, R. Freih. v., Erinnerungen aus meinem Leben. 2 Bde. Dresden, Baensch. Gr. 8. 15 M.

Ausgewählte Gedichte von Björnstjerne Björnson, Carl XV., C. Hauch, T. Kjerulf, A. Munch, Oscar II., Paludan Müller (Adam Homo), Runeberg, Welhaven, C. Winther und anderen neueren nordischen Dichtern. Deutsch von E. Lobedanz. Leipzig, Friedrich. 1881. 12. 4 M.

George, H., Fortschritt und Armuth. Eine Untersuchung über die Ursache der industriellen Krisen und der Zunahme der Armuth bei zunehmendem Reichthum. Deutsch von C. D. F. Gütschow. 1ste Lfg. Berlin, Stande. 1881. Gr. 8. 50 Pf.

Goldschmidt, F., und P. Goldschmidt, Das Leben des Staatsrath Kunth. Berlin, Springer. 1881. 8. 5 M.

Graetz, H., Shylock in der Sage, im Drama und in der Geschichte. Krotoschin, Monasch u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Groller, B., Junges Blut. Geschichten. Leipzig, Wartig. 8. 5 M.

Grothe, H., Haftpflicht und Arbeiterversicherung. Arbeiterpensionsfonds. Ein Vortrag. Berlin, Burmester u. Stempell. Gr. 8. 50 Pf.

Harms, F., Die Philosophie in ihrer Geschichte. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Geschichte der Logik. Berlin, Th. Hofmann. 1881. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Hause, B., Esther, Königin von Persien und Medien. Ein Drama. Eisenach. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Heilmann, J., Feldmarschall Fürst Wrede. Mit dem Porträt des Feldmarschalls. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 10 M.

Ibsen, H., Peer Gynt. Ein dramatisches Gedicht. Uebersetzt von L. Passarge. Leipzig, Schlicke. 1881. 8. 4 M. 80 Pf.

Jenkin, F., Elektricität und Magnetismus. Mit besonderer Bewilligung des Autors ins Deutsche übertragen von F. Exner. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Jordan, W., Festspiel zur Eröffnung des neuen Theaters in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Jordan. 12. 50 Pf.

Klee, E., Ein Vermächtniß. Original-Erzählung. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 4 M. 50 Pf.

Kutschbach, A., Sophie Solutzeff — F. Lassalle. Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. Tagebuch — Briefwechsel — Bekenntnisse. Eine kritische Studie. Chemnitz, Schmeitzner. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Lippert, J., Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion. Berlin, Th. Hofmann. 1881. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Maurer, C. F., Marksteine in der Geschichte der Völker. 1492—1880. Gymnasial- und öffentliche Vorträge. Leipzig, Kummer. 1881. Gr. 8. 12 M.

Meier, E., Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 9 M.

Neruda's kosmische Lieder. Aus dem Böhmischen übersetzt von G. Pawikovski. Leipzig, Friedrich. 1881. 12. 1 M. 20 Pf.

Polko, Elise, Unsere Musikklassiker. Sechs biographische Lebensbilder. Mit 6 Porträts. Leipzig, Schmidt u. Günther. 8. 2 M.

Proelß, J., Ein neuer Sängerkrieg auf der Wartburg. Festspiel, an dem vom Burgherrn der Wartburg den zu Weimar tagenden deutschen Schriftstellern am 27. September 1880 gegebenen Feste dargestellt im alten Sängersaal der Burg. Unter Mitwirkung von V. Blüthgen, W. Henzen und E. von Wolzogen verfaßt. Mit einem Geleitwort des Verfassers und einem Trinkspruch von E. Rittershaus. Leipzig, Reißner. 8. 1 M.

Prölß, R., Geschichte des neueren Dramas. 1ster Bd. 2te Hälfte: Das neuere Drama der Italiener. Leipzig, Schlicke. 1881. Gr. 8. 10 M.

Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten von der Redaction der „Gaea" H. J. Klein. Neue Folge. 1ster Bd. 6 Hefte. Leipzig, Mayer. 8. 9 M.

Rheineck, W. v., Der Kerkermeister oder die Geheimnisse des Tower. Volksroman. 1stes bis 5tes Hft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 10 Pf.

Rößler, R., Durf- und Stoadleute. Neue schlesische Erzählungen. Berlin, Janke. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

Saar, F. v., Tempesta. Trauerspiel. Heidelberg, Weiß. 1881. 8. 2 M.

Schäffler, A., Die oberbayerische Landeserhebung im Jahre 1705. Neue Aufschlüsse aus Archivalien zur Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges. Würzburg, Staudinger. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schimpff, G. v., Geschichte des Königlich Sächsischen Garde-Reiter-Regiments. Im Auftrage des Regimentes zusammengestellt. Dresden, Baensch. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Schliemann, H., Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von R. Virchow und Beiträgen von P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, M. Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce und R. Virchow. Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 42 M.

Seidenadel, K., Psalmenklänge. Stuttgart, Greiner. 16. 3 M.

Seraphine. Eine Erzählung von U. Z. v. M. 2 Bde. in 3 Abtheilungen. Leipzig, Böhme. 1881. 8. 10 M.

Stark, K. B., Vorträge und Aufsätze aus dem Gebiete der Archäologie und Kunstgeschichte. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von G. Kinkel. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 M.

Steinthal, H., Gesammelte kleine Schriften. I. Sprachwissenschaftliche Abhandlungen und Recensionen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 9 M.

Traun, J. von der, Exkursionen eines Österreichers. 1840—1879. 2 Bde. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 10 M.

Vogt, H., August Borsig. Ein Lebensbild. Vortrag. Berlin, Drewitz. Gr. 8. 50 Pf.

Wachenhusen, H., Mylady. Roman. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 5 M.

Walther von der Vogelweide, Gedichte. Nachgedichtet von A. Schroeter. Jena, Costenoble. 1881. 8. 3 M.

Warnatz, M., Zur Geschichte der Hohenzollern. Eine historische Studie. Coburg, Seidelbach. 8. 1 M.

Wichert, E., Rauschen. Ein Strand-Idyll. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Widdern, Marie, Auf der Rümmingsburg. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 4 M. 50 Pf.

Wilbrandt, A., Meister Amor. Roman in 2 Bdn. Wien, Rosner. 8. 8 M.

— — Robert Kerr. Trauerspiel. Wien, Rosner. 8. 3 M.

Winterfeld, A. v., Spanische Reiter. Komischer Abenteuer-Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 1881. 8. 15 M.

Wolff, J., Tannhäuser. Ein Minnesang. [Mit Portraitradirung nach einer Handzeichnung von L. Knaus. 2 Bde. Berlin, Grote. 8. 6 M.

Zeitschrift für Orthographie. Unparteiisches Centralorgan für die orthographische Bewegung im In- und Ausland. Unter Mitwirkung namhafter Fachmänner herausgegeben von W. Vietor. 1ster Jahrg. Oktober 1880 bis September 1881. 12 Nrn. Rostock, Werther. Gr. 8. Halbjährlich 3 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

ILIOS
STADT UND LAND DER TROJANER.

FORSCHUNGEN UND ENTDECKUNGEN IN DER TROAS
UND BESONDERS AUF DER BAUSTELLE VON TROJA.

VON

DR. **HEINRICH SCHLIEMANN.**

Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von **Rudolf Virchow** und Beiträgen von **P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce** und **R. Virchow.**

Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie.

Gr. 8. (XXIV und 880 S.) Cartonnirt 42 M. Geb. 45 M.

In diesem umfassenden, reich ausgestatteten Werke gibt Schliemann eine vollständige Darstellung seiner Ausgrabungen in der Landschaft Troas sowie der staunenswerthen Funde, welche dadurch aus jahrtausendelanger Verborgenheit wieder ans Licht gezogen wurden. Von grösster Wichtigkeit für Archäologen und Philologen, wird das Werk, wie Professor Virchow in seiner Vorrede sagt, auch für jeden Gebildeten eine Quelle des Genusses und der Belehrung werden. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Spruch-Buch
von
Luise Kugler.

Vierte vermehrte Auflage.
In Pracht-Einband mit Goldschnitt 6 Mk.

Bremen.
C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Mythus und Wissenschaft.

Eine Studie von **Tito Vignoli.**

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 47. Band.)

Geistreiche Untersuchungen des italienischen Gelehrten Vignoli über die Sinneseindrücke beim Thiere und beim Menschen sowie über die Entwickelung des menschlichen Intellects zur Wissenschaft und Freiheit.

Die
Deutsche Socialdemokratie.
Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.
Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Bremen.
C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**

Fünf Bände.

4. Preis jedes Bandes geh. 30 M., geb. 32 M.

(Auch in 75 Lieferungen à 2 M. zu beziehen.)

Dieses nun vollständig vorliegende Werk wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe. Ein Prospect ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (Willibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**

Neue Serie. Funfzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Die Geheimpolizei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Vier Criminalprocesse zur Charakterisirung des Strafverfahrens, der Culturzustände, der Sitten und Gebräuche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Eine Tödtung aus Liebe. (Hessen.) 1878—79. — Der Raubmord auf dem Hohenbogen. (Baiern.) 1877. — Die Mordnacht in der Springölmühle zu Vogelsberg. (Großherzogthum Sachsen.) — Proceß Fadda. (Mord. — Rom.) 1878—79. — Marguerite Jouseau. (Mord. — Petersburg.) 1878.

Sämmtliche Criminalfälle, die in dem vorliegenden neuen Bande dieses beliebten Werks mit gewohnter Sachkunde dargestellt sind, gehören der neuesten Zeit an, und jeder einzelne derselben bietet eigenthümlich fesselnde juristische wie psychologische Momente.

(Mit Beilage von Adolf Bonz u. Comp. in Stuttgart und von B. G. Teubner in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KAISERLICHE UNIVERSITÄTS- UND LANDES-BIBLIOTHEK Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 9. December 1880.

Inhalt: Literarische Unterhaltungen. Von Rudolf von Gottschall. — Die Schopenhauer-Literatur. Von David Asher. — Uebersetzungsliteratur. Von Robert Waldmüller. — Schriften über Steiermark. Von Anton Schlossar. — Eine Künstlergeschichte von Alt-Hellas. Von Albert Moeser. — Feuilleton. (Deutsche Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Unterhaltungen.

Die immerhin glänzenden und erfolgreichen Verirrungen, deren sich der Autor der „Nana" schuldig gemacht hat, sind nicht die Ausflüsse einer launen- und grillenhaften Phantasie, eines ungeregelten Naturells: nein, Emile Zola tritt auf mit einem niet- und nagelfest gearbeiteten System, als der große literarische Reformator, der eine neue Aera einleitet; denn nach der Aera der Classiker, nach derjenigen der Romantiker und Victor Hugo's folgt diejenige der Naturalisten . . . und Zola ist ihr Prophet, ihr bahnbrechendes Genie. Das liest jeder zwischen den Zeilen der soeben von ihm veröffentlichten Sammlung von Essays: „Le Roman expérimental" (Paris, G. Charpentier). Wir haben es mit einem Neuerer zu thun, welcher das Endziel seiner Neuerung in allzu bescheidener Weise ausspricht; denn es handelt sich nicht blos darum, wie er meint, die Aera der Classiker und der Romantiker in Frankreich mit einer neuen Aera abzulösen; nein, es ist eine funkelnagelneue Aesthetik, nach welcher kein griechischer Tragiker, kein römischer Epiker und Odendichter, kein Shakspeare, kein Schiller und Goethe mehr sich als Führer und Meister der Dichtung legitimiren können: sie alle gehören in die Rumpelkammer der Aesthetik und müssen ihre Lorbern an Balzac, Flaubert und Emile Zola abtreten.

Die Grundsätze, welche Zola mit lauter Stimme proclamirt, sind freilich nur die letzte Consequenz des ja auch in Deutschland Mode gewordenen Realismus, eine herausfordernde Consequenz, gegen welche sich die zahmern, modischen Vertreter dieser Richtung sträuben werden; doch sie liegen auf dem Wege derselben und müssen von denen, die unerschrocken weiter gehen, gefunden werden. In seinem Aufsatz „Le naturalisme au théâtre" kritisirt Zola die drei berühmtesten jetzigen französischen Dramendichter: Sardou, Alexander Dumas den Jüngern und Augier. Das sind unbestreitbar doch Vertreter eines sehr weitgehenden Realismus, doch für Zola ist das noch nicht genug; es sind nur bahnbrechende Pioniere, die sich in die Arbeit theilen; der große Dichter fehlt noch, welcher allein das maßgebende Werk schafft; sie haben noch zu viel Conventionelles, zu viel theatralische Uhrmacherei, zu wenig Wahrheit, Leben; es ist noch zu viel Schönes, Rührendes von bestreitbarer Wahrheit, es sind noch zu viele sympathische Persönlichkeiten darin, welche die wahre Beobachtung im Leben selbst nicht findet. In dem Drama des Naturalismus wird dies aufhören: freilich war Zola selbst bisher ein sehr unglücklicher Pfadfinder desselben; denn sein Drama „L'Assommoir" ist bei der Aufführung durchgefallen.

Der Naturalismus ist das große Stichwort; in seiner Anwendung auf den Roman ersteht le roman expérimental. Hier ist der Naturalismus schon weiter vorgeschritten als auf der Bühne; es gibt schon Meisterwerke desselben, und zu diesen gehört nicht am wenigsten Zola's „Nana". Der Realismus verlangt die Copie der Wirklichkeit; der Naturalismus verlangt sie auch, aber nicht blos die Copie, sondern auch die physiologische und chemische Analyse. So soll der Roman aufhören, Roman zu sein im alten, bedeutungslos gewordenen Sinne des Wortes; es soll nichts erfunden, nichts erzählt werden. Der Mensch soll gepackt, secirt, in seinem Fleisch und Hirn analysirt werden. So habe es schon Balzac gethan und die Untersuchungen, welche die Gelehrten in der Wissenschaft anstellten, im Roman ausgeführt.

Emile Zola hat eine gewisse Aehnlichkeit mit Bruno Bauer, er denkt durch die „Analogie": das ist aber eine Eigenschaft witziger Köpfe, die mit der Logik nichts gemein hat. Die Analogie beweist nichts; denn sie beruht auf einer bestreitbaren Voraussetzung: der Gleichartigkeit der beiden in Parallele miteinander gesetzten geistigen Erscheinungen. Der ganze Essay Emile Zola's: „Le roman

expérimental", ist auf einer solchen Parallele aufgebaut, die als ein müßiges Spiel des Witzes betrachtet werden kann. Ein berühmter Physiologe, Claude Bernard, hat eine „Introduction à l'étude de la médecine expérimentale" geschrieben, in welcher er als Anwalt der experimentirenden Methode nicht blos im Studium der todten Körper, nicht blos in der Chemie und Physik, sondern auch in der Physiologie und Medicin auftritt. Dieser Schrift folgt Zola Schritt für Schritt, und alles, was Bernard über Beobachtung und Experiment, über das Verhältniß beider, über die nur erkennbaren nächsten Gründe der Phänomene, über den Zweifel als den Sauerteig des Wissens, über die nothwendige Erkenntniß des Wie und die unmögliche des Warum sagt: das übersetzt Zola ohne weiteres aus der Sprache der Medicin in die Sprache der Aesthetik, und zwar oft nur durch einfache Vertauschung der Wörter: Medicin und Roman. Wenn Bernard den experimentirenden Forscher den Instructionsrichter der Natur nennt, so sagt Zola von dem naturalistischen Romanschriftsteller: er sei der Instructionsrichter der Menschen und ihrer Leidenschaften.

Eine Kritik dieser neuen Theorie des poetisch-medicinischen Naturalismus würde einen großen ästhetischen Essay verlangen; wir können hier nur einige Punkte hervorheben. Was die Beobachtung des Lebens betrifft, so mag eine Verwandtschaft zwischen dem Physiologen und dem Romanschriftsteller vorhanden sein: physiologische und auch psychologische Forschungen werden ihm wichtige Motive an die Hand geben. Vollständig schief wird aber die Vergleichung, wo es sich um das Experiment handelt. Der Naturforscher hat das bestimmte gegebene Object für seinen Versuch, und nur so kann er ein bestimmtes Resultat gewinnen, das für ihn oft in einer neuen Wahrheit besteht; mit welchem Object aber soll der Romanschriftsteller experimentiren? Mit seinen eigenen frei erfundenen Gestalten, oder mit abphotographirten wirklichen Personen? Dieser Proceß, der im Laboratorium der Phantasie vorgeht, verdient nicht den Namen eines Experiments; er kann nie zu einem Resultat führen, wie ein chemischer Proceß, sondern immer nur das Ausleben, die Fortentwickelung der gegebenen Gestalt sein.

Vergebens wehrt sich Zola gegen zwei Vorwürfe: den der photographischen Copie und den des fatalistischen Princips; beide sind mit dem Naturalismus untrennbar verbunden. Am grimmigsten ist sein Haß gegen die Poesie, die Lyrik, den lyrisme; das ist eine abgethane Sache für ihn. In seiner „Lettre à la jeunesse" räumt er den Dichtern von 1830, den Romantikern wie Victor Hugo, dennoch ein Verdienst ein: sie haben den Sprachschatz bereichert, natürlich zu Gunsten der naturalistischen Poesie. Victor Hugo bleibt ihm ein großer Lyriker, aber das wissenschaftliche Jahrhundert ist über die Lyrik zur Tagesordnung übergegangen; die Lyriker haben ihren Ruhm dahin. Die Lügen der Lyrik sind Zola ein Greuel; und daß diese noch immer ihre Anhänger hat, erscheint ihm unbegreiflich; was soll das wissenschaftliche Jahrhundert mit diesen Purzelbäumen ins Blaue? Zola ist bescheiden genug, große buchhändlerische Erfolge, zahlreiche Auflagen von Romanen für eine Sache der Mode zu erklären; aber ihn ärgern die Auszeichnungen, welche den Lyrikern zutheil werden, die Ordensverleihungen, die Aufnahme in die Akademie, sie werden gleichsam bei lebendigem Leibe „einbalsamirt". Seiner eigenen Unsterblichkeit ist er indeß gewiß: wir ersehen dies aus einer kleinen Note. Sie ist dem Herausgeber des „Voltaire", der gegen Zola, seinen Mitarbeiter, Protest eingelegt und so den Bruch desselben mit seinem Journal veranlaßt hat, gewidmet und schließt mit den Worten: „Ich will, daß dieser außerordentliche Herausgeber durch mich lebe, und ich vermache seinen Namen aux peuples futurs: er heißt Jules Lafitte."

Emile Zola ist ein Autodidakt; er hat die ganze Halsstarrigkeit, Anmaßlichkeit und vor allem Halbbildung der meisten Autodidakten. Für ihn gibt es nicht nur keine Poesie, sondern auch keine Aesthetik; er verwechselt fortwährend das Schöne mit dem Wahren, oder vielmehr er kennt nur das Wahre. Man bedauert, wenn man seine Essays liest, daß er nicht Professor der Anatomie und Physiologie geworden ist. Im ganzen wirthschaftet seine Theorie mit einer geringen Zahl von Stichwörtern, die sich fortwährend wiederholen: Naturalismus, Beobachtung, Experiment, der wissenschaftliche Roman, der Roman des Jahrhunderts u. s. f.; nirgends findet sich eine fortgehende Entwickelung. So viel er sich mit dem Organismus der Gesellschaft und des Menschen zu thun macht, so unbekannt ist ihm der künstlerische Organismus. Ein Kunstwerk als ein organisches Ganzes ist ihm fremd: das wirkliche Leben, ja ein losgerissener Fetzen desselben (lambeau) genügt ihm für einen Roman, der doch nichts ist als eine Studie. Ja dieser ästhetische Vivisector wird durch seinen Herrn und Meister, den Physiologen Claude Bernard, in eine eigenthümliche Verlegenheit gesetzt. Letzterer macht eine gelegentliche Abschweifung auf das ästhetische Gebiet, und da zeigt es sich, daß er ganz andere Ansichten hat als sein Jünger; er behauptet von dem Künstler, daß er eine Idee oder ein Gefühl, das ihm persönlich ist, in einem Kunstwerk verwirkliche. Von dergleichen persönlichen Empfindungen, die mit einer poetischen Begabung zusammenhängen, will aber Zola nichts wissen, und er ruft den bewunderten Physiologen sogleich zur Ordnung.

Wir fürchten das Echo dieser neufranzösischen Theorie in den deutschen Feuilletons; haben doch einige Journale und Zeitungen schon diesem ebenso brüsken wie ungebildeten Aesthetiker eine Art literarisches Ehrenbürgerrecht ertheilt und ihn zum Mitarbeiter gemacht. Doch auch davon abgesehen, gibt es in Deutschland viele poröse Köpfe, welche nicht nur das moralische Schmutzwasser, sondern auch das ästhetische Taufwasser, das von der Seine herüberspritzt, gierig in sich einsaugen und gelegentlich wieder von sich geben.

Rudolf von Gottschall.

Die Schopenhauer-Literatur.

Die Schopenhauer-Literatur. Versuch einer chronologischen Uebersicht derselben von Ferdinand Laban. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.

So ist denn ein seit lange von mir geplantes Unternehmen von anderer, bisher auf diesem Gebiete unbekannt gebliebener Hand zur Ausführung gekommen, und wie ich werden sämmtliche Verehrer Schopenhauer's, wie seine Gegner nicht minder, das Buch gern entgegennehmen und mit Freuden begrüßen. Bereits im Jahre 1850 fing ich an mir ein bibliographisches Verzeichniß sämmtlicher Schopenhauer betreffenden literarischen Erscheinungen in ganz ähnlicher Weise wie die hier ausgeführte anzulegen: die Ueberhäufung des Stoffs jedoch und die Besorgniß, es möchte mir vieles entgehen und die Zusammenstellung schließlich lückenhaft bleiben, schreckte mich vor der Ausführung zurück und ließ mich in der Fortsetzung des begonnenen Verzeichnisses erlahmen. Die wahrscheinlich jüngere Kraft hat unterdessen mit mehr Muth der selbstgestellten Aufgabe sich unterzogen und das Verzeichniß bis auf den heutigen Tag fortgeführt. Wenn nun gleich einige Lücken und einzelne kleine Ungenauigkeiten darin bemerkbar sind, so vergesse man nicht, daß der Verfasser sich dessen selbst bewußt war und jedem Tadel im voraus die Spitze abgebrochen und ihm vorgebeugt hat, indem er seine Leistung blos als einen „Versuch" bezeichnete, obschon in diesem Ausdruck eine etwas zu große Bescheidenheit liegt, da es jedenfalls viel mehr als ein bloßer Versuch ist, was hier vorliegt. So weit ich die Schopenhauer-Literatur verfolgt habe — und ich glaube mir schmeicheln zu dürfen, in dieser Hinsicht wenigen seiner Anhänger nachgestanden zu haben —, kann ich dem Verfasser das Zeugniß ausstellen, daß er an Umsicht, Fleiß und Gewissenhaftigkeit als einzelner das Mögliche geleistet und mehr zu leisten nur vereinten Kräften im In- und Auslande möglich gewesen wäre.

Nach dieser aus vollem Herzen gespendeten Anerkennung brauche ich wol nicht mit meinen unbedeutenden Ausstellungen zurückzuhalten, sondern darf sie wol ebenso unumwunden aussprechen wie das Lob. Die eine wäre, daß die Recensionen der aufgeführten Schriften — denn selbst diese hat Laban berücksichtigt — in manchen Fällen zu mangelhaft angegeben sind, was für die Verfasser der Schriften um so unangenehmer ist, als gerade in solchen Fällen, wenn auch wol nicht mit Absicht, mehr ungünstige Recensionen citirt werden. Die zweite Ausstellung wäre der Mangel an einem Namenregister, das sich sehr leicht hätte herstellen lassen, da die Namen schon für jedes einzelne Jahr alphabetisch geordnet sind. Diesem Mangel könnte indessen noch immer, selbst für die erste Auflage, durch einen Supplementbogen abgeholfen werden.

Ehe ich nun auf die wenigen Lücken, die mir aufgestoßen sind, aufmerksam mache, sei der Inhalt des Buchs des Nähern angegeben. Der „Einleitung" folgt unter I eine chronologische Aufzählung von „Schopenhauer's Schriften", unter II „Biographisches". Hier werden nicht nur die vollständigen Biographien und biographischen Skizzen Schopenhauer's angegeben, sondern auch alle biographisches Material enthaltenden Schriften. Endlich zählt der Verfasser unter III „Kritik, Erläuterung und Weiterbildung" alle von 1814 bis auf dieses Jahr erschienenen Werke, Abhandlungen und Artikel auf, die sich ganz oder theilweise mit Schopenhauer beschäftigen; unter erstern auch solche, die ihm blos ihre Entstehung verdanken. Demnach zerfällt die dritte Rubrik wiederum in drei Abtheilungen. Unter A sind jene Werke eingereiht, die sich im ganzen mit Schopenhauer befassen, seine Lehre entweder anerkennend und verbreitend, oder dieselbe kritisirend und verwerfend, oder auch auf derselben fußend und sie weiter bildend. Unter B stehen die Bücher und Journalartikel, in denen sich Stellen über Schopenhauer finden, welche sich über mehrere Seiten erstrecken. Schließlich unter C kommen die Seitencitate aus verschiedensten Schriftwerken, in denen über Schopenhauer nur nebenbei gesprochen wird. Unerwähnt blieben nach des Verfassers eigenen Worten alle diejenigen Schriften, „welche den Einfluß Schopenhauer's unwidersprechlich zur Schau tragen, aber seiner nicht erwähnen", da er sonst die Zahl der Büchertitel ebenso wie die der Seitenzahlencitate um das Dreifache hätte vermehren müssen.

Unter II fehlt vom Unterzeichneten, dessen Beiträge zur Schopenhauer-Literatur übrigens mit der größten Genauigkeit verzeichnet sind — wofür ich dem Verfasser um so dankbarer bin, als Eduard von Hartmann nun wol nicht mehr von nur einem Schopenhauerianer reden kann (er meinte damit den nun verstorbenen Frauenstädt) —, unter A (ich adoptire hierbei Laban's Eintragungsweise, damit Besitzer des Buchs die Lücken danach ergänzen können): „Unterhaltungen am häuslichen Herd", herausgegeben von Karl Gutzkow, 1854, III, 2: „Ein Besuch bei Arthur Schopenhauer".

Und nun einige Ergänzungen und kleinere Berichtigungen zu III. Man ergänze: 1831, O. F. Gruppe, „Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert" (Berlin, Reimer). Unter 1853 B, fehlt L. Noack, „Geschichte der Philosophie in gedrängter Uebersicht" (Weimar 1854). Pomtow's Programm ist das des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in meinem Verzeichniß (1853), nicht des Joachimsthaler; doch liegt es mir nicht mehr zur Feststellung der Angabe vor. Zu Weigelt's „Populäre Vorträge" (Vorlesungen) sei hinzugefügt: erstes Heft, vierte und fünfte Vorlesung und zu den Recensionen derselben: Gersdorf's „Repertorium der Literatur" (21. Oct. 1854). Zu den „Recensionen" (Anmerkung S. 52) der Frauenstädt'schen „Briefe": „Magazin für die Literatur des Auslandes", 5., 7. und 9. Sept. 1854.

Bei Karl Rosenkranz „Zur Charakteristik Schopenhauer's" vermisse ich: „Aus meinem Tagebuche" (Leipzig 1854). Unter 1854 A fehlt ferner: L. Noack, „Propädeutik der Philosophie" (Weimar 1854). Unter 1855 vermisse ich C. Fortlage's „Lehrbuch der Psychologie I" (Leipzig 1855). Der Verfasser schließt sich hier bei der Behandlung der „Triebe" an Schopenhauer an. Unter 1856 ist bei Saint-René Taillandier, sicherlich nur als Druckfehler, 1865 statt 1856 stehen geblieben. Hinzuzufügen wäre hier, statt unter 1857, wie Laban S. 56 angibt, A. Weil, „Arthur Schopenhauer, la philosophie de la magie" gewesen, da dieser Artikel in der „Revue française" vom 20. December 1856, nicht 10. December 1857, erschienen ist. Vom letztern Datum ist nur der zweite dort angeführte Artikel: „Base fondamentale". Zu 1857 zu ergänzen: S. Baruch: „Die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie" (Wien 1857). Unter 1859 fehlt Moriz Carriere's „Aesthetik", zweiter Theil (Leipzig 1859), und J. G. von Quandt: „Wissen und Seyn. Eine realistische Abhandlung zur Ausgleichung des Spiritualismus und Materialismus" (Dresden 1859). Unter 1860 fehlt: F. Grävell, „Die sühnende Schuld gegen Goethe" (Berlin 1860). Zu 1862 ergänze man D. Asher, „The Literary Gazette, No. 199" (London, 19. April, 1862), (eigentlich zu „Biographisches" gehörig). Die Fortsetzung nebst kurzer Darstellung des Systems erfolgte in „The Parthenon", in welches die „Literary Gazette" umgetauft wurde, Nr. 8, 1862. Außerdem habe ich in vielen Artikeln im „Athenaeum" und „The Illustrated Review" Schopenhauer's erwähnt. Unter 1877 gehörte noch, als auf Schopenhauer fußend und ihn vielfach citirend, Charles Boemler, „A Treatise on Woman" (St.-Louis 1877). Mehrere Recensionen, die ich mir notirt habe und bei Laban vermisse, mögen unerwähnt bleiben. Nur zu K. Rokitanski, „Die Solidarität alles Thierlebens" möchte ich mir noch gestatten, auf meine in der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung", Nr. 169, 1869 erschienenen Anzeige hinzuweisen.

Die immerhin nur sehr geringe Nachlese, die ich zu halten gehabt, spricht wol am besten für die Sorgfalt und Umsicht, welche Laban auf seine Arbeit verwendet hat. Daß er sich jedes Urtheils über die von ihm angeführten Schriften enthielt, daraus wird ihm gewiß niemand einen Vorwurf machen: ein Catalogue raisonné soll ja sein Buch nicht sein und braucht es nicht zu sein. Schon durch die Bitte, die er an wohlwollende Seelen richtet, ihn „von der allerdings begründeten Anklage freizusprechen, recht viele schlechte Bücher zur Hand genommen und auch gelesen zu haben", hat er gewiß manchem die Freude und Genugthuung, sich in seinem Buche mit erwähnt zu finden, geschmälert; und keiner weiß, ob er sich nicht getroffen fühlen soll.

Wenn nun aber der Leser etwa glauben sollte, Laban müsse gewiß einer der eifrigsten und unbedingtesten, wenngleich bisher stillen Anhänger Schopenhauer's sein, so irrt er sehr. Es scheint dieses Philosophen Schicksal zu sein, daß gerade diejenigen, welche die nützlichsten Bücher über ihn zu Tage fördern, eher zu seinen Gegnern als Anhängern gehören. Es genügt, den Namen Gwinner zu nennen, und ihm kann man jetzt Laban an die Seite stellen. Ja selbst sein treuester Jünger war, als er sein nützlichstes Werk, das „Schopenhauer-Lexikon", schuf, bereits in vielen Punkten der Lehre des Meisters abtrünnig geworden.

In einer schwungvoll geschriebenen „Einleitung" legt Laban sein Verhältniß zu Schopenhauer dar, oder vielmehr wägt er dessen Verdienste und Mängel mit, wie ich zugeben muß, gerechtem Maße ab. Daß er ihn als Schöpfer eines der kunstvollsten Systeme hinlänglich zu würdigen versteht, erhellt aus folgender Stelle:

> Hoch und hehr steht das metaphysische System Schopenhauer's aufgerichtet da, der glanzvollste und herrlichste Bau, den je die Speculation, alter und neuer Zeit, hervorgerufen hat. Es ist, als ob die metaphysische Illusion vor ihrem letzten und endgültigen Verschwinden noch einmal allen ihren Zauber in eine Erscheinung zusammengebracht hätte, wie die Sonne kurz vor ihrem Niedergange noch einmal in verklärtestem Farbenschmucke aufleuchtet. Aber es bedurfte auch dieser unaussprechlichen Schönheit und Reizentfaltung, um etwas Derartiges überhaupt noch einmal möglich werden zu lassen. Noch einmal zeigte sich dem Menschen das ihn umgebende Thal von magischem Lichte umflossen, noch einmal durfte der Mensch die beseligenden und durchschauernden Empfindungen in sich aufleben lassen, welche ihm sein Dasein so unendlich bedeutungsvoll erscheinen ließen. Aber schon sinkt die Nacht herab, es verschwindet der Farbenglanz und die weißen Nebel verziehen sich: wohin der Mensch auch blickt, erschaut er nur das unerbittlich starre und verschlossene Gebilde, von dem Leopardi erzählt.

Der kundige Leser wird schon hieraus entnehmen, daß Laban zu denjenigen gehört, welche die von David Strauß als den „neuen Glauben" bezeichnete Weltanschauung theilen. Gleichwol muß er selbst den innern Zwiespalt noch nicht ganz überwunden haben, denn er räumt später ein, die angeerbte und anerzogene Gewalt des alten Liebens und Hassens wirke fort, was auch der Kopf dagegen sage. Freilich fügt er sogleich hinzu, der „Stimme des Herzens" widerspreche das Denken auf Schritt und Tritt, ihr zuraunend: du bist nicht, was du scheinst und was du zu sein dünkst: darum bescheide dich. Ebenso aber, meint er, wäre Schopenhauer noch im alten Wahne befangen gewesen und klebe auch seiner Philosophie, so gut wie vielen andern, noch das vorkopernikanische Vorurtheil an wie ein Muttermal, wodurch sich nur zu deutlich ihre Abstammung verrathe. Vielleicht also thue ich Laban unrecht, wenn ich auch ihn noch vom Zwiespalt ergriffen mir denke. Vielleicht gehorcht er nur der Stimme des Kopfes und hat das Weltall zu seinem Gotte erkoren, dessen Räderwerk zermalmend auch über ihn dahingehen und ihn, wie der Saturn seine Kinder, verschlingen wird. Daß Schopenhauer mit einem Fuße in den unphilosophischen Anschauungen seiner frühesten Jugend oder besser im Anerzogenen stecken geblieben, habe ich

selbst längst und zwar bereits in meiner ersten Schrift über ihn ausgesprochen. Ebenso stimme ich, und wol jeder, der sich je mit diesem Philosophen beschäftigt hat, mit dem Verfasser darin überein, daß Schopenhauer von der eigentlichen Wahrheitsliebe zum Philosophiren getrieben wurde und, „der erste unter allen Denkern in der Geschichte", mit beispielloser Nachdrücklichkeit und Unerschrockenheit die Sache beim wahren Namen genannt hat.

Auffallend aber ist, daß Laban, Schopenhauer's eigener Ansicht zuwider, zwischen diesem und Leopardi einen diametralen Gegensatz erblickt. In ihnen gelange, meint er, der einschneidende Gegensatz, der den Untergrund unserer Cultur ausmacht, zur vollendetsten Ausprägung. Leopardi's Pessimismus sei „der wirklich wahn- und trostlose, der nackte, aller metaphysischen Verclauselung bare, also der direct zur Verzweiflung hinführende"; der Schopenhauer's hingegen ein „ethischer Pessimismus", der in jeder Hinsicht den religiösen und moralisirenden Gedankenkreisen nahe gelegt war. Aus einer Anmerkung erfahren wir, daß der Verfasser in einer anonym erschienenen Schrift: „Aphoristische Beiträge zum Kampfe der Lebensanschauungen" (Wien 1880), es versucht hat, mit einigen markanten Strichen auf den Gegensatz zwischen unserm Philosophen und dem italienischen Dichter hinzuweisen. Ich gestehe, noch zu wenig von Leopardi gelesen zu haben, um die Richtigkeit von Laban's Urtheil bejahen oder verneinen zu können. Wie dem auch sei, so glaube ich doch das Urtheil aussprechen zu dürfen, daß wir in Laban einen neuen und anregenden Schriftsteller auf dem philosophischen Gebiete zu begrüßen haben. David Asher.

M.

Uebersetzungsliteratur.

1. Jocelyn. Tagebuch eines Dorfpfarrers. Eine epische Dichtung von Alphonse de Lamartine. Uebersetzt von Julie Bernhard. Hamburg, Grüning. 1880. 8. 5 M.

Die Zeit, wo der Name des Verfassers der „Méditations poétiques" in aller Munde war, ist längst vorüber, und die größten Erfolge fallen seit Jahrzehnten denjenigen französischen Dichtern zu, welche eine der Lamartine'schen völlig entgegengesetzte Richtung einhalten. Vor allem diese vom Katholicismus umflutete Idylle gehört einer Gemüthswelt an, gegen deren narkotische Zauber die Gegenwart sich eifrig zur Wehr setzt, ohne freilich verhindern zu können, daß die Stillen im Lande ihr innig zugethan bleiben. Und gewiß ist es auch in der Ordnung, daß gegenüber dem rasch zusammengezimmerten Throne eines Zola, dem ja selbst die deutsche Lesewelt die Huldigung neugierigen Lesehungers eifrig zutheil werden läßt und dessen geschmackverwilderner Einfluß nicht gering angeschlagen werden darf, die Feinde des crassen Naturalismus auf dichterische Werke idealen Schwunges zurückgreifen. Eins der vollendetsten Gedichte dieser Art bleibt nun in der That Lamartine's Pfarrer-Idylle, und die seit ihrer Entstehung verstrichenen nahezu funfzig Jahre haben vor allem die Farbenpracht ihrer unvergleichlichen Naturschilderungen nicht zu bleichen vermocht. Was die katholische Seite des Buchs betrifft, so beeinträchtigt sie insoweit den Genuß, als wenigstens der protestantische oder freisinnige Leser nicht wol ohne weiteres einem Appell an seine Sympathie zu folgen vermag, der aus dem Priestercölibat eine Stufe zum Himmel macht. Nicht als ob der Dichter für das Cölibat an sich einträte; aber der Triumph des Priesters über die berechtigtste Stimme der Natur ist endlich doch der süße Kern der rauhen Schale, und den Düften der Alpen- und Wiesenkräuter mischen sich kirchliche Weihrauchdüfte in Fülle bei. Ohnehin datirt das imaginäre Tagebuch, das den Inhalt der rührenden und oft hinreißend ergreifenden Dichtung bildet, aus der Zeit der großen Revolution, und Jocelyn selbst ist als Seminarist nur durch die Hülfe eines armen Alpenhirten den Verfolgungen der Kirchen- und Klösterverwüster entronnen, sodaß er einigermaßen als ein Leidensgefährte der in neuerer Zeit von „Diocletianischen" Gesetzen Ereilten betrachtet werden kann. Es versteht sich bei dem idealen Fluge der Muse Lamartine's übrigens von selbst, daß diese Parallele nichts wirklich Gehässiges hat, und daß er die seelischen Conflicte über den Dunstkreis des politischen Parteihaders hinauszuheben weiß.

Der Inhalt des Buchs ist folgender: Jocelyn, ein Bauernsohn, hört, daß der Verbindung seiner Schwester mit ihrem bessergestellten Liebhaber ihre Mittellosigkeit im Wege steht. Er verzichtet zu ihren Gunsten auf das väterliche Erbe und wählt den geistlichen Stand. Ehe er bis zu den geistlichen Weihen gelangt, bricht die Revolution aus. Er entkommt in die Alpen und lebt zwei Jahre lang in einer abgelegenen Höhle, wo ihm ein Hirte Nahrung zuträgt. Durch Zufall ist ihm ein Knabe zugesellt worden, der mit seinem Vater eben dorthin floh und den der von Häschern verfolgte Vater sterbend dem jungen Priester in spe übergibt. Aber der Knabe entpuppt sich im Laufe der Zeit als ein Mädchen, und Jocelyn ist bald auf dem Punkt, seinen geistlichen Pflichten abtrünnig zu werden. Da läßt ihn ein im Kerker schmachtender Bischof rufen, damit er ihm im Sterben beistehe, und am Sterbebett desselben empfängt der Widerstrebende und sich endlich doch Fügende die Weihen, sodaß nun Lorenza — so heißt seine Höhlengenossin — für ihn verloren ist. Nun wird das verzweifelnde Mädchen in die Hut frommer Klosterschwestern gegeben, und Jocelyn zieht sich in die Einsamkeit einer armseligen Alpenpfarre zurück. Nach Jahren durch eine Pflichtreise nach Paris gerufen, sieht er dort Lorenza als große Dame zweifelhaften Rufs wieder. Auch sie erkennt

ihn, und er ist in Gefahr, sein Herz über sein Gewissen siegen zu sehen. Aber er langt glücklich wieder in seiner öden Alpenklause an und sucht im Erfüllen seiner Priesterpflichten Beruhigung. Dann wird er eines Tags zu einer Sterbenden gerufen, die auf der Reise nach Italien erkrankt ist. Sie erhält von ihm die Absolution und stirbt, nachdem er in ihr Lorenza erkannt, und sie ihm die Gewißheit gegeben, daß sie nur den bösen Zungen als leichtfertig erschienen sei, während in der That ihr Herz dem Jugendfreunde die Treue bewahrt habe.

Die Uebersetzerin hat mit Recht den für eine so lange Dichtung (353 Seiten) trefflich geeigneten fünffüßigen reimlosen Jambus gewählt und sich dadurch die Möglichkeit verschafft, dem Sinn des Originals nicht nur treu zu bleiben, sondern ihre Arbeit auch bis zu einem solchen Grade der Leichtflüssigkeit und des Wohllauts zu bringen, daß sie sich fast durchgehends wie ein deutsches Original liest. Nur weniges möchte bei einer zweiten Auflage der Nachbesserung bedürfen; so folgende Stellen:

Der Flüchtling, der sie fallen sieht, noch aufrecht,
Fühlt seine Brust vom Doppelschuß verwundet,;
Sein Blut, das dieser Blick im Lauf nur hemmte,
Entströmt in heißen Bächen dem Gewande.

Doch sie? O lebe sie auf meine Kosten!
Ich will, o Gott, daß mich ihr Herz vergesse!

Ein anderer entweiht, was ich verehrte,
Die Hölle meiner Tugend lacht! —

d. h. die Hölle lacht meiner Tugend u. s. w.

Diese kleinen Mängel bedeuten aber nicht viel. Das Ganze ist eine gediegene Leistung.

2. Luis' de Camoens sämmtliche Gedichte. Zum ersten mal deutsch von Wilhelm Storck. Zweiter Band: Buch der Sonette. Paderborn, F. Schöningh. 1880. 8. 6 M.

Der erste Band ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Die Bezeichnung „zum ersten mal deutsch" wird sich auf die Hauptüberschrift „Sämmtliche Gedichte" beziehen, denn insonderheit die Sonette sind schon früher verdeutscht worden, wenn auch nicht in der Vollständigkeit der vorliegenden hochverdienstlichen Arbeit. Der Verfasser der letztern selbst gibt in seinen Anmerkungen nähern Nachweis darüber. Bei dieser Gelegenheit sagt er: „Die Uebersetzung schließt sich in der Reimverkettung jedesmal genau an die Vorlage." Darauf Werth zu legen und die schwierige Kunst des guten Uebersetzens durch eine so bedeutungslose Aeußerlichkeit in dem Erreichen ihrer eigentlichen Ziele zu beirren und sie in noch lästigere Fesseln zu schlagen, scheint mir bedenklich, und ich meine: gerade Musterübersetzer sollten nicht durch derartige Erschwerung der Aufgaben, die sie sich stellen, die große Menge der mittelmäßigen Verdeutscher in dem Wahn bestärken, der Sinn des Originals komme minder in Betracht als die Form. Daß bei solcher strengen Festhaltung der Form der Sinn ohne Einbuße wegkommt, ist eine Unmöglichkeit.

Uebrigens versteht es sich, daß, um auf ein schon früher von mir erwähntes Citat aus Dryden's Vorrede zu seiner Ovid-Uebersetzung zu verweisen, auch mit gefesselten Füßen sich zur Noth auf einem Seile tanzen läßt, und so sind diese sorgfältig verdeutschten Sonette denn immer eine willkommene Bereicherung unserer Uebersetzungsliteratur, und nicht minder verdient der Verfasser Dank für die in seinen Anmerkungen niedergelegten Nachweise über den gegenwärtigen Stand der hier in Betracht kommenden Camoens-Studien. Mit welchen Schwierigkeiten der im übrigen so reingewandte Verfasser zu kämpfen hatte, läßt unter anderm das folgende Sonett errathen:

Schlimme Nachkommenschaft.

Als deine Schön' und mein Geschmack ein Band
Auf Wunsch der Augen leider einst geschlossen,
War bald dem trauten Bund als Frucht entsprossen
Ein schönes Kind, das Liebe ward genannt;

Nachsichtig zog man's groß mit Unverstand,
Bis unbemerkt den fröhlichen Genossen
Im Kind ein Unheil war emporgeschossen,
Weil sich's verlor in eitel Spiel und Tand;

Die Schöne, vor Verdruß auf irrer Bahn,
Bracht' ein geflügelt Ungethüm ans Licht:
Die Eifersucht, ein Kind, gezeugt vom Wahn;

Wie sieht's dem Vater ähnlich im Gesicht!
Unsterblich einst, wird sterblich jetzt der Ahn,
Der Vater, schwach zuerst, ein starker Wicht.

Man hat doch einige Mühe, zu errathen, was in diesem Vierzehnzeiler eigentlich gesagt worden ist. Wie spröde der hier zu bändigen gewesene Stoff seiner Natur nach war, erhellt am deutlichsten aus der darauf bezüglichen Anmerkung.

Von wohlthuender Anmuth und Klarheit sind dagegen recht viele andere Sonette, beispielsweise das folgende:

Trübes Los.

Seit Amor wollte, daß ich ganz empfände
Die Wehn, die sonst vertheilt auf viel' erscheinen,
Da gab er, weil ihm selbst für mich an Peinen
Nichts übrig blieb, mich in Fortuna's Hände;

Und sie — daß Amor nicht in Vortheil stände
Mit Qual, die all' ich danke doch dem Einen —
Sie traf mich unbarmherzig wie noch keinen,
Auf daß in mir sich alles Leid verbände;

So klag' ich denn in wechselnden Gesängen,
Ein Bild und Beispiel rings den Menschen allen,
Die je das Machtgebot der beiden kränkte,

Und mische Wahnsinn hier mit sinn'gen Klängen,
Unselig, wer sein Wünschen so beschränkte,
Daß solch ein Nichts ihm weckt ein Wohlgefallen!

Als Probe der pessimistischen Stimmungen, denen Camoens kaum anders Ausdruck gab, als dies heute geschieht, sei noch das folgende Sonett mitgetheilt:

Seifenblasen.

Ihr Liebesfreuden, blos vom Wahn ersonnen,
Haltlose Freuden, kurz und eng umschlossen,
Herrliche Freuden, bis ihr seid genossen,
Armsel'ge Freuden, wenn man euch gewonnen;

Beendet schon, bevor ihr noch begonnen,
Verwelkt bereits und eben erst entsprossen,
Veränderlich, vergänglich und verdrossen,
Erschienen schon und jäh in nichts zerronnen;

Entschwunden seid ihr, und zugleich entschwunden
Auf euch die Hoffnung; könnt' ich doch vergessen,
Was unvergeßlich bleibt zu allen Stunden;

Trennung von euch verwundet unermessen
Leben und Herz; doch schlägt's mir tiefre Wunden,
Der Zeit zu denken, als ich euch besessen.

3. Andina. Eine Auswahl aus südamerikanischen Lyrikern spanischer Zunge. Uebertragen von L. Darapsky. Leipzig, Friedrich. 1880. 12. 2 M. 50 Pf.

Eine dankenswerthe Gabe, da bisher von Dichtungen dieses Ursprungs nur erst ganz Weniges verdeutscht worden ist. Sehr Belangreiches ist allerdings wol nicht darunter; auch hat der Uebersetzer es dem Leser schwer gemacht, aus den von ihm mitgetheilten Gedichten ein Bild der einzelnen dichterischen Individualität zu gewinnen, indem der Stoff nicht nach den Verfassern der Gedichte abgetheilt ist, sondern nach den drei großen Kategorien: Liebe, Leben, Vaterland. Als ungewöhnlich möchte zu erwähnen sein: „ein sehrend Gift", „ein sehrend Entzücken", „hörst (statt gehörst) du dem Himmel an", „der Heimat höret Herz und Sinn allein", „die gichtverzwängten Flanken", „sie achtet keiner Fahr" u. s. w.; ebenso die Reime „treulos" und „aller Scheu bloß". Im übrigen haben die Strophen der meisten Gedichte trotz der häufig künstlich verschlungenen Reime nichts Gezwungenes. Als Probe sei hier das kürzeste Gedicht aus der Abtheilung „Vaterland" mitgetheilt. Es hat D. Eduardo de la Barra zum Verfasser und ist überschrieben:

Herrscher-Insignien.

Amerika braucht keinen Hermelin
Als seiner Anden schneeverbrämtes Kleid.
Kein Diadem anmuthet
Es schöner als der Sonne Strahlenkrone;
Kein Purpur ziemet seinem stolzen Throne,
Als wenn der Abendröthe Mantel weit
Durch Meer und Himmel flutet.

4. Lieder des hellenischen Mirza-Schaffy, Athanasius Christópulos. Nebst einer Auswahl von Liedern und Gedichten hellenischer Zeitgenossen. Im Versmaße der Originale übertragen von August Boltz. Leipzig, Friedrich. 1880. 12. 2 M. 50 Pf.

Der Verfasser gibt über den Lebenslauf sowol des Macedoniers Christópulos wie auch der übrigen in der kleinen Sammlung vertretenen neugriechischen Poeten willkommene Auskunft. Wie man weiß, hat das Neugriechenthum den häufig laut gewordenen Zweifeln über seine Abstammung von den alten Hellenen seit langem ein beflissenes Anknüpfen an diese von ihm als Ahnen festgehaltenen Altvordern entgegengesetzt. Auch in den Gedichten sind daher Bacchus und Amor noch ebenso häufig wiederkehrende Namen, wie dies vor einigen Generationen in der deutschen Poesie der Fall war. Das längste Gedicht, eine von dem griechischen Gesandten Rangabé verfaßte Ballade, heißt „Die Fahrt des Dionysos". So singt auch Christópulos:

Paris, o Aphrodite,
Preist deiner Schönheit Blüte,
Seit er auf Idas Höhen
Sie unverhüllt gesehen.

An moderner gearteten Gedichten ist übrigens auch kein Mangel, und immerhin ist es von Interesse, in die etwas vorlauten Stimmen der neugriechischen Politiker einmal bescheidenere Klänge sich mischen zu hören, besonders da sie in der hier gebotenen Uebertragung nicht des Wohllauts entbehren.

5. Preširenklänge von Edward Samhaber. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. 1880. 8. 2 M.

Ein höchst eigenthümliches Büchlein, voll von schöner Empfänglichkeit und Begeisterung. Was heißt Preširenklänge? wird man fragen. Preširen ist ein Eigenname und zwar der Name des oberkrainischen im Jahre 1800 geborenen Dichters, der, wie der Bearbeiter versichert, der Liebling der Slowenen ist und weit und breit von ihnen gelesen und gesungen wird. Was Preširen und sein Studiengenosse Čop für die einheitliche Entwickelung der slowenischen Sprache bedeuten, mag man in dem Büchlein selbst nachlesen. Wie die deutsche Nation zunächst als Lehrmutter aller dieser kleinen bildungsarmen Sondernationalitäten sich zu bethätigen hat, und dann aus dem Segen, den sie spenden wollte, doch eine Art Unsegen werden sieht, das zeigt sich an diesem slowenischen Dichter wieder in augenfälligster Weise; denn selbst der, wie es scheint, treffliche Preširen, dem Undankbarkeit gegen die deutsche Wohlthäterin fernlag und der lange, ehe er slowenisch dichtete, deutsch dichtete, kränkelt, zwischen beiden Nationen in der Mitte stehend, wie ein Baum, um den sich entgegengesetzte Winde streiten, und als er im Jahre 1849 ins Grab sinkt, umstehen dasselbe seine trauernden Landsleute mit dem Gefühl: wären wir Slowenen nicht blos ein Völkersplitter, unser Dichter hätte noch nicht die Augen zu schließen gebraucht. In der That mögen die Schwierigkeiten, mit denen der ungewöhnlich begabte Mann zu kämpfen hatte, bis er endlich in Krainburg eine Advocatur erhielt, sich mit auf seine slowenische Wortführerschaft zurückführen lassen. Sein Sonett „An Germania" beweist, in welchem Grade sein Gemüth von Widersprüchen, die dem Doppelgesicht seiner Bildung und seiner Nationalität entsprungen waren, zu leiden gehabt hat:

Ihr, die entsprossen aus der Slawen Stamme,
Die ihr der eignen Mutter lang' entzogen,
Die Bildung nicht an ihrer Brust gesogen,
Die man, wie mich, vertraut der deutschen Amme:

Nicht glaubet, daß ich euch deshalb verdamme,
Daß dankbar der Germania ihr gewogen;
Nur daß sie wird der Mutter vorgezogen,
Das ist's, was in mir weckt des Zornes Flamme.

Der wahren Mutter soll und muß sie weichen;
Doch mein' ich, daß es sich geziemt dem Pflegesohne,
Der Pflegerin ein Dankgeschenk zu reichen.

Von edelm Erz, nicht von gemeinem Thone
Sei ihr das, was er bringt, zu überreichen,
Die auf Armseligkeiten blickt mit Hohne.

Was das heißen soll, ist zwar schwer zu verstehen. Aber darin liegt ja gerade der unlösbare Conflict: dankbar sein müssen und doch den einzigen Dank, den es hier gibt, nicht darbringen können!

Deutsch sprechen in der Regel hierzulande
Die Herrinnen und Herren, die befehlen,
Slowenisch die, so von dem Dienerstande —

Das klingt schon deutlicher aus der Tonart der Czechen, und der Verfasser belehrt uns denn auch im Anschluß an dies Gedicht seines Lieblings: „es klingt oft ein namenloses Weh aus seinen Saiten, wenn er von den drückenden Ketten spricht, unter welchen die Söhne Slava's seufzen, die durch spaltende Zwietracht das Joch Pipin's auf sich geladen haben."

Wie sich der Verfasser selbst zu den panslawistischen Ideen Preširen's, Čelakovsky's und verwandter Geister verhält, ist uns nicht klar. Was er über diese Seite seines Gegenstandes äußert, trägt, wenn auch nicht den Stempel begeisterter Sympathie, wie alles übrige, was er uns bietet, so doch eine durchaus unbestimmte Farbe, und wir wären versucht, ihn selbst für einen Panslawisten zu halten, bekennte er uns nicht am Schlusse seiner Arbeit, daß drei slowenische junge Damen und ein College ihm die slowenischen Gedichte Preširen's erst in Prosa verdeutscht haben, er mithin seine „Preširenklänge" nicht als Uebersetzungen geben könne. Es darf ihm zugestanden werden, daß er — abgesehen von jener zu weit gehenden Neutralität — eine interessante Studie geliefert hat, und daß er den Wunsch erweckt, das Leben und die poetischen Leistungen Preširens in deren ganzem Umfange der deutschen Lesewelt zugänglich gemacht zu sehen. Aber die Zeit ist doch zu voll von antideutschen Prätensionen, als daß ein deutsch geschriebenes Buch über einen Stoff wie den vorliegenden sich lediglich kosmopolitischen Geschehenlassens befleißigen dürfte. Das für die deutsche Sprache in Ungarn mit schöner Energie kämpfende Blatt: die „Batsch-Bodrogher Presse", beleuchtete unlängst einige Gegensätze zwischen Cis- und Transleithanien und sagte bei dieser Gelegenheit: „Klingt es nicht fast unglaublich, wenn man sagt, daß die deutsche Nation in Ungarn, welche 3 Millionen Seelen zählt, keine einzige Staatsbildungsanstalt für ihre Sprache aufzuweisen hat, obgleich die Deutschen diejenigen waren, welche durch ihren rastlosen Fleiß wesentlich dazu beitrugen, daß Ungarn in die Reihe der civilisirten Staaten treten konnte? Wir verlangen nicht so viel, wie die Czechen fordern, nicht so viel, wie die Polen bereits erhalten haben, sondern blos die Hälfte von dem, was das mikroskopische Nationchen, die Slowenen, erhielten, nämlich die Errichtung einiger Staatsbildungsanstalten zur Pflege unserer Sprache. Vergegenwärtige man sich einmal den Contrast zwischen zwei Staaten, die dasselbe Gesetz über die Gleichberechtigung der Nationalitäten besitzen. Hüben der starre Absolutismus der Rasse, drüben der ausgedehnteste Föderalismus. Dort eine Nation mit einer halben Million Menschen, welche bisjetzt noch nicht einmal genug Zeit dazu besaßen, ihre Sprache unter Dach zu bringen, mit dem Staatsidiom in Amt und Schule gleichgestellt; hier eine Nation, die den vierten Theil der Bevölkerung bildet, mehr Steuern zahlt als alle andern zusammengenommen, und doch nicht einmal jene Begünstigung aufzuweisen hat, welche die deutsche Nationalpartei, als sie sich in Oesterreich am Ruder befand, den übrigen Nationalitäten aus freien Stücken gewährte." In einem Reiche, dessen deutsche Bevölkerung sich durch magyarische und panslawistische Uebergriffe in seiner naturgemäßen Entwickelung so maßlos gehemmt und beeinträchtigt sieht, wird man mit der gerechten Würdigung gegnerischer Verdienste einige Vorsicht zu verbinden haben.

Robert Waldmüller.

Schriften über Steiermark.

Es ist ein gutes Zeichen rührigen literarischen Lebens der jüngsten Zeit, daß selbst kleinere Territorien mit deutscher Bevölkerung von Historikern und Ethnographen aufs eifrigste durchsucht und der Geschichte und Landeskunde werthvolle Beiträge als Resultate der angestellten Forschungen geboten werden, ein gutes Zeichen, weil nur dadurch wirklich verläßliche und genaue Kunde von unsern deutschen Landen, von ihrer Beschaffenheit und Bevölkerung, von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihrer Geschichte und Sage zu gewinnen ist, und weil demjenigen, der vom Engern zum Weitern vorschreiten will, erst in solchen Arbeiten wirklich werthvolles Material zur vergleichenden Uebersicht geboten wird, ganz zu geschweigen von der Einsicht, welche die Bewohner des betreffenden Landstrichs selbst in ihre historischen und culturellen Verhältnisse gewinnen, und welche nicht der geringste Gewinn ist, den diese Art der Detailforschung aufzuweisen hat.

Unter den Ländern der deutschen Alpen ragt Steiermark schon seit einer Reihe von Jahren in literarischer und wissenschaftlicher Beziehung bedeutend hervor, und man wird nicht fehlgehen, wenn man als den Urheber dieses Geisteszustandes jenen Fürsten nennt, der für die Alpenländer Oesterreichs überhaupt so viel gethan und dem auch in anderer culturellen Beziehung die steirische Mark so unendlich viel zu verdanken hat, nämlich den Erzherzog Johann. Sein Geist waltet im ganzen Lande

und wird darin walten, solange dies Land besteht; seinem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß sich auch nach dem Tode des Fürsten ein literarisches Leben im Lande regt, welches mit den geistigen Bestrebungen der in dieser Richtung thätigsten deutschen Länder wetteifert. Gerade die allerjüngste Zeit hat wieder eine Reihe literarischer Gaben gebracht, welche sich auf Steiermark beziehen und deren Bedeutung in den nachfolgenden Zeilen untersucht werden soll.

1. Das Herzogthum Steiermark. Geschildert von Karl Janker. Wien, Gräser. 1880. 8. 2 M. 60 Pf.

Obgleich hauptsächlich für Jugend und Volk berechnet, bietet das vorliegende, 180 Seiten starke und reich mit Illustrationen geschmückte Buch dennoch jedem, der sich für die Geschichte, Sage und Kenntniß des Landes Steiermark interessirt oder sich darüber belehren will, und deshalb auch insbesondere dem Reisenden, der Land und Volk eingehender kennen zu lernen wünscht, in passender Gruppirung eine gute Uebersicht. Der Verfasser eröffnet seine Arbeit mit einer Skizze über die geschichtliche Entwickelung des Landes, die zwar ihrem einleitenden Zwecke entsprechend sehr kurz sein mußte, die aber alles Wesentliche, von der Taurisker- und Norikergeschichte bis herab auf die Wirksamkeit des Erzherzogs Johann und auf Kaiser Franz Joseph I., in den Grundzügen enthält. Was die geographisch-ethnographische Seite des Werkchens anbelangt, so zeichnet ein eigenes Kapitel „Land und Leute" im allgemeinen, ein Kapitel die Stadt „Graz und dessen Umgebung", und eine Reihe von Kapiteln die verschiedenen Thäler und Gebiete der obern, mittlern und untern Steiermark, insbesondere das Murthal, das Mürzthal, das Ensthal, das prächtige Salzathal, das Drauthal, das Savethal und die übrigen interessantern Gebiete des Unterlandes. Obgleich der Verfasser seine Kenntniß des Landes wol nicht überall aus eigener Anschauung geschöpft hat, so versteht er es doch, sehr frisch und anschaulich zu schildern und jede einzelne Gegend in lebendiger Weise vorzuführen. Insbesondere treten die trockenen, rein geographischen Daten in der Darstellung nirgends hervor, sondern es erscheint die Beschreibung des Landes mit werthvollem historischen, erzählendem, wol auch selbst poetischem Schmucke untermischt, wozu ja merkwürdige Partien der Landesgeschichte, der Volkssage und die vielen auf die Steiermark und einzelne ihrer schönsten Gegenden gedichteten Lieder vielfachen Stoff gaben. Ebenso ist die ethnographische Seite eingehend berücksichtigt; charakteristische Seiten des Volksthums, die sich in einzelnen Gegenden der Mark geltend machen, weiß der Verfasser überall anzuführen und damit die Verschiedenheit des Volkscharakters innerhalb der Landesgrenzen selbst am besten zu illustriren. Wie groß diese Verschiedenheit ist, geht ja genugsam aus der bekannten Zweitheilung der Bevölkerung in Steiermark hervor, dessen südlicher Theil vom slawischen (slowenischen) und dessen größerer nördlicher Theil von dem bajuvarischen, also kerndeutschen Stamme bewohnt wird. K. Janker wird übrigens auch den Slowenen der Steiermark gerecht und weist auf die trefflichen Eigenschaften, welche dieser kräftige Stamm besitzt, ebenso hin wie auf diejenigen der deutschen Bevölkerung. Endlich ist, was die culturgeschichtliche Seite des Werkchens betrifft, zu bemerken, daß mit richtigem Verständniß auch auf die culturelle Entwickelung, auf Wissenschaft, Kunst und Literatur im Lande hingewiesen und nicht leicht ein hervorragender Name in dieser Beziehung vergessen oder übergangen wird.

2. Festschrift zur Erinnerung an die Feier der vor 700 Jahren stattgefundenen Erhebung der Steiermark zum Herzogthume (1180). Herausgegeben vom Ausschusse des Historischen Vereins für Steiermark. Graz. 1880. 8. 1 M. 60 Pf.

Auf dem im Juni und Juli des Jahres 1180 abgehaltenen Reichstage zu Regensburg erschien auch der kaum achtzehnjährige Markgraf der Mark Steier, der dritte Otakar, wurde daselbst für großjährig und regierungsberechtigt erklärt und dann vom Kaiser zum Herzoge, sein Land zum Herzogthume erhoben. Der neue Herzog unterstand nun dem Reichsoberhaupte allein, zählte mit zu den weltlichen Großen der deutschen Nation und hatte fast sämmtliche Regierungsgewalt, die dem Kaiser bisher innegewohnt hatte, übertragen erhalten. So war es nun ein reicher Gewinn für den ehemaligen Markgrafen, die Herzogswürde erhalten zu haben. Es sind seitdem 700 Jahre vergangen, und der unter den Geschichtsvereinen Deutschlands und Oesterreichs hervorragend dastehende Historische Verein für Steiermark ergriff die passende Gelegenheit zu einer Feier der Erhebung Steiermarks zum Herzogthum. Diese Feier fand im April 1880 im Landhaussaale zu Graz statt und bestand in der festlichen Versammlung des Vereins in corpore im altehrwürdigen Landhaussaale zu Graz, in welcher drei historische Vorträge von dem Landesarchivar J. von Zahn, von Professor Franz R. von Krones und vom Landeshauptmann Moritz von Kaiserfeld gehalten wurden, welche die Geschichte der Steiermark von ihrer Erhebung zum Herzogthume bis auf die Neuzeit behandelten und sich ihrer innern Anlage nach aneinander anschlossen. Diese drei gehaltvollen Vorträge werden nun in der vorliegenden Festschrift den weitesten Kreisen des geschichtsfreundlichen Publikums vorgelegt; sie führen die Titel: „Die Entwickelung und Erhebung der Steiermark zum Herzogthum" von J. von Zahn, „Die Vereinigung der Steiermark mit Oesterreich und ihre Stellung im Geschichtsleben des Habsburgerstaates bis 1619" von Professor Franz R. von Krones, und „Die weitere Entwickelung des innern politischen Lebens der Steiermark" von Moritz von Kaiserfeld. Wir erhalten darin eine klare Uebersicht über die behandelten Jahrhunderte des Geschichtslebens in Steiermark aus dem Munde der berufensten Gelehrten und eines Staatsmannes, der sich ebenso sehr durch seine politische Bedeutung wie durch

seine gelehrten Kenntnisse einen in und außer Oesterreich hochgeachteten Namen erworben, dessen Vortrag daher wegen seiner Beziehungen zum heutigen politisch-bewegten Leben des Reichs ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nehmen wird. Unsere historische Festgabe dürfte deshalb vielen Historikern, die auch nicht gerade die Geschichte der Steiermark besonders ins Auge fassen, von hohem Interesse sein.

3. Hans Ulrich Fürst von Eggenberg, Freund und erster Minister Kaiser Ferdinand's II. Von Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Mit zwei Medaillonporträts. Wien, Braumüller. 1880. Gr. 8. 4 M.

Das Geschlecht der Eggenberg hatte sich von geringem Stamme zu einem der ersten, hervorragendsten Adelsgeschlechter des Landes, ja des Reichs emporgeschwungen. Vor kaum zwei Jahrhunderten wurde aber der letzte Träger des Namens zu Grabe getragen. Welche Bedeutung dieser Name hatte, zeigt am besten die Schilderung des thatenreichen Lebens des Fürsten Hans Ulrich von Eggenberg, welche der Verfasser nach eingehenden Quellenstudien in öffentlichen und Privatarchiven von Wien und Graz hier unternommen. Es ist ein Lebensbild mit großem geschichtlichen Hintergrunde, das er vor uns aufrollt und das nicht blos für die Landesgeschichte, sondern auch für die österreichische und deutsche Geschichte überhaupt ein sehr werthvoller Beitrag genannt werden muß, denn Ulrich nahm an allen wichtigen Vorgängen in den Ländern des Hauses Habsburg theil, auf welche in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts das europäische Interesse so eifrig gerichtet war. Die Familie der Eggenberge war hauptsächlich durch das Münz- und Wechselgeschäft zu Wohlhabenheit und Reichthum gelangt; ein Seifried von Eggenberg war 1555 Bürgermeister von Graz, und er ist der Vater Hans Ulrich's, als dessen Geburtsjahr 1568 angegeben wird. Diesen finden wir später auf der Universität Tübingen als „Johann Ulrich ab Eckenberg ex Styria nobilis" eingetragen. Offenbar in früherer Zeit Protestant wie sein Vater, trat Hans Ulrich zum Katholicismus über, im Jahre 1597 ist er Mundschenk am Hofe Erzherzog Ferdinand's, mit dem er von da an mehr als vierzig Jahre zusammenlebte und zu dem sein persönliches freundschaftliches Verhältniß ein sehr nahes war. Eggenberg heirathete 1598 Sidonia Maria Freiin von Thannhausen und begleitete in demselben Jahre den Erzherzog auf seiner Reise nach Italien und im Gefolge der Erzherzogin Maria diese und ihre Tochter Margaretha nach Spanien. Nicht lange darauf wurde er mit wichtigern politischen Missionen betraut; als Ferdinand 1607 nach Regensburg reiste, wurde die Regierung von Innerösterreich seinem Bruder Maximilian Ernst übertragen; thatsächlich aber wurde sie von der Erzherzogin Mutter und von Eggenberg geführt, welch letzterer bald in allen Regierungsangelegenheiten um seinen Rath befragt wurde; seit 1602 hatte er auch die Würde eines Landeshauptmanns von Krain inne. Für Erzherzog Ferdinand zeigten sich bald sehr günstige Resultate der Politik Eggenberg's, insbesondere in Finanzangelegenheiten zeigte er eminentes Genie, und er wurde gewissermaßen Bankier Ferdinand's. Auch nach der Wahl des letztern zum Könige von Böhmen blieben diese Beziehungen bestehen, ebenso nachdem derselbe die Regierung von Ungarn und Oesterreich angetreten hatte. „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß es keine europäische Frage von einiger Tragweite gegeben hat, über welche Eggenberg nicht seine Meinung zu äußern gehabt hätte." Selbstverständlich wurden seine vielfachen Verdienste vom Kaiser auch äußerlich belohnt. Im Jahre 1621 wurde ihm die Würde des Landeshauptmanns von Steiermark verliehen und eine Zahl von Ortschaften und Herrschaften geschenkt, am 25. Februar 1623 erfolgte seine Erhebung in den Reichsfürstenstand. Vom Jahre 1625 an beginnt jene merkwürdige Verbindung zwischen Wallenstein und Eggenberg, die zwei der hervorragendsten Männer im Reiche einander näher brachte. Es liegt ein Theil des Briefwechsels zwischen beiden vor; über ihr politisches Programm fand in Bruck eine persönliche Einigung statt. Eggenberg nimmt Partei für den großen Friedländer, allein diese Parteinahme ist frei von jeglichem persönlichen Interesse. Immer wichtiger wirkte der Fürst für das Wohl seines Kaisers und des Reichs; der Abschluß des Friedens von Chieraseo (19. Juni 1631) ist seiner Intervention zu verdanken, und im Jahre 1625 wurde er durch Ferdinand zum General-Statthalter von Innerösterreich ernannt. Nachdem noch in der letzten Zeit ihm angedichtet wurde, er sei in die Wallenstein'sche „Verschwörung" verwickelt, eine Verdächtigung, deren Verbreitung wol seinen Feinden zuzuschreiben ist, starb Eggenberg am 18. October 1634 in Laibach. Die Briefe, Acten und Urkunden, welche diesem vom Verfasser mit lebendigen Farben entworfenen Lebensbilde als reicher Anhang beigefügt sind, geben dem eingehenden Fachmanne werthvolles Material zur Prüfung an die Hand und eine Collection wichtiger Schriftstücke zur gleichzeitigen Geschichte Oesterreichs. Zwiedineck's Buch braucht also wol nicht weiter empfohlen zu werden: es bietet die Geschichte eines für seine Zeit wichtigen Staatsmanns.

4. Doctor Adam Lebenwaldt, ein steirischer Arzt und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. Biographische und culturhistorische Skizze von Richard Peinlich. Graz. 1880. 8. 1 M. 60 Pf.

Der exacte steirische Culturforscher Peinlich macht uns in der vorliegenden Schrift wieder mit einem unverdienterweise vergessenen Manne bekannt, der im 17. Jahrhundert lebte und auf den Gebieten der Medicin, der Poesie und der Humanität überhaupt Bedeutendes leistete. Da Lebenwaldt (eigentlich Lebaldt) zumeist in Steiermark wirkte, ist seine Persönlichkeit insbesondere für dieses Land interessant, der zahlreichen Werke aber, die von ihm vor-

liegen, und seines eigenthümlichen Lebenslaufs wegen, welcher auch in die greuliche Pestzeit fällt, wird die Geschichte dieses Mannes für jeden, der das Culturleben des 17. Jahrhunderts verfolgt, von Werth und Interesse sein. R. Peinlich hat mit dem ihm eigenen rastlosen Fleiße nach zahlreichen Archivalien und den höchst seltenen alten Drucken das Leben und Wirken des humanen Arztes und Dichters erforscht, ein Verzeichniß seiner schon zu den bibliographischen Seltenheiten zählenden Werke beigefügt und der Culturgeschichte seiner Zeit damit einen werthvollen Beitrag geliefert. Hier sei insbesondere noch auf die Kapitel „Dr. Lebenwaldt und der Aberglaube seiner Zeit" und „Lebenwaldt als Dichter und Musiker" hingewiesen, welche zu den interessantesten Partien des Büchleins zählen.

5. Steiermärkische Geschichtsblätter, herausgegeben von J. von Zahn. Erster Jahrgang. Erstes und zweites Heft. Graz, Leykam-Josefsthal. 1880. Gr. 8. 4 M.

Als glücklich durchgeführter Gedanke erscheint hier ein für engere historische und weitere gebildete Leserkreise berechnetes Unternehmen, welches den Zweck hat, auf Steiermark bezügliche Actenstücke, die von historischem Interesse und Werth sind, durch deren Abdruck der Vergessenheit zu entreißen und so eine Sammlung von werthvollen Beiträgen zur Geschichte des Landes zu bieten. Die mitgetheilten Actenstücke betreffen Verfassung und Verwaltung, das Religions- wie das Rechtswesen, die Gesellschaft und andere culturelle Momente, sodaß man durch dieselben einen tiefen Einblick in das culturgeschichtliche Leben der Steiermark gewinnt. Zumeist sind es Archivalien, Handschriften, denen die Hauptartikel der „Geschichtsblätter" entnommen sind; der rühmlichst bekannte Herausgeber beschränkt jedoch die Mittheilung nicht auf heimische Quellen allein, sondern es sollen auch fremde Archive und Bibliotheken ausgenutzt werden, insoweit deren Material die Steiermark betrifft. Von den größern Stücken in den erschienenen beiden ersten Heften seien hier als besonders auch für die weitesten Kreise interessant hervorgehoben: „Vom Hoflager Kaiser Friedrich's III. in Graz" (zwei Briefe A. Schenck's an Bischof Georg von Chiemsee, Generalvicar von Salzburg. Aus dem Archiv zu Admont); „Romfahrten im Interesse deutscher Prälaten" (Pfister's Reise nach Rom behufs Erlangung der Bestätigung für Bischof Moritz von Freising 1559—60. Domkapitel zu München); „Aus fernen Reichen" (Schreiben eines österreichischen Jesuitenmissionars an den Propst zu Pöllau betreffs seiner Reise nach Mexico und seiner Erfahrungen. Grazer Landesarchiv); „Von Grazer Stadtbeleuchtung" (Actenstücke von 1718); „Privilegien steiermärkischer Städte und Märkte"; „Zur Geschichte der Ambraser Sammlung"; „Aus der Zeit der kirchlichen Bewegung in Steiermark" (Correspondenz der Päpste mit dem Hofe zu Graz 1568—1619); „Nach des Löwen Tode" (Pamphlet der reactionären Partei gelegentlich der Bestattung Kaiser Joseph's II.). Eine besonders werthvolle Beigabe der „Geschichtsblätter" sind die artistischen Beilagen jedes Hefts, welche Facsimiles alter Drucke, Karten, Trachten u. s. w. enthalten sollen und in diesen zwei ersten Heften durch die Facsimiles einer auf Steiermark sich beziehenden Seite aus Hartmann Schedel's „Buch der Chroniken" (erste Auflage 1493) und der ältesten Landkarte Steiermarks (von circa 1600) vertreten sind. Als Anhang enthält jedes Heft ferner einen „Literarischen Anzeiger", in welchem Werke aus historischem und einschlägigem Gebiete einer fachmännischen Besprechung unterzogen werden, und „Historisch-bibliographische Notizen für Steiermark", ebenfalls von einem Fachmanne auf dem Gebiete der Bibliographie überaus sachkundig abgefaßt. Diese „Notizen" sind in Gruppen nach Wissenschaften geordnet und weisen genau nach, was innerhalb eines vierteljährigen Zeitraums in irgendeinem Journale oder auch selbständig die Steiermark Betreffendes erschienen ist.

6. Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande. Gesammelt und herausgegeben von Johann Krainz. Erstes bis viertes Heft. Bruck a. d. Mur. 1880. 8. Jedes Heft 70 Pf.

Es erscheint an dieser Stelle wol nicht nothwendig, darauf hinzuweisen, wie werthvoll für die Geschichte und Kunde eines jeden Volks dessen Sagen sind, welche oft die einzige Ueberlieferung bilden, die sich aus grauer Vorzeit bis auf unsere Tage erhalten hat. Der Geschichtsforscher wird selten fehlgehen, wenn er den Andeutungen der Sage folgt, und auf überraschende Weise findet er in der alten Mythe oft Geschichtsvorgänge in Umrissen verzeichnet, die kein schriftliches oder anderes Document dargelegt hat. Steiermark besaß bisher eigenthümlicherweise keine eigene Sammlung seiner Volkssagen; wie reich aber eine solche ausfallen kann, zeigt der Verfasser, beziehungsweise Herausgeber des vorliegenden Werks, das hier etwa bis zur Hälfte vollendet ist und 172 Sagennummern umfaßt. Johann Krainz hat schon durch einige schätzenswerthe Arbeiten auf dem Gebiete der steirischen Landesgeschichte sein wärmstes Interesse für dieselbe bekundet, und auch die weitesten Kreise werden ihm für diese steiermärkische Sagensammlung Dank wissen. Die Anordnung und Aneinanderfügung ist eine sehr verständige, und insbesondere sind die einer und derselben Oertlichkeit angehörigen Stücke beisammen, sodaß man auch über die Vertheilung der Sagen im Lande einen Ueberblick gewinnt. Einzelne derselben sind von höchstem Interesse, so die „Lichtenstein-Sagen", die Mythen vom „todten Weib", die Sage vom „Mann ohne Schatten", welche so eigenthümliche Anklänge an Chamisso's „Peter Schlemihl" aufweist. Vielfach sehen wir die Gestalten der allgemeinen deutschen Volkssage nur ins provinzielle Gewand gekleidet, vielfach aber auch originelle neue Figuren des Alpengebiets oder historische Persönlichkeiten, die mythisch geworden und in der Sage eine Rolle spielen. Krainz hat sich genau an seine Quellen gehalten

und bei allen mitgetheilten Sagen, mögen sie nun aus mündlicher Ueberlieferung oder aus schon vorhandenen Drucken stammen, diese Quellen angegeben, was keinen geringen Vorzug der Sammlung bildet. Vielleicht wäre es gut gewesen, die Sagen, welche der Herausgeber poetischer Bearbeitung entnommen, in dieser selbst mitzutheilen und nicht in Prosa aufzulösen. Allerdings hätte das Ganze dann äußerlich nicht so einheitlich ausgesehen. Möge dieser tüchtige Beitrag zur Sagenkunde eines der schönsten Theile deutschen Alpengebiets denn auch überall Beachtung und die warme Anerkennung finden, die er verdient.

Anton Schlossar.

Eine Künstlergeschichte aus Alt-Hellas.

Der Meister von Tanagra. Eine Künstlergeschichte aus Alt-Hellas, von Ernst von Wildenbruch. Zweite Auflage. Berlin, Steinitz. 1880. 8. 3 M.

Die moderne Zeit thut sich nicht wenig zugute auf die Höhe und Weite ihrer Bildung. Und sie hat unzweifelhaft das volle Recht dazu. Dennoch: ist es wol denkbar, daß nach Verlauf von einigen Jahrtausenden die Völker der Zukunft aus der Fülle der heutigen Cultur ihr Bestes schöpfen, sich vermittels derselben regeneriren und sie zu einem integrirenden Theile ihrer eigenen Cultur machen werden? Sicherlich werden die geistigen Errungenschaften von heute für die kommenden Geschlechter nicht unverloren sein, aber einen derartigen durchaus maßgebenden und souverän bestimmenden Einfluß auf ein späteres fremdes Volksthum auszuüben, dürfte die heutige Bildung kaum den Beruf haben. Wie hoch müssen von diesem Gesichtspunkte aus die Griechen in unserer Achtung steigen, wenn wir uns die gewaltigen Wirkungen vergegenwärtigen, welche seit Wiederherstellung der Wissenschaften die modernen Völker in künstlerischer und literarischer Beziehung durch deren Cultur erfahren haben und welche nirgends deutlicher zu Tage getreten sind als in dem geistigen Leben unsers eigenen Volks! Bekanntlich hat Vilmar die ganze letzte Blüteperiode der deutschen Literatur (er selbst nennt sie die zweite, W. Scherer in dem ersten Hefte seiner Literaturgeschichte die dritte) als eine Verschmelzung des Griechenthums und Germanenthums bezeichnet, und wenn der Einfluß des Griechenthums damit auch übertrieben ist (denn ein derartig durchgreifender Einfluß desselben zeigt sich keineswegs in allen Werken unserer letzten classischen Blütezeit), so ist es doch bekannt genug, wie sehr unsere Classiker unter dem Banne des hellenischen Geistes gestanden haben. Und mag die Wirksamkeit des letztern zur Zeit der Romantischen Schule auch einigermaßen zurückgetreten sein, der maßgebende Einfluß desselben macht sich immer wieder aufs neue geltend und dürfte aus unserer Literatur kaum mehr zu verbannen sein. Bekannt genug ist, wie erst neuerdings Robert Hamerling wieder in seiner „Aspasia" eine geist- und phantasievolle Wiederbelebung des Hellenenthums unternommen hat; die gleiche Absicht verfolgt Graf Schack in einer bereits vollendeten und baldigst erscheinenden epischen Dichtung „Die Plejaden", und von derselben Tendenz ist auch Ernst von Wildenbruch, der Verfasser des „Meister von Tanagra", beseelt. Die Auffindung des Hermes von Praxiteles in Olympia ist bekannt genug, und die Augen aller Kunst- und Schönheitsfreunde haben bereits mit Wohlgefallen auf dem schönen Götterjüngling geruht; ein gleichfalls sehr interessanter Fund waren ihrerzeit die höchst eigenartigen tanagräischen Terracotten. Durch diese beiden Entdeckungen ward die Phantasie Wildenbruch's offenbar angeregt, und in freier dichterischer Erfindung hat er dieselben zum Aufbau einer Geschichte verwerthet, die in ihren Thatsachen ebenso spannend erzählt wie von dem Geiste echt hellenischer Schönheitsfreude durchhaucht ist.

Im Anfang der Erzählung begleiten wir den großen Künstler Praxiteles auf einer Reise nach Tanagra. Derselbe hat den Auftrag erhalten, einen Hermes als Weihgeschenk für Olympia zu bilden, und hofft das beste Modell dazu eben in Tanagra zu finden, wo beim gerade bevorstehenden Feste der schönste Jüngling als Hermes den Festzug zu eröffnen hat. Die Erwartung des Praxiteles wird nicht betrogen; in jenem Jüngling — Myrtolaos geheißen — findet er für seine Aufgabe ein Modell, wie er sich kein schöneres wünschen kann. Und nicht blos dieses; Myrtolaos ist zu gleicher Zeit von begeisterter Liebe für die Kunst beseelt; er wünscht nichts sehnlicher, als sich ihr in ausübender Thätigkeit widmen zu können, und ist glücklich, als sich Praxiteles bereit erklärt, ihn als seinen Schüler mit nach Athen zu nehmen. Hier in Athen aber treten wir nun in den Kreis eigenthümlicher Conflicte und Contraste. Myrtolaos ist dem Praxiteles nach Athen gefolgt, doch nicht allein, sondern er hat heimlich seine Geliebte Hellanodike mitgenommen, ohne die er nicht leben, nicht in der Kunst etwas schaffen zu können glaubt, und dieselbe bei einem Bekannten des Praxiteles, Mnemarchos, untergebracht. Aber trotz der Anwesenheit Hellanodike's, von der er sich begeisternde Wirkung versprochen hat, geht es mit seiner Kunstübung nicht recht vorwärts; in der auf Darstellung schöner Sinnlichkeit ausgehenden Richtung des Praxiteles fühlt er sich ganz und gar nicht heimisch, und er wird immer mehr an seinem Talente irre. Schließlich kommt ihm dasselbe und die ihm entsprechende Richtung auf eine ihm selbst unerwartete Weise zum Bewußtsein. Die letzte Veranlassung dazu bietet ein Fest, welches Praxiteles den zur Abholung der bekannten Aphrodite-Statue erschienenen Gesandten von Knidos gibt, welches Fest den Mittel- und Höhepunkt der

Erzählung bildet. Myrtolaos selbst hat schon früher die Ursache seiner bisherigen künstlerischen Unfähigkeit in der keuschen Zurückhaltung Hellanodike's und im Mangel der Anschauung enthüllter schöner Natur gesucht, während den übrigen Schülern ihre sehr freien Geliebten nichts verweigern und dem Meister selbst eine Schönheit wie Phryne zur Seite steht. Und dem entsprechend will bei dem in Rede stehenden Feste Phryne, welche die Königin desselben ist, Hellanodike zwingen, ihrem Geliebten und der Gesellschaft sich als Pallas zu zeigen. Infolge des beiderseitigen Widerstrebens aber (auch Myrtolaos wünscht seine Geliebte nicht in dieser Art preiszugeben) kommt es zum offenen Streit, ja zu Gewaltthätigkeiten, aus denen Myrtolaos die Bedrohte kaum zu befreien vermag, und diese Befreiung wird zugleich zu einer Flucht aus Athen, da auch von seiten des Mnemarchos die Unschuld der Hellanodike bedroht ist.

Wieder in die Nähe von Tanagra gelangt und im Begriff, sich von Hellanodike zu trennen (denn er hat sie ihrem Vater entführt und kann diesem nicht zu nahen wagen), wird Myrtolaos plötzlich durch die Liebe zu derjenigen Künstlerschaft erhoben, zu welcher zu gelangen er bereits aufgegeben hat. Beseelt von dem Verlangen, sich ein Bild der Geliebten zu schaffen, formt er, während sie am Bache schläft, ihr Miniaturbild aus Thon; damit ist der Bann gebrochen, die erste der tanagräischen Terracotten ist in der Welt, und im Verlauf der Zeit folgt eine Unzahl von andern nach, die den Beifall der Griechen, auch des Praxiteles, gewinnen und den Ruhm des Myrtolaos begründen.

Die Basis und Voraussetzung der Geschichte, daß eben jenes Modell des Hermes der Schöpfer der tanagräischen Terracotten sei, beruht natürlich auf Fiction. Man wird dieselbe dem Dichter gestatten dürfen, da er damit gegen keine beglaubigte historische Ueberlieferung verstößt. Was er auf dieser Basis aufgebaut hat, das ist aller Anerkennung werth. Die Geschichte selbst ist mit großem Geschick componirt, überall wird eine wohlberechnete künstlerische Oekonomie sichtbar, und während der auch den Laien lockende novellistische Spannungsreiz nicht vermißt wird, kann dem Verständnißbegnadigten auch der tiefere Sinn nicht entgehen. Der (durch Praxiteles und Phryne vertretenen) Kunst der schönen Sinnlichkeit wird in der Kunstübung des Myrtolaos eine mehr seelische Kunst gegenübergestellt; in der letztern tritt uns ein über das Hellenenthum hinausweisendes Element entgegen, und wie dem Vertreter der bloßen Sinnenkunst nach dem Scheiden Phryne's die letzte seelische Befriedigung fehlt, so wird auf der andern Seite Myrtolaos im wirklich liebenden Besitz seiner Hellanodike innerlich dauernd glücklich. Und so klingt denn der „Meister von Tanagra" ähnlich aus wie Hamerling's „Aspasia": das Ganze ist in echt griechischem Geiste und mit genauer Kenntniß des griechischen Lebens geschrieben, auch bei den gewagtesten Scenen ist das erlaubte, edle Maß nicht überschritten, und wenn an manchen (wie z. B. der Darstellung des Festes) die Prüderie vielleicht Anstoß nehmen könnte, so wird im Gegensatz hierzu jene Schönheitsfreude, welche sich von modernen französischen Zweideutigkeiten abgestoßen fühlen muß, in Wildenbruch's Erzählung ihre ausgiebige Rechnung finden.

Albert Moeser.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das große Werk von Heinrich Schliemann: „Ilios. Stadt und Land der Trojaner" (Leipzig, F. A. Brockhaus), ist soeben versandt worden. Dasselbe theilt seine Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja mit; es bringt die Abbildungen des reichen Schatzes seiner Ausgrabungen in ungefähr 1800 Holzschnitten und Lithographien, außerdem eine Selbstbiographie des Verfassers und eine Vorrede von Rudolf Virchow. Eine ansehnliche Zahl namhafter deutscher und ausländischer Gelehrten hat werthvolle Beiträge geliefert: P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce und R. Virchow. Der letztere sagt in seiner Vorrede: „Ein besonderer Glücksfall hat es mir gestattet, einer der wenigen Augenzeugen der letzten Ausgrabungen auf Hissarlik zu sein und die «gebrannte» Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung aus dem Schutt der Vorzeit hervortreten zu sehen. Von Woche zu Woche habe ich die Troas selbst aus dem Winterschlafe erwachen und die Herrlichkeiten ihrer Natur in immer neuen, immer mächtigern Bildern sich entfalten gesehen. Ich kann daher Zeugniß ablegen sowol für die Arbeiten des unermüdlichen Forschers, der nicht eher Ruhe fand, als bis das Werk vollendet vor ihm lag, sondern auch für die Wahrheit der Grundlagen, auf welchen die dichterische Anschauung ruht, die seit Jahrtausenden das Entzücken der gebildeten Welt hervorgerufen hat. Und ich erkenne die Pflicht, mein Zeugniß abzulegen, gegenüber der Schar von Zweiflern, die im guten und im bösen Sinne nicht müde geworden sind, an der Zuverlässigkeit sowol der Funde als ihrer Deutung zu mäkeln." Weiterhin meint er, die Ausgrabungen von Hissarlik würden einen unvergänglichen Werth haben, auch wenn die „Ilias" niemals gedichtet worden wäre, und preist den Mann glücklich, dem es beschieden war, das große Problem von Jahrhunderten zu lösen und die verbrannte Stadt zu entschleiern. Wir kommen auf das epochemachende Werk eingehender zurück.

— Es wird demnächst im Verlage von F. A. Brockhaus eine autorisirte Uebersetzung von Beaconsfield's neuestem Roman „Endymion" herausgegeben werden, den soeben die zwei letzten Bände der Tauchnitz-Edition: „Collection of British Authors" 1940 und 1941, im Original bringen. Der Roman ist am 24. November in London erschienen; die deutsche Uebersetzung besorgt Professor Böttger in Dessau.

Lord Beaconsfield schrieb seinen Roman in ländlicher Zurückgezogenheit auf seinem Landgute Hughenden Manor. Er hat sich von seiner politischen Thätigkeit durch die Rückkehr zu seiner jugendlichen dichterischen Production zu erholen gesucht. Schon

seine frühern Romane übten die Anziehungskraft von Memoiren. Er führt eine Menge von bekannten Persönlichkeiten, nur leicht verhüllt und halb maskirt, in seine Romane ein. Selbst Byron und Shelley wurden ja von D'Israeli (damals einem sehr jungen Manne) nicht verschont. Dabei entfaltet er oft einen köstlichen Humor. Der Satiriker, der zugleich Romanschreiber ist, hat ja überhaupt eine bedeutende Avanee. Einem Charakter, der hinlänglich genau skizzirt ist, um sogleich sein Urbild erkennen zu lassen, kann er, wenn er seiner bisweilen recht sarkastischen Laune die Zügel schießen ließ, nach diesen aus dem wirklichen Leben entlehnten Zügen noch beliebige andere hinzufügen. So lassen sich denn auch in „Endymion" viele Personen, theils verstorbene, theils noch lebende, die in den politischen und gesellschaftlichen Kreisen Londons wohlbekannt sind, wiedererkennen. Man wird Figuren finden, die entschieden an Ludwig Napoleon, die Königin Hortense, an Palmerston, Cobden und Bright, an Rothschild, den Cardinal Manning, an Milner Jobson, Lord Strangford, selbst an Bismarck und an eine ganze Reihe hochadelicher Damen erinnern, welche letztere die Wucht von Beaconsfield's Satire ganz besonders bitter fühlen mögen. Auch in das gesellschaftliche Leben der englischen Aristokratie werden grelle Streiflichter geworfen.

Doch man wird mit Recht über den eigentlichen Plan und Inhalt des Romans etwas Näheres zu erfahren verlangen. Endymion Ferrars ist der Name des Helden, der mit dem Endymion der Mythe nur das eine gemein hat, daß ihn die Götter mit großer Schönheit begnadet haben. Da er außerdem aus guter Familie stammt und sich — hierin vom alten Endymion wesentlich verschieden — nicht blos der Gunst einer Göttin, sondern mehrerer schönen und einflußreichen Damen aus der hohen englischen Aristokratie zu erfreuen hat, so macht er eine ganz andere Carrière als der ewige Schläfer auf dem Berge Latmos, er ist zuletzt nahe daran, Minister zu werden, ein Ziel, nach dem sein Vater William Pitt Ferrars vergebens gestrebt hat. Viel, ja man kann sagen das meiste trägt zu seinen bei etwas mangelhafter Erziehung sehr großen Erfolgen im Leben seine Zwillingsschwester Myra bei, eine in brillanten Farben so scharf und fein gemalte Figur, daß man sich fast wundern kann, warum der Roman nicht den Titel „Endymion und Myra" führt. Wenn es kein Zufall ist, welcher den Verfasser den Familiennamen Ferrars wählen ließ, und man ihn mit „Eisenkunst" übersetzen wollte, so prägt sich in Myra vor allem aus, „wie die höchste Kunst beim Aufbau unsers Lebensglücks in einem eisernen, durch nichts gebeugten Willen" liegt. Myra zeigt eine hingebende, aufopfernde Liebe für ihren Bruder; ihn glücklich zu sehen, ist das eigentliche Ziel ihres Lebens. Zum Glück sind die Schwierigkeiten, welche zur Erreichung dieses Zwecks zu bekämpfen sind, nicht allzu groß; in dem „per aspera ad astra", dem gewöhnlich passenden Motto der Romane, sind die aspera nicht allzu rauh und langwierig. Der Verfasser ist überhaupt in Bezug auf sein Heldenpaar etwas Optimist.

— „Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales", lautet der Titel eines von der Verlagsbuchhandlung Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig unternommenen Illustrationswerks, das in 18 bis 24 Lieferungen die landschaftliche Seenerie wie das Culturleben jener Länder mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst der deutschen Lesewelt vorführen wird. Die „Nordlandfahrten" stellen sich somit den illustrirten Prachtwerken über die Schweiz und Italien gleichwerthig zur Seite, sind dabei aber in der günstigen Lage, daß sie meist minder Bekanntes, noch nicht touristisch und malerisch Ausgebeutetes zu bieten haben. So tritt uns gleich in der vorliegenden ersten Lieferung, mit welcher die Wanderung durch Norwegen beginnt, in den großen Fjorden, den Bergriesen, Wasserstürzen, Schluchten und Gletschern eine fremde, jungfräuliche Natur, in den altnorwegischen Bauwerken eine Architektonik von eigenartigstem Gepräge entgegen: Darstellungen, welche durch die kräftigen und doch fein abgetönten Holzschnitte zu voller Wirkung gelangen. Wie die Illustrationen, ist auch der geistreich abgefaßte Text und die vorzügliche Ausstattung zu rühmen.

— Der thätige Otto Spamer'sche Verlag bringt wieder eine reiche Gabenspende für das Christkind. In vierter Auflage erscheint „Das alte Wunderland der Pyramiden" von Karl Oppel mit 200 Textabbildungen. Aegypten ist gegenwärtig in Deutschland Mode, und so wird auch die neue Auflage des „alten Wunderlandes" ihr Publikum finden. Die illustrirte „Neue Jugendbibliothek" bringt eine größere kunstgeschichtliche Schrift von J. N. Diepolder: „Der Tempelbau der vorchristlichen und christlichen Zeit oder die bildenden Künste im Dienste der Religion bei den Heiden, Juden, Mohammedanern und Christen". 200 Text-Illustrationen erläutern diese volksthümlich abgefaßte Darstellung der religiösen Architektur aller Zeiten. Ein Band der neuen „Haus- und Jugendbibliothek" bringt die Erzählung „Unter dem Kreuz" von Victor Schultze mit zahlreichen Textabbildungen, während A. Posson's Schrift: „Die schwarzen Napoleone in Südafrika", einer andern Serie des Spamer'schen Verlags angehörig, den „Neuen Volksbüchern", in Text und Bild uns in das Leben und die Sitten der Zulus einweiht und über die letzten Kaffernkriege berichtet.

In demselben Verlag erschienen in zwei Bänden „Auserlesene Märchen" von H. C. Andersen, neu übersetzt von Edmund Lobedanz; die ersten sechsundzwanzig sind für die Kinderstube, die nächsten dreißig für den Familienkreis bestimmt. Zahlreiche Textillustrationen von Erdmann Wagner, oft von poetischer Auffassung, kommen der Phantasie bei ihrem Versenken in diese Märchenwelt zu Hülfe.

— In vierter Auflage liegt die illustrirte Prachtausgabe der Sammlung „Die schönsten deutschen Volkslieder", herausgegeben von Georg Scherer (Leipzig, A. Dürr), vor uns. Die dritte Auflage erschien 1875 unter dem Titel „Jungbrunnen" (Berlin, Hertz); doch sie hatte nur ein Titelbild von L. Richter, sonst keine Illustrationen. Der Herausgeber sagt in der Einleitung der neuen Sammlung, daß er die meisten der hier mitgetheilten Lieder seit einer Reihe von Jahren in den verschiedensten Gegenden theils selbst aufgenommen habe, theils hätten ihn Freunde bei dieser Arbeit unterstützt. Die Textkritik habe er mit größter Pietät und gewissenhaftester Treue geübt. Das erste Buch der Sammlung enthält Balladen und Verwandtes, das zweite ausschließlich Liebeslieder, das dritte Jäger- und Soldatenlieder, Lieder vermischten Inhalts und geistliche Volkslieder. Die Anmerkungen enthalten Nachweise über die benutzten Quellen sowie über Alter, Heimat, Fundorte und damit zugleich über die Verbreitung der Lieder. Die Sammlung ist geschmackvoll zusammengestellt und ausgestattet; die Illustrationen sind in der Mehrzahl Schöpfungen erster Meister: sie rühren her von Karl von Piloty, A. von Ramberg, Ludwig Richter, Moritz von Schwind, V. Grünewald, M. Strähender, Paul Thumann.

Die eigenen „Gedichte" von Georg Scherer liegen in dritter vermehrter Auflage vor (Leipzig, A. Dürr). Es sind meistens innige und sinnige Klänge, Natur- und Liebespoesie. Die neue Ausgabe enthält 120 Vignetten von Paul Thumann.

— Vier gemeinverständliche Vorträge über „Platon's Lehrer und Lehren" von Martin Wohlreb (Leipzig, Teubner) haben zum Gegenstand: Sokrates über die Liebe, über die Unsterblichkeit, über den Platonischen Herrscher; fast ganz verhalten sie sich referirend, eine philosophische Kritik wird nur anhangsweise gegeben. Ohne Zweifel sind diese Vorträge populär abgefaßt, beruhen auf genügenden Studien und halten sich fern

von jeder einseitigen Beurtheilung. So gehören sie wol zu den gediegenern Erzeugnissen derartiger Literatur.

— Der Verfasser der Schrift „Die Charakterlosigkeit in Deutschland" (Löbau i. W., Skrzeczek), Joseph Kolkmann, will nachweisen, daß unser deutsches Volk noch lange nicht das genügende Maß von politischer Freiheit besitze. Der Mangel an wahrer Preßfreiheit erzeuge eine alle Schichten der Bevölkerung durchziehende Charakterlosigkeit. Das Ganze ist fast nur eine juristische Auseinandersetzung über Fehler der Gesetzgebung und macht einen unerquicklichen Eindruck.

— Das Schriftchen: „Die Olympische Gesellschaft zu Köln. Ein Beitrag zur kölner Literaturgeschichte der Neuzeit" von Hubert Ennen (Würzburg, Stuber), entwirft ein ansprechendes Bild von der im Titel genannten Gesellschaft, welcher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast lauter unbekannte Namen angehörten. Der Schwerpunkt ihres geselligen Strebens ruhte in der Sprache und Dichtung; auch für die Kunst zeigte man Interesse. Einige Proben komischer Poesie werden beigegeben, um die Leistungsfähigkeit der Gesellschaft zu charakterisiren.

Bibliographie.

Adolphi, A. v., Artemisia. Historische Novelle aus der römischen Kaiserzeit. Kempten, Kösel. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. 1ster Bd.: Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Von F. Schleiermacher. Mit Einleitung herausgegeben von C. Schwarz. 2te Ausl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 20 Pf.

Boerckel, A., Frauenlob. Sein Leben und Dichten. Mit einem Titelbild nach der Statuette Frauenlobs von H. Barth. Mainz, v. Zabern. 8. 2 M. 25 Pf.

Daudet, A., Der Nabob. 2 Bde. Autorisirte Uebersetzung mit dem Porträt A. Daudet's. Dresden, Minden. 1881. 8. 8 M.

Dill, L., Bunte Blätter. Gedichte. Neuere Sammlung. Stuttgart, Greiner. 1881. 12. 3 M.

Doblhoff, J. v., Von den Pyramiden zum Niagara. Eine Reise um die Erde. Tagebuchnotizen und Schilderungen aus Aegypten, Indien, China, Cochinchina, Japan und Nordamerika. Mit historischen und statistischen Angaben und einem Anhang und 65 Original-Abbildungen. Wien, Schlieper. 1881. Gr. 8. 15 M.

Falckenberg, R., Grundzüge der Philosophie des Nicolaus Cusanus mit besonderer Berücksichtigung der Lehre vom Erkennen. Breslau, Koebner. Gr. 8. 4 M.

Gindely, A., Geschichte des dreissigjährigen Krieges. 2te Abth.: Die Strafdekrete Ferdinands II. und der pfälzische Krieg. Des ganzen Werkes 4ter Bd. Prag, Tempsky. Gr. 8. 10 M.

Glaubrecht, C., Bibel und Naturwissenschaft in vollständiger Harmonie nachgewiesen auf Grund einer neuen empirischen Naturphilosophie. 2ter Bd.: Nachweis der Uebereinstimmung auf Grund der im ersten Bande aufgestellten empirischen Naturphilosophie. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 6 M.

Glümer, Claire v., Döninghausen. Roman in 2 Bdn. Dresden, Minden. 1881. 8. 8 M.

Goering, T., Der Messias von Bayreuth. Feuilletonistische Briefe an einen Freund in der Provinz. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1881. Gr. 8. 4 M.

Hollander, J., Der biblische und der göthe'sche Faust. Vortrag. Trier, Stephanus. 8. 50 Pf.

Hübbe-Schleiden, Ueberseeische Politik, eine culturwissenschaftliche Studie mit Zahlenbildern. Hamburg, Friederichsen u. Comp. 1881. Gr. 8. 3 M.

Huxley, T. H., Der Krebs. Eine Einleitung in das Studium der Zoologie. Mit 82 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 5 M.

Jahn, H. E., und R. Hamel, Deutsche Lieder. Ein Festgruß. Rostock, Meyer. Gr. 8. 50 Pf.

Jankowski, E., Pisticismus und Substanzialismus. Köthen, Schettler. Gr. 8. 2 M.

Jordan, P., Pro domo. Erwiderung auf die Broschüre des Gymnasial-Directors Dr. Pilger: Ueber das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien. Luckau. Gr. 8. 60 Pf.

Kalbeck, M., Zur Dämmerzeit. Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881. 12. 2 M. 40 Pf.

Kirchenheim, A. v., Die Regentschaft. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Knencker, J. J., Die Anfänge des römischen Christenthums. Ein für den Druck erweiterter und mit Anmerkungen versehener Vortrag. Karlsruhe, Reuther. 1881. Gr. 8. 80 Pf.

Kolisch, S., Maria Antoinette. Mirabeau. Robespierre. Wien, Rosner. 8. 2 M.

Kretzer, M., Die beiden Genossen. Roman. Berlin, R. Kohn. 8. 3 M.

Langer, J., Nord-Albaniens und der Herzegowina Unterwerfungs-Anerbieten an Oesterreich 1737—1739. Nach officiellen Acten der k. k. Archive verfasst. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M.

Laurier, F. W., Die geschichtliche Nothwendigkeit des Christenthums. Ein Vortrag in erweiterter Form für Gebildete. Karlsruhe, Reuther. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Létang, Baronin Anna, Ambroise Aimé. Roman. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. 1881. 8. 4 M.

Lindau, R., Die kleine Welt. Drei Novellen. (Die kleine Welt. Ein verkehrtes Leben. Der Seher.) Berlin, Paetel. 8. 6 M.

Lorm, H., Außerhalb der Gesellschaft. Roman in 2 Büchern. Dresden, Minden. 1881. 8. 5 M.

Lutz, E., Ümmer lusti! Gedichte in unterfränkischer Mundart. Würzburg, Staudinger. 12. 75 Pf.

Marbach, O., Goethe's Faust. 1ster u. 2ter Theil erklärt. Stuttgart, Göschen. 1881. Gr. 8. 8 M.

Matković, P., Reisen durch die Balkan-Halbinsel während des Mittelalters. Nach der kroatischen Original-Abhandlung von J. A. Knapp. Wien, Gerold u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Meurer, C., Das Verhältniss der Schiller'schen zur Kant'schen Ethik. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 1 M.

Meyer, J., Uns' ole Moderspraak. Schwank. Hamburg, J. F. Richter. 8. 1 M.

Milberg, E., Die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Meissen, Mosche. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Molchow, E., Egypten und Palästina oder Religion und Politik. Ein neues Licht über Sagen und Gesetze des Pentateuch und die Entstehung des israelitischen Monotheismus. Zürich, Verlags-Magazin. 1881. Gr. 8. 80 Pf.

Das Nibelungenlied. Schul-Ausgabe mit einem Wörterbuche von K. Bartsch. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Nordau, M., Paris unter der dritten Republik. Neue Bilder aus dem wahren Milliardenlande. Leipzig, Schlicke. 1881. Gr. 8. 6 M.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von A. Brennecke, F. Broemel, H. Hoffmann ꝛc. Illustrirt durch mehrere 100 Holzschnitte nach Original-Zeichnungen, von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für das Werk aufgenommen. 1ste Lfg. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 4. 2 M.

Oberleitner, K., Behram. Trauerspiel. Wien, Hölder. 1881. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Omptcda, L. Freih. v., Bilder aus dem Leben in England. Breslau, Schottländer. 1881. Lex.-8. 7 M. 50 Pf.

Oetker, F., Aus dem norddeutschen Bauernleben. Schildereien. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Der Parlamentarismus und die Parteien. Vorschlag zur Vereinigung der liberalen Parteien Deutschlands. Berlin, Staude. Gr. 8. 50 Pf.

Pfanhauser, A., Dachsteinbleameln. Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Wien, Gerold's Sohn. 1881. 8. 3 M. 20 Pf.

Power, M., Das Wesen der Form. Stunden des Nachdenkens über die Erscheinungen des Erdenlebens. Leipzig, Wartig. 8. 2 M.

Prätorius, E., Gedichte und poetische Erzählungen. Leipzig, Wartig. 8. 4 M.

Ratzel, F., Die Erde, in 24 gemeinverständlichen Vorträgen über allgemeine Erdkunde. Ein geographisches Lesebuch. Stuttgart, Engelhorn. 1881. Gr. 8. 6 M.

Rendlöm, A., Gedichte. Gablonz, Rößler. 12. 50 Pf.

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. Novellen. Neue Folge. Bern, Frobeen. 1881. 8. 3 M.

Sailer, F., Die Magdalenensache in der Geschichte. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Schriften des Vereins für Socialpolitik. XIX. Die Haftpflichtfrage. Gutachten und Berichte, veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Schücking, L., Seltsame Brüder. Roman. 3 Thle. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 12 M.

Sohr, A., und A. Reifferscheid, Heinrich Rückert in seinem Leben und seinen kleineren Schriften dargestellt. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken dargestellt von Amélie Sohr. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 5 M.

Steck, R., Goethe's religiöser Entwickelungsgang. Berlin. 8. 50 Pf.

Taubert, E., Der Torso. Eine Künstlergeschichte in Versen. Leipzig, A. Krüger. 1881. 12. 1 M. 60 Pf.

Kleines Theater. Familien- und Vereins-Theater. 63stes Heft: Knauser Habrich. Schwank von P. Sturm. Paderborn, Kleine. 12. 45 Pf.

Topelius, Z., Des Feldschers Erzählungen. Aus dem Schwedischen. 1ster Cyclus. — A. u. d. T.: Gustav Adolf und der dreißigjährige Krieg. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Wartig. 8. 3 M.

Ugény, E. v., Eltern habt Acht! Bilder aus dem Familienleben der höheren Stände. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Villamaria, Lang', lang' ist's her! Novellen. Berlin, Paetel. 8. 5 M.

Vogler, M., Die Verwahrlosung des menschlichen Charakters. Ein Straf- und Mahnwort an die Zeitgenossen. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Waldmüller, R. (E. Duboc), Die Somosierra. Roman aus dem spanischen Bühnenleben. Stuttgart, Levy u. Müller. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.

Wichert, E., Heinrich von Plauen. Historischer Roman in 3 Bdn. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 15 M.

Wohlfahrt, F., Im Lande der Yankees. Heiteres Allerlei von einem verschämten Anfänger. Berlin, Auerbach. 1881. Gr. 8. 10 M.

Zingeler, C. T., Aus altem Geschlecht. Roman in 2 Thln. Köln, Bachem. 8. 4 M.

Anzeigen.

Zu Weihnachtsgeschenken empfohlen.

In Paul Schettler's Verlag in Cöthen ist erschienen:

Heimat und Fremde.

Gedichte von **Rudolf Bunge.**

Dritte, gänzlich veränderte und vermehrte Auflage. Höchst elegant gebunden 3 Mark.

Diese neue Auflage der obigen Gedichtsammlung hat gegen die frühern dadurch an Werth und Interesse gewonnen, weil auch diejenigen Gedichte Bunge's darin mit aufgenommen sind, welche während einer Reihe von Jahren in vielen deutschen Zeitschriften, wie „Dichterhalle", „Düsseldorfer Künstler-Album", A. Traeger's „Deutsche Kunst", „Gartenlaube", „Ueber Land und Meer", „Hausschatz deutscher Lyrik", sowie in mehrern politischen Zeitungen zerstreut und bei verschiedenen Gelegenheiten erschienen und — dort mit dem allgemeinsten Beifall begrüßt — Bunge's Ruf auch als Lyriker in weitern Kreisen begründeten. Die meisten dieser Dichtungen sind von namhaften Componisten in Musik gesetzt, und die Musikverlagsstellen und ersten Druckorte finden sich in dem Inhaltsverzeichnisse dieser neuen Auflage angegeben. Für die zahlreichen Freunde des Dichters dürfte daher dieses elegant ausgestattete Buch eine ebenso interessante als willkommene Gabe auf dem Weihnachtstische sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MODERN AMERICAN LYRICS.

Edited by **Karl Knortz** and **Otto Dickmann.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine sehr reichhaltige Anthologie, in welcher alle neuern amerikanischen Dichter mit ihren besten Gedichten vertreten sind.

Die
Deutsche Socialdemokratie.

Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.
Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Bremen.
C. Schünemann's Verlag.

Bremen. C. Schünemann's Verlag.

Vor veertig Jahr.

En plattdütsche Geschichte ut'n Bremer Lanne
von
Wilhelm Rocco.

Zweite vermehrte Auflage.

„Dat is en godes Bok. De Historje is meist wat ernst, awer en netten Witz kümmt dar af un an ok in vör. Enkelte Kapittels, vorut „Bremer Freemarkt 1839" sünd en Stück „vaterstädtische Geschichte" und darüm duppelt interessant. Annere, tum Bispill „De heilige Wihnachtsabend" un „De eerste Wihnachtsdag" wist all mit ehr Aewerschrift: **legg uns op'n Wihnachtsdisch, beste Fründ!** „Plattdütsche Husfründ".

Preis: Elegant gebunden 4 Mk., Elegant broschirt 3 Mk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Henry M. Stanleys
Reise durch den dunklen Weltteil.

Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von

Dr. Berthold Volz.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Stanley's großes zweibändiges Werk „Durch den dunkeln Welttheil", worin er selbst über seine von den wichtigsten Erfolgen gekrönte Entdeckungsreise durch den afrikanischen Continent ausführlichen Bericht erstattet, wurde von der wissenschaftlichen Welt mit einmüthigem, seltenem Interesse aufgenommen. Um nun auch weitern Kreisen die Kunde von diesen großartigen Entdeckungen zugänglich zu machen, hat der Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam, Dr. B. Volz, das vorliegende Buch bearbeitet, das, mit zahlreichen Originalabbildungen geschmückt und zu sehr billigem Preise dargeboten, sich besonders auch als eine vorzügliche Bereicherung der Volks- und Jugendschriften-Literatur empfiehlt.

(Mit einer Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

K. K. MÄHRISCHE REGIERUNG Breslau

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 16. December 1880.

Inhalt: Eine englische Literaturgeschichte. Von Rudolf von Gottschall. — Feuilletons, Essays und wissenschaftliche Phantasien. — Zur Quellenkritik des classischen Alterthums. Von J. Mähly. — Ueber Schülerverbindungen. Von Karl Graeser. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine englische Literaturgeschichte.

Geschichte der englischen Literatur von H. Taine. Autorisirte deutsche Ausgabe. Erster Band: Die Anfänge und die Renaissancezeit. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Leopold Katscher. Zweiter Band: Das classische Zeitalter. Dritter Band: Die Neuzeit. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Gustav Gerth. Leipzig, E. J. Günther's Nachfolger. 1878—80. Gr. 8. 31 M. 50 Pf.

Das große Literaturwerk Taine's ist jetzt auch der deutschen Literatur angeeignet worden; wir halten diese Aneignung für ein durchaus verdienstliches Unternehmen. Wir sehen dabei ganz ab von dem großen Aufsehen, welches das 1864 erschienene Werk in Frankreich gemacht hat, wo bekanntlich der Bischof Dupanloup von Orléans gegen dasselbe die heftigsten Anklagen wegen Atheismus schleuderte und auch die Akademie es von der Preisbewerbung ausschloß als der Moral und der menschlichen Verantwortlichkeit gefährlich; wir denken dabei nur an den Gewinn, welcher deutschem Geistesleben aus einem solchen Werke erwachsen kann, und diesen schlagen wir durchaus nicht gering an.

Unsere deutsche Literaturgeschichtschreibung hat mit wenigen Ausnahmen einen philologischen Grundzug; jeder namhafte Dichter versammelt um sich ein philologisches Heerlager; aber auch die zusammenhängenden Darstellungen der Literatur lieben es, dies reichhaltige Quellenmaterial, das sie benutzt haben, zur Schau zu stellen, und arbeiten sehr gern mit dem philologischen Apparat, der Detailkritik, sowol was die Texte, die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke, als auch was die Biographien der Autoren betrifft. Eine Stufe höher stehen die mehr ästhetischen Literaturgeschichten: bei ihnen überwiegt die kritische Messung von gewissen festen Standpunkten aus, wobei sich das Aesthetische wieder mit dem Theologischen und Philosophischen kreuzt. Fast allen gemein ist die Erbschaft feststehender kritischer Urtheile, die sich allerdings oft wie eine Krankheit forterben; ein selbständiges Urtheil wird, wenn es den Classikern gilt, leicht als Impietät, andern Autoren gegenüber als Originalitätssucht angesehen; kurz, es haben sich in Deutschland wenig selbständige Denker mit der Literaturgeschichte beschäftigt. Dies Prädicat aber darf H. Taine für sich im höchsten Maß in Anspruch nehmen, und je mehr seine Darstellungsweise von der in Deutschland üblichen verschieden ist, desto interessanter, ja lehrreicher muß sie in vieler Hinsicht erscheinen. Es ist eben nicht die deutsche Schablone; es sind eigenartige Grundlagen, es ist ein eigenartiger Aufbau. Wenn man erfährt, welche Schicksale das Taine'sche Werk in Frankreich erlebt hat, so möchte man meinen, es müsse eine umfangreiche Tendenzschrift sein, für welche die Literatur nur eine zufällige Grundlage gebe. Das ist aber keineswegs der Fall: in Deutschland würde das Taine'sche Werk keiner solchen Verfolgung ausgesetzt sein, man würde es eben als eine durchaus wissenschaftliche Leistung betrachten. Das haben wir vor Frankreich voraus, daß klerikale Sturmglocken, sollten sie zufällig geläutet werden, bei uns spurlos verhallen.

Taine betrachtet die Literatur als eine Blüte der jedesmaligen Cultur; für die Cultur selbst aber geht er auf natürliche, auf physiologische Voraussetzungen, auf die Rasse zurück. Diese Anschauung liegt unsern literarhistorischen Philologen gänzlich fern; sie erweist sich aber als sehr fruchtbar auch für die literarische Kritik. Das specifisch Englische, besonders der ersten Blütenepoche englischer Dramatik, hat noch niemand so scharf nachgewiesen; auch auf spätere literarische Porträts fällt oft ein höchst charakteristisches Licht von dieser bisher wenig beachteten Seite. Gleichwol ist Taine's Werk keine verkleidete Culturgeschichte; er hält zwar durchweg den Zusammenhang zwischen der literarischen und der Culturentwickelung aufrecht;

aber er will aus der letztern nur die Factoren zur Beurtheilung der erstern gewinnen.

In einer längern Einleitung setzt Taine die Principien seiner Auffassung und Darstellung auseinander; nicht auf die alten Bücher und Pergamente kommt es ihm an; sie sind ihm nicht Selbstzweck wie „geistlosen, sammelwüthigen Bücherliebhabern", sondern sie sind ihm der Abdruck menschlichen Wesens, wie eine fossile Muschel, ein Petrefact die Ablagerung eines zu Grunde gegangenen Thiers in einem Stein; er sucht den Menschen und die Menschen hinter dem Schriftstück, zunächst den äußern, sichtbaren, dann den innern, unsichtbaren. Der Ansammlung der Thatsachen muß dann die Erkenntniß der Ursachen folgen, und zwar stoßen wir da zunächst auf eine primitive Anlage,

auf irgendeinen allen Empfindungen und Begriffen eines Jahrhunderts oder einer Rasse eigenen Zug, auf irgendeine von allen Regungen und Bewegungen dieser Rasse oder dieses Jahrhunderts unzertrennliche Besonderheit. Es sind dies die großen Ursachen, denn es sind die allgemeinen und permanenten Ursachen, denen man in jedem Augenblick und in jedem Falle begegnet, die unzerstörbar, immer und überall thätig und schließlich unfehlbar vorherrschend sind, da die sich ihnen entgegenstellenden Hindernisse, weil beschränkt und partiell, denn doch stets der unerbittlichen und unaufhörlichen Wiederholung ihrer Anstrengung weichen, sodaß der allgemeine Bau der Dinge und die großen Züge der Ereignisse ihr — der großen, allgemeinen Ursachen — Werk sind, und die Religionen, die Philosophien, die Poesien, die Industrien, die Gesellschafts- und Familienformen sind in Wirklichkeit nur die Abdrücke des Stempels dieser Ursachen.

Neben der Rasse erkennt Taine noch zwei Hauptquellen jeder bestimmten Civilisation: die Sphäre und den Zeitpunkt. Die Sphäre ist der Lebenskreis der Rasse: die Umgebungen der Natur, das Klima, das Leben der Mitmenschen. Das dritte ist der Zeitpunkt, die Summe der bisherigen Entwickelung, die gleichsam erworbene Geschwindigkeit. Deutsche Philosophie und Geschichtschreibung findet nichts Fremdes in diesen Gesichtspunkten, die Geschichtsphilosophie der Hegel'schen Schule beruht auf denselben; unsern größern literarhistorischen Werken ist sie bisher weniger zu statten gekommen. Man könnte die Methode Taine's eine inductive nennen; wo es die Charakteristik literarischer Epochen gilt, ist sie ausreichend und erschöpfend; den einzelnen schöpferischen Persönlichkeiten gegenüber bleibt sie ungenügend. Hier kommt das Imponderable des Genies in Betracht, das sich bis zu einem gewissen Grad analysiren, aber nicht inductiv construiren läßt.

Taine ist übrigens kein Sklave seiner Methode; er versteht es, lebensvolle Porträts zu schaffen; er gruppirt die Charakteristik einer ganzen Epoche meistens um ein solches mit feiner Kunst ausgeführtes Literaturbild. Das Einzelgenie ist ihm nicht blos eine Summe bestimmter Ursachen; er hat auch den künstlerischen Blick für seine nicht erklärbare Eigenart; er ist nicht blos Philosoph, er ist auch Künstler. Diese Porträts bilden die Medaillons im Friese seiner literarischen Entwickelungen; sie stehen im Mittelpunkte derselben; von ihnen gehen sie aus, zu ihnen gehen sie hin. Es läuft dabei manches Schiefe mit unter: Taine will bisweilen construiren, wo ihn eben die Wirkungen seiner drei Grundfactoren doch im Stiche lassen, aber meistens corrigirt er mit unbefangenem Blick wieder die Verzeichnungen seines Schematismus.

Dagegen ist seine Literaturgeschichte nichts weniger als ein vollständiges Verzeichniß aller oder auch nur aller namhaften Autoren und ihrer Werke; er gibt nur die Entwickelungsgeschichte der eigentlichen Literaturgrößen, der Literaturkönige, und von den andern nimmt er nur gelegentlich einzelne Züge mit hinzu, um das Charakterbild der Meister und der ganzen Epochen zu vervollständigen. Die dii minorum gentium werden ganz an den Rand des Werks gedrängt und nur zu gelegentlichen Arabesken benutzt; ihnen gönnt er kein selbständiges Recht; manche werden ganz und gar todtgeschwiegen. Wohl darf man bei diesem Verfahren bezweifeln, ob alle Talente zu verdienter Geltung kommen: die hervorragenden Dichter vertreten die nachhaltigen großen Erfolge; doch darf die Literaturgeschichte auch als höchste Revisionsinstanz frühere Urtheile cassiren, auch zurückgesetzten Talenten wieder eine höhere Stellung einräumen.

Was Taine's eigene Darstellungsweise betrifft, so sagt Leopold Katscher, der verdienstvolle Uebersetzer des ersten Bandes, in seiner Einleitung, Taine sei ein Stilkünstler; „sein Stil ist klar, reich geschmückt, einschneidend, lebhaft, farbenreich, geistvoll; er hat allen Glanz und Schwung der Phantasie inmitten eines Systems, das eigentlich die Phantasie unterdrückt".

Der erste Band behandelt die Anfänge und die Renaissancezeit der englischen Literatur. Hier, wo Taine die Sachsen und Normannen und die ersten Literaturdenkmale charakterisirt, hat er für seine grundlegende Schilderung der Rasse den weitesten Spielraum. Von den Angelsachsen heißt es:

In Wäldern, zwischen Pfützen und Schneefällen, unter einem erbarmungslosen, trüben Himmel, in der langen Barbarei sind die rohen Triebe vorherrschend geworden. Der Germane hat sich weder fröhliche Laune, noch leichte Mittheilsamkeit, noch ein Gefühl für harmonische Schönheit angeeignet; sein großer, phlegmatischer Leib ist wild und ungelenk, gefräßig und brutal, sein uncultivirter Geist unbeugsam, der Wildheit zugethan und in Cultursachen ungefügig geblieben. Schwerfällig und starr, sind seine Gedanken außer Stande, sich leicht, reichlich, in natürlicher Folge und mit unwillkürlicher Regelmäßigkeit auszudrücken. Wenn aber dieser Geist des Schönheitsgefühls bar ist, so ist er dafür dem Wahrheitsgefühle desto zugänglicher. Die tiefen, scharfen Eindrücke, die er bei der Berührung mit den Gegenständen seines Gesichtskreises empfängt und die er vorerst nur durch einen Schrei auszudrücken weiß, werden ihn später von der lateinischen Rhetorik fernhalten und ihn mit Vernachlässigung der Worte den Dingen zuwenden. Noch mehr; unter dem Zwange des Klimas und der Einsamkeit, durch die Gewohnheit des Widerstandes und der Anstrengung hat sich sein Ideal, sein Vorbild geändert; männliche und moralische Instinkte haben die Herrschaft angetreten, besonders das Bedürfniß nach Unabhängigkeit, der Geschmack an ernsten, strengen Sitten, der Kultus des Heroismus, die Fähigkeit, zu verehren und sich aufzuopfern.

Den Einfluß der 80000 Normannen auf die zwei Millionen Sachsen schlägt Taine nicht hoch an; die Sprache bleibt germanisch, und nach drei Jahrhunderten sind die Sieger besiegt; „sie sprechen nicht französisch, sondern englisch, und dem englischen Blute ist es gelungen, das normannische durch Kreuzehen zu verdrängen". Uebrigens sind die Contraste zwischen Normannen und Sachsen treffend geschildert.

Das erste im großen Stil entworfene Porträt ist dasjenige Chaucer's, dessen Haupterzählungen und Schwänke eingehend analysirt werden. Es heißt von ihm:

Chaucer hat einige Schritte über die Schwelle der Kunst gethan, ist aber am Ende des Vestibüls stehen geblieben. Er hat die Pforte des Tempels halb geöffnet, das Innere aber nicht oder doch nur von Zeit zu Zeit betreten. In „Arcita und Palamon", in „Troilus und Kressida" schildert er Gefühle, ohne Personen zu schaffen. Er zieht mit Leichtigkeit und Natürlichkeit die gewundene Linie der Ereignisse und Gespräche, ohne jedoch die scharfen Umrisse einer hervortretenden Gestalt zu entwerfen. Manchmal, wenn er — wie bei seiner auf der „Theseide" des Statius fußenden Beschreibung des Mars-Tempels — den glühenden Hauch eines Poeten hinter sich fühlt, befreit er seine im Schlamme des Mittelalters steckenden Füße und erreicht mit einem Sprunge das dichterische Gebiet, auf dem Statius Virgil nachahmt und Lukan gleichkommt. Bei andern Gelegenheiten — wie bei „Dan Phebus oder Apollo-Delphicus" — verfällt er wieder in das knabenhafte Geschwätz der Troubadours oder die schalen Albernheiten der gelehrten Geistlichen. Anderwärts wieder macht sich inmitten eines leidenschaftlichen Gemäldes ein Gemeinplatz über die Kunst breit. Er schreibt volle dreitausend Verse, bevor er Troilus und Kressida das erste mal zusammenkommen läßt. Er gleicht zuweilen einem frühreifen, poetisch angelegten Kinde, das seine Liebesschwärmereien mit Citaten aus Schulbüchern und Erinnerungen aus Alphabet spickt. Selbst in den „Canterbury-Geschichten" wiederholt er sich, läßt sich in naiven Entwickelungen gehen und vergißt, seine Leidenschaft oder seine Idee zu concentriren. Es kommt vor, daß er einen begonnenen Spott nicht zu Ende führt. Er verdirbt eine lebhafte Farbe durch eine monotone Strophe. Seine Stimme gleicht der eines Jünglings, der zum Manne heranreift. Anfänglich dringt ein fester, männlicher Ton durch, bald aber deutet ein dünner, jugendlicher Laut darauf hin, daß das Wachsthum noch nicht vollendet ist und daß die neue Stärke noch an Mängeln leidet.

Nach Chaucer folgt eine öde Epoche, welche spitzfindigen Scholastikern und langweiligen Moralitätenschreibern gehört. Erst mit der Renaissanceezeit, die in England gleichbedeutend ist mit dem Wiederaufleben des sächsischen Genius, beginnt wieder literarisches Leben. An der Schwelle der Renaissance steht der englische Petrarca, der Earl von Surrey, der Schöpfer eines neuen, männlichen Stils, Herr der Oekonomie des dichterischen Ausdrucks, der Symmetrie, der Steigerung und Spannung:

Er wählt elegante oder erhabene Ausdrücke und läßt leere Worte und weitschweifige Phrasen aus dem Spiel. Er sieht darauf, daß jedes Epitheton einen Gedanken, jede Metapher ein Gefühl ausdrücke. Die regelmäßige Entwickelung seiner Ideen weist Beredsamkeit, der getragene Ton seiner Verse musikalische Harmonie auf. So hätte denn die Kunst auch in der englischen Schriftstellerei das Tageslicht erblickt. Wer Gedanken hat, besitzt nun ein Mittel, um sie auszudrücken.

Die Beachtung und Beherrschung der Form artete aber bald in die Formenspielereien des Euphuismus aus, den man sich indeß als den Ausfluß eines lebensvollen Esprit denken muß. Uebermaß und Regellosigkeit waren die Merkmale dieser Literaturepoche. Dem Porträt Surrey's folgt dasjenige des Dichters der „Arkadia", Sidney, dessen ernster Sinn sich auch in den Sonetten ausspricht trotz der sonderbaren Gleichnisse, der geschraubten Gedanken.

Nach einem Exeurs über die gezierten Liebesdichter und ihre Tändeleien wendet sich Taine dem Dichter der „Feenkönigin", Edmund Spenser, zu, den er mit vieler Wärme anerkennt und dessen Hauptwerk er keineswegs mit andern Literarhistorikern in die Rumpelkammer der hölzernen Allegorien wirft. Er sieht darin ein epochemachendes Werk, mit welchem das Reich der Kunst anbricht; er sieht in Spenser einen künstlerischen Dichter, der Sinn für das Schöne, das richtige Gefühl für das Ensemble hat:

Sein Grundgedanke ist in dem großen Werke, dem derselbe zur Anregung dient und das er leitet, zu erkennen. Spenser beherrscht sein Thema vollständig und paßt es seinem Endzweck an; daher drückt er demselben den eigenthümlichen Stempel seiner Seele und seines Genies auf. Jede Erzählung ist mit Rücksicht auf eine andere angeordnet und sämmtliche mit Rücksicht auf einen bestimmten, wirklich durchgeführten Endzweck. So kommt es denn, daß sich aus diesem Zusammenwirken eine Schönheit entwickelt, die Schönheit, die im Herzen des Dichters wohnt und zu deren Sichtbarmachung sein Werk durchwegs dient, — eine edle und doch heitere Schönheit, bestehend aus moralischer Erhebung und sinnlich wahrnehmbaren Lockungen, englisch in ihrem Gefühl, italienisch in ihren Aeußerlichkeiten, ritterlich in ihrem Stoffe, modern in ihrer Vollendung; sie zeigt uns einen Moment ohnegleichen: das Erscheinen des Heidenthums bei einer christlichen Rasse und den Cultus der Form bei einer nordischen Phantasie.

Nach einem Blick auf die Prosa wendet sich Taine dem Theater dieser Epoche zu und betritt ein Gebiet, welches die deutsche Shakspeare-Forschung als ihre specielle Domäne betrachtet und das von ihr bis auf den Grund umgepflügt worden ist. Gleichwol haben diese Abschnitte des Taine'schen Werks einen besondern Reiz: die Voraussetzungen des Shakspeare-Dramas in dem Volksnaturell, in der ganzen Richtung und Cultur der Zeit, sein Zusammenhang mit den Vorgängern und Gleichstrebenden ist nie so vorurtheilsfrei, so überzeugend dargestellt worden. Dies liegt daran, daß Taine nicht von Hause aus darauf ausgeht, alle Glorie um Shakspeare's Haupt zu sammeln, wie dies seitens der deutschen Shakspearomanen geschieht. Namentlich sind auch die beiden Bände der „Geschichte des englischen Dramas" von J. Leopold Klein, die der Verfasser, als er vom Tode abberufen wurde, nur bis zum Erscheinen Shakspeare's fortführte, bereits ahnungsvoll beleuchtet von dem nahenden Genius, in dessen überschwenglichster Bewunderung Klein alle seine Shakspeare-Genossen hinter sich läßt: es ist alles bereits auf diese Apotheose gestimmt; man merkt die Absicht, und so ist die Würdigung der Vorgänger des Dichters keine unparteiische. Taine aber sucht mit Vorliebe das Gemein-

same der gleichstrebenden Dichter auf und zeigt so echt historischen Geist: den Zeitgenossen war Shakspeare noch lange nicht primus inter pares; nur eine treue Charakteristik des Zeitalters lehrt uns begreifen, warum sich der Meister vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung nur wenig von den andern unterschied.

Die beiden Contraste der damaligen Kunst: die Darstellung rasender Leidenschaften in ihrer Maßlosigkeit, extremer Handlungen und Schreckuisse, und diejenige sanfter idyllischer Gefühle und zarter Charaktere, weist Taine an den Dramen Massinger's, Ford's, Webster's, Beaumont's und Fletcher's nach; er gibt keine ausführliche selbständige Charakteristik dieser Autoren, er wählt nur einige Stücke von ihnen aus, die ihm für seine Beweisführung passen. Die zarten Naturen wie die Wütheriche gehen bis an die äußerste Grenze ihres Naturells. Panthea, die Heldin von Ford's Drama „Das gebrochene Herz" nennt er die reinste und rührendste Gestalt der dramatischen Literatur. Von der dramatischen Species, der sie angehört, sagt er:

Die Schwestern von Shakespeare's Virginia und Ophelia, von Goethe's Klärchen und Gretchen, von Otway's Belvidera, von Richardson's Pamela bilden eine Gattung für sich; sie sind weich und blond, haben blaue Augen und einen lilienweißen Teint, erröthen leicht, sind von ängstlichem Zartgefühl und ernster Sanftmuth und geschaffen, sich unterzuordnen, anzuschmiegen und treu zu sein. Die betreffenden Dichter fühlen dies heraus; wenn sie solche Frauengestalten auf die Bühne bringen, umgeben sie dieselben mit der für sie passenden Seenerie, mit rauschenden Bächen, herabhängenden Weiden, zarten, feuchten, ihnen gleichenden Blumen.

Ein eingehender Essay ist Ben Jonson gewidmet: Taine stellt ihn neben Shakspeare, was die Vollendung der Idee und die Vollständigkeit der Kunst betrifft. Jonson's Persönlichkeit, die plumpe, athletische Gestalt, der streitlustige, oft mürrische und spleenhafte Charakter, dient zur Erläuterung seiner Dichtweise, ihrer Härten, ihrer oft brutalen Heiterkeit und lärmenden Lebhaftigkeit; man erinnert sich dabei des robusten Essers, des gewaltigen Trinkers, der Ströme canarischen Weins verschlingt und die Fenster der Mermaid-Schenke durch die Ausbrüche seiner guten Laune erklirren macht. Als Dichter ist Ben Jonson fast ein Logiker; daher rühren sein Talent, seine Erfolge, seine Fehler. Er bringt abstracte Eigenschaften in Menschengestalt auf die Bühne; seine Charaktere gehen wie diejenigen Labruyère's und Theophrast's, aus einer Reihenfolge solider Deductionen hervor. Doch er ist kein Molière, seine Lustspiele sind oft steif, seine Personen manchmal wunderliche Automaten; doch Ben Jonson war grundgelehrt, einer der besten Humanisten; er ist classisch gebildet, er schreibt nach Art seiner griechischen und lateinischen Muster, nach den Regeln der Redekunst, ohne Stöße und Sprünge. Seine Römerdramen: „Catilina", „Der Fall des Sejanus", athmen den Geist des römischen Verfalls, die ungeheure Frivolität, zügellose Entartung:

Jonson's energische Seele barg die Energie dieser römischen Leidenschaften, und war er auch nicht im Stande, Charaktere zu schaffen, so brachte doch seine Geistesklarheit im Verein mit seinen gründlichen Kenntnissen jene allgemeinen Ideen und frappanten Details zu Stande, die zur Schöpfung von Sittengemälden genügen.

Shakspeare wird von Taine in einer von deutscher Auffassungsweise gänzlich abweichenden Darstellung charakterisirt. Hier zeigt sich am meisten Taine's Eigenart; er ist kein Aesthetiker im engern Sinne des Wortes. Aus diesem Mangel entspringen manche seiner Vorzüge; aber ein Mangel bleibt es doch immerhin. Seine Analyse geht nie auf die Architektur, auf die Rhythmik, auf den Grundgedanken des einzelnen Werks; sie charakterisirt den Dichter durch seine Dichtungen, aber betrachtet die letztern nicht an und für sich als selbständige Kunstwerke. Er beginnt mit einem Dithyrambus auf Shakspeare:

Endlich sind wir bei demjenigen angelangt, den wir an allen Ausblicken der Renaissance gesehen haben und der einer gewaltigen, hochragenden Eiche gleicht, zu der alle Pfade des Waldes führen. Shakspeare ist eine ganz außergewöhnliche Erscheinung; dem französischen Geist der Analyse und Logik steht er fast unfaßbar gegenüber. Er ist allmächtig, maßlos, poetisch, unsittlich, inspirirt; er beherrscht Erhabenes und Niedriges mit gleicher Meisterschaft; niemals war jemand so schöpferisch in der genauen Nachahmung der wirklichsten Wirklichkeit, in der Hervorbringung blendender Einfälle der Phantasie, in der Darstellung der tiefsten Verwickelung übermenschlicher Leidenschaften; er ist der Natur überlegen durch die plötzlichen Eingebungen seines Seherwahnsinns; Schmerz und Freude sind bei ihm so extrem, seine Art und Weise ist so ungestüm, sein Schwung so feurig und hinreißend, daß man wohl erkennt, nur dieses große Jahrhundert habe einen solchen Geist zeitigen können.

Dann aber will er diesen Geist durch die Wissenschaft erfassen, und er sieht in einer vollkommenen richtig organisirten Einbildungskraft das Geheimniß seines Genies. Dieses war „sympathetischer Natur": er konnte sich in jeden Menschen verwandeln, in jeden Gegenstand, an den er gerade dachte; er sieht rascher, gründlicher, vollständiger als andere Menschen:

Die echten Künstler halten sich nicht an bloße Vernunftgründe; bei der Berührung jedes Gedankens geräth ihr ganzes Wesen in Bewegung: Betrachtungen, Vorstellungen, Gemüthsregungen. Sie gesticuliren, sie gestalten den Gedanken, sie ergehen sich in Vergleichungen. Selbst in der Conversation sind sie schöpferisch und erfinderisch, zuweilen auf glückliche Weise, stets aber unregelmäßig. Sie stoßen die Worte mit seltsamem Ungestüm hervor und verbinden fernliegende Ideen miteinander durch Sprünge, indem sie die Zwischenräume unterdrücken, vom Erhabenen zum Lächerlichen übergehen und Sanftmuth und Heftigkeit rasch abwechseln lassen. Dieser außerordentliche Schwung bleibt ihnen am längsten treu.

Der Bilderreichthum, die Maßlosigkeit, Ungleichförmigkeit und Ueppigkeit des Shakspeare'schen Stils wird auf seine eigenartige Concentrationsfähigkeit zurückgeführt:

Shakspeare ist seltsamer und gewaltiger, dunkler und schöpferischer als alle Dichter seiner Zeit und aller Zeiten, der maßloseste aller Sprachverletzer, der außerordentlichste aller Seelenschöpfer, der größte aller Verächter regelmäßiger Logik und classischer Vernunft! er ist am befähigtsten, in uns eine Welt von Formen wachzurufen und lebendige Gestalten vor unser Auge zu zaubern.

Dann wird das damalige Theaterwesen mit seinem Mangel an Würde analysirt; den Vertraulichkeiten, Heftigkeiten, Roheiten der damaligen Sitte. Und nun geht Taine zu den Charakteren über, die er aus den Stücken gleichsam loslöst und in verschiedenen Gruppen sondert; die rohen und die Einfaltspinsel: Caliban, Ajax, Cloten, Polonius, Juliens Amme; die geistreichen: Mercutio, Beatrice, Rosalinde, Benedikt, Falstaff; die Frauengestalten, reizende Kinder, die maßlos fühlen und wahnsinnig lieben: Desdemona, Virgilia, Julia, Miranda, Imogen, Cordelia, Ophelia, Volumnia; die Schurken, wie Jago, die ihm wohlgelungen, weil die übertriebenen Begierden und die Gewissenlosigkeit das natürliche Gebiet der leidenschaftlichen Einbildungskraft sind; dann die gewaltigen Charaktere: Lear, Othello, Kleopatra, Coriolan, Macbeth, Hamlet. In Hamlet findet er Shakspeare selbst. Ueber den Unterschied in der psychologischen Motivirung bei den französischen Classikern und bei Shakspeare sagt er:

Hätten Racine und Corneille eine Psychologie geschrieben, sie hätten mit Descartes gesagt: der Mensch ist eine unkörperliche Seele, die von Organen bedient wird, mit einer Vernunft und einem Willen ausgestattet, für die Conversation und die Gesellschaft geschaffen ist und Paläste oder Säulengänge bewohnt; ihre harmonische und ideale Thätigkeit entwickelt sich durch Reden und Antworten in einer Welt, die ohne Rücksicht auf Zeit und Raum von der Logik aufgebaut wurde. Hätte Shakspeare eine Psychologie geschrieben, er hätte mit Esquirol gesagt: der Mensch ist eine von einem Temperament geleitete, zu Hallucinationen hinneigende, von zügellosen Leidenschaften beherrschte, wesentlich unvernünftige, nervöse Maschine, eine Mischung aus Thier und Dichter mit der Phantasie als Triebfeder und Führerin, dem Feuereifer als Geist, der Empfindsamkeit als Tugend; er wird, wie es der Zufall gerade mit sich bringt, durch äußerst verwickelte und seltsame Umstände dem Schmerz, dem Verbrechen, dem Wahnsinn und dem Tode entgegengetrieben.

Zum Schluß wirft er noch einen Blick auf die phantastische und sentimentale Komödie, auf die Auffassung des Daseins und der Liebe.

So viel über Shakspeare geschrieben worden ist, Taine läßt ohne Frage ein neues Licht auf den großen Dichter fallen; es liegt dies in seiner physiologischen Darstellungsweise, welche auf die Rasse, auf das Individuum, auf das Temperament und das Naturell zurückgeht. Dagegen versäumt er, den geistigen Inhalt der einzelnen Werke zu zergliedern und den dem Genius eingeborenen Kunstverstand durch die Rhythmik und Architektur der Hauptwerke zu erläutern.

Nach der heidnischen Renaissance, deren Mittelpunkt das Theater bildet, wendet sich Taine der christlichen Renaissance zu und gibt eine nach unserer Ansicht meisterhafte Darstellung des Puritanerthums. Aus diesem Boden erwächst John Milton's große Gestalt, welche Taine wiederum in einem vorzüglichen Essay schildert. Sein Urtheil über das „Verlorene Paradies" ist freilich ein ungünstiges, während er seine andern Schriften und kleinern Gedichte mit Wärme anerkennt; dem Hauptwerk Milton's gegenüber spart er die Sarkasmen nicht: der freigeistige Kritiker hat offenbar wenig Sympathien mit der biblischen „Göttermaschinerie". Während Milton's Prosa wegen ihrer prachtvollen Redefiguren und ihres leidenschaftlichen Sturms trotz der Schwerfälligkeit und Barbarei der Zeit, die sich in ihr abspiegelt, warmes Lob erhält, während seine weltlichen Dichtungen, besonders der „Komus", trotz einzelner Härten und Absonderlichkeiten Anerkennung finden, weil sie das Schauspiel der lachenden, durch die Philosophie umgestalteten Renaissance und der auf einem Blumenaltar angebeteten Erhabenheit bieten, wird das „Verlorene Paradies" ein unvollkommenes erhabenes Gedicht genannt. Das Gesammturtheil über Milton lautet:

Vor der Revolution pflegt er die heidnisch-moralische Poesie; in beiden Gattungen sucht er das Erhabene und flößt Bewunderung ein, denn das Erhabene ist das Ergebniß der begeisterten Vernunft, und die Bewunderung ist die Begeisterung der Vernunft. In beiden Gattungen erreicht er sein Ziel durch die Anhäufung von Herrlichkeiten, den andauernden Reichthum des poetischen Gesanges, die Großartigkeit der Allegorien, die Erhabenheit der Gefühle, die Schilderung unermeßlicher Gegenstände und heroischer Gemüthsbewegungen. Als Lyriker und Philosoph, als Besitzer einer umfassendern poetischen Freiheit und als Schöpfer einer stärkern dichterischen Illusion bringt er, was die erste Gattung — die heidnisch-moralische — betrifft, Oden und Chöre hervor, die fast vollkommen sind; in der zweiten Gattung — der christlich-moralischen — tritt er als Epiker und Protestant auf, ist in einer strengen Theologie befangen, entbehrt des Stils, der das Uebernatürliche sichtbar macht, und der dramatischen Empfindung, die zur Darstellung lebenstreuer und verschiedenartiger Gestalten erforderlich ist: dies die Gründe, warum er kühle Abhandlungen anhäuft, Gott und Mensch in orthodoxe, alltägliche Maschinen verwandelt und sein Genie nur wiederfindet, wenn er Satan eine Republikanerseele verleiht, wenn er großartige Landschaften oder ungeheuere Erscheinungen schildert und wenn er seine Feder der Lobpreisung der Religion und der Pflicht weiht.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilletons, Essays und wissenschaftliche Phantasien.

1. Parisiana. Plaudereien über die neueste Literatur und Kunst der Franzosen. Von M. G. Conrad. Mit dem Porträt Emile Zola's. Breslau, Schottländer. 1880. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser dieser hier gesammelt erscheinenden Feuilletons ist kein Unbekannter mehr in der belehrend unterhaltenden Journalistik unserer Tage. Er hat sich in allen seinen bisher veröffentlichten Arbeiten als ein aufmerksamer, in die Tiefe blickender Beobachter erwiesen, der sorgfältig nicht nur die Erscheinung selbst ins Auge faßt, sondern ihre Ursache, Geschichte und specifische Wesenheit zu ergründen sucht. Hier in der vorliegenden Sammlung berichtet uns Conrad von modern französischer Kunst und Literatur, und durch seine prägnant geistreiche Auffassung und Schilderung werden wir uns der eigenen Aehnlichkeiten und Unterschiede mit den dort wirkenden Triebfedern klar bewußt. In den verschiedenen Kapiteln — ihrer Zahl nach acht, von denen nur das erste: „Das erste Schauspielhaus der Franzosen", historisches Gepräge trägt, während alle andern sich mit Gegenwärtigem beschäftigen — weist er die geistigen Bedingungen nach, unter denen auch das heutige Frankreich, das heutige Paris seine ideelle Weltstellung behauptet; er hat ein eigenes Geschick, die charakteristische Anekdote aufzufinden und in seine Betrachtungen zu verweben; dies zeigt sich besonders in den Aufsätzen: „Der letzte Gallier" (Emil Augier), „Figaro's Generalstab" (Villemessant und seine Mitarbeiter), „Die Erinnerungen des Herrn von Cassagnac" und „Der Großmeister des Naturalismus". Man möchte denken, unter letzterm sei Alphonse Daudet zu verstehen — doch nein, vielmehr ist es der Autor der merkwürdigen Bücher „Assommoir" und „Nana" (letzteres bekanntlich nur eine Fortsetzung der im „Assommoir" angesponnenen Geschichte der zur Cocotte sich entwickelnden Tochter der armen Gervaise). Emile Zola ist es, welchen Conrad als einen „Großmeister", er sagt zwar scheinbar einschränkend: des Naturalismus, da er aber im Naturalistischen das eigentlich und einzig Poetische sieht, so muß er einräumen, als einen „Großmeister der Poesie" proclamirt. Allerdings ein sehr streitiger Standpunkt, eine sehr verwegene Kritik, ein sehr radicales künstlerisches Glaubensbekenntniß! Um eine Probe seiner Darstellung zu geben, wollen wir einiges Biographische über den „Assommoir-Mann" aus Conrad's Buch hier wiedergeben:

Emile Zola ist ein pariser Kind. Seine Wiege stand im Hause Nr. 10 der Rue St.-Joseph, wo er am 2. April 1840 das Licht der Welt erblickte. In seinen Adern rollt jedoch südlicheres Blut als das des Breitengrads der Boulevards. Seine Großmutter väterlicherseits war Kandiotin, sein Vater Italiener aus Treviso. Im Venetianischen besitzt er noch zahlreiche Verwandte, die sich seiner mit Stolz erinnerten und ihm die schmeichelhaftesten Glückwunschschreiben sandten, als die literarischen Erfolge des Verfassers des „Assommoir" die Alpen überschritten und den Namen Zola zu neuem Ansehen in seinem alten Heimatlande gebracht hatten. Bis zum 20. Jahre schwankte Emile zwischen beiden Nationalitäten. Erst die Soldatenpflicht hieß ihn eine Entscheidung treffen. Er bekannte sich zu Frankreich, an das ihn die Bande der Geburt, die Erinnerungen einer harten, an Entbehrungen und Kämpfen reichen Jugend und die Hoffnungen einer erfolgreichen literarischen Carrière knüpften. Er zählte kaum 3 Jahre, als seine Aeltern Paris wieder verließen und in die Provinz übersiedelten, wo sein Vater (von Beruf Ingenieur, namentlich für Eisenbahnen u. dgl.) den Bau des Kanals von Aix, der heute noch seinen Namen trägt, übernommen hatte. Dieser Bau, von einer Aetiengesellschaft begonnen, deren stärkster Actionär Francesco Zola selbst war, schlug später zum Unsegen der Familie aus. Nach dem Tode des Vaters machte die Gesellschaft Bankerott, und die Witwe rettete nur ein ganz unbedeutendes Kapitälchen aus dem Zusammenbruch. Emile zählte kaum 7 Jahre. Mutter und Kind kehrten später nach Paris zurück, und der emporwachsende Jüngling ließ sich ins Lycée St.-Louis aufnehmen, um seine Studien bis zur Erreichung des Charakters eines Bachelier zu fördern. Das glückte mit harter Mühe, denn seinem unablässig denkenden und eigene Wege wandelnden Kopfe gereichte die Schulmethode zu grausamer Tortur. Aus seiner Studentenzeit erzählt man sich eine gute Anekdote. Zola hatte seine brave Grisette, seine „étudiante", wie es bei dem akademischen Bürgerthum des Quartier latin Brauch und Rechtens ist. Es war mitten im Winter, und ein eisiger Wind, der das Mark in den Knochen gefrieren machte, pfiff aus allen Tonarten über die Place du Panthéon. Stundenlang trippelte eine Musen-Jungfrau vor der Colonnade auf und ab, ungeduldig nach der Mündung der Straßen und Gäßchen spähend. Keine lebendige Seele ringsum, Endlich hastet ein bleicher Jüngling, von langen schwarzen Haaren das Gesicht umflattert, in einen leichten armseligen Rock geknöpft, aus dem Gassengewinkel hervor und direct auf das harrende Mädchen los. „Eh bien?" fragt die Halberstarrte. „Rien! Ich habe keinen einzigen Freund gefunden!" „Aber ich habe noch nicht gefrühstückt und es ist 5 Uhr Abends", murmelte die junge Person, sich krampfhaft in ihr Umschlagetuch pressend. „Ich ebenso wenig!" „Also werden wir heute überhaupt keinen Bissen über die Zunge bringen?" Nach einem Augenblick des Nachdenkens hatte der Studiosus seine Resolution gefaßt. Er riß sich auf freier Straße den Rock vom Leibe. „Trag' ihn au clou (auf das Versatzamt) und kaufe das Diner!" befahl er seiner Bürgerin und eilte in Hemdärmeln bei sibirischer Kälte davon, seine Mansarde zu gewinnen.

Das war Emile Zola. Di Misère trieb ihn endlich so in die Enge, daß er seine Studien abbrechen und auf den Broterwerb ausgehen mußte. Er erhielt einen Arbeiterposten beim Entrepôt in der Rue de la Douane mit 80 Frs. Monatsgehalt, bald darauf eine Anstellung im Magazin des Verlagsgeschäfts der Firma Hachette u. Co. In einem großen Saale der Rez-de-Chaussée am Boulevard Saint-Germain stand er von früh bis Abend und ordnete, packte, siegelte, expedirte. Das trug ihm monatlich 100 Frs. ein. Die Nächte, die Sonn- und Feiertage gehörten ungeschmälert seinen Studien, seinen literarischen Versuchen. Er schrieb ein Poem in drei Theilen: „L'amoureuse Comédie". Das war 1863. Es folgte eine Sammlung charmanter Erzählungen: „Les Contes à Ninon", 1865 ein Roman: „La Confession de Claude". Am 3. Januar 1866 schickte er dem bisherigen Brotherrn seine Demission, und nun

stürzte er sich kopfunter kopfüber in den Journalismus, in die Romantik. Im Jahre 1867 erschien „Thérèse Raquin". Dies Buch machte großen Lärm. Hier sprach sich die Eigenart des Romanciers zum ersten mal in ihren kräftigsten und das blasirte Publikum verblüffenden Zügen aus, hier präludirte bereits, was später (1877) im „Assommoir" zu so betäubender Symphonie wurde.

2. Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder. Von Otto Badke. Breslau, Schottländer. 1879. Gr. 8. 4 M.

Das italienische Volkslied führt uns in eine idyllische Welt, die gar nichts mit der gemeinen Wirklichkeit zu thun zu haben scheint, sondern aus ihr nur die Anregungen zu den sie schmückenden poetischen Schöpfungen erhält. In dieser Volkspoesie spiegelt sich vor allen Dingen das jugendlich feurige Herz mit allen seinen Idealen, mit seiner Abneigung gegen die kalte Welt; in der Zurückgezogenheit beschäftigt es sich nur mit sich selber und seiner Liebe, oder wenn es in die laute Welt hineintritt, so steht es doch immer im Mittelpunkt derselben. Das Volkslied hat sich in Italien nur selten über den Kreis des Hauses und der Familie und die Verherrlichung der Leiden und Freuden des menschlichen Herzens in der Stille des Hauses hinausgewagt. Mit der Politik und dem öffentlichen Leben, mit Krieg und Kampf hat es sich nur ganz vorübergehend befaßt, und seine Stimme ist dann immer bald wieder verklungen. Diese eigenthümliche Erscheinung in einem Lande, das der Schauplatz der wichtigsten historischen Begebenheiten und der großartigsten Kämpfe gewesen ist, läßt sich nur auf eine Weise erklären. Fast alle Kämpfe, welche auf italienischem Boden nach dem Untergange des Römerreichs ausgefochten wurden, waren Kämpfe von Fremden gegen Fremde. Byzantiner, Germanen, Araber, Franzosen, Spanier, alle haben diesen Boden besessen und um ihn gefochten; aber nur selten war der Kampf gegen die Eingeborenen selbst gerichtet. Nur wo das Vaterland von seinen eigenen Söhnen vertheidigt wird, wo sich das Volk im eigenen Interesse und mit Begeisterung um seine Helden schart, um an fremden Bedrängern oder Unterdrückern Rache zu nehmen, nur da kann das patriotische, das historische Volkslied blühen.

Dagegen ist der ganze Umfang des menschlichen Lebens in seiner Stille und Zurückgezogenheit, in idyllischer Abgeschlossenheit vom politischen Treiben, wol kaum von einem andern Volke öfter und schöner besungen worden als vom italienischen. Von der Geburt bis zum Tode und über den Tod hinaus hat hier das Volkslied im Dasein des Menschen mit seiner kaum glaublichen Mannichfaltigkeit seine Stoffe zu finden gewußt und ausgebeutet. Jede Stimmung des Gemüths, jeder Wunsch des Herzens hat sein Echo im Liede gefunden. Im häuslichen Stillleben offenbart sich das ganze Herz des Italieners. Alle andern Arten der Volkspoesie, deren Stoffe über dies Gebiet hinausgehen, sind in Italien spärlich vertreten und lassen sich kurz abfertigen. Den Hauptinhalt des italienischen Volksgesangs bilden Liebeslust und Liebesleid.

Badke gibt uns nun in seinem Buche einen ebenso lehrreichen und gründlichen als ästhetisch anregenden und unterhaltenden Essay über volksthümliche Poesie überhaupt und diejenige des italienischen Landes insbesondere. Er weiß nicht nur die dichterische Seite des Themas richtig und geschmackvoll zu beurtheilen und zu würdigen, sondern ebenso die psychologische. Um aus den mannichfachen Untersuchungen und Darlegungen seiner Schrift wenigstens eine hier herauszugreifen, möge das, was der Verfasser über die „Serenaten" sagt, im Auszuge wiedergegeben sein:

Die herrlichen Sommerabende und Nächte Italiens laden nach des Tages Hitze erst recht zum Genuß des Lebens ein. Da versammelt sich Jung und Alt auf den Veranden und Loggien, die Schönen erscheinen auf den Balkonen, und das Dunkel in den Straßen verbirgt den auf ein Liebeswort harrenden Geliebten vor den neugierigen Blicken der Nachbarn. Welch Leben ferner in den Straßen von Sonnenuntergang bis Mitternacht! Auch in den Dörfern wird es nicht so leicht still wie bei uns im Norden, wenn man auch nach zehn Uhr dort selten noch einen Laut vernimmt. Ueberall hört man Gesang zum Klange der Mandolinen, der Guitarren und Harmonieas. In Neapel sieht man des Abends oft Scharen junger Leute auf den Straßen ohne musikalische Instrumente. Unter einem Fenster stellen sie sich in einer Gruppe auf, einer von ihnen singt ein Liebeslied aus voller Kehle, und die andern begleiten ihn mit Bruststimme. Wenn nun auch dieser Gesang für das künstlerisch gebildete Ohr nicht immer Sirenenmusik ist, manchmal sogar durch seine einförmige, mit kreischender Stimme vorgetragene Melodie beleidigt, so übt er doch auf die Schöne eine magische Wirkung aus. Auch in der Melodie offenbart sich immer das süße Glück des Herzens, das seinen Ausdruck meistens in hinschmelzenden Molltönen findet. Diese Serenaten — mit diesem Namen bezeichnet man diesen Abendgesang der Liebe in ganz Italien — kann man überall hören, in den fernen einsamen Gebirgsdörfern ebenso gut als in den großen Städten, in Florenz wie in Rom, an den reizenden Buchten Neapels und auf den adriatischen Lagunen. Sie sind oft so zart, daß die Jünglinge sie treffend Liebesseufzer, sospici d'amore, nennen. Zur Abwechselung bringt man nach den Versen eine kurze, feurige Sonate mit Vorschlägen und Doppelschlägen, die an manchen Orten passagallo genannt wird. Aber es gibt eine Nacht, in der von den Hügeln und aus den Thälern überall eine andere Melodie wiedertönt; ich spreche nämlich von der des Maien. Florentiner Geschichtschreiber erzählen, daß seit den ersten Zeiten der Republik in Florenz und in der Umgegend mit Gesang und Spiel, mit Tanz und Gelagen ein Fest gefeiert wurde, der calen di maggio (calen vom lateinischen calendae, erster Tag des Monats und die Rückkehr des Frühlings). Diese Sitte geht auf die ältesten Zeiten des Heidenthums zurück und trifft vielleicht mit dem Fest zusammen, das an diesem Tage der Göttin Flora zu Ehren gefeiert ward. Vielleicht hängen damit noch die sogenannten Maialtäre, altarini di maggio, zusammen, welche, mit irgendeinem von Blumen umwundenen Heiligenbild geschmückt, die Knaben aus dem Volk an diesem Tag errichten (wenn auch nicht in ganz Toscana, so doch immer in Pistoja). Sie errichten diese Altäre auf den Mauern der öffentlichen Straßen und bitten jeden Vorübergehenden um eine kleine Münze für ihren Altar. Und maggio nannte man in alter Zeit gewisse Lieder, welche zu dieser Gelegenheit gedichtet wurden. Und majo nannte man und nennt man noch einen belaubten Ast, den die Landleute vor der Thür ihrer Liebsten aufpflanzen. Dieser wurde im Triumph durch die Stadt getragen, durch Anhängen frischer Kränze oder bunter Bänder geschmückt, oder man hängte auch kleine Geschenke

daran, wie noch jetzt zum Weihnachtsfest in Deutschland. Nun muß man sehen, wie auch noch gegenwärtig bei uns auf dem Lande dieser schöne Gebrauch fortdauert. Ein Fähnlein junger Leute pflegt sich am letzten Abend des April und am ersten Abend des Mai unter Gesängen an den bewohntesten Orten zusammenzuscharen. Einer von ihnen trägt einen belaubten Baumast, den man, wie ich sagte, den Maienzweig, majo, nennt; er ist ganz mit Blumen und Limonen geschmückt. Ein anderer bringt einen Korb voll Blumensträuße, und fort geht es, fort. Sie bringen die Sträuße ihren Schönen zum Geschenk und begrüßen sie mit Gesang, diese ihrerseits pflegen den Maiensängern einige Eier und einen Trunk Wein zu geben; ihren Liebhabern aber schenken sie Brezeln, die ringsherum mit rothen Fransen geschmückt sind.

3. Die patriotische Dichtung von 1870/71 unter Berücksichtigung der gleichzeitigen politischen Lyrik des Auslandes. Eine literarhistorische Studie von Friedrich H. Otto Weddigen. Essen, Silbermann. 1880. Gr. 8. 3 M.

Das Studium der deutschen Kriegspoesie von 1870/71 mag bei der anscheinenden Unerschöpflichkeit des Vorhandenen ein mühevolles sein, aber sein Resultat ist ein lohnendes; denn es ist erst möglich, jene unvergeßlichen, großen Jahre vollends zu verstehen, wenn wir auch der Dichtung, der gewaltigen geistigen Strömung dieser Zeit unsere Blicke zugewendet haben. So bietet denn die Schrift Weddigen's nicht blos einen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, sondern auch eine Ergänzung zu den historischen Werken über die neuen Freiheitskriege. In einem noch höhern Maße, als die Dichtung der frühern, ersten, trägt die Kriegslyrik von 1870/71 ein politisches Gepräge; ein geistiges Erfassen dieser Jahre in ihrer Totalität wird daher nur auf Grund einer gleichzeitigen Berücksichtigung ihrer Poesie möglich werden. Und neben der vaterländischen Dichtung ist auch die politische Lyrik des Auslandes in ihrem Verhältniß zu Deutschland in Betracht zu ziehen. Von besonderem Interesse ist die warme poetische Betheiligung Deutsch-Oesterreichs an den großen nationalen Kämpfen des deutschen Volks. Im Vorwort des Verfassers lesen wir:

Gleich meinen übrigen Schriften ist auch die vorliegende unter dem Drange amtsmäßiger Arbeit entstanden. Wie schwer es ist, seiner durch Berufsgeschäfte so sehr in Anspruch genommenen Zeit einige Stunden abzugewinnen, in denen man sich, einem Zuge seines Innern folgend, dem Schaffen und Gestalten hingeben kann, wird dem Eingeweihten kein Geheimniß sein.

Wer von uns wüßte das nicht? Aber in der That, der gediegenen und patriotischen Arbeit Weddigen's merkt man ein solches Nebenbei der Entstehung nicht an. Man fühlt bei ihrer Lektüre überall: es ist eine volle und bedeutende literarische Kraft dafür eingesetzt, und das Product derselben ist eine Monographie, die wir kurz als eine musterhafte bezeichnen können.

4. Kunstgeschichte und Humanismus. Beiträge zur Klärung von Robert Vischer. Stuttgart, Göschen. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der erste von zwei in dieser Broschüre zusammengestellten Aufsätzen macht es sich zur Aufgabe, die falsche Scheidewand umzustürzen, welche von nicht wenigen Händen zwischen Kunstgeschichte und Aesthetik jetzt aufgerichtet ist oder scheint. Diese feinsinnige und fesselnde Ausführung betitelt sich: „Ueber das Verhältniß der Kunstgeschichte zur Aesthetik", doch gibt der Verfasser, wie er im Vorwort erklärt, „dem Gebiet der letztern lieber den vollern Namen Humanismus":

Aesthetik bezeichnet eine Wissenschaft, Humanismus ein Leben, Leben in einem Elemente des wahrhaft Menschlichen. Unter wahrhaft menschlich aber verstehen wir eine Harmonie der Kräfte, die den Menschen als Menschen constituiren. Ich strebe zu zeigen, daß der Kunsthistoriker, weit entfernt, zu meinen, sein ganzes Geschäft bestehe in Aufstapelung gesichteten Stoffs, vielmehr nicht nur mit gut geschulten Begriffen aus der Aesthetik, sondern als ganzer, warmer Mensch mit Auge, Gefühl, Phantasie, mit seiner Seele bei der Arbeit sein soll.

Nun, dieser Standpunkt, diese Ansicht ist gewiß eines Gelehrten würdig, der den Namen Vischer, also seit Jahrzehnten einen der gefeiertsten im Bereich der ästhetischen Wissenschaft, trägt.

Der zweite Aufsatz, überschrieben „Pro domo", ist eine Streitschrift, ein Act der Abwehr gegen ungerechte Kritiken — wohl gemerkt, wir citiren hier Worte des Verfassers — seiner Arbeit über „Luca Signorelli und die italienische Renaissance" (Leipzig, Veit u. Comp., 1879). Wir wollen in diesem Streit, geführt besonders gegen einen Kritiker der „Zeitschrift für bildende Kunst", gegen den (inzwischen verstorbenen) Alfred Woltmann, und in erster Linie gegen Hubert Janizek, nicht Partei ergreifen, sondern nur, zur Beleuchtung der Situation gleichsam, noch folgenden Worten des pro domo Kämpfenden hier Raum geben:

Man wird finden, daß der Gegner, mit dem ich es in dieser Sache namentlich zu thun habe, unter anderm meine Auffassung des Humanismus im historischen Sinne des Wortes bestreitet. Es handelt sich um den tiefen ethischen Mangel in der humanistischen Bewegung der italienischen Renaissance: ich betone stark dies große Gebrechen und weise auf die deutsche Reformation, als die nothwendige Ergänzung jener einseitig ästhetischen Bildung. Man wird sich überzeugen, daß dies ein Punkt von großer wesentlicher Bedeutung ist, der es verlangte, auch im Titel angedeutet zu werden.

5. Beiträge zur Welt- und Menschenkunde. Von Adolf Gaul. Gnoyen, Grebe. 1878. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Ein wunderliches Buch, ein wunderlicher Autor! Hören wir zunächst seine Selbstbekenntnisse:

Durch ein Fußleiden bin ich jahrelang meinem Beruf entzogen und ans Zimmer gefesselt gewesen. In dieser Zeit der gezwungenen Muße, wo der Geist bei dem Mangel fremder Eindrücke unwillkürlich zur Beschaulichkeit hingedrängt wurde, gelang es mir, einige tiefere Blicke in die Natur der Dinge und des Menschen zu thun und Beobachtungen hierin zu machen, die mir von einiger Wichtigkeit scheinen. Trotzdem ich nun zum Schriftsteller weder erzogen noch befähigt bin, hielt ich es dennoch für meine Pflicht, diese Beobachtungen aufzuzeichnen, um sie so auch andern zugänglich zu machen.

Gaul's „Beiträge zur Welt- und Menschenkunde" bestehen aus zwei Abhandlungen: „Das Fatum" und „Das Gesetz der Geburten". Namentlich die letztere dürfte höchst

charakteristisch für die Originalität des Verfassers sein — oder soll man besser sagen: für seine Absonderlichkeit, seine Verschrobenheit? Mag der Leser entscheiden, wenn er durch das Folgende einen Begriff gewonnen hat von diesem eigenartigen, seltsamen Denker:

Auch bei der Geburt eines Menschen — so lehrt unser Anthropolog und Naturphilosoph vom neuesten Zuschnitt — richtiger bei dem Wachsen der menschlichen Frucht im Mutterleibe herrscht ein Gesetz, es ist das Gesetz der Geburten. Dasselbe ist ein mathematisch-physiologisches. Mit Hülfe desselben kann man, sobald sich keine fremden Einflüsse geltend machen, den Werth eines entstehenden Menschen in Bezug auf seine dereinstige künstlerische, wissenschaftliche, praktische und sittliche Leistungsfähigkeit in seinen Grundzügen vorher bestimmen, da dasselbe unter Mitwirkung chemisch-physikalischer Kräfte (der Aeltern) vorschreibt, wie Temperament, Charakter, Fähigkeiten, Gestalt und Schicksal eines Menschen zu werden hat. Demgemäß erklärt es auch Maß und Art dieser Dinge bei dem einzelnen erwachsenen Menschen; dieselben sind nicht Folge des Spiels der Natur und nicht abhängig vom Zufall, wie man bisher annahm, und von den Aeltern nur abhängig nach Maßgabe des Gesetzes. Wie Humboldt die Pflanzenwelt in zehn Klassen eintheilte, so theile ich auf Grund obigen Gesetzes die Menschenwelt ein in vier Gattungen. Jede Gattung läßt sich noch wieder eintheilen in Arten und Unterarten, doch sind die Unterarten noch sehr wenig bestimmt. Der Unterschied der Arten wird aus dem Folgenden klar werden. Die vier Gattungen treten bei den Kindern jeder Frau in die Erscheinung, wenn auch nicht immer in gleicher Reihenfolge, und wiederholen sich von je vier zu vier Kindern. Auf dieser Thatsache beruht unser Gesetz. So viel Gleichheit des Charakters die Menschen eines und desselben Namens auch aufweisen mögen: innerhalb ihres Stammes sind die verschiedenen Gattungen in Charakter, Temperament und in ihrem metaphysischen Werth verschieden wie Tag und Nacht. Je civilisirter ein Stamm und eine Familie, desto größer werden die Unterschiede der verschiedenen Gattungen seiner Individuen sein. Bei den Kindern zweier Erstgeborenen, mit prävalirender Mutter, kommen die Unterscheidungsmerkmale der verschiedenen Gattungen am deutlichsten zum Ausdruck. Kinder zweier Erstgeborenen sind im genannten Falle daher geburtsgesetzliche Normale. Nr. 1 (das erste Kind) von zwei Erstgeborenen gehört der Gattung 1 an, Nr. 2 der Gattung 2, Nr. 3 der Gattung 3, Nr. 4 der Gattung 4, Nr. 5 wiederum der Gattung 1, Nr. 6 der Gattung 2 u. s. w. Mit Nr. 4 ist die erste Blütenperiode des weiblichen Leibes abgeschlossen. Es beginnt nun die zweite, die bis Nr. 8 geht, die dritte, die bis Nr. 12 geht, u. s. w. Die vier Kinder je einer Blütenperiode bilden eine Geschwistergruppe.

Der Verfasser zählt dann ausführlich die hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale der verschiedenen Gattungen in ihren Eigenschaften auf. Wir können ihm dahin nicht mehr folgen, sondern wollen nur noch zeigen, mit welcher Zuversicht Gaul von der Höhe seines — Wahns herab in die Zukunft blickt. Er glaubt prophezeien zu dürfen:

Unsere Bemühungen in der Erforschung menschlicher Charaktere waren bisher nichts als ein Tappen im Finstern; die Sache wird jetzt anders werden. In dem Gesetz der Geburten ist uns eine Handhabe zum erfolgreichen Betrieb dieses Studiums geboten. Bisher war uns der Charakter eines uns Unbekannten ein Räthsel, das nur durch Studium gelöst werden konnte; vielleicht aber kommt einst die Zeit, wo wir von der gereichten Visitenkarte die geburtsgesetzlichen Daten ablesen werden, um im dann vorhandenen Charakterlexikon nachzuschlagen, weß Geistes Kind die neue Bekanntschaft ist. Eines solchen Lexikons wird es jedoch nur für einen Laien bedürfen; wer die Wahrheiten unsers Gesetzes erfaßt haben wird, wird dem andern den Charakter vom Gesicht ablesen, ohne des genannten Lexikons zu bedürfen. Ich z. B. besitze die Fähigkeit, auch mir fremden Personen anzusehen, welcher Gattung sie angehören. Oft schon von der bloßen Photographie aus kann ich die Gattung des Betreffenden erkennen, auch ob er — wenn männlich — z. B. 2 oder 2^b ist, will sagen: Sohn mit älterm Bruder oder mit älterer Schwester.

Unser kritisches Verdict über dergleichen philosophisch-physiologische, „sinnlich übersinnliche" Excentricitäten möchte vielleicht mit Polonius lauten: „Ist es schon Unsinn, hat es doch Methode." Aber wenn es nur wenigstens mit der „Methode" weiter her wäre!

Zur Quellenkritik des classischen Alterthums.

1. Das Perikleische Zeitalter. Darstellung und Forschungen von A. Schmidt. Zweiter Band: Forschungen über die Hauptgrundlagen der Ueberlieferung. Jena, Fischer. 1879. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Der ganze vorliegende Band des Werks, dessen ersten Theil wir seinerzeit in Nr. 52 d. Bl. f. 1877 angezeigt haben, befaßt sich mit den Untersuchungen über die Hauptgrundlagen der Ueberlieferung, das heißt Untersuchungen über die historische Glaubwürdigkeit des Stesimbrotos von Chasos (dem schon ein umfangreicher Theil des frühern Bandes eingeräumt war); es ist eine Ehrenrettung im großen Stil, welche der gelehrte Verfasser vornimmt und die er zu Ende führt mit denselben Vorzügen, die schon den ersten Theil auszeichnen, freilich auch mit denselben Mängeln. Zu den letztern wollen wir nicht den immerhin sonderbaren Umstand rechnen, daß eine so ausgedehnte Untersuchung über die Quellen nicht an der Spitze des ganzen Werks steht, wo man sie doch zunächst erwartet; wer einmal A gesagt hat, muß eben auch B sagen, und man kann bei so weitläufig angelegten Untersuchungen, selbst wenn sie abgeschlossen zu sein scheinen, nie zum voraus wissen, wie weit sie führen und wo sie ausmünden. Wohl aber möchten wir es als einen durchgehenden Mangel bezeichnen, daß der Verfasser seine kritischen Waffen, die er so meisterlich, so virtuos zu führen versteht, nicht immer an dem Wetzsteine schleift, den die Unbefangenheit liefert, sondern an dem, dessen Material mit hyperkritischem und pradoxem, hier und da sogar mit sophistischem Geäder durchzogen ist.

Daß der Verfasser für seine neue Entdeckung: „Stesimbrotos ist die Ur- und Hauptquelle für das Perikleische Zeitalter", nach Kräften einsteht, wird ihm niemand ver-

argen; es war sogar seine Pflicht, sobald jenes seine Ueberzeugung war; es war um so eher seine Pflicht, als bisher sein Stesimbrotos in einem völlig entgegengesetzten, d. h. im unvortheilhaftesten, Lichte erschienen war. Aber in seinem löblichen Rettungseifer hat der Verfasser dann auch, verführt durch seinen Scharfsinn und seine Kunst der Methode, zu viel bewiesen und auch das zu beweisen Unmögliche beweisen wollen. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, seiner Argumentation und seinen spinösen Schlußfolgerungen auf Schritt und Tritt zu folgen; denn da müßte gleich auch Herr von Willamowitz herbeigezogen werden, und zwischen zwei so durchaus diametralen Resultaten, wie sie einerseits A. Schmidt, andererseits der eben angeführte berliner Gelehrte mehr oder weniger als Vertreter der bisherigen Ansicht, insoweit die Echtheit der Schrift des Stesimbrotos anerkannt wurde, liefern, eine Vermittelung zu finden, würde eine besondere Schrift erfordern. Das Facit Schmidt's haben wir oben in Kürze angegeben; derselbe geht so weit, zu behaupten, daß sein Stesimbrotos in noch höherm Grade als Thucydides Hauptquelle alles dessen sei, „was wir noch heute von der Geschichte des Perikleischen Zeitalters wissen", während Willamowitz das Werk des Stasiers als ein „Pasquill" bezeichnet, „nur vergleichbar der modernen Revolverpresse", und den Autor geradezu der „Lügenhaftigkeit" zeiht! Nach dem Urtheile Schmidt's hat Stesimbrotos „in dem Rahmen der drei biographischen Charakterbilder Themistokles, Thucydides und Perikles die glänzendste Zeit der athenischen und damit der griechischen Geschichte umspannt"; aber seine Beweise sind bloße Wahrscheinlichkeitsrechnung, und es ist sogar sehr die Frage, ob die Faetoren auch nur das Prädicat wahrscheinlich beanspruchen dürfen. Selbst dann aber auch, wenn es bewiesen wäre, daß die Geschichtschreibung des Stesimbrotos jenen Umfang und jene Bedeutung gehabt, so wäre damit noch lange nicht bewirkt, daß die Geschichte des Perikles und seines Zeitalters, abgesehen von dem, was Thucydides darbietet, nicht mehr als eine fable convenue gelten und daß sie verbürgt werden könnte. Letzteres ist mit der Zurückführung auf die gleichzeitige historiographische Aufzeichnung noch nicht erreicht, obschon der Verfasser in seinem Vorwort beides als gleichbedeutend anzusehen scheint. Er will die Geschichte des großen Atheners auf eine durchaus neue Quellenbasis stellen, und Plutarch in seinem „Leben des Perikles" sollte nun nicht mehr aus Thucydides, Ephoros, Theopomp geschöpft haben, wie namhafte Autoritäten bisher behaupteten, sondern blos und ausschließlich aus Stesimbrotos.

Um diese Behauptung zu erhärten, bedurfte es natürlich einer eingehenden Untersuchung, auch über die Art, wie Plutarch seine Quellen benutzt und wie er sie citirt oder auch nicht citirt. Nun hören wir in dieser Untersuchung, daß Plutarch regelmäßig (aber der Verfasser muß doch selber ein „ausnahmsweise" u. s. w. zugeben) auf vier Punkte ausgeht: 1) eine Primärquelle, 2) eine ausführliche, 3) eine biographische, 4) eine seinem Helden günstige Quelle zu erhalten, und siehe da, bei Stesimbrotos trafen diese Eigenschaften zusammen, das weiß der Verfasser; darum weiß er auch, daß Plutarch den Stesimbrotos zu seinem Gewährsmann erkoren hat. Nun erfahren wir ferner (und das ist schon etwas fatal), daß Plutarch unter je zwei Primärquellen der ausführlichern selbst dann den Vorzug gibt, wenn sie sich dem Helden minder günstig zeigt. Das ist eigentlich schon ein Bruch in jenes Princip des Plutarch, denn dieser hätte nach Schmidt's Regulativ (das im ganzen ungefähr vierzehn Grundsätze des genannten Historikers aufstellt!) doch eher nach einer Vereinigung sämmtlicher vier Requisite sich umsehen sollen, als nach dem Vorwiegen der einen (d. h. der Ausführlichkeit) auf Unkosten der andern (d. h. der günstigen Stimmung). Nun aber fiel dem Plutarch bei Perikles die Wahl nicht schwer: er hatte keine andere Primärquelle als eben den Stesimbrotos und nahm ihn (das ist wieder fatal und nicht ganz consequent), trotzdem daß Stesimbrotos dem Perikles nicht ganz günstig gestimmt war. Das letztere sagt zwar Schmidt nicht gerade heraus, wohl aber verblümt: „Dagegen läßt sich eine gewisse Neigung des Stesimbrotos zu misbeliebigen Angaben über Perikles schon hier constatiren." Später heißt es wieder: „Der einzige Vorwurf, der den Stesimbrotos treffe, sei der der Geklätschigkeit" (sic!). Das scheint uns aber ein großer, sehr großer Fehler an einer „geretteten" Autorität, so groß, daß man die Verwandlung der fable convenue des Perikleischen Zeitalters in die pure baare Wahrheit (welche Schmidt in Stesimbrotos repräsentirt sieht) durchaus nicht glaubt. Der Verfasser nennt irgendwo den Thucydides sophistisch. Wie nennt er es aber nun, wenn er selber, nachdem er im ersten Bande die Feindschaft des Stesimbrotos gegen Perikles als eine „politisch-partieularistische" bezeichnet hat, jetzt im zweiten Bande dies also modificirt: „soweit dieser überhaupt feindliche Gefühle hegte"!?

Wir gestehen, daß diese spinöse und verklausulirte, mit Ausnahmen und Specificationen durchwirkte Untersuchung über Plutarch's Quellen uns nicht blos an manchen Stellen sophistisch angehaucht, sondern auch unerquicklich und sogar unfruchtbar vorgekommen ist. Auch hier gilt es: zu viel wissen wollen macht Kopfweh; wir können nun und nimmermehr dem Plutarch jeden Augenblick über die Achsel schauen und jedes seiner Worte controliren. Schmidt zwar sieht oft mehr als andere, so z. B. hat er eine Vergleichung von Thucydides, Diodor und Plutarch in Beziehung auf den samischen Krieg (mittels der nebeneinandergestellten Texte der Schriftsteller) angestellt, woraus, wie er sagt, „hervorgeht, daß Plutarch nicht dem Thucydides, sondern dem Ephoros folgte". Dieses Resultat existirt aber blos für ihn, denn jeder Unbefangene, und vornehmlich jeder Philolog, wird gerade aus dieser Zusammenstellung den Schmidt nicht genehmen Schluß ziehen, daß die Darstellung des Plutarch der des

Thucydides ähnlicher sei! Schmidt behauptet auch, daß Thucydides den Stesimbrotos in ausgiebigstem Maße als Quelle benutzt habe, trotzdem daß jener ausdrücklich erklärt, alle diejenigen Historiker, die vor ihm die hellenische Geschichte vor den Perserkriegen oder die Geschichte der Perserkriege selbst geschrieben, hätten die Thaten der Athener in der Zeit zwischen dem Persischen und dem Peloponnesischen Kriege weggelassen, „denn", sagt Schmidt, „Thucydides spricht hier nur von solchen Autoren, die Hellenica und Mediea (oder Persiea) geschrieben haben ..." (nicht Monographien, Denkwürdigkeiten und Biographien). Das ist gekünstelt, nicht natürlich, nicht einfach, nicht Vertrauen erweckend, gerade wie es gekünstelt ist, an der Stelle des Plutarch, wo von Themistokles' Lehrer Melissos die Rede ist, den jungen Themistokles mit dem alternden vertauschen zu wollen, wie es gekünstelt ist, aus einer nicht das mindeste beweisenden Stelle des Plutarch das „hohe Ansehen", dessen Stesimbrotos genossen haben soll, herauszulesen; denn ein Geschichtschreiber, mag er nun noch so gut oder schlecht sein, darf doch wahrhaftig, wenn es sich um historische Data handelt, auf eine höhere Linie gestellt werden als die Komiker und Satiriker! Gekünstelt ist es ferner, die große Divergenz des Stesimbrotos und des Thucydides in der Erzählung der Schicksale des Themistokles nach seiner Verbannung nicht anerkennen zu wollen; vgl. die vorgebliche Reise des Verbannten nach Sicilien, welche Thucydides nur der Kürze wegen übergangen haben soll! Gekünstelt ist der Versuch, den Thucydides und den Thucydides-Cultus anzugreifen, weil letzterer die ausgiebige Benutzung des Stesimbrotos durch Thucydides nicht zugeben will. Das Warnungszeichen an sich wäre gar sehr am Platze, nur ist der Anlaß verdächtig! Bei aller Wahrscheinlichkeit einer allmählichen, stückweisen Entstehung des Thucydideischen Werks, die Schmidt mit großem Scharfsinn verficht, ist seine versuchte Transposition der Kapitel 57, 58, 59, 65 des zweiten Buchs völlig überflüssig. Die Worte des Thucydides (Kap. 59): „Er war noch Stratege", welche nach Schmidt „sich höchst seltsam ausnehmen", sind nichts weniger als seltsam, da sie sich blos auf das Recht beziehen, eine Volksversammlung (ξύλλογον) abzuhalten, und πλεῖστον χρόνον heißt nicht „die längste Zeit" (verglichen mit andern Fällen), sondern „sehr lange Zeit".

Eigenthümlich nimmt es sich auch aus, wenn wir in der Untersuchung über Plutarch's Grundsätze lesen, daß zwei seiner Biographien, Camillus und Kimon, „den allerersten Anfängen des Unternehmens" angehörten, und auf der folgenden Seite, daß dem Kimon der Themistokles und dem Themistokles der Epaminondas voranging. So gar wörtlich also ist jenes „allererst" nicht zu nehmen!

Die glänzenden Vorzüge des Werks an Beispielen zu zeigen, ist überflüssig, um so mehr, als sogar seine Mängel und Schwächen zur Selbstthätigkeit anregen, denn sie entspringen dem Ueberschuß, nicht dem Ungenügen.

2. Zur Kritik der Quellen der ältern römischen Geschichte von C. Peter. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1879. Gr. 8. 3 M.

Die neue Schrift von Peter bildet in gewissem Sinne das Gegenstück zur vorigen, insofern sie einer Quellencombination, wie sie dort beliebt wird, freilich auf römischem Gebiete, entgegentritt und, weit entfernt, wie dort versucht wird, neue Quellen zu erschließen, vor der allzu kühnen und hyperkritischen Behandlung der vorhandenen warnt. Auch in der griechisch-römischen Quellenkritik ist nämlich der Grundsatz geltend gemacht worden, daß die alten Historiker immer nur eine Quelle benutzt, oder wie es häufig ausgedrückt wird, „ausgeschrieben" (A. Schmidt sagt auch „ausgebraucht") hätten. Des Verfassers Ansicht ist dagegen, „daß wir, abgesehen von den verhältnißmäßig wenig zahlreichen Ausnahmefällen, darauf verzichten müssen, die uns vorliegende Ueberlieferung auf ihre Quellen zurückzuführen, und daß wir also unser Urtheil über diese Ueberlieferung nicht auf Schriftwerke, die nur vermuthungsweise als Quellen angenommen werden können und deren Inhalt und Tendenz uns meistentheils wenig oder gar nicht bekannt ist, sondern auf die erhaltenen Schriftsteller und auf gründliche Untersuchungen über deren Werth und ihre Eigenthümlichkeit zu gründen haben". Man sieht, daß diese Ansicht der Schmidt'schen schnurstracks entgegengesetzt ist und gerade so aussieht, als ob sie eine directe und beabsichtigte Opposition gegen das vorhin besprochene Buch enthielte; der Verfasser hat es indessen auf Nissen und Nitzsch abgesehen, zwei ausgezeichnete Forscher, die aber auch nach der Ansicht des Referenten von unerwiesenen Grundsätzen ausgegangen sind und einzelne richtige Beobachtungen viel zu sehr ausgedehnt, aus Einzelfällen viel zu rasch ein Gesetz gebildet haben.

Die moderne kritische Wissenschaft hat eine gewisse Vorliebe für dergleichen Probleme; sie stellt neue Aufgaben und neue Zielpunkte; die Strömung bewegt sich nicht mehr in den alten Gleisen, und wer nicht begeistert mitschwimmt, sondern vor den abenteuerlichen Fahrten warnt, der läuft Gefahr, von den Anhängern der „neuen Wissenschaft" als ein abgestandener Pedant, als Zopf und Altfrank angesehen zu werden. Es wäre freilich schön und ist in der That verlockend, auch dem Unsichtbaren nachzuspüren und den Schriftsteller zu controliren nicht blos durch das, was er sagt, sondern auch durch das, was er verschweigt, seine Geistesoperation zurückzuverfolgen Schritt für Schritt und Zug für Zug bis zu den ersten Anfängen seines Plans, und zwischen seinen Zeilen zu lesen, als wäre hier alles mit deutlichen Zeichen geschrieben; aber dazu reichen in den meisten Fällen unsere Mittel nicht aus, und durch bloße Combination läßt sich das Material nicht ersetzen. Der Versuch zwar braucht nicht gerade unfruchtbar zu sein; auch wenn keine objectiven Resultate abfallen, für das forschende Subject kann er sich immerhin lohnen.

Wenn es also z. B. für einzelne Dekaden des Livius möglich war, die Scheidung zweier verschiedener Quellenbestandtheile, eines polybianischen und eines nichtpolybianischen, auszuscheiden, so ist darum noch nicht bewiesen, daß eine gleiche Doppelscheidung auch für die übrigen Dekaden, d. h. für den ganzen Livius, angenommen werden müsse, daß also Livius durchweg grundsätzlich so verfahren sei. Und dennoch ist dieser Schluß gezogen worden. Es kann geistreich erscheinen, einen Annalisten wie den durch sein Uebertreibungstalent bekannten Valerius von Antium, von dem uns Bruchstücke nur in mittelbarer Form, d. h. meist durch das Medium des Livius, erhalten sind, auch einmal auf die politischen Motive seiner Geschichtschreibung hin prüfen zu wollen und zu dem Schluß zu gelangen, daß er die Verherrlichung seiner Familie, der Gens Valeria, angestrebt und darum in einem dem Dictator Sulla freundlichen Sinne Geschichte „gemacht" habe; es mag imponiren, wenn Polybius, der bisher für ein Muster geschichtlicher Unparteilichkeit angesehen wurde, nun auf einmal seinen Griffel gegen das Fabische Geschlecht und zur Verherrlichung der Scipionen brauchen soll: aber solange auch das Gegentheil, und zwar gleich gut, „bewiesen" werden kann, so lange hat es mit jenen geistreichen Schlußfolgerungen nichts auf sich, selbst wenn gewisse Bücher zu diesem Zwecke geschrieben werden (Otto Gilbert's „Rom und Karthago in ihren gegenseitigen Beziehungen", 1876). Dabei soll natürlich nicht geleugnet werden, daß die Annalisten, wo sich Veranlassung bot, für den Ruhm ihrer gens weidlich gesorgt haben, wenn nur im Schose der gentes selbst sich nicht so viele Abtrünnige befunden hätten, die nicht immer die ruhmlosesten waren!

Indem der gelehrte und nüchterne Verfasser nun die einzelnen Historiker der römischen Geschichte, Dionys von Halicarnaß, Polybius, die römischen Annalisten, Diodor, Plutarch, Appian, Dio Cassius, nach dem Grade ihrer Autorität, ihrer Treue, ihres Quellenwerths taxirt und in einem besondern Abschnitt das Verhältniß des Livius zu Dionys, den römischen Annalisten und Polybius klar zu stellen sucht, entledigt er sich seiner Aufgabe in einer Weise, welcher ein unbefangener und unparteiischer Leser seine Zustimmung schwerlich versagen wird. Solche Specialuntersuchungen sind recht dankbar und lohnend, denn sie bilden eine willkommene Ergänzung der Literaturgeschichte. Diese kann nicht in dem Maße erschöpfend sein, als es hier der Fall ist, ganz abgesehen davon, daß wir ja eine vollständige griechische Literaturgeschichte außer der von Nicolai nicht haben. Schöll genügt und genügte schon bei seinem Erscheinen nach keiner Seite hin, und von der verdienstlichen Arbeit Nicolai's kann man nicht verlangen, daß sie den ungeheuern Stoff auch geistig durchdringe; man muß froh sein, daß sie das Material zusammengebracht und systematisch geordnet hat. Auch die Anhänger der Nissen'schen oder Nitzsch'schen Theorie werden aus dem Buche vielfache Belehrung schöpfen.

F. Kühly.

Ueber Schülerverbindungen.

Ueber das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien. Von R. Pilger. Berlin, Weidmann. 1880. Gr. 8. 2 M.

Unter den zahlreichen Schriften, welche über die wirklichen oder vermeintlichen Gebrechen der höhern Lehranstalten, namentlich der Gymnasien, erschienen sind, genießen die von ärztlicher Seite gegen die Schuleinrichtungen vorgebrachten Anklagen die meiste Popularität. Seitdem Lorinser vor 44 Jahren seine Schrift „Zum Schutze der Gesundheit auf Schulen" erscheinen ließ, sind die dadurch wachgerufenen Besorgnisse nicht mehr zur Ruhe gekommen; sie werden immer wieder angeregt und gelegentlich unter Anführung wahrhaft erschreckender Thatsachen noch höher getrieben. In jüngster Zeit ist dieser Gegenstand auch in den Verhandlungen deutscher Irrenärzte zu Eisenach zur Sprache gebracht worden; hier hat der Director der Irrenanstalt zu Königslutter, Medicinalrath Dr. Hasse, über den Einfluß der Ueberbürdung unserer Jugend auf höhern Lehranstalten berichtet; er versicherte, daß ihm in einem Jahre 7 erkrankte Schüler im Alter von 16—20 Jahren zur Behandlung übergeben worden, und äußerte seine ärztliche Ueberzeugung dahin, daß in diesen Fällen die anhaltenden Strapazen, welche dem in der Entwickelung begriffenen Gehirn durch übermäßige Belastung in der Schule zugemuthet werden, auf die Entstehung der geistigen Erkrankung einen entschiedenen Einfluß gehabt haben. In der zahlreich besuchten Versammlung stand Dr. Hasse mit seiner Anklage nicht vereinzelt da; auch andere Vereinsmitglieder bekundeten, daß in ihrer Privatpraxis vielfache Fälle von krankhafter Reizbarkeit und gestörten Functionen bei jungen Leuten vorkämen, die, wenn sie auch nicht immer zum Irrenhause führten, doch bleibende Nachtheile im spätern Leben hervorbringen könnten, an denen die derzeitige Schule sicherlich einen großen Theil der Schuld trage. Infolge dieser Ausführungen nahm die Versammlung die Ueberbürdung der Schuljugend als constatirt an und erkannte in der durch solche Ueberspannung gesteigerten Nervosität, die später leicht zu geistigen Erkrankungen führt, eine große Gefahr.

Es kann nicht ausbleiben, daß solche Kundgebungen in hohem Grade beunruhigen und in weiten Kreisen die Meinung hervorrufen, als ob lediglich die Arbeitsüberbürdung die körperliche und geistige Verkümmerung verschulde, welche sich nicht selten bei Schülern höherer Lehr-

anstalten bemerklich macht. Wer sich jedoch von dieser Meinung beherrschen ließe, würde in eine irreleitende Einseitigkeit des Urtheils verfallen und sich der Erkenntniß verschließen, daß es noch ganz andere Ursachen gibt, welche der geistigen und, fügen wir hinzu, der sittlichen Gesundheit der Schuljugend feindlich entgegenwirken.

Eine dieser bisher zu wenig beachteten Ursachen mit ihren traurigen Consequenzen ans Licht zu ziehen, ist die Aufgabe der Schrift des Gymnasialdirectors Dr. Pilger: „Ueber das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien." In ruhigem Tone und frei von Uebertreibungen enthüllt der Verfasser actenmäßig festgestellte Thatsachen, die ohne rhetorische Zuthaten überzeugend genug sind, um die Größe der aus solchen Verbindungen erwachsenden Gefahren erkennen zu lassen. Nicht nur für Schulmänner und Schulbehörden ist die Schrift von hervorragender Bedeutung; vielmehr verdient sie, bei den Gebildeten überhaupt und namentlich bei den Vätern, denen das Wohl ihrer die höhern Lehranstalten besuchenden Söhne am Herzen liegt, ernste Beachtung zu finden; sie können dadurch über Dinge aufgeklärt werden, die man bisher nicht kannte oder für harmlos hielt, die aber häufig Schlimmeres in sich bergen als alle andern, den Schuleinrichtungen zur Last gelegten Uebelstände.

Vereine unter den Schülern hat es von jeher gegeben; wenn sie dabei ausschließlich wissenschaftliche oder ästhetische Zwecke verfolgen, so wäre es unrecht, diese Vereine ohne weiteres als gefährlich zu betrachten; auch handelt der Verfasser nur von Verbindungen, deren wesentliche Tendenz die Nachahmung studentischen Verbindungslebens ist. Als Quellen für seine Mittheilungen hat dem Verfasser unter anderm das Actenmaterial zweier von ihm aufgelöster Verbindungen gedient; es erstreckt sich über vier Decennien; etwa 14 Verbindungen waren es, die während dieses Zeitraums längere oder kürzere Zeit an einem und demselben märkischen Gymnasium bestanden haben. Aber die umfangreichen Acten beschränken sich nicht auf diese eine Anstalt, sondern bringen zugleich ausführliche Nachrichten über eine ganze Reihe derartiger Vereinigungen, die auf benachbarten Gymnasien der Mark wie auch auf sächsischen und schlesischen während der letzten Jahrzehnte existirten. „Statuten", oder wie die moderne Bezeichnung lautet „Constitutionen", lagen dem Verfasser von 17 verschiedenen Gymnasien vor, die erste vom Jahre 1840, die letzte von 1879. Ihre Tendenzen erscheinen auf den ersten Blick gar nicht verwerflich; Cultivirung der idealsten Güter, Freundschaft, Ehre, Humanität, wird in den obersten Paragraphen als Zweck der Verbindung aufgestellt. Etwas weniger ideal klingt es, wenn in der Fortsetzung der Statuten von dem Fechtboden und den Mensuren, vom Kassenwesen, von der Fuchsconstitution und der „humoristisch-satirischen" Bierzeitung eingehend gesprochen wird, und wenn in die ursprünglich für Primaner gestiftete Verbindung weiterhin auch Obertertianer als „Kneipschwänze" Aufnahme finden. Zur Leitung des Fuchsconvents wurde ein eigenes Fuchsmajorat eingerichtet. Während zur Aufnahme in den Burschenverband der Fuchs anfangs nur seine Bekanntschaft mit dem Biercomment nachzuweisen hatte, wird er in der weitern Entwickelung der Verbindung einer mehrstündigen schriftlichen Prüfung unterworfen, bei der natürlich das sie begleitende Trinken, Rauchen u. s. w. die Hauptsache ist. Zur Verpflichtung auf die Gesetze der Verbindung begnügte man sich zuerst mit der einfachen Namensunterschrift; später schien diese und die Abgabe des Ehrenworts nicht mehr auszureichen, und der Aufzunehmende mußte, indem er zwei Finger der rechten Hand auf die von den Senioren gekreuzten Schläger legte, einen Eid folgenden oder ähnlichen Wortlauts leisten: „Ich schwöre auf dieses Burschenschwert, die in der Constitution angegebenen Bestimmungen getreulich zu halten."

Bis hierher könnten nachsichtige Beurtheiler diese Nachäffungen studentischer Bräuche nur als kindisches Possenspiel ansehen, das eine tiefere sittliche Schädigung nicht nothwendig zur Folge hat. Diese optimistische Auffassung erweist sich jedoch als irrig, wenn man das Treiben der Schülerverbindungen näher ins Auge faßt. Zur Befestigung und Stärkung des Corpsgeistes werden die zweckdienlichsten Mittel angewandt; außer den gelegentlichen Kneipereien — „officiellen" Sonntags-Frühschoppen, feierlichen Commersen am Stiftungsfest, an den Semesterschlüssen und -Anfängen, Cartellkneipereien zwischen Verbindungen benachbarter Gymnasien — versammeln sich die Corpsburschen wöchentlich ein- bis zweimal im C. C. (Corpsburschen-Convent); monatlich wird ein A. C. (Allgemeiner Convent), und wo mehrere Verbindungen nebeneinander auf freundschaftlichem Fuße bestehen, ein Ch. C. (Chargirten-Convent) abgehalten; auch ein K. S. C. (Kneip-Schwanz-Convent) kommt bisweilen vor.

Daß ein solches Treiben sehr geeignet ist, die körperliche Gesundheit zu schädigen, die geistige Entwickelung zu stören und die Sittlichkeit auf Abwege zu führen, liegt auf der Hand, und es kann nicht in Verwunderung setzen, wenn bei der mit den Gelagen u. s. w. verknüpften Zeitvergeudung die wissenschaftlichen Fortschritte der Verbindungsmitglieder hinter den normalen Verhältnissen zurückbleiben. Beispielsweise berichtet der Verfasser, daß von 39 Verbindungsschülern in der Unter-Secunda das Ziel der Versetzung in einem Jahre nur ein einziger erreichte, nur die Hälfte in drei Semestern; nicht weniger als ein Viertel brachte zwei Jahre, das letzte Viertel sogar fünf, einer volle sechs Semester in Unter-Secunda zu.

Während das Unwesen der Schülerverbindungen in wissenschaftlicher Hinsicht solche Früchte hervorbringt, wirkt es in den jugendlichen Seelen noch trauriger durch die Zerrüttung des sittlichen Gefühls. Abgesehen von der Verachtung der gesetzlichen Ordnung und der Zerstörung aller Pietät gegen Lehrer und Aeltern, bildet sich eine Gesinnung aus, welche mit der Wahrhaftigkeit und Ehre im grellsten Widerspruch steht. Namentlich zeigt sich dies in dem Lügensystem und der jesuitischen Sophistik, zu welcher

die Statuten im Fall der Entdeckung ausführliche Anleitung geben. „Sollte einer abgefaßt werden", so heißt es in einer der Constitutionen wörtlich, „so muß er jedenfalls alles ableugnen und keinen durch Verrath ins Pech bringen, sondern sich lieber religiren (sic!) lassen. . . . Damit aber jeder in einem solchen Falle alles mit gutem Gewissen ableugnen kann, so ist er eben dadurch, daß er abgefaßt ist, stillschweigend entlassen." In einer andern Constitution heißt es: „Fragt jemand, Küster (d. h. Lehrer), Alter oder Philister u. s. w., der von unserm Standpunkte aus keine Berechtigung dazu hat, nach der Verbindung, so ist diese in demselben Augenblick suspendirt. Es kann also in diesem Fall jeder ruhig sein Ehrenwort geben, daß keine Verbindung bestehe." Noch einen Ausweg fand eine andere Verbindung, die folgenden Beschluß faßte: „Wenn in gefährlicher Lage ein Verbindungsmitglied gefragt wird, ob es einer Verbindung angehöre oder angehört habe, so darf dasselbe sein Ehrenwort darauf abgeben, daß dies nicht der Fall sei, indem es in diesem Augenblick die Verbindung als eine Vereinigung ansieht." Eine Anwendung der reservatio mentalis, wie sie von den Jüngern Loyola's nicht regelrechter gemacht werden könnte.

Wir hoffen, daß dies gedrängte Referat über Pilger's inhaltreiche Schrift genügen wird, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieselbe hinzulenken; der Gegenstand ist, wie schon oben bemerkt, nicht blos für Pädagogen von Wichtigkeit, sondern auch für alle diejenigen, welchen das Wohl der Zöglinge höherer Lehranstalten nicht gleichgültig ist.

Karl Graeser.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

An glänzenden Ausstattungswerken für den Weihnachtstisch ist kein Mangel. Im Verlage von S. Schottländer in Breslau und Leipzig erscheint Ariost's „Rasender Roland" in einer Prachtausgabe mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten, metrisch übersetzt von Hermann Kurz, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. Es liegen uns die sechs ersten Lieferungen dieses Unternehmens vor. Die Uebersetzung von Hermann Kurz ist mit Recht wegen ihrer fließenden ottave rime anerkannt. Doré's Sinn für das Phantastische findet in Ariost's Dichtung einen reichen Stoff, was prächtige Banten, düstere Beleuchtungen, allerlei Wunderthiere, drollig groteske Gestalten, bunte Liebesscenen betrifft. Dies Prachtalbum wird auf die Freunde üppiger Renaissancepoesie den besten Eindruck machen.

Das im Verlag der Gebrüder Paetel in Berlin erscheinende Prachtwerk: „Spanien. In Schilderungen von G. Simons, reich illustrirt von Professor Wagner in München", wird noch für den Weihnachtstisch vollendet werden. Wir werden auf dasselbe noch näher zurückkommen. Der Text ist frisch aus dem Leben gegriffen, die Bilder sind phantasievoll erfaßt, alle eigener Anschauung entstammend. Die Prachtscenerien schöner Architektur- und Gartenbilder, besonders aus Sevilla, Granada u. a., lassen das Wunderland Hispanien im günstigsten Licht erscheinen. Geschmackvolle Initialen und Schlußarabesken der einzelnen Kapitel geben dem Werke den Schmuck reicher Bildlichkeit.

„Wiener Monumentalbauten" (Wien, Lehmann u. Wenzel) geben für Architekten und für alle kunstsinnigen Freunde geschmackvoller Bauten detaillirte und getreue Aufnahmen. Professor von Lützow verfaßt den Text. Das erste Heft bringt Grundrisse und Façaden des Hofoperuhauses und des Justizpalastes.

— Es liegen einige Hefte der „Schalk-Bibliothek" vor (Leipzig, Thiel). Der „Schalk" hat sich bei den Freunden des Humors und der Laune längst beliebt gemacht; hier werden seine wildwachsenden Blumen systematisch geordnet. Die beiden ersten Hefte enthalten „Geographische Kalauer", das dritte „Heitere Geschichten".

— Von neuen Dichtungen für den Weihnachtstisch erwähnen wir des productiven G. Kastropp Mär: „Heinrich von Osterdingen" (Stuttgart, Bonz u. Comp.), eine Dichtung, die denselben Helden hat wie J. Wolff's „Tanhäuser". In einer neuen eleganten Auflage erscheint Ludwig Walesrode's allerliebste Idylle: „Der Storch von Nordenthal" (Stuttgart, Spemann).

Für Christgeschenke empfehlen sich auch die neue westöstliche Lyrik von Friedrich Bodenstedt: „Die Lieder und Sprache des Omar Chajjâm" (Breslau, Schletter), die oft formschönen, oft humoristisch heitern „Dichtungen" von Paul Schönfeld (Stuttgart, Metzler) und die Sammlung „Wechselnde Lichter" von Richard Schmidt-Cabanis (Berlin, Moser), die neben frischen heitern Liedern auch ernste Gesänge enthält, sowie die in anmuthigen Versen erzählte Geschichte aus älterer Zeit: „Dieter und Walheide" von Friedrich Geßler (Lahr, Schauenburg).

Ausländische Literatur.

Es liegt uns eine zweite Auflage des umfassenden Werks „La Tirannide Borghese" von Pietro Ellero (Bologna, Zanichelli) vor. Der Verfasser widmet sein „rauhes und herbes Buch", wie er es selbst bezeichnet, seiner Schwester, Frau Antonia Brasenglia. Es wird hier der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft im allgemeinen und des italienischen Staats insbesondere einer gründlichen Untersuchung vom pessimistischen, man darf wol sagen socialdemokratischen Standpunkte aus unterzogen und die Schäden derselben werden schonungslos aufgedeckt. Der Verfasser hat es jedoch nicht bei dieser bloßen Kritik der bürgerlichen Tyrannei bewenden lassen, sondern hat auch in einem andern Werke, „La Riforma Civile" betitelt, die Mittel zur Besserung der von ihm so scharf verurtheilten Zustände vorgeschlagen.

Ein ebenso umfassendes Werk auf anderm Gebiete ist „L'Idealismo e la Letteratura. Introduzione allo Studio razionale della Letteratura e della sua storia" von Nicolò Gallo (Rom, Forzani u. Comp.). In sieben Kapiteln behandelt der Verfasser in eingehendster, lichtvoller Weise die Wissenschaft und ihre Methode, wie man heute die Literatur versteht, die Aesthetik und die Literatur in ihrer Geschichte, das Kunstschöne, das Schöne in der Literatur, die Idee und die Wissenschaft der Literatur und endlich die Geschichte der Literatur. Eine ausgebreitete Kenntniß der Literatur, der alten wie der neuen, darunter auch die der deutschen, namentlich der philosophischen, macht sich überall bemerkbar.

Eine kleinere Schrift ist „La Sociologia nella Storia, nella

Scienza, nella Religione e nel Cosmo. Saggio Filosofico" von Gerolamo Boecardo (Turin, Vereinsbuchdruckerei). Diese von gründlicher Sachkenntniß zeugende Schrift, ein Wiederabdruck des Vorworts zum achten Bande der „Biblioteca dell' Economista", dritte Serie, die „Soeiologie" von Herbert Speneer enthaltend, behandelt in sechs Kapiteln den soeialen Optimismus, den soeialen Pessimismus, die soeiale Geschichtsweisheit (L'Itrosofia) oder die Fortschrittslehre, den soeialen Positivismus, den soeialen Evolutionismus und schließlich die Experimentalgesellschaftslehre. Die gesammte einschlägige Literatur ist in den Anmerkungen citirt und im Text mit herangezogen worden.

Als Auszug aus der „Nuova Rivista Internazionale" hat einer der Herausgeber derselben, C. V. Giusti, seine gelungene Uebersetzung der Paul Heyse'schen „Madonna in Oliveto" in Separatausgabe unter dem Titel „La Madonna nell' Oliveto, novella in ottava rima" veröffentlicht (Florenz, Favi). Unser berühmter Landsmann, der uns so viel Schönes aus der italienischen Literatur in so meisterhafter Weise vermittelt hat, verdiente es gewiß, daß auch etwas von seinen Schöpfungen den Italienern vermittelt werde, und man kann sich nur freuen, daß es in ebenfalls so würdiger Weise geschehen ist.

Die bedeutendste Erscheinung aus der jüngsten italienischen Literatur, die wir zu verzeichnen haben, ist eine Dichtung ältern Datums, die jedoch erst kürzlich zum Vorschein gekommen. Wir meinen das bisher ungedruckte Gedicht „Appressamento della Morte, Cantica inedita" von Giacomo Leopardi, welches der Advocat und Vicebibliothekar an der königlichen Universität zu Pavia, Zamino Volta, mit einer erläuternden Studie kürzlich veröffentlicht hat (Mailand, Ulrico Hoepli). Die Dichtung datirt von 1816, also aus dem achtzehnten Lebensjahre Leopardi's, und erinnert in dieser Hinsicht an Bryant's herrliches und erhabenes „Thanatopsis", welches dieser Dichter ebenfalls in demselben Alter geschrieben. Die vorliegende Cantica, die das auch für das genannte amerikanische Gedicht so passende Motto von Vittoria Colonna trägt: „Certi non d'altro mai che di morire" (Wir sind keiner andern Sache so gewiß als der, daß wir sterben müssen), ist indessen viel ausgedehnter; denn sie besteht aus fünf Gesängen und ist in terza rima gedichtet. Sie ist schwungvoll und von seltener Frühreife der Gedanken, gerade wie „Thanatopsis". In der Einleitung berichtet der Herausgeber, nach einer Analyse der Dichtung, über ihre Echtheit, ihre Geschichte, wobei er erzählt, wie die vollständige Handschrift in seinen Besitz gelangte, und über ihre Bedeutung und Veröffentlichung.

— Hugo Müller's einaetiges Drama „Beethoven" ist von Gustav Hein ins Englische übersetzt und unter dem Titel: „Beethoven: a Dramatized Episode from his Life, in one Act, introducting his two Songs, «Adelaide» and «Joyful and Mournful»" (Aberdeen, A. u. R. Milne und in Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig) erschienen. Die Uebersetzung des Dramas liest sich so fließend und idiomatisch wie ein Original.

Aus demselben Verlage und Commissionsverlage liegt uns eine im ganzen vortreffliche Uebertragung des Schiller'schen „Wilhelm Tell" in englischem Blankvers von Tarkári vor. Im einzelnen hätten wir manche Ausstellungen zu machen. So sind z. B. Act 2, Scene 2 die drei ersten Verse in Stauffacher's Rede:

> So that the freest is not fendal free,
> An overlord there must be — judge supreme,
> To shape the laws and to decide in quarrels —

wie manche andere Stellen, weder wortgetreu noch gutes Englisch. Doch mit Asher erkennen auch wir die Schwierigkeit aller ähnlichen Versuche an und wissen dabei Nachsicht zu üben, so lange die Verstöße gegen den Text und den Geist der Sprache, in die übersetzt worden, nicht zu arg sind.

Bibliographie.

Beaconsfield, Earl of (Benjamin D'Israeli), Endymion. Aus dem Englischen von C. Böttger. Autorisirte deutsche Ausgabe. 1ster Thl. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 6 M.

Brassey, Mrs. Annie, Sonnenschein und Sturm im Osten. Seefahrten und Wanderungen vom Hyde-Park zum Goldenen Horn, mit besonderer Berücksichtigung Konstantinopels, seines Volkslebens, des Hofes, des Harems u. a. m. geschildert. Für deutsche Leser, vorzüglich Frauen, frei bearbeitet durch Anna Helms. Leipzig, Hirt u. Sohn. 1881. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Burnett, Frances, Louisiana. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Kogge u. Fritze. 1881. 16. 3 M.

Darwin's, C., Gesammelte Werke. Auswahl in 6 Bdn. Mit 143 Holzschnitten, 7 Photographien und dem Porträt des Verfassers. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. 1ste Lfg. Stuttgart, Schweizerbart. 1881. Gr. 8. 1 M.

Fastenrath, J., Stimmen der Weihnacht. Lieder nach dem Spanischen des D. Ventura Ruiz Aguilera. Leipzig, Friedrich. 12. 2 M.

Frantz, C., Schelling's positive Philosophie, nach ihrem Inhalt, wie nach ihrer Bedeutung für den allgemeinen Umschwung der bis jetzt noch herrschenden Denkweise, für gebildete Leser dargestellt. 3ter abschließender Thl.: Die Philosophie der Offenbarung, nebst Charakteristik und Würdigung der ganzen positiven Philosophie. Köthen, Schettler. Gr. 8. 6 M.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorff. 2te Aufl., mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Gregorovius, F., Wanderjahre in Italien. 3ter Bd.: Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. 5te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 5 M. 40 Pf.

Hertzka, T., Die Gesetze der Handels- und Soeialpolitik. 1ster Bd.: Die Gesetze der Handelspolitik. 1stes Hft. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M.

Jahn, H. E., Faust. Eine Satire. Rostock, Meyer. 16. 40 Pf.

Keknlé, R., Das Leben Friedrich Gottlieb Welcker's. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen und Briefen. Mit einem Bildniss Welcker's. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Kühne, M. F., Die Häuser Schaunberg und Starhemberg im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation. Ein Beitrag zur österreichischen Reformationsgeschichte. Hamburg, Oemler. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von A. Traeger. Lithographischer Druck der Kunstanstalt von J. G. Bach in Leipzig. 23ster Jahrgang. 1881. Leipzig, Klinkhardt. 1881. Gr. 4. 20 M.

Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das deutsche Haus. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 10 M.

Kunzendorf, P., Festgrüße. Eine Sammlung von Original-Gedichten, zu allen Gelegenheiten des Lebens passend, nebst einem Anhang lyrischer Gedichte: Leben und Liebe. Berlin, Bonillon. 8. 1 M.

Lohmeyer, J., Sonnenscheinchen. Ein Wald- und Gnomenmärchen. Mit 8 Aquarellen von C. Gehrts. In Farbendruck ausgeführt von A. Kürth in Leipzig. Berlin, A. Duncker. 1881. Gr. 4. 10 M.

Lonsdale, Margaret, Schwester Dora. Autorisirte und von der Verfasserin revidirte Ausgabe von Auguste Daniel. Gotha, F. A. Perthes. 1881. 8. 3 M. 40 Pf.

Lotheissen, F., Molière. Sein Leben und seine Werke. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 10 M.

Maurer, R., Kampf gegen Materialismus oder die Electricitätslehre. Leipzig, Findel. 12. 1 M. 20 Pf.

Mendelssohn's, M., Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik. Mit Einleitungen, Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Mendelssohn's herausgegeben von M. Brasch. 2 Bde. Mit dem Bildnisse Mendelssohn's. Leipzig, L. Voss. Gr. 8. 12 M.

Musik-Welt. Musikalische Wochenschrift für die Familie und den Musiker. Herausgeber und Chef-Redacteur: M. Goldstein. 1ster Jahrg. 1880/81. 52 Nrn. Berlin, Verlag der Musik-Welt. Gr. 4. Vierteljährlich 4 M.

Nordenskjöld. Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878—1880. Autorisirte deutsche Ausgabe. 1ste Lief. Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 1 M.

Norrenberg, P., Allgemeine Literaturgeschichte. 1ster Bd. 1ste u. 2te Lfg. Münster, Russel. 1881. Gr. 8. à 60 Pf.

Oettingen, A. v., „Der Passion". Reiseerinnerungen eines Pilgers nach Oberammergau. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pantenius, T. H., Im Gottesländchen. Erzählungen aus dem kurländischen Leben. 2ter Bd. (Um ein Ei. — Unser Graf. — Der Korfar.) Mitau, Behre. 1881. Gr. 8. 5 M.

Paul, H., Principien der Sprachgeschichte. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 6 M.

Paulus, E., Lieder und Humoresken. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 3 M.

Reiss, W., und A. Stübel, Das Todtenfeld von Ancon in Perú. Ein Beitrag zur Kenntniss der Kultur und Industrie des Inca-Reiches. Nach den Ergebnissen eigener Ausgrabungen. Mit Unterstützung der Generalverwaltung der königlichen Museen. 1ste Lfg. Berlin, Asher u. Comp. Gr. Fol. 30 M.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff. 4ter Bd. 8tes Hft.: Stille Erdwinkel. Reisebilder aus Italien. Von R. Pfleiderer. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 80 Pf.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. 20stes Heft: Peter Cornelius von H. Kretzschmar. — 21stes u. 22stes Heft: Faustina Bordoni-Hasse von A. Niggli. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 4. à 75 Pf.

Sarwey, O. v., Das öffentliche Recht und die Verwaltungsrechtspflege. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 15 M.

Taylor, G., Antinous. Historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit. Leipzig, Hirzel. 8. 6 M.

Vincke, G. Freih., Lustspiele. (Neue Folge.) Freiburg i. Br., Wagner. 1881. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

Festgeschenke und Nova.

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. M. 3, Orig.-Einb. M. 4.
— — Röm. Schlendertage. 4. Aufl. m. Titelbild M. 5,60, Orig.-Einb. M. 6,50.
— — Marschenbuch. 2. Aufl. M. 6, Orig.-Ein. M. 7,50.
v. Brousart, J., 5 Lieder f. 1 Singst. m. Pianofbegl. M. 2,50.
— — 5 Weihnachtslieder f. 1 Singst. m. Pianofbegl. M. 2.
— — 5 Gedichte von Bodenstedt f. 1 Singst. f. Pianofbegl. M. 2,70.
Charl. Droste's Kochbuch f. alle Stände. 2. stark. verm. Aufl. M. 1,50, Orig.-Einb. M. 2.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. m. Titelbild. M. 4, Orig.-Einb. M. 5.
— — Die Hexe. Trauersp. in 5 Aufz. 2. Aufl. M. 2, Orig.-Einb. M. 3.
Kaden, W., Italien. Gypsfiguren. M. 5,60, Orig.-Einb. M. 6,50.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 2. Aufl. M. 4, Orig.-Einb. M. 5.
— — Nassreddin Chodja. Ein osmanischer Eulenspiegel. 3. Aufl. M. 2, Orig.-Einb. M. 3.
— — Balladen u. Bilder. 2. Aufl. M. 2, Orig.-Einb. M. 3.
Spaeth, H., Samenk. der Wahrheit. Grundwahrheiten des Christenth. in 32 Predigten. M. 7, Orig.-Einb. M. 8.
Stahr, Ad., Ein Jahr in Italien. 5 Thle. 4. Aufl. M. 15. In 2 Orig.-Einbdn. M. 18.
— — Herbstmonate in Oberitalien. Suppl. zu „Italien". 2. Aufl. M. 6,75, Orig.-Einb. M. 8,25.
Volksbote. Volksk. 1881. 44. Jahrg. Reich illustrirt 50 Pf.
Verlag der **Schulzeschen** Hofbuchhandlung in **Oldenburg.**

Soeben erschienen:

Nordenskjöld.

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878—1880.

Die **erste Lieferung** dieses hochwichtigen Werks (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) ist zum Subscriptionspreis von 1 M. nebst **Prospect** in jeder Buchhandlung zu haben.

Lord Beaconsfield's neuer Roman.

Im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben:

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield (Benjamin D'Israeli).

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Erster Theil. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der zweite und dritte Theil wird in kurzem folgen und damit der soeben veröffentlichte Roman des berühmten englischen Staatsmannes in deutscher Ausgabe vollständig vorliegen. Zu haben in allen Buchhandlungen.

Weihnachten 1880.

Empfehlenswerthe Festgeschenke aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Zwölfte, umgearbeitete Auflage. 15 Bände. Geheftet 90 M. In Halbfranzband 112 M. 50 Pf.
Ausgabe auf Velinpapier: geheftet 135 M., gebunden 180 M.

Bilder-Atlas.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon. Zweite, umgearbeitete Auflage.
500 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie. Folio. 75 M., gebunden in 8 Bänden 105 M.
Erläuternder Text. 2 Bände. Octav. Geheftet 15 M., gebunden 20 M.

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon.

Encyklopädisches Handwörterbuch.

Dritte umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen. 2 Bände. Geh. 12 M.
In 2 Leinwandbänden 15 M. In 1 Band gebunden in Halbfranz 15 M.
In 2 Halbfranzbänden 17 M. Ausgabe auf Velinpapier in 2 Halbfranzbänden 25 M.

In allen Buchhandlungen vorräthig.
Ein reichhaltiges Verzeichniß ausgewählter Werke in eleganten Einbänden aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK Berlin

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 23. December 1880.

Inhalt: Zur kirchlich-politischen Literatur. — Eine englische Literaturgeschichte. Von Rudolf von Gottschall. (Beschluß.) — Zur Charakteristik der Gebrüder Grimm. Von Daniel Sanders. — Märchen und Erzählungen von K. Trebitz. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur kirchlich-politischen Literatur.

1. Die Grundlage christlicher Politik. Von J. Renninger. Würzburg, Wörl. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.
2. Dr. Karl Giskra über die Jesuiten. Rede, gehalten am 24. März 1874 im Abgeordnetenhause aus Anlaß der Debatte über den Fortbestand der innsbrucker theologischen Facultät. Wien, Administration der Alma Mater. Gr. 8. 80 Pf.
3. Unter welchen Bedingungen kann der Altkatholicismus seine ihm von Gott gegebene Aufgabe, die römische Herrschaft endgültig zu stürzen, erfüllen. Eine Gewissensfrage an die Altkatholiken zunächst Badens gestellt von F. Michelis. Straßburg, Schneider. 8. 1 M.
4. Des Culturkampfes Ende. Eine Denkschrift von Karl Hase. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 M.

Wenn Religion, Moral, Recht und Politik in das richtige Verhältniß zueinander gebracht sind, so haben wir, sagt J. Renninger (Nr. 1), die Grundlage derjenigen Politik, welche die allein rechtmäßige ist. Als Beispiel hierfür führt er einerseits das alte Römische Reich an, das zu Grunde ging, als Religion, Sitte und Recht nicht mehr geachtet und so der Politik ihr Fundament entzogen wurde, andererseits Preußen, dessen selbstverleugnende Durchdringung mit dem Sittlichkeitsbegriff Hegel's, nach Hartmann's Aeußerung, die Ursache der innern und äußern Erfolge seiner Politik seit 1866 war. Unter Politik versteht der Verfasser den Inbegriff der Maximen und Regeln, nach denen die gesetzmäßige Autorität für die Ordnung des Gemeinwesens sorgt, das allgemeine Beste, die Wohlfahrt ihrer Untergebenen erstrebt, und er sucht nachzuweisen, daß die wahre Politik auf rechtlicher, sittlicher und religiöser Basis sich aufbauen muß. Die Staatsautorität, mag sie eine monarchische oder republikanische oder constitutionelle sein, ist eine von Gott mitgetheilte, somit auf göttliche Causalität zurückzuführen, und fordert, da sie selbst theil hat an der göttlichen Autorität, Unterwerfung. Wer sich der von Gott angeordneten Obrigkeit widersetzt, widersetzt sich ebendamit der Anordnung Gottes. Dies ist die bekannte Auffassung des Apostels Paulus, die er im dreizehnten Kapitel des Römerbriefs entwickelt. Wenn die Könige sich „von Gottes Gnaden" nannten, so wollten sie damit diese Anschauungen zum Ausdruck bringen. Daß jede Auflehnung gegen die Autorität, jede Revolution etwas Sündhaftes ist, weil sie ein Widerstand gegen Gott selbst ist, ergibt sich aus dem Obigen. Freilich wenn die Autorität etwas durch Gottes Gesetz Verbotenes befiehlt, ist der Gehorsam nicht gestattet; doch darf die Verweigerung desselben nie zum positiven Widerstand werden, sondern nur als passiver Widerstand sich äußern. Damit haben wir freilich schon ein bedenkliches Kapitel berührt, da die katholische Kirche es liebt, alle ihre Einrichtungen und Anordnungen, welche zum Theil sehr menschlichen Ursprungs sind, als göttliche, somit ihre Gebote und Verbote als göttliche Gebote und Verbote auszugeben. Der Verfasser nennt zwar Kirche und Staat selbständige vollkommene Gesellschaften, glaubt aber, daß dadurch eine Unterordnung nach einer bestimmten Richtung hin nicht ausgeschlossen sei. Da die Kirche es ist, welche die ewigen Principien der Religion und Sittlichkeit in sich trägt, so hat der Staat die Pflicht, ihr einen günstigen Boden für ihre Entfaltung zu gewähren, ihre heiligen, immanenten Rechte hochzuachten und zu schützen, in ihrem Kreise sie frei gewähren zu lassen, sie als die höchste Erzieherin anzusehen und kein Gesetz zu geben, welches das göttliche Recht verletzt, mag dies nun von Gott selbst in seiner Offenbarung unmittelbar oder mittelbar durch sein Organ, die unfehlbare Kirche, festgestellt sein. Wie die Rechte der Kirche, so hat die Staatsgewalt auch die Rechte anderer Staaten, die ja gleichfalls auf göttliche Causalität zurückzuführen sind, zu achten; sie darf keine Annexionen, sei es von Privateigenthum,

wie des Vermögens der Klöster und frommer Stiftungen, sei es von Ländern unter dem Titel der Nationalität, vermittels der Vergewaltigung der legitimen Besitzer sich erlauben. Wenn schließlich der Verfasser sagt, daß feindliche Mächte, welche die Gesellschaft corrumpiren — mögen es Associationen sein, wie Freimaurerbünde, oder Rednerbühnen, von denen aus unsittliche Principien unter dem Volke verbreitet werden, oder Literatur und Presse, welche die Religion und Sittlichkeit untergraben —, vom Staate ohne ängstliche Furcht mit der ihm von Gott gegebenen Gewalt „reprimirt" werden sollten, so ließe sich die Frage aufwerfen, warum denn die Centrumsfraction, welche sich als die Vorkämpferin der katholischen Kirche, dieser „Trägerin der Religion und der Sittlichkeit", so gerne bezeichnet, doch zugleich so gar nichts thut, um die die Gesellschaft durch ihre Versammlungen, Vereine und Presse corrumpirende Socialdemokratie zu „reprimiren", vielmehr 1878 gegen das Socialistengesetz und 1880 gegen die Verlängerung desselben gestimmt hat? Politik kann nach den theologisch-philosophischen Recepten des Verfassers nicht gemacht werden, weder innere noch äußere; denn seine Deductionen setzen weltliche und geistliche Regierungen voraus, welche die christlichen Principien nicht blos auf den Lippen und dem Papier, sondern auch in den Herzen haben, und nicht solche, wie wir sie, soweit wir in der Geschichte zurückgehen mögen, sowol auf den weltlichen Thronen, als auf den päpstlichen Stühlen finden. Einem Staate zumuthen, daß er die Kirche sammt ihren Vertretern als ein göttliches Heiligthum, von dem selbst wieder nur Göttliches ausgehe, ansehen solle, heißt nichts anderes, als seine Unterwerfung, seine Degradirung zu einem Paraguay von ihm verlangen. So weit wird es aber hoffentlich so bald nicht kommen.

Der jetzt verstorbene österreichische Abgeordnete Karl Giskra (Nr. 2) betrachtete diese kirchlichen Dinge etwas kritischer. Bei der Berathung des Budgets des Cultusministeriums hatte die Commission den Antrag gestellt, die aus acht Jesuiten bestehende theologische Facultät in Innsbruck aufzuheben und die für dieselbe eingebrachte Exigenz nicht zu bewilligen. Dies veranlaßte Giskra, die Grundsätze und die Thätigkeit der Jesuiten in einer längern Rede scharf zu beleuchten, um, was ihm nicht gelang, dem Commissionsantrag zur Annahme zu verhelfen. Er erwähnte die exercitia spiritualia, welche Ignatius selbst aufgestellt und zur Grundlage der Ordensorganisation gemacht hat, wonach die einzelnen Ordensmitglieder in ihrem Gehorsam gegen die Obern so weit gehen sollten, daß sie nicht blos ebendasselbe wollen, sondern auch ebendasselbe denken wie jene, sich geradezu für eine Leiche halten sollten, welcher kein Wille und keine Einsicht eigen ist. Als die praktischen Zwecke des Jesuitenordens bezeichnete er die Beherrschung der Geister und der Gemüther, welche hauptsächlich durch die Lehre von der Unfehlbarkeit und von der Allgewalt des Papstes zu erzielen sei, und zwar sollte die Unfehlbarkeit nicht nur auf Glaubenssachen, sondern auch auf Sittenangelegenheiten sich erstrecken, sodaß, falls der Papst ein Laster befehlen oder das Gute verbieten würde, die Kirche das Laster für gut, die Tugend für schlecht ansehen müßte. Die Allgewalt sollte eine so schrankenlose sein, daß es außer der päpstlichen gar keine Souveränetät mehr gab, die fürstliche Souveränetät nur durch die Zulassung des päpstlichen Stuhls Geltung hatte und sämmtliche Kleriker nicht Unterthanen eines Fürsten waren und nicht als solche behandelt werden durften. Daß bei diesem Cadavergehorsam, welcher als die höchste Tugend gepriesen wurde, die Moral den Zwecken des Ordens und der Kirche ganz untergeordnet, ein Mordbefehl gegen einen sogenannten Tyrannen unbedenklich befolgt wurde, ist selbstverständlich. Giskra versäumte es nicht, seiner Polemik gegen die Jesuiten dadurch eine mächtige Bundesgenossenschaft zu verschaffen, daß er die Bulle vom 21. Juni 1773 wörtlich verlas, durch welche Clemens XIV. den Orden aufhob „in der Erwägung, daß die erwähnte Gesellschaft die reichen Früchte nicht mehr bringen und den Nutzen nicht mehr schaffen könne, wozu sie gestiftet, ja daß es kaum oder gar nicht möglich sei, daß, solange sie bestehe, der wahre und dauerhafte Friede wiederhergestellt werden könne". Nachdem Giskra die Thätigkeit des Ordens unter Pius IX. geschildert und denselben als denjenigen, welcher, unveränderlich und unverändert, heute ist, was er vorher war, bezeichnet hatte, durchsäuert von Intoleranz, durchglüht von Fanatismus, forderte er das Abgeordnetenhaus auf, der Regierung die Mittel zu verweigern zur fernern Aufrechthaltung dieser innsbrucker „Brutstätte der Verdummung, des Aberglaubens und Fanatismus".

Wie Giskra von der Allgewalt des Papstes, so spricht F. Michelis (Nr. 3) von dem Gedanken einer römischen Weltherrschaft, der in unsern Tagen noch ebenso wie früher bestehe. Die Frage, ob der moderne Staat, ob die fortschreitende Cultur und die Wissenschaft im Stande seien, den Kampf mit der Politik der Kirche siegreich zu bestehen, verneint er: es müßte denn sein, daß der Staat die wahre Idee der katholischen Kirche, wie sie der Altkatholicismus in seiner Verfassung ausgeprägt hat, offen und klar als das katholisch allein zu Recht Bestehende anerkennt und die Wissenschaft aufhörte, eine Feindin des Glaubens zu sein. In der Durchführung der Idee des Altkatholicismus, dessen Politik darin bestehe, die rein moralische Stellung der katholischen Kirche auf Erden hoch zu halten und zu zeigen, daß die Kirche bestehen könne, ohne auf ewig den irdischen Ballast der verweltlichten Hierarchie und des entchristlichten römischen Papstthums mit sich zu schleppen, findet der Verfasser allein das richtige Mittel, um die römische Weltherrschaft erfolgreich zu bekämpfen. Seinem Ursprunge nach war ja der Altkatholicismus nichts anderes als der Widerstand des katholischen Bewußtseins gegen die unrechtmäßig in der Kirche versuchte Legalisirung des päpstlichen Ab-

solutismus. Dieser Widerstand war eine Pflichterfüllung, wozu das durch die katholische Ueberzeugung, durch den Glauben an Gott und seine Kirche bestimmte Gewissen die Katholiken genöthigt hatte. Dieselben wollten eine Kirche gründen, die nichts weiter als eine Kirche sein wolle, nicht selbst sich zum Staat mache. Nur bei einer solchen Auffassung der Kirche gebe es keinen Kampf zwischen Kirche und Staat. Sei die jetzige Krisis, welche nicht lange dauern könne, überwunden, so werde die wirkliche Bedeutung des Altkatholicismus zur Geltung kommen, wenn anders er seines Ursprungs und seines sittlichen Charakters als des katholischen Kampfes gegen den päpstlichen Absolutismus wahrhaft eingedenk bleibe. Denn sollte es von seiten des Staats zum Versuch eines Compromisses kommen, so würde das unfehlbare Rom sich nie auf einen solchen einlassen, in welchem die rechtliche Existenz des Altkatholicismus stipulirt wäre; sollte aber die Reichspolitik mit Preisgebung des Altkatholicismus einen Compromiß mit Rom erkaufen, so würde derselbe äußerlich freilich noch verlassener dastehen, innerlich aber um so mehr erstarken und als der Repräsentant der echten kirchlichen Freiheit, als der Träger des wahren Gedankens der Kirche erscheinen. Als das tauglichste Mittel, die römisch-päpstliche Weltherrschaft zu stürzen, empfiehlt der Verfasser die Berufung eines Gegenconcils gegen das Vaticanum und zwar auf deutschem Boden, mit der ausgesprochenen Absicht, die Reform der Kirche zu ihrer wahren Form ernstlich ins Auge zu fassen und eine von Rom unabhängige deutsche Nationalkirche zu gründen.

Mit dieser Auffassung und diesen Rathschlägen ist der jenaer Kirchenhistoriker Karl Hase nicht einverstanden. Zur Abfassung seiner Schrift „Des Culturkampfes Ende" (Nr. 4) hat ihn der Gedanke veranlaßt, daß die Herrlichkeit des auferstandenen Deutschen Reichs durch den Culturkampf getrübt, und daß ein wirklicher Culturkampf gegen alle höhere Bildung dadurch drohender geworden sei. Sein Bestreben ist also, Mittel und Wege zu finden, wie der Culturkampf aus der Welt geschafft und Friede zwischen dem Deutschen Reiche und dem Vatican hergestellt werden könne. Zu diesem Zwecke spricht er zunächst von der Entstehung dieses Conflicts und gibt eine kurze Uebersicht über sämmtliche in dieses Gebiet gehörige Thatsachen des letzten Jahrzehnts. Die Betrachtung der jetzigen Verhältnisse erweckt in ihm die Besorgniß, daß, falls dieser Zustand noch einige Jahre währen sollte, Preußen ohne Bischöfe und fast ohne Priester sein, und daß aus der Unkirchlichkeit und der Verwilderung der den Einflüsterungen der Socialdemokratie zugänglichen Massen eine bedenkliche Gefahr für den Staat entstehen würde. Der Friede zwischen Staat und Kirche wäre ja so leicht zu schließen, wenn jede der beiden Gewalten ein fest und bestimmt abgegrenztes Gebiet hätte und von keinem dieser Gebiete irgendwelche Interventionsbrücken und Stephan'sche unterirdische Telegraphendrähte in das andere hinüberführten. Der Verfasser gesteht dem Staate das Recht zu, für das Grenzgebiet, auf welchem sich dieser mit der Kirche berührt, feste Normen aufzustellen und für die nach seiner Rechtsordnung erlassenen Gesetze Gehorsam zu fordern, nöthigenfalls zu erzwingen. Andererseits legt er dem Staate als einer sittlichen Ordnung auch die Pflicht auf, die religiösen Ueberzeugungen und Satzungen der Religionsgesellschaften, welche in seinem Schose erwachsen oder in denselben aufgenommen sind, so weit zu achten und zu schonen, als sie mit dem Staatszwecke verträglich sind. Ueber diese mögliche Verträglichkeit können freilich sehr bedenkliche Fragen entstehen. Wenn der Verfasser meint, daß diese Fragen nur nach Billigkeit mit Weisheit zu entscheiden seien, so erhebt sich die weitere und zwar, wie uns dünkt, gewichtigste Frage, ob auch auf beiden Seiten die nöthige Weisheit, und noch mehr, ob auch auf beiden Seiten die wünschenswerthe Billigkeit zu finden sei. Daß von letzterer Eigenschaft die päpstliche Curie niemals viel Vorrath auf Lager gehabt hat, zeigt uns fast jedes Blatt der Kirchengeschichte. Die Lage erscheint also dem Verfasser eine solche, daß, wenn einerseits die römische Kirche sich gebunden achtet, alle Traditionen des Mittelalters als göttliche Satzungen festzuhalten, andererseits der preußische Staat die Maigesetze unbedingt festhalten will, die Herstellung eines Friedens unmöglich ist und beide Mächte, Staat und Kirche, die Wundmale davontragen würden; daß daher ein gegenseitiges Nachgeben geboten sei; daß es dem Staate, welcher ja keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit mache, wohl anstehe, die Maigesetze, nachdem sie vielleicht einen guten Theil ihrer Aufgabe erfüllt haben, einer gesetzlichen Revision zu unterwerfen, aus welcher sich leicht ergeben könnte, daß in dem, was der preußische Staat von jenen Gesetzen festgehalten hat, keine Verfolgung der katholischen Kirche liege, und daß dasjenige, was der Staat aufgeben kann, keineswegs auf dem Wege nach Canossa oder nach Damaskus liege. Indem nun der Verfasser sämmtliche Anordnungen und Gesetze, welche von der Regierung, dem Reichstage und dem Landtage erlassen worden sind, einer speciellen Prüfung unterzieht und jedes einzelne Gesetz darauf ansieht, ob der Staat unbeschadet seiner Stellung und seiner Würde dasselbe aufgeben oder wenigstens modificiren könne, kommt er zu dem Resultat, daß manche dieser Anordnungen und Gesetze aufrecht erhalten werden müßten, daß andere unbedenklich aufgehoben werden könnten, daß einige unter den veränderten Verhältnissen von selbst ihre Bedeutung und ihre Gültigkeit verlieren würden. Zur ersten Klasse rechnet er die Anordnung bezüglich der Auflösung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium, das Schulaufsichtsgesetz, wobei er den Simultanschulen nicht das Wort redet, das Jesuitengesetz, das Civilehegesetz, die Gesetze über Beschränkung der kirchlichen Disciplinargewalt, über die Verwaltung erledigter Bisthümer und über die Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchgemeinden, welch letzterm Gesetz die Bischöfe in ihrem eigenen Interesse ihre Mitwirkung sofort

zugesagt haben. In der zweiten Rubrik werden aufgeführt die Gesetze über Einsetzung eines Gerichtshofs für kirchliche Angelegenheiten und über eine nähere Declaration bezüglich der Anstellung der Geistlichen. Einer Modification bedürftig sind, nach der Ansicht des Verfassers, diejenigen Bestimmungen des Gesetzes über Vorbildung und Anstellung von Geistlichen, welche das sogenannte Culturexamen verlangen und die Anzeigepflicht auferlegen. Als Ersatz für jenes empfiehlt der Verfasser die Zuordnung eines Regierungscommissars zu der kirchlich-theologischen Prüfung; die Anzeigepflicht wünscht er als eine für den Staat nicht sonderlich wichtige, für die Curie aber unannehmbare Bestimmung ganz aufgehoben oder in eine bloße Höflichkeitsmeldung umgewandelt zu sehen. Es scheint uns aber, daß es dem Staat absolut nicht gleichgültig sein könne, was für Leute von den Bischöfen als Geistliche angestellt werden, und daß der Papst keinen Grund hat, das, was er der würtembergischen Regierung zugestanden hat, der preußischen zu verweigern. Die Aufhebung sämmtlicher Klöster billigt der Verfasser nicht, weil sie den kirchlichen Traditionen zu sehr zuwiderlaufe, und beantragt daher die Zulassung bestimmter Orden unter Oberaufsicht der Regierung. Das Altkatholikengesetz möchte der Verfasser preisgeben, da es für einen Ausgleich besondere Schwierigkeiten machen könnte, und er tadelt besonders die Bestimmung über die Theilnahme an dem Genuß des Kirchenvermögens. Das sogenannte Brotkorbgesetz bezeichnet er als ein solches, das mit dem ersten Eintreten eines Friedensstandes von selbst abgethan wäre. Nachdem der Verfasser die Maigesetze hat Revue passiren lassen und verschiedene namhafte Concessionen beantragt hat, gibt er sich angesichts dessen, daß Minister Falk selbst gesagt hat, viele Bestimmungen der Maigesetze würden sofort unanwendbar, wenn von seiten der Curie nur ein Weniges geschähe, und angesichts der, wenn auch nicht in Thaten, so doch um so kräftiger in Worten ausgedrückten Friedensliebe des Papstes Leo XIII., der Hoffnung hin, daß auf Grund „ermäßigter" Maigesetze der Friede hergestellt werden wird. Dabei verkennt er nicht, daß manche Forderungen, am allermeisten die der Wiedereinsetzung der abgesetzten Bischöfe, auf Schwierigkeiten stoßen würden, und daß eine königliche Amnestie nicht ohne Auswahl verfahren könnte. Die Wiedereinsetzung der Bischöfe ist aber, und zwar ausnahmslos, eine Unmöglichkeit, sofern sie eine bedingungslose sein soll; sie ist nur dann möglich, wenn die Bischöfe die schriftliche Erklärung abgeben, daß sie sich rückhaltslos den Staatsgesetzen unterwerfen. Das Rechtsgefühl des deutschen Volks würde sich schwer verletzt fühlen, wenn die nämlichen Männer, welche durch den Spruch eines Gerichtshofs als Rebellen gegen das Gesetz für unfähig zur Führung ihres Amts und für abgesetzt erklärt worden waren, wenige Jahre nachher wieder als fähig prädicirt und in ihr altes Amt wiedereingesetzt würden, ohne daß inzwischen von seiten der Bischöfe auch nur das Geringste geschehen wäre, um dem Staat eine bessere Meinung hinsichtlich ihrer rebellischen Gesinnung beizubringen. Aber selbst wenn alle die Concessionen, welche der Verfasser zu machen beantragt, von der Regierung angenommen und wenn dieses reichhaltige Menu dem Papste zur Genehmigung vorgelegt würde, welcher Erfolg wäre damit erzielt? Sicherlich doch kein anderer, als daß dem Papste und seinen Rathgebern der Appetit dann erst recht kommen würde.

Eine englische Literaturgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Geschichte der englischen Literatur von H. Taine. Autorisirte deutsche Ausgabe. Erster Band: Die Anfänge und die Renaissancezeit. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Leopold Katscher. Zweiter Band: Das classische Zeitalter. Dritter Band: Die Neuzeit. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Gustav Gerth. Leipzig, E. J. Günther's Nachfolger. 1878—80. Gr. 8. 31 M. 50 Pf.

Der zweite Theil des Taine'schen Werks behandelt das classische Zeitalter und beginnt wiederum mit einem ebenso meisterhaften Cultur- und Situationsbild, wie die Schilderung des Puritanerthums im ersten Theile. Der Rückschlag gegen letzteres trat mit der Restauration ein: die liederliche Hofwirthschaft, das Maitressenthum, Gemeinheit, Grausamkeit, Roheit der Sitten. Butler verspottet in seinem „Hudibras" in grober und roher Weise das Puritanerwesen; Lord Rochester ist ein Wüstling in seinen Werken, wie in seinem Leben; Hobbes, der Philosoph der rohen Gewalt, paßt in diese Zeit der Ausschweifungen, welcher die attische Grazie fehlte. Vortrefflich ist der weltmännische Charakter der Epoche gezeichnet: die Etikette, die Belustigungen, die Unterhaltungen, die Sitten und Talente des Salons; ebenso die galanten Schriftsteller der feinen Welt mit ihrer äußern Correctheit und Pflege des Stils bei Mangel an Poesie. Das zur Puritanerzeit geschlossene Theater wird wieder geöffnet; doch der Charakter der Bühne und die Zeitrichtung sind wesentlich verändert. Taine gibt ein Bild des Lustspiels, das die Sitten der feinen Welt wiederspiegelt; wiederum kommt es ihm weniger auf das Porträt der einzelnen Schriftsteller an, als auf das Gesammtbild des Lebens und der Charaktere, wie es ihre Stücke vorführen. Nur von Wycherly erhalten wir einen biographischen Umriß; Congreve, Farquhar, Vanbrugh und die andern werden gleichsam in einen

Topf geworfen; Cibber, Aphra Behn, die Susanne Centlivre werden gar nicht oder ganz beiläufig erwähnt. Die Verwickelungen in dem Lustspiele dieser Epoche findet Taine nicht feingeschürzt und unwahrscheinlich, meist zwei nebeneinander herlaufende Handlungen locker verknüpft, die ganze Lust auf der Bühne bei buntem Gewühl flüchtig und oberflächlich mit herbem, oft bitter höhnischem Beigeschmack. Dagegen fehlt den Dichtern nicht die Kenntniß der genauen Details, der wirklichen Verhältnisse und Gefühle; sie tragen frank und frei das widrig grelle Roth auf, mit dem allein ihre frechen Wüstlinge gemalt werden können; sie können das Muster einer guten Unterhaltung geben; sie haben Leichtigkeit des Pinsels, Glanz, Ungezwungenheit. Taine stellt nun zunächst aus verschiedenen Stücken von Farquhar, Vanbrugh die natürlichen Rollen zusammen, deren Einfalt die angeborene Gemeinheit in ihrer ganzen Nacktheit zeigt, und dann die künstlichen Rollen, die feinen, leichtsinnigen, zungenfertigen Weltdamen. Er führt das Lustspiel dann fort bis zu Sheridan, dessen Gesellschaftskomödie glänzend und sehr amüsant ist; aber das Metall ist nicht immer sein eigenes und nicht immer das gediegenste. Sein Lustspiel „The school for scandal" ist der letzte Erfolg der von Tag zu Tag immer mehr verlöschenden englischen Komödie; doch der Autor nahm dazu zwei Charaktere aus Fielding: Bifil und Tom Jones, zwei Stücke von Molière: „Le Misanthrope" und „Le Tartufe", und aus diesen wirksamen, mit wunderbarer Gewandtheit verarbeiteten Stoffen schuf er das brillanteste Feuerwerk, das man je gesehen. Seit Sheridan gibt es kein englisches Lustspiel mehr.

Taine kehrt dann wieder zu Dryden zurück und entwirft ein eingehendes Porträt dieses hervorragenden Schriftstellers. Aus einer Kritik des altenglischen und des gleichzeitigen französischen Theaters ging seine dramaturgische Theorie und seine dramatische Production hervor; ihm fehlte die ureigene Conception; er hatte ein Publikum von Trunkenbolden, Maitressen, gemeinen Epikuräern:

Die prachtvollen Decorationen, der Scenenwechsel, das Gewirr langer Verse und unnatürlicher Gefühle, die Beobachtung einiger von Paris gebrachten Regeln: das war die naturgemäße Nahrung für ihre Eitelkeit und Thorheit, das war das Theater der englischen Restauration.

Die einzelnen Dramen, welche Taine mit Opernlibrettos vergleicht, werden einer eingehenden Analyse unterworfen; besonders „Tyrannic Love or the royal Martyr" und „All for love". Das letztere Stück, ein Drama, dessen Helden Antonius und Kleopatra sind, hat große Vorzüge: das langsame Anschwellen der Leidenschaft und des Zorns, männliche Charaktere, darunter besonders Antonius selbst. An Dryden schließt sich Thomas Otway, der Dichter des „Venice preserved", voll düsterer Phantasie und Lebensauffassung, ein Zeichner wild dahinstürmender Leidenschaften, aber im übrigen ein Kind seiner Zeit, matt und unnatürlich, eingetaucht wie die andern in die schwere graunumwölkte, halb französische halb englische Atmosphäre, wo die glänzenden, von Frankreich herübergebrachten Lichter erstickt von dem insularen Nebel verlöschten. Bedeutender erscheint Dryden als Schriftsteller; Pamphlete und Dissertationen, Briefe, Uebersetzungen und Nachahmungen: das ist das Feld, wo seine logischen Fähigkeiten, sein gehaltvoller, exacter, periodenreicher Stil die beste Verwendung finden.

Die Hauptvertreter der classischen Epoche sind Addison, Swift und Pope; die Charakteristik dieser drei Koryphäen des englischen Geistes ist eine vorzügliche; besonders ist die Schilderung des schwarzgalligen hypochondrischen Dekans ein kleines Meisterstück. Eine Parallele zwischen Addison und Swift stellt dieselben in den entschiedensten Contrast:

Bei der großen geistigen Umwandlung, die das ganze 18. Jahrhundert in Anspruch nimmt und England seine politische und moralische Basis verleiht, treten zwei in der Politik und Moral bedeutende Männer auf, alle beide vollendete Schriftsteller, die vollendetsten, die man in England gesehen hat. Sie sind beide die beglaubigten Wortführer einer Partei, Meister in der Kunst der Ueberredung und Ueberzeugung; auf Philosophie und Kunst beschränkt, sind beide einer unbefangenen Prüfung der Gefühle nicht fähig und suchen stets nur in den Dingen Motive zur Billigung und zum Tadel zu finden. Sonst aber herrscht ein himmelweiter Unterschied zwischen ihnen: der eine glücklich, wohlhabend, geliebt, der andere gehaßt, gehässig, der unglücklichste unter den Menschen; der eine ein Anhänger der Freiheit und edelsten Hoffnungen des Menschen, der andere Vertreter einer reactionären Partei und erbitterter Verlästerer der menschlichen Natur; maßvoll und fein, stellte der eine das Muster der gediegensten, durch die continentale Bildung vervollkommneten englischen Eigenschaften auf; zügellos und furchtbar, gab der andere ein Beispiel der rauhesten, durch alle Grade der Zerstörung und Verzweiflung schranken- und regellos entfesselten englischen Naturtriebe.

Addison's Schriften werden einzeln durchgegangen; noch mehr aber kommt es Taine auf den literarischen und geistigen Grundzug seines Wesens an, den er besonders durch zahlreiche Stellen aus dem „Spectator" erläutert. Addison ist in seiner Satire maßvoll, heiter, Herr seiner selbst; die moralischen und religiösen Grundzüge verleugnen sich bei ihm nicht, doch seine Einkleidung und Inscenirung ist mannichfach und glänzend:

In dieser ausgeschmückten Moral, in diesem feinen, so correcten und beredten Verstand, in dieser sinnreichen und edeln Phantasie finde ich im Abriß alle charakteristischen Züge Addison's. Das sind die englischen Nuancen, die ihr classisches Zeitalter von dem französischen unterscheiden: ein beschränkterer und mehr praktischer Verstand, eine mehr poetische und weniger beredte Urbanität, eine mehr erfinderische und reiche, jedoch weniger gesellige und feine Geistesart.

Swift's traurige Lebensverhältnisse, die ihm nicht gehaltenen Versprechungen der Großen, sein politischer Parteikampf, seine Doppelliebe, die zwei Frauen unglücklich machte, seine Zerrüttung und sein Wahnsinn: das ist die dunkle Folie für seine herbsatirischen Schriften:

Zwanzig Jahre voller Kränkungen ohne Rache, voller Erniedrigungen ohne Unterlaß, der innere Sturm erst genährter, dann vernichteter Hoffnungen; lebhafte und glänzende, durch den Zwang eines mechanischen Berufs plötzlich verblichene Träume;

die Gewohnheit, zu leiden und zu hassen, die Nöthigung, seinen Haß und seine Leiden zu verbergen; das kränkende Bewußtsein der Ueberlegenheit, die Isolirung des Genies und des Stolzes, die Bitterkeit aufgehäuften Grimmes und verhaltener Verachtung: das sind die Stacheln, die ihn wie einen Stier aufgereizt haben. Mehr als tausend Pamphlete in vier Jahren erbitterten ihn mit Bezeichnungen wie Abtrünniger, Verräther, Atheist noch mehr. Er zertrat sie alle, setzte seinen Fuß auf die Whigpartei und stillte seinen Haß mit der pikanten Freude des Siegs. Wenn sich je eine Seele mit der Lust am Zerreißen, am Schmähen und Zerstören gesättigt hat, so war es die seinige. Ein Uebermaß von Verachtung, eine unbarmherzige Ironie, eine niederschmetternde Logik, das höhnische Lächeln des Kämpfers, der im voraus die Stelle sieht, wo er seinen Gegner bis zum Tode verwunden wird, der auf ihn losgeht und ihn in Muße, Erbitterung und Wohlgefallen martert: das sind die Gefühle, von denen er durchdrungen war.

Seine Pamphlete, seine kleinen, oft traurigen Gedichte, seine beiden satirischen Hauptwerke: „A tale of a tub" und „Gulliver's travels", werden eingehend analysirt: es ist eine geistvolle Analyse, welche aus allem Detail stets das ganze Charakterbild herausmeißelt; überall sehen wir den kalten, ernsten, gründlichen, schmucklosen Schriftsteller, der alles mit einer brutalen und stets hochmüthigen Kaltblütigkeit in den Staub zieht. Wir theilen die abschließende Charakteristik Swift's hier mit als eins der glänzendsten Blätter dieser Literaturgeschichte:

Das ist dieses große und unglückliche Genie, das größte des classischen Zeitalters, das unglücklichste der Geschichte. Durch und durch Engländer, hat ihn das Uebermaß seiner englischen Eigenschaften begeistert und verzehrt. Er besaß jene Tiefe der Leidenschaft, die den Grundzug der Rasse bildet, jene Unermeßlichkeit des Stolzes, die durch die Gewöhnung an Freiheit, Herrschaft und Erfolg der Nation aufgedrückt, jene Gründlichkeit des positiven Geistes, die durch die Geschäftspraxis in dem Lande eingeführt wurde. Er war durch seine entfesselten Leidenschaften und durch seinen unbändigen Hochmuth von Macht und Thätigkeit ausgeschlossen, ausgeschlossen von Poesie und Philosophie durch die Scharfsinnigkeit und Beschränktheit seines klaren Verstandes; er sah sich der Tröstungen beraubt, welche das beschauliche Leben gewährt, und der Beschäftigung, welche das praktische Leben darbietet; er war zu erhaben, um mit voller Seele einer religiösen Sekte oder politischen Partei beizutreten, zu beschränkt, um Ruhe zu finden in den erhabenen Doctrinen, welche alle Religionen versöhnen, oder in den großen Sympathien, die alle Parteien umgeben; er war durch seine Natur und Umgebung dazu verurtheilt, zu kämpfen, ohne sich für eine Sache zu interessiren, zu schreiben, ohne sich für die Kunst zu begeistern, zu denken, ohne zu einem Dogma zu gelangen, Condottiere gegen die Parteien, Misanthrop gegen den Menschen, Skeptiker gegen die Schönheit und Wahrheit. Aber diese selbe Umgebung, diese selbe Natur, die ihn aus dem Reiche des Glücks, der Liebe, der Macht und des Wissens vertrieben, erhoben ihn in diesem classischen Zeitalter französischer Nachahmung und classischer Mäßigung zu einer außerordentlichen Höhe, auf der er sich durch die Originalität und Macht seiner Erfindungskraft einem Byron, Milton und Shakspeare ebenbürtig sieht und den Charakter und Geist seiner Nation klar und deutlich hervortreten läßt. Die Empfindlichkeit, der positive Geist und der Stolz schmiedeten ihm einen wunderbaren Stil voll schrecklicher Gewalt, niederschmetternder Kaltblütigkeit und praktischer Wirkung, der getränkt mit Verachtung, Wahrheit und Haß, für ihn ein Dolch der Rache und des Kampfes war, der alle seine Feinde unter seiner Spitze und unter seinem Gifte aufschreien und sterben läßt. Ein Pamphletist gegen Regierung und Opposition, zerriß oder zertrat er seine Gegner durch seine Ironie oder seine Urtheile im Tone eines Richters, eines Souveräns und eines Henkers. Ein Dichter und Mann der vornehmen Gesellschaft, erfand er den gräßlichen Spott, das grausige Lachen, die krampfhafte Lustigkeit bitterer Gegensätze, und indem er den mythologischen Harnisch wie einen unerläßlichen Lumpen mit herumschleppte, schuf er sich eine eigene Poesie durch die Schilderung der rohen Details des trivialen Lebens, durch die Energie einer schmerzlichen Komik, durch die unerbittliche Enthüllung des Schmutzes, den wir verbergen. Ein Philosoph gegen jede Philosophie, schuf er das realistische Epos, eine ernste Parodie, die, dedneirt wie die Geometrie, absurd wie ein Traum, glaubhaft wie ein Protokoll, anziehend wie ein Märchen, einen verächtlichen Eindruck macht, wie ein Scheuerlappen, der in Form einer Krone um das Haupt einer Gottheit gelegt ist. Das war sein Elend und seine Kraft; man verläßt ein solches Schauspiel beklommenen Herzens, aber voll Bewunderung, und man sagt sich, daß ein Palast schön ist, selbst wenn er brennt. Künstler werden hinzufügen: besonders wenn er brennt.

Das ist eben der außerordentliche Vorzug Taine's, daß uns nicht blos der Schriftsteller, sondern der Mensch wie er leibt und lebt in seiner Darstellung vor Augen tritt: ein Bild der lebendigen Persönlichkeit, das viele Commentare ersetzt. Die stilistische Meisterschaft Pope's wird in seinen Werken nachgewiesen; aber erst das Porträt dieser nervösen Misgeburt, dieses boshaften, verschmitzten Männleins macht es uns begreiflich, warum ein so überaus correcter Autor, ein solcher Meister des harmonischen Stils im Verse, der classischen Prägnanz und aller oratorischen Effecte doch eigentlich nichts wahrhaft Bedeutendes geleistet hat:

Dieser vollendete Musiker, der zuerst mit einer Harmonielehre auftritt, was wird er mit seinem unvergleichlichen Mechanismus und seinem gelehrten Wissen anfangen? Es ist außerdem gut, zu fühlen und zu denken, bevor man schreibt; eine volle Quelle lebendiger Ideen und kühner Leidenschaften ist nöthig, um einen wahren Dichter zu erzeugen; bei ihm aber finden wir nach näherer Betrachtung, daß alles, selbst seine Person, kleinlich oder künstlich ist; er ist ein Knirps, vier Fuß hoch, krumm, buckelig, mager, gebrechlich, und hat im reifern Alter scheinbar nicht mehr Kraft genug zu leben. Er kann nicht selbst aufstehen; eine Frau kleidet ihn an; man zieht ihm drei Paar Strümpfe übereinander, so dünn sind seine Beine! dann schnürt man ihm die Taille in ein Corset von steifer Leinwand ein, damit er sich gerade halten kann, und darüber läßt man ihn eine Weste von Flanell anlegen; dann kommt eine Art Pelzwams, denn er zittert leicht vor Kälte, und endlich ein Hemd von sehr warmer, dicker Leinwand mit feinen Aermeln. Ueber dem allen trägt er einen schwarzen Anzug, eine Knotenperrüke, einen kleinen Degen; also ausgerüstet geht er, seinen Platz an der Tafel seines großen Freundes, des Lord Oxford, einzunehmen. Er ist so klein, daß er auf einen besondern, höhern Stuhl gesetzt werden muß; er ist so kahl, daß er, wenn es keine Gesellschaft gibt, seinen Kopf mit einem Sammtkäppchen bedeckt; er ist so krittelig und anspruchsvoll, daß die Lakaien es vermeiden, seine Aufträge zu besorgen, und der Lord mehrere derselben fortschicken mußte, die sich ihn zu bedienen weigerten. Endlich beginnt das Diner. Er ißt zu viel, wie ein verzogenes Kind; er verlangt schwere, gewürzte Speisen und verdirbt sich den Magen. Wenn man ihm Liqueure anbietet, so wird er böse, trinkt sie aber

doch. Er hat alle Gelüste und Launen eines alten Kindes, eines alten Kranken, eines alten Schriftstellers und eines alten Junggesellen. Man kann sich wol denken, daß er auch eigensinnig und reizbar ist.

Ebenso lebendig treten die Romanschriftsteller Defoe, Richardson und Goldsmith, Fielding und Smollett vor uns hin, sowie die Lyriker, die neben Pope ins Saitenspiel griffen. Wie sprechend ist der Contrast zwischen dem sanften, nervösen, kränklichen Autor der „Pamela" und „Clarissa Harlowe", dieses tüchtigen praktischen Mannes, und dem Autor von „Tom Jones", Fielding, einem großen kräftigen Gesellen, fast sechs Fuß hoch, heißblütig, mit einem Uebermaß von Gutmüthigkeit und sinnlichem Feuer, loyal, großherzig, liebevoll und brav, aber leichtsinnig und verschwenderisch, Zecher und Lebemann, mit heiterm Herzen und hartem Fell!

Der dritte Band behandelt die neuere und neueste Zeit: die Dichter der Seeschule, Shelley, von dem ein fein gemaltes Aquarellbild gegeben wird, vor allem Walter Scott und Lord Byron, immer geistreich und treffend, immer die dichterische Form nur als Vehikel betrachtend für die Weltanschauung und den Charakter, welche beide mit markigen Zügen gezeichnet werden; doch in Bezug auf diese Dioskuren der ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts im ganzen weniger Neues und Originelles bietend, als in den frühern Abschnitten geboten wird.

Mit einem allgemeinen Culturgemälde der Gegenwart, dem jetzigen Zustande Englands, schließt eigentlich das Hauptwerk ab; doch es folgt noch ein umfassender Nachtrag, eine Ergänzung, die noch nicht abgeschlossene jüngste Periode betreffend: deshalb weniger historisch als skizzirt. Taine wählt unter den englischen Schriftstellern der Jetztzeit die originellsten, die consequentesten und entgegengesetztesten Geister gleichsam als Proben, welche die gemeinsamen Züge, die widerstreitenden Bestrebungen und infolge dessen die allgemeine Richtung des Geistes darstellen: Dickens und Thackeray, Macaulay, Carlyle und Stuart Mill und Tennyson; aber gerade diese Charakterbilder stehen auf der Höhe seiner Darstellung; Dickens und Thackeray besonders sind vorzüglich gezeichnet und einander gegenübergestellt. Von Dickens heißt es:

Im Grunde reduciren sich die Romane von Dickens alle auf einen Satz, nämlich folgenden: Seid gut und liebt; wahre Freude ist nur in den Empfindungen des Herzens zu finden; Gefühl ist alles. Laßt den Weisen das Wissen, den Stolz den Edeln, den Luxus den Reichen; habt Mitleid mit dem Elend der Armen und Niedrigen; das kleinste und verachtetste Geschöpf kann an sich ebenso viel werth sein als Tausende der Mächtigen und Hoffärtigen. Hütet euch, die zarten Gemüther zu verletzen, die in allen Ständen, unter allen Kleidern, in allen Zeiten erblühen. Glaubt, daß es nichts Schöneres im Menschen gibt als Humanität, Mitgefühl, Verzeihung; glaubt, daß es nichts Lieblicheres in der Welt gibt als Innigkeit, Hingabe, Herzlichkeit, Thränen. Leben ist nichts; mächtig, weise, berühmt sein ist wenig; nützlich sein ist nicht genug. Der allein hat gelebt und ist ein Mensch, der geweint hat bei der Erinnerung an eine Wohlthat, die er geleistet oder empfangen.

Bei Thackeray wird nachgewiesen, wie der scharfe Satiriker dem Künstler Eintrag thut; seine Charaktere werden mit einzelnen von Balzac verglichen, der bei weitem objectiver ist. Thackeray verkleinert seine Heldinnen, wie Becky, Sharp, unter einer Flut von Ironie und Verachtung. Die philosophisch-historische Trias: Macaulay, Carlyle, Stuart Mill, ist mit glänzender Farbengebung in ihrer contrastirenden Bedeutung erfaßt; Taine ist als Philosoph hier einmal recht in seinem Fahrwasser. Ein sehr anmuthendes Bild von Tennyson, eine geistvolle Parallele zwischen ihm und dem beliebtesten Lyriker des neuen Frankreich, Alfred de Musset, schließt das Werk ab.

Wir wiederholen, unsere deutschen Literarhistoriker können viel von Taine lernen. Sein Werk ist keineswegs vollkommen, es fehlt ihm die erschöpfende Vollständigkeit; er sieht nur die Geister, welche Kronen auf den Häuptern tragen; er macht zu sehr aus dem einzelnen Werk ein Piedestal für das Charakterbild des Poeten; er beurtheilt und vergleicht die dichterischen Schöpfungen zu selten nach ihrem eigentlichen ästhetischen Werth. Aber er hat jene Intuition, welche das Dichtwerk zugleich mit dem Menschen lebendig macht und welche den deutschen Literarhistorikern zum großen Theil fehlt; und er schreibt einen so glänzenden geistreichen Stil, sein Werk ist so reich an tiefen, oft neuen Gedanken, daß es selbst der Nationalliteratur angehört, was man vielen deutschen Literaturgeschichten keineswegs nachrühmen darf. Rudolf von Gottschall.

Zur Charakteristik der Gebrüder Grimm.

Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm. Nebst einleitenden Bemerkungen über den Verkehr des Sammlers mit gelehrten Freunden, Anmerkungen und einem Anhang von der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin. Herausgegeben von Camillus Wendeler. Mit einem Bildniß in Lichtdruck. Heilbronn, Henninger. 1880. Gr. 8. 11 M. 50 Pf.

Dieses Buch schließt sich an ein im vorigen Jahre von demselben Herausgeber veröffentlichtes Werk an: „Fischart-Studien des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach. Mit einer Skizze seiner literarischen Bestrebungen". Die „Skizze" war im Druck vollendet, als die königliche Bibliothek in Berlin einen großen Theil von Meusebach's gelehrter Correspondenz sammt dem Rest seiner Fischart-Papiere erwarb. Diese letztern konnte C. Wendeler noch für seine „Fischart-Studien" ausbeuten. Die Ergänzung und Vervollständigung seiner „Skizze" dagegen mußte er einem eigenen Buche, eben dem jetzt vorliegenden, vorbehalten. Zu diesem lieferten ihm die Grimm'schen Erben auch die Briefe Meusebach's an die beiden Brüder Grimm aus, und außerdem stand ihm auch der

parallel laufende Briefwechsel zwischen Lachmann und den Brüdern Grimm und zwischen Meusebach und Haupt zur Verfügung.

Dieses Material hat der Herausgeber mit gewohnter Sorgfalt und Umsicht veröffentlicht und benutzt, und wir danken ihm danach ein „ebenso für die Biographie der betheiligten Personen wie für die Geschichte der Anfänge unserer germanistischen Wissenschaft überhaupt werthvolles" Buch.

Der Herausgeber wird keine Schmälerung seines von uns aus vollster Ueberzeugung und bereitwilligst anerkannten Verdienstes darin erblicken, wenn wir mit einigen geringfügigen Ausstellungen nicht zurückhalten, die ihm vielmehr nur beweisen können und sollen, mit welch regem Antheil und wie sorgfältig wir sein Buch gelesen haben.

Zunächst hätten wir gewünscht, daß der Herausgeber in seinen eingehenden und umfangreichen Anmerkungen hin und wieder etwas mehr Rücksicht auf die nicht germanistisch gebildeten Leser genommen hätte. Z. B. in Nr. 25 schreibt Meusebach im Anfange seines Briefs vom 4. Mai 1826: „Unendlichen Dank bin ich Ihnen schuldig nicht nur für die endliche (nhd.) Uebersendung des musikalischen Verzeichnisses." Meiner Ansicht nach wäre hier für viele Leser eine kurze Anmerkung nicht überflüssig gewesen, worin sie auf den Unterschied in der Bedeutung des Wortes „endlich" in der ältern Sprache und im Neuhochdeutschen aufmerksam gemacht worden wären, da sie ohne solche Erläuterung nicht recht wissen werden, was sie mit dem eingeklammerten „nhd." anfangen sollen.

An manchen Stellen hat auch der Herausgeber den ihm vorliegenden Text unnöthig oder selbst unrichtig verbessert. S. XLVII setzt er in der Anmerkung, wo er einen Brief Hoffmann's (von Fallersleben) mittheilt: „Sehr viele Kataloge habe ich deshalb durch[ge]lesen und ausgezogen". Hier war eine Aenderung in Hoffmann's Ausdrucksweise, wie Wendeler sie in dem von ihm eingeklammerten Zusatze gemacht, durchaus unnöthig; sie macht hier fast den Eindruck wie die Correctur, die ein Schulmeister nach einseitiger Theorie in den Arbeiten seiner Schüler vornehmen zu müssen glaubt. Aehnlich verhält es sich, wenn in einem Briefe Jakob Grimm's gesagt ist: „seine verse sind holpericht, voll flickwörter(n)" (vgl. mein „Wörterbuch"), wie: „ich bin nun wegen Fischart und dessen anhang(s) in verlegenheit". Allerdings halte auch ich es für richtiger, wenn hier das eingeklammerte s, wie oben in „Flickwörtern" das n wegbleibt (vgl. mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten"); doch ich würde als Herausgeber mir eine derartige Weise der Correctur nicht erlauben. Aber geradezu eine Verballhornung ist es, wenn in einem Briefe Wilhelm Grimm's an Lachmann gesetzt ist: „Daß dies kein Glück sey, wird man auch wieder einmahl einsehn; aber es ist schwer zurück zu hufen (l. rufen)." Es scheint, als ob dem Herausgeber der Fuhrmanns- und Landmannsruf „huf!" (= zurück) nebst den zugehörigen Zeitwörtern „hufen", „hüfen" unbekannt ist. Ich verweise auf mein „Wörterbuch", wo Belege für die genannten Verba, auch für „zurückhufen", aus Goethe, Gutzkow, Lichtenberg und Rückert mitgetheilt sind.

Anders dagegen verhält es sich mit dem eingeklammerten (sic) auf S. 387 in einem Briefe Jakob Grimm's an Lachmann: „Der wahre gegensatz zu solchen arbeiten sind stille Meusebach'sche schritten (sic), die sich freuen, wenn sie das kleinste entdecken." Befremdend ist nur, daß Meusebach in seinem Briefe vom 15. August 1833 an Jakob Grimm, die Stelle buchstäblich wiederholend, hinter „schritten" die Parenthese einschiebt: „(das Wort verstehen wir nicht und bitten um Aufklärung)". War es wirklich so schwer für Lachmann und Meusebach, auch ohne Aufklärung zu entdecken, daß in dem fraglichen Worte „schritten" das erste der beiden t undeutlich oder verschrieben und daß „schriften" zu lesen ist? Der Herausgeber hat die Stelle ohne Aufklärung gelassen.

Wenn ich nun noch weiter in den kleinen Ausstellungen gegen den Herausgeber fortfahren soll, so bemerke ich, daß das Schlußwort in einem Briefe Lachmann's: „Die Anmerkungen zum Freidank waren längst beigekliert", für viele Leser wol einer Erläuterung bedurft hätten. Hildebrand hat in seiner Fortsetzung des Grimm'schen Wörterbuchs das Verbum „klieren" gar nicht; in meinem „Wörterbuch" findet es sich mit dem Hinweis auf das (bei Hildebrand ebenfalls fehlende) „klarren", in der Bedeutung: schlecht schreiben, sudeln (s. Kladde).

Ferner möchte ich mir zu bemerken erlauben, daß der Herausgeber die Demonstrativpronomina öfters unrichtig und irreleitend gebraucht, z. B.:

> Zum 6. Juni stellte sich Hoffmanns „Samuel von Butschky als Geburtstags-Gratulant" in einem Separatabdrucke aus der Monatsschrift mit herzlichem Vorwort — auch abgedruckt in der Autobiographie II, 99 ff. — bei dem alten Freunde ein, und im folgenden Jahre sogar dieser selbst.

Hier soll sich das vorletzte Wort „dieser" nicht, wie man grammatisch annehmen müßte, auf den alten Freund, sondern auf Hoffmann beziehen; man vergleiche:

> Karl Halling trat am 10. Mai 1826 zwanzig Jahre alt in die Prima des Friedrich Werderschen Gymnasiums in Berlin, verließ aber diese Anstalt schon gegen Weihnachten ejusdem a. ohne Maturitätsexamen wieder. Herr Director Dr. Büchsenschütz fand ihn in den Schulgeldlisten dieses Gymnasiums zuletzt im vierten Quartal 1826 aufgeführt. Das Osterprogramm 1827 bemerkt bei der Anzeige seines Abgangs, daß er sich dem Forstfache gewidmet habe. In einem Briefe an Meusebach vom 26. März 1832 sagt dieser [hier soll das Pronomen nicht etwa Meusebach bezeichnen, sondern vielmehr Halling], „daß er im vorigen Jahre um diese Zeit majorenn wurde"; er war also 1806 oder 1807 geboren.

Siehe ferner:

> Wilhelm Grimm war gegen Ende des Jahres 1809 in Weimar und besuchte Göthen, s. dessen Autobiographie —

wo nicht etwa an Goethe's „Wahrheit und Dichtung" zu denken ist, sondern an Wilhelm Grimm's „Autobiographie".

Von Eigenthümlichkeiten der Orthographie bei dem Herausgeber bemerke ich, daß er den Infinitiv trennbar zusammengesetzter Zeitwörter mit zwischengeschobenem „zu" durchgängig nicht in Einem Wort, sondern in dreien schreibt, z. B.: „alles der Erklärung bedürftige Detail möglichst auf zu hellen", und auch in einem Briefe von J. G. Jacobi: „dasselbe durch Zeichen an zu deuten", „die ich mich wohl hüten würde irgend jemanden als Regel mit zu theilen", „sich vor zu drängen" und „Betrachtungen ... auf zu zeichnen" u. s. f. Doch will ich diese, wie man sieht, durchgeführte Schreibweise hier nur hervorheben, nicht tadeln*), so wenig wie einige andere Abweichungen vom allgemeinen Gebrauch nach beliebter Weise der Germanisten.

Bis auf die im Vorstehenden enthaltenen wenigen und geringfügigen Ausstellungen, die das Verdienst des Herausgebers nicht im geringsten schmälern können noch sollen, zolle ich seiner Arbeit uneingeschränktes Lob.

An eine Biographie Meusebach's kann, wie der Herausgeber bemerkt, ohne die vorhandenen Geheimbücher und autobiographischen Aufzeichnungen nicht gedacht werden. Der Herausgeber hat sich deshalb hier in der umfangreichen Einleitung darauf beschränkt, über den Freundes- und Umgangskreis Meusebach's nach Anleitung des von diesem sorgsamst bewahrten Briefwechsels „regestenartig" zu berichten, und ich muß mich wieder darauf beschränken, hier die hauptsächlichen Personen zu nennen, über die in ihren Beziehungen zu Meusebach die Einleitung in der gedachten Weise Auskunft ertheilt. Es sind dies: J. G. Jacobi, Goethe, der freilich, wie manche andere von K. Schwarz erwähnte Dichter, eigentlich kaum zu Meusebach's Bekanntschaften gerechnet werden kann; Görres, Laßberg, der berliner Kreis (über Zeune siehe auch S. XIII, XVII, XXII und an manchen spöttisch gehaltenen Stellen des Briefs); der Luthersammler K. K. Kraukling aus Kurland; F. A. Ebert, der gelehrte Verfasser des „Bibliographischen Lexikons", Oberbibliothekar in Wolfenbüttel und nachher in Dresden; Hoffmann von Fallersleben, der in Meusebach's Tochter Karolina seine „künftige Geliebte" erblicken zu können wähnte und sie in den Liedern an „Arlikona" und „Rosegilge" anticipirend besang (vgl. über ihn auch die Aeußerungen von Lachmann und Jakob Grimm); Karl Halling, der Herausgeber von Fischart's „Glückhaftem Schiff"; F. W. Genthe, der Geschichtschreiber der makaronischen Poesie; W. Wackernagel, K. E. Förstemann, M. Haupt und endlich Lachmann.

Es braucht wol nicht erst besonders bemerkt zu werden, daß aus den Beziehungen der genannten Männer zu Meusebach sich für diesen manche charakteristische Züge ergeben, die zu dessen jetzt wie gesagt noch nicht darstellbarem Vollbilde der künftige Biograph wird verwenden können und müssen.

*) Als etwa, insofern er sie auch in die Briefe anderer einschwärzt, deren Schreibweise er doch sonst unverändert wiedergibt.

In Bezug auf den Briefwechsel selbst aber scheint es uns angemessen, die freilich wohlbekannte, aber vielleicht den Lesern doch nicht gleich ganz gegenwärtige Stelle aus Jakob Grimm's Vorrede zum „Deutschen Wörterbuch" herzusetzen, die, namentlich in der Mischung von warmer Anerkennung und ärgerlich durchbrechendem Tadel, nicht minder als für den Geschilderten auch für den Schildernden bezeichnend ist:

Wie aber rührte mich, daß ich nun aus Meusebachs samlung von der königlichen bibliothek seinen durchschossenen Campe entleihen und gebrauchen darf, dessen anblick er bei lebzeiten dem freunde vielleicht noch vorenthalten hätte. Meusebach, einer der liebenswürdigsten und sonderbarsten menschen, die es geben kann, in den deutschen büchern des 16. 17. jahrhunderts mit voller seele bewandert, fand sich auch zu sprachlichen forschungen höchst aufgelegt, und verfolgte was sich nur an die von ihm untersuchten gegenstände, nah oder fern, anhieng mit unablässigem eifer und seltner spürkraft. ganze nächte, die er sich zu tagen machte, konnte er über einzelnen wörtern hinbringen. das sprachfeld zu überschauen und zu beherschen vermochte er nicht, aber in allem kleinen, worauf er nur geriet oder geleitet wurde, war er bald pünctlich zu hause und widmete jeder frage, die bei ihm gefangen hatte, unermüdlichste mittheilsamste antwort, während er anderemale geizig und eigensinnig zurückhielt. Daraus daß er seinen wortsamlungen nicht Adelungs werk, sondern Campes unterlegte, geht schon einige vorliebe für die puristen hervor, deren ausdrücke aus älterer quelle, zum ärger der gesunderen forscher zu bestätigen ihn heimlich freute; Fischart, der freilich in anderm sinn neue wörter bildete, und Jean Paul, der seine eignen schriften durch nachahmung des purismus lächerlich verdarb, waren ihm lieblingsschriftsteller. doch hat Meusebach hier, was zu beklagen ist, weniger aus Fischart, als vorzugsweise aus selten gelesenen, aber unbedeutenden schriftstellern eingetragen, sicher auch wären von ihm bei längerem leben diese ergänzungen auf das reichste gemehrt worden. immer, wie sie nur [nun?] beschaffen sind, bleiben sie ein wahrer schatz, dessen gebrauch nicht zu entbehren stände.

Außerdem verweise ich auf den Artikel Meusebach in dem vortrefflichen „Conversations-Lexikon" von Brockhaus (12. Aufl., Bd. 10), freilich hauptsächlich, um darauf aufmerksam zu machen, daß hier sowol der Geburts- wie der Sterbeort einer Berichtigung bedürfen. Der letztere ist genauer Altgeltow bei Potsdam, und der erstere nicht Vockstedt bei Artern, sondern Neubrandenburg in Mecklenburg. Ferner verweise ich auf den „Klebebrief", von dem ich den ersten Absatz vollständig hersetze, um damit zugleich von der eigenthümlichen Weise der Meusebach'schen Klebebriefe ein Beispiel zu geben. Meusebach liebte es nämlich, Bruchstücke namentlich aus Zeitungen auszuschneiden, um sie gelegentlich spaßhaft an passenden Stellen in seine Briefe einzukleben. In der Schrift selbst sind die eingeklebten Bruchstücke durch Cursivdruck, hier durch gesperrten Druck hervorgehoben. So lautet denn der Anfang des erwähnten Briefs:

Berlin, 1. May 1830.

In Neubrandenburg bin ich geboren, in der güldenen Aue bin ich ein kleiner und auch ein Schuljunge, in Göttingen und Leipzig ein Student gewesen, in der Nassau Auditor und Assessor; im Bergischen verfolgte ich mit Lust und Liebe die Ver-

brechen, und in Trier und Koblenz datierte ich ein ganz halb Jahr lang nach dem alten oder Russischen Kalender. Dann wurde ich ein guter Preuße und werde nun vielleicht, wenn die hier eingeklebte Nachricht wahr ist: Berlin soll, wie es steht und liegt, sofort billig verkauft werden — Gott weiß an welchen Liebhaber und neuen Landesherren mitverkauft.

Ich füge gleich noch ein zweites Beispiel aus einem Klebebrief bei, sowol weil der eingeklebte Zeitungsausschnitt auch einem (von dem Herausgeber unbeachtet gelassenen) Gedicht Heine's zu Grunde liegt, wie namentlich weil durch das Mitgetheilte auf die oben aus Jakob Grimm's Vorrede angeführte Stelle ein eigenthümliches Schlaglicht fällt.

Meusebach hatte in dem Briefe Nr. 25 vom 4. Mai 1826 an Jakob Grimm eine sehr eingehende und ausführliche Berichtigung einer kurzen Stelle in dessen „Deutscher Grammatik" in der Form einer Recension geschickt, und J. Grimm hatte diesen Theil des Briefs mit einigen Umstellungen und Weglassungen veröffentlicht unter dem Titel: „Zur Recension der deutschen Grammatik. Unwiderlegt herausgegeben von Jakob Grimm" (Kassel bei J. J. Bohné, 1826). Mit dieser Schrift hatte er dann den nichts ahnenden Verfasser überrascht, und in dem Antwortsbriefe Nr. 31 schreibt nun Meusebach, in der Form einer Recension über seine eigene Schrift, sich selbst persiflirend unter anderm:

Und hat Rec. es denn selbst vermocht, aus seinen vermeintlichen Klassikern (des 17. Jahrhunderts) und Vätern der deutschen Poesie nur ein einziges Beyspiel zur Widerlegung des Verfassers anzuführen? Behüte der Himmel! Die gefeyerten Nahmen Opitz, Fleming und Gryphius sucht man überall vergebens. Dagegen hat er in etlichen und vierzig verlegenen Scharteken des 17. Jahrhunderts, dieweil es die Menge bringen muß, lasse ich meine Pfannkuchen à Dutzend 6 Sgr..., hier und da umhergeblättert und will uns glauben machen, daß darin die ächte deutsche Muse zu finden sey.

Man vergleiche in Heine's „Letzten Gedichten" (siehe „Sämmtliche Werke", Ausgabe in zwölf Bänden, Bd. 11) das Gedicht: „Die Menge thut es" mit dem Motto:

Die Pfannekuchen, die ich gegeben bisher für drei Silbergroschen, ich geb' sie nunmehr für zwei Silbergroschen; die Menge thut es —

und mit dem Anfange:

Nie löscht, als wär' sie gegossen in Bronze,
Mir im Gedächtniß jene Annonce,
Die einst ich las im Intelligenz-Blatt
Der intelligenten Borussenhauptstadt.

Ueberhaupt ist es beachtenswerth, wie die geflügelten Worte und Anekdoten aus der berliner Zeit in Heine's Gedächtniß gehaftet und viel später noch ihre Verwendung gefunden.

In dem vorliegenden Buche schreibt Meusebach an Jakob Grimm:

Was bleibt mir übrig als Ihnen wenigstens einige andere Reiter vor zu führen [vgl. oben über die Orthographie], den guten Willen zu zeigen wie jener zu Mainz, der ein seltnes Thier angekündigt hatte, dessen Vater ein Karpfen und die Mutter ein Kaninchen war? Aber eine Staffette brachte des Kaisers Befehl es gleich nach Paris zu bringen, der Mann packt das Vieh ein und zeigte, um seine Mainzer Zuschauer nicht zu betriegen, ihnen wenigstens Vater und Mutter vor — in der einen Hand das Schnupftuch, in der andern die Thränen.

Ich brauche wol kaum daran zu erinnern, wie Heine dieselbe oder fast dieselbe Anekdote verwendet, wo er, von seinem Besuch bei der Rachel sprechend, erzählt, daß er freilich die berühmte Tragödin nicht gefunden, wohl aber dafür den père Rachel, die mère Rachel und so die ganze übrige Familie Rachel.

Auch Wilhelm Grimm, der überhaupt mehr auf denselben Ton mit Meusebach gestimmt ist als der ernstere Jakob, würzt seine Briefe mit Scherzen und Anekdoten. So schreibt er z. B. an Meusebach aus Kassel, 5. Juli 1825, indem er ihm die Dedication eines künftigen mittelhochdeutschen Werks verspricht:

Nur laßen Sie mir Zeit und drängen Sie mich nicht, nehmen Sie sich jene Todtenfrau zum Muster, die ich bloß anführe, um Ihnen noch folgende Geschichte erzählen zu können. Eine uralte, mit dem Kopf wackelnde Frau, die eine halbe Stunde von hier wohnt, kommt herein zu der Todtenfrau der Unterneustadt, die mit ihr verwandt und gleichfalls schon alt ist. „Frau Base, komme sie doch zu mir heraus und trinke sie den Kaffe bei mir, es wird ja doch das letzte Mal seyn, denn ich mache es nicht lange mehr; künftigen Sonntag nach der Kirche, wenns hübsches Wetter ist." Die Frau Base erscheint, und als sie beim Kaffe sitzen, bringt die Alte das Gespräch auf ihr nahes Ende und bittet die Frau Base, herauszukommen und sie im Sarg anzukleiden; dafür wolle sie ihr etwas vermachen. Diese verspricht das und die Alte ist nun ganz zufrieden. Sie lebt aber den Herbst noch und überlebt auch den Winter, und im nächsten Frühjahr muß sie wieder einen Gang in die Stadt thun. Sie begegnet der Frau Base und sagt mit einiger Verlegenheit: „Nehme sie es doch nicht übel, sieht sie, ich lebe noch immer, ich habe mir schon Gedanken darüber gemacht." „Ach liebe Frau Base", antwortet die andere und tröstet sie, „laß sie das gut seyn; es hat ja gar nichts zu sagen, sie kann sich ja die Zeit dazu nehmen."

Theilen Sie dem Herrn Hoffmann von Fallersleben diese Geschichte mit, sie gibt Stoff zu einem allemannischen Gedicht.

Und ein anderes mal berichtet er, am 22. April 1827, dem Freunde von einem Besuche August Wilhelm von Schlegel's, der sie bei Tisch mit duftigen Blüten asiatischer und deutscher Poesie, namentlich indischer, unterhalten.

Aber — fährt er fort — auch der deutsche Litterarhistoriker konnte lernen und von den vielen artigen Anecdoten will ich nur anführen, was er von dem Verhältniß Göthes zu Schiller erzählte. Göthe behandelte den kränklichen oft launischen Dichter wie ein zärtlicher Liebhaber, that ihm alles zu Gefallen, schonte ihn und sorgte für die Aufführung seiner Trauerspiele. Doch manchmal brach Göthes kräftige Natur durch, und einmal, als eben die Maria Stuart bei Schiller besprochen war, rief Göthe beim Nachhausegehen: mich soll nur wundern, was das Publicum sagen wird, wenn die beiden H—n zusammenkommen und sich ihre Avantüren vorwerfen.

Man ersieht aus den bisherigen Mittheilungen wol, daß der Briefwechsel manches enthält, was auch den Antheil eines weitern Kreises von Lesern beanspruchen kann, obgleich begreiflicherweise den Hauptinhalt gramma-

tikalische, lexikographische und orthographische Fragen u.s.w. bilden.

Da augenblicklich die orthographische Frage wieder auf der Tagesordnung steht und die allgemeine Theilnahme erregt, so scheint es nicht unangemessen, aus dem Briefwechsel hier übersichtlich dasjenige zusammenzustellen, was auf die Anwendung der lateinischen Lettern fürs Deutsche, der kleinen Anfangsbuchstaben für die Substantiva und auf die Ausmerzung der Dehnungsbuchstaben Bezug hat.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, obgleich schon mehrfach hervorgehoben (vgl. K. G. Andresen, „Ueber deutsche Orthographie" und meinen „Katechismus der Orthographie", 4. Aufl.), daß Jakob Grimm, der sich namentlich in der Vorrede zum „Deutschen Wörterbuch" so sehr gegen die „verschnörkelten und verknorzten" deutschen Lettern ereifert hat, 1816 in den „Heidelberger Jahrbüchern" sich entschieden gegen die lateinischen Lettern erklärt hatte. Bekanntlich wandte er auch in der ersten Ausgabe seiner „Deutschen Grammatik" 1819 noch die Fracturschrift an und vertauschte sie erst 1822 bei der zweiten Auflage mit lateinischen Lettern. Aus dem Briefwechsel aber erfährt man, wie ihn zunächst rein äußerliche Umstände zu diesem Tausch veranlaßt. Am 17. December 1822 schreibt Mensebach an Jakob Grimm mit einer gewissen Verwunderung von der „Vorrede Ihrer lateinischen grammatic", und in der Antwort vom 24. December äußert Jakob Grimm erklärend:

Die lateinischen Buchstaben rühren daher, daß die erforderlichen neuen deutschen, nach langem Harren, erbärmlich beim Schriftschneider gerathen waren, aus Unmuth verwarf ich neue Bestellungen und wählte den lateinischen Typus, der die brauchbaren Aeeente und Circumflexe darbot. (In einer Fußnote fügt er noch hinzu: Uebrigens schreiben Autoren und setzen Setzer und corrigieren Correctoren correcter mit lateinischen Buchstaben.) Bloß für ê (fährt er fort) muste ich mir ë gefallen lassen. Wider die kleinen Buchstaben*) der Substantiva haben Sie nichts eingewendet, als ein Kenner der im 16. 17. Jahrhundert regierenden Verwirrung; in der That, wenn ich in etwas recht habe, so ist es in solcher Kleinigkeit: die großen Buchstaben heben die Neutralität und Gleichheit aller Wörter in dieser Republik auf, führen einen unbegründeten Adel ein und müßen einem gesunden unverwöhnten Leser so fatal erscheinen, als mir und Ihnen (hoffentlich, denn in Ihrem letzten Briefe bedienen Sie Sich dessen zu einer andern nicht unverstatteten Figur) das viele Unterstreichen fatal erscheint.

In Nr. 41 des Briefwechsels schreibt Wilhelm Grimm aus Kassel am 15. Januar 1828 an Mensebach, dem er sein neuestes Buch übersendet („Grâve Rudolf"):

Die großen Buchstaben habe ich dem Jacob zu Gefallen verbannt, bei dem man sich durch nichts mehr einschmeicheln kann. Er sagte neulich von einem jungen Mann, der auf der Bibliothek ein Buch erhielt, „das ist ein recht ordentlicher und verständiger junger Mensch." Warum? „Er hat den Empfangsschein mit kleinen Buchstaben geschrieben."

In Nr. 51 des Briefwechsels schreibt Jakob Grimm am 23. September 1828 an Mensebach wegen der Orthographie der von diesem beabsichtigten Fischart-Ausgabe:

*) Die er aber, wie man sieht, in dem Briefe selbst noch nicht verwendet.

Fischart erkennt den falschen adel der substantive noch nicht durchgehends an, er läßt ihnen noch häufig den kleinen buchstab und gibt den großen zuweilen den adjectiven; es wäre sündlich, hier das ordensunwesen der neuen orthographie, die nicht auf thaten (ausdruck und nachdruck) sieht, sondern auf substantivhofrang, durchzuführen; eher ließe ich mir gefallen, wie Sie Sich denken können, daß die ganze neue ausg. mit kleinen buchstaben und mit lateinischen (wie es ja schon Dornavius beim flohhatz wagte) gedruckt würde. Eine dreifach leichtere correctur würden Sie dann haben. Doch wird es nicht geschehen.

Resultat ad I. es ist nichts zu ändern, sondern alles zu laßen wie in den ältesten drucken, mit allen ihren guten, schlechten und schwankenden schreibungen.

In Nr. 53 hatte Mensebach dann unterm 19. October 1828 auseinandergesetzt, daß Fischart bis 1572 die gewöhnliche Orthographie seiner Zeit, dann aber von 1573 bis ungefähr 1576 eine eigenthümliche angewendet habe, die er aber dann wieder aufgegeben, sodaß in den achtziger Jahren bei ihm alles wieder ziemlich wie bei andern Schriftstellern seiner Zeit war. Mit Bezug darauf schreibt dann Jakob Grimm in Nr. 55 unterm 14. December 1828:

Orthographisches hätte ich freilich dem Fischart nicht zugetraut, sondern alle eigenheiten seiner werke in dem stück seinen setzern beigelegt. Ihnen aber glaub ich's auf Ihr wort, da Sie ihm selbst angehören, und es ist desto schöner und tröstlicher. Denn wenn aus überwiegenden gründen, wie wir doch annehmen müßen, Fischart nach 1576 oder 78 der hübscheren schreibung von 73 bis 76 wieder entsagte; so bin ich dasselbe zu thun befugt oder entschuldigt und Sie können ums jahr 1832 oder 33 einen brief mit deutschen und großen buchstaben von mir erwarten. Oder der sieg der neuerung müste sich in der zwischenzeit deutlicher entscheiden. Gelange ich einmal zu einigen monaten glücklicher muße, wo ich nichts beßeres zu thun habe, so setze ich mich nieder ein system deutscher rechtschreibung zu entwerfen und vorzuschlagen, wovon ich bisher nur den geringsten theil auszuüben wage. Nur müste zuvor mit einem dutzend von hauptleuten heimlich unterhandelt werden, daß sie einem, sobald man auftritt, taetmäßig beifallen wollen und einen nicht im stich lassen, wie mich jetzt Wilhelm, der ein buch mit großen substantiven drucken läßt (was für eins? hat er Ihnen wohl geschrieben). Nämlich er meint, selbst gute änderungen seien hier im grunde doch nichts werth. Allein wir bekommen ja reineren geschmack in andern nebendingen, z. b. in meublen, einbänden; warum wollen wir nicht unsere schreibung verbeßern, die doch unmittelbarer mit unserm geistigen leben zusammenhängt? Was geschehen wird, sehe ich freilich nicht voraus, aber es könnte doch sein, daß sich die nachwelt in funfzig jahren an den falschen th, h und ie unserer drucke ärgert, wie wir uns an den rtz und nck des vorigen jahrhunderts; jene überwiegenden gründe zum nichtändern können auf mancherlei weise ihr gewicht verlieren.

In Nr. 58 schreibt Mensebach an Wilhelm Grimm unterm 30. Juni 1829 scherzend:

Indessen wird auch diese kleine Bemerkung zum Beweise dienen, wie ich in Alles einzudringen suche, was aus Ihrer gelehrten Feder kommt. Aus Ihrer correspondierenden kann unser einem freilich nur selten etwas kommen; aber dann immer wie höchst ergetzlich und lehrreich! Denn wo hätte ich ohne sie (ich meine die Feder, sonst hätte ich Sie geschrieben; soviel Sinn für Genauigkeit hab' ich auch noch), wo hätt' ich ohne sie von dem Wintermantel ... sonsther etwas hören sollen.

In gleichem Tone schreibt dann Wilhelm Grimm am 19. December 1830 an Meusebach:

Sobald Hermann [sein Sohn] anfängt schreiben zu lernen, werde ich ihm einen Abscheu vor den großen Buchstaben beibringen, ich muß leider noch meine Bücher damit drucken lassen, weil ich daran gewöhnt bin, so gut wie der Setzer. Ein Mann, den ich weit über mich stelle, hat, um einen einzigen Brief ohne große Buchstaben zu Stande zu bringen, ihn, wie ich aus guter Quelle weiß, fünfmal abschreiben müßen.

Dies bezieht sich auf einen von Meusebach an Jakob Grimm unterm 17. Februar 1828 gerichteten Brief, der ganz ohne große Buchstaben (auch für die Eigennamen, Satz- und Absatzanfänge) geschrieben ist und der beginnt:

berlin, 17. febr. 1828.

nein, mein liebster bester herr jacob, erasmi alberi sonderbares reimlexicon habe ich nicht ꝛc.

und schließt:

da dieses schreiben weiter keinen zweck hat, so befehle ich sie dem schutz des allerhöchsten und bin ganz und gar der ihrige

karl hartwig gregor von meusebach.

Ferner schreibt Meusebach in Nr. 83 vom 15. August 1833 an Jakob Grimm aus Berlin nach einem elftägigen Besuche bei den Brüdern in Göttingen:

Eins meiner ersten Geschäfte, als ich zurück kam, war, Ihnen in allen meinen jetzigen und künftigen Werken ein bleibendes Denkmahl dadurch zu setzen, daß ich für ewige Zeiten — das y aus dem Hause warf, bloß weil Sie es früher verbannt; und ich fühle mich seitdem so leicht wie jene Straßburger Begine, die nach der Beichte einer Freundin begegnete, dieser freudig erzählte, wie leicht ihr nach der Beichte geworden, als sie nach Hause kam aber merkte, daß sie diese Leichtigkeit hauptsächlich dem Verluste ihres Pelzes zu danken habe. Wer weiß nun, wie es den großen Anfangsbuchstaben geht, wenn ich noch ein Mahl elf Tage bei Ihnen wohne. Da Sie's anmerken, wer auch diese Herren zum Hause hinauswirft, so benutze ich die Gelegenheit hier beizubringen, daß ohne große Anfangsbuchstaben, aber mit lateinischen Lettern (und mit Rechenschaft über beides in der Vorrede) gedruckt ist: „Von Schlesien vor und seit dem Jar 1740. 1. und 2. Theil. Neue verb. Auflage. Freiburg 1788. 8."

Dazu füge ich noch Folgendes aus einem in Anmerkungen angeführten Briefe Jakob Grimm's an Lachmann (vom 25. November 1820) in Betreff der bei der zweiten Ausgabe der „Grammatik" erwogenen typographischen Fragen:

Mit dem Cursivdrucken der alten Wörter gieng's nicht, da hätten sie gerade wieder manchen Accent nicht gehabt, und, woran ich ebenfalls dachte, die alten Wörter lateinisch, meine Worte deutsch zu geben, wäre mir und dem Setzer sehr lästig gewesen. Ich erwähne noch des an sich geringfügigen Umstandes, daß ich versucht habe die großen Buchstaben überall außer im Anfang des Satzes und in Eigennahmen weg zu lassen. Wir wollen sehn, ob was dadurch undeutlich wird. Gefällt's nicht, so laße ich mir die Pedanterie gern wieder gefallen, denn es ist eine und beruht auf keinem Grund, der an's Wesen unserer Sprache rührte, sondern schreibt sich nur aus dem 15. 16. Jahrhundert her, wo man dies Wesen am wenigsten fühlte. Ich wollte eigentlich bloß zeigen, der ich in der Thesis alle Sprachneuerung erklärt haße, daß ich nicht so sehr Ultra bin, um nicht auch einmahl einen liberalen Vorschlag zu machen; nichts neues ist's ohnedem. Aber ich hätte die Correcturen bedenken sollen.

Daß durch die Ausmerzung der großen Anfangsbuchstaben manches undeutlich wird, hat bekanntlich Jakob Grimm selbst erfahren und bewiesen, indem er z. B. in seinem Wörterbuch ein Verbum „ambossen" als bei Luther vorkommend aufgeführt, blos weil in dem mitgetheilten Excerpt der Plural „Ambosse" mit dem kleinen Anfangsbuchstaben in der Form ambosze stand. Doch dies und ähnliches ist schon bei frühern Gelegenheiten angeführt worden. Ich will also lieber einen neuen Pendant mittheilen.

In der sehr empfehlenswerthen Ausgabe „Deutscher Dichter des 16. Jahrhunderts" von K. Goedeke und J. Tittmann bringt der zehnte Band den „Teuerdank", herausgegeben von Karl Goedeke. Darin heißt es im Anfang des 43. Kapitels buchstäblich:

Einsmals gieng Unfalo spaziern
An des mers gestad und rifiern.
Kam im in seinen bösen mut ꝛc. —

und zu Vers 2 bemerkt der Herausgeber: „rifiern, rêver, nachsinnen". Wäre hier gedruckt:

An des Meers Gestad und Rivier'n,

so wäre hier jedes Misverständniß beseitigt und kaum in einer Anmerkung ein Hinweis auf das italienische riviera (vgl. unser „Revier") nöthig gewesen.

Indem ich aber für die Orthographie auf den Briefwechsel zurückgehe, bemerke ich in Bezug auf die Fortlassung der sogenannten unorganischen Dehnungs-h, daß der schalkhafte Meusebach in seinem Briefe vom 10. September 1832 an Jakob Grimm schreibt: „wie ich denn auch nach solcher Labung nicht sehr ankere", und dann im folgenden Absatz fortfährt:

Mehr hatte ich diesen Sommer geankert (denn sonst lesen Sie oben vielleicht ankehre), mich endlich mit dem bekannten frischen Braten zu erlaben.

Der Herausgeber hat es hier an einer Anmerkung fehlen lassen, die doch wol um so weniger entbehrlich war, als beachtenswertherweise auch das Grimm'sche Wörterbuch nichts über das mundartliche Zeitwort „ankern" und dessen Bedeutung enthält; vgl. mein „Ergänzungs-Wörterbuch", S. 13a und 12c, an welcher letztern Stelle — unter weiterm Hinweis auf „janken" (auch unter diesem Worte bringt die Fortsetzung des Grimm'schen Wörterbuchs nichts Hergehöriges) nach Frommann's „Deutschen Mundarten" — aufgeführt ist: „ânkern refl., sich sehnen: Ich habe mich so lange danach geankert".

In Bezug auf die Dehnungs-h ist etwa noch anzuführen, daß Meusebach auch, ohne jede Schalkerei, schreibt (in dem bereits erwähnten Briefe ohne alle großen Anfangsbuchstaben): „es war wahr", und ähnlich an anderer Stelle: „das war wahr", wofür die Schreibweise „es war war" doch sehr befremdlich und störend erscheinen dürfte.

Doch hiermit genug des Orthographischen! Ich habe oben gelegentlich darauf hingewiesen, daß befremdlicher-

weise der — doch hauptsächlich dafür mit bestimmte und geeignete — Inhalt des Briefwechsels nicht für das Wörterbuch benutzt sei. Ich gebe dafür noch einige Belege.

In Nr. 74 (vom 15. October 1832) warf Jakob Grimm die Frage auf, wie lange wol der Name „Freund Hain" für den Tod bestehe. Meusebach kommt auf diese Frage und auf die verschiedenen Eigennamen für den Tod mehrfach zurück und führt namentlich eine Predigt Keisersberg's an, in der es schon auf dem Titel heißt: „darin .. zu lernen ist, des holtzmeyers des dotz [= Tods] fröhlich zu wartē", wie an einer Stelle in der Predigt selbst: „Also heisset der tod ein dorffmeyer oder ein holtzmeyer".

Außerdem gibt es, wie Meusebach hinzufügt, noch ein Buch: „Hans Holzmeier's Durchzüge" (erstes und zweites Bändchen, 1799), aber in dem Grimm'schen Wörterbuch und in dessen Fortsetzung ist diese Mittheilung weder unter „Dorfmeier" noch unter „Hans" benutzt, und auch unter „Holzmeier" ist nur durch eine Stelle aus Wackernagel's „Kleinen Schriften" auf Keisersberg verwiesen.

Für das factitive „kläffen" (= die Thüre klaffend öffnen) habe ich in meinem Wörterbuch einen Beleg von Auerbach und von H. Rau gegeben. In der Fortsetzung des Grimm'schen Wörterbuchs ist der erste entlehnt und der zweite durch einen aus J. Felsing's „Erziehungsstoffen" ersetzt, aber nicht erwähnt, daß auch ohne Umlaut z. B. Wilhelm Grimm in Nr. 66 schreibt: „Als er das erstemal ins Auditorium ging, klaffte ich die Thüre."

Interessant dürfte es ferner vielleicht für manchen sein, zu ersehen, daß auch Jakob Grimm das vielgetadelte Imperfectum „frug" nicht verschmähte. Er schreibt dort an Lachmann (10. Juni 1823): „Bis ich ihn bezahlt hatte und hernach selbst frug."

Zum Schluß seien noch einige Stellen ausgehoben, die nach meiner Ansicht ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen, wenngleich darunter manche mehr geeignet sind, Widerspruch als Beistimmung zu erwecken. Zu diesen letztern zähle ich Jakob Grimm's wiederholtes Urtheil über Paul Fleming. Bekannt ist aus der Vorrede zur „Deutschen Grammatik" der Ausspruch Jakob Grimm's, daß ihm ein Lied, ja eine einzige Strophe Walther's von der Vogelweide einen ganzen Band von Opitz und Fleming aufwiege,

die — so fährt er fort — sich selten mit freiem gefühl, in unbeholfener sprache und befangen in steifer nachbildung fremder muster aussprechen, so daß das ausgesuchteste einzelne kaum ohne misfälliges und hartes seyn wird.

Dagegen hatte sich Meusebach einen bescheidenen Einspruch erlaubt, und Jakob Grimm läßt in seiner Antwort denn auch einige Lieder von Opitz einigermaßen gelten, fährt dann aber fort:

Von Fleming weiß ich aus dem Ganzen kein einziges einzelnes Stück zu nennen, das mir so von Herzensgrund behagte, und setze ihn unter Opitz.

Ferner:

Fleming (aus letzterm kann ich mir nicht viel machen; was bedeutet's, daß Morhof ihn den größten Dichter nennt?) —

und:

Fleming oder Flemming (es war doch wohl eine flamländische Familie) wird erst durch Olearius genießbar, und die gerühmten souette finde ich den, auch nicht überschwänglichen, gedanken nach erträglicher als durch ihre sprache.

Ich glaube, es wird wenige geben, die hier nicht Morhof gegen Grimm beistimmen und Fleming weit über Opitz setzen werden. (Vgl. meine kurze „Geschichte der deutschen Sprache und Literatur", §. 119.)

Wir reihen aus innern Gründen hier Jakob Grimm's Urtheil über italienische Dichter an, das er in einem Briefe an Lachmann vom 7. October 1833 ausspricht:

Von der schönheit der italienischen [poesie] ist die menge eingenommen: ich gestehe daß sie mir fast entbehrlich ist; Ariosto und Tasso mag ich nicht aus guten gründen, Petrarca wohl, den man aber wie alle lyriker in mäßigen portionen genießen muß; Dante zieht mich nur an, wenn ich etwas darin nachschlage, im ganzen ermüdet mich sein werk mit den unaufhörlich und planlos wiederholten qualen und wonnen. In unsern altdeutschen dichtern ist unendlich mehr leben, natur und mannigfaltigkeit als in diesen Italienern.

Ferner aus einem Briefe Jakob Grimm's an Lachmann (August 1838):

Viele neuere schriftsteller, z. B. Schiller (nicht Goethe, auch Lessing nicht), erscheinen mir in gewissem betracht, und abgesehn von ihren neuen erfindungen, wortarm und unsrer sprache nicht recht mächtig; das gilt auch von einem gedankenreichen autor wie Jean Paul, der sich so ziemlich mit den gewöhnlichen wörtern behilft.

Dann aus einer überschwenglichen Besprechung des Bettina'schen Buchs „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" in den Göttinger „Gelehrten Anzeigen" (1835) hier abgedruckt:

Es gibt kein anderes Buch das diesen Briefen in Gewalt der Sprache wie der Gedanken an die Seite zu stellen wäre, und alle Gedanken und Worte wachsen in einem weiblichen Gemüth, das in der ungehemmtesten Freyheit sich aus sich selbst bildet und durch sich selbst zügelt. Solcher Unbefangenheit gelingt das Kühnste und das Schwerste. Die meisten Worte sind unmittelbar Poesie, daß wir jetzt auf einmal den Ursprung vieler Sonette des Dichters erfahren, deren Ausdrücke er aus der Prosa der Briefe geradezu in sein Gedicht aufnehmen konnte und kaum zu übersetzen brauchte, ohne daß durch die Vergleichung das Original verlöre.

So hatte denn damals selbst auch Jakob Grimm keine Ahnung davon, daß das Original hier die Goethe'schen Verse waren, welche Bettina ungeschickt genug, selbst ohne Verwischung der Reime, in ihre Prosa umgesetzt hatte, um sie für das Original auszugeben.

Zum Beschluß der Aeußerungen Jakob Grimm's stehe hier eine beachtenswerthe über das Verhältniß des Niederdeutschen zum Hochdeutschen:

Sie (die niederdeutsche Bearbeitung des Narrenschiffs) liest sich allerdings angenehmer als der Brantische text und hat recht wohlgefüge erweiterungen; überhaupt steht fest, daß damals die

niederdeutsche mundart zierlicher, gewandter und glätter war als die holperich und grob gewordene hochdeutsche.

Aus den Briefen Wilhelm Grimm's aber theile ich nur noch das Nachfolgende mit, aus einem Schreiben an Lachmann vom 27. Mai 1832 aus Göttingen:

Mein Schwager Hassenpflug ist plötzlich sehr gestiegen und ein Günstling des Regenten geworden, was er theils einer frühern Verbindung, theils einer ziemlich starken Anhänglichkeit an die Grundsätze des Jarkeschen Wochenblattes zu danken hat. Er ist eben Geheimrath geworden und Vorstand des Justizministeriums und wird, wenn seine Lage Bestand hat, bald wirklicher Minister sein. Meine Schwester, die dergleichen schätzt und beurtheilt wie wir, muß an Hof gehen, sich mit Besuchen und Kleidern plagen, und wird durch die Excellenz nicht glücklicher werden. Ich mußte mich denn auch bei dem Regenten, meinem ehemaligen Zögling, melden; da ich aber gegen die Etiquette früher bei seiner Mutter war, mit der er in der heftigsten Spannung lebt, und weiß, daß ich sie verehre, so lud er mich, statt eine Audienz zu bewilligen, zu einer großen Tafel nach Wilhelmshöhe ein, wo es denn mit wenigen Redensarten abgethan war.

Ich hoffe, durch die vorstehenden Mittheilungen das Interesse der Leser an dem Buche, das sich, wie durch den Inhalt, auch durch eine würdige Ausstattung empfiehlt, zur Genüge erregt zu haben.

Daniel Sanders.

Märchen und Erzählungen von K. Trebitz.

1. Helgoland. Erzählung aus der Missionsgeschichte um 698 n. Chr. von K. Trebitz. Norden, Soltau. 1880. 8. 2 M.
2. Thymian. Thiermärchen für sinnige Leser von K. Trebitz. Mit Illustrationen von W. Friedrich. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. 3 M.

Der Verfasser dieses Schriftchens hat sich durch manche gediegene Arbeit schon vortheilhaft bekannt gemacht. Wir erwähnen neben einem theologischen Werke, welches ihm einen Preis eintrug, aus der Zahl seiner poetischen und belletristischen Arbeiten: die „Trutznachtigall", eine Sammlung patriotischer Kriegslieder, und „Heinrich Trost", eine Erzählung vom hellen Strande der Saale aus vergangenen Tagen.

Das meerumrauschte Helgoland bildet den Schauplatz der dem Missionsgebiete entnommenen sinnigen Geschichte (Nr. 1). Der Bischof Wilbrod von Utrecht wird mit einigen Gefährten vom Sturm dahin verschlagen, und es gelingt ihm, eine kleine Schar von heidnischen Einwohnern für das Christenthum zu gewinnen. Unser besonderes Interesse erregt der Wiking Gibanot, dem in dem tapfern Oswin, einem der Begleiter des Bischofs, ein Ersatz für die im Kampfe gefallenen Söhne zugeführt wird. Oswin gewinnt das Herz von Gibanot's Tochter und wird ihr Gatte, aber die Hinterlist des heidnischen Götzenpriesters und die Haltlosigkeit Radbot's, des Friesenherzogs, bringt der Christenschar Verfolgung und Oswin den Tod.

Die Erzählung ist einfach und schlicht, aber ihre Sprache edel im besten Sinne dieses Wortes, von dichterischem Schwunge getragen. Die einzelnen Charaktere sind trefflich gezeichnet und treten uns plastisch entgegen. Es gewährt großen Genuß, dem Verfasser zu folgen, der es ausgezeichnet versteht, den Leser ganz in die Zeit des ausgehenden 7. Jahrhunderts zu versetzen. Seine Gestalten tragen nicht etwa nur die Kleider jener Periode, sondern sind wie aus einem Stücke gemeißelt.

Freilich liest sich das Büchlein nicht gerade leicht, denn jedes Wort hat sein gutes Gewicht. Wer seine Nahrung nur im leichten modernen Romane zu suchen gewohnt ist, mag allerdings nicht recht befriedigt werden. Ist doch schon der Stoff und das christliche Gepräge der Erzählung nicht jedem schmackhafte Kost. Wer aber ein Bild gewinnen will von jener eigenthümlichen Zeit, in der das Christenthum mit dem heidnischen Germanenthume siegreich rang, wer an Schönheit der Sprache, an sinnvoller Darstellung Freude hat, wird ohne Zweifel die Erzählung mit hohem Interesse lesen. Sie hat neben dem missionsgeschichtlichen und dem belletristischen vor allem auch einen bedeutenden culturhistorischen Werth.

Wir können das sauber und ansprechend ausgestattete Buch für den Weihnachtstisch aufs beste empfehlen.

Seine Thiermärchen (Nr. 2) charakterisirt Trebitz treffend mit den Anfangsworten der Widmung:

Geringes Kraut in Moos versteckt,
Von Dorn und Ginster überdeckt,
Doch Blüten trägt es zarter Pracht,
Wenn goldig warm die Sonne lacht.

Wer mit sinnigem Auge hinschaut auf Flur und Wald, an Bach und Rain, findet das verborgene Veilchen, erfreut sich am würzigen Dufte des Thymian. Kleine Bildchen nur werden von Trebitz gemalt, nicht großartig und blendend ist ihr Vorwurf. Das Thierleben, welches sich abspielt am murmelnden Bache, am frischen Quell, im schattigen Walde, am stillen Weiher, im tiefen See, läßt uns der Verfasser schauen und hören. Elster und Eichhorn, Gans und Ente, Kukuk und Habicht, Schildkröte und Fischlein sind die Hauptpersonen der sechs Erzählungen — die siebente und letzte: „Rinkrank", ein Märchen wie andere auch, hat keinen engen Zusammenhang mit den ersten —, und dazwischen flattern die muntern Vöglein, singt die Lerche, schlüpft das Wieselchen, schlängelt sich die Eidechse, gurrt die Taube: alles ist so lieblich, so lebenswarm und wahr.

Und doch ist tiefer Sinn auch im scheinbar kindischen Spiele. Die Thiere sind Abbilder der Menschen, repräsentiren sie in ihren guten und bösen Eigenschaften. Der Verfasser geißelt freimüthig die Verkehrtheiten und Fehler der Welt, brandmarkt Habsucht und Geiz, Trägheit und Dünkel, Genußsucht und Schwachheit; die Gründer mögen

sich spiegeln in der Erzählung „Die Braucommun", und die Biergiftmischer desgleichen.

Bedenklich könnte man gegen die Bezeichnung Thiermärchen sein. Fabel und Märchen sollen zusammengeworfen werden, sodaß ein völlig Neues herauskommt. Das aber beabsichtigt der Verfasser keineswegs. In seinen Geschichten herrscht einmal die Fabel, ein anderes mal das Märchen vor. Beide haben ja ohnehin Berührungspunkte genug. Die licentia poetica kommt auch unserm Erzähler zu gute, wir verzeihen es ihm, wenn er hier die Thiere als Vertreter der Menschen hinstellt, dort aber sie als richtige Thiere von den Gebrechen der Menschen reden läßt, und rechnen ersteres mehr zur Fabel, letzteres zum Märchen, sodaß die Bezeichnung Thiermärchen als eine wenngleich lose Verbindung zwischen Märchen und Fabel gelten mag.

Das Buch ist von Woldemar Friedrich illustrirt. Wie von solchem Künstler nicht anders zu erwarten, sind die Bildchen prächtig. Uns sind es noch nicht genug. Auch der Verleger hat sich Mühe gegeben, das Werkchen zu einer rechten Weihnachtsgabe zu machen; wir empfehlen es jedem „sinnigen" Leser aus voller Ueberzeugung.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Da heutzutage eine Partei die Wiedereinführung des Innungswesens erwartet und die andere den Standpunkt der modernen Gewerbefreiheit verficht, so will der Autor der Schrift: „Satzungen hervorragender Handwerkervereinigungen in Landsberg am Lech aus der Zeit vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart" (München, Kellerer), J. B. Krallinger, zur Geschichte des Innungswesens einen Beitrag liefern. Er gibt eine Sammlung von Urkunden, meist Statuten verschiedener früherer Zünfte, und kommt durch seine Forschungen zu folgendem Resultat: 1) die alten Zünfte können auf keinen Fall wieder belebt werden; 2) die Angehörigen des gleichen Handwerks bedürfen der Einigungen; 3) diese können keine andern sein als die auf der Basis der Gewerbefreiheit möglichen freien Genossenschaften.

— Die drei Vorträge von Franz Ilwolf: „Das Postwesen in seiner Entwickelung von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart" (Graz, Leuschner u. Lubensky), können allen denjenigen, welche sich eine Kenntniß des Postwesens aller Zeiten verschaffen wollen, als sehr instructiv empfohlen werden.

— Der Verfasser der Schrift „Internationaler Schutz gegen den Nachdruck" (Neuyork; deutsch von E. Wiebe, Berlin, Vahlen), Georg Haven Putnam, verlangt mit Recht internationale Maßregeln zum Schutze der Autoren und führt zur Begründung seiner Forderung eine Menge von schlagenden Beispielen an. Das Buch ist mit großer Sachkenntniß geschrieben.

Ausländische Literatur.

Ueber Karl Hillebrand's „Six Lectures on the History of German Thought from the Seven Years' War to Goethe's Death" (London, Longmans u. Comp.), welche Vorträge der begabte und sprachgewandte Historiker in den Monaten Mai und Juni 1879 in dem Royal Institution of Great Britain hielt, sagt die „Saturday Review", Nr. 1302, unter anderm: „Selbst diejenigen, welche die Schriften Hillebrand's, eines Mannes, der viele Länder gekannt hat und in vielen bekannt ist, nicht kennen, werden ihn nicht weit in diesen Vorträgen zu begleiten brauchen, um versichert zu sein, daß sie es bei ihm nicht mit einem deutschen Pedanten zu thun haben. Sogar wenn er sich mit geziemender Strenge in das Gewand des Philosophen kleidet, bewahrt er sich eine Freiheit der Bewegung, welche beweist, daß er nicht, wie Freiligrath's Hamlet, «stak zu lang in Wittenberg, im Hörsaal oder in den Schenken» (welches letztere Wort der Recensent sehr frei durch «among the Sects» übersetzt)" . . . Es wird dann die knappe und lichtvolle Darstellung gerühmt, die z. B. seinen Bericht über Kant und die romantische Schule auszeichnet. Am Schluß heißt es: „Hillebrand, der im besten Sinne dieser Epitheta sowol ein patriotischer wie ein kosmopolitischer Schriftsteller ist, muß uns entschuldigen, wenn wir sagen, daß es einen Anstrich von Heuchelei hat, wenn er seine große Nation als im Augenblicke unfähig schildert, sich «den Luxus solcher freisinnigen Ideen und Gefühle» zu vergönnen wie die, welche Lessing und Herder, Goethe und Schiller beseelten. An welchem Punkte in der Befestigung des großen politischen Werks dieses Zeitalters wird sie denn im Stande sein, sie wieder aufzunehmen? Und wohin sollen sie denn inzwischen weggeschlossen werden? Unter die Vertreter des politischen Lebens selbst, oder unter die Specialisten an den Universitäten? Wahrscheinlich kommt es ebenso sehr auf seine Gelehrten wie auf seine Staatsmänner an, ob Deutschland den Ueberlieferungen, die nie außer der Zeit oder am unrechten Orte sein können, wie der starre und steife Constitutionalismus, den Hillebrand verwirft, treu bleiben werde. Seine Söhne mögen nicht im Stande sein, Kant's Schatten damit zu erfreuen, daß sie Pläne zu einem Weltfrieden ausarbeiten; sie brauchen aber deshalb nicht Lessing's Schatten damit zu beleidigen, daß sie die Juden mit Steinen bewerfen. Auch wir glauben an die geistige sowol wie die politische Zukunft Deutschlands; am meisten aber deshalb, weil wir nicht glauben, daß die künftigen Leiter des deutschen Gedankens etwa warten werden, bis Fürst Bismarck ihnen melden kann, daß sein Werk vollendet sei."

Bibliographie.

Andersen, H. C., Dreißig auserlesene Märchen für den Familienkreis. In neuer Uebersetzung unter Beigabe von: „Erinnerungen an H. C. Andersen" und „Andersen's letzte Tage", von E. Lobedanz. Leipzig, Spamer. 1881. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Oesterreichische Geschichte für das Volk. X.: Die letzten Habsburger. Von A. Mayer. 1ste Abth.: Die letzten Regierungsjahre Leopold I. und die Zeit Joseph I. Wien, Hölder. 8. 1 M. 60 Pf.

Albertus Magnus in Geschichte und Sage. Festschrift. Köln, Bachem. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Stanley, H. M., Durch den dunkeln Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des äquatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem Atlantischen Ocean. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von C. Böttger. 2te Auflage. 2 Bde. Mit Karten und Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 32 M. 50 Pf.

Storm, T., Die Söhne des Senators. Berlin, Paetel. 1881. 16. 3 M.

Tagesfragen Nr. 2: Der Normal-Arbeitstag, eine Konsequenz der heutigen Wirthschaftsordnung. Von L. Knorr. Leipzig, Pfeil. Gr. 8. 50 Pf.

Wietersheim, E. v., Geschichte der Völkerwanderung. 2te vollständig umgearbeitete Aufl., besorgt von F. Dahn. 1ster Bd. Mit einer Karte von H. Kiepert. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 15 M.

Woeniger, J., Deutschlands Kampf und Sieg. Historischer Roman aus den Kriegsjahren 1870 und 1871. 2 Bde. Schwerin, Schmale. 8. 5 M.

Wolf, G., Das Unterrichtswesen in Oesterreich unter Kaiser Josef II. Nach einer Darstellung von J. v. Sonnenfels. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Anzeigen.

Festgeschenke und Nova.

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. M. 3, Orig.-Einb. M. 4.
— — Röm. Schlendertage. 4. Aufl. m. Titelbild M. 5,60, Orig.-Einb. M. 6,50.
— — Marschenbuch. 2. Aufl. M. 6, Orig.-Ein. M. 7,50.
v. Brousart, J., 5 Lieder f. 1 Singst. m. Pianofbegl. M. 2,50.
— — 5 Weihnachtslieder f. 1 Singst. m. Pianofbegl. M. 2.
— — 5 Gedichte von Bodenstedt f. 1 Singst. f. Pianofbegl. M. 2,70.
Charl. Droste's Kochbuch f. alle Stände. 2. stark. verm. Aufl. M. 1,50, Orig.-Einb. M. 2.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. m. Titelbild. M. 4, Orig.-Einb. M. 5.
— — Die Hexe. Trauersp. in 5 Aufz. 2. Aufl. M. 2, Orig.-Einb. M. 3.
Kaden, W., Italien. Gypsfiguren. M. 5,60, Orig.-Einb. M. 6,50.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 2. Aufl. M. 4, Orig.-Einb. M. 5.
— — Nassreddin Chodja. Ein osmanischer Eulenspiegel. 3. Aufl. M. 2, Orig.-Einb. M. 3.
— — Balladen u. Bilder. 2. Aufl. M. 2, Orig.-Einb. M. 3.
Spaeth, H., Samenk. der Wahrheit. Grundwahrheiten des Christenth. in 32 Predigten. M. 7, Orig.-Einb. M. 8.
Stahr, Ad., Ein Jahr in Italien. 5 Thle. 4. Aufl. M. 15. In 2 Orig.-Einbdn. M. 18.
— — Herbstmonate in Oberitalien. Suppl. zu „Italien". 2. Aufl. M. 6,75, Orig.-Einb. M. 8,25.
Volksbote. Volksk. 1881. 44. Jahrg. Reich illustrirt 50 Pf. Verlag der **Schulzeschen** Hofbuchhandlung in **Oldenburg.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Seltsame Brüder.

Roman von

Levin Schücking.

Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Dieser neue spannende Roman des Verfassers, in der Gegenwart und auf deutschem Boden spielend, vereinigt alle die Vorzüge der Darstellungskunst, welche Schücking seit lange den beliebtesten deutschen Erzählern zugesellt haben.

Nordenskjöld's Reisewerk.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878—1880.

Von

Adolf Erik Freiherrn von Nordenskjöld.

Zwei Bände.

Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

In ungefähr 20 Lieferungen. Preis jeder Lieferung 1 M.

Gleichzeitig mit der schwedischen erscheint diese autorisirte deutsche Ausgabe des hochwichtigen und interessanten Werks, in welchem Nordenskjöld selbst, der kühne Leiter der Vega-Expedition, der ruhmgekrönte Pfadfinder durch die Eismassen des Polarmeeres, seine gefahrenreiche Fahrt mit allem Detail und in einer Darstellungsform beschreibt, die ebenso den Anforderungen der Wissenschaft zu genügen wie das Interesse des Laienpublikums zu fesseln weiß. Das Erscheinen in Lieferungen zum Subscriptionspreise von 1 M. für die Lieferung macht das Werk den weitesten Volkskreisen zugänglich.

Die erste Lieferung ist nebst Prospect in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Krebs.

Eine Einleitung in das Studium der Zoologie.

Von

T. H. Huxley.

Mit 82 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 48. Band.)

Nicht blos eine Naturgeschichte des Krebses will der berühmte englische Gelehrte mit dem vorliegenden Werke liefern, sondern er erörtert in demselben auch weittragende allgemeine Aufgaben der Zoologie wie der biologischen Wissenschaft überhaupt, sodass es mit Recht als „eine Einleitung in das Studium der Zoologie" bezeichnet ist.

Einladung zum Abonnement auf:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

In Monatsheften von 10 Bogen. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf.

(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Diese angesehene und weitverbreitete Zeitschrift, welche die hervorragendsten Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, ist seit 1880 wesentlich umgestaltet und erweitert worden, indem sie außer zeitgeschichtlichen Aufsätzen auch Novellen, Erzählungen, Reiseskizzen, literarische und culturgeschichtliche Essays den Lesern darbietet.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Es enthält: Hart am Rande. Novelle von Levin Schücking. — König Georg von Hannover und seine Umgebung. Von Oskar Meding (Gregor Samarow). — Aus der Landschaft Athens. Von Ferdinand Gregorovius. — Der poetische Naturalismus in Frankreich. Von Rudolf von Gottschall. — Der große Altar zu Pergamon. Von Adolf Trendelenburg. — Ober-Albanien und die Gegen. Von Spiridion Gopčević. — Der Pariser Chiffonnier. Von Wilhelm Ritter von Hamm. — Meerfahrt. Zwei Gedichte von Friedrich Bodenstedt. — Literarische Revue. — Politische Revue.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Register.

Adami, F., Aus Friedrich's des Großen Zeit. 76.
Adel, der österreichische, und sein constitutioneller Beruf. Von einem Oesterreicher. 627.
Adolphi's, A., poetischer Nachlaß. 262.
Albert, Anny, Die Ehestandspädagogen. 667.
Almanach, statistischer, für das Deutsche Reich, nach amtlichen Quellen bearbeitet von M. Neese. Dritte Auflage. 627.
Alpenrose und Edelweiß. Eine Novelle aus dem Badeleben. 252.
Ambros, A. W., Kleinere Schriften. Erster Band: Aus Italien. 695.
Auerfin, J., Im Freistaat oder Gesetz und Sitte der Freiheit. 731.
Amicis, E. de, Spanien. Uebersetzung aus dem Italienischen. 582.
Ammer, Th. von der, Ein Wintermärchen. 726.
Amyntor, G. von, Eine räthselhafte Katastrophe. 570.
Anhäuser, W., Nora. 673.
Anzengruber, L., Dorfgänge. 209.
—— 's Jungferngift. 242.
Aprent, J., Das Menschenleben in seiner sittlichen Erscheinung. Volksausgabe. 617.
Arany, J., König Buda's Tod. Aus dem Ungarischen übersetzt von A. Sturm. 148.
Asnyk, A., Kiejstut. Uebersetzt von M. von Reden. 742.
Assmann's, W., Geschichte des Mittelalters von 375—1492. Zweite umgearbeitete Auflage von E. Meyer. Erste Abtheilung und der zweiten Abtheilung erste Lieferung. 555.
Athagen, E. D., s. Uthagen.
Auerbach, L., s. Heimgarten deutscher Dichtung.
Aus der Schriftstellerwelt. 31. 62. 95. 143. 207. 254. 430. 527. 655. 719. 735. 767.
Avé-Lallemant, F. Ch. B., Die Mersener Bockreiter des 18. und 19. Jahrhunderts. 524.
Bäbler, J. J., Samuel Heuzi's Leben und Schriften. 747.
Badke, O., Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder. 807.
Ballestrem, Gräfin Eufemia, Heideröslein. 73.
Baer, W., Der vorgeschichtliche Mensch. Zweite völlig umgearbeitete Auflage von F. von Hellwald. 659.
Baerenbach, F. von, Gedanken über die Teleologie in der Natur. 185.
Barker, Lady, Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Südafrika. Aus dem Englischen von Auguste Scheibe. Autorisirte Uebersetzung. 40.
Bauer, B., Das Urevangelium und die Gegner der Schrift „Christus und die Cäsaren". 739.
—— Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera. 598.
Bauermeister, M., Eine Thräne. 667.
Baumbach, R., Horand und Hilde. 332.
—— Neue Lieder eines fahrenden Gesellen. 420.
Baumeister, E., Vom Tigris zum Ganges. 262. 491.
Baumgart, H., Aristoteles, Lessing und Goethe. 197.
Baumgartner, A., Goethe's Jugend. 291.
Beck, K., Buch der Weisheit aus Griechenlands Dichtung. 317.
Beck, L. C., s. Hellwald.
Becker, Th., Plato's Charmides inhaltlich erläutert. 296.
Beer, A., Hypatia. 673.
Béguelin, Franziska von, s. Ziegler.
Beilhack, M., s. Müller, W.
Beuder, H., Rom und römisches Leben im Alterthum. Erster Halbband. 746.
Bergl, J., Geschichte der ungarischen Juden. 147.
Berichte, literarische, aus Ungarn über die Thätigkeit der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und ihrer Commissionen u. s. w. Herausgegeben von P. Hunfalvy. 165.
Bern, M., Ein stummer Musikant. 209. 649.
Bernays, M., J. W. von Goethe. J. C. Gottsched. 593.
Berthold, K., Ueber die Schönheit der Natur in christlicher Anschauung. 154.
Besser, W., Gedanken über die Mission des reinen Spiritualismus und der Philosophie der Großen Harmonie. 636.
Beuthien, A., De latinsch Buer un sien Nabers. 187.
Bibel für Freunde der Wahrheit. 298. 741.
Biedermann, K., Deutschland im 18. Jahrhundert. Zweiter Band. Zweiten Theiles dritte Abtheilung. 641.
Bielschowsky, A., Friederike Brion. 593.
Bikélas, D., Lukis Laras. Aus dem Neugriechischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von W. Wagner. 267.
Birnbaum, K., Wichtige Tagesfragen. Vorträge über Parteistandpunkte und Parteibestrebungen auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik. 609.
Bleibtreu, K., Gunnlaug Schlangenzunge. Eine Inselmär. Zweite Auflage. 33.
—— Der Traum. 538.
Bloch, L., Decorirt. 516.
Block, M., Handbuch der Statistik. Deutsche Ausgabe von H. von Scheel. 477.
Bluntschli, J. C., Gesammelte kleine Schriften. Erster Band: Aufsätze über Recht und Staat. 731.
Blüthgen, V., Bunte Novellen. 97.
—— Gedichte. 436.
Böcker, E., Lalage. 668.
Bodemann, E., Johann Georg Zimmermann. 550.
Bodenstedt, F., Gräfin Helene. 360.
Bohdanowiez, S. von, J. J. von Kraszewski in seinem Leben und seinen Werken. 587.
Boubelles, Graf M., Der Graf von Cilli. 323.
Boos, H., Thomas und Felix Platter. 151.
Borcke, H. von, Zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Aus dem Englischen übersetzt von Kaehler. 691.
Bormann, E., „Seid umschlungen Millionen!" 517.
Born, St., s. Sammlung.

Bornier, H. de, Die Tochter Roland's. Nach dem Französischen von A. Giers. 742.
Bosbom-Toussaint, Frau, Major Franz. Deutsch von St. Born. 606.
Böttcher, K., Liebeswogen. 442.
Boxberger, R., s. Lessing.
Boyen, M., Von Gott gezeichnet. 537.
Brake, G., Zur deutschen Judenfrage. 771.
Braun-Wiesbaden, K., Landschafts- und Städtebilder. 579.
Bredow, Gräfin Adele von, Hypatia. 323.
Brennekam, O., Irrfahrt und Heimfahrt. 535.
Brentano, C., Chronika eines fahrenden Schülers. Fortgesetzt und vollendet von A. von der Elbe. 482.
Breßlau, H., Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Konrad II. Erster Band. 732.
Briefe von Benjamin Constant, Görres, Goethe, Jakob Grimm und vielen andern. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlaß des G. de Villers, herausgegeben von M. Isler. 465.
Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Mensebach mit Jakob und Wilhelm Grimm. Herausgegeben von C. Wendeler. 823.
Broeiner, M., Aus zwei Zonen. 229.
Brodersen-Pinneberg, Auf der cimbrischen Halbinsel. 646.
Brook, A., Paul von Kampmann. 568.
Brosch, M., Geschichte des Kirchenstaats. Erster Band. 552.
Broschüren, Frankfurter zeitgemäße. Neue Folge. Herausgegeben von P. Haffner. Erster Band. 5tes und 6tes Heft. 529.
Brosin, O., Schiller's Vater. 593.
Bruch, K., Hellas. Lyrische Dichtungen aus dem hellenischen Alterthum. 317.
Brunier, L., Eine mecklenburgische Fürstentochter (Helene, Herzogin von Orléans). Zweite Ausgabe. 151.
Brunold, J., Lisbeth. 229.
Bucheck, G., Im Kampfe ums Dasein. 253.
Buchholz', R., Reisen in Westafrika. Nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen von K. Heinersdorff. 380.
Buchner, W., Fürst Bismarck. 747.
—— Graf Moltke. 747.
Büchner, L., Liebe und Liebesleben in der Thierwelt. 202.
Bülsinger, A., Des Aristoteles Erhabenheit über allen Dualismus und die vermeintlichen Schwierigkeiten seiner Geistes- und Unsterblichkeitslehre. 197.
Busse, F., Aus unserer Zeit. Erstes Buch. 234.
Butz, K., Gedichte eines Deutsch-Amerikaners. 588.
Byk, S. A., Die Physiologie des Schönen. 196.
Byr, R., Eine geheime Depesche. 539.

Calm, Marie, Wilde Blumen. 253.
Camoens, L. de, Sämmtliche Gedichte. Zum ersten mal deutsch von W. Storck. Zweiter Band: Buch der Sonette. 790.
Caneionero. Spanische Gedichte. Uebersetzt von E. Dorer. 435.
Cardinal von Widdern, Handbuch für Truppenführung und Befehlsabfassung. Erster und zweiter Theil. 694.
Carducci, G., Ausgewählte Gedichte. Metrisch übersetzt von B. Jacobson. Mit einer Einleitung von K. Hillebrand. 470.
Caro, J., Das Bündniß von Canterbury. 679.
Caro, K., Auf einsamer Höh'. 456.
Caspari, O., Virchow und Häckel vor dem Forum der methodologischen Forschung. 196.
Castenholz, A., Die Belagerung von Belfort im Jahre 1870—71. 37.
Chavanne, J., Die Sahara oder Von Oase zu Oase. 139.
Christópulos. — Lieder des hellenischen Mirza-Schaffy, Athanasius Christópulos. Uebertragen von A. Boltz. 791.
Claudius, H. Ritter von, Das allgemeine moralisch-religiöse Gesetzbuch und Andachtsbuch u. s. w. 316.
Clemens, F., Das fünfte Evangelium oder das Urevangelium der Essäer. 314.
Confucius. Tchöng-Yöng. Der unwandelbare Seelengrund. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von R. von Plaenckner. 348.
Conrad, M. G., Pariser Kirchenlichter. Didon. Loyson. 740.
—— Parisiana. 806.
Conring, A. von, Marokko, das Land und die Leute. 379.
Coppée, F., Olivier. Im Versmaße des Originals übersetzt von W. Grafen von Baudissin. 135.
Coßmann, B., Wald- und Jagdstudien in jeder Jahreszeit. 202.

Dahn, F., Bausteine. 522.
—— Sühne. 673.
Daunemann, F., Aus fernen Tagen. 234.
Darapsky, L., Andina. Eine Auswahl aus südamerikanischen Lyrikern spanischer Zunge. 791.
Darwinistische Schriften Nr. 8—10. 775.
Daudet, A., Die Könige im Exil. Deutsch von W. Loewenthal. Autorisirte Uebersetzung. Zweite Auflage. 632.
Derboeck, C. V., Spledder un Spöhn. I. Ut de Hansbunkentid. 186.
Dessauer, M., Der Sokrates der Neuzeit und sein Gedankenschatz. Sämmtliche Schriften Spinoza's gemeinverständlich und kurz gefaßt. 198.
Dewall, J. van, Auf schiefer Ebene. 83.
—— Der Roman eines Hypochonders. 747.
Dieffenbach, L. F., Karl Ludwig Schulmeister, der Hauptspion, Parteigänger, Polizeipräfect und geheime Agent Napoleon's I. 529.
Diercks, G., Die nordisch-germanische Mythologie. 42.
—— Soma und Psyche. 42.
Diez, Katharina, Frithjof. 673.
Dimitresco, C. D., Der Schönheitsbegriff. 197.
Dingelstedt, F., Münchener Bilderbogen. 364.
Dohm, Hedwig, Ein Schuß ins Schwarze. 667.
Doehn, R., Aus dem amerikanischen Dichterwald. 777.
Döllinger, J. von, Die orientalische Frage in ihren Anfängen. 722.
Dorer, E., Bunte Blätter. 435.
—— s. Caneionero.
Dorn, E., Ein Schwedenkind. 568.
Dowden, E., Shakspeare, sein Entwickelungsgang in seinen Werken. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von W. Wagner. 443.
Dreher, E., Die Kunst in ihrer Beziehung zur Psychologie und zur Naturwissenschaft. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 196.
Droßbach, M., Ueber Kraft und Bewegung im Hinblick auf die Lichtwellenlehre und die mechanische Wärmetheorie. 297.
Duden, K., Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 661.
Düntzer, H., s. Goethe.
—— Goethe's Leben. 593.
Dux, A., Aus Ungarn. 145.

Ebers, G., Aegypten in Bild und Wort. 329.
—— Die Schwestern. 24.
Eckstein, E., Murillo. 433.
Ehrmann, D., Aus Palästina und Babylon. 740.
Eichrodt, L., Hortus deliciarum für Freunde deutschen Humors gepflanzt. 517.
Einsam auf dem Thron. Ein Lebensbild in Sonetten. Zum Verständniß eines viel Verkannten. Mit einem Vorwort und mit Anmerkungen versehen von X. Y. Z. 33.
Eisler, M., Die Judenfrage in Deutschland. 773.
Elbe, A. von der, s. Brentano.
Emminghaus, A., Ernst Wilhelm Arnoldi. 151.
Engel, E., Die Uebersetzungsseuche in Deutschland. Dritte Auflage. 467. 572.
Engel, K., Deutsche Puppenkomödien. Sechster bis achter Theil. 666.
Engelhardt, Helene von, Wein-Album. 421.
Erdmann, B., Kant's Kritieismus in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft. 183.
Erhard, E., Gräfin Ruth. 568.
Esselborn, K., Des Pfalzgrafen Tochter. 234.
Evers, G., Steinsmühlen. 443.
Eyth, M., Der Waldteufel. 515.

Falckenberg, R., Ueber den intelligibeln Charakter. 296.
Falk, C., Um ein Herz. 441.
Falke, J. von, Hellas und Rom. 745.
Fechner, G. Th., Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. 101.
—— Vorschule der Aesthetik. 101.
Fehrs, J. H., In der Wurfschaufel. 262.
Festschrift zur Erinnerung an die Feier der vor 700 Jahren stattgefundenen Erhebung der Steiermark zum Herzogthume (1180). Herausgegeben vom Ausschusse des Historischen Vereins für Steiermark. 793.
Fischart's, J., Ausgewählte Schriften. Zweiter Theil: Gargantua. Neudeutsch mit Einleitung und Anmerkungen von H. Hoffmeister. 44.

Fischer, E. L., Die Urgeschichte des Menschen und die Bibel. 154.
Fischer, P. D., Post und Telegraphie im Weltverkehr. 646.
Flegel, F., A. Günther's Dualismus von Geist und Natur. 619.
Fortschritte, die, der Urgeschichte. Nr. 5. 661.
Franck, M., Mit Gott und durch eigne Kraft. 251.
Frank, U., Waldgeheimniß. 648.
François, Luise von, Der Katzenjunker. 536.
Frerichs, H., Ueber Naturerkenntniß. 299.
Freudenthal, A., Gedichte. 33.
Freund, W. A., Blicke ins Culturleben. 565.
Frey, A., Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. 542.
Fricke, F. W., Die Reichsorthographie. 445.
Fricker, B., Geschichte der Stadt und Bäder Baden. 680.
Friedmann, A., Lebensmärchen. 209.
—— Leichtsinnige Lieder. 200.
Friedrich, C., Vielliebchen. 443.
Fritz, S., Lieder eines Träumers. 33.
Frommel, W., s. Sammlung.

Galdo's, B. P., Gloria. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Hartmann. 267.
Gallwitz, Valeska von, Dem Tode abgerungen. 229.
—— Zwei Frauenherzen. 634.
Gamp, Die wirthschaftlich-socialen Aufgaben unserer Zeit auf industriellem und landwirthschaftlichem Gebiete. 609.
Gaul, A., Beiträge zur Welt- und Menschenkunde. 808.
Gedichte aus Riga. Zweite Sammlung. 262.
Genée, R., Gesammelte Komödien. 243.
Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. Lief. 41, Abth. 1: Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Falle Napoleon's III. Von K. Hillebrand. Zweiter Theil. 377.
—— Dasselbe. Lief. 41, Abth. 2: Geschichte des Kirchenstaats von M. Brosch. Erster Band. 552.
Geschichtsblätter, steiermärkische, herausgegeben von J. von Zahn. Erster Jahrgang. Erstes und zweites Heft. 795.
Gespräche am See. I. 417. II. 448.
Geßler, F., s. Heimgarten deutscher Dichtung.
Giesebrecht, W. von, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Fünfter Band. Erste Abtheilung. 733.
Giskra, Dr. K., Ueber die Jesuiten. 817.
Gizycki, G. von, Die Ethik David Hume's in ihrer geschichtlichen Stellung. 184.
Glaser, A., Aus dem 18. Jahrhundert. 506.
—— Wulfhilde. 505.
Gnad, E., Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. Zweite Sammlung. 593.
Goldbaum, W., Entlegene Culturen. 109.
Goethe's Faust. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen von G. von Loeper. Zweite Bearbeitung. Zweiter Theil. 593.
—— Dasselbe. Zweiter Theil. Erläutert von H. Düntzer. Dritte vermehrte Auflage. 593.
Gothein, E., Politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation. 738.
Greif, M., Marino Falieri, oder Die Verschwörung des Dogen von Venedig. 673.
Grimm, H., Goethe. Zweite durchgesehene Auflage. 593.
Grisebach, E., Kin-ku-ki-kuan. Neue und alte Novellen der chinesischen 1001 Nacht. 651.
Groß, F., Kleine Münze. Mit einer Einleitung „Ueber das Feuilleton" von K. E. Franzos. 212.
Größler, F., Arnold von Brescia. 323.
Grün, K., Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Erster Band. 386.
Grundtvig, S., Dänische Volksmärchen. Uebersetzt von A. Strodtmann. Zweite Sammlung. 474.
Guno, Luise, Bewegte Tage. 363.
Gutzkow, K., Die Baumgärtner von Hohenschwangau. 277.

Habicht, L., In guten Händen. 649.
Haffner, P., Gräfin Hahn-Hahn. 529.
Hagemann, A., Ist es ratsam die sog. deutsche schrift und die groszen anfangsbuchstaben der nomina appellativa aus unseren schulen allmaehlich zu entfernen etc. 445.
Hamburger, B., Sealsfield-Postl. 485.
Hamel, R., Ein Wonnejahr. 262.
Haendler, O., Rosen und Dornen. 234.
Hausjakob, H., Aus meiner Jugendzeit. 361.
Hart, J., Sanfara. Ein Gedichtbuch. 33.
Hartmann, R., Die Völker Afrikas. 138.
Hase, K., Des Culturkampfes Ende. Dritte Auflage. 817.
Hasemann, J., Papst Pius IX. 151.
Hauff, G., Schillerstudien. 593.
Haushalter, B., Die „neue" Orthographie. 661.
Haustheater. Eine Sammlung deutscher Originallust- und Schauspiele von M. B. Erstes und zweites Bändchen. 667.
Haxthausen, A. von, Mädchenleben. 570.
Heiberg, J. L., Der Elfenhain. Deutsch von P. F. Siebold. 742.
Heigel, K., Der Carneval von Venedig. 267.
Heimburg, W., Lumpenmüllers Lieschen. 568.
Heimgarten deutscher Dichtung. Ein Almanach vom Oberrhein. Herausgeber: F. Geßler, L. Auerbach. 339.
Helbig, W., Beiträge zur altitalienischen Cultur- und Kunstgeschichte. Erster Band: Die Italiker in der Poebene. 743.
Helfert, Freih. von, Bosnisches. Zweite Auflage. 583.
Hellwald, F. von, Die Umgestaltung des Orients als Culturfrage. 722.
—— und L. C. Beck, Die heutige Türkei. Zweiter Band: Schilderung von Land und Leuten des Osmanischen Reichs, vor und nach dem Kriege von 1877—78, mit Berücksichtigung der arabischen Halbinsel. Herausgegeben von L. C. Beck. 110.
—— s. Baer.
Helm, Clementine, Unterm Schnee erblüht. 252.
Henkel, F., Die Herrin von Ibichstein. 473.
—— Wenn Frauen hassen. 229.
Heule, E., Durch die Intendanz. 242.
—— Aus Goethe's lustigen Tagen. 243.
Henne-Am Rhyn, O., Culturgeschichte des Judenthums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 772.
—— Die deutsche Volkssage im Verhältniß zu den Mythen und Zeiten aller Völker. Zweite umgearbeitete Auflage. 508.
Hennes, J. H., Die Erzbischöfe von Mainz. Dritte vermehrte Auflage. 439.
Hentl, F. Ritter von, Ein- und Umschau. 33.
Herbart. — Ungedruckte Briefe von und an Herbart. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von R. Zimmermann. 198.
Hermann, J., s. Jahresberichte.
Hermann, Th., s. Studien, theologische.
Herrig, H., Alexander. Zweite Auflage. 323.
—— Kaiser Friedrich der Rothbart. Zweite Auflage. 323.
Herrmann, E., s. Volkslieder.
Heuch, F. C., Reformjüdische Polemik gegen das Christenthum im Gewande moderner Aesthetik. Deutsche Ausgabe. 740.
Heyse, P., Verse aus Italien. Skizzen, Briefe und Tagebuchblätter. 60.
Hillebrand, K., s. Carducci und Geschichte der europ. Staaten.
Hocker, R., Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. 529.
Hoefer, E., Pap Kuhn. 'ne Geschicht ut de oll plattdütsch Tid. 185.
Hoff, K., Schein. 234.
Hoffmeister, H., s. Fischart.
Hohenbühel, L. Freih. von, Auf den Mai. 299.
Höhler, M., Kaiser Friedrich II. 528.
Holtzendorff, F. von, Wesen und Werth der öffentlichen Meinung. 646.
Honegger, J. J., Russische Literatur und Cultur. 705.
Hopfen, H., Die Geschichten des Majors. 75.
—— Kleine Leute. 698.
Hoppe, J. J., Sociale Uebelstände zweier Confessionen. 609.
Horatius. — Des Quintus Horatius Flaccus sämmtliche Dichtungen, in neuem Gewande von F. Köster. 317.
Huber, J., Die Forschung nach der Materie. 297.
—— Zur Philosophie der Astronomie. 185.
Humbert, C., Englands Urtheil über Molière, den einzigen Nebenbuhler Shakspeare's und den größten Komiker aller Zeiten. 167.
Humboldt, W. von, Ansichten über Aesthetik und Literatur. Seine Briefe an Christian Gottfried Körner (1793—1830). Herausgegeben von F. Jonas. 466.
Hülsen, W., Gedichte. 302.
Hume, D., Dialoge über natürliche Religion. Ueber Selbstmord und Unsterblichkeit der Seele. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von F. Paulsen. 199.
—— Eine Untersuchung in Betreff des menschlichen Verstandes. Uebersetzt, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung Hume's versehen von J. H. von Kirchmann. Zweite vermehrte Ausgabe. 198.
Hunfalvy, P., s. Berichte, literarische.

Inama-Sternegg, K. T. von, Deutsche Wirthschaftsgeschichte. Erster Band:

Deutsche Wirthschaftsgeschichte bis zum Schluß der Karolingerperiode. 731.
Isler, M., s. Briefe.
Israel und die Gojim. Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage. 770.

Jacobi, J. B., Schwalbenmärchen. Zweite Auflage. 727.
Jahn, H. E., Arbues de Epila und Die letzte Stunde der Madame Roland. 673.
Jahrbuch deutscher Dichtung. 1879. Herausgegeben von M. Stempel. 339.
—— statistisches, für das Deutsche Reich. Herausgegeben vom kaiserlichen statistischen Amt. Erster Jahrgang. 1880. 477.
—— für Volks- und Staatswirthschaft aller Länder der Erde. Von J. Minoprio. Erster Jahrgang. 609.
Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, herausgegeben von F. Abraham, J. Hermann, E. Meyer. Erster Jahrgang. 780.
Jannsen, H., Montesquieu's Theorien von der Dreitheilung der Gewalten im Staate auf ihre Quellen zurückgeführt. 627.
Janssen, J., Schiller als Historiker. Zweite neu bearbeitete Auflage. 529.
—— Zeit- und Lebensbilder. Dritte vielfach umgearbeitete Auflage. 529.
Janker, K., Das Herzogthum Steiermark. 793.
Jensen, W., Frühlingsstürme. 359.
Jerma, F., Erlebtes und Erdachtes. 570.
Jodl, F., Die Culturgeschichtschreibung, ihre Entwickelung und ihr Problem. 297.
Jonas, F., s. Humboldt.
Jost, E., „Der gute Kaiser Max!" 570.
Jung, A., Moderne Zustände. 279.
Junge, F., s. Müller, D.

Kaden, W., Sommerfahrt. 695.
Kachlig, Th., Geschichte der Belagerung von Queretaro. 692.
Kállay, B. von, Geschichte der Serben von den ältesten Zeiten bis 1815. Aus dem Ungarischen übersetzt von J. H. Schwicker. Erster Band. 166.
Kant. — Supplement zu Kant's Werken. Abtheilung II: Die vier lateinischen Dissertationen Kant's. Herausgegeben von J. H. von Kirchmann. 199.
Kaerger, K., Die orthographische Frage. 446.
Karsten, J., Der Zufall. 516.
Kastropp, G., König Elf's Lieder. Zweite Auflage. 262.
—— und R. Roltsch, Das vierblätterige Kleeblatt. 241.
Kaufmann, G., Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. Erster Band. 553.
Keil, C., Zahlenangaben zur Orthographie-Reform. 446.
Keim, A., Geschichte des 4. großherzoglich hessischen Infanterieregiments (Prinz Karl) Nr. 118 und seiner Stämme. 693.
Keim, F., Der Königsrichter. 673.
Kellermann, A., Gedichte. 262.
Kenner, F., Pförtner Jugend. Eine Portenser Historie. 472.
Kerner, Th., Dichtungen. 106.
Kinnorlieder. Altebräische Dichtungen in metrischer Uebertragung. Von M. Schultze. 556.
Kirchbach, W., Kosmopolitische Originale. 241.
Klee, Elisabeth, Die Heimat im Hochland. 536.
Kleinpaul, H., Die Sonne und das Leben. 774.
Kleinpaul, R., Roma Capitale. 695.
Kleinschmidt, A., Die Aeltern und Geschwister Napoleon's I. 747.
Klinkowström, A. von, s. Metternich.
Knortz, K., Longfellow. Literarhistorische Studie. 168.
Koch, W., Beiträge zur Geschichte des deutschen Handwerks. 526.
Köhler, K., Woahina oder „Gewogen und zu leicht befunden". 535.
Köhler, P., Die Verjudung Deutschlands und der Weg zur Rettung. 771.
König, E. A., Schuld und Sühne. 83.
Koffuth, L., Meine Schriften aus der Emigration. Erster Band: Die Periode des 1859er italienischen Kriegs. Autorisirte deutsche Ausgabe. Erste Lieferung. 627.
Krainz, J., Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande. Erstes bis viertes Heft. 795.
Kraszewski, J. J., Resurrecturi. Aus dem Polnischen übertragen und bevorwortet von Ph. Löbenstein. 587.
Kraus, K., Clarissa. 698.
Kraus, F. X., Roma soterranea. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. 744.
—— s. Real-Encyklopädie.
Krebs, H., Kaiser Otto der Dritte. 673.
Kreiten, W., Voltaire. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Liberalismus. Erste und zweite Hälfte. 151.
Kremnitz, Mite, Rumänische Skizzen. Eingeleitet und übersetzt. 633.
Kreyßig, F., Geschichte der französischen Nationalliteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Fünfte Auflage, vielfach verbessert und vermehrt unter Mitwirkung von F. Lamprecht. 189.
Krieg, der Deutsch-Französische, 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil. 16tes und 17tes Heft. 502.
Krohn, A., Die Platonische Frage. 197.
Krones, F., Geschichte Oesterreichs, für die reifere Jugend erzählt. 312.
—— Geschichte der Neuzeit Oesterreichs vom 18. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 312.
—— Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis neuesten Zeit. 312.
Kruse, H., Das Mädchen von Byzanz. 177.
—— Rosamunde. 177.
—— Der Verbannte. 177.
Kübler, J., Erzählungen aus der helvetischen Revolution. 538.
Kulpe, W., Lafontaine, seine Fabeln und ihre Gegner. 541.
Kürschner, J., Jahrbuch für das deutsche Theater. Zweiter Jahrgang. 561.

Laban, F., Die Schopenhauer-Literatur. 787.
Lachèse, Marthe, Die Pflegetochter Salomon's. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. 606.
Lähm up. Wat de Trängsoldate Mattigges Pappstoffel to vertellen weit. Erlebnisse im Feldzuge 1870—1871 im paderborner Dialekt mitgetheilt von einem Sohn der rothen Erde. 188.
Lamartine, A. de, Jocelyn. Uebersetzt von Julie Berhard. 789.
Lánczy, J., Die Reform des höhern Unterrichtswesens und die moderne ungarische Bildung. 150.
Landor, W. S., Männer und Frauen des Worts und der That, im Gespräch zusammengeführt. Auswahl und Uebersetzung von E. Oswald. 547.
Lange, F. A., Die Arbeiterfrage. Vierte Auflage. 609.
Langenberg, E., Ernst Moritz Arndt's Briefe an eine Freundin. 747.
Lauger, P., Die Grundprobleme der Mechanik. 185.
Lasswitz, K., Atomistik und Kriticismus. 182.
—— Bilder aus der Zukunft. Dritte Auflage. 267.
Last, E., Mehr Licht. Vierte Auflage. 298.
Lattmann, J., Praktische Bedenken gegen die Fassung (nicht gegen den materiellen Inhalt) der Regeln für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauche in den preußischen Schulen. 446.
Leander, R., Gedichte. 262.
Lebensbilder. Von J., Verf. der „Geschichte eines jungen Mädchens". Aus dem Dänischen von F. v. L. 728.
Lehmann's, Ch., Blumengarten, frisch ausgejätet, aufgeharkt und umzäunt von einem Liebhaber alter deutscher Sprache. 234.
Leissmann, M., Johannes. Idyll. Zweite Auflage. 33.
Leistner, E., Bismarck's und Moltke's eigene Worte an das deutsche Volk. 529.
—— Eine Kaiser-Wilhelm-Hochschule für die deutsche Sprache. 446.
Lendners Ernst von Käsenmark, Fartblihndijer Zipserscher Liederposchen, en verflitzten Jong und verschemten Jongfern vor die Brost gestochen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit angehängtem Glossar. 150.
Lenzen, Maria, geb. di Sebregondi, Sunnehild. 441.
—— Geheime Schuld. 571.
Leonhart, E., Von Rhein und Mosel. 473.
Lessing, G. E., Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von R. Boxberger. 359.
Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch. Herausgegeben vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebunde. 357.
Lewald, Fanny, Helmar. 760.
—— Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich (1877, 1878). 19.
Liebermann von Sonnenberg, M., Gedichte. 262.
—— Rheinreise. 121.
Lilienfeld, P. von, Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. Vierter Theil: Die sociale Physiologie. 731.
Lindau, P., Dramaturgische Blätter. Neue Folge. 1875—78. 123.
—— Theater. Zweite Auflage. 3.
Linden, E. Baron von, Die Wiedergeburt des Deutschen Reichs. 627.
Lingen, E., Vergib und Vergiß. 472.
Lipiner, S., Buch der Freude. 423.
Lipsius, R. A., Dogmatische Beiträge zur Vertheidigung und Erläuterung meines Lehrbuchs. 54.

Lipsius, R. A., Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik. Zweite Auflage. 45.
Literatur, ausländische. 78. 159. 174. 190. 206. 254. 271. 366. 398. 494. 574. 671. 718. 751. 782. 814.
Literatur, deutsche. 14. 30. 110. 190. 222. 238. 254. 318. 334. 382. 430. 463. 526. 590. 607. 638. 654. 670. 702. 718. 734. 750. 782. 797. 814.
Lobstein, E., Fr. Lobstein sen., Professor der Anatomie und Chirurgie. 593.
Lohde, Clarissa, Erlöst. 360.
Loeper, G. von, s. Goethe.
Lorm, H., Neue Gedichte. 201.
Lossie, Martha, Das Pfarrhaus. 267.
Lucius, P. E., Die Therapeuten und ihre Stellung in der Geschichte der Ascese. 738.
Lütze, F., Ueber das ἄπειρον Anaximander's. 197.
Lux, A. E., Von Loanda nach Kimbundu. 381.
Lynar, C., Ein Dorfkind in der Stadt. 649.

Magyarisirung in Ungarn. 627.
Mahlke, K., Anna Grossi. 73.
Mann, F., s. Pestalozzi.
Mannesherz, Eugen von, Studien über das Glück in der Ehe. 457.
Marbach, H., Auf Irrwegen. 649.
Marholm, L., Johann Reinhold Patkul. Erster Theil: Gertrud Lindenstern. Zweiter Theil: Patkul's Tod. 323.
Marriot, E., Egon Talmors. 362.
Martin, Th., Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England. Uebersetzt von E. Lehmann. Vierter Band. 668.
Märzroth, Kleine Wahrheiten. 714.
Mauthner, F., Vom armen Franischko. Zweite Auflage. 360.
Max, H., s. Seidl.
Mayer, A., Der Kampf um das Dasein der Seele. 299.
Medikus, W., Das Thierreich im Volksmunde. 524.
Meerheimb, F. von, Geschichte der pariser Commune vom Jahre 1871. 378.
Mehlis, C., Bilder aus Deutschlands Vorzeit. 523.
Meister, F. A., Aus jungen Jahren. 121.
Mendthal, S., Ueber den Begriff des Besitzes. 731.
Mertens, Märchenspiele. 516.
Metternich. — Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten R. Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von A. von Klinkowström. Erster Theil. 129.
Meyer, E., s. Jahresberichte.
Meyer, J., Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'schen alemannischen Gedichte. Zweite Auflage. 187.
Meyer, K. F., Der Heilige. Zweite Auflage. 337.
Meyer von Waldeck, F., Goethe's Märchendichtungen. 291.
Meylan, Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. 549.
Meyn, L., Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. 195.
Michelis, F., Unter welchen Bedingungen kann der Altkatholicismus seine ihm von Gott gegebene Aufgabe, die römische Herrschaft endgültig zu stürzen, erfüllen. 817.
Milow, St., In der Sonnenwende. 200.
—— König Erich. 673.
Mindermann, Marie, Aus dem Leben. 267.
Minoprio, J., s. Jahrbuch.
Moser, G. von, Hektor. 242.
Müller, D., Geschichte des deutschen Volks in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung zum Gebrauch an höhern Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. Achte verbesserte Auflage. Besorgt von F. Junge. 438.
Müller, F., Raudeck. 673.
Müller, M., Essays. Erster Band. Zweite vermehrte Auflage. 397.
Müller, W. und M. Beilhack, Für den Spessart. 339.
Musset, A. de, Dichtungen. Uebersetzt von O. Baisch. 234.

Neese, M., s. Almanach.
Nenbürger's, E., gesammelte Gedichte. 262.
Neurath, W., Volkswirthschaftliche und socialphilosophische Essays. 609.
Niemann, A., Katharina. 251.
Nippold, F., Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. Dritte umgearbeitete Auflage. Erster Band. 737.
Noack, L., Historisch-biographisches Handwörterbuch zur Geschichte der Philosophie. 198.
—— Ueber Leben und Schriften des Johannes Scotus Erigena. 198.
Nordau, M., Vom Kreml zur Alhambra. 218.
Nordmann, J., Frühlingsnächte in Salamanca. Dritte Auflage. 337.
Normann, H., Griechische und römische Literaturbilder für die gebildete Frauenwelt. Zweiter Theil: Römische Literaturbilder. 474.

Ohorn, A., Der Eisenkönig. 251.
Opitz, H., Erkenne dich selbst. 457.
Oertzen, G. von, Epigramme und Epiloge in Prosa. 509.
Oesterreich ein Juwel in jüdischer Fassung. Von Austriacus. 771.
Oswald, E., Allard. 715.
Ovid's Elegien der Liebe. Deutsch von H. Oelschläger. 204.

Pailler, W., Neue heit're Dramen für junge Herren und Damen. 666.
Paul, C., Blätter aus meinem Album.
Pannoniens Dichterheim. Eine Auswahl der schönsten magyarischen Gedichte in deutscher Uebersetzung von A. von der Heide. 149.
Pecht, F., Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts. Zweite Reihe. 754.
Peinlich, R., Doctor Adam Lebenwaldt, ein steirischer Arzt und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. 794.
Pensier, A., Die Ideale des Materialismus. 298.
Pestalozzi's, J. H., ausgewählte Werke. Mit Pestalozzi's Biographie herausgegeben von F. Mann. Zweite Auflage. 682.
Peter, C., Zur Kritik der Quellen der ältern römischen Geschichte. 811.
Pfaff, F., s. Sammlung.
Pfleiderer, R., Pius IX. 529.
Pflüger, E. F. W., Die teleologische Mechanik der lebendigen Natur. Zweite Auflage. 185.
Piderit, Th., Drei Bühnendichtungen. 323.
Pilger, R., Ueber das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien. 812.
Plaenckner, R. von, s. Confucius.
Plutarch, der Neue. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. von Gottschall. Siebenter Theil. 439.
Pogatschnigg, V., s. Volkslieder.
Pogge, P., Im Reiche des Muata Jamwo. 141.
Pohl, E., s. Renter.
Pohlmann, W., Die Waldmärchen. 443.
Polko, Elise, Miniaturen und Novellen. 392.
Porter, R., Auf und Nieder. Aus dem Amerikanischen von Marie Morgenstern. 363.
Poesche, Th., Die Arier. 91.
Post, A. H., Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens. 731.
Prel, K. du, Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese. 775.
—— Psychologie der Lyrik. 215.
Pröhle, H., Deutsche Sagen. Zweite neu bearbeitete Auflage. 525.
Proschko, H. C., Unter Tannen und Palmen. 698.
Protest gegen die neue Reichs-Orthographie aus Anlaß der: „Geschichte und Gesetze der Deutschen Rechtschreibung von Hans von Wolzogen" von Einem aus dem Volke. 661.
Prott, J., Rüdiger von Bechlaren. 515.
Pünjer, G. C. B., Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation. Erster Band. 315.
Pychlau, V. R. von, Das Ideal einer Frau oder die Liebe im Lichte der „Harmonischen Philosophie". 635.

Quäbicker, R., Karl Rosenkranz. 617.
Quandt, C., Johannes Knade's Selbsterkenntniß. 229.
Quatrefages, A. de, Das Menschengeschlecht. 275.

Raabe, W., Alte Nester. 83.
—— Deutscher Adel. 83.
Radestock, P., Schlaf und Traum. 274.
Radics, P. von, Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken. 169.
Ranke, L. von, Friedrich der Große. Friedrich Wilhelm der Vierte. 172.
Rauscher, E., In der Hängematte. 620.
Raven, Mathilde, Aus vergangener Zeit. Zweite Auflage. 234.
—— Schwanwitt. Sechste Auflage. 234.
Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen bearbeitet und herausgegeben F. X. Kraus. Erste und zweite Lieferung. 740.
Recht, das, zu leben und die Pflicht zu sterben. Social-philosophische Betrachtungen, anknüpfend an die Bedeutung Voltaire's für die neuere Zeit. Zu seinem hundertsten Todestage (30. Mai 1878) von J* P*. 183.

Recken, W., Gedichte. 122.
Regeln und Wörter-Verzeichnis für die deutsche Rechtschreibung. (Wien.) 445.
—— und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch an den bayerischen Schulen. In amtlichem Auftrage bearbeitet. 445.
—— und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Schulen. Herausgegeben im Auftrage des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. 445.
Rehorn, K., G. E. Lessing's Stellung zur Philosophie des Spinoza. 198.
Reich, E., Menschliches Elend. 609.
Reichenau, W. von, Die Nester und Eier der Vögel in ihren natürlichen Beziehungen betrachtet. 775.
Reifferscheid, A., Westfälische Volkslieder in Wort und Weise mit Klavierbegleitung und liedervergleichenden Anmerkungen. 234.
Renninger, J., Die Grundlage christlicher Politik. 817.
Ressel, G., Läuterung. 234.
Rethwisch, E., Der Begriff der Definition und seine Bedeutung für die monistische Entwickelungslehre. 618.
—— Geisterkranz. 262.
—— Jugendlieder. 262.
—— Das Ministerium Lasker-Richter oder die Orgien des Pseudoliberalismus. 627.
—— Ostseenovellen. 252.
—— Schauspiele. 673.
Reumont, A. von, Biographische Denkblätter nach persönlichen Erinnerungen. 747.
Reuter, F., Ergänzungsbände zu den sämmtlichen Werken. Lustspiele und Polterabend-Gedichte (Julklapp). 188.
—— Die drei Langhänse. Für die Bühnenaufführung eingerichtet von E. Pohl. 241.
Reuter, R., Non volumus. Zweite, in Gemäßheit eines richterlichen Erkenntnisses abgeänderte Auflage. 627.
Reyer, A., Ueber Ortografie-Reform und Shreibung der Se- und She-Laute. 446.
Reymond, M., An Bord des Jules Verne. 370.
—— Das Buch vom bewußten und unbewußten Herrn Meyer. Dritte Auflage. 370.
—— Das Buch vom gesunden und kranken Herrn Meyer. Fünfte Auflage. 370.
—— Das neue Laienbrevier des Haeckelismus. 370.
—— Naturforscher-Saturnalien. 370.
Rheinau, Sophie, Im Waldesschatten. 649.
—— Mürzel's Ritt auf dem Pegasus. 667.
—— Wendelin Deichselgrad in Köln. 516.
Rieß, F., Das Geburtsjahr Christi. 739.
Rococo-Plaudereien. Streiflichter aus meinem Kamin. Von M. v. M. 586.
Rogge, F. W., Aus Westminster-Abtei. Fünfte Auflage. 234.
Roland, A., Der blaue Schleier. 698.
Roltsch, R., s. Kastropp.
Römer, A., Still und bewegt. 604.
Rosegger, P. K., Lustige Geschichten. 394.
Rosenthal-Bonin, G., Der Bernsteinsucher. 725.
Rossi, A., Del Credito Popolare nelle odierne Associazione cooperative, Ricerche e Studie. 609.
Rößler, R., Schläf'sche Durfgeschichten. Zweite Auflage. 650.
Rubinstein, Susanna, Psychologisch-ästhetische Essays. 196.
—— Die sensoriellen und sensitiven Sinne. 196.
Rüsser, E., Plevno. 722.
Rustige, H., Reime und Träume im Dunkelarrest. 517.
Rutsch, C., Wanderungen durch die Thäler der Mosel, Ahr und Nahe mit landschaftlichen und geschichtlichen Schilderungen. 580.

Saar, F. von, Die beiden de Witt. Zweite neu bearbeitete Auflage. 673.
Saar, K., Die Lustspieleonenrrenz. 241.
Sabell, E. W., Zu Goethe's hundertdreißigstem Geburtstag. 593.
Samarow, G., Des Kronprinzen Regiment. 603.
Samhaber, E., Presirenklänge. 791.
Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff. Die romantische Schule in Deutschland und in Frankreich. Von St. Born. 468.
Samter, A., Das Eigenthum in seiner socialen Bedeutung. 221.
Sanders, D., Kurzgefaßtes Hilfsbuch der Rechtschreibung für deutsche Schulen. Vierte, um die abweichenden amtlichen Feststellungen für die bairischen, die österreichischen, die preußischen und die würtembergischen Schulen vermehrte Auflage. 446.
Sauer, K. M., Freunde und Gönner. 568.
Schanz, J., Kornblumen und Immergrün. Erste und zweite Sammlung. 122.
Schanz, P., Galileo Galilei und sein Proceß. 151.
Scheuck zu Schweinsberg, K., Deutsches Jagd-Brevier. 517.
Scherben. Gesammelt von einem müden Manne. 457.
Scherer, W., Aus Goethe's Frühzeit. 593.
Scherner, C. A., Aus der Natur. Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterbilder. 774.
Scherr, J., 1870—1871. Vier Bücher deutscher Geschichte. Zweiter Band. 583.
Schi-king. Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von V. von Strauß. 350.
Schleich, M., Italische Apriltage. 695.
Schlossar, A., Steiermark im deutschen Liede. 652.
Schlesinger, S., Wiener Tageblätter. 212.
Schlüter, J., Kaiser Wilhelm. 529.
—— Die französische Kriegs- und Revanchedichtung. 169.
Schmidt, A., Das Perikleische Zeitalter. Zweiter Band. 809.
Schneider, L., Aus meinem Leben. Erster Band. 11. Zweiter und dritter Band. 425.
Schneider, Lina, Frauengestalten der griechischen Sage und Dichtung. 474.
Scholl, K., Das Judenthum und seine Weltmission. 773.
Schöll, A., Gedichte aus den Jahren 1823—1839. 762.
Schönaich-Carolath, Prinz E. zu, Lieder an eine Verlorene. 119.
Schreiber, E., Die Selbstkritik der Juden. 773.
Schreibung, die, der Deutschen Sprache. Ehrerbietigste Vorstellung und Bitte an den Hohen Reichstag des Deutschen Reiches von Seiten des Freien Deutschen Hochstiftes. Zweite Auflage. 445.
Schröter, R., Die Gemüthsleiden, ihre rechtzeitige Erkennung und Behandlung. 296.
Schücking, L., Das Recht des Lebenden. 51.
—— Sklaven des Herzens. Viola. 392.
Schulenburg, W. von, Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewald. 525.
Schultz, E., Wahrheit, Freiheit, That! 153.
Schultze, E. W., Zwischen Tiber und Spree. 605.
Schultze, F., Die Sprache des Kindes. 775.
Schultze, M., s. Kinnorlieder.
Schulz, K., Die Beweise für das Dasein Gottes und die Gotteserkenntniß. 316.
Schwartz, K., Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie. 115.
Schwartzkopf, P., Bilder und Klänge. 765.
Schwarze, F. O. von, Die Freiheitsstrafe. 646.
Schweiger-Lerchenfeld, A. Freih. von, Armenien. Ein Bild seiner Natur und seiner Bewohner. Im Anhange: Anatolische Fragmente. Mit einem Vorwort von F. von Hellwald. 109.
Schwerin, Josephine Gräfin, Am Scheidewege. 441.
Schwicker, J. H., Das ungarische Unterrichtswesen am Schlusse des Schuljahres 1877—78. 163.
—— Politische Geschichte der Serben in Ungarn. 681.
Seelmann, A., Adelheid von Walderfee. 323.
Seidel, H., Vorstadt-Geschichten. Zweite Auflage. 539.
Seidl's, J. G., Gesammelte Schriften. Mit einer Einleitung von J. von der Traun. Herausgegeben von H. Max. Vierter Band. 157.
Seidl, F. X., Vergißmeinnicht. 300.
Semler, Ch., Der zerbrochene Krug von Heinrich von Kleist. Für den Schulunterricht dargelegt. 468.
—— Das Thema der Goethe'schen Poesie und Torquato Tasso. 593.
Semler, H., Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika. 497.
Semmig, H., Das Frauenherz. 716.
Senoa, A., Diogenes. Aus dem Kroatischen übersetzt. 392.
Seuberlich, R., Baltische Schnurren. 517.
Seuffer, G., Hellauf Schwobeland! 77.
Seydlitz, G. von, Prüfen und Irren. 393.
Shelley, P. B., Der entfesselte Prometheus. Deutsch von A. Graf Wickenburg. 636.
Sickinger, C., Savonarola. 529.
Siegen, K., Heinrich von Kleist und Der zerbrochene Krug. 468.
Sievers, O., Robert Griepenkerl, der Dichter des „Robespierre". 484.
Silberstein, A., Die Bibel der Natur. Vierte Auflage. 297.
—— Büchlein Klinginsland. Zweite Auflage. 422.

Sirecek, K. J., Die Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel und die Balkanpässe. 108.
Slowacki, J., Maria Stuart. Uebersetzt von L. German. 742.
Smith, A., Natur und Ursachen des Volkswohlstandes. Neu übersetzt von W. Löwenthal. 609.
Soyaux, H., Aus Westafrika. 1873—1876. 140.
Spengel, J. W., Die Fortschritte des Darwinismus. 277.
Spielhagen, F., Quisisana. 631.
Spinoza, s. Dessauer.
Spitz, A., Uto mit dem Tüchlein. 489.
Spitzer, D., Verliebte Wagnerianer. Sechste Auflage. 209.
Splittgerber, F., Tod, Fortleben und Auferstehung oder die letzten Dinge des Menschen. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 741.
Stanislas, A., Waldmärchen. 361.
Stavenow, B., Schöne Geister. 267.
Stein, A. (H. Nietschmann), Martin Luther und Graf Erbach. 473.
Stein, L., Ueber die Entstehung der Sprache. 741.
Stempel, M., s. Jahrbuch deutscher Dichtung.
Stern, A., Zur Literatur der Gegenwart. 483.
Stieda, L., Karl Ernst von Baer. 151.
Stieler, K., Hochland-Lieder. 764.
Stimmungsbilder aus dem Vermächtniß einer alten Frau. Von der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin". 457.
Stöcker, A., Das moderne Judenthum in Deutschland, besonders in Berlin. Fünfte Auflage. 770.
Storm, Th., Eekenhof. Im Brauerhause. 361.
—— Zur Wald- und Wasserfreude. 442.
Strauß, B. von, s. Schi-king.
Strümpell, L., Die Geisteskräfte der Menschen verglichen mit denen der Thiere. 196.
Studien, theologische, aus Würtemberg. Unter Mitwirkung von Braun, Häring u. s. w. herausgegeben von Th. Hermann und P. Zeller. Erster Jahrgang. Erstes Heft. 739.
—— über die Judenfrage. Von einem Geächteten. 772.
Sturm, A., Die Brautschau. 667.
—— Gedichte. 199.
Swinburne, A. Ch., Atalanta in Calydon. Deutsch von A. Graf Wickenburg. 395.
Sybel, H. von, Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. Fünfter Band: Geschichte der Revolutionszeit von 1795—1800. Zweiter Band. Zweite Abtheilung. 375.
Szécsen, A. Graf, Acht Essays. Aus dem Ungarischen übersetzt. 168.

Taine, H., Geschichte der englischen Literatur. Erster bis dritter Band. Autorisirte deutsche Ausgabe. Bearbeitet von L. Katscher und G. Gerth. 801.
Taschenbuch, historisches. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Achter und neunter Jahrgang. 244.
Taubert, E., Der Goldschmied zu Bagdad. Am Kochelsee. Die Cicaden. 452.
—— Ein Mutterherz. 452.
Taylor, B., Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. Ins Deutsche übertragen von Marie Hansen-Taylor. 363.
Tegnér, E., Axel. Aus dem Schwedischen von K. Esmarch. Zweite verbesserte Auflage. 556.
Teichmüller, G., Neue Studien zur Geschichte der Begriffe. Drittes Heft. 296.
Telmann, K., Frische Blätter. Zweite Folge. 74.
—— Im Frühroth. 441.
Teniers, A., Prager Elegien. 620.
Tennyson, A., Enoch Arden. Aus dem Englischen übersetzt von R. Waldmüller. Achtzehnte Auflage. 558.
—— Dasselbe. Aus dem Englischen übertragen von H. A. Feldmann. Dritte Auflage. 558.
—— Harald. Deutsch von A. Graf Wickenburg. 282.
—— Maud. Deutsch von F. W. Weber. 135.
Theater und Musik. 14. 62. 94. 126. 175. 222. 303. 318. 383. 447. 478. 558. 590. 622. 638. 671. 703. 734. 767.
Thenen, J., Der Wunderrabbi. 568.
Thiemich, P., Aus vorigen Tagen. 120.
Thomas, K., Die Grundbegriffe der nationalökonomischen Güterlehre. In zweiter, durch eine Abhandlung des Verfassers über Geld und Kapital vermehrter Auflage von T. Ziller. 609.
Thoresen, Magdalene, Gesammelte Erzählungen. Frei nach dem Norwegischen von W. Reinmar. Zweiter und dritter Band. 729.
Tollin, H., Servet und die oberländischen Reformatoren. Erster Band: Michael Servet und Martin Butzer. 461.
Toula, F., Eine geologische Reise in den westlichen Balkan und in die benachbarten Gebiete. 108.
Traun, J. von der, Goldschmiedkinder. 209.
—— Der Schelm von Bergen. Dritte Auflage. 209.
Trebitz, K., Helgoland. 830.
—— Thymian. 830.
Treu, Margarethe, Was die Schwalben sangen. 252.
Tumlirz, K., Gedichte. 621.

Uhde, H., Das Stadttheater in Hamburg 1827—77. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. 65.
Unger, J. von, Aus meinem Garnison-, Feld- und Reiseleben. 171.
Unterhaltungen, literarische. 1. 17. 49. 81. 113. 161. 192. 225. 257. 289. 321. 353. 385. 481. 513. 545. 577. 625. 657. 689. 721. 753. 785.
Ursachen, die, der Entstehung und Weiterentwickelung der Socialdemokratie, ihre Analyse und die Mittel zur Besserung der socialen Lage von einem praktischen Bürger. 609.
Urtheile, ausländische, über neue Erscheinungen der deutschen Literatur. 15. 46. 287. 351. 510. 542. 686.
Uthagen (Athagen), E. D., Holthäger Geschichten. 650.

Vely, E., Gratiana. 250.
Verena, Sophie, Altes und Neues. 253.
Verne's, J., Schriften. Band 31—34. 485.
Victor, W., s. Zeitschrift.
Villers, Ch. de, s. Briefe.
Virchow, R., Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat. 195.
Vierordt, H., Gedichte. 69.
Vischer, R., Kunstgeschichte und Humanismus. 808.
Vogel, O., Häckel und die monistische Weltanschauung. 195.
Völkel, A., Das Vernünftige und Bewußte in der Natur und die Weltanschauung der Zukunft. 185.
Volkslieder, deutsche, aus Kärnten. Gesammelt von V. Pogatschnigg und E. Herrmann. Erster Band. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 158.
Voß, R., Magda. 516.

Wachenhusen, H., Prinzeß Marianne. 538.
Wachs, O., Erinnerungen eines Civilarztes an die französischen Kriegsgefangenen der Jahre 1870 und 1871. 126.
Wäckerle, H., Bis aufs Würzele. Zweite, gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage von „Gau! Stau! Bleiba lau!" 77.
Walden, Marie, Aus der Heimat. 362.
Waldmüller-Duboe, R., Die Stegreifkomödianten. 242.
Wallace, A. R., Die Tropenwelt nebst Abhandlungen verwandten Inhalts. Autorisirte deutsche Uebersetzung von D. Brauns. 8.
Wallner's allgemeine Schaubühne. Lief. 60, 26, 58 u. 59. 667.
Walter, K., Der Socialistenstaat. 515.
Walther, R. B. von, Hans Landtschadt von Staynach. 727.
Warsberg, A., Freih. von, Odysseeische Landschaften. Dritter Band: Das Reich des Odysseus. 475.
Wasserburger, L., Ein versenktes Eden. 443.
Weber, A., Verfehlt. 634.
Weddigen, F. H. O., Die patriotische Dichtung von 1870/71 unter Berücksichtigung der gleichzeitigen politischen Lyrik des Auslandes. 808.
Weinland, D. F., Kuning Hartfest. 251.
Weiß, B. F., Die Staatsfeuerversicherung in Ungarn. 164.
Weiß und Werthheimer, Ein gestörtes Rendezvous. 667.
Weißenthurn, M. von, Auf einsamem Felsenriffe. 71.
Weizmann, L., Dickens und Daudet in deutscher Uebersetzung. 572.
Welten, O., Scheidungsgründe. 667.
Werber, E., Feuerseelen. 97.
Wernick, F., Städtebilder. (Konstantinopel, Athen, St.-Petersburg, Moskau, Warschau.) Neue Folge. Erster Band. 581.
Wertheimer, J. von, Eudocia. 673.
—— s. Weiß.
Westphal, Julie, Mein Wilhelm. 361.
Wichert, E., Heinrich von Plauen. 685.
Wickenburg-Almásy, Wilhelmine Gräfin, Radegundis. 673.

Widmann, J. V., An den Menschen ein Wohlgefallen. Zweite umgearbeitete Auflage. 492.
Wiener, C., Die Begründung der Sittenlehre und ihre geschichtliche Entwickelung. 155.
Wieser, J. B. von, Der Imperativ der Liebe. 241.
Wilbrandt, A., Ein Kampf ums Dasein. 515.
Wildenbruch, E. von, Der Meister von Tanagra. Zweite Auflage. 796.
Wildenradt, J. von, Fra Filippo Lippi. Episches Gedicht. 33.
—— Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else. 262.
Wilferth, F., Artus. 717.
Willy, M., Heros und Eros. 619.
Wilmanns, W., Ueber die preußische Schulorthographie. 661.
Wimmer, J., Einiges über Jenseits und Diesseits. 741.
Windelband, W., Die Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besondern Wissenschaften. Erster Band. 273.
Winter, C., Philipp Elsen. 267.
Winterfeld, A. von, Zwei Erbfeinde. 305.
Wittmann, H., Fabulirtes. 698.
—— Musikalische Momente. 212.
Wolff, J., Drohende Wolken. 514.
Wolfram, E., Der Landvogt von Speier. 673.
Wolzogen, H. von, Geschichte und Gesetze der Deutschen Rechtschreibung. 446.

Zahn, J. von, Friaulische Studien. Erster Band. 109.
—— s. Geschichtsblätter.
Zeibig, J., Die deutsche Stenographie und die öffentlichen Interessen. 281.
—— Die Stenographie in der Rechtspflege und in der Verwaltung. 281.
Zeitschrift für Orthographie. Herausgegeben von W. Vietor. 661.
Zeller, P., s. Studien, theologische.
Ziegler, F., Gesammelte Reden. Herausgegeben von Franziska von Béguelin, geb. Ziegler. 627.
Ziller, T., s. Thomas.
Zimmer, F., Johann Gottlieb Fichte's Religionsphilosophie, nach den Grundzügen ihrer Entwickelung dargestellt. 156.
Zimmermann, L. R., Lose Skizzen aus dem österreichischen Soldatenleben. Zweite umgeänderte und illustrirte Auflage. 212.
Zimmermann, R., s. Herbart.
Zimmern, H., Lessing's Leben und Werke. Deutsche autorisirte Ausgabe von M. Claudi. 355.
Zistler, F., Harte Kämpfe. 391.
Zur Lösung der socialen Frage durch die Frau. Von einer deutschen Frau. 609.
Zwiedineck-Südenhorst, H. von, Hans Ulrich Fürst von Eggenberg, Freund und erster Minister Kaiser Ferdinand's II. 794.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070035024